Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Sechsundsechzigster Band.

Mit den Portraits von:

August Strindberg, Max Burckhard, William Steinway.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 66. Bandes.

Juli. — August. — September.

1893.

Mit den Portraits von:
August Strindberg, Max Burckhard und William Steinway; radirt von Johann Lindner in München.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXVI. Band. — Juli 1893. — Heft 196.

(Mit einem Portrait in Radirung: August Strindberg).

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Juli 1893.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: August Strindberg.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilage zu diesem Hefte
von
Bade-Direction in Sylt. (Beschreibung des Nordsee- und Stahl-Bades Sylt, Westerland und Wenningstedt).



August Strindberg

Ohne Schuld?

Novelle

von

Konrad Telmann.

— Rom. —

Ich war damals Referendar am Kreisgericht meiner Vaterstadt und sollte zum ersten Mal eine Vertheidigung vor dem Schwurgericht übernehmen. Das gehört zum vorgeschriebenen Ausbildungspensum. Es verstand sich aber von selbst, daß man uns jungen, unerfahrenen Leuten nur solche Fälle übergab, bei denen nach der Ueberzeugung der Sachverständigen doch nichts zu verderben war, Fälle, denen sich die Officialvertheidiger gern entzogen, weil sie darin gegen ihre Ueberzeugung plaidiren oder sich mit einem: „Ich habe gegen den Antrag der Staatsanwaltschaft nichts einzuwenden, bitte aber um mildernde Umstände," begnügen mußten. Für uns kam es nur auf eine dialektische Uebung, auf das Erlernen einer gewissen Geschäftspraxis an, ohne daß die Angeklagten viel Nutzen oder Schaden davon haben konnten.

Der Kreisgerichtsrath, welcher der diesmaligen Schwurgerichtssitzung präsidiren sollte, war ein im Amte ergrauter Criminalist, der sich ebenso durch seinen Scharfblick und sein bedeutendes, organisatorisches Talent, wie durch unerbittliche Strenge und starres Festhalten am Buchstaben auszeichnete. Er war der beste Gesetzeskenner an unserem Gericht. Seine unerschütterliche Ruhe und die zähe, nie ermüdende Arbeitskraft, über die er verfügte, machten ihn im Vereine mit äußerem würdevollen Auftreten zum geborenen Leiter umfangreicher und verwickelter Strafprocesse, durch die sein Name auch bereits in den weitesten Kreisen bekannt geworden war. Er war seit mehr als zwei Jahrzehnten am Häufigsten von allen Räthen des Gerichts zum Schwurgerichtspräsidenten berufen worden, obgleich er im

Grunde seines Herzens ein Gegner der Schwurgerichte war, es seinen Erfahrungen nach auch wohl sein mußte, weil sich die Wahrsprüche der Geschworenen oft genug mit seinen juristischen Ueberzeugungen, mit dem, was seiner Meinung nach das Recht verlangte, nicht decken wollten. Unter seinen Kollegen war er mehr geachtet, als beliebt, von uns wurde er gefürchtet.

Ich muß wohl glauben, daß er mir noch weniger zutraute, als den Uebrigen, und ihm zugestehn, daß er dabei in seinem Rechte war. Mein träumerisches Wesen mißfiel ihm. Ueberdies hatte ich von jeher an den Criminalfällen, mit denen ich mich beschäftigen mußte, immer mehr ein psychologisches oder rein-menschliches Interesse bekundet, als ihnen gegenüber juristischen Scharfsinn gezeigt. Mir war's stets eher auf ein Verstehen der Strafthat, als auf ihre Rubricirung unter den richtigen Paragraphen des Strafgesetzbuchs angekommen. Mit einem Wort: ich stand den Verbrechern nicht als prüfender Jurist, sondern als theilnehmender, mitfühlender Mensch, vielleicht sogar als Dichter gegenüber, der keine lohnendere und lockendere Aufgabe kennt, als die, in den Abgründen armer, irrender Menschenseelen zu lesen und zu forschen. Darüber mochten denn freilich meine Leistungen noch hinter dem üblichen Durchschnittsmaß zurückgeblieben sein.

Kein Wunder also, wenn Kreisgerichtsrath Oesfeldt, als die Reihe an mich kam, eine Officialvertheidigung vor den Geschworenen zu übernehmen, für mich den verzweifeltsten unter allen verzweifelten Fällen hervorsuchte. Er sagte mir das auch in der ihm eigenen, ehrlichen Weise. „Zu verderben ist da nichts," meinte er, behaglich seinen grauen Stoppelbart gegen den Handrücken reibend, „die Angeklagte ist geständig, der Fall liegt einfach, bleiben also nur die Formalien zu erledigen. Na, dazu wird's ja wohl reichen." Das waren die Worte, mit denen er mich entließ, nachdem er mir meinen „Fall" zugetheilt hatte.

Besonders ehrenvoll waren sie nicht, aber ich hatte es ja nicht besser verdient. Ich glaube auch kaum, daß sie meinen Ehrgeiz stachelten und daß ich mir daraufhin vornahm, die Sache genauer zu prüfen, um vielleicht doch noch darin einen Anhaltspunkt für die Entwickelung meiner ersten forensischen Beredtsamkeit zu entdecken. Ich wollte, als ich an Gerichtsstelle nun die bezüglichen Acten einsah, vielmehr einfach meine Pflicht thun und mich über die Sachlage informiren, ohne im Uebrigen daran zu zweifeln, daß hier sich wirklich für mich kein Arbeitsfeld eröffnete. Ohnedies war ich von meinem Mangel an oratorischer Begabung überzeugt und wußte, daß ich, auch in Rücksicht auf meine Schüchternheit, hier schwerlich jemals Lorbeeren würde ernten können.

Aber die Durchlesung der Actenstücke, die sich auf die Anklagesache „wider die unverehelichte Regine Stirner" bezogen, erregte mein Interesse für den Fall nun doch in höherem Maße, als ich gemeint hatte. Nicht

Google

weil er weniger „klar lag", als der Gerichtsrath annahm, — was konnt' es bei einem unumwundenen Geständniß der Angeklagten noch zu eruiren geben? — sondern weil der Fall selber wieder in psychologischer Hinsicht mich zu fesseln begann. Ein junges Mädchen, — die Angeklagte war eben zweiundzwanzig Jahre alt geworden, — das zur Mörderin wird, war mir von vornherein eine Erscheinung, welche meine regste Aufmerksamkeit herausforderte, um so mehr, als es sich offenbar hier um Eine handelte, die weder durch Unbildung noch durch die sittliche Verwahrlosung, in welcher sie etwa aufgewachsen, über das, was sie that, im Unklaren geblieben sein konnte.

Regine Stirner war die Tochter eines jener vermöglichen Hofbesitzer aus unserer Gegend und hatte, wie sich aus den Acten ergab, eine gute Erziehung genossen, war sogar zwei Jahre in einem Mädchenpensionat gewesen. Man stellte ihr von allen Seiten ein günstiges Leumundszeugniß aus. Sie war klug, fleißig und mildthätig gewesen; „nur immer ein bischen sonderbar," wie es in den Zeugenaussagen hieß. Seit dem Tode ihrer Schwester, der vor etwa einem halben Jahre erfolgt war, hatte sie ein seltsam verstörtes Wesen gezeigt und war völlig menschenscheu geworden. Besonders dem Schwager gegenüber war diese Scheu in krankhafte Abneigung, sogar in finsteren Haß ausgeartet. Feindselig hatte sie diesem zwar von jeher gegenübergestanden, aber zuletzt mußte sich ihrer noch dazu der Argwohn bemächtigt haben, daß er an dem Tode ihrer Schwester betheiligt, wohl gar schuld daran sei. Unter dem Bann dieser Wahnidee hatte sich ihr Gemüth mehr und mehr verdüstert, zumal sie mit schwärmerischer Liebe an der Todten gehangen hatte, die im blühendsten Lebensalter durch einen Unglücksfall um's Leben gekommen war. Beim Sandgraben war sie durch einen Absturz verschüttet worden und, ehe man ihr hatte zu Hilfe eilen können, erstickt. Jede Möglichkeit, daß den überlebenden Gatten wirklich eine Schuld an dem traurigen Vorkommniß treffen könne, war ausgeschlossen. Zur Zeit desselben war er überhaupt weit vom Thatorte entfernt gewesen, und die sorgfältig angestellte Untersuchung hatte nicht einmal den Verdacht einer etwaigen Fahrlässigkeit von irgend einer Seite her ergeben. Zudem war nach den übereinstimmenden Aussagen aller vernommenen Zeugen die Ehe die denkbar glücklichste gewesen. Woher also Regine Stirner den grauenvollen Argwohn gegen ihren Schwager gefaßt haben konnte, wenn derselbe nicht eben ihrem blinden Hasse entsprang, war unerklärlich. Uebrigens hatte sie selber ihm auch niemals Ausdruck gegeben, aber ihr Wesen ließ sich kaum anders, als hierdurch, deuten.

Der Schwager selbst, Gottfried Rubow, der als ein tüchtiger Landwirth sowie als ruhiger, fleißiger und nüchterner Mensch geschildert wurde, hatte seinerseits dem Mädchen keinen Anlaß zu Groll und Haß geboten. Es waren vielmehr Zeugnisse genug dafür vorhanden, daß er sie jederzeit freundlich behandelt hatte, wie das überhaupt in seiner Natur lag, ja, Alles

Google

hatte darauf hingedeutet, daß er am Liebsten die Schwägerin zu seiner Frau gemacht hätte. Trotz der offenkundigen Abneigung Regines gegen ihn hatte man im Dorfe auch eigentlich nicht daran gezweifelt, daß es früher oder später dahin kommen werde; nach den herrschenden, ländlichen Gepflogenheiten und in Anbetracht der hier waltenden Verhältnisse war es zweifellos das Beste und Einfachste, was geschehen konnte. Der alte Friedrich Stirner war ohne Hinterlassung eines Sohnes gestorben und der Hof an seine beiden Töchter zu gleichen Rechten vererbt worden. Gottfried Rubow selbst war mittellos gewesen. Nach dem Tode seiner Frau hätte der gesammte Stirner'sche Grundbesitz in Ermanglung einer Nachkommenschaft des Rubow'schen Ehepaares an Regine Stirner fallen müssen, wenn sich nicht unerwarteter Weise ein Testament der in so jugendlichem Alter und so jäh verunglückten Frau Luise Rubow vorgefunden hätte, in welchem deren Ehemann zum Erben aller ihrer Rechte an dem väterlichen Besitz eingesetzt worden war. Durch dies Testament, dessen Giltigkeit unanfechtbar war, konnten schwere Unzuträglichkeiten hervorgerufen werden, falls Gottfried Rubow eine neue Ehe schloß und auch Regine Stirner sich verheirathete; zwei verschiedene Besitzer auf demselben Hofe taugten nun einmal nicht, am Allerwenigsten, wenn sie Beide Fremde darauf waren. Eine Verheirathung zwischen Schwager und Schwägerin hätte jeder Möglichkeit späterer Conflicte also vorgebeugt und mochte aus diesem Grunde auch, wenn nicht um anderer willen, von Gottfried Rubow beabsichtigt gewesen sein.

Andrerseits war es aller Wahrscheinlichkeit nach gerade dies Testament, was Regine Stirners Haß gegen den Schwager geschürt, ja, ihr endlich den Gedanken eingegeben hatte, ihn aus dem Wege zu schaffen. Mußte sie ihn nach dem Tode der Schwester doch als einen frechen Eindringling auf dem alten Familiensitz betrachten, an dem er nach der starren Rechtsauffassung der ländlichen Bevölkerung jetzt kein Recht mehr hatte. Möglicherweise hielt sie das Testament der Schwester auch für erschlichen und brachte es sogar in engen Zusammenhang mit deren jähem Tode, an dem sie ja Gottfried Rubow einen Theil der Schuld, wenn nicht die ganze Schuld, beimaß. Hier waren fraglos die Wurzeln, aus denen der verbrecherische Entschluß in ihr emporgewachsen war. Vielleicht kam dazu, daß sie selber die Eingehung einer Ehe mit einem anderen Manne in Aussicht genommen hatte und alle Unzuträglichkeiten einer Doppelherrschaft auf dem väterlichen Hofe voraussah, zumal Gottfried Rubow dann vermuthlich ebenfalls sich zu einer anderweitigen Heirath entschließen würde. An Zank, Eifersüchteleien und Zwistigkeiten jeder Art konnte es demnach nicht fehlen, und Gottfried Rubow hätte als der früher eingesessene Alleinherrscher, an den die Dienstleute sich bereits gewöhnt hatten und auf dessen Befehle sie warteten, naturgemäß das Uebergewicht besessen. Ohnedies wäre durch die Zurückweisung seiner Werbung eine feindselige Stimmung gegen Regine bei ihm geweckt worden, und der Ausblick in die Zukunft konnte also nur

Google

ein trostloser sein; der Friede war offenbar für immer vom Stirner'schen Hofe gewichen, oder für Regine und Gottfried Rubow zugleich war kein Platz darauf. Einer von ihnen Beiden mußte das Feld räumen. Für Regine konnte kein Zweifel darüber bestehn, daß dieser Eine Gottfried Rubow sein mußte, denn sie selber war die Tochter des Geschlechts, das seit mehr als hundert Jahren auf dem Hofe gesessen hatte. Aber Gottfried Rubow war weder in Güte zu bestimmen, den Hof zu räumen, noch gab es ein Mittel, ihn gewaltsam von dort zu vertreiben. Es war actenmäßig festgestellt, daß Regine Stirner versucht hatte, ihrem Schwager sein Erbrecht am Hofe abzukaufen und ihn zur Auswanderung zu bewegen. Beides Ansinnen, die er mit Hohn und Entrüstung abgewiesen hatte. Und dann war aus ihrer Rathlosigkeit, wie sie sich anders helfen sollte, allmälich der verbrecherische Plan in ihr herangereift, und in einer unglückseligen Stunde hatte der Wahnsinn Macht über sie gewonnen: das Gräßliche war geschehn.

So ungefähr stellte sich mir nach den Untersuchungsacten der merkwürdige Fall dar. Da die Angeklagte ein unumwundenes Geständniß abgelegt, auch den Grund für ihre That so bestätigt hatte, wie man ihn nach der Prüfung der Verhältnisse und nach den Zeugenaussagen angenommen, blieb für den Richter nichts mehr zu erforschen übrig, und sein Urtheil mußte feststehn. Um so regeres Interesse erweckte das ganze Geschehniß bei dem Psychologen, und für ihn war hier noch manches Dunkel zu lichten, ehe er völlig verstehen konnte. Der Verdacht geistiger Unzurechnungsfähigkeit bei der jugendlichen Verbrecherin lag so nahe, daß das Gericht während der Untersuchungshaft derselben eine Deploration ihres Gemüthszustandes durch die Sachverständigen von Amtswegen angeordnet hatte, trotzdem die Angeklagte auf Befragen selbst erklärt hatte, daß sie die That bei voller Besinnung und in Folge reiflicher Ueberlegung ausgeführt habe. Die ärztliche Beobachtung hatte zu dem Resultat geführt, daß die Angeklagte als geistig vollkommen gesund und normal zu betrachten sei; weder zeitweilige, durch Schwermuth hervorgerufene Verdüsterungen ihres Erkenntnißvermögens, noch ein Defect in ihren moralischen Anschauungen oder ein Irresein in ihrem Denken ließen sich nachweisen. Daß sie trotzdem unter dem Zwang einer fixen Idee gehandelt hatte, war möglich, konnte aber durch nichts festgestellt werden. Die Anklage lautete sonach mit vollem Recht auf „schuldig des Mordes".

Mir aber war das Herz von irren Zweifeln erfüllt. Trotz der ärztlichen Gutachten konnt' ich nicht glauben, daß hier ein kalt berechneter, wohlüberlegter Mord verübt worden war. Nur ein tief krankes Gemüth konnte das Furchtbare ausgebrütet haben. Ich beschloß, die Angeklagte selber zu besuchen. Es war ja ohnehin meine Pflicht, mich vor dem Verhandlungstage mit ihr zu unterreden, um Alles zu erfahren, was sie zu ihrer Vertheidigung vorbringen konnte und von mir vorgebracht wissen

Google

wollte. Zum Wenigsten mußten mildernde Umstände geltend gemacht werden können, um das Schlimmste von ihr fernzuhalten.

Während ich durch den langen, hallenden Corridor des Untersuchungsgefängnisses schritt, das unmittelbar an das Kreisgerichtsgebäude grenzte, neben mir der Wärter, der mit seinem mächtigen Schlüsselbunde rasselte und kopfschüttelnd den Erlaubnißschein studirte, den mir der Untersuchungsrichter behufs einer Unterredung mit der Angeklagten Regine Stirner ausgestellt hatte, mußte ich der actenmäßigen Darstellung über den Thatbefund gedenken. Man hatte den Leichnam Gottfried Rubows mitten in der großen, gemeinsamen Wohnstube des Hauses am Boden liegend gefunden, als man gekommen war, den „Herrn" zu suchen, der ganz gegen seine Gewohnheit nicht zu der üblichen, frühen Morgenstunde draußen in den Wirthschaftsgebäuden erschienen war. Dem Leichnam war eine Decke übergeworfen worden, während er im Uebrigen fast unbekleidet war. Das große Tischmesser, mit dem die That verübt worden, steckte noch in der breitklaffenden, von geronnenem Blut umgebenen Brustwunde. Der Tod mußte seit Stunden eingetreten sein. Merkwürdiger Weise führten von der Stelle, wo der Leichnam lag, Blutspuren bis zur Thür des Nebenraums. Dort war Regines Schlafkammer. Sonst fanden sich nirgends Zeichen vor, die auf einen stattgehabten Kampf gedeutet oder überhaupt Licht auf die näheren Umstände geworfen hätten, unter denen die That vor sich gegangen war. Die Leute des Hofes hatten vor einem Räthsel gestanden. Auch in der Nacht waren keinerlei Geräusche von ihnen wahrgenommen worden, die verdächtig hätten erscheinen können. Wer war also der Mörder? Keiner von ihnen hatte einen Argwohn gehegt, am Allerwenigsten gegen Regine. Auch diese selbst hatte sich nicht verrathen, als man ihr das Furchtbare berichtet und sie an den Leichnam des Schwagers gerufen hatte. Starr und stumm hatte sie dem Ungeheuerlichen gegenüber dagestanden. Erst als die Behörden benachrichtigt worden waren und die ersten Vernehmungen am Thatorte selber stattgefunden hatten, war der Verdacht des Richters, welcher das Verhör leitete, auf sie gelenkt worden. Und auf seine Frage, ob sie sich schuldig bekenne, hatte sie gleich mit ruhiger, klarer Stimme „ja" geantwortet; dann hatte man sie in's Gefängniß abgeführt.

Warum sie es gethan hatte, war mit der gleichen Sicherheit dagegen bisher noch nicht festzustellen gewesen. Die Gründe, welche die Anklageacte aufführte und die ja glaubhaft genug klangen, hatte Regine zwar auf Befragen bestätigt, selber aber niemals auf das Weshalb? eine Antwort gegeben, sondern dann in ihrem Schweigen verharrt, als ob sie sich scheue, von ihren Beweggründen zu reden, die theils in das pathologische Gebiet hinüberreichten, theils auf gemeinem Eigennutz und unedler Habsucht beruhten. Sie war überhaupt schwer zum Sprechen zu bewegen, und Auskömmliches vernahm man über ihre That niemals von ihr. Sie beschränkte sich darauf, die Vermuthungen des Verhörrichters zu bejahen.

Google

Ich fragte den Schließer nach der Gefangenen. „Ist sie noch immer so still?"

„Wie eine Taubstumme," erwiderte mir der Alte. „Von der werden Herr Reffendar nichts nicht herausbringen. Die ist entweder höllisch verstockt, oder es muß nicht so recht richtig bei ihr sein. Manchmal hat sie überhaupt so' nen Blick, daß es Einem ganz ungemüthlich werden kann. Und dabei muß man von Rechts wegen doch Mitleid mit solch' junges Kind haben, Herr Reffendar. Denken Sie doch man blos an! Einen Mord auf's Gewissen! Und dabei die unschuldigen Augen! Na, ich bin neugierig, wie Sie das arme Wurm 'rausreden wollen, Herr Reffendar. Das könnt' der ältste Justizrath noch nicht 'mal, aber freuen würd's mich."

Wir waren an die Zelle gelangt, und der Alte schloß sie auf. Als ich eintrat, mußte ich mich erst eine Weile an das herrschende Zwitterlicht gewöhnen, ehe ich die Gestalt des jungen Mädchens, das auf dem Strohstuhl neben ihrem Lager saß, aufrecht, den Kopf leicht gesenkt, die Hände im Schoß gefaltet, zu unterscheiden vermochte. Als ich ihr einen Gruß zurief, erwiderte sie denselben mit ruhiger, etwas verschleierter Stimme, wobei sie das Haupt müde aufhob.

Und dann sah ich ihre Züge, ihre Augen. Es war ein feines, stilles, ernstes Gesicht, in das ich blickte. Es war sehr bleich, ohne eigentlich verhärmt zu sein, etwas Starres lag darin ausgeprägt, aber vorherrschend blieb doch der Ausdruck jungfräulicher Keuschheit und Lieblichkeit. Die welligen, blonden Haare, die unter dem Rand der weißen Haube hervorquollen, gaben dem Antlitz etwas Rührendes. Das Merkwürdigste aber waren die Augen. Es waren auffallend große, lichtgraue Augen unter langen Wimpern. Ein Zug von finsterer Entschlossenheit paarte sich darin mit kindlichem Erstaunen und schamhafter Angst. Ich hatte nie im Leben ähnliche Augen gesehen. Es durchfuhr mich, wie ein Wetterschlag, als dies unglückselige Geschöpf diese Augen zu mir aufhob, um sie dann wieder gleichgiltig oder vielmehr stumpf zu Boden zu senken. Gerührt hatte sie sich nicht. Mich aber überkam es mit einer halb freudigen, halb traurigen Zuversicht: sie kann nicht schuldig sein! So sieht keine Mörderin aus!

Und doch: was hatte ich während meiner kurzen, juristischen Praxis schon für Erfahrungen darin sammeln können, daß Verbrecher selten genug dem Bilde entsprachen, das man sich nach ihren Thaten von ihnen macht! Ich konnte wissen, daß es nicht möglich ist, in den Augen, in den Mienen eines Menschen zu lesen, was sein Inneres an grausigen Plänen, an wilden Gedanken beherbergt. Aber dies Mädchen als eine Mörderin anzusehen, ihr den bei klarer Besinnung gefaßten Entschluß zuzutrauen, ein Menschenleben zu vernichten, fiel mir unmöglich. Ich hätte eher mich selber für fähig gehalten, eine Bluthat zu begehen.

Es wurde mir schwer, eine Einleitung zu unserem Gespräch zu finden. Das Mädchen saß so theilnahmlos da, als ob sie meine Anwesenheit schon wieder vergessen hätte oder dieselbe sie doch nicht kümmere. Endlich sagte

Google

ich: „Ich bin zu Ihrem Vertheidiger vor dem Schwurgericht ernannt worden, Regine Stirner, und bin gekommen, mich mit Ihnen über Ihren Fall zu unterreden."

Ich hatte es mit beklommener Stimme vorgebracht, und sie erwiderte tonlos: „Ich danke Ihnen. Ich habe keinen Vertheidiger verlangt, und ich brauche keinen."

„Das Gesetz verlangt es so," erwiderte ich ihr. „Kein Angeklagter darf vor den Geschworenen ohne Vertheidiger bleiben, und wenn er selbst sich keinen solchen erwählt, ertheilt das Gericht ihm aus eigener Machtvollkommenheit einen zu. Deshalb bin ich hier."

Daraufhin schwieg sie. „Ich möchte Alles von Ihnen hören," sagte ich nach einer Weile dringend, während mir das Herz zu klopfen begann. „Es ist ja nur in Ihrem eigenen Interesse, daß Sie mir Alles genau nach der Wahrheit erzählen. Sie dürfen Vertrauen zu mir haben. Es ist meine Pflicht und zugleich mein aufrichtiger Wunsch, Ihnen zu helfen, soweit es irgend möglich ist."

Sie schüttelte leise den Kopf. „Mir kann Keiner helfen. Und ich habe ja schon gesagt, wie es gewesen ist und daß ich die That begangen habe. Weshalb quält man mich immer wieder? Weshalb macht man nicht ein Ende?"

So sanft sie sprach, meinte ich doch einen Aufschrei der Verzweiflung aus ihren letzten Worten zu entnehmen. Es schnitt mir in's Herz. Sie hatte ihr Gesicht noch immer nicht zu mir aufgehoben; wie ein Bild stummer, starrer Qual saß sie vor mir da, regungslos und willenlos. In mir aber wuchs und wuchs das heiße Verlangen, sie zum Reden zu bringen, weil ich an ihre Blutschuld nicht glauben konnte, nicht glauben wollte, — trotz Allem nicht. Weil ein ungeheures Mitleid mit ihr in mir aufstieg, je länger ich diese schlanke, anmuthige, rührende Mädchengestalt in ihrem Schmerz und in ihrer wortlosen Ergebung in das Furchtbare, das ihrer wartete, betrachten durfte. „Fräulein Regine Stirner," sagte ich und ließ mich auf den Bettrand vor ihr nieder, „man wird nicht eher aufhören, Sie zu quälen, als bis Sie die volle Wahrheit erzählen und Ihr Gewissen endlich entlastet haben. Das haben Sie bis zu dieser Stunde nicht gethan."

Die Bestimmtheit, mit der ich sprach, machte sichtlich Eindruck auf sie. Sie zuckte leicht zusammen und warf mir einen halb fragenden, halb vorwurfsvollen Blick zu. Es war der erste, der mich aus ihren Augen traf. Mir kam es vor, als verwunderte sie sich, einen so jungen Mann zu sehen und einen, der ihr bei früheren Verhören noch niemals entgegengetreten war. Sie mochte nach meinen Worten Anderes vermuthet haben. Ihre Augen blieben auf mir ruhen. „Weshalb sagen Sie das?" fragte sie leise.

„Weil ich weiß, daß es so ist."

„Woher könnten Sie das wissen?" Es war zwar immer noch der gleiche, müde, theilnahmlose Klang in ihrer Stimme, aber doch zitterte auch etwas darin, wie ein leises Erschrecken.

Google

Ich hatte die Empfindung, daß ich jetzt nicht zurückweichen, sondern mit fester Entschiedenheit weiter in sie dringen müsse, um vielleicht doch endlich etwas von dem zu erfahren, was hier Düsteres und Geheimnißvolles noch zu entschleiern war. „Ich weiß es," sagte ich und sah sie ernst, fast drohend an, während ich leise erschauerte. „Ich lese es in Ihren Augen, mein Herz sagt es mir. Sie haben sich damit begnügt, immer das zu bejahen, was man Sie fragte. Sie wollten dem Richter zu Willen sein, wollten nichts, als nur fertig sein, nur zu Ende kommen, damit diese ganze Tortur einmal aufhörte. Wenn Sie nur selber von all' jenen furchtbaren Dingen nichts zu berichten brauchten, war Ihnen das Uebrige Alles gleichgiltig. Der Wahrheit aber haben Sie nicht die Ehre gegeben, Regine Stirner. Ihnen lag nichts daran, daß sie an's Licht kam, denn das Schlimmste, was man über Sie verhängen würde, galt Ihnen gerade recht, weil Sie sich schuldig fühlten. Ist es nicht so? Ich aber muß die Wahrheit erfahren, — hören Sie wohl? die volle Wahrheit. Und wenn ich auch niemals davon Gebrauch machen soll und darf, — selbst zu Ihren Gunsten nicht, — erfahren muß ich sie. Eher gehe ich nicht von Ihnen fort."

Ich hatte das Alles mit halblauter, langsamer und eindringlicher Stimme gesprochen, ohne den Blick von ihr abzuwenden, und mir entging nicht, wie es sie einmal über's andere Mal durchfröstelte. Ihre Zähne schlugen zuletzt hörbar aufeinander. Es sah aus, als wenn ein Krampf an ihr rüttelte. Jetzt durfte ich nicht von ihr lassen. Ein unendliches Erbarmen mit ihr erfüllte mich. „Sprechen Sie!" bat ich und streckte ihr in heftiger Gemüthswallung meine beiden Hände hin, immer ihre Augen suchend, „befreien Sie sich doch endlich einmal von der schrecklichen Bürde, die Sie drückt! Sagen Sie mir Alles! Sie dürfen Vertrauen zu mir haben. Ich meine es ehrlich mit Ihnen, ich habe aufrichtiges Mitleid mit Ihnen! Nur verharren Sie nicht in diesem unnatürlichen, unerträglichen Schweigen! Sie haben den Pastor neulich wieder fortgehen lassen, ohne ihm ein Geständniß zu machen, — lassen Sie mich nicht auch wieder so fortgehen! Ich will Ihnen geloben, daß ich von Allem, was Sie mir sagen werden, nur dann Gebrauch machen will, wenn Sie es mir erlauben. Aber sprechen Sie, sprechen Sie endlich!"

Ich sah, wie es in ihr kämpfte, wie es an ihr zerrte und riß. Meine Worte blieben nicht ohne Eindruck auf sie, aber sie wollte nicht reden. Sie schüttelte immer wieder den Kopf, sie sank immer mehr in sich zusammen, ein Schluchzen durchschütterte ihren Körper. „Ich habe ja gestanden," flüsterte sie, „was wollen Sie denn noch mehr? Ich habe ja gestanden. Ich will meine Strafe ja erdulden. Aber man soll mir doch Frieden gönnen bis dahin. Ich möchte Frieden haben."

„Frieden?" wiederholte ich. „Und Sie glauben, Frieden finden zu können, ohne der Wahrheit die Ehre zu geben? Ehe Sie das gethan haben, werden Sie ihn nicht finden. Und wissen Sie denn auch, welche Strafe Ihrer wartet?"

Google

Sie gab keine Antwort. „Wer Menschenblut vergießt," sagte ich nach einer kleinen Weile ernst, „deß Blut soll wieder vergossen werden."

„Ich will ja sterben." Es kam nur wie ein Hauch über ihre Lippen.

„Weil Sie Gottfried Rubow getödtet haben?" fragte ich. Und als sie nicht gleich etwas erwiderte, setzte ich hinzu: „Sie haben ihn doch getödtet?"

„Ja," sagte sie ganz ruhig und fest.

„Warum haben Sie ihn getödtet?" Ich hatte ihre beiden Hände ergriffen, die eiskalt waren, und hielt sie in den meinen, wie um das Mädchen jetzt festzuhalten, um sie mir nun nicht mehr entschlüpfen zu lassen. Und ich fühlte, daß sie sich befreien wollte. Ihre Brust keuchte, wie wenn ihr eine ungeheure Last darauf drückte und ihr das Athmen erschwerte. Die Schweißtropfen standen auf ihrer Stirn. „Warum haben Sie ihn getödtet?" fragte ich noch einmal dringlicher.

Da entflog ihr's: „Ich mußte. Ich konnte mich nicht mehr vor ihm retten."

Nun durchzuckte mich's plötzlich, wie ein Blitz. „Heiliger Gott!" rief ich, „aber dann war's ja kein Mord, dann war's ein Todtschlag, — oder nein, nein, auch das nicht, Nothwehr war's, nichts als Nothwehr, und dann sind Sie frei, sind Sie gerettet!"

Ich hätte bei dieser blitzartigen Erkenntniß am Liebsten einen Jubelschrei ausgestoßen, so erlöst fühlte ich mich. Nun begriff ich Alles. Gottfried Rubow hatte um dies Mädchen geworben, wahrscheinlich weniger, weil er sie liebte, als um in den ungetheilten Besitz des Hofes zu gelangen. Und da sie ihn mit Abscheu von sich gewiesen hatte, ihn, dem sie sogar die Mitschuld am Tode der geliebten Schwester beimaß und den sie der Erbschleicherei bezichtigte, war er in seinem verbrecherischen Wunsche schließlich dahin getrieben worden, ihr Gewalt anzuthun, um sie so zu zwingen, auch vor der Welt die Seine zu werden. In jener Nacht war er heimlich zu ihr geschlichen, sie aber hatte ihn abgewehrt und endlich, um seiner brutalen Kraft nicht zu erliegen, in ihrer Verzweiflung ihn niedergestoßen.

So erklärte sich Alles. Auch die Blutspuren, die vom Fundort der Leiche bis zu Regines Schlafzimmer leiteten, und der Umstand überhaupt, daß Gottfried Rubows Leichnam unbekleidet mitten in der Wohnstube liegend gefunden worden war, ließen sich nun unschwer deuten. Die That war in Regines Kammer geschehen und sie hatte den Körper des Gerichteten — denn das war er und kein Gemordeter — alsbald in die Wohnstube hinübergezerrt, um dort, weil ihr vor ihm ekelte, ein Tuch darüber zu werfen. Ich sah das Alles deutlich vor mir, Stein fügte sich mir an Stein, und in fieberhafter Hast und Erregung baute ich mir die Vertheidigung, die Errettung dieses unglückseligen Mädchens auf. Sie mußte ja gerettet werden; jetzt war's die Gerechtigkeit selber, deren Jünger ich sein wollte, die es von mir verlangte, sie zu retten.

Google

Aber warum hatte sie selber nichts gethan, um diese Rettung zu ermöglichen? Warum hatte sie geschwiegen, schwieg sie noch jetzt und ließ sich die Worte, die Leben und Freiheit für sie bedeuteten, gleichsam mit Gewalt abringen? War das nur das natürliche, weibliche Schamgefühl, wodurch ihr der Mund verschlossen wurde? Doch weshalb hatte sie dann alle richterlichen Vermuthungen über die blutige That und deren Beweggründe, Vermuthungen, die mit der Wahrheit offenbar so garnicht übereinstimmten, ausdrücklich bestätigt? Sie hatte ja gelogen, und diese Lüge konnte — nein, mußte ihr Verderben besiegeln. Warum war das geschehen? Soweit hatte die Scham sie doch nicht fortreißen können. Oder wollte sie sterben? War ihr das Leben nach dem Traurigen und Schrecklichen, das sie darin erfahren, zum Ueberdruß, zu einer unerträglichen Last geworden, die sie von sich abschütteln wollte um jeden Preis? Sterben?! Aber wenn man sie nun nicht würde sterben lassen, sondern statt dessen lebenslang in die Zelle eines Zuchthauses einschloß, wo sie unter tausend Martern hinwelken und ein grauenvolles Altern erwarten sollte? Ahnte sie von solcher Möglichkeit nichts, die doch nur allzu nahe lag? Oder war's wirklich der Irrsinn, der ihren Geist beschattete und ihr alles klare Denken, alle Ruhe der Ueberlegung raubte?

Die Gedanken wogten mir in toller Flucht durcheinander. Und während alledem saß Regine vor mir in starrer Unbeweglichkeit, die beiden Hände vor ihr Antlitz geschlagen, der jugendlich-schlanke Leib hin und wieder wie von einem Krampf durchschüttert. Wußte sie, daß sie mir mit den wenigen ihr ungewollt entfahrenen Worten mehr verrathen hatte, als ihrem Richter? Bereute sie, was sie gesagt, weil ihr ahnte, welche Folgen es haben konnte?

„Fräulein Regine Stirner," sagte ich endlich, da sie selbst nicht sprechen zu wollen schien, „ich verstehe, daß Sie sich gescheut haben, vor dem Untersuchungsrichter zu bekennen, weshalb Sie Gottfried Rubow getödtet haben. Lieber, als das einem fremden Manne in's Gesicht sagen, wollten Sie als eine Schuldige dastehn. Aber nun *haben* Sie es ausgesprochen, und nun können Sie nicht mehr zurück. Und Tod und Leben hängt ja davon für Sie ab. Es *muß* nun Angesichts Aller und in voller Oeffentlichkeit ausgesagt werden, daß Gottfried Rubow fiel, als Sie sich gegen ihn vertheidigen mußten. Es werden furchtbare Stunden für Sie sein, aber ich kann sie Ihnen nicht ersparen. Auch das wird vorübergehn. Und ich danke Gott, der Sie wider Ihren Willen sprechen ließ, was Sie nun frei ausgehn lassen wird und einen Justizmord — das Fürchterlichste, was es auf der Welt giebt — noch im letzten Augenblicke verhindert."

Ich hatte in heißer Erregung gesprochen, aber ich gewahrte trotzdem, wie das Mädchen mich mit großen, schreckhaft aufgeweiteten Augen betrachtete, in denen das ganze Grauen gespiegelt lag, das ihre Seele erfüllte. Sie hob die beiden Hände auf, als ob sie etwas Entsetzliches von sich abwehren

Google

wolle. Und dann sagte sie, halb erstaunt, halb eigenwillig, mit scharfer Stimme: „Aber ich habe ihn ja ermordet.“

„Nein, nein,“ fiel ich ein, „das haben Sie nicht. Sie haben sich gegen einen frechen Angreifer, der Sie vergewaltigen wollte, gewehrt und, da Sie sich nicht anders zu helfen wußten, ihn erstochen. Das war Ihr gutes Recht, dafür kann Niemand Sie zur Rechenschaft ziehen. Es war eine traurige Nothwendigkeit.“

Sie schüttelte langsam den Kopf, offenbar noch immer fassungslos dem Neuen, Ungeheuerlichen gegenüber, das sich durch meine Worte vor ihr kundgab. „Nein, nein,“ stieß sie heraus, wie in Angst. Und dann setzte sie fragend hinzu: „Wer hat Ihnen das gesagt?“

Sie schien vergessen zu haben, was sie selber vorher gesprochen, oder wollte versuchen, mich glauben zu machen, daß ich sie falsch verstanden. Ich aber ließ mich jetzt nicht mehr irre machen. „Fräulein Regine Stirner,“ sagte ich, und meine Stimme mochte von dem warmen Mitgefühl zittern, das in meiner Seele brannte, „wozu wollen Sie jetzt noch Verstecken mit mir spielen? Es nützt Ihnen ja doch nichts. Und wenn Sie selbst wieder zurücknehmen wollten, was Sie gesagt haben, ich würde Ihnen ja doch nicht mehr glauben. Und wenn Sie auch garnicht gerettet sein wollen, ich rette Sie dennoch, ich muß es, es ist meine Pflicht. Nicht um Ihretwillen, aber um der Gerechtigkeit willen, der ich diene, deren makellose Reinheit zu wahren meine heilige Aufgabe ist. Also weshalb sperren Sie sich noch länger? Als ich Sie sah, wußte ich ja gleich, daß Sie keine Mörderin sein konnten. Und nun ist mir Alles, Alles klar geworden. Aber nun bitte, nun beschwöre ich Sie auch, helfen Sie mir bei dem, was ich vorhabe und was ich selbst ohne Sie und gegen Sie thun würde und müßte! Helfen Sie mir dabei, Sie zu retten!“

Ich hatte zuletzt, von meiner Wallung fortgerissen, ihre beiden Hände ergriffen, die eiskalt und reglos wieder in den meinen lagen. In Angst und Entsetzen ruhten ihre Augen auf mir. Es war gerade, als hätte ich ihr etwas Fürchterliches angekündigt, als hätte ich ihr das Todesurtheil gesprochen, statt daß ich ihr Rettung verheißen. Ich begriff sie nicht mehr. Dieses Grauen vor dem Gerettetwerden ließ sich auf natürlichem Wege, ließ sich durch das weibliche Schamgefühl, durch die Furcht vor dem, was als Rettungsmittel hier angewandt werden mußte, nicht mehr erklären. Entweder steckte ein noch unentschleiertes Geheimniß dahinter oder der Geist dieser Unglücklichen war trotz des Leugnens der Aerzte verwirrt.

„Fräulein Regine,“ sagte ich nochmals bittend, „haben Sie doch Vertrauen zu mir! Kommen Sie doch zu sich! Sie sind ja keine Mörderin, Sie sollen ja frei werden!“

„Nein, nein, nein,“ brach sie nun plötzlich in wilder Leidenschaftlichkeit aus, „ich kann nicht, ich will nicht. Verstehen Sie denn nicht? Sie können mich ja doch nicht zwingen, zu leben!“

Google

Was war das? Sie gestand also wirklich unumwunden ein, daß sie sterben wollte, und deshalb, nur deshalb hatte sie ihren Richtern die Wahrheit über das Geschehene verborgen? Ich erschrak im Tiefsten. Und weshalb wollte sie denn sterben? Weil das Leben ihr zum Ueberdruß geworden war, oder weil das, was sie gethan, auch trotz der Gesetzesvorschriften und trotz der richterlichen Anschauungen sie ein todeswürdiges Verbrechen dünkte, auch dann so dünkte, wenn sie von seiner Nothwendigkeit durchdrungen war und es nicht bereute, es in jeder Stunde unter dem gleichen Zwange der Umstände wieder thun würde? Darüber mußte ich Klarheit haben.

„Fräulein Regine," sagte ich ernst und traurig, „Sie irren. Nicht ich, aber Andere können Sie zwingen, zu leben. Auch wenn Sie sich weigern, die Wahrheit zu sagen. Ja, dann erst recht. Nur daß Sie dann nicht in der Freiheit ein menschenwürdiges Dasein führen werden, sondern daß man Sie, wie ein wildes Thier, für Ihr ganzes Leben in eine Zelle einsperren wird, — verstehen Sie mich nur recht: in ein Zuchthaus!"

Ein Aufschrei quoll von ihren Lippen. Sie war in irrer Angst aufgesprungen, die Augen quollen ihr fast aus den Höhlen, ihre Brust rang keuchend nach Athem. „Das" — stammelte sie, „das wäre möglich? In ein Zuchthaus? O du allmächtiger Gott!" Sie sank wieder auf ihren Schemel zurück, die Kniee brachen ihr. Wie ein Bild fassungslosen Jammers saß sie vor mir.

„Das ist nicht nur möglich", sagte ich mit starker Stimme, „das ist sogar gewiß, — wenn Sie die Wahrheit nicht sprechen."

„Ich habe ihn ja getödtet," murmelte sie dumpf.

„Aber nicht gemordet," erwiderte ich. „Nur auf Mord steht die Todesstrafe. Und selbst dann würde man Sie vermuthlich zu lebenslänglichem Zuchthaus — begnadigen."

Wieder ein dumpfes Aechzen. Mehr und mehr sank die schmächtige Mädchengestalt vor mir zusammen, ein Frostschauer nach dem andern schien sie zu rütteln. Sie sprach nichts, sie mochte meine Anwesenheit überhaupt vergessen haben. Ich gönnte ihr eine Weile Ruhe. Dann aber sagte ich leise, doch mit eindringlichem Ton: „Sie wollten gern sterben, nicht wahr, Fräulein Regine? Und wenn es selbst der Tod durch Henkershand gewesen wäre, den Sie hätten erleiden müssen. Aber das ist ein häßlicher, widriger Tod, Fräulein Regine."

Sie erschauerte frierend, aber sie entgegnete nichts. Ich hörte ihre Zähne aufeinanderknirschen. Und wieder nach einer Weile setzte ich in gleichem Tone hinzu: „Warum wollten Sie sterben, Fräulein Regine?"

„Weil ich den Tod verdient habe," antwortete sie dumpf und stierte vor sich hin mit einem Ausdruck, der mir den Irrsinn zu verrathen schien.

„Ich sage Ihnen ja, daß Sie sich irren," fiel ich mit leichter Ungeduld ein. „Das Gesetz beurtheilt Ihre That anders."

Google

„Was weiß das Gesetz?!" Es lag etwas unsäglich Verächtliches und Trauriges zugleich in ihrem Ausruf. „Ich weiß es besser."

Mir dämmerte etwas auf. Das Mädchen war vermuthlich eine strenggläubige Christin, sie dachte an den Ausspruch der Bibel, verschmähte in ihrer kindlichen Aufrichtigkeit alle spitzfindigen, juristischen Unterscheidungen und hielt sich einfach an das Wort: „Auge um Auge, Zahn um Zahn." Ich sagte es ihr. „Sie sind fromm, nicht wahr? Sie meinen, es wäre nicht nach Gottes Willen, wenn ein Mensch, der eines Anderen Blut vergossen hat, straflos bleibt und frei ausgeht, das könne nicht nach der biblischen Lehre sein. Aber denken Sie doch einmal an den Krieg! Wieviel Menschenblut wird da vergossen! Jeder Einzelne vergießt es und muß es vergießen, ohne daß ihn Strafe dafür träfe. Der Krieg ist sogar von Gott verordnet, und in der Bibel heißt es oft genug, daß das auserwählte Volk Gottes auf dessen Gebot gegen die Ungläubigen ausgezogen ist. Nun, in solchem Kriegszustande haben Sie sich auch befunden. Sie mußten Ihr höchstes Gut vertheidigen gegen einen gewaltthätigen Räuber. Ihm ist geworden, was er verdient hat."

Ich hatte langsam gesprochen und das Mädchen unverwandt dabei angeblickt in der Hoffnung, eine Wandlung in ihren Mienen zu gewahren. Aber die gleiche, dumpfe Verzweiflung blieb darin gespiegelt, wie vorher. Und den Kopf langsam schüttelnd, sagte sie: „Nein, nein, es ist nicht das, — nicht das."

Ich war rathlos, ich wußte nicht mehr, welch' Mittel ich anwenden sollte, um diese Unglückselige zum Sprechen zu bringen. Und doch konnte ich so nicht von ihr gehen. Und wie sollte ich vor den Geschworenen auch nachweisen, daß sie sich im Stande der Nothwehr befunden hatte, als sie Gottfried Rubow erstochen, wenn sie es von sich wies, mir die näheren Thatumstände zu verrathen, unter denen es geschehen war? Ich schritt unruhig in der engen Zelle hin und wider. Solch' ein Raum würde diesem anmuthigen, liebenswerthen Geschöpf nun zeitlebens zum Aufenthaltsort werden, wenn es mir nicht gelang, ihren Freispruch zu erwirken. Solch' ein Raum, und dann Wolle spulen Tag um Tag, Jahr um Jahr. Und dabei die Jugend verlieren, hinwelken und altern. Oh, sie konnte ja alt werden, steinalt im Zuchthause. Man hatte dergleichen erlebt. Und der Wahnsinn streckte seine Krallen nach ihr aus, langsam, ganz langsam, im ewigen Gleichlauf der unendlichen Jahre. Aber er that's, ohne ihr Denkvermögen ganz zu vernichten, ohne sie ganz zu zerdrücken und zu zerstören. Nur stumpf und blöde wurde sie allmälich, immer stumpfer und immer blöder. Und sie lächelte dabei. Mit dem Lächeln des Irrsinns sah sie die Tage gehen und zu Jahren werden. Darüber ging dann ein Menschenleben hin, das Leben eines Weibes, das geschaffen war, um Glück zu spenden und Glück zu genießen. Und all' diese Anmuth, dieser Reiz, diese Güte und Frömmigkeit versiechten in der Zelle eines Zuchthauses, ohne daß Einer darum wußte. Das Alles um einer einzigen Stunde willen, in welcher die

Google

Hand verübte, was der Kopf und das Herz nicht wollten. Nein! Nein! Nein! Nicht einmal das war es. Nur weil dieser spröde Mund nicht sprechen, weil dies keusche Empfinden sich nicht entschleiern wollte, sollte das Grauenvolle, das Unausdenkbare geschehen! Es war unmöglich, es durfte nicht sein.

Ich war in eine sich immer steigernde Aufregung hineingerathen, mein Blut wogte, der Zorn wollte mich übermannen. Und doch mußte ich mir selber sagen, daß ich mit Zorn und befehlshaberischem Wesen am Allerwenigsten etwas bei diesem eigenartigen Geschöpf würde ausrichten können, daß ich dies höchstens erhoffen durfte, wenn es mir gelang, sie zu rühren und zu erschüttern. Ich mußte in ihr das Mitleid mit ihr selber wecken. Vielleicht war es besser, wenn ich sie jetzt verließ, um ihr Zeit zu Ruhe und Sammlung zu gönnen. Aber ich konnte so nicht fortgehen.

„Fräulein Regine," sagte ich und blieb dicht vor ihr stehen, die regungslos, die Hände auf den Knieen, vor sich hinausstarrte, „wollen Sie mir nichts mehr sagen? Soll ich Sie so verlassen? Und ich meine es so gut mit Ihnen, möchte Ihnen so gern helfen. Und zu wissen, daß ich es könnte, wenn Sie nur wollten? Warum wollen Sie denn nicht! Mißtrauen Sie mir?"

Sie hob ihre Augen plötzlich auf und sah mich mit einem langen, langen Blicke an. Es war, als ob sie mich prüfen, mir bis auf den Grund meiner Seele schauen wollte. Ich hielt den Blick aus, wenngleich es mich sonderbar darunter durchschauerte. So hatte mich noch nie ein Mensch im Leben angesehen. Und in meine Empfindungen heißen Mitleids mit diesem Mädchen begann sich plötzlich etwas Anderes einzumischen, etwas, wovor mir grauste und was mich doch auch wieder mit süßen und wonnigen Regungen erfüllte. Was war das? Ich verstand es nicht, wagte es nicht, mir's zu gestehen. Nur daß ich dies anmuthige Geschöpf, über dem ein dunkles Verhängniß schattete, erlösen wollte und mußte, was immer es kosten mochte, wurde mir immer mehr zu heiligem Entschluß. „Nun?" fragte ich nach einer langen, bangen Pause.

„Ich glaube Ihnen, daß Sie es gut mit mir im Sinne haben," entgegnete sie leise, wiederum in sich zusammensinkend. Und dann nach einer kleinen Weile: „Sie wissen nur nicht, wie es gut für mich ist."

„Ich müßte eben zunächst Alles von Ihnen erfahren, Fräulein Regine," sagte ich lauernd.

Sie athmete schwer, stand dann auf, legte die Hand auf's Herz, als ob ihr eng und schwül zu Muthe geworden sei, und lehnte sich endlich müde, wie erlahmend gegen die Wand. Sie rang sichtlich mit einem Entschlusse. Ich wollte ihn ihr leichter machen, indem ich jetzt ging. Wenn ich morgen wiederkam, würde sie eher geneigt sein, zu sprechen. Und zum Sprechen mußte ich sie ja bringen.

Ich bot ihr die Hand. „Leben Sie für heute wohl, Fräulein Regine. Ich muß jetzt fort, muß Sie jetzt allein lassen. Morgen komm' ich wieder

Google

zu Ihnen. Vielleicht haben Sie bis dahin Ihren Vorsatz aufgegeben, auch mir gegenüber unverbrüchliches Schweigen zu bewahren. Nur darauf will ich Sie noch aufmerksam machen, daß ich als Ihr Vertheidiger die Pflicht habe, über Alles reinen Mund zu halten, was Sie mir anvertrauen, wenn Sie selber mich nicht ausdrücklich ermächtigen, Gebrauch davon zu machen. Sie haben also, auch wenn Sie sprechen, nichts zu fürchten. Ohne Ihren Willen bin ich pflichtgemäß stumm und bleibe es, selbst wenn ich Sie durch mein Sprechen retten könnte. Es würde sein, als ob ich ein Beichtgeheimniß von Ihnen zu bewahren hätte."

Ich wartete einen Moment darauf, daß sie ein Wort sprechen sollte. Als es nicht geschah, bot ich ihr noch einmal die Hand, drückte die ihre und verließ nach einem letzten, traurigen Blick auf sie die Zelle, die der Wärter hinter mir wieder verschloß.

„Na, Herr Referendar," sagte der Alte, als ich an seiner Seite wieder durch den Corridor schritt, „kriegen wir sie frei?" Er blinzelte mich ironisch an.

„Mit Gottes Hilfe," erwiderte ich fest, „ja".

Und es war mir wahrlich heiliger Ernst damit. In stürmischer Erregung, die zu dämpfen und zu verbergen ich Mühe hatte, legte ich den Weg vom Kreisgericht zu meiner Behausung zurück. Nur über Eines war ich mir unklar. Sollte ich den Gerichtsrath aufsuchen und ihm Mittheilung davon machen, daß der „zweifellose" Fall, an dem nichts zu verderben möglich sein sollte, in Wahrheit ein sehr interessanter, ja, der merkwürdigste und bedeutsamste Fall war, der mir noch jemals vorgekommen? Daß ich mit allen Kräften dahin streben wollte, einen Freispruch in diesem Falle zu erzielen, weil anderenfalls ein Justizmord begangen werden würde? Sollte ich mir seine Hilfe und seinen Rath erbitten in dieser schwierigen, verantwortungsvollen Lage, von der er in seiner Ueberzeugungsruhe nichts ahnte? Aber was würde die Folge davon sein? Entweder würde er mir nicht glauben, würde an Phantasterei meinerseits denken und mich gar in Verdacht haben, blos wichtig thun zu wollen, wo doch Alles so sonnenklar vorlag; oder wenn er mir glaubte, würde er den interessanten und bedeutungsvollen Fall mir entziehen, da ich nicht einer so großen Aufgabe gewachsen erschien und das Schicksal der Angeklagten bewährteren Händen anvertraut werden mußte. Er würde meinen, daß er sonst nicht Alles gethan, was dazu dienen konnte, der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen.

Das aber gerade war's, was ich nicht wollte. Ich wollte keinem Andern weichen. Ich wollte selber die Wahrheit an's Licht bringen, und ich traute mir's zu, ich würde es können. Ich glühte danach, dies Mädchen aus eigener Kraft ihrem furchtbaren Verhängniß zu entreißen. Es war wahrlich nicht Eitelkeit, was mich trieb, ich wollte nicht glänzen, ich dachte garnicht daran, daß ich Ruhm und Ehren bei meiner Vertheidigung einernten könne. Regines Schicksal allein lag mir am Herzen, und ich wollte, ich konnte es keinem Andern anvertrauen. War ich doch im Innersten

Google

voller Hoffnung, daß es mir gelingen werde, das Mädchen noch zum Sprechen zu bewegen, während sie einem Andern, einem Fremden gegenüber, der, wenn auch mit den besten Absichten, vor sie hintreten würde, aller Voraussicht nach ihr Schweigen nicht würde brechen wollen. Und wie leicht war es überdies möglich, daß ein anderer Vertheidiger, der an meine Stelle trat, meine Anschauungen gar nicht theilte, daß er, als ein im Formelzwang der Praxis ergrauter Jurist, sich nicht den freien Blick und das rein-menschliche Mitempfinden mehr bewahrt hatte, die doch hierin erster Linie zu ihrem Recht kommen mußten! Nein, ich mußte es selber zu Ende führen, und gerade das Bewußtsein der auf mir lastenden Verantwortung würde mich, wenn nichts Anderes, stacheln, hier das Aeußerste zu versuchen.

Nicht einmal um den Rath eines der älteren Rechtsanwälte, die in unserer Stadt den Ruf gewiegter Vertheidiger besaßen, bemühte ich mich. Ich mochte mich Keinem offenbaren, weil ich in dieser eigenartigen Sache auf kein Verständniß zu rechnen wagte. Wie in einem Rausch befangen, schritt ich einher.

Ich weiß nicht, wie mir der Tag hinging. Ich stöberte in den Commentaren zum Strafgesetzbuch, um irgendwo eine Analogie des Falls zu finden, der mich beschäftigte und ausfüllte, ich las in den Compendien berühmter Rechtslehrer nach, was dort über Nothwehr und Nothstand sowie über deren berechtigte Grenzen und ihre Straflosigkeit gesagt worden war. Aber das Alles förderte mich nicht. Ich mußte die Facten wissen. Wenn Regine nicht sprach, konnte all' meine Gelehrsamkeit nichts helfen. Man würde mich auf den Bänken der Geschworenen einfach für einen fantasiereichen, jungen Streber halten, der um jeden Preis Aufsehen erregen wollte. Und selbst wenn sie sich entschloß, zu sprechen: man mußte das, was sie sagte, auch beweisen, wenigstens glaubhaft machen können. Und würde das möglich sein?

So, von immer neuen, schweren Zweifeln gequält, trat ich am andern Tage den Gang nach dem Kreisgericht an. Es war keine leichte Aufgabe für mich, in meiner Gemüthsverfassung, den größeren Theil des Tages im Sessionszimmer als protocollirender Gerichtsschreiber zu verbringen. Und gerade heute wollten die Sitzungen kein Ende nehmen, gerade heute waren sie von erdrückender Einförmigkeit. Ich war sehr erschöpft, als ich mich endlich in ein nahegelegenes Restaurant schleppte. Und dann erst konnte ich Regine aufsuchen. Es war inzwischen Spätnachmittag geworden, die frühe Dämmerung eines Januartages brach bereits herein. Der gefrorene Schnee knirschte und klirrte draußen unter meinen Füßen, und trotz der Flasche Wein, die ich getrunken, fror mich. Hin und wieder schüttelte es mich förmlich. Aber ich wußte ganz gut, daß es nicht die Winterluft draußen war, die mich frösteln machte, sondern meine Nervenerregung und die Vorstellung der dunklen, einsamen Zelle, in welcher Regine hauste, in welcher sie lebenslang hausen würde, wenn es mir nicht gelang, sie zu erlösen.

Google

Endlich war ich angelangt, endlich hatte sich die Zellenthür vor mir geöffnet. Es war fast dunkel drinnen, nur die kleine Oellampe brannte mit trübem Schwelen. Mir klopfte das Herz zum Zerspringen, als ich eintrat. Mir war's, als müßte sich heute und hier ein Schicksal für mich enthüllen.

Regine Stirner saß auf ihrem Bette, die beiden Arme über den Rand der Bettstatt geworfen, den Kopf darin vergraben. Sie rührte sich garnicht, als ich eintrat, obgleich die eisenbeschlagene Thür hinter mir lärmend genug in's Schloß fiel. Und doch schlief sie nicht, denn ich gewahrte die jeweiligen Zuckungen ihres Körpers; eher schien's, als ob sie lange und viel geweint und nun sich ihrer ein Zustand völliger Apathie bemächtigt hätte. Inniger, als je, wallte mein Mitleid mit ihr auf. Eine Zeitlang wagte ich garnicht, sie zu stören oder ihr überhaupt meine Nähe bemerkbar zu machen. Dann aber rief ich doch leise ihren Namen: „Regine! Fräulein Regine!"

Sie richtete sich müde auf und sah mich mit einem hoffnungsleeren Blick an, vor dem ich erschauerte. „Was wollen Sie? Ich habe Sie nicht gerufen. Was wollen Sie schon wieder?"

„Ich habe Ihnen gestern gesagt, daß ich wiederkommen würde, Fräulein Regine."

„Warum?" Eine angstvolle Abwehr lag in ihren Worten und Geberden.

„Ich will von Ihnen hören, wie Alles gewesen ist. Und ich lebe der festen Zuversicht, daß Sie es mir sagen werden, weil ich nicht aus Neugierde oder Aufdringlichkeit frage, sondern allein um Ihret- und um der Gerechtigkeit willen. Wozu soll ich Ihnen das Alles immer und immer wiederholen? Nicht wahr? Sie werden es mir sagen!"

Es kam keine Erwiderung. Ich rückte mir den Schemel heran und setzte mich. Ich nahm ihre Hand in die meine. Wie ein krankes Kind behandelte ich sie, dem man zureden, das man begütigen, durch Güte sanft machen muß. Und sie duldete das Alles. Aber noch immer schwieg sie. Da begann ich nach einer Weile zu fragen: „Nicht wahr, Regine, dieser Gottfried Rubow hat Sie geliebt?"

Ich spürte das Zittern, das ihren Körper durchrann. Dann antwortete sie mir. Ganz leise kam es von ihren Lippen: „Ja — nein — ich weiß nicht."

„Vielleicht wollte er Sie nur besitzen, damit Sie keinen Andern heirathen konnten, — damit der Hof ganz und ungetheilt an ihn fiel."

„Nein, nein," stieß sie entsetzt aus, „das war es nicht, das glaub' ich nicht."

„Dann — also?" fragte ich bebend. Und nun kam es mir plötzlich mit einer blitzartigen Erleuchtung, daß ich rasch hinzusetzte, noch ehe sie etwas entgegnen konnte: „Dann haben Sie ihn also wohl auch geliebt?"

Google

Gott weiß, wie mir das Wort auf die Zunge gelegt wurde. Ein Schrei brach von ihren Lippen. Sie riß sich von mir los, sie starrte mich an, wie einen Geist, wie ein Phantom, das schreckensvoll vor ihr aufgestiegen war. „Wer — wer hat Ihnen das gesagt?“ stammelte sie irr. Der Angstschweiß perlte auf ihrer Stirn.

Mir selbst wirrten sich jetzt die Gedanken durcheinander. Sie hatte ihn also geliebt! Und doch gemordet! Warum? Weil er ihr die jungfräuliche Ehre hatte rauben wollen? War das ein Grund, wenn sie ihn liebte? Mir wurde das, was hier geschehen war, immer unklarer, mir wirbelte gleichsam das Hirn. Ich versuchte, nachzudenken, aber mir verschwamm Alles. Geliebt und doch gemordet!

Ich weiß nicht, ob ich die Worte endlich laut vor mich hinsprach oder ob das Mädchen sie mir von den Lippen, aus der Seele las. Aber plötzlich sagte sie, während ihre Augen den alten, starren Ausdruck wieder annahmen: „Ja, so war es.“

Ich wagte kaum mehr zu athmen, aus Furcht, sie könne durch irgend etwas aus dem Banne emporgeschreckt werden, in dem sie jetzt gefangen lag und in dem ich endlich ein Bekenntniß, eine voll genügende Erklärung von ihr zu hören hoffte. Wie eine Nachtwandlerin erschien sie mir, die man um keinen Preis aufwecken durfte. Wir sahen uns Beide an, wie wenn Jeder auf das gespannt wäre, was der Andere nun thun oder sagen würde.

Endlich fing ich auf's Gerathewohl zu reden an, in der Absicht, ihren Widerspruch herauszufordern und so allmälich doch der Wahrheit in's Gesicht blicken zu können. „Sie hätten ihn erhört“, sagte ich langsam, aber ohne jede Betonung, „weil Sie ihn ja liebten, wenn nur nicht der furchtbare Argwohn in Ihnen erwacht wäre, er könne am Tode seiner Frau, Ihrer Schwester, mitschuldig sein. Aber deshalb, weil sie diesen Argwohn aus Ihrer Seele nicht verscheuchen konnten, — trotz Allem nicht, — fiel es Ihnen unmöglich, an Stelle jener Todten die Seine zu werden. Er jedoch wollte Sie dazu machen, weil er sich unschuldig wußte. Und um Sie zu zwingen und Ihnen mit einem Schlage Ihre Zweifel und Bedenken zu rauben, entschloß er sich, mit Gewalt —“

Ihre Augen hatten sich immer schreckhafter erweitert, während ich sprach, jetzt unterbrach sie mich mitten im Satz mit einer heftig abweisenden Handbewegung und einem unartikulirten Ausruf, dem sie gleich danach die Worte folgen ließ: „Weil er sich unschuldig wußte? Wer hat Ihnen das gesagt? Er sich unschuldig wissen! Er! Aber zwingen wollte er mich, das ist wahr. Und er hätte mich ja auch gezwungen. Dann blieb mir nichts, als das Messer nach ihm zu stoßen. Und es war gut so. Und gut ist auch das, was nun kommen wird. Es mußte Alles so sein. Was hätte sonst werden sollen?“

„Die Zelle eines Zuchthauses für Lebenszeit“, murmelte ich und sah sie fest an, während das Herz mir bis zum Halse hinauf klopfte.

Google

Es war, als stiege etwas in ihr auf, was sie würgte, was ihr den Athem benahm. Sie erhob sich, während ihre Hände krampfhaft nach den Kanten des kleinen Holztisches griffen, der neben ihrem Sitz in die Wand eingeklemmt war. Sie hielt sich daran, als ob sie einer Stütze bedürfe. Dann machte sie gesenkten Kopfes ein paar Gänge durch den engen Raum und rang die Hände dabei. Sie war in rathloser Verzweiflung. Ich gewahrte das Alles und hätte zu ihr hinstürzen und ihre Hände ergreifen und ihren schlanken Leib umklammern mögen, um sie an mich zu pressen, um ihr zu helfen, sie zu retten, — sie für mich zu retten! Mitleid, Angst und heiße Leidenschaft wogten in mir durcheinander. Aber mitten in meiner stürmischen Wallung war's doch ein Gefühl von heiliger Scheu, das mich gefesselt hielt. Ich wollte sie nicht an mir irre machen, zumal ihre verstörte Seele ohnehin zum Argwohn geneigt war, und ich wollte meine Macht nicht mißbrauchen. Ich hatte schon vieles von ihr erreicht, aber noch immer sah ich nicht klar in dieser Wirrniß von seelischen Conflicten, die endlich zu einem Todtschlag geführt hatten. Ich *wollte* klar sehn.

Regine war plötzlich dicht vor mir stehen geblieben. Ihre Augen glimmerten mich mit einem fast unheimlichen Ausdruck an. „Können Sie nicht machen, daß man mich *doch* sterben läßt?" raunte sie mir zu.

„Regine!" schrie ich auf. Und als ihr Antlitz ganz unbewegt blieb, setzte ich schaudernd hinzu: „Sie sehnen sich danach, durch Henkershand zu sterben, Regine? Gott im Himmel, sind Sie denn wirklich wahnsinnig? Nein, nein, ich kann das nicht, und wenn ich's könnte, ich würd' es nicht wollen. Sie müssen leben, Sie werden es lernen, wieder zu leben, so schwer es Ihnen auch anfangs fallen mag nach dem Schrecklichen, das Sie erfahren haben. Sie *müssen* leben. Und nur von Ihnen allein hängt es jetzt ab, ob Sie in einer Zuchthauszelle leben wollen oder in der Freiheit. Dazwischen haben Sie die Wahl."

„In der Freiheit," wiederholte sie mit einem unsäglich bitteren Ausdruck und Ton.

Da hielt ich mich nicht länger. „Ja, und im Glück, Regine," rief ich. „Wenn Sie nur wollten, — es liegt ja Alles vor Ihnen: Freiheit und Liebe und Glück. Sie brauchen nur die Hand danach auszustrecken."

Sie blickte mich mit starrem Entsetzen an, sie *wollte* mich nicht verstehn. Ich aber war in einen solchen Taumel gerathen, daß ich nun ausbrach: „Ja, ich liebe Sie, Regine; ich habe nicht nur unendliches Mitleid mit Ihnen, ich habe Sie auch sehr, sehr lieb. Ich möchte Alles für Sie thun. Ich will Sie retten, — aber für mich. Sagen Sie mir ein Wort, ein einziges, gutes Wort! Geben Sie mir eine Hoffnung, daß ich später — daß Sie einmal —"

Ich konnte nicht weiter, ich verwirrte mich. Ihre Blicke machten mich verstummen. Und dann fragte sie mich mit fassungslos-erstauntem Ton: „Sie — haben mich lieb? Mich? Und Sie wissen, daß ich eine Mörderin bin?"

Google

„Ich weiß, daß Sie keine Mörderin sind. Aber auch wenn Sie es wären, — ich würde Sie dennoch lieb haben und könnte nicht anders."

„Dann —" sie athmete schwer — „dann werden Sie mich auch sterben lassen."

„Regine! Wenn ich Sie liebe! — Will man denn den todt sehen, den man liebt?"

„Wenn ich Ihnen sage, daß ich sterben muß und will, und daß ich das Leben nicht ertragen könnte, dies Leben, das eine so unermeßliche Last für mich sein würde, — würden Sie auch dann von mir verlangen, weiter zu leben? Das kann doch keine Liebe sein, die das verlangte! Aus Liebe müßten Sie mich dann doch sterben lassen. Wenn man Einen lieb hat, will man ihm doch nur Gutes, nur das Beste anthun, nicht ihn quälen und martern."

„Und ich, Regine?" fiel ich mit anklagendem Ton ein, „ich? Was soll dann aus mir werden? Denken Sie denn garnicht an mich?"

„Für Sie ist es auch so am Besten," sagte sie. „Glauben Sie mir doch! Für Sie auch."

Ich hatte die Augen geschlossen, weil mir schwindelte. Da fühlte ich plötzlich ihre Hand auf meinem Haar, über das sie einen Moment wie liebkosend hinstrich. Ich erzitterte. „Regine," flüsterte ich in ausbrechendem Schmerz, „weshalb wollen Sie denn nicht leben?"

„Ich kann nicht," klang es mir mit ersterbender Stimme an's Ohr, „ich kann nicht."

„Sie bleiben dabei, daß eine Blutschuld auf Ihnen ruht und daß Sie die sühnen müssen, nicht wahr? Und doch —"

„Eine Blutschuld," wiederholte sie mit eigenartiger Betonung, „ja, ja, eine Blutschuld." Wie entgeistert stierte sie wieder in's Leere.

So kamen wir nicht weiter. „Regine!" sagte ich, „wenn Sie mich auch lieb hätten, — nur ein klein wenig lieb hätten, — und wenn das Gericht Sie nun freispricht, wie es ja muß — warum sollten Sie dann nicht leben können — um meinetwillen? Bloß um meinetwillen? Sehen Sie, ich kann ja nicht mehr leben ohne Sie. Das ist Alles so schnell, so überraschend gekommen, so augenblendend, wie ein Blitz vom Himmel. Und ich werde Sie schon wieder lehren, das Leben zu ertragen, das hat keine Noth. Das Leben wird schön werden, Regine. Wir werden in eine ganz andere Gegend ziehn, wo kein Mensch uns kennt, wo kein Mensch etwas von dem weiß, was hier geschehen ist. In eine Gegend, wo der Himmel viel blauer ist und die Menschen viel lustiger sind, als hier, wo man versteht zu leben, wo man begreift, wozu man überhaupt lebt. Sie werden das auch begreifen, Regine. Und vergessen werden Sie und ein neues Dasein anfangen. Und Ihre große Lehrmeisterin wird immer die Liebe sein. Regine! Wollen Sie so? Ich bitte, ich beschwöre Sie: wollen Sie so?"

Google

Ich war, mit meinen beiden Armen ihren Leib umschlingend, an ihr niedergeglitten und barg nun in stürmisch ausbrechender Leidenschaft meinen Kopf in ihrem Schoß. Ich glaube, ich bebte, wie von einem Wirbelwind erfaßt und durchschüttelt. Sie aber nahm meinen Kopf in ihre beiden Hände und strich mir eine Weile liebevoll darüber hin. Dann, als ich meine Augen geschlossen hatte, neigte sie sich plötzlich herab und küßte mich auf die Stirn. „Und nun geh'! Nun geh'!" flüsterte sie mit heiserer Dringlichkeit.

Trotz des Rausches, der über mich herabgeschauert war, begriff ich, daß sie jetzt allein sein wollte, daß sie jetzt nicht weiter sprechen konnte von all' dem Ungeheuerlichen, was über sie hereingestürmt war, daß sie Ruhe und Sammlung nöthig hatte. Sie, die vom Rande des Abgrunds plötzlich mitten in das blühende, lachende Leben zurückgeschleudert war, mußte sich erst zu sich selber zurückfinden, ehe sie mich wiedersehn, zu mir wieder sprechen konnte. Sie mochte sich vor sich selber in dieser Minute schämen und konnte mir nicht in's Gesicht sehn. Ich taumelte empor. „Auf morgen!" stotterte ich und hielt ihre Hand noch mit starkem Druck umschlossen, „auf morgen, Regine!"

Sie nickte, wie traumverloren. Mir war's, als fühlte ich ihre Hand in der meinen erkalten. Wie von einem Schwächeanfall angewandelt, lehnte sie sich gegen die Wand zurück. Ich hegte das heiße Verlangen, sie zu küssen, aber ich wagte es nicht, ich bezwang mich. „Leb' wohl!" flüsterte ich, wandte mich und wankte hinaus. (Schluß folgt.)

Google



August Strindberg.

Von

Laura Marholm.

— z. Z. Schliersee (Oberbaiern). —

I.

Eines Tages, im Vorfrühling vor ein paar Jahren, stand ich in der Thür des kleinen Landhauses, das wir damals in Südschweden bewohnten, sah die Fahrstraße nach der nahen Station hinunter und war neugierig. August Strindberg hatte seinen Besuch angekündigt, und der Zug hatte schon abgepfiffen. Er mußte gleich kommen! Herzklopfen hatte ich auch. Ich war von meinem Gatten zur größten Ehrfurcht gegen Strindberg angehalten worden, und ich sollte Schwedens „größten Dichter" heute mit Augen sehen. Seine indirecte Bekanntschaft hatte ich allerdings schon zwei oder drei Jahre früher und nicht auf eine ganz aufmunternde Weise gemacht. Eines Tages kam nämlich auf der Straße in Kopenhagen ein Bekannter zu mir und sagte: „Was haben Sie denn Strindberg gethan? er will Sie ja verklagen." Ich war sehr erstaunt und versicherte: ich hätte ihm gar nichts gethan. Der Bekannte aber zog die Tagesnummer einer Zeitung hervor, in der Strindberg einen zornigen Protest gegen einen Aufsatz von mir in der „Gegenwart" einlegte und öffentlich erklärte, mich dafür vor Gericht ziehen zu wollen. Der Aufsatz hieß, wenn ich nicht irre: „Ein Dichter als Weiberfeind" und war wohl das Erste, was ausführlicher, sympathisch und orientirend über Strindberg in Deutschland geschrieben worden. Aber es kam, auch zur Orientirung fremder Leser, die seinen (schwedisch erschienenen) „Vater" nach meiner Voraussetzung nicht mit Leichtigkeit würden begreifen können, der Ausdruck „ein Genie an der Grenze des Wahnsinns" darin vor. Das war das strafbare Wort, doppelt

Google

verbrecherisch da es von einem, dem männlichen Gehirn an Gewicht weit unterlegenen weiblichen Gehirn gedacht worden.

Strindberg stand damals gerade in hitziger Fehde mit den schwedischen Emancipationsdamen, die, auf der Gleichheit von Mann und Weib tapfer fußend, ihm nichts schuldig blieben. Da war ihm denn so der verzeihliche Irrthum mit untergelaufen, daß ich auch eine von den kriegsgewohnten Amazonen sei. Die falsche Annahme klärte sich auf und hatte keine Folgen.

Und jetzt stand ich also bangend in der Thür, um den verehrten Mann herankommen zu sehen. Es dauerte lange, aber schließlich sah ich doch zwei Gestalten auf dem leeren Wege auftauchen. Sie kamen näher. In der einen erkannte ich meinen Gatten in respectvoller Haltung, die andere war etwas kleiner, breiter und schwerer. Ich sah von Weitem einen gesammelten bohrenden Blick unter einer grauen, vornüberschlappenden Tellermütze, der hellgraue Ueberrock wehte weit zurück von einem stattlichen Körper, und der Fremde schritt mit kurzen, würdigen Schritten auf kleinen Füßen immer näher. Ich verduftete in die Küche.

Seitdem habe ich Strindberg noch manches Mal gesehen, und, da das Herzklopfen nicht chronisch an mir ist, mit allmählig sich beruhigendem Gemüth. Was sich an ihm immer gleichblieb, das war das Auftreten. Er verlangte Ehrfurcht, und er behandelte sich selbst mit Ehrfurcht. In seinem Wesen lag immer etwas Gedämpftes und Strenges, als hüte er ein unsichtbares Heiligthum, an dem weder er noch andere sich versündigen durften, seine Stimme, wenn er sprach, war leise, discret, gebieterisch, sein drohender Blick immer bereit, weibliche Naseweisheit abzuschrecken, die er doch sehr ungern entbehren mochte.

Das war der exoterische Strindberg für die Vielen. Aber für die, welche ihn näher kannten, gab es auch einen esoterischen Strindberg, gewiß nicht umgänglicher und zugänglicher als der Andere, aber durchaus nicht feierlich, ein echt schwedischer lustiger Bruder, dessen gute Stunden um den ersten Hahnschrei fielen, ein Humorist mit einem undefinirbaren Lächeln, ein Schachspieler mit dem Leben, dem es wenig auf die Resultate, aber desto mehr auf die tactischen Feinheiten und die tiefausgeklügelten Züge ankam, ein mit weiter Voraussicht operirender, unberechenbarer, vergeßlicher Augenblicksmensch, ein imponirender und imponirenwollender Gehirnmensch mit der Durchtriebenheit eines Knaben.

Und der Grundton, in den dieses widerspruchsvolle, sich absichtlich verdunkelnde Wesen sich auflösen ließ: ein Mißtrauen ohne Boden und ohne Grenze, ein Mißtrauen um des Mißtrauens willen, ein Mißtrauen als Princip, als die Prärogative des überlegenen Geistes, ein Mißtrauen gegen Alles und Alle, das doch im letzten Grunde ein Mißtrauen gegen sich selbst war.

August Strindberg ist eins der merkwürdigsten und vollausgereiftesten Beispiele eines Typus, der in unserem Zeitalter der regellosen Fluctuation besonders zahlreich obenaufschwimmt und sein Gepräge mit einem besonderen

Google

Ungestüm überall um sich herum aufzudrücken strebt, eines Typus voller Angriffslust und Ungeduld, in sich selbst selten aus einem Guß, häufig voller Sprünge und Risse, voller genialer Züge und öder Strecken, eines Typus voller Atavismen und Zukunftselementen. Es ist der Mischtypus. Seine oft sonderbare gequälte Zusammensetzung, seine zur Individualität verschmolzenen Widersprüche, seine Culturklüfte sind aber sehr schwer an Durchschnittsmenschen studiren. Es muß einmal ein Genie kommen, in dem alle feindlichen Bestandtheile mikroskopisch vergrößert erscheinen, damit das möglich wird. Die Rassenmischung, dieser integrirende Theil der menschlichen Physiologie, ist noch ein unentdecktes Land der Forschung. In Strindberg selbst hat diese Frage wie ein Wurm genagt, und er hat selbst ein gut Stück Material zu ihrer Lösung herbeigetragen.

Noch mehr. Die große, reiche Literatur, die er geschaffen, ist für den Psychologen ein unschätzbarer Rohstoff in weit höherem Grad, als sie für ihn ein unschätzbares Kunstwerk ist. Strindberg beschäftigt bei Allem, was er schreibt, den Geist des Lesers immer in doppelter Weise: 1) durch die psychologischen Resultate, zu denen er selbst gelangt; 2) durch die psychologischen Resultate, zu denen man malgré lui gelangt und die den ersteren oft in den Hauptpunkten widersprechen. Wer sich in Strindberg vertieft, befindet sich dabei immer vor einer doppelten Spiegelung: zuerst sieht er, wie sich die Umwelt im Strindberg'schen Geist spiegelt, und als Correctur daneben stellt sich der Strindberg'sche Geist, sich selbst auflösend in seine Entstehungsmomente und sich wieder zusammenziehend zu seiner eigenen Psychologie in der Seele des Beschauers.

Strindbergs sämmtliche Werke sind eigentlich nur biographische Beiträge zur Lösung seines Ich-Räthsels. Er hat unablässig an seiner eigenen Räthselhaftigkeit herumgegrübelt, und dieses Gegrübel hat sich immer in furchtbaren Sturmläufen gegen äußere Feinde Ausdruck gegeben. Was ist sein wüthendes Herumräthseln an der Weib-Sphinx? Man kehre diese Sphinx doch einmal um! Ihre Rückseite ist kein Weib mehr. Ihre Rückseite ist die Mann-Sphinx, — das Räthsel, das er sich selbst ist.

Nie ist eine Dichtung persönlicher gewesen, als die Strindberg'sche. Vielleicht ist aber auch nie eine Dichtung weniger aus der Totalität eines Ichs hervorgegangen. Ich möchte das so ausdrücken: in Mischtypen wie der Strindberg'sche hat sich noch keine Einheitlichkeit unter der Bewußtseinsschwelle bilden können, da fahren die Instincte verschiedener Culturepochen wild herum. Alles, was er geschrieben, war Momentreflex, auf seine Seele gefallen und in einem dichterischen Momentbild wieder zurückgeworfen. In den Strindberg'schen Werken findet man keine Uebergänge, der beliebte rothe Faden schlängelt sich keineswegs hindurch. Und da er sich selbst als Räthsel immerwährend der vorbeilaufenden Menge vorgeworfen hat, so ist dies Räthsel ein Gemeingut, das Jeder zu lösen versuchen darf, der nicht fürchtet, sich daran die Zähne auszubeißen. Ehe wir uns aber an dies gefährliche Spiel wagen,

Google

möchte ich in den allernöthigsten Zügen die mächtige Ichliteratur durchgehen, die Strindberg im Laufe von 15 Jahren dem scheidenden Jahrhundert auf den Rücken geladen hat, damit es sie als eins seiner hauptsächlichen Gepäckstücke zur Psychologie des nächsten in dasselbe mit hinüberschleppe.

II.

August Strindberg wurde im Jahre 1849 in Stockholm als Sohn eines reich mit Kindern gesegneten Mitrheders einer Localdampfbootgesellschaft geboren. Seine Familie, wie er selbst oft erwähnt hat, stammte aus Finmarken und vererbte ihm lappländisches Blut. Bis zum Jahre 1879 wußte man nichts von ihm in der Welt; in Stockholm kannte man ihn in Zeitungskreisen als Journalisten und Mitarbeiter eines Tageblattes; daß er auch schon allerlei Belletristisches und Dramatisches geschrieben, hatte so wenig Beachtung gefunden, daß es kaum in Betracht kam. Man war am Ausgang der siebziger Jahre, und der ganze Norden gährte literarisch. Björnson hatte sich aus der Vorzeitdichtung in die Gesellschaftskritik geworfen: „Das Falissement" erschütterte eben das Dogma der kaufmännischen Redlichkeit, „Magnhild" griff die heilige Institution der Ehe an, „Das neue System", Leonarda", Der Redacteur", „Der König" liefen Sturm gegen das constitutionelle Königthum, die conventionelle Sitte, die Corruption der Presse; tiefergrabender als der große Wortemacher legte Ibsen seine Torpedos unter das Bürgerthum und Alles was sein ist in den „Stützen der Gesellschaft", dem „Bund der Jugend", dem „Puppenheim"; aber mehr als Beide war Kjelland, der jetzt Bürgermeister von Stavanger und in der Literatur schon fast vergessen ist, der Held des Tages. Er, selber Bourgeois vom glatten englischen Scheitel bis zu den spitzen Sohlen seiner Schuhe, brachte die ganze Intimität der guten bürgerlichen Gesellschaft in seine giftig witzigen Schilderungen des dritten und in seine Nachtisch-warm gefühlvolle Anwaltschaft für den vierten Stand. In Dänemark standen so große und innerliche Dichter wie Holger Drachmann und J. P. Jakobsen schon in ihrer Blüthe, Beide erfüllt bis zum Rand von der Pein eines Lebens im eisernen Ring der bürgerlichen Decadence; Schandorph schrieb seine humoristischen Schilderungen der Erbärmlichkeit des Kleinbürgerthums, Brandes ließ seine, von den Feuerwerken von 1830 und 48 geholten Raketen steigen. Eine ungeheure Neugier, ein Heißhunger nach guter und bester Literatur wühlte in eben dieser bürgerlichen Gesellschaft, der von eben dieser Literatur das Urtheil gesprochen wurde. Es war eine Empfänglichkeit der Stimmung, von der man sich in dem heutigen Deutschland keine Vorstellung machen kann. Es waren wirkliche Dichter ersten Ranges im Norden da, und es war ein Publikum da, das das begriff, das mit den klopfenden Pulsen der Spannung, der Entrüstung, des Jubels, der bereitstehenden Theilnahme Für und Wider, das gleichsam auf den Zehen und mit gestreckten Hälsen jedes neue Buch erwartete und empfing. Die

Google

Dichtung war eine Nationalangelegenheit, die Träger des Neuen empfingen Dichtergage, das dänische und das norwegische Volk nahm es als eine Landespflicht auf sich, für die Sicherstellung der Existenz ihrer productiven Geister zu sorgen. Ich will mich aller Vergleiche mit dem Deutschland von heute enthalten; kann sein, daß es das Gleiche thäte, daß es die gleiche Ergriffenheit emfände, wenn es die gleichen Talente unter seinen jungen Schriftstellern hätte.

Nur in Schweden war noch Alles stumm, stumm vor dem Erscheinen seiner großen Dichter, wie es jetzt dort stumm ist, nachdem es seine reichsten schöpferischen Geister aus dem Lande gegrault hat. Aber von Süden und Westen hinein drang das dumpfe Donnern der dänischen und norwegischen Geistes-Brandung.

Da erschien 1879 zu Weihnachten auf dem schwedischen Büchermarkt das erste Buch der neuen schwedischen Aera. Es hieß: „Das rothe Zimmer" und war von dem unbekannten Verfasser August Strindberg. Es war neu durch und durch. Es hatte eine neue Technik und einen neuen Blick auf die Dinge. Es war ein Temperament darin, das nicht zur Besinnung kommen ließ, das mitschleppte und mitriß und doch nur erst mit halber Kraft zu arbeiten schien. Es war ein rücksichtsloses Buch in der Schilderung der Stockholmer Misère auf allen Gebieten: in der Journalistik, in der Verwaltung, in den Geschäften, in der Kunst; es war ein Buch, das weder so tief, noch so fein war, als daß es über die Köpfe der literarisch interessirten Masse weggegangen wäre. Es war ein Buch, das in abgerissenen Scenen Wirklichkeitsbilder von quälender Ungeschminktheit gab, technisch ein Buch ohne Anfang und Ende.

Mit einem Schlage war der Name Strindberg berühmt, — berühmt im ganzen Norden. Ein kleiner Journalist war über Nacht ein großer Mann, ein Uebersehener an einem Tage das fliegende Banner der Jugend und Zukunft geworden. — Wie empfand er sich selbst dabei?

In dem „Rothen Zimmer" werden die losen Bilder aus dem Stockholmer Leben von einer Persönlichkeit zusammengehalten, die still, verschüchtert und leidend durch all die fremde und eigener Misère geht. Dieser junge Mann, Namens Arvid Falk, ist Strindberg selbst. Er ist ein Mensch, der sich selbst noch nicht gefunden hat, der nicht wagt, an sich zu glauben, der auf keine Zukunft hofft, ein armer Junge ohne Mittel, der sich von jeder großmäuligen Selbstsicherheit einschüchtern läßt, — mit einem Worte die gepeinigte, herumgestoßene, eigenartige Persönlichkeit vor ihrem Erwachen zum Bewußtsein.

Es ist nur ein Weib in diesem Buch, die Schwägerin Arvid Falks, die sich heraufgeheirathet hat, eine faule Langschläferin, eine grobe, lügenhafte Person, dumm und gemein.

Diese beiden Typen: der schüchterne Mann, der scheue Wilde, und das satte, rohe Weib, die allerdings hier noch nichts mit einander zu thun haben, sind keine zufälligen Gestalten: sie sind das, worauf der Blick des jungen

Genies zuerst gefallen und wovon er hypnotisirt worden: sein Ich und jener Weibtypus, der, hier nur in seiner plumpsten Form, unendlich variirt, immer und immer wiederkehrt.

Auf das „Rothe Zimmer" folgten in den nächsten Jahren meist Sachen, die Strindberg schon in seiner Unberühmtheit geschrieben: „Meister Olof", ein Reformationsschauspiel, ein Drama von intensiver Macht, „Frühlingsanbruch", Erzählungen, „Das Geheimniß der Gilde" und „Herrn Bengts Gattin."

Die übrigen Sachen will ich bei Seite lassen, da sie für ein fremdes Publicum zu ausgesprochen schwedisch sind, — selbst von dem „Rothen Zimmer" glaube ich kaum, daß es sich in Deutschland einbürgern würde — etwas Anderes ist es mit „Herrn Bengts Gattin".

Dies ist ein Stück mit einer Bravour-Rolle für eine Schauspielerin mit Temperament und einigermaßen Intelligenz. Man wird mir einwenden, das sei ein seltener Vogel; ja gewiß! aber er kommt ja manchmal vor. Es wäre eine Aufgabe für Franziska Ellmenreich, wie ich sie zuletzt, d. h. vor zehn Jahren gesehen. Was diese Rolle für unsere gegenwärtigen Schauspielerinnen erleichtert, das ist ihre verzogene Fräuleinnatur, ihre Nervosität. Es ist ein Stück über alle Phasen des Weibes: Schmachten, Liebeseligkeit, das Kind, Ehezerwürfnisse, Koketterie mit Anderen, Versöhnung. Was dieses Stück literarisch interessant macht, das ist: in ihm bricht der Weibtypus, den Strindberg seitdem immer geschildert, von dem er besessen gewesen ist, zum ersten Mal, und, wie sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen läßt, ihm selbst unbewußt hervor; denn es ist ein Stück, wie geschrieben im Liebesrausch. Es ist eine Weibschilderung voller Bewunderung nach außen, voll psychologischer Enträthselung nach innen. Es ist ein Stück wie von einem Clairvoyant geschrieben, der im Wachen die Frau anbetet, die er im Schlaf durchschaut und schon verabscheut. „Herrn Bengts Gattin" wurde mit Strindbergs Gattin in der Titelrolle auf dem „Dramatischen Theater" von Stockholm mit großem Erfolg für den Dichter und seine adelige, als Schauspielerin damit durchschlagende Frau gegeben.

Strindbergs Ruhm war noch keine drei Jahre alt geworden, als sein Träger eine Reihe Satiren über in Stockholm mächtige Personen und Institutionen herauszugeben nicht unterlassen konnte. Die Sammlung hieß: „Das neue Reich", Schilderungen aus dem Jahrhundert der Attentate und Jubiläen. Die Wirkung war, daß er zwar nicht die Lacher auf seiner Seite, aber die Getroffenen so gründlich in seinem Nacken hatte, daß sie mit vereinten Kräften ihn aus seinem Vaterland hinauszubeflügeln vermochten.

Er zog mit Weib und Kind in's Ausland.

Im nächsten Jahr erschien das Buch von ihm, das in seiner ganzen Production der Granitblock ist, aus dem einst die Nachwelt sein Monument hauen wird. Es hieß: „Heirathen", zwölf Ehegeschichten. Es erregte in Schweden einen Sturm von Entrüstung. Es trug seinem Verfasser eine

Google

Anklage auf Gotteslästerung ein, da man doch eben das Gesetz an dem Ende anfassen mußte, wo es einen Griff hatte, und ein Strafartikel wegen Morallästerung in ihm leider nicht vorgesehen war. Auf das Flehen seines zu Tode erschrockenen Verlegers kam Strindberg selbst nach Stockholm, um sich dem Gericht zu stellen. Die Jugend empfing ihn mit Begeisterung, überall, wo er in der Oeffentlichkeit erschien, wurden ihm Ovationen bereitet, die Richter wagten der öffentlichen Meinung nicht zu trotzen und sprachen ihn frei. Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen reiste er nach der Schweiz zu seiner Familie zurück.

Das war der Augenblick seiner höchsten Popularität, jener Siegesmoment — aus Verständniß und Mißverständniß zusammengesetzt — den jeder große Dichter nur einmal hat. Von da an begannen für ihn, mit kurzen Unterbrechungen, jene Zeiten der öffentlichen Kälte und Verkennung, die ihn schließlich zu dem im Oktober vorigen Jahres veröffentlichten Brief an Ola Hansson und zur Uebersiedelung nach Deutschland trieben.

Eine jede Zeit hat etwas, was sie um keinen Preis gesagt haben möchte, eine heimliche, tödtliche Wunde, von deren Tödtlichkeit sie unter keiner Bedingung hören will. Der ist ihr Dichter, der Blumen auf die Stelle pflanzt, wo dies getünchte Grab liegt. Darum hat auch jede Zeit ihre berühmten Dichter mit den großen Einnahmen und dem heitern Selbstgenügen, große Dichter, deren Ruf fünf Jahre oder zehn Jahre, vielleicht sogar zwanzig und dreißig Jahre dauert und für die in allen Zeitungen getrommelt wird. Später weiß kein Mensch mehr von ihnen, und keiner will mehr von ihnen hören, und die Zeitungen trommeln wieder ohrenbetäubend für ein paar ganz funkelnagelneue große Dichter, deren Ruhm, wenn es gut geht, ebenso lange währt. Aber unser Zeitalter keucht mit immer kürzerem Athem seinem Ende zu, und je neuer ein Dichter jetzt ist, je kürzere Zeit hat er voraussichtlich zu leben. Denn das wirklich Neue, die Umwerthung der alten Werthe dämmert schon in einem ersten schwachen Roth am Horizont herauf. Vorher aber wird das große sociale Gewitter, das das Hüben vom Drüben scheidet, sich entladen haben müssen.

Dies Gewitter, das über ganz Europa hängt, ging damals am nordischen Horizont mit ein bischen Geknall und Geprassel vorübergehend nieder in einer alsbald steckenbleibenden kurzsichtigen Frauenbewegung, in einer ebensolchen Arbeiterbewegung, dito Bewegung gegen die Prostitution und für die Keuschheit beider Geschlechter, und da man überall geschickte Flickschneider in voller Thätigkeit sah, die schadhafte Gesellschaftsordnung frisch aufzubügeln und mit möglichst wenig sichtbaren Lappen zu unterflicken, so fand man Alles auf's Beste vorgearbeitet für eine „bessere Zukunft“.

In Schweden war inzwischen eine „junge Literatur“ meist mit Talenten zweiten Ranges und eine Frauenliteratur mit weiblichen Talenten ersten Ranges und Intelligenzen dritten Ranges im Heraufkommen, eine Literatur, die für die nächsten Jahre den Parnaß mit Evolutionsoptimismus einzäunte

Google

und keinen hereinließ, der nicht gläubig bekannte, daß Alles in nicht zu ferner Zeit bei redlichem Vielschreiben besser werden würde.

Man ging damals und wartete auf Noras „Wunderbares“, darum waren Strindbergs Ehegeschichten, ein Buch, das schwarz war wie der Einschlagfaden des Lebens, der Schmerz am Anfang und Tod am Ende heißt, Allen gleich fremd und zuwider. Die tiefe Erbitterung und Entfremdung, die es gegen den Verfasser erweckte, wird einem Nichtschweden schwer zu begreifen. Ich begreife sie nicht. Dagegen begreife ich, daß dies Buch ein unvergleichliches Sittenbild aus dem Stockholm von 1880 ist.

In diesen zwölf kürzeren und längeren, manchmal ganz kurz skizzirten, manchmal voll ausgeführten Erzählungen ist Strindberg das einzige Mal in seinem Leben voll und ganz Realist. In der schwedischen Literatur stellt sich neben dieses Buch nur eine einzige Novelle, Frau Edgren-Lefflers: „Aus der Gesellschaft“, wahrscheinlich auch das einzige aus ihrer Production, was kulturhistorisch und dadurch auch literarisch Dauer haben wird. Während sonst Strindberg alles Mögliche, worüber er gerade grübelt, oder wovon seine Phantasie gefangen ist, in seine Bücher hineinträgt, halten sich die Ehegeschichten einfach an die Sache. Sie schildern die zahme Liebe vom Schluß des neunzehnten Jahrhunderts, die, wohlgebunden an Händen und Füßen, über ökonomischen, pathologischen und „allgemein menschlichen“ Abgründen ihre Spanne Dasein hinlebt. Sie schildern den jungen Mann, der als Student sich mit dem vollentwickelten vierzehnjährigen Mädchen verlobt und dem im zehnjährigen Brautstand die blühende Geliebte zu einem mageren, nervösen, flachbusigen Wesen einschrumpft, das er ohne Liebe heirathet, das immer dürftiger wird unter zahlreichen Geburten, bis er, altgeworden wie sie, „die alte Mutter“ wieder mit einer anderen, müden, wehmüthigen Zärtlichkeit lieb hat und das schöne Bild seiner ersten Liebe in der vierzehnjährigen Tochter aufleben sieht. — Sie schildern, wie der mittellose junge Mann das arme junge Mädchen heimführt und sie dem Kindersegen nicht zu steuern wissen, für den die Einnahmen nicht zureichen, der sie beide aus ihren gesellschaftlichen Kreisen verdrängt, im Hause isolirt, in Hintergassen zu wohnen zwingt, wo die spielenden Kinder von den Abflüssen der Gossen mit Schmutz bespritzt werden, und wie sie auf den Kirchhof gehen, um dort im Grünen zu sein, vertreibt sie der Schutzmann von den Grabmälern der Reichen, auf die sie nicht treten, und den Blumen, die sie nicht anrühren dürfen.

Sie schildern, wie der junge Notar und seine junge Frau gar zu leichtsinnig glücklich ihrer jungen Ehe bei feinen Mittagen leben, weil man doch nur einmal jung und eben verheirathet ist. Und als das Kind kommt, da kommt auch der Executor, und die schöne Einrichtung wandert in die Taschen der Gläubiger, und der alte Major Schwiegerpapa, der das schon Alles hat kommen sehen, nimmt brummend Tochter und Großkind zu sich, und der junge Ehemann wird Cölibatär, bis er sich wieder emporgearbeitet, und darf

Google

seine Frau nur Sonntags unter Aufsicht sehen. Aber wer arbeitet sich unter solchen Bedingungen wieder empor?

Oder sie schildern, wie ein Mann nach langjähriger Ehe eine Reise macht und seine Frau sich entgegenbestellt auf die Station, wo sie sich zum ersten Mal kennen und verstehen lernten, um jene glückliche Zeit noch einmal zu leben. Aber die Stimmung kommt nicht, sie ist nicht mehr „Liebste", sie ist „Mutter" für ihn, und Beide sehnen sich im Geheimen nach den Kindern, um über das halb lächerliche, halb unheimliche Gespenst ihrer todten Erotik hinwegzukommen.

Oder ein Mann, der durch Anlage und Temperament anhänglich und zur ehelichen Treue disponirt ist, nimmt sich eine Frau aus guter Familie und findet sie liederlich und verworfen durch Anlage und Temperament. Er muß ihre Reitstunden bezahlen und ihre Liebhaber bewirthen, ihre Kinder warten und ihre Trunksucht verheimlichen, — denn er hängt an ihr fest, er kann nicht weg von ihr, er ist monogam, trotz seiner besseren Einsicht.

Oder er schildert die Ehe eines Privatdocenten mit einer schönen geschlechtslosen Adelsdame, einem Weib, in dem nie ein Weibgefühl sich geregt hat, das seinen Naturzweck verabscheut, aber die gesellschaftlichen Vortheile der verheiratheten Frau genießen will und sich ihrem Mann nur dann nicht versagt, wenn sie etwas von ihm erreichen will. Und der arme, ehrliche Kerl läßt sich um ihrer knapp bemessenen Liebkosungen willen in alle Vereine und öffentliche Veranstaltungen wählen, in denen ihr leerer Ergeiz zu glänzen liebt. Und wird schließlich sehr gegen seine Neigung auf ihren Wunsch Reichtagsabgeordneter.

Wie man sieht, es ist das *wirkliche Leben*, das Strindberg in seinen „Heirathen" geschildert hat, das wirkliche Leben, das Alle leben und das Keiner sich eingesteht. Es ist die tiefe Unzulänglichkeit der intimsten Verhältnisse, wie sie weder von unseren Großvätern, noch von unseren Vätern, wie sie nur von uns, den Menschen der achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, wie sie mehr noch von unseren Kindern empfunden werden wird. Dem Geschlecht unserer Tage bleibt von Allem ein bitterer Nachgeschmack auf der Zunge, von der Freude, wie vom Leid, ein Nachgeschmack, den es mit Mineralwässern und Badereisen und Verdauungspillen und Pastillen umsonst loszuwerden sucht, denn er kommt nicht aus dem Magen, sondern aus der Seele, aus der Unfähigkeit zum vegetativen Leben, zur unbewußten Resignation. Und mitten in dieser allgemeinen Gequältheit, in diesen ökonomischen und seelischen Entbehrungen, hat Strindberg sich selbst geschildert in der Novelle: „*Der Familienversorger*", ein Schriftstellerinterieur, das fast alle seine Berufsgenossen als ihr eigenes wiedererkennen werden. Da handelt es sich vom Morgen, wo der große Dichter aufsteht und sich selbst seinen Kaffee kocht, weil Frau und Dienstboten noch schlafen, bis zum Abend, wo er sich todtmatt auf's Bett wirft, nur um Geld! Geld! Geld! um jene einzige sterile Sehnsucht, von der unsere Zeit besessen ist, um das

Google

ewige Mittel, das ewig zum Zweck wird. Die Kinder laufen ohne Aufsicht herum, während die Dienstmädchen Romane lesen und die Gattin sich von ihren Freundinnen wegen der Vernachlässigungen ihres Mannes beklagen läßt. Sein Morgen geht hin mit fieberhafter Production, die ihn bis zur Ohnmacht erschöpft, da er die Peitsche der Angst und Ungewißheit immer im Nacken fühlt, dann kommt die Post, die er mit Herzklopfen aufmacht, der übrige Tag bis zum späten Mittagessen verstreicht unter Verhandlungen mit habgierigen Verlegern, mit drängenden Gläubigern, unter Correspondenzen in drei Sprachen mit fremden Blättern, unter Lectüre von Recensionen, wo anonyme Neider ihn um die Gunst des Publicums, von der er lebt, zu bringen suchen, ihn betasten mit schmutzigen Fingern und Schmutzflecken auf seine Dichtung und seinen Namen setzen. Und er ist wehrlos. Wie soll er das namenlose Ungeziefer treffen, das ihm seine Maden in's Fleisch legt und wieder davonfliegt? Dann kommt das Mittagessen in der fremden Pension, wo man von dem berühmten Dichter Geist und witzige Unterhaltung verlangt und sich beleidigt fühlt, wenn der erschöpfte Mann mürrisch und dyspeptisch auf seinen Teller stiert. Und Abends, wenn er bei seiner Familie sein möchte, dann sind sie alle in Gesellschaft auf Vergnügungstouren. Und eines Tages ist der überarbeitete „Familienversorger“ plötzlich verstorben, seine Frau fällt vor der Leiche in die erforderliche Ohnmacht, und die Freundinnen und alten Weiber mit und ohne Unterrock rufen in schmerzlichem Beileid: die arme beklagenswerthe Frau! Immer war er unzart gegen sie, im Leben wie im Tode!

Man kann nicht leugnen, daß dies Portrait des Dichters als Familienversorger trotz Allem noch ein idealisirtes ist. Dieser „Familienversorger“ verkauft noch nicht sein Talent für so und so viel Tausend baar, er liefert den literarischen Agenturen noch nicht das Lesefutter für Zeitungen, er schreibt noch, was er will, nicht was er muß, er hat sich noch nicht prostituirt. Hätte Strindberg nicht blos sich selbst schildern, sondern ein treues Momentbild der gegenwärtigen Lage der Literatur geben wollen, er hätte diesen Zug im Drang nach Geld, viel Geld, immer Geld, er hätte die Börsenjobberei der Literatur, er hätte den Selbstmord der Seelen und Talente nicht vergessen dürfen.

Kaum zwei Jahre später erschien von Strindberg ein neues Buch. Es hieß „Utopien in der Wirklichkeit“, und es war nicht mehr der starre, hoffnungslose Blick, das ausweglose Brüten darin, wie in den „Heirathen“. Strindberg hatte den Ausweg gefunden: er war Socialist geworden. Während er mit seiner sich vermehrenden Familie in Deutschland, der Schweiz, Frankreich herumzog, hatte er den Socialismus praktisch und theoretisch kennen gelernt, und sein in Schweden nahrungslos gebliebener Intellect hatte sich mit Heißhunger auf dies moderne und Zukunftsproblem geworfen. Er wurde, wie er es auch in „Schlafwandlernächten am hellen Tage“ aussprach, ein fanatischer Anhänger des Utilismus, und in den „Utopien“ begegnen

Google

wir zum ersten Male seinem Kampf gegen die Gefühle, gegen alle die unendlichen, mannigfachen, anscheinend zwecklosen Regungen der Sensibilität, die er als etwas Unnützes unterdrückt, ausgerottet, überwunden wissen wollte. In den vier Novellen der „Utopien" untersuchte er diese hinderlichen und wunderlichen Uebergefühle mit sympathisch zuckenden Nerven und feindlich hartem Verstand. Es ist ein flaches Evangelium, das er hier verkündet, flach wie alle Beglückungstheorien, aber gehüllt in ein stürmendes Feuer des dichterischen Vortrags, getragen von einem relativen inneren Frieden, gesättigt von einer südlichen Fülle, von einem Duft und einer Pracht der Farben, voll von einem reichen, tiefen, glühenden Colorit, wie er es weder früher noch später in seiner Sprache besessen, wie es ihm aus der südlichen Landschaft zuströmte, die sich selber in diesen Erzählungen hinschrieb. Diese leuchtende Wärme und die Nüchternheit des altruistischen Utilismus, der in den vier Novellen das Wort führt, stechen wunderlich von einander ab.

Im Uebrigen sind sie aus der ganzen Strindberg'schen Production dasjenige, was augenblicklich in Deutschland am stärksten wirken würde. Denn sie behandeln Probleme, an denen sich jetzt gerade die Neueren abquälen und die auch im Publicum ein immer breiteres Interesse gewinnen, ohne daß noch bis jetzt eine dichterische Kraft sie voll lebendig zu machen vermocht hätte. „Neubau" heißt bezeichnend die erste Erzählung und handelt von dem Medicin studirenden Mädchen. Es ist eine traurige Geschichte der gequälten versiechenden Jugendkraft, die unter streng sittlicher Beaufsichtigung von zwei alten Tanten nur die Kehrseite des studentischen Lebens, das dumpfe Büffeln, das Dienstthun am Secirtisch, den blutlosen Ehrenpunkt der „weiblichen Leistungsfähigkeit" kennen lernt. Und als der weibliche Arzt fertig ist, fällt ihm als Dank für die Unterstützung der Tanten jetzt seinerseits die Aufgabe zu, die alten Jungfern zu ernähren. Nun kommt das Elend einer schlechten aufreibenden uneinträglichen Praxis. Das arme Mädchen, in allen Anstandsbegriffen der bürgerlichen Oberklassen aufgewachsen, unerfahren in dem wirklichen, unabänderlichen Lauf der Welt, freudlos, verblühend ohne Jugend, gelangweilt von einförmigen Krankenbesuchen, fühlt seine Lebenskraft mit einer müden Gleichgiltigkeit schwinden. Da erhält es einen Ruf als Anstaltsarzt an das Familistère in Guise, einer, glaube ich, längst wieder eingegangenen socialistischen Mustereinrichtung. Hier ist Alles wohlgeordnet und schön eingetheilt, so daß weder die Gefühle, noch die Körperkräfte zu stark in Anspruch genommen werden. Hier wirkt auch jener russische Mitstudent als Arzt, der sie einmal vergeblich aus der engen geistigen Sphäre des Weibdenkens zu reißen versucht hatte. In dieser Umgebung lernt sie verstehen, sie heirathen sich, werden glücklich und prakticiren zusammen.

Die Erzählung „Rückfall" behandelt das Zusammenleben zweier geistig freigewordener Menschen, eines russischen Flüchtlings und seiner Frau, die sich in der Schweiz dürftig mit Blumenzucht ernähren. Im Mittel-

Google

punkt steht die unbeschreiblich tief gefühlte Schilderung der schweren Geburt des Kindes, wobei der gequälte Mann, der alle Schmerzen und die ganze Hilfslosigkeit des geliebten Weibes in seinem eigenen Fleisch und seiner eigenen Seele empfindet, von ihr weg, weit nach dem Arzt laufen muß, während sie einsam in den Wehen liegt. Der Rückfall besteht darin, daß die freidenkende Frau doch verlangt, ihr Kind getauft zu sehen. Eine russische, nihilistische Geheimverbindung spielt hinein.

Die Novelle „Gewissensqual" richtet sich gegen den Krieg. Ein stiller deutscher Gelehrter, Offizier im deutsch-französischen Krieg, erhält, während er eben einen Brief an seine junge Frau nach Hause schreibt, den Befehl, drei französische Kriegsgefangene, die unten beim Dominospiel sitzen, erschießen zu lassen. Der Befehl wird vollzogen, aber der Mann wird geisteskrank darüber. Er kann den Fleck, wo ihr Gehirn angespritzt ist, nicht vergessen, er sucht sich vergebens das rohe Erlebniß, dies Niederschießen von drei wehrlosen Menschen, wegzudisputiren als Pflicht und Kriegsnothwendigkeit, seine Nerven sind nicht so stark wie seine Disciplin, sein Verstand verwirrt sich; in einer Schweizer Irrenanstalt kommt er langsam wieder zu sich, in den einfachsten, mildesten, menschlichen Verhältnissen, in einem Bunde von Männern und Frauen, den ersten Trägern der Idee des Weltfriedens, erholt er sich und kehrt, selbst ein Träger der Friedensidee, zu seiner jungen Frau, die ihm inzwischen einen Nachkommen geschenkt, zurück.

„Ueber den Wolken" handelt von der Begegnung zweier Schriftsteller, die sich in ihrem Berufe und im gegenseitigen Bekämpfen zu Tode gearbeitet haben, in einem Schweizer Luftkurort, ihrer letzten Station vor dem Grabe.

Das sind Themata, die jetzt tastend in Deutschland angeschlagen werden. Strindberg hat sie schon vor 10 Jahren mit vollem Orchester als mächtige Symphonien gespielt. Eine friedliche Note, die Hoffnungsfreudigkeit des Utilismus, ist in ihnen allen. Dieser Friede sollte nicht lange währen. Strindberg war keineswegs die mit einem allgemeinen Gehirn denkende Heerdennatur, die lange Socialist bleiben konnte. Auf diesem Stadium angekommen, vollgesogen von der ganzen europäischen Wissenschaft in ihrer neuesten Phase, eingetreten in das volle Bewußtsein seiner Kraft, ein fünfunddreißigjähriger Mann, geschwellt vom Vorausgefühl ungeheurer Leistungen, besann er sich auf sich selbst, stellte sich aus sich selbst heraus und schrieb jene fremdartigste aller Selbstbiographien: „Der Sohn der Magd", von der drei Bände, die in der Zeit weiter zurückliegenden und daher weniger peinlich actuellen, bis jetzt erschienen sind.

III.

. . . „Es gab noch keine besonderen Quartiere in der Stadt (Stockholm), wo die Oberklasse das ganze Haus bewohnt, abgesondert durch hohe Miethen, feine Aufgänge und strenge Portiers. Darum ist das Haus am Clara-Kirchhof, ungeachtet seiner vortheilhaften Lage und hohen Tarirung,

Google

am Anfang der fünfziger Jahre noch ein ganz demokratisches Familistère. Die Straßenfront wird im Parterre vom Baron bewohnt, im ersten Stock wohnt der General, im zweiten der Justizrath, im dritten der Gewürzkrämer (Strindbergs Vater, ehe er seinen Platz auf dem Dampfschiffs-Comptoir erhielt), im vierten des seligen Königs Karl Johann pensionirter Küchenmeister. Im linken Hofflügel wohnt der Schneider, ein armer Lump, im zweiten Hofflügel wohnt der Lederhändler und ein paar Wittwen, im dritten wohnt die Kupplerin mit ihren Mädchen.

Im dritten Stock des Hauptgebäudes erwachte der Sohn des Gewürzkrämers und der Magd zum Selbstbewußtsein und Bewußtsein des Lebens mit seinen Pflichten. Seine ersten Empfindungen, wie er sich nachher daran erinnerte, waren Furcht und Hunger. Er hatte Dunkelfurcht, Prügelfurcht, Furcht, es Keinem rechtzumachen, Furcht, zu fallen, sich zu stoßen, im Wege zu sein. Er hatte Furcht vor den Fäusten der Brüder, dem Haarraufen der Mädchen, den Knuffen der Großmutter, der Ruthe der Mutter und dem Kantschu des Vaters . . .

Diese Furcht war vermuthlich nichts für das Kind besonders Eigenthümliches, insofern nicht die Stürme, die über die Eltern hingegangen, während er im Mutterleibe lag, einen besonderen Einfluß auf ihn gehabt hatten. Und es hatte bedeutend gestürmt. Drei Kinder wurden vor der Ehe geboren und Johann bald nach der Trauung. Er war wahrscheinlich gar kein Wunschkind, umsoweniger, da Konkurs seiner Geburt vorausgegangen war und er in einem verwüsteten, ehemals wohlhabenden Hause zur Welt kam, wo jetzt nur noch Bett, Tisch und ein paar Stühle zu finden waren. Der Onkel war als Feind des Vaters gestorben, weil dieser seine freie Verbindung nicht aufgeben wollte, sondern für's Leben knüpfte.

Der Vater war eine verschlossene Natur, Aristokrat durch Geburt und Erziehung. Es gab einen alten Stammbaum, der adlige Herkunft vom 17. Jahrhundert aufwies. Darauf waren die Vorväter Pastoren gewesen, väterlicherseits alle aus Jemtland, vielleicht mit Finnenblut. Unterwegs hatte sich's vermischt. Des Vaters Mutter war von deutscher Geburt, aus einer Tischlerfamilie. Die Mutter war eine arme Schneiderstochter, von einem Stiefvater als Dienstmagd in's Leben gestoßen, später Wirthshausmädchen, in welcher Stellung der Vater sie entdeckte.

Die Mutter blieb Demokrat in ihrem Innersten. Sie war immer einfach und rein gekleidet. Vertraut mit den Dienstleuten, barmherzig gegen Bettler. Alle alten Ammen, vier Stück, kamen oft auf Besuch und wurden wie alte Freunde empfangen.

Der Sturm war mächtig über die Familie hingefahren, und wie aufgescheuchte Hühner krochen alle zerstreuten Mitglieder derselben, Freunde und Feinde, zusammen, um einander zu schützen.

Zwei Zimmer vom dritten Stock miethete die Tante väterlicherseits mit zwei feinerzogenen Töchtern. Sie hatte eine Pension, trank Thee und

Google

las englische Bücher. Ein anderes Zimmer bewohnte der Onkel mütterlicherseits, Diversehändler vom Heumarkt, mit einem Vetter, Eleve am technologischen Institut.

In der Kinderstube hielt sich Mutters Mutter. Eine scharfe Alte, die Hosen und Blousen flickte, ABC lehrte, wiegte und an den Haaren riß. Sie war fromm und kam jeden Morgen um 7, nachdem sie erst zum Frühdienst in der Clara-Kirche gewesen. Sie hatte nichts zu sagen.

In drei Zimmern wohnten Vater und Mutter mit sieben Kindern und zwei Dienstboten. Das Meublement bestand meist aus Wiegen und Betten. Kinder lagen auf Plättbrettern und Stühlen. Kinder in Wiegen und Betten. — Kindertaufe, Begräbniß, Kindertaufe, Begräbniß. Zuweilen zwei Taufen ohne Begräbniß dazwischen. Die Mutter war bleich; sie machte zwölf Wochenbetten durch und wurde schwindsüchtig. Den Vater sah man nur bei den Mahlzeiten. Trist, müde, streng, ernst, aber nicht hart. Sein Name wurde immer gebraucht, um die Kinder zu schrecken. „Das soll Papa hören", war gleichbedeutend mit Prügel.

Das ist des Vaters undankbare Stellung in der Familie. Aller Versorger, Aller Feind. Kam er müde, hungrig, düster heim, fand er die Dielen frisch gescheuert, das Essen schlecht bereitet, wagte er eine Bemerkung, erhielt er eine kurze Antwort. Er war wie auf Gnade in seinem eigenen Haus, und die Kinder versteckten sich vor ihm . . .

Die Familie war eigentlich ein Speiseinstitut und eine Wasch- und Plättanstalt, aber eine unökonomische. Nie etwas Anderes als Essenmachen, Markteinkäufe, Budenlaufen, Milchholen, Waschen, Plätten, Stärken, Scheuern. Soviele Kräfte in Gang für so wenig Menschen. Der Restaurateur, der ein paar Hundert beköstigt, wendet kaum mehr auf.

Die Erziehung bestand in Anschnauzen und Haarraufen, „Vater unser" und Gehorchen. Das Leben empfing das Kind mit Pflichten, nur Pflichten, keine Rechte. Aller Wünsche sollten geschehen, die des Kindes unterdrückt werden. Es durfte nichts anfassen, ohne Unrecht zu thun, nirgendwohin gehen, ohne im Wege zu sein, kein Wort sagen, ohne zu stören. Es wagte sich schließlich nicht zu rühren.

„Du hast keinen Willen!" hieß es immer, und damit wurde der Grund zu einem willenlosen Charakter gelegt.

„Was werden die Leute sagen?" hieß es später, und damit wurde sein Selbst zernagt, so daß er nie er selbst sein, immer von Anderer schwankender Meinung abhängen mußte, sich nie etwas zutraute, außer in den wenigen Augenblicken, wo er seine energische Seele unabhängig von seinem Willen arbeiten fühlte."

Ich habe diesen Auszug aus den ersten Seiten des dreibändigen Buchs (das Strindberg selbst als seine Selbstbiographie bezeichnet und das in jeder Zeile das Gepräge des höchst persönlich Erlebten trägt), in einer genauen Uebersetzung des blos schwedisch vorhandenen Originals hierhergesetzt, um dem

Google

Leser das zu vermitteln, was nur aus erster Hand die ganz ungebrochene Wirkung machen kann: den Eindruck von Strindbergs Stil, von Strindbergs Temperament, von den ersten Erlebnissen des Kindes, die gewisse Seiten seiner Seele für immer prägten, von der Umgebung, in der er aufwuchs und von dem Blick des Mannes auf's Leben. Unter den vielen verbitternden Erfahrungen, für die er ein so sicheres Gedächtniß hatte, möchte ich eines der frühesten noch hinzufügen.

„Sein ältester Bruder war der Liebling der Mutter, sein zweiter der Liebling des Vaters. Lieblinge giebt es in allen Familien. Er war Keines Liebling. Die Großmutter sah es und nahm sich seiner an. Aber diese Liebe genügte ihm nicht . . .

Im Hause wurde strenge Mannszucht geführt. Lügen wurden schonungslos bestraft und Ungehorsam ebenso.

Kleine Kinder lügen oft aus Gedächtnißmangel.

Eines Tages besichtigte der Vater die Weinflasche, aus der die feine Tante trank. (Es scheint, daß alle, die den dritten Stock bewohnten, gemeinsam bei Strindbergs Eltern zu Mittag aßen).

„Wer hat vom Wein getrunken?“ fragt er und sieht sich rings um den Tisch um.

Alle schwiegen. Aber Johann erröthete.

„Ja so, Du bist's!“ sagt der Vater.

Johann wußte gar nicht, wo der Wein verwahrt wurde, fängt an zu weinen und schluchzt:

„Ich bin's nicht, ich habe nicht vom Wein getrunken!“

„So! Du leugnest auch noch!“

Auch noch!

„Du wirst schon sehen, wenn wir vom Tisch aufgestanden sind.“

Man steht auf.

„Komm herein, Du!“ sagt der Vater und geht in die Schlafkammer.

Die Mutter folgt.

„Bitte Papa um Verzeihung,“ sagt sie.

„Ich habe es aber nicht gethan,“ schreit er jetzt.

„Bitte Papa um Verzeihung,“ sagt die Mutter und zieht ihn an den Haaren.

Der Papa nimmt die Ruthe hinter dem Spiegel hervor.

„Lieber Papa, verzeihe mir,“ brüllt der Unschuldige.

Aber nun ist es zu spät. Das Bekenntniß ist abgegeben. Die Mutter hilft bei der Execution.

Das Kind heult, vor Zorn, vor Bosheit, vor Schmerz, aber meist aus Entehrung und Demüthigung.

„Bitte jetzt Papa um Verzeihung,“ sagt die Mutter.

Das Kind sieht sie an und verachtet sie. Es fühlt sich einsam, verlassen von der, zu der es immer flüchtete, um Milde und Trost, aber so selten Gerechtigkeit zu finden.

Google

„Lieber Papa, verzeih," sagt er mit zusammengepreßten, lügenden Lippen.

Und dann schleicht er sich in die Küche zum Kindermädchen hinaus und weint sich aus in ihrer Schürze.

„Was hast Du gethan?" fragt sie theilnehmend.

„Nichts," antwortet er. „Ich habe es nicht gethan."

Mama kommt heraus.

„Was sagt er?" fragt sie das Mädchen.

„Er sagt, er hat es nicht gethan."

„Leugnet er noch?"

Und er wird wieder hereingeführt, und wieder wird ihm das Eingeständniß dessen abgemartert, was er nicht begangen.

Und er bekennt, was er nie begangen hat."

Und Strindberg schließt diese Erzählung mit folgender Anrufung:

„Herrliche, sittliche Institution, heilige Familie, unantastliche, göttliche Einrichtung, die Mitbürger zur Wahrheit und Tugend erziehen soll! Du vorgebliche Heimat der Tugenden, wo aus unschuldigen Kindern die erste Lüge herausgemartert wird, wo die Willenskraft unter Despotie zermürbt, wo das Selbstgefühl von engherzigen Egoisten ertödtet wird, Familie, Du bist das Heim aller socialen Laster, die Versorgungsanstalt aller bequemen Frauenzimmer, die Ankerkette des Familienversorgers und die Hölle der Kinder!"

Als August Strindberg den „Sohn der Dienstmagd" schrieb, dessen vierter Band vom Verleger aus zarter Rücksicht auf noch lebende und mächtige Personen im Manuscriptschrank zurückgehalten wird, da stand er mitten in seiner altruistisch-socialistischen Periode und glaubte an eine radicale Abhilfe persönlicher Leiden durch eine Umwälzung der Gesellschaftsordnung. Die drei Bände sind voll von Ausbrüchen wie der obige, und alle sind ebenso berechtigt und ebenso zwecklos wie er. Strindberg ist in dieser Richtung das Glied einer Kette, die sich in tausend Windungen durch Nord- und Mitteldeutschland zieht und von der nur verhältnißmäßig wenige Ausläufer nach dem Norden gedrungen sind. Denn der Norden ist ein Bauernland und daher schwer zugänglich für den Socialismus. Es ist der Kleinbürgerstand mit seinen Abflüssen in's Proletarierthum, welcher der Nährboden desselben ist. Aus einem Haus, wie Strindberg es im Vorstehenden schildert, müssen die begabteren Söhne mit Nothwendigkeit als Socialisten hervorgehen, wenn sie speculative Köpfe und sensible Seelen sind, als Jobber und Snobs, wenn sie das Streberthum im Blut haben, in das die „honette Ambition" des Kleinbürgers ausgemündet ist, als „Uebermenschen", die sich mit einem Jongleur-Saltomortale über die ganze Misère in's Blaue schnellen, wenn sie das Genie sind. Von allen drei Kategorien hatte Strindberg ansehnliche Bestandtheile in seiner Natur. Am meisten vom Genie, das unter den vielen Ueberraschungen des Lebens sich selbst immer die größten bereitet, dessen Träger immer wieder staunend vor den Offenbarungen des großen Unbekannten in seinem Innern steht und schließlich, wie auch Strindberg thut, mit einer unsicht-

Google

baren Krone auf dem Kopf, man könnte sagen mit einem gekrönten Bewußtsein umhergeht, für das er Ehrfurcht heischt von allem Volk. Das Bezeichnende für den Kleinbürgersohn aus dem Gewimmel der Städte ist dabei, daß er immer der Vielen bedarf, um sich in ihnen zu spiegeln. Sein Selbstgefühl bedarf der tausendfachen Resonnanz, um seiner selbst gewiß zu sein. Daher die Jagd nach Anerkennung, nach Reclame, das Bedürfniß, sich puffen zu lassen, das der ganzen neuesten, aus dem Kleinbürgerthum, oder der Kleinbürgergesinnung hervorgegangenen Literatur eigenthümlich ist. Daher die langen Verzweiflungsschreie, wenn diese Anerkennung, oder ihr materieller Ausdruck ausbleiben. Den Horizont des kleinbürgerlichen Städters bildet naturgemäß die dünne leuchtende Linie der Besitzenden, derer, die vollauf und Ueberfluß haben, die goldnen Inseln, auf denen der Genuß wohnt, und zu denen er sich hinaufsehnt, ob er sie nun erstürmen möchte als Revolutionär oder in sie einziehen möchte als gekröntes Genie. Nicht seine Individualität prägt die Dinge mit seiner persönlichen Werthschätzung: sie haben abgeschätzte, eingeaichte Werthe, und erst wenn er diese Werthe erreicht hat, das ganz äußerlich Feine und Vörnehme: die elegante Wohnung, die neueste Mode in der Kleidung, das Weib der Oberklasse als Gattin und Bewunderin — mit einem Worte: Alles erster Klasse, erst dann fühlt er sich im Vollbesitze seines Ichs. Solche Züge zeigen sich früh. Solche Züge sind Zeitphänomene. Es ist charakteristisch, ob bei einem Kinde als eine erste Persönlichkeitsregung das Bedürfniß nach Zärtlichkeit oder der Drang nach oben das Uebergewicht erhält. Bei dem kleinen Johann in der Selbstbiographie war es das Letztere: er wollte Liebling sein, aber bei den höchsten Instanzen: Vater und Mutter. Als er die Plätze dort besetzt fand und ihm die Großmutter dafür eine Zuflucht bot, die von Großkindern sonst besonders gern angenommen wird, da verachtete er sie: denn seine Großmutter war im Hause keine Standesperson.

Dieser Mangel an unmittelbar affectivem Bedürfniß ist ein Zug, dem wir überall in Strindbergs Selbstbiographie und in seiner Production begegnen — er ist eine Eigenthümlichkeit, die in unserer Zeit äußerst allgemein ist, aber sie ist selten am Genie, weil es einer hohen Wärmetemperatur bedarf, um sich selber zu tragen. Ein Theil der Erklärung dafür liegt in dem oberschwedischen Volkstemperament, das im höchsten Grade das hat, was die Franzosen „la fougue“ nennen, dessen Feuer sich aber wie eine Entzündung äußert, nicht wie eine Alles durchdringende anhaltende Wärme. Sie liegt aber noch tiefer, in einer Isolirung, einer innersten Unzugänglichkeit der Natur Strindbergs; in etwas Unstätem, Nomadenhaftem, Scheuem, in dem Trieb des Wilden, seine Spuren zu verwischen und sich nach außen unzugänglich, geheimnißvoll, schreckend zu machen, ein Trieb, für den seine Selbstbiographie einen Beleg bietet. Es ist das unruhige, unhäusliche Finnlappenblut, das in einer Kleinbürgerfamilie eingefangen, mißtrauisch um sich starrt, wie ein wildes Thier im Käfig. Es ist das Blut, welches

Google

immer allein bleibt, sich nicht fassen läßt, da es aus Nomadeninstinct immer gleich wieder seine Spuren verwischt, sich nicht hingiebt und als Kind keine Kameraden, als Mann keine Freunde, dagegen Festbrüder und Zechgenossen hat. Es ist das Blut, das überall Feinde wittert, Feinde fürchtet und Feinde finden will, aus den Nachklängen und aus dem Bedürfniß der langen Einsamkeiten und unheimlichen Streifzüge heraus. Was an anderen Zeiterscheinungen ein Absterben, eine vollständige Verdorrung der expansiven Fähigkeiten bedeuten würde, das war an Strindberg offenbar ein solcher Anfang, eine solche Jugendlichkeit der Cultur, daß man ihn mit ziemlicher Sicherheit als einen Atavismus bezeichnen kann — einen Rückfall, der von einem ungeheuren Vorstoß balancirt wird: die Vereinigung von Atavismus und Genie.

Auf einem Punkt ist dieses Unaffective in der Selbstbiographie besonders auffällig und bezeichnend: der Knabe ist nicht nur einsam seinen Eltern, seinen Geschwistern, seinen Kameraden gegenüber, er ist auch einsam in seinen ersten Geschlechtsregungen. Strindberg hat nicht ermangelt, ein großes Stück Sexualgeschichte in dieser „Entwicklungsgeschichte einer Seele“ (wie der Untertitel lautet) zu geben. Psycho-physiologische Schilderungen auf diesem Gebiet sind in der modernen skandinavischen Literatur häufig, und einige davon, z. B. Hans Jägers: „Christiania-Bohême“, Arne Garborgs: „Mannsleute“ sind Documente von dauerndem Culturwerthe, Beiträge zur Kenntniß des Menschen, die in ihrer tapferen Aufrichtigkeit das centralste und unbekannteste Gebiet des menschlichen Lebens durchleuchten und erst in einer verfeinerten und weniger prüden Zukunft verstanden und gewürdigt werden werden.

Mit der Strindberg'schen Beisteuer auf diesem Punkt ist es eine andere Sache. Gewiß ist, was die beiden Norweger beibringen, das Aufgewühlteste, Ausweglosefte und Unverblümteste, was zur Geschichte des stärksten animalischen Triebes geschrieben worden ist, und gewiß liegt in diesen ersten ungestümen Anläufen einer der Keime einer kommenden — vielleicht erst nach uns kommenden — pangermanischen Literatur. Denn hier ist Alles natürlich, fruchtbar, gerade, Seele und Körper, physische und affective Schwingungen eins. Nicht so bei Strindberg. Es bedürfte einer eingehenden Erörterung, einer Darlegung und Verfolgung jedes einzelnen Punkts in seiner Selbstbiographie, um die offenen und versteckten krummen Linien, das Abreißen, Abbröckeln der Regungen, das Giftige, Feindselige des erschreckenden, starrenden Blicks auf das andere Geschlecht nachzuweisen. Sein Verhältniß zum Weibe ist von Anfang an nüchtern wie gewöhnlich im Kleinbürgerthum und brutal wie die Wildheit des Nomaden. Das Warme, Schwellende in der ersten Liebesregung des Germanen, das Verlangen nach Erwiderung, nach der gleichen hingebenden Wärme im Weibe, — die Lyrik ist da nicht vorhanden. Es ist wichtig, hierbei zu verweilen, da wir hierin die Vorstufen seiner späteren berühmten und genialen Dramen mit der Devise: „Kampf der Geschlechter“ haben. Es ist noch eins dabei wichtig: Strindberg stellt den

Google

Mann von Anfang an als den Guten, den Leidenden, den Zärtlichen, den Normalen hin. Das ist keine Psychologie. Das bleibt auch später so. Während seine Psychologie der Bestie Weib sehr tief ist, ist der Mann, das unglückliche Opfer dieses Weibes, immer derselbe brave, redliche, feine und gute Kerl. Das hat zwei Seiten. Erstens wird es wohl Schönfärberei sein, zweitens weist es auf einen Rassezug.

Und hier finden wir eine Analogie, die die Wenigsten bei Strindberg gesucht haben werden, die unter seinen Landsleuten jedenfalls Niemand wahrgenommen hat. Dieser Zug weist uns nach Osten. Er weist uns nach Rußland. Nicht nur zu dem Rußland Tolstojs und Dostojewskis, mit denen ja die Berührungspunkte in der Wirkung der Geschlechter auf einander hervorspringen, sondern weiter nach Osten und tiefer in die Geheimgeschichte der Rassen hinein. Er weist uns nach Asien, auf die öde Hochebene, wo die mongolischen Horden schweiften, gelbe Gesichter mit vorspringenden Backenknochen und nach oben ausladenden Köpfen, Gesichter mit einem Zug von Grausamkeit und Leiden, von Quietismus und Gier, Männergestalten mit weiblichen Rundungen, furchtbare Eroberer, die in Rußland die altskandinavischen Herrschergeschlechter und das nordische Blut ausrotteten und das weiche, lyrische, slavische Temperament mit ihrem fürchterlichen Blut durchsetzten, diesem Blut, das seinen Siegeszug bezeichnete mit Denkmälern gethürmter Schädel. Und seitdem findet jeder, der die russische Rasse kennt, den selbstzerstörerischen Dualismus in ihr: die weiche Lyrik, die melancholische Sensibilität, die den Russen zum geborenen Psychologen, zu dem einzigen intuitiv psychologischen Volk der Erde macht, und die Bestialität des mongolischen Bluts, das in denselben Menschen nach langen quietistischen Pausen zu gräßlichen Gräuelthaten aufspringt. Daher die tiefe Unzuverlässigkeit, die völlige Unberechenbarkeit, der grauenhafte Arrièrefonds der russischen Natur. Hier muß man die Anknüpfungspunkte suchen, um Strindberg zu verstehen. Denn dieses selbe Mongolenblut, verdünnt und besänftigt, aber doch dasselbe, nomadisirt als Finnlappen im nördlichen Schweden, und Strindberg selbst leitet seine Abkunft von ihm her. Es bildet die Unterklasse in Finnland, von wo seine adlige Gattin stammt, die den finnischen Typus so deutlich in den Zügen trägt wie Strindberg. Und vielleicht ist auch das als erklärender Zug nicht zu übersehen, daß sich dieser Typus durch denselben Typus angezogen fühlte, um sich zu completiren.

Der finnische Stamm in Finnland ist ein Volk von alter Cultur, — das poetischste Volk. Die russischen Mongolen und die schwedischen Lappen haben gar keine. In Strindberg ist das Charakterische das Nebeneinander von Genie und Barbarei.

Strindbergs Aeußeres ist sehr unschwedisch. Der schwedische Typus ist hoch, schlank, breitschultrig und schmal um den Leib, die Gesichtsfarbe, wo sie nicht punschgrau ist, frisch und zart, der Kopf klein, das Haar blond. Strindbergs starker Körper hat die vom Halse abwärtsfallenden und sich

Google

dann vorstreckenden Schultern und in späteren Jahren das Fleischige, das dem Russen eigenthümlich ist, sein bohrender, fernhaltender Blick hat die unbestimmte Bleifarbe, die man im Norden bei unvermischtem Blut nicht trifft, die Backenknochen und Kinnlade sind breit und vorspringend, das Haar langlockig und fettschwärzlich, der geringe Schnurrbart nach oben gesträubt, der Mund sehr klein, gespitzt, als pfiffe er, die Lippen mit eigenthümlichen graziösen Einsenkungen, der Teint lederfarbig. Und diese Erscheinung ladet sich nach oben hin in eine mächtige, viereckige Stirn in einem mächtigen viereckigen Schädel aus. Die Ohren sind winzig und dicht am Kopf liegend. Seine Hände und Füße sind auffallend zierlich und klein.

Hinter dieser mächtigen Stirn hat Alles gegährt, was die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts bewegte, etwas ursprünglich Neues hat sich hinter ihr nur in einem Fall gestaltet, — in der Gestaltung des dunklen Instincts des Geschlechtshasses. Diese Feindschaft unter der Bewußtseinsschwelle, wo sie bisher gelegen, hervorgezogen, ihr eine Sprache, eine Dialektik, einen künstlerischen Körper verliehen zu haben, das ist Strindbergs That. Er faßt das Weib auf wie ein aus Rand und Band gegangener Spießbürger, und er behandelt es wie ein eingefangener Wilder. In beiden Fällen aber möchte ich den Spießbürger und den Wilden in's Gigantische gesteigert gedacht wissen. Strindberg ist wie ein Instrument, auf dem seine Zeit alle ihre schrillen Weisen gespielt hat, ohne daß in den Saiten eine Erinnerung davon zurückgeblieben wäre. Er war als junger Mensch Pietist und das gründlich, später pessimistischer Altruist, dann Socialist und Utilist, er hat die Klassengegensätze und Klassenkämpfe empfunden wie Wenige, und veranschaulicht wie kein anderer seiner Zeitgenossen, er hat unter dem unausrottbaren Bewußtsein, Unterklasse zu sein, geknirscht, und seine täglichen Gewohnheiten und sein Drang gingen darauf aus, sich als Oberklasse vor sich selbst zu behaupten; er war schrankenlos, rücksichtlos, unzügelbar, aber er scheint nichts von dem unreflectirten Souveränetätsgefühl der großen Persönlichkeit gehabt zu haben, die sich naiv und selbstverständlich als Anfangs- und Ausgangspunkt ansieht und sich's nicht einfallen läßt, sich abzujagen im Wettlauf um das, was ihr von selbst gehört. Strindberg ist der echte zwiespältige Sohn dieses Plebejerzeitalters, der eines Nietzsche bedurfte — auch ein mit eruptiver Kraft sich über sich selbst hinausschnellender getaufter Plebejer — um mit einem Luftsprung über sich hinaus sich als Uebermensch zu proclamiren. Ich will damit Nietzsche nicht verkleinern: er ist einer der großen Hauptringe in der Bewußtseinskette der Menschheit; er hat sich nicht umsonst in einer bis jetzt zurückgehaltenen Schrift: Ecce Homo! selbst so genannt; er hat, ein anderer Jesus, in der fürchterlichsten aller Opferungen sich selbst zerbrochen, um das Zukünftige aus sich herauszusprengen; und er *ist* daran zerbrochen. Neben dieser schrecklichen Selbstopferungsthat erscheint alles andere Uebermenschenspielen wie Parodie. Auch Strindberg hat einen Uebermenschroman „An offener See“ geschrieben, auf

Google

den ich später zurückkomme. In der Periode, als er den „Sohn der Dienstmagd" verfaßte, kannte er Nietzsche, mit dem er kurz vor dessen letzter Erkrankung eine Zeitlang correspondirte, noch nicht.

Etwas dagegen, was neben seiner ganzen Production herlief und was er immer über dieselbe stellte, das war das Erfinder- und Entdeckerthum. Er hat sich auf allen möglichen Gebieten versucht und geniale Blitze gehabt. Er hat unter den schwedischen Gelehrten als Kenner mit einem Buch über das Chinesische geglänzt und die Herren vom Ludenser Observatorium durch eine astronomische Hypothese auf den Rücken geworfen; er hat erst vor einem Jahr einen Verkauf seiner impressionistischen Gemälde veranstaltet, viel und lange über Farbenphotographien gegrübelt und ein Buch über die diplomatischen Beziehungen Schwedens und Frankreichs veröffentlicht; er hatte schon vor seiner Bekanntschaft mit Nietzsche eine eigenthümliche Theorie über den „Großgehirnadel" entwickelt und eine Novelle „Der Kampf der Gehirne" geschrieben, wo die alte Lust des Mongolen am Köpfeabschlagen durch den verfeinerten Genuß, die Gehirne seiner Feinde auszusaugen, ersetzt wird. Es ist eine nur den Slaven eigene Neugier und dilettantische Genialität in diesen Zügen, die wir in der „Entwickelungsgeschichte einer Seele" alle nach und nach auftauchen sehen, commentirt von ihm selbst mit vielen widersprechenden Erklärungen.

Wo aber die Widersprüche am gehäuftesten sind und als psychologisch nothwendig verkündet werden, das ist in seiner Selbstpsychologie. Hier hat der Leser einen Unterstrom von entschlüpften Bekenntnissen von der auf der Oberfläche ausgebreiteten künstlerischen Arbeit der Persönlichkeit mit sich selbst aufmerksam und kritisch auseinanderzuhalten. Es ist sehr interessant, oft seitenlang verfolgen zu können, wie der Mangel an affectiver Unmittelbarkeit sich in ihm in eine peinigende affective Sehnsucht versetzt, z. B. als Kind in dem Abhängigkeitsgefühl von der vielbeanspruchten, gewöhnlichen und ihm offenbar nichts entgegenbringenden Mutter. Es ist noch interessanter, zu verfolgen, wie beim Auftreten der Liebe er immer erst aus Gründen zu lieben scheint. Da ist seine erste Verliebtheit als Fünfzehnjähriger in ein dreißigjähriges, aufgeregtes und kränkelndes Mädchen. Sie ist der Mittelpunkt ihres ganzen Kreises, verlobt, bewundert und umschwärmt von jungen und alten Herren, darunter seinem Vater, und es ist ihm ein kitzelnder Ehrenpunkt, sie von allen abzuziehen.

Ein Gefühl von Widerwillen, das er später so oft neben der Liebe schildert, geht schon hier durch ihre zärtlichen tête-à-têtes, in denen *sie* die mütterliche Ueberlegenheit — ob echt, ob unecht, ist nicht zu entscheiden — stark hervorkehrt, wodurch sie ihn vollständig bezaubert und gewinnt — immer das gleiche Manöver aller später von ihm geschilderten Frauen. In der Erinnerung beim Niederschreiben aber kann er sie nicht lächerlich und abstoßend genug schildern, sich nicht genug thun in Aeußerungen des Abscheues und Widerwillens gegen sie, und diesen selben Zug finden wir auch

Google

in dem neulich erschienenen Buch: „Die Beichte eines Thoren", das ich zuerst handschriftlich im französischen Text gelesen. Auch hier wird eine gewesene Geliebte und halbe Braut wie ein Abschaum geschildert, ebenso wie die andere, später geheirathete, vornehme Geliebte sich als ein Abgrund von Verworfenheit entpuppt. Und dasselbe ist mit der Braut des Uebermenschen in „An offener See" der Fall. Dieser immer wiederkehrende Zug, sich nach genossener, seelischer oder physischer Liebe mit einem Ekelschauer, in einem Wuth- und Haßparoxysmus zu entfernen, ist durchgängig in der Strindberg'schen Dichtung.

Dieser Zug ist sehr slavisch und beim Slaven vielleicht auf das mongolische Wildenblut zurückzuführen. Man trifft ihn immer, nur schwächer, in den sonst so delicaten Liebesschilderungen Tolstojs. Und in der Production Strindbergs ist nur eine zwiefache Erklärung möglich: entweder das Temperament des Verfassers, oder das Weib, bei dem er allzu übel ankam.

Ich habe lange fest an das letztere geglaubt. Aber nachdem ich sein ganzes Schaffen kennen gelernt und oft gelesen habe, glaube ich, das ist eine zu flache Auslegung.

Diese Wuth gegen das Weib steht im Zusammenhang mit der Empörung gegen jedes Band, jeden Zwang, jede Beziehung, jedes Verhältniß, das dauernd werden zu wollen scheint. Ueberall der gleiche Drang, zu entfliehen, seine Spuren zu verwischen, sich zu isoliren, zu verstecken, undurchsichtig zu machen. Ueberall in seinen Studien, seinen Interessen, seinen Gesinnungen dasselbe plötzliche Abreißen, der verfolgungssüchtige Umschlag, überall derselbe Haß gegen die gesprengte Fessel, und jedes durchgemachte geistige und seelische Stadium erscheint ihm nachher immer als eine gesprengte Fessel. In Strindbergs ganzer Dichtung können wir den ewigen Kampf um sein ewig wechselndes Ich verfolgen; stets sehen wir ein in's Ungeheure gesteigertes Selbstgefühl, das vergeblich und wüthend nach dem eigenen Selbst Jagd macht, das die ganze moderne Wissenschaft aufbietet, um die Abwesenheit eines Mittelpunktes, einer Einheit des Ichs, um den mangelnden Schwerpunkt im Unbewußten zu rechtfertigen, zu erklären und zu verklären. Alles an ihm ist Temperament, nichts zusammenhängendes Denken; er haßt den Zusammenhang wie eine persönliche Verkleinerung, er *will* der Unfaßbare sein, über den Niemand Bescheid weiß und vor den er als Strohmann einen Mustermann schiebt, wie den unglücklichen „Vater", wie Axel in den „Kameraden", der seine eigenen Bilder vom „Salon" zurückzieht, damit die von ihm gemalten Bilder seiner Frau angenommen werden, wie der zweite Mann in den „Gläubigern", der sich ergeben von einem weiblichen Vampyr aussaugen läßt, wie der „Thor" in der „Beichte eines Thoren", der die Frau eines Andern mit einem reinen Madonnencultus liebt, und als er das Dampfschiff vorüberkommen sieht, mit dem sie eine Besuchsreise zu Verwandten macht, in die See geht, immer weiter,

Google

weiter, magnetisch von dem Schiff angezogen, von dem er weiß, daß sie sich darauf befindet, der darauf später ihr Mann wird und nach und nach unglaubliche Details von Verworfenheit an ihr entdeckt, ohne sich loszureißen, ohne jenen entscheidenden, unbezwinglichen Ekel zu empfinden, durch den das Losreißen nicht mehr ein Willensact, sondern ein unbewußtes Reagiren wird. Wer kennt alle diese Züge nicht aus der russischen Literatur? Schon Turgenjew hat den schwachen Mann geschildert, den ein brutal wollüstiges Weib gefangen hält (Sacher-Masochs, der einer Perversität den Namen gegeben, brauche ich nicht erst zu erwähnen), der im Liebesverhältniß der Passive ist, der sich aussaugen und zu Grunde richten läßt, der sich dabei selber zusieht und sich verachtet.

Sich verachtet! Da finden wir den Unterschied und vielleicht auch, wenn ich so sagen darf, den psychologischen Triebsand in der Strindberg'schen Dichtung. Ich nehme an, wir sind im Voraus darüber einig, die großen russischen Dichter seien ehrliche Psychologen. Dostojewski möchte ich freilich in Manchem davon ausnehmen, er hat Manches zu verheimlichen, man könnte stellenweise den Finger darauf legen, wo er einen falschen Zug unterschiebt, wo er Erfahrungen unterschlägt, auf die im dichterischen Empfängnißaugenblick der Plan gebaut war. Aber Turgenjews, Garschins, Tolstojs Dichtung hat nie geschielt, weder in sich hinein, noch nach dem Publikum. Und ihre von einem, die „männliche Prärogative" (wie Strindberg sagt) an sich reißenden Weib geliebten Männer sahen klar in sich und verachteten sich.

Nicht so der Strindberg'sche Mann. Er schreit wehe unter dem eisenbeschlagenen Pantoffel, aber er achtet sich; er achtet sich unbegrenzt hoch; er achtet sich doppelt hoch wegen seines Aushaltens bei der frechen Teufelin, die ihn deswegen verhöhnt; er bezeichnet eine höhere Entwicklungsstufe, und vor allen Dingen: er ist unglaublich moralisch. Der Strindberg'sche Mann im Allgemeinen und besonders in den Weiberhaßstücken, ist von einer Moralität, wie sie das Neue Testament nur von den Bischöfen verlangt, wenn es sagt: „er sei eines Weibes Mann" mit dem Nachdruck auf eines, und wie sie sonst nur von Björnson und in christlichen Jünglingsvereinen gefordert wird; er ist immer streng monogam, denn die Monogamie ist eine höhere Entwickelungsstufe; das Weib dagegen ist immer polygamisch, denn das Weib und die Polygamie bezeichnen eine niedere Entwickelungsstufe. Und dieser monogamische Mann ist auf das Weib mit den Mehrzahlgelüsten verpicht, desto verpichter, je verworfener es ist, desto gefesselter, je nichtswürdiger es ihn behandelt; siehe „Die Beichte eines Thoren". Mir scheint, es liegt darin ein verwandter Zug mit der Neigung des „Sohns der Magd", von dem in der Selbstbiographie erzählt wird: die frischen, rothwangigen Mädchen in der Tanzstunde seien ihm gleichgiltig gewesen, die wachsbleichen dagegen mit den schwarzen Schatten unter den unnatürlich glänzenden Augen, diese hochgradig anämisch Hysterischen, zogen ihn unwiderstehlich an . . . .

Google

IV

Um den Zeitpunkt, wo er den „Sohn der Dienstmagd“ schrieb, entfaltete Strindberg eine unglaubliche Productivität. Von 1886—1888 erschienen: „Der Sohn der Magd,“ „Der Vater,“ „Die Kameraden,“ „Die Gläubiger“, Fräulein Julie“, „Tschandala“, „Die Leute von Hemmsö“ und „Scheerenvolksleben“, sowie Fortsetzungen zu seinen „Schwedischen Schicksalen und Abenteuern“, eine Sammlung barocker und ausgezeichneter historischer Erzählungen in Lieferungen. Dann floß die Quelle sparsamer und sparsamer. 1889 entstand der Uebermenschroman: „An offener See“, bis 1893 sind dann nur die kleinen Einacter: „Herbstzeichen“, „Vor dem Tode“, Das Band“, „Das Spiel mit dem Feuer“, „Credit und Debet“ geschrieben. „Die Beichte eines Thoren“ gehört einer früheren Zeit an.

Alle oben genannten Dichtungen, mit Ausnahme der „Kameraden“ und des „Tschandala“ liegen deutsch vor und haben Strindbergs rasch entstandenen Ruhm in Deutschland begründet. Obenan in dieser Hinsicht stehen: „Der Vater“, „Fräulein Julie“ und „Gläubiger“, die drei Stücke, auf die er selbst den meisten Werth legt.

Die Fabel des „Vaters“ ist wohl schon ziemlich bekannt. Ein Rittmeister unterliegt den drei Weibern in seinem Hause, wird von ihnen halbwahnsinnig gemacht und für ganz wahnsinnig erklärt und (nicht blos figürlich zu nehmen) in die Zwangsjacke gesteckt. Diese drei Weiber sind: seine Frau, seine (unsichtbare) Schwiegermutter und seine Amme. Alle drei halten zusammen. Die Frau und die Amme machen ihn verrückt mit ihrer Kleingehirndialektik, die Schwiegermutter läßt nur von Zeit zu Zeit ein imperatorisches Klingeln hören, das seine augenblickliche Vernachlässigung herbeiführt.

Warum halten aber diese drei Frauen zusammen gegen den Mann und Hausherrn? Die Amme und die Schwiegermutter, sagt Strindberg, sind über die Jahre, demzufolge geschlechtslos, demzufolge Mannhasser. Gut. Aber die Gattin? Die Gattin ist auch Mannhasser. Warum? weil alle Weiber Mannhasserinnen sind — mit intermittirenden Augenblicken. So? Schön! Aber damit haben wir noch keine Erklärung, weshalb die Amme, die Schwiegermutter und die Frau zusammenhalten? Verträglichkeit unter einander ist nicht gerade eine spezifisch weibliche Eigenschaft und daß seine Amme sich mit ihrer Mutter vertragen sollte in unausgesetztem täglichen Zusammensein, das ist schon beinahe unwahrscheinlich. Aber sie halten trotzdem zusammen! Warum? Um ihm Büchersendungen zu unterschlagen, die Schwiegermutter herauszupflegen und das Kind zu verziehen. Also aus angeborener Bosheit. Schön. Aber warum kehren sie diese Bosheit nicht gegen einander? Weil sie alle drei gleich dumm sind und sich darum in ihrer gegenseitigen Gesellschaft am besten befinden. Merkwürdig! die noch junge, noch hübsche Gattin langweilt sich nicht mit zwei alten Weibern? Da ist wohl was faul im Staate, Dänemark? Nein, es ist nichts faul, das ist der normale Zustand

Google

in allen Familien. Ja, aber Herr Rittmeister, haben Sie sich auch schon jemals gefragt, ob Ihre Frau auch von Ihnen befriedigt ist? Auf diese Frage pflegt der Verfasser eine Antwort zu geben, die wir ihrer Unverblümtheit wegen nicht hierher setzen können. Ich glaube aber, der Verfasser macht sich damit die Psychologie des Weibes zu leicht. Die Herren der Schöpfung sind manchmal etwas eitel. Das Weib nimmt in den meisten Fällen, da die Auswahl beschränkt und das Terrain kurz ist, den es kriegt, aber in vielen Fällen mag es nachher den nicht, den es gekriegt hat. Um so weniger, je verliebter er ist. Und da ist gleich der tragische Conflict. Der Mann merkt's nach Männerart nicht und liebt weiter, das Weib merkt, daß er nichts merkt, wird an seiner empfindlichsten Stelle beleidigt und legt sich auf's Quälen. Er duldet und liebt. Aber er liebt täppisch und brutal. Nun ist die Frau obenauf. Sie sieht, daß er sie nicht durchschaut, und damit ist sie seiner sicher, sie weiß, daß sie ihn nicht los wird, und das stachelt ihre Galle immerwährend auf, sie fühlt, daß sie straflos ist, und darum wird sie nach und nach zur Furie. Wer ist nun der Dumme von den Vieren?

Auf diesem trivialen Mißverständniß hat Strindberg eine der erschütterndsten ehelichen Tragödien aufgebaut, und während man ihr beiwohnt, glaubt man die schweren Flügelschläge des Schicksals über sich rauschen zu hören.

„Die Kameraden" behandeln dasselbe Problem. Axel opfert sich, in einem eigensinnigen Drang, sein Weib ganz zu besitzen, ganz für sie; aber sie bleibt ewig außer ihm, fremd, kalt, plump kokett, leicht gereizt von anderen Männern, eine zärtliche Freundin ihrer unverheiratheten Freundin. Hier wie dort dieselbe Dialektik des Großgehirns mit dem Kleingehirn, die immer damit endet, das Großgehirn ganz wirrig und doch ganz verpicht auf Fortsetzung der Klopffechtereien zu machen. Eine noch viel schlechtere Ehe läuft nebenher. Facit: Frau hinauswerfen und Lebensekel.

Oder: „Die Gläubiger". Dasselbe Weib, derselbe Mann, letzterer diesmal in zwei Hälften gespalten — ein dialektisches Großgehirn und ein sensibler Nervenknäuel. Der sensible Nervenknäuel wird epileptisch vor Erschöpfung, das Großgehirn, das so lange ohne weibliche Hälfte gelebt hat, hat alle Kräfte beisammen und auf Zinseszins gelegt und seine Dialektik gewetzt zu der Schärfe eines Rasirmessers. Vermöge dieses dialektischen Rasirmessers vollzieht es den Schnitt zwischen Tekla und Adolf; da sie sich aber schluchzend über den vom Schlage vor ihren Augen Getroffenen wirft, steht das Großgehirn durchdonnert: sie hat ihn *doch* geliebt! — Ob?

Zwischen die Aufführung vom „Vater" und den „Gläubigern" in Kopenhagen fällt 1889 das Erscheinen des Romans „Tschandala". Literarisch eine seiner weniger bedeutenden Arbeiten ist er als Beitrag zur Psychologie Strindbergs durch seine Entstehungsgeschichte für den Forscher von ungewöhnlichem Werth. Strindberg war beim Miethen einer Sommerwohnung an in der Gegend bereits berüchtigte Wirthsleute und in ein schlechtes Logis gerathen. Mit diesen beiden Uebelständen, die ein gewöhnlicher Mensch wahrscheinlich sofort

Google

durchschaut hätte, begann seine Phantasie zu arbeiten und ließ sie zu einem ganzen Buch mit riesigen geistigen Proportionen anschwellen. Die äußeren Umstände bleiben dieselben, die Handlung ist um ein Jahrhundert zurückverlegt und wird zu einem Kampf zwischen dem Adelsmenschen, dem Großgehirn, mit Pöbelnaturen und Kleingehirnmenschen, die ihn umgarnen, aussaugen und zu Grunde richten wollen. Ein Grund ist dazu nur vorhanden in dem Neid der niedrigen Geister und kleinen Seelen auf das Hohe und Große. Man begreift zwar nicht recht, wie der gelehrte und ausgezeichnete Mann in der als äußerst ekelhaft geschilderten Umgebung mit seinen Kindern aushalten kann — es sei denn aus Geldmangel für einen Umzug — und man begreift noch weniger, weshalb er sich mit dem Pöbel, der ihn umgiebt, einläßt, es sei denn aus psychologischer Neugier. Schon hat der Zigeuner, der das Haus als Liebhaber der Wirthin regiert, ihn fast in seiner Macht, da beschließt der gepeinigte Miether ihn durch Schrecken, dem der unwissende Mensch so zugänglich ist, zu vernichten. Er lockt ihn Nachts auf die Wiese hinaus und läßt aus einer Laterna magica übermenschlich große Schreckgestalten an ihm vorüberwandern. Das Ziel wird erreicht. Der gepeinigte und beschränkte Zuschauer und Hauswirth stirbt an Gespensterfurcht.

Man sieht an diesem einen Zuge, in welcher Weise Strindberg Erlebnisse verarbeitet; man sieht auch, daß seine Phantasie so beschaffen ist, Alles in's Ungeheure und Ungeheuerliche zu steigern. Dieser Zug ist typisch an ihm. Diese Phantasie ist keine zahme und gesittete Bürgersmannsphantasie mit geschwächten und abgestumpften Organen, wie sie sonst in der Literatur gewöhnlich ist. Sie ist die Phantasie eines Wilden, in dem auf dem Resonnanzboden der Furcht jeder Eindruck einen tausendfältigen Widerhall findet. Sie ist frisch, wie der Wind, der aus den Bergen weht und unaufhaltsam wie er. Sie giebt Alles aus erster Hand. Darauf beruht ihre Macht. Man mag hinterher noch soviel gegen Strindbergs Begründungen einzuwenden haben, im Augenblick, wo man sie liest, ist man gefangen. Es hat nie einen Dichter gegeben, der mit so brutaler Autorität suggerirt wie er. Während man im Bann seiner großartigen Schöpfungen ist, erscheint immer Alles glaubwürdig, ja einzig so möglich. Ueber der allgemeinen Wahrheit der Hauptzüge vergißt man die vielen Schrullen, die nie fehlen, die Ueberhäufung mit Schlechtigkeitszügen, mit denen er nie unterläßt, seine Feinde: das Weib und den Unterklassenmenschen — dem er sich einst verwandt und von dem er sich jetzt verfolgt fühlt — zu bedenken.

Der zweite Grund seiner ungeheuren Wirkung, die er auf die jüngere Generation im Norden ausgeübt hat und jetzt in Deutschland auszuüben anfängt, — obgleich wohl die norddeutsche Grenze auch seine Grenze sein wird — ist, daß er so vollkommen ein Sohn dieser zerrissenen, friedlosen, überreizten Zeit ist, dieser Zeit mit ihrer Décadence und Barbarei, die in einandergleiten. Er hat das Plebejerthum, den Snobbismus, die mo-

ralisirende Heuchelei, die verkrümmten Triebe des Gegenwartsmenschen in seiner Dichtung und zugleich das Gegentheil von Allem: die übermenschliche Anstrengung des Sichübersichhinausschnellens, das Jenseits von Gut und Böse, die ungetaufte, grandiose Sinnlichkeit, die Empörung gegen den Femininismus des Frauencultus. Er ist der Schrei der sich empörenden Natur in einer faulen Gesittung. Er ist der Doppelmensch von heute, der zugleich angefressen und gesund, zugleich die getünchte Grabstätte abgestorbener Vergangenheit und das Gefäß der Zukunft ist. Er spiegelt dessen geheime Leiden, dessen halbbewußte Verlogenheit, dessen selbstdurchschaute Ueberhebung, den Gott und die Bestie in ihm.

Und das Alles zusammen hätte seinen Namen doch nicht zu einer Fackel gemacht, die lange brennen und leuchten und noch längere Zeit für das gehalten werden wird, was sie doch nicht ist: einer von den ewig neuaufziehenden Sternen.

Was dazu mitwirkte, den rothen Feuerschein zu schaffen, der von ihm ausgeht, das war zweierlei: erstens seine Sprache, die nur schwedisch ihre ganze Wirkung hat. Deutsch hat sie einen ganz anderen Charakter, da ist sie hart, nüchtern, blechern. Aber schwedisch ist sie wie das Meer, das an den Küsten brandet und von ferne donnert, wie die Trompete, die ihre Kampfsignale durch die Nacht schmettert, wie das Schicksal, das in kurzen, dumpfen Schlägen pocht: ich bin da, ich bin da!

Es giebt nordische Dichter, bei deren Uebertragung man die deutsche Sprache Symphonien spielen lassen kann, durch die man sie neue Nuancen lehrt und sie mit neuen Rhythmen und Worten bereichert. Aber wenn man Strindberg übertragen will, so steht man da leer und arm: schwedisch klingt es wie Glockenerz, deutsch klingt es wie Blechgeklimper.

Der zweite Zug, der Strindberg in seiner Zeit dastehen läßt wie ein Riese, ist sein Materialismus. Er hat die materialistische Lebensanschauung, die materialistischen Ideale, den materialistischen Verstandescultus, die materialistische Auffassung des Geschlechtslebens. So tief die Probleme sind, die er aufgräbt, so flach ist immer seine Erklärung. Alles in seinen Schilderungen ist rechtwinkelig, klar, scharf, unnuancirt; er ist wie ein Untersuchungsrichter der nur das, was über der Bewußtseinsschwelle liegt, herausinquirirt, der nur das sieht, was auf diesem dürren Boden wächst. Das reiche, fruchtbare Land **unter** dem Bewußtsein, das Land, wo Alles, was ist, organisch wachsen muß, wie die Frucht im Mutterschoß, das ist für den materialistischen Großgehirn-Adelsmenschen noch nicht entdeckt.

An dieser Eckigkeit und Grobzugehauenheit des Intellects ist besonders sein Uebermensch in „An offener See“ gescheitert, an ihr scheitert jedesmal seine Psychologie des Verhältnisses zwischen Mann und Weib. Es ist eine sehr gemeine Sorte Weiber, für die allein er den psychologischen Blick hat, oder ist er nur mit dem Weib, das voll geheimer wüthender Antipathie gegen den Mann ist, der es besitzt, in Berührung gekommen?

Google

Als Materialist giebt er das Mystische im Geschlechtsverhältniß, das eben die Liebe ist, nicht zu, aber die Vereinigung zweier Culturmenschen ohne Liebe führt im Renntempo zur Entartung, und diese Entartung hat er sehr consequent immer geschildert.

Die Production der drei letzten Jahre wiegt seine früheren nicht auf. Die sechs Einacter, die neulich in Berlin erschienen, sind alle Variationen des alten Sujets von dem vortrefflichen, treuen, moralischen Mann und dem schlechten, unmoralischen Weib. Bei einer psychologischeren Schauspielkunst, als sie gegenwärtig auf deutschen Bühnen geübt wird, werden mehrere von ihnen freilich eine ebenso tiefe und dauernde Wirkung haben, wie „Die Gläubiger".

Seine letzte große Dichtung war „Fräulein Julie", in der die Oberklaß- und Unterklaßinstincte auf dem centralsten Gebiet mit fürchterlicher Wuth aneinanderprallen. Hier siegt Jean, der Sohn der Magd, im brutalen Kampf mit dem Weibe, der aufrichtigst gezeichnete Mann, den Strindberg geschaffen hat. Dies Stück war wie ein großer Befreiungsact vom Weibe für Strindberg; später in dem „Spiel mit dem Feuer" siegt wieder der Mann — zum Siege gehört immer ein ungezwungenes Heruntermachen der Gegnerin — und in „An offener See" triumphirt der Uebermensch über die zweideutige Jungfrau, deren unzweideutige Liederlichkeit er merkwürdig spät für einen Großgehirnadelsmenschen durchschaut, indem er zur Strafe eine Nacht bei ihr verbringt und sie dann ungeheirathet sitzen läßt. —

Aus diesem Anzeichen sieht man, daß Strindberg jetzt in einer Krise, oder an einem Wendepunkt zu stehen scheint. Was sich daraus entpuppen wird — wer kann's sagen? Seine erste Auswanderung aus Schweden bezeichnete eine Periode unglaublicher Fruchtbarkeit, einen geistigen Durchbruch. Was wird seine zweite bezeichnen?

Wenn jetzt, nach diesem Versuch einer Porträtzeichnung, ein abschließendes Wort von mir verlangt würde, — ich könnte blos antworten: was mir vorlag als Material, um sein Wesen zu schildern — und mir lag recht viel Material vor — war wie ein durcheinandergewirrter Knäuel, den ich aufwickeln sollte. Ich ging behutsam dran und suchte den Faden, der der Ausgangspunkt war. Hat man nur erst den Faden, dann wickelt man den Knäuel reinlich ab. Ich fand den Faden, wickelte, knotete auf — da war er zu Ende. Ein anderer Faden — auch zu Ende; ein dritter und vierter — dasselbe. Lauter Stümpfchen hängen heraus, alle Zusammenhänge sind abgesprengt. Noch ist der Knäuel groß und überall Knoten und verwirrte Stellen. Hier sind einige ausgezogene Fäden. Ein Schelm, wer mehr giebt, als er hat.

Google

Boetticher wider Schliemann.

Von

Gustav Schröder.

— Berlin. —

Als „Drucksache" und ohne schriftlichen Geleitschein, statt dessen nur eine Visitenkarte beilag, ging mir in einem Sonderabdruck aus „Nord und Süd" die neueste Boetticher'sche Streitschrift*) zu. Ich fasse diese Zusendung als einen Act der Höflichkeit oder der Dankbarkeit für abgegebenes günstiges Zeugniß auf. Wenn diese Auffassung richtig ist, so liegt die erste und einzige directe Beziehung zwischen mir und dem Anstifter und Führer des Schliemann-Trojanischen Federkrieges vor. Derselbe hat meine Zeugenschaft nicht erbeten; er hatte es auch nicht nöthig; was gedruckt ist, konnte er beliebig verwerthen, wenn er es nur ehrlich und gewissenhaft that. Das hat er gethan. Er citirt wörtlich meine Incompetenz-Erklärung bezüglich des positiven Theils der Frage: Ist der Schutthaufen Hissarlik eine Verbrennungsstätte, eine „Feuer-Nekropole?"; er beschränkt sich auf die Wiedergabe meines Urtheils aus bautechnischen, insbesondere kriegsbau-technischen und -geschichtlichen Gründen, dahin lautend, daß das Aufgedeckte nicht genüge, die Ruine als die eines Burgbaues oder wiederholter Burganlagen anzuerkennen. Ein kleiner Irrthum ist ihm dabei begegnet, indem er mich als Lehrer der Geschichte der Kriegsbaukunst an der vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule vorstellt, während ich daselbst „Wasserbau" docire. Klein ist der Irrthum nur, da die Angabe, die jetzt nicht zutrifft, vor einigen dreißig Jahren zutreffend gewesen wäre, und da ich mich in der Muße meiner Inactivität mit allerlei Zubehör meines ehemaligen Berufes und namentlich mit kriegsbaugeschichtlichen Studien be-

---

*) „Die Wahrheit über die ‚trojanischen' Alterthümer und ihre Tragweite". Von Ernst Boetticher. „Nord und Süd", Heft 139.

Google

schäftige. Hauptmann Boetticher führt die militärische Fachzeitschrift an (Archiv f. d. Art.- und Ing.-Offic.), in der ich gegen fortificationsgeschichtlichen Dilettantismus aufgetreten bin. Dieses Organ, an dessen Redaction ich seit 18 Jahren betheiligt bin, enthält mancherlei Belege für meine Studien, insbesondere auch die kriegsbau-geschichtlichen. Der wichtigste hierher gehörige ist ein längerer Aufsatz aus dem Jahrgange 1888: „Tiryns, Mykenai und Troja, die ältesten Denkmäler der Festungs-Baukunst aus dem Heroen-Zeitalter." Um diesen schreiben zu können, hatte ich die bis dahin erschienenen Schliemann'schen Schriften sorgfältig durchforscht. Die Gegnerschaft Boettichers war mir nicht unbekannt, aber ich theilte die von der Tagespresse formulirte öffentliche Meinung — ich nahm ihn nicht ernst. Ueberdies schien die Angelegenheit zur Zeit erledigt. Schliemann, und noch mehr seine Kampfgefährten Virchow, der Gelehrte, und Dörpfeld der Bautechniker, hatten den Angriff des in Archäologie dilettirenden Artilleristen abgeschlagen. So schien es zur Zeit.

Im folgenden Jahre entbrannte der Kampf von Neuem und führte zur persönlichen Zusammenkunft. Von Schliemann eingeladen, mit Reisegeld versorgt und an Ort und Stelle dessen Gast, ging Hauptmann Boetticher in die Troas. Schliemann war selbstredend von dem eigentlichen Ausgräber Dörpfeld begleitet und hatte außerdem zwei „unparteiische Zeugen" berufen, einen Wiener Gelehrten und einen preußischen Artilleriemajor. Letzteren kannte er persönlich aus der Zeit seiner Ausgrabungen in Mykene, dessen Umgegend der damalige Hauptmann Steffen im Auftrage des deutschen archäologischen Institutes in Athen aufgenommen hatte.

Zu seiner Information erbat sich Steffen meinen oben bezeichneten Aufsatz, in dem er allerdings die Ruine Hissarlik als Troja oder genauer als die Burg von Troja auf Schliemann-Dörpfeld'sches Zeugniß hin auf Treu und Glauben angenommen und anerkannt fand; nur die Dörpfeld'schen „Thürme" (gleich denen von Tiryns) sind dort schon beanstandet (Boetticher sagt schärfer „persiflirt", was ich nicht unterschreibe).

Was mir nachmals Steffen über den Ausfall der Hissarlik-Conferenz schrieb — obgleich es ganz so Anti-Boetticherisch lautete, wie das veröffentlichte Protokoll — regte mich zum Studium der Boetticher'schen Streitschriften an, und ich war sehr gut orientirt, als sich das ereignete, wodurch Boetticher bewogen wurde, mich zu seinen literarischen Gegnern zu rechnen.

Nach Schliemanns Tode brachte „Unsere Zeit" einen Artikel, in dem ich ungefähr (der Wortlaut ist mir nicht mehr gegenwärtig) sagte: „Niemand hat in seinen letzten Lebensjahren Schliemann so viel Aerger bereitet, als der ehemalige Artillerie-Hauptmann Boetticher, der sein Troja durchaus nur für eine Feuer-Nekropole gelten lassen will."

Sofort packte Boetticher seine Streitschriften zusammen, übersandte sie der Redaction von „Unsere Zeit" und bat, sie dem ihm unbekannten Verfasser jenes Artikels zuzustellen, der ersichtlich über ihn nicht orientirt sei.

Google

Gegen diese Unterstellung protestirte ich in meiner Antwort an die Redaction und fügte hinzu, es schiene mir ganz angebracht, wenn ein sich völlig unparteiisch und unbefangen Wissender die Boetticher-Schliemann-Fehde historisch schildern wollte.

Ich habe diesen Gedanken später nebenbei ausgeführt in dem Archiv-Artikel, dessen Boetticher (S. 16 des Sonderabdrucks aus „Nord und Süd"*), gedenkt. Derselbe ist im Februarheft des vorigen Jahres S. 65 enthalten und hat den Titel „Schliemanns Troja". Nebenbei ausgeführt; denn die Hauptsache war mir das Bautechnische und Baugeschichtliche. Aber Boettichers mußte dabei gedacht werden, denn seine Opposition hatte doch Einfluß auf den Urtheils-Standpunkt. Unter Hinweis auf den Artikel von 1888 heißt es in dem von 92: „Wir hatten unsererseits im Schliemann'schen Troja etwas fortificationsgeschichtlich Besonderes nicht gefunden; wir sahen höchstens eine polygonale Umschließung, oder genauer, deren Unterbau im Charakter einer den unregelmäßigen Abhang zur Terrasse gestaltenden Stützmauer. Die Thürme, die Dr. Dörpfeld der Mauer zugeschrieben hatte, ließen wir nicht gelten; ihrer Lage und geringen Ausdehnung nach konnten die als „Thurm-substructionen" angesprochenen Mauervorsprünge nur für Strebepfeiler angesehen werden." „An fortificationsgeschichtlichem und bautechnischem Interesse bleibt hiernach für Schliemanns Troja herzlich wenig übrig. Aber auch dieses Wenige wird ihm noch streitig gemacht." Dies ist der Uebergang zu Boetticher.

Der Artikel hat lange in Bereitschaft gelegen, bevor sich Platz zum Abdruck fand. Ich habe, nachdem er geschrieben war, die Sache nicht weiter verfolgt; daß Boetticher noch lebt und weiter kämpft, hat mir jetzt der Artikel in Nord und Süd gezeigt. Es freut mich, daß Boetticher wieder auf eine Redaction gestoßen ist, die ihn zu Worte hat kommen lassen. Das Gegentheil ist ihm häufiger passirt.

Dieselbe Redaction hilft nun auch ausführen, was ich schon vor zwei Jahren der Redaction von „Unsere Zeit" (inzwischen auch zur literarischen „Vergangenheit" geworden) vorgeschlagen habe. Die Sachlage ist heut noch wie damals. Wie sie ist, oder genauer, wie der „unentwegte" Schliemann-Troja-Bekämpfer sie ansieht, schildert er am Schlusse seines „Nord und Süd"-Artikels lebhaft genug.

Doch nun zur Sache.

Schliemann ist todt. Es gab keine deutsche Zeitschrift, die ihm nicht einen ehrenden Nachruf gewidmet hätte; er war wieder in Aller Munde; sein Gedächtniß wurde im weitesten Kreise aller Lesenden aufgefrischt. Jetzt ist es still geworden. Den Ausbau und Schmuck seiner Grabstätte in Athen schilderten unlängst die Tageszeitungen.

Schliemann starb mitten in einem Unternehmen. Das würde dem Rastlosen, Unermüdlichen, Forschungseifrigen begegnet sein, auch wenn er

---

*) S. 348 in Heft 189.

Go gle

noch viel länger gelebt hätte. Brütete er doch schon seit Jahren über dem Plane, in seiner Weise Kreta um- und auszugraben, wo er die Quelle Dessen vermuthete, was die Archäologie seinen früheren Schatzgräbereien im Peloponnes verdankt, die Quelle der „mykenischen Cultur". Die Verhältnisse, namentlich die auf Kreta ausgebrochenen Unruhen, haben ihn gehindert, an jenes Unternehmen Hand anzulegen. Dafür ist er noch einmal in die Troas gegangen und hat den Hügel Hissarlik, von dem er im Jahre 1882 für immer Abschied genommen zu haben glaubte, weiter abgedeckt. Diese Arbeit wurde im November 1889 begonnen, über Winter unterbrochen und vom März bis August 1890 weiter geführt. Dann stellte sie Schliemann ein mit dem festen Vorsatze, sie am 1. März 1891 wieder aufzunehmen.

Das ist ihm nun nicht beschieden gewesen. Ihm persönlich nicht. Aber er hat Sorge getragen, daß sein Fortgehen der Sache keinen Schaden bringen solle. Seine Wittwe gewährt die Mittel, die Ausgrabungen auf Hissarlik in seinem Sinne zum Abschlusse zu bringen.*)

Außer diesem Erbe hat er auch ein literarisches hinterlassen. Es ist der zum Theil von Schliemann, zum Theil von seinem getreuen Freunde und Mitarbeiter Dörpfeld verfaßte Bericht über die bisherigen Ergebnisse der neuen Arbeit.

Diesen Bericht leitet Schliemann mit der Erklärung ein, er habe sich zu der Wiederaufnahme der Aufräumungsarbeiten entschlossen gegenüber den seit mehr als sechs Jahren**) wider ihn und Dörpfeld von dem ehemaligen Hauptmann Ernst Boetticher geführten Angriffen.

In dem Processe Boetticher wider Schliemann hat sich bereits ein umfangreiches Aktenmaterial angesammelt. Aber fast alle bezüglichen Documente sind Auslassungen der Parteien. Einige wenige Meinungsäußerungen seitens Unbetheiligter (von Schliemann angerufener Zeugen) begnügen sich mit der Verwerfung der gegnerischen Behauptung, ohne dieser eigentlich kritisch zu Leibe zu gehen.

Weitaus die Mehrzahl der Leser wird nur dann und wann im Laufe der Zeit eine oberflächliche Zeitungsnotiz gelesen und — vergessen, jedenfalls kein klares Bild von der in Rede stehenden Streitfrage gewonnen haben. Und dieselbe gehört immerhin auch zu den deutschen Zeit- und Streitfragen! Zwar nicht zu den brennenden in Politik und Religion, Gesellschaftsordnung und Unterrichtswesen, aber doch zu den dem Gebiete der allgemeinen Bildung, der Culturgeschichte angehörigen; sie verdient Beachtung schon, weil sie Schliemann betrifft, dem doch unweigerlich um seiner eigenartigen Persönlichkeit, um seines Lebens und seiner Leistungen willen für alle Zeit ein Ehrenplatz in der Ruhmeshalle deutscher Geistesgrößen gebührt.

Das bezügliche Quellenstudium, das Lesen der Boetticher'schen Streit-

*) Soll 1893 geschehen.

**) Der erste Angriff erfolgte in No. 51 des „Ausland" vom 17. December 1883; also vor jetzt mehr als neun Jahren.

Google

schriften war weder leicht noch behaglich; aber es war lehrreich. Es sind eben Streitschriften; die Angegriffenen halten sich für berechtigt, sie Schmähschriften zu nennen!

Auf den folgenden Seiten soll der Versuch gemacht werden, Wesen und Verlauf des Kampfes kurz, klar und ohne Voreingenommenheit zu schildern; insbesondere aus den Streitschriften das Herbe auszuscheiden, und von den persönlichen Angriffen nur so viel zu berücksichtigen, als unerläßlich ist, um den sachlichen Verlauf zu verstehen und zu würdigen.

Boetticher wurde bei seinem Auftreten von Schliemann und dessen Anhängern mit Mißtrauen empfangen. Erklärlicherweise! Welche Berechtigung konnte ein ehemaliger Artillerie-Hauptmann haben — auch wenn er die acht Muße-Jahre seiner Außerdienststellung benutzt haben mochte, aus Liebhaberei für den Wissenszweig in Bibliotheken und Sammlungen sich über archäologische Forschungen und Funde zu unterrichten — welche Berechtigung, sich gegen eine Dreiheit theoretisch und praktisch geschulter Männer des Fachs, wie Schliemann, Virchow und Dörpfeld, aufzulehnen? zu behaupten, der Hügel Hissarlik sei nicht ein befestigter Wohnplatz Lebender, sondern ein Schutt- und Scherbenberg aus Leichenbrand-Resten?

Das Wort „Feuer-Nekropole", mit dem Boetticher seine Hypothese bezeichnete, war eine Neubildung, eine von Boetticher geschaffene! Gegen den Begriff, den das Wort ausdrücken sollte, konnte die Wissenschaft nichts einwenden. „Gräberfelder" — das, was wir im gewöhnlichen Leben, wenn auch nicht mehr zutreffend, Kirchhöfe nennen, derartige Anlagen mußten selbstredend sich als Bedürfniß herausstellen, sobald seßhaft gewordene Völker in Wohnplätze von großer Einwohnerzahl zusammenrückten. Neben der Stadt der Lebenden entstand eine Stadt der Todten; am nothwendigsten da, wo die Todten in voller Leiblichkeit erhalten, dem Naturgesetz des Stoffwechsels abgetrotzt werden sollten, wie bei den Egyptern. Für die ausgedehnten Höhlenanlagen, in denen sie ihre Mumien beisetzten, wählte die moderne Wissenschaft die Bezeichnung „Nekropole"*). Daß auch Völker, die ihre Todten verbrannten, aus ethischen, ästhetischen, gesundheitspolizeilichen Gründen Anlagen ähnlicher Art besessen haben mögen, leuchtet ein. Auf dem Monte Citorio lagen Verbrennungsstätten römischer Kaiser, ustrina Caesarum. Ein besonders schönes Beispiel (bereits seit 1704 bekannt) ist das „Ustrinum der Antonine". Die Anlage bestand in einem äußeren Säulengange, dessen Rückwand eine geschlossene Mauer bildete; innerhalb des so umschlossenen quadratischen Hofes lag ein engeres Mauerquadrat (daher die ganze Anlage „triplex quadrata", d. h. dreifach quadrirt genannt wurde), innerhalb dessen der die Marmorwände überragende Scheiterhaufen aufgebaut wurde. Der-

*) Nekropolis = Todtenstadt. Das Wort ist sprachgerecht gebildet, aber doch kein classisches Griechisch. „Polyandrion" war gebräuchlich: „ein Ort für Viele". Auch „Koimeterion": „Stätte des Schlafes". Von letzterem kommt — auf dem Umwege durch die lateinische Form cimeterium — das französische cimetière.

Google

artig üppige Anlagen entsprachen den heutigen Erbbegräbnissen und Mausoleen. Sie bildeten ein Crematorium (Brandstätte) und zugleich ein Columbarium, die Aschenurnen-Aufbewahrungsstätte. Wie auf unseren heutigen Begräbnißplätzen, außer baulich ausgezeichneten Familien- und Einzelgrüften, ein großes Leichenfeld besteht, das Gräber und Denkmäler enthält, so werden höchstwahrscheinlich die feuerbestattenden Völker für die große Masse jederzeit eine größere Anzahl an einander gereihter, wenn auch baulich viel bescheidener ausgestatteter Ustrinen oder Verbrennungshöfe in Gebrauch gehabt haben.

Dieser naheliegende Gedanke war gleichwohl bisher unter den Archäologen noch nicht zur Erörterung gekommen; wahrscheinlich weil bisher noch keine Stätte ausfindig gemacht worden war, die diese Vorstellung durch thatsächliche Wahrnehmung hätte hervorrufen müssen.

Es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn man dem Ersten, der die Vorstellung von einer wohl organisirten, öffentlichen, von Staats- oder Stadt wegen angeordneten und geleiteten Leichenverbrennungs-Anstalt und dem muthmaßlichen Betriebe einer solchen zuerst ausgesprochen hat — eine wissenschaftliche That zugesteht. Und dieser Erste scheint doch der „Stubengelehrte" und Artilleriehauptmann a. D. Ernst Boetticher gewesen zu sein!

Boetticher wählte die Bezeichnung „Feuer-Nekropole"; die Wissenschaft acceptirte den Namen; vier Jahre später schrieb Robert Koldewey in dem Berichte über seine Aufdeckungen zweier Schutthügel in der Alluvial-Ebene des Euphrat: „So vielerlei Fragen auch unerledigt geblieben sind, so liegt doch die eine Thatsache klar vor, daß wir in Surgul und El Hibba die Ruinen von altbabylonischen Feuernekropolen zu erblicken haben*)."

Freilich — derselbe Gelehrte schrieb, als Hauptmann Boetticher ihm gegenüber (der seiner mit keinem Worte gedacht hatte) seinen Prioritätsanspruch erhob: es habe ihm fern gelegen, durch den Gebrauch einer Vokabel, die seit etlichen Jahren bekannt sei, seine Entdeckungen „mit den Feuernekropolen, die Herr Hauptmann a. D. Boetticher entdeckt hat, identificiren zu wollen." Das war's! Begriff und Bezeichnung nahm die Wissenschaft an und auf; aber, sozusagen, anonym; daß die erstentdeckte Feuernekropole im Hügel Hissarlik gesteckt haben sollte, das wurde (und nicht etwa im zwanglosen Gespräche am Stammtische, sondern von der Rednerbühne im Wiener Anthropologen-Congresse 1889) für furchtbaren Unsinn" erklärt.

* * *

Als Hauptmann Boetticher (in Nr. 51 der Zeitschrift „Ausland", vom 17. December 1883) seine These „Schliemanns Troja eine urzeitliche Feuernekropole"! verkündete, stand ihm zu deren Begründung nur die 1881 er-

*) Terrassen; Mauereinhegungen und Brandstätten; Todtenhäuser, d. h. mit Dach versehene Mauerumschließungen; Leichenreste, Aschenurnen, Todtenbeigaben!

Google

schienene Schliemann-Schrift „Ilios; Land und Volk der Trojaner“ und die trojanische Fund-Sammlung zu Gebote, die Schliemann dem Deutschen Reiche geschenkt und vorläufig in dem damals eben fertig gewordenen Berliner Kunstgewerbe-Museum aufgestellt hatte*).

Ein entschiedener Gegner seiner Hypothese (Professor Niemann in Wien) gesteht Boetticher zu, derselbe habe Schliemanns Schrift „Ilios“ so genau studirt, wie vielleicht kein Anderer. Auch die Sammlung hat Boetticher gleich fleißig studirt und zwar vergleichend mit anderen ähnlichen, namentlich egyptischen.

Im Buche „Ilios“ gilt das auf Hissarlik aufgedeckte Bauwesen für das ganze Troja. An dieser Thatsache nahmen Viele Anstoß; Schliemann selbst nicht am wenigsten. Noch manche andere Umstände verlangten nach näherer Prüfung, und so entschloß sich Schliemann, die großen Sorgen, Anstrengungen und Kosten einer Wideraufnahme der Arbeiten zu tragen, und führte diesen Entschluß 1882 aus. Hierbei war Dr. Dörpfeld sein Arbeitsgehilfe und Berather in allen das Bauwesen betreffenden Dingen. Die neue Arbeit entsprach allen Erwartungen der Ausführenden; Zeugniß davon legte das im Herbst 1883 fertiggestellte Buch „Troja“ ab, durch das „Ilios“ erheblich ergänzt und berichtigt wurde.

Inzwischen hatte Hauptmann Boetticher sich zum Kampfe gerüstet. Aber sein Angriff galt jenem Hissarlik und jenem Ausgrabungsbefunde, die er aus dem Buche „Ilios“ kennen gelernt hatte; allein aus diesem!

Dieser sein erster Angriff ist die Grundlage alles Folgenden, und es ist unerläßlich, demselben nach Inhalt und Form etwas näher zu treten.

So ungefähr wird Boetticher gefolgert haben:

Alle Welt wundert sich, daß das homerische Troja ein solches erbärmliches Nest gewesen sein soll. Wer zwingt uns denn, das zu glauben? Ich ersehe aus dem von Burnouf aufgenommenen Plane der Arbeitsstätte ein Labyrinth von Mauerzügen, die kreuz und quer ein engmaschiges Netz bilden. Da ist kein vernünftiger Grundriß herauszufinden. Nicht von einzelnen Häusern, nicht von Stadtvierteln und Straßenzügen. Und vollends von einer Festungsmauer ist gar nichts zu entdecken. Ich erkenne nur, daß an einem Hügelabhange eine flache Terrasse hergestellt ist, deren Absatz nicht in Erde geböscht, sondern mit einer rohen Futtermauer versehen ist. Das ist nicht blos nicht Troja, es ist überhaupt keine menschliche Wohnstätte! Aber was denn?

Er grübelte nach. Er studirte die Sammlung der Hissarlik-Funde, und ihm ging (seiner Meinung nach) ein Licht auf. Das sind ja Alles in Allem Gräberfunde! Die Töpferwaare, die Bronzewaffen und Geräthe, die Schmucksachen, selbst die Speisereste — alles Todtenbeigaben! Und wo

*) Jetzt im Museum der Völkerkunde in „Schliemann-Saal I und II“, Erdgeschoß, Westflügel.

sind die Todten? Die Todten sind verbrannt! Laut „Ilios" sind ja eine Menge Aschenurnen gefunden worden. Darunter auch die wunderlichen sogenannten Gesichtsvasen, deren Deckel in gröberer oder feinerer Modellirung Menschen- und Thiergesichter nachahmen; die specifischen Aschenurnen — aus dem egyptischen Alterthume längst unter dem Namen „Kanopen" bekannt!*)

Und nun entstand ihm die Idee, die er „Feuer-Nekropole" taufte!

Da war mit Eins das Mauergewirr erklärt als Verbrennungs- und auch Urnen-Aufbewahrungsstätten, Crematorien und Columbarien! Da waren auch die 7 Städte übereinander erklärt! Denn Leichenverbrennung ergiebt viel Brandschutt. Jeder kleine Verbrennungshof mußte nach wenigen Bestattungen voll sein bis zum Rande der gemauerten Einhegung. Man legte einen neuen daneben an. Aber im Laufe der Zeit war die ganze Terrasse besetzt. Da räumte man gründlich auf, regulirte die ganze Schuttfläche und begann in höherer Lage die alte Verwerthung des Platzes von Neuem. Macht man nicht in jeder alten Stadt, die im Mittelalter verschiedene Male abgebrannt ist, die Erfahrung, daß Arbeiter beim Grundgraben zu einem neuen Hausbau oder beim Brunnensenken metertief unter dem heutigen Straßenpflaster auf ein wohl erhaltenes altes, etwa gar auf eine stattliche Römerstraße stoßen?

Als das Nekropolen-Feuer im Kopfe des Entdeckers erst entzündet war, sah er noch Manches in diesem neuen Lichte. Er fand auch Ilios-Stellen (wenn auch nur vereinzelt), die ausdrücklich auf Leichenverbrennung deuteten**). Besonders wichtig war es ihm, nun die völlig befriedigende Lösung der bis dahin räthselhaften Thatsache gewonnen zu haben, daß Schliemann, seine Arbeitsgenossen und seine Besucher ausnahmslos die Spuren eines ungeheuren Brandes bezeugten, der den Lehmestrich zu oberst verglast, darunter roth gebrannt, darunter den Boden durch Qualm geschwärzt hat, der selbst den Kalkstein in den unteren Theilen der Mauern gebrannt hat, der ersichtlich vielfach Weißgluth erzeugt hat — und daß bei so ungeheurer Brandwirkung vergeblich nach einer entsprechenden Brandursache gefragt wurde! Ihm jedenfalls war es unwiderleglich klar, daß bei der anzunehmenden Bauart von Troja entfernt nicht genügend Brennmaterial vorhanden gewesen sein konnte, um bei einer ordinären Feuersbrunst, wie sie in Folge feindlicher Einnahme des Platzes ausgekommen sein mochte, die vor Augen liegende Wirkung herbeizuführen.

Mit diesem Rüstzeuge trat Hauptmann Boetticher auf; das war seine schwere Artillerie gegen „Schliemanns Troja".

---

*) In Kanopen wurden auch die zum Zwecke der Mumificirung aus den Leichen nothwendig entfernten Eingeweide aufbewahrt.

**) Ein eigenartiger Beleg sind die beiden Skelet-Reste von Frühgeburten in den Aschenurnen ihrer Mütter, die an ihnen zu Grunde gegangen sein mögen. (Schliemann-Saal I; südliche Stirnwand).

Google

Es war anscheinend sehr leicht, den Angriff abzuschlagen. Man brauchte nur gegen Boettichers „Schliemanns Troja" wirklich Schliemanns „Troja", d. h. das neue Schriftwerk dieses Namens, auszuspielen.

Sobald Boetticher dieses gelesen haben würde, mußte er einsehen, daß seine Verspottung des „erbärmlichen Restes" hinfällig war. Denn erstens war die Bebauung des Hügels doch umfangreicher, als es zuerst geschienen hatte, dann lag hier nicht Troja, sondern nur dessen Burg, an die — gleich wie an eine moderne Citadelle — eine auf den sanft verlaufenden Abhängen des Bergzuges sich ausbreitende Unterstadt sich angeschlossen haben mußte (von der allerdings noch keine Reste gefunden waren)*); auch war jetzt unverkennbar, daß die Terrassen-Stützmauer nur den Unterbau einer freistehenden Festungsmauer bildete, einer Mauer aus den derzeit landesüblichen an der Sonne getrockneten Lehmziegeln (wie in Aegypten und in Mesopotamien), einer Mauer mit flankirenden Thürmen! Und innerhalb dieses Mauergürtels? Das engmaschige Netz, das Mauern-Labyrinth des Burnouf'schen Planes von 1879 war gelichtet. Alle Häusermauern der sogenannten 4. und 5. Stadt, schlechter dorfähnlicher Ansiedelungen, die — lange nachdem das alte Troja in Trümmern gesunken gewesen war und der Platz verödet gelegen hatte — von Menschen eines viel jüngeren Geschlechtes gestiftet worden waren, diese baulich ganz werthlosen Anlagen waren beseitigt, um die „trojanische Schicht" aufzudecken und klar zu stellen, und so zeigte sich nun auf dem Dörpfeldschen Plane von 1882 der wahre Zustand, zeigte es sich, daß die Burg von Troja im Centrum ihres Innenraumes Bauwerke von stattlichen Abmessungen besessen hatte.

Der Nachweis mußte genügen; die Feuernekropole ging in Rauch auf; damit fielen von selbst die Folgerungen: die Charakterisirung der Funde als Gräberfunde und Leichenverbrennungs-Zeugnisse; die Behauptung eines unbegreiflichen Mißverhältnisses zwischen Brandursache und Brandwirkung.

Hauptmann Boetticher bekannte sich nicht besiegt; er hielt seine Behauptung aufrecht.

Bevor wir weiter gehen, mag zum Verständniß des Verlaufs in Kürze angemerkt werden, daß die erste Periode des Kampfes von Boettichers Auftreten (Ende 1883) bis in das Jahr 1886 reicht. Dann schwieg die Schliemann-Partei, und auch Boetticher schwieg. Unter seinen massenhaften Auslassungen findet sich die Bemerkung, er habe die Waffen ruhen lassen, um bei sich Einkehr zu halten und sich zu prüfen, ob er nicht etwa doch

*) Und eigentlich bis heut nicht sind. Boetticher sucht Troja nicht dort, aber ganz in der Nähe. Er hat überaus geschickt, fleißig und umsichtig nach Belegstellen — vielfach Schliemann'sche Aeußerungen benützend — gesucht. Wir können nicht daran denken, hier auf diese Seite der Frage einzugehen; ich lehne auch jede Stellungnahme ab; ich mache nur darauf aufmerksam, daß B. ein fleißiger Forscher ist, der nicht in's Blaue hinein phantasirt.

Google

einlenken solle; er sei aber zum Entschlusse gekommen, im Interesse der Wissenschaft den Kampf fortzuführen.

Er fand die größte materielle Schwierigkeit beim deutschen Buchhandel und der deutschen periodischen Presse. Die Redacteure wollten seine kurzen Artikel nicht drucken, und kein Buchhändler fand sich für ein oder zwei Werke, die er anbot, verlagbereit. Da schrieb er seinen ersten Kampfartikel von 1883, erweitert, namentlich durch die Einbeziehung des Buches „Troja" — französisch. Damit kam er bei der in der belgischen Universitätsstadt Löwen (Louvain) erscheinenden internationalen Revue Le Muséon an. Diese Artikel-Reihe, zum Buche verschmolzen, ließ er dann 1882 erscheinen unter dem Titel: „La Troie de Schliemann une nécropole à incinération à la manière assyro-babylonienne." Der letzte Zusatz gründete sich auf die inzwischen (1887) von Koldewey in der Euphrat-Ebene gemachten Entdeckungen.

Nur zum „In Commission" verstand sich ein deutscher Buchhändler (Hiersemann in Leipzig)! Einer der Löwener Professoren (C. de Harlez) hatte eine Vorrede geschrieben, die Boetticher und seiner „Entdeckung" unbedingtes Lob und Zustimmung zu Theil werden läßt*).

Mit dem Erscheinen von „La Troie" beginnt die zweite Periode des Kampfes. Es ist aber nicht nur ein neuer Zeitabschnitt; es änderte sich auch der Charakter des Kampfes.

Es ist der Burnouf'sche Plan von 1879 und der Dörpfeld'sche von 1882 erwähnt. Zur Orientirung des Lesers müssen wir einen Augenblick dabei verweilen.

1879 war Schliemann allein am Werk; ohne technischen und wissenschaftlichen Beirath. Er war voll Begeisterung, persönlich unermüdlich, hingegeben an seinen idealen Zweck, und scheute keine Kosten. Aber er verstand nichts oder fast nichts — weder von Archäologie noch von Erd- und Aufräumungs-Arbeiten. Unter seinen Besuchern war Burnouf, ein französischer Ingenieur, den seine Regierung auf Recognoscirung geschickt hatte. Dessen erfahrenem Auge entgingen die Mängel des dilettantischen Betriebes nicht. Er half einem der wichtigsten ab, indem er ausführte, woran Schliemann nicht gedacht hatte und was zu thun er auch nicht fähig gewesen wäre, indem er Grundriß und Profile der Arbeitsstätte aufnahm.

In Erkenntniß der eigenen Unzulänglichkeit sah sich Schliemann für die neue Campagne von 1882 besser vor, indem er Dr. Dörpfeld zum

*) Nous sommes convaincu qu'après un premier moment de surprise passé, des hommes d'une valeur scientifique et d'une élévation de caractère tels que l'illustre professeur Virchow, seront les premiers à rendre justice à l'un comme à l'autre (nämlich Boetticher so gut wie Schliemann) et à unir dans un même tribut de reconnaissance le nom du grand et noble explorateur d'Hissarlik avec celui du savant judicieux et désintéressé qui a donné à l'antique nécropole son véritable caractère. Im Professor Virchow hat sich sein Löwener College getäuscht.

Gehilfen warb. Dieser war seiner Zeit vom Eisenbahnbau hinweg als Erdarbeit-Verständiger nach Olympia geschickt worden und gehörte zur Zeit dem deutschen archäologischen Institute in Athen an, dessen Leiter er noch heute ist.

Die Schrift „Troja" hat das Erscheinungsjahr 1884 auf dem Titel, gemäß einer buchhändlerischen Gepflogenheit, vorzudatiren, damit die Sachen länger als Novitäten erscheinen. Thatsächlich kam das Werk schon Ausgang 1883 zur Vertheilung. Ein wunderlicher Zufall hat es gefügt, daß es in derselben Nummer des „Ausland" angekündigt worden ist, die Boettichers Angriff brachte. Dieser war aber, wie schon bemerkt, einzig und allein auf das vorhergegangene Werk „Ilios" und den mit diesem veröffentlichten Burnouf'schen Plan gegründet.

Die Erwartung der Schliemann-Partei, daß das Werk „Troja" und der Dörpfeld'sche Plan den Gegner andern Sinnes machen würden, erfüllte sich nicht. Dieser folgerte vielmehr: „‚Ilios' ist das authentische Ausgrabungs-Protokoll. Naiv, unbefangen, ohne Hintergedanken, wie er sie damals gesehen, so schildert hier Schliemann seine Funde. Er war nach dem Erscheinen seines Berichtes überrascht, als er inne wurde, daß die Kritik an demselben mäkelte. Sah man denn seine Entdeckung nicht allgemein so an, wie er sie ansah? Er nahm die Aufgrabung wieder auf. Als dann „Troja" geschrieben wurde, waren Schliemann und seine Gehilfen vorsichtiger geworden. Man schrieb, und während des Schreibens hielt man sich stets vor Augen, was bewiesen werden sollte. Daß Hissarlik die Burg von Troja berge, sollte bewiesen werden! Ja, nicht erst, als man schrieb, hielt man sich das vor Augen; als man grub und „aufräumte", hatte man das bereits gethan. Und so ist denn „aufgeräumt" worden, bis ein Grundriß entstanden war, der sich als Tempel oder Palast auf der Burg von Troja sehen lassen konnte."

Es sind Worte Schliemanns (in dem letzten von ihm verfaßten, nach seinem Tode herausgekommenen Ausgrabungsberichte), mit denen zu belegen ist, welcher bedenklichen Waffe Hauptmann Boetticher sich nunmehr bediente: „. . . . und uns anschuldigte, die Quermauern der Oefen zur Leichenverbrennung absichtlich weggebrochen und somit die Pläne gefälscht zu haben."

Gegen Ende seiner neuesten Streitschrift beklagt sich Boetticher, daß die Presse „die persönliche Seite der Sache, die Beschwerden der Herren Schliemann und Dörpfeld über meinen Mangel an Vertrauen in ihre wissenschaftliche Ehrlichkeit, in den Vordergrund aller Erörterungen rückt."

So bezeugen beide Parteien die gleiche Thatsache; jeder in seiner Weise und von seinem Standpunkte, und der unparteiische Zuschauer begreift, daß der Kampf von da an schwer in den Schranken der wissenschaftlichen Controverse zu halten war, wenn es nicht gelang, das persönliche, das Verdächtigungs-Moment wieder auszuscheiden.

Google

Seit Erscheinen von „La Troie“ wurde eifrig herüber und hinüber scharmuzirt zwischen Boetticher einerseits, Schliemann, Virchow und Dörpfeld andererseits; schriftlich, aber nicht in directem brieflichen Verkehr, sondern in der Form von Sendschreiben oder offenen Briefen auf der einen (Boettichers), von Zeitungsartikeln auf der andern Seite (für welche die Redactionen ungleich mehr weißes Papier zur Verfügung hatten, als für den ihrer Sympathie nicht theilhaften Schliemann-Gegner).

Zuletzt spielte Schliemann seinen Haupttrumpf aus: „Der Stubengelehrte soll mit eigenen Augen sehen. Ich bezahl's. Boetticher soll nach Hissarlik kommen.“

Die Conferenz hat stattgefunden, aber kein Ausgleich.

Boetticher verweigerte das Zugeständniß, er habe Dr. Dörpfeld „verläumdet“, weil er — wie er sagt — damit zugestanden hätte, böswillig gehandelt zu haben, wider besseres Wissen. Er habe aber alles Ernstes geglaubt, Dörpfeld habe mit Bewußtsein seine Grundrißberichtigungen ausgeführt. Daß er das jetzt nicht mehr glaube, wolle er zu Protokoll erklären, daß er es früher nicht geglaubt und es zu glauben nur vorgegeben habe, könne er nicht einräumen!

Das während der Conferenz von den Zeugen geführte Protokoll (es ist unter dem Titel „Hissarlik-Ilion“ 1890 als Manuscript gedruckt bei Brockhaus erschienen) endet mit den Worten: „Darauf wurde ihm (Boetticher) durch Dr. Schliemann mitgetheilt, daß nunmehr jeglicher Verkehr zwischen ihnen abgebrochen sei.“ Boetticher selbst schildert die Schlußscene (Hissarlik, wie es ist, S. 59) drastischer. Es war am Morgen des 6. December. Die Pferde standen gesattelt, um die fünf Conferenz-Mitglieder nach einem benachbarten, gleichfalls aufgedeckten, Hissarlik ähnlichen Schutthügel „Hanai-Tepe zu bringen, wo Leichenbestattung und Leichenbrand aus verschiedenen Zeitaltern thatsächlich und auch von Schliemann anerkannt nachgewiesen war; ein sehr wichtiger Punkt des Programms, um des Vergleichs willen, und noch nicht der letzte Punkt; also mitten in der Untersuchung, um derentwillen man an so weit entlegener Stätte zusammengekommen war. Da stellte Schliemann das Ultimatum: Oeffentliche Zurücknahme der Beschuldigung und um Verzeihung bitten! Dessen weigerte sich Hauptmann Boetticher; worauf Schliemann erwidert hat: „Sie können sofort abreisen.“

Man befand sich in der öden Troas. Ein Hotel giebt es da nicht. Alle Anwesenden waren Schliemanns Gäste; mußten es sein; nur er konnte ihnen Unterkunft und Verpflegung gewähren.

Da gab es natürlich keinen Widerspruch gegen seine Erlaubniß, sofort abzureisen; ein Pferd stand ja gesattelt bereit!

Außer dem erwähnten Conferenz-Protokoll haben die Zeugen d. d. Konstantinopel 10. December 1889 eine kurze Erklärung veröffentlicht, die mit den Worten schließt, „daß sie in den zu Hissarlik aufgedeckten Ruinen nicht

Google

eine Feuer-Nekropole erblicken, sondern Wohnstätten, bezw. Tempel und Befestigungs-Anlagen.*)"

Ueber die Hissarlik-Conferenz und die Veranlassung zu derselben hat später der Wiener Zeuge einen Vortrag gehalten (derselbe ist auch gedruckt worden), dessen Schluß lautet: „Der Plan Dörpfelds" (von dem zuvor gesagt ist, daß er „zu Recht besteht") zeigt uns eine Burg von mäßigem Umfange, aber keine Nekropole, und dieser Plan wirft Boettichers Hypothese über den Haufen."

* * *

Boetticher war ab- und ausgewiesen; aber stumm gemacht war er keineswegs. Dadurch sah sich Schliemann bewogen, ein neues Richter-Collegium einzuladen, das er im März 1890, wo er die über Winter unterbrochenen neuen Ausgrabungsarbeiten wieder aufgenommen hatte, auf Hissarlik bei sich sah. Acht, oder — wenn Professor Virchow als Mitbetheiligter abgerechnet wird — sieben gelehrte Herren aus allen Theilen Deutschlands, ein Vertreter Frankreichs, zwei der Vereinigten Staaten — studirten die Hissarlik-Frage an Ort und Stelle, nachdem sie sich zuvor mit den Boetticher'schen Schriften bekannt gemacht hatten. Auch sie verwarfen die Feuer-Nekropole. Sie erkannten an, der Punkt, auf dem Hissarlik liegt, erscheine vollkommen geeignet zur Anlage eines befestigten Platzes, und bezeugten: „Man sieht dort Mauern, Thürme und Thore, welche Befestigungswerke aus verschiedenen Epochen darstellen."

Also drei Zeugnisse von „zehn Archäologen und Gelehrten ersten Ranges", daß der Mauerring von Hissarlik eine Burgmauer ist!

Aber in keinem der drei Zeugnisse das Wort „Troja"!

Ist das Zufall? Auslassung wegen Selbstverständlichkeit? oder Vorsicht? Vielleicht war es doch Vorsicht, daß in den drei Zeugnissen nur die Burg, aber nicht die Burg von Troja anerkannt worden ist. Ob das Schliemann bemerkt haben mag?

Sehen wir uns noch einmal nach Boetticher um.

Sein erstes Wort in seiner neuesten Streitschrift ist: „Nun bin ich also an Ort und Stelle gewesen" und sein letztes: „Hissarlik bleibt eine Feuernekropole!"

Lassen wir ihn nun auch noch einmal seine Meinung vertheidigen.

Die Grundriß-Wandlung von Burnouf bis Dörpfeld hat ihm Verdruß genug bereitet. Er will sich nicht länger sträuben; der Dörpfeld'sche Plan mag gelten.

---

*) Statt „Tempel" hätten sie besser gesagt „einen Herrschersitz" oder ein „Anaktenhaus"; sie hätten sich dann nicht mit der zur Zeit antiquirten, sondern mit der jetzt giltigen Ansicht von Schliemann und Dörpfeld einverstanden erklärt, was Letzteren doch gewiß lieber gewesen wäre.

Google

Als das große Bauwerk im Centrum aus dem Wust von Kreuz- und Quermauern reinlich herausgeschält war, sah Schliemann in ihm den Palast des Priamos. Seine architektonischen Berather waren anderer Meinung; er gab nach; er erklärte in der Schrift „Troja" die beiden auffallendsten Räume für Tempel. Dann machte er sich an Tiryns. Hier wurde unzweifelhaft*) ein prähistorischer Palast aufgedeckt. Ueberraschende Uebereinstimmung! Propyläen; die Aulen (der Innenhof), das Megaron (der Männersaal)! Wir wollen doch lieber, beschlossen die Forscher, den Centralbau von Hissarlik als den trojanischen Herrschersitz gelten lassen!

Hauptmann Boetticher sagt: Ich bin ganz damit einverstanden, daß ein Bauwerk von diesem Grundriß, dieser Anordnung der Theile bei der großen Uebereinstimmung im Zwecke der Anlage (festliche große Versammlung zu feierlichen Handlungen) eben so gut für einen Tempel sich schickt, wie für einen Palast. Es schickt sich aber auch eben so gut für ein Ustrinum, für die königlich-trojanische Familien-Leichenverbrennungsstätte!

Seine übrigen Begründungen hält er aufrecht. Freilich — fügt er ironisch hinzu — es ist so gelichtet, so aufgeräumt worden, es sind so viele Mauern verschwunden, der Ofen-Charakter, ausgeprägt in dem gleichmäßigen Brand- und Verglasungszustande eines den Beschauer eng umschließenden Vierecks, ist so gänzlich verloren gegangen, daß der heutige Besucher von dem Mißverhältnisse zwischen Brandwirkung und Brandursache nicht mehr so betroffen wird, wie das ursprünglich der Fall gewesen sein muß. Ferner: Asche und Schutt sind fortgekarrt, die Aschenurnen und Todtenbeigaben sind an die Museen abgeliefert — kein Wunder, wenn die gelehrten Gäste im März 1890 in der Lage waren, zu bescheinigen: „in keinem Theile der Ruinen irgendwelche Anzeichen gefunden zu haben, die auf Leichenverbrennung schließen lassen."

Hauptmann Boetticher muß anerkennen, daß alle Dialektik vergeblich ist, wenn die „Frage der Befestigungswerke" bejahend entschieden wird. Er wendet an ihre Verneinung 6 Seiten seiner neuesten Haupt-Streitschrift („Hissarlik, wie es ist", S. 84 bis 89).

Der Hügel Hissarek fällt nach Norden in steilem Felshange zur Thalsohle ab. Diese Seite ist daher schwer, aber nicht unzugänglich. Die Beschaffenheit des Geländes würde den Kriegsbaumeister nicht davon entbinden, einen geschlossenen Ring herzustellen. Daß ein solcher bestanden habe, nehmen Schliemann und Dörpfeld an, nachgewiesen ist er bis jetzt noch nicht!

---

*) Hauptmann Boetticher sieht auch in Tiryns eine Feuernekropole! Er hat das gelegentlich so hingeworfen. Den Kampf um Tiryns will er aufnehmen, wenn er den Kampf um Hissarlik gewonnen haben wird! Der Gedanke, Tiryns so umzudeuten, ist noch viel kühner als die Hissarlik-Deutung.

Google

Die neuesten Ausgrabungen (im südöstlichen Drittel des Ringes) haben die Annahme bestätigt, daß auf der Futter- oder Terrassenstützmauer eine freistehende Mauer aus Luftziegeln gestanden hat. Sie ist durchschnittlich noch 3 bis 4 m hoch und zwischen 2,7 und 4 m dick; sie besitzt theilweise äußere Strebepfeiler oder Contreforts. Es kann zugegeben werden, daß diese Anlagen der Vertheidigungsfähigkeit der Mauer einen (sehr geringen) Vortheil bringen würden; an sich allein aber beweisen sie durch ihr Vorhandensein nicht, daß die Mauer eine Festungsmauer gewesen ist. An den unzweifelhaften Analogien der trojanischen Baukunst (der egyptischen und assyro-babylonischen) sind derartige Pfeiler sehr häufig, auch bei entschieden nicht zur Vertheidigung bestimmten Mauern.

Wer in den auf Hissarlik vorgefundenen Marmorstumpfen Festungsmauern sehen will, kann sie nach dem Muster der Themistokleischen Mauer in Athen ergänzen; der vorhandene Torso widerspricht dem nicht. Aber mit einer Mauer verhält es sich nicht wie mit einem Baumstubben, aus dem der Forstmann mit Sicherheit die Art des Baumes erkennt; bei der Mauer kann nur die Ausbildung der Krone bezeugen, ob das Werk zur Vertheidigung eingerichtet gewesen ist. Es könnte, dem vorliegenden Befunde nach, auch nur eine Einfriedigung gewesen sein. Eine stattliche allerdings, aber doch auch nur assyrisch-babylonischen Vorbildern entsprechend, und der Würde einer Cultstätte, als welche die Feuernekropole doch zu gelten hat, zumal eine solche, die ein „Ustrinum der Könige" enthalten hat — durchaus angemessen.

* * *

Ich nehme nicht Partei für Boetticher. Aber auch nicht gegen ihn. Ich will nicht anmaßend sein; ich halte mich für incompetent in einer archäologischen Frage, einer wissenschaftlichen Controverse. Das müssen die Gelehrten ausmachen. Aber unbefangen müssen sie an die Untersuchung herangehen. Sie müssen nicht Abneigung und Mißtrauen gegen Boetticher empfinden und auf sich wirken lassen, weil er kein akademisch gebildeter Gelehrter ist, und weil seine Schreibweise ihnen nicht gefällt, oder weil sie ihm seinen „Mangel an Vertrauen in die wissenschaftliche Ehrlichkeit" übel nehmen. Im Studiren von Sammlungen und der einschlägigen Literatur hat Boetticher unbestreitbar enormen Fleiß und Eifer bethätigt; er ist darin beschlagen, wie nur Einer. Man kann ihm vorwerfen, daß er, eingenommen von seiner Idee, seine Studien einseitig verwerthet; aber die Studien darf man ihm nicht aberkennen, man darf sagen: sein Angriff ist ungerecht, wer aber hat in seine Seele gesehen, daß er sagen darf, er sei frivol? Es wird Boetticher vorgeworfen, daß er seine Gegner absprechend behandele. Aber wie behandelt man ihn selbst? Nur ein Beispiel.

Auf Grund seiner Studien hatte er bereits 1883 geschrieben: „Wenn man in den babylonischen Schutthügeln der Euphratebene nachgrabe, werde

Google

man gewiß das Bild des aufgedeckten Hissarlik wiederfinden." Im Jahre 1887 kam es zu solchen Ausgrabungen. Ein reicher Berliner Mäcen bewilligte die Kosten; ein junger Architekt Koldewey leitete sie und berichtete darüber noch in demselben Jahre in der Zeitschrift für Assyriologie. Ich habe den Bericht selbst nachgelesen. Die Uebereinstimmung ist frappant. Boetticher citirt meine an diese Wahrnehmung geknüpfte humoristische Bemerkung, er müsse wohl mit dem zweiten Gesicht begabt sein, daß er im Hügel Hissarlik vorausgesehen, was Koldewey vier Jahre später im Euphratthale aufgedeckt habe. Es hat auch seine Richtigkeit, daß der junge Schatzgräber in aller Unschuld von „babylonischer Feuer-Nekropole" berichtet; als ihn aber später Boetticher zum Zeugniß anruft, empfiehlt er dem Leser, „Nekropole" schlechtweg zu lesen. So ist denn auch der Anfangs von der Wissenschaft dem Begriffe nach zugestandene, wenn auch in der Anwendung auf Schliemanns Troja perhorrescirte, von Boetticher „creirte" Terminus „Feuernekropole" auf den Index gekommen, und El Hibba hat nur „Leichenverbrennungsstätten."*)

Die Fundstücke von Hissarlik sind hochinteressant; vom großen Gold- und Silber-Schatze bis zu dem Skelet-Fragment eines 4000 Jahre alten Sechs-Monat-Foetus. Die Hissarlik-Funde sind eine Bereicherung der Wissenschaft, ein Schmuck der Museen, eine schöne Erinnerung an einen bedeutenden und verehrungswürdigen Menschen. Was liegt daran, ob das ausgeräumte Gehäuse, das diese Schätze barg, ob die Ruine Hissarlik die Burg von Troja, oder eine unbenannte Burg „von mäßigem Umfange", oder das ersterkannte Beispiel eines neuen wissenschaftlichen Begriffs, des Begriffs „Feuernekropole" ist? Das wissenschaftlich Interessanteste wäre sie doch eigentlich, wenn Boetticher Recht hätte!

Als anonyme Burg ist die Ruine Hissarlik geradezu werthlos; wir kennen bereits aus Egypten und den Euphratländern ungleich interessanteres und viel besser erhaltenes altes Lehmziegel-Mauerwerk.

Und endlich — als Burg von Troja!?

In irgend einer seiner Schriften citirt Boetticher eine Auslassung Virchows, worin dieser bekennt, daß er verwundert gewesen sei, als er zum ersten Male vom Kraterrande des ausgehöhlten Schutthügels auf die dürftigen, wenig umfangreichen Ruinen hinabgeblickt habe. Aber es habe ihn doch poetisch angehaucht in dem Gedanken: da ist Homers Ilios! „Die wirkliche Poesie liebe ich auch," fügt Boetticher hinzu, „aber das kann ich nicht begreifen, daß die Umwandlung der homerischen Ilios in dieses elende Nest sonderlich poetisch sein soll."

Der Meinung werden wohl sehr Viele sein, daß auf die Reste von Homers Ilios Virchow nicht hinabgeblickt haben kann. Wie alt die Dich-

*) Im Museums-Kataloge! Ein unlängst in Westermanns illustr. Monatsheften erschienener Artikel aus der Feder eines der Directions-Assistenten bezeichnet Koldeweys höchst werthvolle Entdeckung wieder mit „Feuernekropole."

Google

tungen sind, die unter dem Namen Homers gehen, wird nie festgestellt werden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie lange nur als mündliche Tradition von Geschlecht zu Geschlecht der Rhapsoden sich vererbt haben; in die heutige Form gebracht und fixirt sind sie erst unter dem Athenischen Alleinherrscher Peisistratos, und zwischen diesem und dem trojanischen Kriege liegen rund 600 Jahre. Aber wann immer gedichtet — erdichtet ist der Verlauf des Kampfes um Troja, erdichtet, ein Phantasiegemälde, die Stätte des Kampfes.

Die landschaftliche Umgebung der von den Türken Hissarlik (d. h. etwa so viel wie Burgwall) benannten Oertlichkeit paßt so gut zu der Oertlichkeitsschilderung der Ilias, daß anzunehmen ist, der Dichter habe seinerseits das Troja des trojanischen Krieges eben da gesucht, wo Schliemann es gesucht hat. Aber da er nicht gleich diesem gegraben hat, so hat er es auch nicht gefunden, denn es lag höchstwahrscheinlich zu seiner Zeit unter Schutt und Scherben. Nachmals hat es ja ein Neu-Ilium gegeben, von dem wir Kunde haben bis zur Zeit von Kaiser Julian Apostata, wo noch immer die Altgläubigen, die, gleich dem Kaiser, vom Galiläer nichts wissen wollten, zum altehrwürdigen Heiligthume der ilischen Athene wallfahrteten.

Vor ganz Kurzem ist mir eine Auffassung bekannt geworden, die ich dem Leser nicht vorenthalten will, obgleich sie mich selbst betrifft und trifft. Sie stammt von einem entschieden Urtheilsfähigen und Stimmberechtigten, einem Fachgelehrten in amtlicher Stellung.

Ich kann sie wörtlich mittheilen, da sie in einem Briefe ausgesprochen ist, den der Empfänger mir mitgetheilt hat. Den Schreiber des Briefes kenne ich nicht. Ich darf zuvor bemerken, daß derselbe sich von dem Aufsatze, den Hauptmann Boetticher zu seinen Gunsten ausgenützt hat, befriedigt erklärt. Dann heißt es: „Gener. Schröder will am Schlusse des Aufsatzes Troja aus dem Verzeichnisse der ältesten Denkmäler der Festungsbaukunst löschen. Ich glaube aber, daß es gerade durch seine Besprechung einen festen, unverrückbaren Platz gefunden hat. Wir halten es für sicher, daß das Troja auf Hissarlik älter sei, als Tiryns und Mykene, und überhaupt innerhalb Griechenlands von einer anderen Anlage an Alter nicht übertroffen werde. Dazu hat nun Gener. Schröder deutlich gezeigt, worin die Alterthümlichkeit der Bauweise und der Befestigungskunst besteht . . ." (Die Dörpfeld'sche Ergänzung ist dem Schreiber des Briefes nicht plausibel).

So gilt denn wohl in der Troja-Controverse nicht das zum geflügelten Wort gewordene: „Der Lebende hat Recht." Recht hat oder Recht bekommt von der überwiegenden Majorität der todte Schliemann, und der lebende Boetticher — hält Monologe!

In seinem Neuesten appellirt er an die Gebildeten. Aber wie könnten wir ihm helfen? Interessirt sind wir allerdings bei der Sache. Der Staat legt Sammlungen an; er packt Topfscherben, Obsidian- und Feuerstein-Splitter u. s. w. in die schönsten Glasschränke und stellt diese „Vitrinen"

Google

in weiten lichten Sälen auf; er besoldet hohe und niedere Museumsbeamte, und das Alles doch nur zu unserer Belehrung. Da sollte er nun auch dafür sorgen, daß wir nicht gestört und beunruhigt werden. Und dieser laute, unermüdliche Gegner beunruhigt doch wohl Manchen, der sich in den archäologischen Sammlungen gern belehren möchte. So allgemeine Redensarten wie „Stempel wissenschaftlicher Unzulänglichkeit und der Unreife", „frivoler Angriff", „Dilettant" genügen uns nicht. Der Gegner verdächtigt dafür wieder die „gelehrte Zunft", die „Coterie".

Ich habe angeführt, daß Major Steffen nach der mißglückten Hissarlik-Conferenz sich gegen mich anti-Boetticherisch ausgesprochen habe. Er schrieb damals wörtlich: „Boetticher hält sich für einen archäologischen Heiland." Dieses Urtheil dünkte mich zu scharf; aber wenn wir es allenfalls auf „Reformator" mildern, dann wird es zutreffen.

Ich will nur einige wenige Belegstellen aus der neuesten Kundgebung in „Nord und Süd" herausgreifen:

„Die Vertreter der durch den Sieg meiner Fundbeutungen bedrohten herrschenden vorgeschichtlichen Theorie . . .";

„ . . . Auf meine Untersuchungen über die Wirtel-Gesichtsurnen und Opfergefäße ist von deutschen, wie von französischen Forschern besonderes Gewicht gelegt worden";

„ . . . welche Revolution meine Lehre in dem Studium der Vorgeschichte hervorruft, liegt klar zu Tage. Wenn aber Virchow die Losung ausgegeben hat: „Boetticher kann noch viel Verwirrung in das System der prähistorischen Funde hineintragen, wenn es ihm gelingt, seinen Ansichten Geltung zu verschaffen," so sagen wir statt Verwirrung — Klärung."

Also Virchow hält ihn für gefährlich. Wie das ja in der That zu allen Zeiten Ketzer und Schwärmer — dafür gilt er doch bei der Gegenpartei — gewesen sind!

„Gegen Unterdrückung anstatt Untersuchung muß ich das Eintreten aller Gebildeten anrufen," schreibt Boetticher in „Nord und Süd".

Ich habe durch diesen Aufsatz seinem Anruf Folge geben wollen. Ein Urtheil zu fällen in dem Processe Boetticher wider Schliemann (oder genauer: wider die Mehrheitsauffassung der vorgeschichtlichen Forschung), maß' ich mir nicht an; aber auch nur den bisherigen Verlauf des Processes zu schildern, schien mir ein nützlicher Beitrag zu den Proceß-Acten; und dem fühlte ich mich gewachsen, nach Wissen, wie nach Wollen.

Sprachentwicklung und geistiger Fortschritt.

Ein Beitrag zur Sprachpsychologie der Gegenwart.

Von

Alexander Tille.

— Glasgow. —

Aus den Zeiten der Bekehrung der Deutschen zum Christenthum sind uns zwei große Dichtungen erhalten, welche die Sagen des neuen Testamentes behandeln: der sächsisch geschriebene Heliand und das Evangelienbuch des Rheinfranken Otfried. Beide liegen etwa ein halbes Jahrhundert auseinander. Der erstere war 825 vollendet, das letztere 880. Zwischen beiden gähnt eine weite Kluft. Der Heliand behandelt seinen Stoff in Stabreimversen mit dem gesammten Formelschatz der alten Heldendichtung, Otfrieds Evangelienbuch in dürren, lehrhaften Wendungen, holprigen Versen und unreinen Reimen. Wenn man noch vor zwanzig Jahren beide Werke verglich, so erhielt der Weißenburger Mönch immer Unrecht. Was für eine Dürre hier, und was für ein Leben, ein frisches quellendes Leben dort! Heute denkt man anders. Man hat sich gewöhnt, von dem Ideal einer absoluten Kunst und Kunstleistung abzusehen und bemißt die Größe einer Leistung nach der in ihr aufgewendeten geistigen Arbeit.

Der Dichter des Heliand schuf in einer überkommenen Kunst, in einer Kunst, die bereits eine lange Entwickelung hinter sich hatte. Ihm standen nicht nur ganze epische Formeln, sondern ganze Stabketten, ganze Verse und überhaupt eine ganze Welt von Ausdrücken zur Verfügung, die seinen Volksgenossen als hoher ästhetischer Werth galt. Die Gemeinsamkeit seines Formelschatzes mit demjenigen eines Theiles der angelsächsischen Genesis läßt uns erst recht ahnen, welche Bedeutung die formelhaften Elemente in der epischen Sprache der Germanen hatten. Der Dichter des Heliand schrieb in einer ausgelebten Sprache, in einer ausgelebten Form, deren Styl und Eigenheiten fest bestimmt waren.

Google

Otfried machte den Versuch, nach dem Muster der lateinischen Kirchensprache eine deutsche zu schaffen und führte für all die spitzfindigen Begriffe der neuen Religion neue deutsche Ausdrücke ein. Wie jeder Sprachschöpfer hat auch er unter drei Fällen zweimal fehlgegriffen, aber so sehr sein Deutsch an Lebendigkeit und Greifbarkeit eingebüßt haben mag, so hoch ist doch auch der Fortschritt zu schätzen, den durch ihn die Sprache in der Ausdrucksfähigkeit für abstraktere Gegenstände machte. In vielleicht ebenso hohem Maße war er formschöpferisch. Er dichtete nicht nur in einer rhythmischen Form, die er sich selbst nach dem Muster der lateinischen Hymnenstrophe schuf, sondern er schrieb auch das erste größere gereimte deutsche Gedicht; denn vor ihm gab es schwerlich viel mehr Gereimtes als etwa ein Petruslied. Er selbst schuf sich die Hunderte von Formeln, die der am Ende jeder Kurzzeile wiederkehrende Reim verlangt. Aber er schuf noch mehr, er schuf auch einen völlig neuen Styl. Freilich ist seine Sprache in den Theilen seines Evangelienbuches, die sich selbst als zuerst gedichtet ausweisen, oft wenig mehr als ein endloses Breitziehen winziger Gedanken, ja als ein bloßes Stammeln, das kaum noch etwas bedeutet. Selbst dem Reim wird Hohn gesprochen, aber bald genug wird er mehr zum Beherrscher der Sprache, und huius linguae vermeintliche barbaries stört ihn nicht mehr. Allerdings können wir heute nicht mehr im Einzelnen verfolgen, für welche bestimmten Ausdrücke er wirklich das Erfindungspatent beanspruchen kann, und welche er von Anderen übernommen hat, weil die poetischen Denkmäler, welche älter sind, als sein Werk, nur eine sehr geringe Ausdehnung besitzen; aber das ist gewiß, daß die deutsche christliche Sprache ihm mehr verdankt, als irgend einem anderen Menschen. Die Gewalt der neugewonnenen Anschauung und sein starker Wille waren es, was ihn zum Sprachbereicherer, zum Sprachschöpfer werden ließ. Die christliche Weltanschauung hat Otfried trotz aller seiner Verdienste doch nicht in deutscher Sprache zu entsprechend klarem Ausdrucke gebracht. Dazu reichte wohl seine dichterische Begabung nicht aus. Er wiederholt lehrhaft immer wieder seine Sätzchen von dem einzigen Heile, das es seiner Ansicht nach giebt, aber es ist ihm nicht gelungen, die Welt selbst völlig im Lichte dieser neuen Anschauung zu sehen.

Wenn wir heute von Sprachgeschichte, von Sprachentwicklung sprechen, wenn unsere Universitäten Vorlesungen darüber anzeigen, wenn wissenschaftliche Werke darüber erscheinen, dann handelt es sich immer nur um die Geschichte der sprachlichen Formen, um die geschichtliche Grammatik. Wie die germanischen Sprachen sich durch eine Verschiebung der Mutä aus dem Indogermanischen heraushoben, wie sich dieser Vorgang bei der Entstehung des Althochdeutschen fortsetzte, wie die klingenden Endungen verloren gingen und damit eine wesentliche Vereinfachung des Flexionssystems zu Stande kam, wie Hauptworte, Zeitworte zu anderen Klassen übertraten, wie sich nach und nach neue Typen bildeten, das ist der wesentliche Inhalt unserer

Google

Sprachgeschichte, und trotz Volksschule und wissenschaftlicher Schulmeisterei, die beide den gegenwärtigen Lautstand für immer festzuhalten versuchen, wird sich die Sprache in dieser Beziehung weiter entwickeln, so wenig auch der gebildete Schriftsteller eine Ahnung von diesem Leben hat. Alle Tage kann man auf Aeußerungen stoßen, die das belegen. „Die deutsche Sprache der Gegenwart", heißt es in den „Kritischen Waffengängen" der Brüder Hart, „befindet sich auf einer Höhe, die weder einen entscheidenden Fortgang vorausſehen läßt, noch aber auch einen baldigen allgemeinen Verfall; ihr Stamm ist fertig, sie setzt noch neue Blüthen und Blätter an, aber sie wächst nicht mehr, ebensowenig jedoch verfault und welkt sie.

Aber diese formelle Fortbildung der Sprache, der Gegenstand der historischen Grammatik, ist bei Weitem nicht das Wichtigste an ihr. Weit wichtiger ist ihre inhaltliche Entwicklung. Dies schon darum, weil sie in den engsten Beziehungen zu dem geistigen Leben der eigenen Zeit steht, ohne daß jedoch dieses jemals erschöpfend in ihr zum Ausdruck käme. Die Sprache drückt Beziehungen aller Art aus, Beziehungen zwischen Ideen und Dingen, Dingen und Vorgängen, Ereignissen und Abstraktionen aller Ordnungen, und zwar diejenigen Beziehungen, in welchen diese Ideen und Gegenstände in unserem Bewußtsein zu einander stehen. Je nach dem Erkenntnißmaß verschiedener Zeiten nnd den Fähigkeiten des Einzelnen sind die Beziehungen, in die unser Kopf die Außendinge bringt, durchaus verschieden. Der Wilde denkt sich die Blume des Frühlings von seinem Holzgötzen auf den Stengel geklebt, er nimmt einen ursächlichen Zusammenhang zwischen seinem Gebet und dem Eintritt des Regens an, schließt aus dem Gewitter auf den Zorn seines Gottes und führt das körperliche Uebelbefinden auf die Anwesenheit böser Geister in seinem Leibe zurück. Alle diese Beziehungen finden ihren Ausdruck in seiner Sprache und sind wesentlich verschieden von den Beziehungen, in denen der naturwissenschaftlich gebildete Mensch diese Dinge erblickt, und ihre sprachlichen Beziehungen verschieden von der Ausdruckswelt, mit der dieser diese Vorgänge eindeutig kennzeichnet.

Von dem Standpunkte des Wilden bis zu dem des Transscendentalphilosophen, der in seinen Wahrnehmungen nur persönliche Einbildungen, oder des Erkenntnißtheoretikers, der in ihnen wesentlich von den Erscheinungen der transscendenten wirklichen Welt verschiedene Vorgänge sieht — giebt es e i n e fortlaufende ununterbrochene Kette der Entwicklung, bald in gerader, bald in krummer Linie gehend, bald ein Stück nach rückwärts umbiegend, bald wieder eilends vorwärts fliegend, aber fast niemals stillstehend. Und bei jedem Punkte dieser Kette der geistigen Entwicklung ist es versucht, mindestens versucht worden, den augenblicklichen geistigen Stand klar und deutlich in der Sprache auszudrücken. Der einsame Denker, der die Dinge in neuen Beziehungen erblickte, hatte immer erst das Trugbild der alten Beziehungen, die in der Sprache fest gefroren zu sein schienen, zu

Google

überwinden, er mußte immer erst neue Ausdrücke schaffen, während seine Zeitgenossen, die noch auf dem Boden des Alten standen, das bequeme Auskunftsmittel einer ausgebildeten Phraseologie zu ihrer Verfügung hatten.

Es ist eine überwundene Ansicht, daß der allgemeine geistige Fortschritt immer nur dadurch zu Stande komme, daß jeder Einzelne in sich das Mehr der geistigen Errungenschaften, über das die Gebildetsten seiner Zeit den Zurückgebliebenen gegenüber verfügen, durch eigenes Nachdenken erzeugt; sondern neue Anschauungen wirken, wie sie nur durch die Sprache mitgetheilt werden können, auf die Menge immer weit weniger durch ihre logische Wucht oder ihre Ueberzeugungskraft, sie finden weit mehr Verbreitung durch gewohnheitsmäßiges Nachsprechen.

Wie hätten sich sonst die abenteuerlichsten sinnlosesten Dogmen je einer weiten Verbreitung erfreuen können? Willkürliche Bestimmungen über die Theilbarkeit eines Gottes durch drei leiden doch wahrlich nicht an zu großer Ueberzeugungskraft. Erst von diesem Gesichtspunkt aus fällt Licht auf die Bedeutung der Sprache für die geistige Entwickelung namentlich der Massen. Eine Art der Auffassung einer Sache, der Fragestellung eines Problemes, der Erklärung von etwas Schwierigem, die einmal in den sprachlichen Ausdruck übergegangen ist und darin ihre Fixirung gefunden hat, gehört dadurch dem Volksbewußtsein und Zeitbewußtsein an, und bildet, auch wo sie nie ausgesprochen oder auch nicht einmal klar gedacht wird, doch unvermeidlich die Voraussetzung beim Denken und Sprechen. Sie ist nicht einfach dadurch auszumerzen, daß die ausgegebene Sprachmünze eingezogen wird — denn wie wäre das möglich? — sondern einzig dadurch, daß sie von oben durch Ersatz verdrängt wird, durch einen Ersatz, der die Sache in den Augen der Gebildeten besser, schärfer und klarer bezeichnet.

Ein Haupthinderniß, das der Fortbildung der Sprache durch die Gebildeten, durch die Dichter und Denker entgegen steht, ist ihre bewußte Anwendung. Schon die Volksschule lehrt die Sprache als Objekt betrachten, dem es Aufmerksamkeit zuzuwenden gilt. Das beeinträchtigt ihren unbewußten, naiven, unbefangenen, zügellosen Gebrauch und namentlich ihre Lebendigkeit. Die unwillkürliche Anpassung sprachlicher Wendungen an den Gedanken wird durch den Hinweis auf Muster und durch die Achtung vor Autoritäten aufgehalten, und dies gereicht der sprachlichen Entwicklung zu dauerndem Schaden, obgleich nicht zu verkennen ist, daß der Sprachgebrauch des Einzelnen ganz bedeutend dadurch gehoben wird. Aber gerade die Dichter, die Schriftsteller, die denkenden Köpfe des Volkes, haben darum die doppelte Pflicht, darüber zu wachen, daß die Sprachwelt, die Ausdrucksmittel in Wortschatz und Satzbezügen, nicht hinter der Anschauungswelt zurückbleibt, und wo sich nicht unwillkürlich ein bezeichnender Ausdruck für einen neuen Gedanken einstellt, haben sie zum bewußten Denken zu greifen. Proudhon hat einmal gesagt, daß jeder Gedanke schon gedacht, und jeder Vers schon geschrieben sei. Demnach gäbe es wirklich nichts

Google

Neues unter der Sonne, damit wäre alle Entwicklung überhaupt geleugnet, aller Fortschritt aufgehoben. Proudhon würde sich wohl gehütet haben, diese Behauptung für das wirthschaftliche Gebiet aufzustellen, aber auf dem Gebiet der Sprache glaubt sich Jeder, auch wer sich niemals um ihre Entwicklung gekümmert hat, berechtigt, solche Weisheitssprüche hinzuwerfen.

Das mächtigste Verkehrsmittel, die Sprache, hat kraft der logischen Abstraktion des menschlichen Geistes eine große Anzahl Begriffe geschaffen — wir haben dieselben von unseren Vätern überkommen, und der Laie bildet sich nun ein, denselben entspreche auch in der transscendenten Wirklichkeit eine solche Scheidung wie Kraft, Stoff, Bewegung, Schnelligkeit, Verhältniß, Fähigkeit, Seele. Für die Vergangenheit kann eine Entwicklung der Sprache in inhaltlichem Sinne unmöglich geleugnet werden. Man muß schon ganz beschränkt sein, um nicht einzusehen, daß Homer eine andere Sprache redete, als wir reden. Aber heute stehen wir ja bekanntlich auf der Höhe aller Entwicklung. Unsere Sprachform, unsere Ausdrücke sind ja historisch gewordene. Was geworden ist, ist bekanntermaßen nach Hegel trefflich, und es ist ein großes Unrecht, ist jugendliche Ueberhebung und zeigt Mangel an historischem Sinn, das nun wieder ändern, fortbilden zu wollen. Als man vor sechzig Jahren statt Madame schüchtern Frau zu sagen begann, schlugen alle Madames die Hände über dem Kopfe zusammen ob solcher Ungeheuerlichkeit. Und heute fällt auf Madame derselbe Fluch der Lächerlichkeit.

Die innere Fortentwicklung der Sprache, welcher die äußere, die formelle, gegenübersteht, kommt in der Hauptsache in zweifacher Weise zu Stande. Einmal wandeln sich die Begriffe ununterbrochen um, die dem einzelnen Worte der Sprache entsprechen, und dadurch erhält dieses ununterbrochen einen neuen Sinn: die sogenannte Bedeutungsentwicklung. Dann bilden sich fortwährend neue Worte, neue Wendungen und Ausdrücke, da es jeden begabten Menschen drängt, das zu sagen, was in ihm lebt und der ihm dazu vorliegende Sprachschatz ihm nicht genügt. Andere Worte und Wendungen verschwinden dafür aus der Sprache. Im Ganzen aber ist, wie die einfachste Statistik zeigt, die Zahl der Neuschöpfungen bedeutend größer, so daß eine ununterbrochene Bereicherung der Sprache stattfindet. Unter den lebenden Sprachen wächst das Deutsche am stärksten, und wir sind seit etwa zehn Jahren in eine wortbildende Periode eingetreten, deren zahlreiche Schöpfungen für längere Zeit dauerndes Eigenthum unserer Sprache zu bleiben versprechen. Die sogenannte Sprachreinigung ist nur eine Seite dieser Bewegung. Die Fremdwörterei ist ja sicher das wesentlichste Hinderniß des Eindringens einer höheren Bildung und einer wissenschaftlichen Weltanschauung in weitere Kreise des Volkes, ja sie hält alle diese Dinge auch von der Literatur und namentlich von Reim und Vers fern, und die bewußte Verdrängung der fremdsprachlichen Bezeichnungen hat manche gelungene Neuschöpfung zu Tage gefördert. Aber eine weit wichtigere Rolle

Go gle

spielt die Schaffung neuer Worte durch neue Begriffe, wie sie namentlich durch Friedrich Nietzsche und Wilhelm Jordan in reichem Maße erfolgt ist.

Aber auch das Sprachgenie vermag nicht immer auf die Sprache seiner Zeit bleibenden Einfluß zu gewinnen. Wolfram von Eschenbach war gewiß sprachgewaltig wie kein anderer Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, wie selbst Walther von der Vogelweide nicht, und doch sind die Tausend neuer Wendungen, Bilder und Bezeichnungen, die er seiner Muttersprache schenkte, nicht in ihren Erbschatz übergegangen. Goethe hat da ganz anders gewirkt.

Wir haben heute kein Sprachgenie vom Range eines Wolfram oder Goethe: aber wir haben eine Reihe sprachbegabter Männer, und wenn sie die Anschauungen unserer Zeit nicht in der Sprache zum Ausdruck bringen helfen, so versäumen sie eine hohe Pflicht, die sie ihrem Volke zu leisten schuldig sind. Die Gesammtheit des Volkes ist nie sprachschöpferisch. Immer sind es nur die besten Köpfe jeden Volkes und jeder Zeit gewesen, und so ist es auch heute noch. Die Arbeit vieler Begabter leistet oft ein größeres Stück, als die des selten auftretenden Genies.

Der Laie hat eine unauslöschliche Angst vor dem Umsichgreifen sprachlicher Mißbildungen, und doch ist das ganz unbegründet. Nicht ein Zehntel aller Neubildungen erhält sich. Was die Mehrzahl als häßlich empfindet, scheidet sich ganz von selbst wieder aus. Oft herrscht auch blinde Willkür. Philipp von Zesens Wort „Selbststand" für Person ist uns verloren; das davon gebildete Adjectivum „selbstständig" ist uns erhalten. Die Ungeheuerlichkeiten der Sprache in Jordans „Zwei Wiegen" werden voraussichtlich niemals deutsches Sprachgut werden. Und doch ist Jordan ein hervorragender Sprachschöpfer. Worte wie „Weltfreude" beginnen bereits in weiteren Kreisen gebraucht zu werden.

Auch auf sprachlichem Gebiete krankt unsere Zeit an einem inneren Zwiespalt. Gewiß ist unsere Sprache nicht mehr die Schillers und Goethes, aber diese haben ihr doch ein Gepräge aufgedrückt, das auch der häufigste Gebrauch nicht sogleich abgreifen wird. Aber erst nach Schiller und Goethe fällt die Wirkung des ungeheuren Aufschwungs der Naturwissenschaften und die unendliche Bereicherung unserer Anschauungs- und Begriffswelt durch sie. Das Ansehen, das unsere beiden großen Volksdichter genießen, ist wohl zum großen Theil daran Schuld, daß noch so wenig von jenem neuen Bewußtseinsinhalt, der bereits zum geistigen Erbgut der Fortgeschritteneren geworden ist, auch im sprachlichen Ausdruck zur Entfaltung gekommen, daß unsere Sprache noch so verhältnißmäßig wenig Entsprechungen für längst vorhandene Begriffe besitzt. Wir sind gegenwärtig noch unvermögend, die Stellung, welche jedem Dinge der organischen und unorganischen Natur in der Kette der Entwicklung zukommt, und die Beziehungen, in denen wir es zu Vergangenheit und Zukunft sehen, mit sprachlichen Mitteln ohne endlose Weitschweifigkeiten auszudrücken. Häckel's „Natürliche Schöpfungsgeschichte" ist ein sprechender Beleg dafür. Obgleich sich der große Forscher

Google

ausdrücklich des sachlichen Widerspruchs bewußt war und ihn selbst bespricht, schuf er doch der neuen Idee nicht eine kurze knappe Titelform.

Zwischen den Anschauungen der Besten unseres Volkes über die transscendente Welt und insbesondere über die Gegenstände und Vorgänge der Natur, und den Ausdrücken, welche sie in Folge des Mangels an genauen sprachlichen Entsprechungen zu gebrauchen genötigt sind, gähnt eine weite Kluft. Um sie zu überbrücken giebt es nur einen einzigen Weg.

„Je mehr unser Bestreben", sagt Albert Lange in seiner „Geschichte des Materialismus", „darauf gerichtet ist, die Dinge möglichst rein auf uns wirken zu lassen und die Erfahrung und Naturforschung zur Grundlage unserer Ansichten zu machen, desto mehr werden wir auch das Bedürfniß empfinden, unsere Schlüsse an streng präcisirte Zeichen für Dasjenige, was wir sagen wollen, anzuknüpfen, statt uns von den natürlichen Sprachformen die Vorurtheile vergangener Jahrhunderte und kindlicher Entwicklungsstufen des menschlichen Geistes in unsere Behauptungen einmischen zu lassen."

Zu allen Zeiten hat der sprachliche Ausdruck etwas hinter der gedanklichen Entwickelung hergehinkt, und so wird es auch immer bleiben. Denn die Fortbildung des Begriffs ist das Treibende und die Fortbildung der Sprache das Erzeugniß. Aber so groß wie in der Gegenwart ist die Kluft schwerlich schon einmal gewesen, schon weil nie die Bedeutung der Literatur, d. h. der Gesammtheit alles Geschriebenen eine so große war. Wenn der Stillstand der sprachlichen Entwicklung, der erst seit einem Jahrzehnt zu weichen beginnt, noch einige Zeit gedauert hätte, würde das Mißverhältniß immer größer und die festgefrorene Sprache, deren Autorität unterdessen durch den Gebrauch eines Jahrhunderts noch mehr erstarkt wäre, zum Hemmschuh der geistigen Entwickelung geworden sein. Schon machen sich ganz bedeutsame Vorzeichen geltend für das Festfrieren vieler Ausdrücke. Namentlich das Schulmeistern der Kritik am sprachlichen Ausdruck der Schriftsteller. Sicher mögen sich diese aus Unachtsamkeit hin und wieder einmal versehen, und dann mag es ihnen vorgerechnet werden; in der Mehrzahl der Fälle ist es bloße Schulmeisterei. Das Eintreten der Inversion nach „und" und das Weglassen von „ich" vor dem Verbum empfinden wir heute noch als häßlich. Aber das Erstere hat sich bereits den ganzen Geschäftsstyl erobert, dringt in die sonstige Brief- und Literatursprache ein und wird vermöge des Kraftgesetzes dadurch gestützt, daß die Mehrzahl der deutschen Partikeln Inversion im Gefolge hat. Und das Fehlen des ego u. s. w. im Lateinischen oder Griechischen wird Niemand häßlich nennen wollen. Ganz mit Unrecht wird oft unser Zeitungsstyl verlästert. Das Telegramm hat den Telegrammstyl geschaffen, und das Bedürfniß, das Bemerkenswertheste rasch und leicht hervorzuheben, liegt unserem Zeitungsdeutsch zu Grunde. Es soll damit nicht in Abrede gestellt werden, daß sich gelegentlich selbst in den Spalten unserer größten Zeitungen das reinste Kauderwelsch findet, aber viele gegen das Zeitungsdeutsch erhobene Vorwürfe entspringen nur

Google

der Befangenheit Derer, die sie erhoben. Ueberdies muß man auch hier nicht zu sehr verallgemeinern. Zwischen der charakteristischen Kürze der einen Zeitung und dem weitmaschigen Gewäsch der anderen besteht ein gewaltiger Unterschied. Unsere Zeit hat keine Zeit mehr für die langathmigen Perioden, und eine freiere und losere Anknüpfung kann angesichts der um sich greifenden Sprachmeisterei nur Nutzen stiften. Wie frei knüpft z. B. Wolfram von Eschenbach oft seine Sätze an, und wie selten ergiebt sich einmal nicht ohne Weiteres, auf welche Person sich ein Er bezieht. Man braucht in der Duldsamkeit nicht so weit zu gehen, wie W. Jordan, der sogar den „ledernen Handschuhfabrikanten" vertheidigt, aber allzu ängstlich geschnürte spanische Stiefel haben der Fortbildung der Sprachmittel noch nie wohl gethan.

Vor Allem aber gilt es, das Wortzeugungsrecht des Begriffes zu wahren. Der Begriff des Schienenweges hat das Wort Eisenbahn, und der Begriff des Luftschiffes das Wort Luftschiff geschaffen. Vor fünf Jahren lächelte man über den „Fernsprecher", heute ist er allgemein. Der Entdecker der gasförmigen Körper schuf das Weltwort Gas; Darwin mit dem Begriff zugleich deutliche Ausdrücke für Zuchtwahl, Kampf um's Dasein; erst mit dem Begriffe einer Weltliteratur, einer Weltkunst kamen diese Worte auf.

Es ist sicher kein Fehler einer Zeit, wenn sie reich an Ideen ist, wenn in ihr neue Begriffe und neue Anschauungen, neue Beziehungen, Empfindungen und Werthurtheile auftauchen. Aber es läßt auf eine geringe schöpferische Fähigkeit schließen, wenn sie die Gelegenheit, diese Ideen gleich fertig sprachlich auszumünzen, unbenutzt vorüber gehen läßt.

Bis in das vorige Jahrhundert kannte man den Begriff des volksthümlichen Liedes, dessen Verfasser unbekannt ist, noch nicht. Erst er schuf das Wort Volkslied. Die ganze Welt, welche sich denen aufthat, die sich in die Natur versenken, schuf den Begriff und das Wort Naturgefühl und alle die auf die Beziehungen des Menschen zur Natur bezüglichen Ausdrücke ungefähr zu der gleichen Zeit.

Immer aber ist der Einzelne Sprachschöpfer. Die Gesammtheit schafft eben so wenig Worte, wie sie Lieder dichtet. Jede Wortschöpfung ist die That eines Einzelnen, und die Menge thut nichts als Annehmen oder Verwerfen. Ob ein Wort sich Eingang verschaffen wird in den Erbschatz der Sprache, ist selbst bei den glücklichsten Bildungen ungewiß. Der Erfolg allein entscheidet über sein Recht. Als Jordan das „Bureau für kaufmännische Information" seines Schwiegersohnes in „Kaufmännische Auskunftei" umtaufte, da gab es hie und da hämisches Lachen. Aber die Auskunftei hat sich behauptet und ist schließlich nicht schlechter als Kauffahrtei. Man nennt solch' ein Wort gern „undeutsch". Aber das Eindringen der Endung ei aus dem Französischen und die Enstehung all der Bildungen mit ihr, die sich noch heute durch ihren Ton auf der letzten Silbe als fremdartig ausweisen, war einst auch „undeutsch".

Google

Die Gesammtheit richtet, sondert, der Einzelne schafft. Zolas abergläubische Furcht, ja kein Wort zu gebrauchen, das er nicht selbst gehört hat, ist völlig sinnlos. Hier zeigt der Vorkämpfer der Entwicklungslehre eine Lücke in seinem weiten Wissen, und vielleicht eine verhängnißvolle. Er selbst will nur gewissenhafter Protokollant seiner Zeit sein, aber gerade er mit seiner Wucht und Kraft wäre vielleicht wie wenige Andere befähigt zu veredeln, seiner aalglatten, überfeinen und oft weibisch eleganten Muttersprache etwas mehr Nachdruck und Würde zu verleihen.

Als zuerst in der realistischen und naturalistischen Kunst der letzten zwölf Jahre der Versuch gemacht wurde, die Vorgänge in uns, unsere körperlichen Schmerzempfindungen und psychologischen Regungen deutlicher zu bezeichnen, örtlich zu bestimmen, kurz in diesen Dingen tiefer zu greifen, als man es bisher gewohnt gewesen war, da hat sich von verschiedenen Seiten nachdrücklicher Widerspruch dagegen erhoben. Man protestirte allen Ernstes dagegen, den Schleier sich wegziehen zu lassen, der selbst für den Gebildeten über den Funktionen seines eigenen Leibes liegt. Und doch ist der Schatz von Ausdrücken, welchen unsere Sprache, d. h. unsere Literatursprache in Bezug auf unseren Körper und seine Theile besitzt, auch nicht entfernt so groß, wie derjenige, über welchen Homer auf diesem Gebiete verfügte. Das hängt natürlich zusammen mit der zweitausendjährigen Verlästerung alles Natürlichen und Gesunden, mit der Stellung des Leibes als Bruder Esel, die ihm der Aberglaube anwies — aber ist es darum vielleicht weniger bedauerlich? Wenn seit Homer nur eine annähernd so bedeutende Entwickelung auf diesem Gebiete stattgefunden hätte, wie auf dem der Erkenntniß unseres Körpers seit dem achtzehnten Jahrhundert, welch' eine Fülle von Wendungen müßte dann heute hier zur Verfügung stehen!

Die übliche Zimperlichkeit möchte den Abstand eher noch vergrößern. Aber schon ist das Gebiet erschlossen, aus dem in diesem Falle zunächst zu schöpfen ist: die Sprache der Wissenschaft, soweit sie nämlich deutsche Ausdrücke bietet, die z. Th. selbst erst aus mundartlichen Worten zu Wissenschaftsworten geworden sind. Ist dieser Born erschöpft, wird der Schriftsteller eben auch selbstschöpferisch vorgehen müssen. Das Fremdwort ist auch hier das Mittel, das wissenschaftliche Erkenntniß hindert, in weite Kreise des Volkes einzudringen.

Die deutsche Sprache ist heute auf dem gesammten Sprachgebiete eine dreigespaltene. Alltagssprache, Poesiesprache und Wissenschaftssprache stehen neben einander, wobei natürlich zu bemerken ist, daß jede wissenschaftliche Disciplin wieder ihre eigene Sprache hat. Ihr geschichtliches Verhältniß ist zunächst natürlich Folgendes: die Alltagssprache ist die Grundlage, Literatursprache und Wissenschaftssprache sind aus ihr abgeleitet, wie Literatur und Wissenschaft aus der Alltagsbeobachtung. Die Poesie betont den Wahrnehmungswerth, den Gefühlswerth oder ästhetischen Werth der Dinge, die Wissenschaft abstrahirt von ihm. Das spiegelt sich denn auch in der Sprache wieder: der dürre wissenschaftliche Ausdruck ist uns unsympathisch.

Google

Die große formelle Frage der Dichtung, um die sich die alte Tradition und der Naturalismus streiten, ist nun folgende: Soll der Dichter Goethes Sprache zur Dichtersprache der Gegenwart fortbilden, indem er in sie alles nachträgt, was ihr vom Leben der Gegenwart fehlt, oder soll er die Alltagssprache zu einer neuen Poesiesprache erheben? Die Literaturtradition fordert das Erstere. Gerhardt Hauptmann hat in „Vor Sonnenaufgang", „Friedensfest" und „Einsame Menschen", und Holz und Schlaf haben schon vor ihm in der „Familie Selicke" das zweite versucht, und sind allerdings einer Kopie der Beobachtung bedenklich nahe gekommen. In Hauptmanns „Webern" ist selbst über die „Familie Selicke" hinausgegangen. Sicher ist das zweite das Natürlichere, Gesündere, aber jeder Literarhistoriker weiß, wie unendlich groß die Macht der Tradition auf dem Literaturgebiet ist.

Der bildende Künstler bekommt zu seinem Werke wirklichen Rohstoff. Alle Form bleibt ihm überlassen. Marmorblock, Leinwand und Farben tragen noch keines der Ingredienzien eines Kunstwerkes in sich. Anders der Dichter. Der Rohstoff, in dem er seine Werke aushaut, ist die Sprache, aber sie ist nicht in demselben Sinne äußerlich Rohstoff wie Marmor oder Leinwand. Sie ist für den Dichter jeder Zeit eine andere, und zwar eine passende. Jeder Dichter hat mit der Sprache seiner Zeit zu rechnen, auf ihr zu fußen. Gewiß giebt es auch Rückfälle. So griff Vergil auf Homer und Ekkehart auf Vergil zurück. So dichteten die epischen Epigonen des fünfzehnten Jahrhunderts fast in der Sprache des dreizehnten, und Felix Dahn schuf sich zur Privatbenutzung ein Deutsch, wie es nirgends und niemals gesprochen worden ist. Die festen Wendungen der Sprache drücken feste Anschauungen aus, und der Dichter jeder Zeit steht mitten in diesen. Er kann sie hie und da fortbilden, aber wenn er sich überhaupt nicht um sie kümmern wollte, oder auch nur zu weit in die Zukunft griffe, würde er einfach keinen Anklang finden. Die Literaturgeschichte kennt Beispiele dafür.

Eine Versdichtung insbesondere setzt immer voraus, daß es bereits eine große Anzahl fest als schön empfundener Ausdrücke und Wendungen giebt, die eine bestimmte Weltanschauung klar zum Ausdruck bringen. Müssen jene erst gebildet werden, und geschieht das in Versen, so empfindet sie der Leser als geschmacklos und wendet sich ab. Die Vertrautheit mit ihrer Grundlage, die sachliche Vorbedingung jeder hohen ästhetischen Wirkung fehlt. Verzichtet andererseits selbst der Lyriker in einer Zeit wie der unseren auf die Fortbildung der Ausdruckswelt, so ist er Stillstands-Dichter.

Das ist der thatsächliche Grund, der der Behauptung zu Grunde liegt, es gelte für die Gegenwart zunächst, in der Prosa eine neue Ausdruckswelt für alle die neuen Gedanken und Begriffe zu schaffen.

Wer weiß, ob nicht vielleicht der Vers einer fernen Zukunft eine neue Rhythmik besitzen wird, die der Alltagssprache der Zukunft entlehnt ist. Durch unausgesetzte Beschäftigung mit dem Vers der Vergangenheit ist uns die alte

Google

Rhythmik künstlich nahe gebracht worden. Aber während das fünfzehnte Jahrhundert an jeder Art von Reimerei eine geradezu kindliche Freude hatte, sprechen wir gern von Versgeklapper und meiden Versdichtungen, wo wir nur können.

In England ist die Verssprache, die ja stets hinter der modernen Prosa zurückbleiben wird, noch um Vieles weiter von der lebendigen Sprache der gebildeten Stände entfernt als in Deutschland. Sie strotzt von Organstummeln der Vergangenheit, die in dieser Verbindung und in der Sprache der Kirche noch hohe ästhetische Werthe für den Engländer bedeuten, während sie sonst im Leben lächerlich erscheinen würden. Auf sachlichem Gebiete kennt Deutschland denselben Zwiespalt. Unser großes Publikum findet alle Tage im geschichtlichen Romane Dinge herrlich, die in einem Gegenwartsromane jeden Menschen mit einiger Bildung unausbleiblich abstoßen würden.

Unstreitig das haarsträubendste Beispiel für das Festfrieren von Ausdrücken, welche das Geschlecht, das sie braucht, nicht einmal mehr versteht, sind die sogenannten Kenningar der nordischen Skaldenpoesie. Im dreizehnten Jahrhundert hatte sich auf Island eine Prosa entwickelt, wie sie schöner, klarer und reiner kein germanisches Volk so früh gehabt hat, und unter keltischem Einfluß war eine neue poetische Gattung, die historische Novelle, die Saga entstanden, die Alles zum Ausdruck brachte, was die Gegenwart dachte. Aber mitten in dieser Umgebung erhielten sich in der Poesie, in den Skaldenstrophen noch immer die Kenningar, die alten längst unverständlichen festgefrorenen epischen Umschreibungen, die den Kampf „der Hadeninge Sturm" das Weib den „Baum der Ringe" und das Schiff als das „Roß der See" bezeichneten und statt: „der spangengeschmückte Arm des Weibes" „das Vorgebirge des guten Baumes des gemeinsamen Lagers des Schlangengeschlechtes" sagten. Das Weib ist der Baum. Ihm wird mit kühnem Wechsel des Bildes nicht ein Ast, sondern ein Vorgebirge beigegeben. Auf dem Golde aber ruhte nach der Sage einst ein Drache mit seiner Brut. Dafür daß viele dieser mythologischen Anspielungen wirklich unverständlich waren, haben wir einen positiven Beweis darin, daß Snorri Sturluson die sogenannte Jüngere Edda eben zur Erklärung dieser Kenningar für die Jünger der Skaldenkunst schrieb.

Auch die neuhochdeutsche Literatursprache hat ihre Kenningar, und es wäre eine lohnende Aufgabe, einmal aus den Epigonendichtungen unserer Zeit ein paar hundert herauszulesen. Noch Spielhagen spricht mit Vorliebe von den Gaben des Bacchus und der Ceres. Unsere Schriftsteller schreiben nicht selten in Versen Zeug, das sie selbst als Kritiker für baaren Unsinn erklären würden, wenn sie es irgendwo in Prosa fänden. Aber wie kann man auch ein Taschenmesser in Versen ein Taschenmesser und ein Tischtuch ein Tischtuch nennen? Theoretisch haben die jüngeren Schriftsteller, namentlich die „Realisten" dagegen Einspruch erhoben, aber praktisch stehen Bücher wie die „Modernen Dichtercharaktere" (Jung-Deutschland) völlig auf dem alten Boden. Erst ganz neuerdings zeigt sich eine Wendung zum Besseren.

Google

In Hunderten von Wendungen, die noch unter uns lebendig sind, liegen noch Rudimente einstiger Sprachglieder vor, deren geistigen Inhalt unsere Zeit längst abgestreift hat. Zum Theil sind diese Sprachreste die einzigen Denkmäler dieser vergangenen Geistesepoche. Nur der Sprachforscher achtet ihrer noch. Für den Laien sind sie längst unverständlich geworden und haben dadurch ihre inhaltliche Spannkraft für ihn verloren.

Von besonderer Wichtigkeit für die Bildung des sprachlichen Ausdrucks ist die sogenannte Fragestellung. Wie das Wort den Begriff zum Ausdruck bringt, so zeigt sie die Stellung des Sprechenden zu einem bestimmten Problem. Wie Jemand fragt, das gestattet oft weitgehende Schlüsse auf seine geistige Klarheit.

Wir sprechen noch heute von Humanismus und humanistischen Gymnasien. Diese Bezeichnung beruht auf der Annahme, als ob das griechisch-lateinische Alterthum so etwas wie einen Extract aus dem „Allgemein Menschlichen" enthalte, dessen Grundzüge als für immer feststehend vorausgesetzt werden. Heute wissen wir recht gut, daß es dergleichen nicht giebt. Der alte sinnlos gewordene Ausdruck wird aber ruhig für das griechisch-lateinische Gymnasium beibehalten.

Es gab eine Zeit — und deren letzte Ausläufer liegen noch gar nicht so weit hinter uns — wo man Licht, Wärme, Electricität, Seele, Leben für etwas Körperhaftes, für dünne Stoffe, für Fluide hielt. Die Seele hielt man für einen Hauch, der beim letzten Athemzuge entfloh, oder nach der Auffassung des Mittelalters und noch unseres heutigen Volksaberglaubens in Gestalt eines Thieres aus dem Munde entschlüpfte. Dann faßte man sie als eine Abstraction höherer Ordnung, als eine „Fähigkeit" auf. Dadurch, daß Lotze die Lebenskraft beseitigte, vernichtete er den letzten Schimmer eines substanziellen Seelenbegriffes in der Metaphysik. Der heutigen Wissenschaft ist Seele ein Vorgang, ein Geschehen, ein langedauerndes Ereigniß, ein Oberbegriff für die Summe der physiologischen und psychologischen Bewegungs- und Auslösungserscheinungen im Menschen, der mit dem Aufhören des selbständigen Zellenlebens im Augenblick des Todes ebenfalls aufhört.

Alle unsere Ausdrücke für das seelische Geschehen, alle Wendungen, in denen Worte wie Seele, Leben vorkommt, sind ungeprüft aus einer Zeit herübergenommen, die von alle dem noch nichts wußte, die diese Bewegungen und Geschehnisse noch für Dinge, für etwas Räumliches, Greifbares hielt. Auch wer da weiß, daß mit dem Aufhören physiologischen Lebens ein rein chemischer Zersetzungsprozeß beginnt, läßt noch Menschen „ihren Geist aufgeben", ihre „Seele aushauchen", oder „die Seele aus dem sterblichen Leibe entfliehen".

Von besonders ausgebildetem Denkvermögen zeugen solche Züge keinesfalls. Es wird die Sache des denkenden Theiles unserer Schriftsteller sein, hier bahnbrechend voranzugehen und Ausdrücke zu schaffen, die den neuen Anschauungen wirklich entsprechen. Ein Licht, ein Feuer löschen wir

Google

aus, aber die Seele wird noch immer ausgehaucht, nicht ausgelöscht. Das Leben entflieht noch immer, als ob es ein Schmetterling wäre und erstirbt noch nicht. Ob Jemand die Seele fortfliegen oder aufhören läßt, das gestattet die weitgehendsten Schlüsse auf seine Weltanschauung, und wer da weiß, daß sein Herz nichts ist als ein zuckender Muskel, und seine Geliebte doch noch „im Herzen trägt“; statt seine Gefühlswelt sein „Herz“ bei einer Sache betheiligt sein läßt, Jemanden „in's Herz schließt“ und etwas „aus seinem Herzen verbannt“, der spricht gedankenlos gegen die bessere eigene Ueberzeugung das mit, was andere sprechen. In anderen Wendungen schleppen wir noch die ganze christliche Mythologie mit uns herum. Fürsten werden „zu ihren Vätern versammelt“, andere „gehen dahin, von wo es keine Rückkehr giebt“, „wandern in's Jenseits“, „gehen heim“ und werden, „aus dieser Welt in jene Welt abgerufen.“

Es ist verhältnißmäßig leicht, und ein sehr billiges Vergnügen, mit Berufung auf den „gesunden Menschenverstand“, d. h. auf die beschränkte Gewohnheit der lieben Mitmenschen über eine sprachliche Neubildung, ein neues Wort, eine neue Wendung, eine neue Satzform zu lächeln, zu höhnen und zu zetern — die neue Anschauung wird sich doch endlich zu ihrem Rechte verhelfen und einen Vorgang nicht mehr fortfliegen, sondern einfach aufhören lassen. Es kann oft Jahrhunderte währen, bis der Gedanke endlich klar zum Ausdruck kommt. Seit dem vierten Jahrhundert geht durch das Christenthum der Gedanke, daß ein Gott es sei, der alles Wachsen und Werden direct veranlaßt, der bewegt, baut, treibt, zieht, hebt, wirft und fallen läßt, und mit dem Christenthum kam dieser Gedanke nach Deutschland, aber erst Wolfram von Eschenbach gab ihm in deutscher Sprache seinen deckenden Ausdruck in Hinsicht auf den Menschen. Er will sagen, daß der Knabe Parcival über Alles schön war. Und er sagt einfach: „Er war schön; hatte ihn doch Gott nach seinem Ideale gebildet.“

Auch die naturwissenschaftliche Weltanschauung wird eine gewisse Zeit brauchen, bis sie zur Grundlage des sprachlichen Denkens geworden ist. Hier und da giebt es bereits gesunde Ansätze dazu. Aber die Gebildeten stemmen und sträuben sich dagegen, und zeigen dabei doch nur ihre Unbildung in sprachlicher Hinsicht. Keine Zimperlichkeit kann den Fortschritt nach der Richtung aufhalten, auf der das größere logische Gewicht und die ununterbrochene Bestätigung ihrer Aussagen durch die Sinne stehen, und darum heißt es, den Trieb der Weiterentfaltung nur frei gewähren lassen und ihm keine Schulmeisterei entgegensetzen. Und derjenige Lehrer, der seinen Lehrstoff wirklich beherrscht, wird hierin gerade am wenigsten schulmeisterliche Ansichten haben.

Google

Eigenes von Carl Seydelmann.

Ungedruckte Briefe und Regiebemerkungen.

Veröffentlicht von

R. Löwenfeld.

— Berlin. —

Carl Seydelmann, dessen hundertjährigen Geburtstag Deutschland im April gefeiert hat, war nicht nur, wie die Zeitgenossen und die Nachwelt anerkannt, ein hervorragender Schauspieler, er war in vielen Beziehungen eine ungewöhnliche Persönlichkeit. Obgleich er eine lückenhafte unmethodische Bildung besaß, denn er hatte in jungen Jahren das Gymnasium verlassen und nie in irgend einer Weise sich regelmäßig weiter gebildet, setzte er doch seine Freunde durch sein umfangreiches Wissen oft in Erstaunen, und die außerordentliche Gabe des Ausdrucks, die ihm eigen war, prägte sich auch in allen seinen schriftlichen Kundgebungen aus. Er war ein Freund ausführlicher Correspondenz und ein fleißiger Sammler von Regiebemerkungen. Sein Biograph Rötscher hat eine große Zahl von Briefen Seydelmanns an seinen Freund Goldner, an Karl Gutzkow, an Hofrath Teichmann, an Glaßbrenner, an Rötscher selbst, an Seydelmanns Sohn in ihrem ganzen Umfange oder in Theilen veröffentlicht. Diese Briefe enthalten werthvolle Bemerkungen über Alles, was die dramatische Kunst betrifft und sind in der Form so vortrefflich, daß man mit Rötscher bedauern möchte, daß Seydelmann es stets verschmäht hat, seine ausgereiften Gedanken über die Kunst, in der er ein Meister war, in methodischer Weise niederzuschreiben. Diese Abneigung vor der Oeffentlichkeit entspricht indeß ganz seinem starken harmonischen Wesen. Was er war, wollte er ganz sein. Seine schauspielerische Begabung schätzte er selbst mit berechtigtem Stolze, und aus der Ueberzeugung von seinen großen Leistungen erwuchs sein unermüdliches Streben nach Vervollkommnung seiner

Google

äußeren Mittel und nach Vertiefung seiner Rollen. Suchte er Ruhm, so war es der Ruhm des vorzüglichen Interpreten der großen Schriftsteller der Nation; einen anderen Kranz, als den des Schauspielers zu erringen, lag seinen Wünschen fern.

Liest man aber die werthvollen Betrachtungen, die Rötscher in seinem (im Jahre 1845 erschienenen) Buche „Seydelmanns Leben und Wirken" in systematischer Ordnung zusammengestellt hat, so bekommt man doch Achtung vor der Tiefe des Denkens und der Klarheit der stylistischen Darstellung, die diesem Schauspieler eigen war.

Durch die Güte der in Berlin lebenden Verwandten Seydelmanns bin ich in den Besitz einer Anzahl von Briefen und seines interessanten Regiebuchs zu „Clavigo" gelangt.

Die Briefe, von denen ich eine Auswahl folgen lasse, bestätigen vollkommen das Bild, das uns Rötscher von dem Künstler entworfen hat; das Regiebuch zeugt von seiner Gewissenhaftigkeit und seinem ernsten, künstlerischen Streben.

Carlos war bekanntlich die Rolle, mit der Seydelmann am liebsten vor ein neues Publicum trat. Auch als er im April 1835 der Hauptstadt seines preußischen Vaterlandes seinen ersten Besuch machte, gewann er seinen ersten Sieg mit dem Carlos in Goethes Clavigo. Fünf Jahre vorher hatte er in Weimar viermal unter Goethes Augen gespielt und mit dem Dichter über die Auffassung von Carlos' Charakter gesprochen. Die Persönlichkeit Goethes hat damals einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er in seinen Bemerkungen über Haltung und Redeweise des Carlos sehr häufig nur den Namen Goethe einträgt, um damit anzudeuten, es sei an dieser Stelle die äußere Art und die Sprache des Dichters nachzuahmen.

Sein Carlos wich ganz und gar von Allem ab, was das Publikum von dem Darsteller dieser Rolle zu sehen gewohnt war. Carlos war bisher der übliche Theaterbösewicht gewesen, Seydelmann bot einen feinen, gewandten Weltmann, „der sich nur durch keine Rücksicht des Gemüths in dem irre machen läßt, was sein klarer Geist als zweckmäßig erkannt hat; einen Verstandesmenschen, dem nichts mehr widerstrebt, als die sentimentale Halbheit und Unentschlossenheit Clavigos".

Das königliche Schauspielhaus war bis auf die letzten Plätze gefüllt; Seydelmanns Ruf hatte das theaterliebende Berlin vollzählig angelockt. Aber während der ersten drei Acte herrschte tiefes Schweigen. Die Art des Künstlers war zu neu, seine Auffassung der Rolle mußte erst klarer und klarer werden. Da — in der großen Scene des vierten Acts, in der der Schwerpunkt des Dramas und der Rolle liegt, schlug plötzlich die kühle Zurückhaltung in die feurigste Bewunderung um. Seydelmann ward der Schöpfer eines neuen Carlos.

Durchblättert man das vortrefflich erhaltene Regiebuch des Künstlers, so wird man in diesem Triumph den verdienten Lohn ernsten Ringens

Google

anerkennen. Es ist die Ausgabe des Clavigo aus dem Jahre 1774 (Frankfurt und Leipzig); zu den Personen des Stückes hat Seydelmann die verschiedenen Darsteller hinzugeschrieben, mit denen er in dem Stücke gespielt hat, darunter sind Namen wie Löwe, Hendrichs, Devrient, Anschütz. Das ganze Buch ist mit weißem Papier durchschossen, und kaum auf einer Seite des Textes oder des eingelegten Papiers fehlt eine Bemerkung. Es sind zum Theil unwesentliche Notizen, zum Theil kurze, schlagende, den Charakter beleuchtende geistreiche Worte, zum Theil sogar ziemlich umfangreiche aesthetische Betrachtungen. So entwickelt Seydelmann an einer Stelle „die Uebereinstimmung des Aeußeren mit dem Inneren". Er sagt von sich selbst, er würde mit sich erst zufrieden sein können, wenn es ihm gelungen sein wird, eine größere Uebereinstimmung des Aeußeren mit dem Inneren zu zeigen. „Von der Grandezza des Spaniers habe ich noch soviel hinzuzuthun, als mit der Conversation im Frack sich verträgt. Ich habe Goethe leider noch nicht gesehen, sonst würde ich vielleicht durch Nachahmung seiner Art sich zu haben, am schnellsten zum Ziele kommen."

Die schauspielerische Auffassung des Carlos aber entwickelt er in folgender Weise:

Carlos ist eine der schwersten Rollen. Der verständige Schauspieler sieht wohl ein, daß dieser Charakter nicht unter die sogenannten Intriganten oder gar unter die Bösewichter zu werfen sei. Anstand, Leichtigkeit der Sprache, eine vornehme ruhig kalte Haltung dürfen dem Darsteller des Carlos, wenn wir die Meinung des Dichters wiederfinden sollen, durchaus nicht fehlen. Carlos ist in seinen Ausdrücken zwar derb, aber der Ton des feinen wohlerzogenen Mannes, der mit den Vornehmsten lebt, muß ihm vollkommen eigen sein. Als Weltmann, als älterer Mann von Erfahrung, sieht er Alles mit kalter Klugheit; er arbeitet, er denkt nur für den Freund, den er — so abgeschlossen er ist, so sehr er die Menschen verachtet — innig liebt: wieviel in dieser Liebe Egoismus oder Herrschsucht sein mag, hat uns der Dichter nicht verrathen, doch sind diese auch nicht einmal nötig, um den Charakter, so wie er vor uns liegt, zu verstehen. Er ist dem weichen Clavigo gegenüber prosaisch, selbst hart. Allein er geht durchaus redlich mit ihm zu Werke. Er opfert ihm endlich sogar seine Ueberzeugung auf und verlangt nur, dieser soll entschlossen handeln, er soll wissen, was er eigentlich will. Diese Aussprüche und Forderungen des geraden Menschenverstandes sind es freilich, die so oft im Leben dem verweichlichten Egoismus als Bosheit erscheinen — und es ist eine große Feinheit des Dichters, daß der einfache, derbe Carlos (der freilich in der Welt mitgelaufen ist und auch die unerlaubten Mittel nicht scheut) auf den schwankenden Freund gerade so einwirkt, wie in so vielen Schauspielen und Tragödien ein verachteter Bösewicht es thut. In dieser Politik und Weltklugheit thut sich freilich immer jener Fehler hervor, daß sie allzu klug ist („Alba im Egmont", bemerkt Seydelmann mit Bleistift an der Seite). daß sie Schwächen und Empfindungen zu wenig in Rechnung bringt, die sie selber nicht kennt, und darüber auch das wahrhaft Edle der menschlichen Natur mißkennt und übersieht, das sich so oft aus gering geschätzten Schwächen, aus verächtlichen Fehlern plötzlich und wahrhaft tragisch entwickelt. Auch dies hat uns der große Dichter gezeigt, und lieber die Wirklichkeit und Geschichte verletzt, als daß er seinem Schauspiele einen ungenügenden, untragischen Ausgang gegeben hätte."

Bei der großen Scene des vierten Acts, in der Carlos all seine weltmännische Klugheit auf Clavigo einwirken läßt, ergänzt Seydelmann seine Charakteristik noch durch folgende ausführliche Betrachtung:

Google

Carlos ist Spanier wie Beaumarchais — Franzos. Das Tempo der Rede wird dies mit bezeichnen; Carlos soll, wie es mir vorkommt, mit der täuschenden Oberfläche einer behaglichen Ruhe gegen Clavigo vorschreiten; indem er mehr darauf bedacht ist, dem Pfeile die schärfsten Spitzen und Widerhaken zu geben, als ihn mit unruhiger Heftigkeit abzudrücken. Wenn sein inneres Feuer, das er gegen Clavigo wenden will, gleichsam unter einer Decke von Schnee brennt, aus dem aber von Zeit zu Zeit einzelne Rauchsäulen hervorwirbeln, welche das fortschreitende Leben einer vulkanischen Flamme schildern; dann möchte vielleicht das Bild einer Volksthümlichkeit entstehen, wie es Carlos, dem Spanier, eignet.

Das Pathos, die Pracht des spanischen Stolzes wiegt sich auf den Wellen der Sprache, wenn Carlos von Clavigos Triumphen über die Frauen redet, um ihn von Marien abzuziehen. Ich meine, diese Worte müssen dem wankenden Clavigo alle Bitterkeit seines getäuschten Ehrgeizes in Tropfen zuträufeln, ohne daß die Rede deshalb ungebührlich schleicht — es giebt ein Hingleiten und zugleich ein Schleifen, ich möchte sagen — ein Einreiben der Stimme, das durch die gehörigen Accente das Gift in Strömen verbreitet, obwohl es klingt, wie das Niedersäuseln eines Staubregens.

Carlos muß sodann als Hofmann die Schlinge auch nicht zu früh und eilig zuziehen; je mehr er seinem Gespräch mit Clavigo die annähernde Form eines Monologes anzupassen weiß — je tiefer er seine Absichtlichkeit versteckt, indem er das künftige Herabsinken seines Freundes als ein bereits vorhandenes hinstellt und mit sicherer, marternder Gewißheit und Gründlichkeit ausmalt: desto schneller, unaufhaltsamer zieht, ja reißt er jenen zu sich hinüber.

Auch die Gesticulation sollte billig unter diesem Gesichtspunkte nicht immer direct eingreifen, nicht unmittelbar Clavigo bezielen; denn — theils geht dieser, wenn Carlos halb und halb, ja zuweilen g a n z von ihm absieht, desto bequemer in die gemachten Vorstellungen ein, je weniger sie unter dem Mikroskope einer scharfen Beobachtung sich zudrängen; theils reizen sie auch durch die verlorene Gestalt, in welcher sie ihn wie einen Vernichteten umgeben, seine Kraft zum heftigsten Widerstande.

Damit hängt drittens auch die Eigenthümlichkeit des Humors zusammen, den Carlos gegen Clavigo aufzubieten hat. Viele Darsteller des Carlos legen es auf starken Lachreiz an, wenn sie z. B. von der trippelnden, kleinen, hohläugigen Französin, ihrem angepinselten Roth und Weiß reden; ja Mancher patscht sich wohl gar recht handgreiflich auf den Bauch, um den Worten des Dichters nachzukommen; sie opfern die fressende, markaushöhlende Schärfe der hüpfenden Beweglichkeit auf; ihr Vortrag wird vielleicht wirksam, aber auf Kosten des tragischen Ernstes, der auch den Spielball des heitersten Witzes nicht über gewisse Grenzen hinaus werfen soll. Nirgend errege der Vortrag L a c h e n; nie erinnere der Ton an eine Vertraulichkeit der Burleske, wie sie diesem Trauerspiel durchaus nicht ziemt, obschon es mehr als manches andere verträgt. Das gelungene Spiel belohne höchstens Lächeln. Denn man muß nicht vergessen, daß ein an die rechte Stelle gelegter Accent, wenn er zu stark ist, wieder ein falscher wird. So schwer es immer sein mag, den akustischen Ausdruck des Humors jedesmal mit dem vorschwebenden Gegenstande in Uebereinstimmung zu setzen, so nothwendig und verdienstlich bleibt es auch.

Die äußere Haltung spreche Maß, Anstand und Würde aus. (Goethe.)

Von geistvollen Bemerkungen strotzt Seydelmanns Clavigoexemplar fast an jeder Stelle, wo Carlos auftritt. Bald macht er eine kurze Bemerkung, die nur dem Schauspieler gilt: z. B. im zweiten Act, wo Carlos den Clavigo mit Humor über den verhängnißvollen Besuch Beaumarchais' hinwegbringen will.

„Was hat's denn gegeben? Eine Ausforderung? Eine Ehrenerklärung? War er fein hitzig, der Bursch?“ hat Carlos zu sagen, und Seydelmann

Google

bemerkt dazu: Hierin liegt die weltkluge Parodie alles Pomp- und Romanhaften.

Nach der Schilderung, die der Dichter von Carlos' Aeußerem giebt, „weder meine Stumpfnase, noch mein Krauskopf . . . . kann mir so was zuziehen", (daß mir die Weiber nachlaufen,) sagt Seydelmann erklärend:

Goethe hat sich hier sogar auf eine ganz bestimmte äußere Form hinzudeuten gefallen. — Das ist wie Shakespeare, Schiller — wie die Welt es durch tausend Beispiele beweist, mehr als leichte ganz willkürliche Spielerei, und wird, beachtet es der Schauspieler — verbindet er das Aeußere nur künstlerisch auch mit dem Inneren, den Tadel sogenannter Maskerei mißachten dürfen, den witzelnde, leichthin raisonnirende Freunde schöner Künste so oft an unpassender Stelle äußern. —

Bei Carlos' Worten: „Schön? oh! sagt die Eine, es geht an! Ich habe sie in sechs Jahren nicht gesehen, da kann sich schon was verändern, sagt die Andere. Man muß doch Acht geben, er wird sie bald produciren, sagt die Dritte" — finden sich an der Seite drei weibliche Namen: Mieke, Pepsche und Jule und dazu die Bemerkung: „nicht komisch!" Der Künstler hat sich offenbar die Art des Vortrags dieser Worte klar machen wollen durch die Nachahmung bekannter Personen, um so desto sinnlicher zu wirken.

Ganz entsprechend der Gesammtauffassung des Carlos als eines klugen Weltmanns, der von dem gemeinen Theaterbösewicht weit entfernt ist, läßt er ihn da, wo die Ueberredung des Carlos ihren Gipfelpunkt erreicht, ganz nur aus innerem Antheil sprechen. „Du bist hin, verloren auf ewig" u. s. w. hat Carlos zu sagen. Seydelmann bemerkt: „Höchste Wahrheit in seiner Ansicht — tief erregt — fast zur Thräne über das Schicksal seines einzigen, sehr geliebten Freundes hingerissen. So wird auch den Zuhörern Carlos nicht widerwärtig — er reißt sie wohl gar im Augenblick hin durch die wahre und tiefe Lebendigkeit seiner Meinung!" —

Diese Auffassung war es, die Seydelmann überall, wo er den Carlos spielte, den Triumph sicherte. —

Das Jahrzehnt, das Seydelmann vor seinem ersten Auftreten in Berlin hauptsächlich in Stuttgart und Cassel verbrachte, hatte er häufig zu Gastspielausflügen benutzt. Er trat um so lieber vor einem fremden Publikum auf, als er sowohl in Cassel, wie in Stuttgart Unannehmlichkeiten hatte und darum immer bemüht war, in einer anderen großen Stadt festen Fuß zu fassen. Im Januar 1826 beginnen Verhandlungen mit dem Director des Hamburger Stadttheaters, F. L. Schmidt.

„Endlich ist es mir gelungen," — schreibt Seydelmann — „einen Urlaub zur Benutzung des mir von Ihnen gütigst zugesagten Gastspiels in Hamburg zu erhalten. In den ersten Tagen des Februars cr. darf ich abreisen. Ich würde in der That nicht so beharrlich auf Beseitigung aller Hindernisse, die mir in den Weg gelegt wurden, hingearbeitet haben, wäre es nicht mein dringender Wunsch, in Ihrem Künstlerverein aufgenommen zu werden. Ja, glauben Sie es, es ist mein vollkommenster Ernst, Cassel zu verlassen, wenn ich es gegen den Aufenthalt in Hamburg vertauschen kann. Dazu nun prüfen Sie mich; vielleicht genüge ich Ihren und des dortigen Publikums Erwartungen, falls diese nicht zu hoch gespannt sind, und Sie nicht augenblicklich einen Ersatz für Herrn Weiß erwarten; mit der Zeit dürfte sich der Verlust vielleicht ausgleichen; mindestens

Google

bringe ich eine Eigenschaft gleich mit, die mich dem Abgegangenen an die Seite stellt: rege Lust und Liebe und unermüdeten Fleiß. Dann fehlt es mir auch nicht an Ehrgeiz, der mich schon anspornen wird, einen Platz in Ihrer Künstlermitte zu verdienen; kurz: versuchen Sie's mit mir und jetzt! so günstig kommt mir die Gelegenheit nicht wieder. Es sind ja noch vier volle Wochen Zeit, da läßt sich Vieles vorbereiten; im Sommer will ich noch einmal in's Bad, um die gute Wirkung zu befestigen, die mir der vorjährige Besuch desselben hervorgebracht hat.

Rollen, in denen ich mich am liebsten versuchen würde, sind folgende:

Carlos, in Clavigo.

In Zriny — Soliman.

Im Kaufm. v. Venedig — Shylok.

Paolo Manfrone in Bayard.

Unbekannter in den Galeerensklaven; dazu in: Trau, schau, wem? den jungen Grafen.

Ossip, in Isidor und Olga.

Morhof, im gutherzigen Polterer.

Schewa.

Johann, in Maske für Maske.

Daniel, im Majorat; von Vogel, nach Hoffmann.

Herzog, im Tages- und Herzogs-Befehl.

Rudolf, in Hedwig.

Commissionsrath Frosch, im Verschwiegenen wider Willen.

Armer Poet.

Hofmeister in tausend Aengsten; v. Hill.

Commissarius Wallmann, in der Aussteuer.

Rooke.

Flatterling, im schelmischen Freier von Kotzebue.

Kalinsky, in den humoristischen Studien.

Tartuffe.

Ein 6 oder 8 maliges Auftreten würde Sie über meine Brauchbarkeit genügend belehren, und da ich mich auch in Hamburg gern mannigfaltig versuchen möchte, so bitte ich Sie um 8 Abende; das wäre dann wohl binnen 16 oder 18 Tagen höchstens abgethan. Als Honorar haben Sie schon früher eine Benefizvorstellung genannt, wozu ich denn zu beiderseitigem Besten Vogels „Majorat" wählen würde, falls Sie es noch nicht gegeben haben. Stück und Rollen schicke ich mit umgehender Post, habe ich erst Ihre einwilligende Antwort.

Gott gebe, daß ich alle vorhergegangene Mühe nicht umsonst angewendet habe, sondern bald im Besitz der günstigen Erwiderung bin! Die Post geht schnell, und wenn es Ihnen mit Ihren bisherigen Aeußerungen, auf welche hin ich jetzt gearbeitet habe, Ernst gewesen, so darf ich das Beste hoffen.

Somit hat die Ehre, Ihnen wie dem Herrn Director Herzfeld sich zu empfehlen

Dero ergebenster

Carl Seydelmann.

P. S. Von den genannten Rollen wären mir die unterstrichenen die liebsten, und recht sehr bitte ich Sie, mich darin spielen zu lassen! Haben wir doch gemeinsamen Zweck: den, daß ich gefallen möge! Die einactigen Stücke würden dann wohl so zu den größeren gestellt werden können, daß ein guter Contrast dadurch gebildet würde. C. S.

Ein zweiter Brief an F. L. Schmidt, vom 25. März 1826, bezieht sich auf denselben Gegenstand:

Herr Feige sagte mir, daß mit dem Ersten Juni c. unsere Ferien ihren Anfang nehmen werden; sonach könnte ich, Ihrem Wunsche gemäß, in der ersten Hälfte desselben

Google

Monats mein Gastspiel auf Ihrer Bühne beginnen und beschließen. Das wär' auch mir sehr recht; denn vier Wochen meiner Urlaubszeit will ich in Ems zubringen. Das dortige Wasser hat mir vortreffliche Dienste geleistet; seit meiner Rückkehr aus dem Bade habe ich nicht eine einzige Vorstellung gestört und bin sehr beschäftigt gewesen. So meine ich denn, die gute Wirkung durch einen wiederholten Gebrauch der Quelle zu befestigen.

Herr Löwe, über dessen Bleiben und Gehen ich Ihnen nichts Bestimmtes zu sagen weiß, hat mir, offen gesprochen! in Betreff einer Benefizvorstellung als Honorar für meine Gastrollen Besorgnisse erregt. Geld zu gewinnen, gehe ich hierbei wahrhaftig nicht aus; nur möchte ich von der Summe, welche ich zur Badereise bestimmt habe, nichts wegnehmen, um die Kosten der Fahrt nach Hamburg zu decken; diese muß mir doch höchstbilligerweise das Gastspiel vergüten. — Euer Wohlgeboren selbst werden durch meine Bemühungen auf Ihrer Bühne keinen pecuniären Nachtheil haben; (es soll hierdurch keineswegs auf Gewinn hingedeutet seyn!) — wenn Sie mir nun gewiß nicht verargen werden, daß ich meinerseits nur eben auch ohne Schaden des leidigen Geldbeutels von der Examinationsreise zurückzukehren trachte, so ist es mir wohl erlaubt, Ihnen folgenden ganz ergebenen Vorschlag zu machen:

Wie ich Sie schon früher immer darum gebeten habe, mich achtmal spielen zu lassen — die Gründe sind Ihnen ja wohl im Gedächtniß — so komme ich auch jetzt dringend wieder darauf zurück. Als Honorar nun für dieses 8malige Spiel mag es in's Himmelsnamen mit der „von allen Tageskosten freyen" Benefizvorstellung ihr Bewenden haben, wenn Sie mir nebstbei für jeden dieser acht Abende zwey Friedrichsd'ors versichern.

Ich denke, dieser Vorschlag ist nichts weniger als unbillig, und ich würde, trotz seiner Billigkeit doch nicht darauf gekommen sein, wenn meine öconomischen Verhältnisse mir es nicht durchaus geböten! Gehen Sie demungeachtet nicht darauf ein, so fehlen mir auch die Mittel, die Ehre Ihrer persönlichen Bekanntschaft zu machen, an welcher mir aus doppelten Gründen, gewiß sehr viel liegt! Eine Benefizvorstellung ist, und heut zu Tage ganz besonders, ein gar zu schwankes Ding; und ich darf mich, jetzt wenigstens, dem Ungefähr nicht blosstellen." Wem wäre es lieber als mir, hätte ich solche fatalen Rücksichten nicht nöthig! —

Von denen zum Gastspiel bereits vorgeschlagenen Rollen möchte ich, da Euer Wohlgeboren die Wahl mir freigestellt, folgende durch Ihr Wort mir bestimmt wissen:

Morhof im Polterer; dazu den Elias Krumm im graden Weg der beste.

Ossip, in Isidor und Olga.

Schewa im Juden.

Johann, in Maske für Maske; dazu den Hofmeister in tausend Aengsten; Lustsp. in 1 Akt; von L. Hill.

Daniel im Majorat.

Carlos, im Clavigo; dazu den Verschwiegenen wider Willen.

Unbekannter in den Galeerensklaven; dazu den jungen Grafen in Trau, schau, wem?

Zur Beneficevorstellung:

Den Essighändler, im Schausp. gl. Namens; nach einer neuen Bearbeitung in 3 Acten. (Es spielt höchstens 5/4 Stunden.)

Dazu:

Den Bettelstudenten, komisches Singspiel in 2 Acten.

Es versteht sich wohl von selbst, daß im Fall Ihrer Uebereinstimmung das Eine wie das Andere bis zu meinem Auftritt darin liegen beiben müßte,

Sind Euer Wohlgeboren nun mit diesen Rollen einverstanden — und ich darf, bei unserem gemeinsamen Zweck einer dauernden Verbindung zwischen uns, umsomehr auf gütige Annahme meines Vorschlages hoffen — so wollen Sie mich bald gefälligst in

Google

Kenntniß davon setzen, damit ich Ihnen die Rollen aus dem Essighändler sowohl, als jene aus dem Hofmeister ohne Verzug einschicke.

Herr Weymar, der gestern (Freitag) von hier abgereist, wird sich hoffentlich nicht unzufrieden über unser, sonst sehr frostiges Publicum äußern. Wie billig erfreute er sich stets einer ehrenden Theilnahme; als Rolla und als Weiß wurde er besonders ausgezeichnet. Möge er recht gesund bey den Seinen ankommen! „Das Majorat" kam noch zu rechter Zeit; ist aber doch nicht gegeben worden, weil Löwe am Tage der Aufführung sich krank melden ließ. —

An Neuigkeiten ist unser Repertoir so arm, wie das fast aller anderen Bühnen. Wir leben wahrhaftig in einer höchst armseligen Zeit und schlimmer werden Directionen und Schauspieler es vielleicht nie haben, als es jetzt der Fall ist. Ausgaben und die angestrengtesten Bemühungen der Künstler können allenfalls noch das Auspfeifen der jetzigen Novitaeten verhüten, selten aber ist die Hoffnung zu wiederholter Aufführung zu erringen. —

„Der Nachschlüssel", ein überrheinisches Produkt, übersetzt von Vogel, hat sich — Duldung erworben. Herr Siebel schickte Ihnen dasselbe Stück durch mich zu; da heißt es „Der falsche Cassaschlüssel". Es ist unter keinem Aushängeschild viel werth. „Die Beneficevorstellung" hat hier sehr gefallen. Da ich das Unglück hatte, Flüsterleis seyn zu müssen, schmolz ich mir den Dialog, mit Berücksichtigung freilich der mitspielenden Personen, um, schnitt aus und flickte ein, und wider mein Erwarten ging's! So ist denn doch die persönliche Ehre gerettet — worauf der Schauspieler heut zu Tage mit einer wahren Armensünderangst hinzuarbeiten hat — und der beklagenswerthen Direction ein Stück zum Einwerfen gerettet. „Der Essighändler" hingegen hat, in seiner zusammengedrängteren Gestalt, recht gut und ohne alle Teufelskünste angesprochen. Jetzt soll „Adelma" von Vogel an die Reihe kommen. Bei der großen, großen Noth an Gutem muß man mit dem Schlechteren fürlieb nehmen; weiter glaube ich, läßt sich zur Empfehlung dieser „Adelma" nichts sagen. Jene Bühnen mögen's geben, denen es an einer jungen, schönen, tragerirenden Dame nicht fehlt. „Aller Welts Freund" soll dann folgen.

Indem ich Sie nun höflichst ersuche, dem Herrn Director mich bestens zu empfehlen, bitte ich nochmals um baldige und — günstige Antwort und habe die Ehre mit vollkommenster Hochachtung zu sein

Euer Wohlgeboren ergebenster
Carl Seydelmann.

Am 17. April konnte Seydelmann endlich in bindender Form sagen:

„Ihrem geehrten Schreiben vom 14. April zufolge werde ich in der ersten Hälfte des Monats Juni c. in den Rollen des

1. Polterers und Elias Krumm.
2. Ossip.
3. Carlos und Verschwiegener wider Willen.
4. Daniel.
5. Galeerensklave und jungen Grafen in Trau, schau, wem? —
6. Johann und Essighändler

auf Ihrer Bühne aufzutreten die Ehre haben." —

Der Briefwechsel wurde noch lange nach dem Gastspiel und nach Seydelmanns Rückkehr in sein Engagement zu Kassel fortgesetzt. Am 30. November 1826 spricht er über Schmidts Stück „Lorenz Stark:

In der Angst meines Herzens mir etwas Würdiges zu einem nächsten Gastspiel (Gott weiß allein, wo?) einzustudiren, fiel mir neulich Ihr Schauspiel „Lorenz Stark" ein, und ich habe mir bis jetzt vergebliche Mühe gemacht, es zu bekommen. Die hiesige Theaterbibliothek besitzt es; aber — in einer scheußlichen Abschrift. Wie man nur so

Google

etwas noch aufbewahren kann! — Nun bitte ich Sie, mein verehrter Herr Director, mir etwa eine gute Abschrift von dem Stück besorgen zu lassen oder, sollten Sie ein gedrucktes Exemplar davon besitzen, das zu entbehren wäre, mir das gütigst zu überschicken! Wenn ich mich nicht arg täusche, so meine ich den alten Stark spielen zu können? Lust bringe ich dazu; sehr viel! Möchten Sie mir mit gutem Rath dabei an die Hand gehen, so würden Sie mich zu innigstem Dank verpflichten! Gewiß! Ueberhaupt wünschte ich ein belehrendes Wort über mein Thun und Treiben auf der Bühne von Ihnen zu hören! Auch versprachen Sie mir so etwas, als ich das Glück hatte vor Ihnen zu sitzen. Ach säße ich nur noch da, wie wollte ich hören, lauschen! Sie, dem der Mensch, der Künstler so offen liegt, daß er die wunden wie die gesunden Stellen im Augenblick erkennt; Sie, der selbst ein Meister — ja, gewiß!!! — durch die einfachsten Winke schon zu belehren weiß, Sie sind der Mann, wie ihn der weiterstrebende Schauspieler braucht. Ich spreche hier meine innerste Ueberzeugung und zugleich den Dank für die — leider nur so wenigen Bemerkungen aus, die Sie mir über mein Spiel tadelnd gemacht haben. Daß diese Bemerkungen Früchte tragen, o, das weiß ich ganz gewiß! Wenn Sie also ein paar Minuten Zeit gewinnen, so vergessen Sie nicht, mir zuzurufen, was mir frommt und noththut: Ja? Ich bitte; bitte herzlich!

Ihre „Ungleichen Brüder“ habe ich neulich wieder gelesen und sie werden jetzt einstudiert werden, Feige sagt entschuldigend, es wäre ihre Aufführung bisher deshalb unterblieben, weil er sie nicht würdig hätte besetzen können. — Sie kennen ja unser Personale? Wie wünschten Sie die Rollen wohl verteilt? Den Kommissair müßten Sie mir schon lassen? Meinen Sie nicht? Wenigstens entspreche ich der äußeren Form; und den Fegesack spiele ich ja auch! Ja, ich hätte Lust und, denke ich, auch Geschick zu dieser Rolle. Es krubbelt und wubbelt in mir, wenn ich daran denke! Sie spielen ihn gewiß selbst, nicht wahr? Wenn sie nur Alle recht warm aus sich herauswirkten, die Herren Kollegen, so muß das Stück unterhalten. Ich freue mich darauf! Wenn ich nur noch ein paar gehaltvolle Rollen, die mir stehen, finden könnte! Dann möchte ich wohl wieder 'nmal losschießen. Meinen Sie, daß ich's in Berlin wagen dürfte? Raten Sie mir ja; und recht, recht aufrichtig! Glauben Sie nur, Sie haben es mit einem Menschen zu thun, dem es furchtbarer Ernst mit der Schauspielerei ist; und der Sie innigst verehrt und liebt.

In einem Briefe vom December 1826 aus Kassel kommt Seydelmann nach einigen Bemerkungen über einzelne Schauspieler und Schauspielerinnen auf seine Bitte zurück:

Mit Sehnsucht — schreibt er — erwarte ich das Buch „Lorenz Stark“. Als ich Sie ersuchte, mir hinsichtlich eines Besuches der Berliner Bühne Ihre Meinung gütigst mitzuteilen, wußte ich wohl, daß Ihre Zeit sehr gemessen sei. Ich sprach deshalb nur von wenigen Minuten. Indeß Sie scheinen einer Aeußerung derart ausweichen zu wollen. Das thut mir leid, denn ich achte Ihre Worte, wie ich muß; das heißt: sehr! — —

Zu dem engeren Freundeskreise Seydelmanns in Berlin gehörte auch der berühmte Humorist Adolf Glasbrenner. In der Correspondenz mit ihm glaubte Seydelmann wohl zu humoristischer Weise verpflichtet zu sein; und daß er das Zeug dazu hatte, erwähnt schon Rötscher und beweist es durch eine Anzahl von Seydelmanns Briefen an Freunde und Bekannte. Ein bisher unbekannter Brief Seydelmanns an Glasbrenner gehört auch zu diesen humoristischen Versuchen:

Den schönsten guten Morgen meinem lieben Freunde!

Lippe, das blondgelockte, biedergesinnte Unglückskind, hat mir einen dickleibigen Brief aus Hannover zugeschickt. Er ersucht mich dringend, Ihnen, in seinem Namen, herzinniglichst für die Empfehlung an Harrys, den nunmehr seligen Posaunisten, zu

Google

danken. Diese Empfehlung sei ihm, dem armen Dreizehnten, von großem Nutzen gewesen, da der Verblichene Ihnen mit vieler Achtung ergeben gewesen sei. (Harrys ist, während einer gemütlichen Tafelsitzung, vom Schlage getroffen worden. Was Wunder, er war ja Rezensent.) Mit 40 Thlrn. monatlich ist Lippe bis zum nächsten Sommer angestellt. Vielleicht behält ihn Holbein auch noch länger. Seine Bitte an Sie, lieber Freund, ist: Herrn Adami (dessen Namen ich hiermit nicht ohne ehrerbietigen Schauer niederzuschreiben wage —) zu vermögen, daß er der Anstellung des p. Lippe beim Königlichen Hoftheater in Hannover mit einigen freundlichen Worten gedenken möge. (Wahrscheinlich wünscht des Dreizehnten tiefgekränktes Ehrgefühl durch eine solche Annonce auf Banquier Cerf zu wirken.) Sehr rührend ist, was der langgezogene Blonde von der Geltung erzählt, in welcher die Herren Hoftheaterkünstler in Hannover sich zu blähen haben: sie sind nämlich „Statutenmäßig" von den besseren Gesellschaften ausgeschlossen.

(Da fällt mir Herr Legationssecretair Teichmann ein: um des Himmels willen, verrathen Sie den armen Lippe nicht; sonst fährt ihm von hier aus ein Wind nach, der sich im dortigen Parterre in giftige Zischlaute für ihn verwandelt.)

Wir haben Ihnen Raupach's „Lebensmüde" gefallen? Ich erwarte heute die Zusendung meines „Freimüthigen"; wahrscheinlich haben Sie schon über das Stück gesprochen?

Auf dem Bureau unseres Hoftheaters — es geziemte sich, diese Worte knieend auszusprechen — erlebte ich gestern eine Freude! Der mir freundlich gesinnte dort fungierende Hofrath zeigte mir eine Dezember-Abendzeitung, ich welcher ich von Leipzig aus gelobt werde. Der Aufsatz ist von R. H. und verpflichtet mich ihm zu neuem herzlichen Danke! — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— —

Ihr treu ergebener
Seydelmann.

P. S. Von Stuttg. schreibt man mir, Mlle. Stubenrauch sei jüngst zornglühend, ja ganz empört gewesen. Von ihrer letzten Kunstreise in's Königr. zurückgekehrt, habe sie sich dem Publicum als „Griseldis" wieder gezeigt. 11 Kränze und 13 Gedichte seien von dem aufgestellten Huldigungspersonale zur unrechten Zeit in Scene gesetzt worden, und ihr dienstthuender Kammerherr, Schausp. und Vice-Regisseur Moritz (! —), habe, durch allerlei süße Einflüsterungen die fliegende Brust bloßgestellter Majestät zu besänftigen gewußt. Hinter den Coulissen gab's — Glatteis. —

Der folgende Brief läßt uns einen Blick thun in die schwierige Stellung, die Seydelmann in Stuttgart hatte. Die Collegen bezichtigten ihn eines unmäßigen Einflusses auf den Intendanten; alle seine Reformpläne in Bezug auf Regie und Darstellung stießen auf hartnäckigen Widerspruch, und die Ansprüche, die er an den Fleiß der Künstler stellte und stellen durfte, weil er selbst einer der Fleißigsten war, hatten ihm viele Feinde gemacht. Das bevorstehende Engagement in Berlin war für ihn eine Erlösung aus unhaltbaren Zuständen. Wie ernst Seydelmann es stets mit seinen Pflichten genommen hat, zeigt die würdevolle Haltung und das ungekünstelte Pathos dieses Briefes. Er ist an den Grafen Leutrum, den Intendanten des königlichen Theaters, gerichtet und enthält den Rückblick auf eine Reise, von der Seydelmann eben zurückkehrt, und eine Art Rechtfertigung seiner Absichten.

Von meiner Reise in den Schwarzwald bin ich vorgestern Abend, am 19. d. M., zurückgekommen und nehme mir, da ich Ihnen persönlich nicht nahen kann, die Freiheit,

Google

mich schriftlich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Ich war heute früh im Theater, worin tüchtig gearbeitet wird. Der Bogen im Proscenium ist fix und fertig, der Lampentrog hereingerückt, nun sind sie mit den Kulissenwägen beschäftigt, und die werden viel zu schaffen machen. Keller pinselt am Vorhang, Krämer war nicht da, Verwalter Gnauth, der seelengute, ehrliche Sachse, — plauderte mit Fräulein (!) Heidelof und Schiller, Ziman und Selling waren bei der Scheere. Hezer hab ich auch gesprochen, der ist immer und ewig am Schreibtisch, immer ruhig und brav! Reichmann war eben ausgegangen. Ich habe das ganze Haus durchgestöbert und dachte an die Zukunft. So Mancherlei wird jetzt am Kleide geflickt und geändert, sagte ich zu mir selbst; ob denn auch dem Körper nachgeholfen werden wird? Woran er leidet, liegt klar vor den Augen, die Hülfe ist leicht, aber — man wird sich ihrer nicht bedienen! Aus ängstlicher, kleinlicher Rücksicht nicht bedienen. Ich war in Straßburg, habe im dortigen Theater die Vorstellung eines Vaudevill's „Michel und Christine" und die Oper „Der Zweikampf" gesehen. Das Haus ist, besonders in akustischer Hinsicht, ein ganz vortreffliches; Dekorationen, Garderobe, Beleuchtung, Orchester: Alles ist gut; aber das Beste war das Zusammenspiel der sonst sehr mittelmäßigen Gesellschaft. Die Franzosen haben Ehrgeiz; das läßt sie einen gemeinsamen Zweck mit Energie verfolgen und der grobe Egoismus, der nur für sich sorgen mag, scheint ganz und gar verschwunden; sie ringen in künstlerischem Verhältniß, nach Einem — nach dem Totaleffect, und das ist es, was französische Schauspieler über die deutschen erhebt. Wir haben Talent und Geist und Lebendigkeit wie sie, wir haben wohl gar an Tiefe der Empfindung und Gemüthskraft Manches vor ihnen voraus: aber alle diese Eigenschaften scheinen, abgeschlossen, in den einzelnen Individuen zu liegen; das Band fehlt, die Kraft, die Alle für ein gemeinsames Ziel beseelt und verbindet. Sie werden, verehrtester Herr Graf, diese traurige Erfahrung so oft schon gemacht haben, als Sie mit strengem Blicke deutsches Schauspiel angesehen; Sie werden überall zu der Frage veranlaßt worden sein, ob diese und jene Bühne ohne Führer sei, ob Jeder von den Schauspielern sein eigener Herr sein dürfe, denn Jeder spielt, ohne Rücksicht auf seinen Nebenmann, ja, ohne Rücksicht auf die Vorschrift des Dichters, nur für sich selbst und den rohen klatschenden Haufen; Alles rennt und schreit und haut und sticht wild durcheinander; solche Darstellungen gleichen dem rasenden Treiben eines aufgelösten Schlachthaufens und werden doch frech genug künstlerische Productionen genannt. Diesem Uebelstande, der mehr oder weniger auf jeder deutschen Bühne, also auch auf der Stuttgarter Hofbühne, zu finden ist, muß abgeholfen werden; sonst ist nur von einem eitlen, nutzlosen Spiele die Rede, aber von keiner Kunstanstalt; von einem Spiele, bei dem jeder Ehrenmann seinen guten Namen, der König das Geld und die Lust, und das Publikum die Achtung vor unserem Stande ganz und gar verliert. Sie, hochverehrtester Herr Graf, haben Ihren Namen für die Gesundheit des heimatlichen Instituts eingesetzt; Sie kennen seine Schwächen, kennen die Mittel, diese Schwächen zu beseitigen und das hervorzubringen, was unserem allergnädigsten Herren Freude, Ihnen selbst einen unvergänglichen Ruhm und dem neuen Publikum neuen, frischen Antheil für unsere Bemühungen schaffen würde! Beseitigen Sie, ich bitte Sie, im Interesse Aller, im Interesse der Kunst, welcher Sie Ihre besten Kräfte so gut widmen, als ich und jeder ehrliebende Künstler: beseitigen Sie kleinliche Hindernisse und thun Sie Alles, um Ihrem ausgebesserten Hause auch einen würdigen Inhalt zu geben! — Wie sehr Sie in Ihren Bestrebungen auf mich rechnen dürfen, ist Ihnen vielleicht noch nicht bekannt. Noch hegen Sie, vielleicht nur in dem letzten Winkelchen Ihrer Seele, Mißtrauen gegen mich, gegen meine redlichsten, uneigennützigsten Wünsche und Absichten. Verbannen Sie es; ganz und gar! dieses Mißtrauen beraubt Sie ja nur Ihres treuesten Dieners! Was will ich denn? Lebenslängliche Anstellung, weil ich mich, obwohl ich prahle, doch matt und müde fühle? — Nein! — Will ich Zulage? Nein! — Will ich brillante Rollen? Nein! (Lehne ich doch sogar welche ab!) Bin ich herrschsüchtig und möchte ich gern, daß Alles nach meiner Pfeife tanzte? Nein! — Was will ich denn? Ihnen und der Kunst,

Google

also dem Könige und der guten Sache nach Kräften dienen; das wünsche — das will ich! Und gerade das sollte ich nicht dürfen?? Die Zukunft soll mich's lehren! —

Genehmigen Sie, verehrtester Herr Graf, daß ich mich mit vollkommenster Hochachtung unterzeichne als

Euer Hochgeboren

ganz gehorsamster
C. Seydelmann.

Aus der ersten Zeit des Berliner Engagements stammt der folgende kurze, aber für Seydelmanns Charakter und künstlerisches Streben bezeichnende Brief. Er ist an Karl Baudius, Regisseur des Stadttheaters in Leipzig, gerichtet und bezieht sich in seinem ersten Theile auf ein Gastspiel an dem Leipziger Theater. Seydelmann fürchtet, für die Zeit, in der er dort spielen soll, keinen Urlaub zu erhalten.

Hier geht es gut (fährt er fort) recht gut! Weit besser, als ich es erwartete. Aus zehn Rollen werden nun 24! — Der Besuch des Publicums kann nicht größer sein. Liegt darin nicht die kräftigste Kritik? Ein Schauspieler, den Niemand sehen mag, was ist er? Und höbe ihn die Druckerschwärze noch so hoch! Ein Schauspieler, den zu sehen man sich fortwährend drängt —: kann der so schlecht sein, als einige hiesige Blätter ihn machen? — Sie hatten sehr Recht, als Sie mir gewisse Leute schilderten! Auch hier zeigt man mit Fingern auf sie. Sie sollen nur schimpfen: ich abonniere doch nicht, und gebe doch keine Freibillette, und mache doch keine Kratzfüße. Die Achtung der Braven wird — kann mir nicht entgehen: das fühle ich lebendig; und ohne Aufgeblasenheit! Das Lobgeklingel der Uebrigen —? Bah!

Google

Clara Sturms Tagebuch.

Von

Dick-May.

Uebersetzt von Paul Lindau.

12. Februar 1888.

„Ach, Charles, Du solltest mich einmal nach der Salpêtrière*) mitnehmen!"

„Was wolltest Du denn da machen, arme Clara?" antwortete mir mein Bruder.

Ach ja! was sollte ich da wohl machen?

Ich bin blind, schlimmer als das: ich bin der beiden wesentlichen Sinne, der freudenbringenden Sinne, beraubt, des Geruchs und des Gesichts. Wann werde ich endlich begreifen lernen, daß ich eigentlich nirgendwohin tauge? Auf dieses Zimmer, von dem man voraussetzt, daß es mir nur zum Schlafen dient, bin ich angewiesen. Hier darf ich meine Stunden der Schlaflosigkeit und Vereinsamung damit verbringen, diese Blätter mit der Blindenschrift zu durchlöchern, und in trüben Stimmungen die plastischen Schriftzeichen mit den Fingerspitzen entziffern . . .

„Was wollten Sie da machen, Clara?" fragte mich Robert Vandier.

Wie leicht erkennt man in seiner klangvollen Stimme seine geheimen Absichten! Möglicherweise lege ich durch verdoppelte Aufmerksamkeit auch mehr hinein, als eigentlich darin steckt. Ich glaubte wahrzunehmen, daß die beunruhigte Gesellschaft um mich in einige Verwirrung gerieth.

„Nun, was alle Welt da macht," lautete meine trockene Antwort. „Ich will sehen . . ." Von Zeit zu Zeit vergesse ich, daß ich nicht sehe, und dann frage ich mich, wo bleibt da das Mitleid, um nicht zu sagen, der Tact . . .

---

*) Die Salpêtrière ist bekanntlich das bedeutendste Siechen- und Irrenhaus in Paris.

„Clara hat Nerven," sagte mein Bruder Charles zu Robert.

„Du thust Alles, was Du kannst, um sie zu erregen."

Es war die sanfte Stimme Antonin Dartoys', die diese strenge Bemerkung machte. Er hatte wohl kaum die Absicht, Charles einen Vorwurf zu machen. Antonin Dartoys macht niemals Vorwürfe. Er lobt auch nie. Er stellt das Thatsächliche fest. Es ist ihm sogar lieber, zu constatiren, als zu beobachten. Wenn doch Robert Vandier dasselbe thäte!

Charles vertheidigte sich sehr lebhaft.

„Aber lieben Freunde, streitet doch nicht wegen eines Mißverständnisses!" warf die weiche, ein wenig singende Stimme René Decharmes' ein. „Es läßt sich ja allerdings nicht leugnen, daß Charles seine Schwester nicht gerade so behandelt, wie wir nervöse Frauen zu behandeln pflegen. Aber es ist wirklich verzeihlich — nicht wahr, Clara? — daß wir zu einem Weibe, das den Verstand, die Thatkraft und den Muth des Mannes besitzt, wie zu einem Manne sprechen."

Ein ausgelassenes Lachen verkündigte Lucys Eingreifen, — ein liebenswürdiges Lachen in leichten Sprüngen, ein sorgloses, frisch perlendes, ganz junges Lachen, ein verständnißvolles Lachen.

„Ist das komisch! Aber Ihr dürft mir glauben: der große René Decharmes macht Clara den Hof."

Alle lachten. Auch Mama, die ihr Nesthäkchen mit gelindem vorwurfsvollen Tone zurechtwies:

„Aber Lucy, Du bist nicht recht gescheidt!"

Man hat ja Recht: es wäre sonderbar und thöricht zugleich, wenn man mir den Hof machen wollte!

René konnte zu seiner Vertheidigung nur ein paar schüchterne Worte finden. Ich hatte die Empfindung, als ob er dabei erröthete.

„Es hat ja keinen Sinn und Verstand . . ."

„Aber so gönnen Sie ihnen doch den harmlosen Spaß!" warf ich ein. „Das Leben ist ja so kurz! Und Sie Alle wissen gerade so gut wie wir Beide, daß es keinen Sinn und Verstand hat."

„Wie meinen Sie das, Clara?"

Seine Stimme klang hell und rein, beinahe wie die Robert Vandiers. Das Gespräch verstummte jäh nach diesem Worte, das man niemals so scharf gehört hatte, und noch mehrere Secunden nachher schwebte seine Frage in der Schweigsamkeit.

„Mein Gott, ich will damit sagen, daß wir schon genug dummes Zeug geschwatzt haben, daß der Zwischenfall erledigt ist, und daß Sie, meine Herren, jetzt Ihre Discussion wieder aufzunehmen haben, wenn Ihre Argumente nicht altbacken werden sollen . . ."

Ich fühlte eine Bewegung Roberts, der sich ein wenig zu mir neigte. Eine stärkere frischere Luftschwingung berührte die heiße Haut meiner Wangen.

„Also diese Fragen der Suggestion interessiren Sie lebhaft, Clara?"

Google

„Ich begehe nicht mehr den Fehler, es in Abrede zu stellen. Gewiß interessiren sie mich, wie alle Fragen, die hier aufgeworfen werden: wie die Lehre von den organischen Geweben, mit der sich Dartoys beschäftigt, wie Ihre antiseptischen Versuche, Robert, wie Renés juristische und journalistische Arbeiten, wie Lucys Schlittschuhlaufen . . . Was sollte denn aus mir werden, wenn ich mich nicht für Alles interessirte?"

„Sie hat Recht!" flüsterte die ernste Stimme, die zu sich selbst zu sprechen schien.

Und die Stimme war noch sanfter geworden. Sie hatte sich in einen leichten Hauch aufgelöst, der meine Haut wie ein Schauer berührte.

„Arme Clara!" Das ist Alles, was er mir hat sagen können.

„Arme Clara!" Das ist Alles, was er mir gesagt hat.

Mamas heitere, sieghafte Stimme erklang. Mama hat immer etwas Sieghaftes. Gott schütze sie!

„Vor allen Dingen, Kinder, wollen wir Thee trinken! Und Thee! Ihr werdet ihn ja kosten! . . . Vom Lieferanten des landwirthschaftlichen Ministers. Seine Frau hat mir die Adresse gegeben. Also, Lucy, mein Kind . . ."

Die kleinen ungeschickten Hände Lucys machten sich einige Zeit im Geklirr des Porzellans und Silbers zu schaffen. Ich hatte Kopfschmerz und fühlte an den Schläfen das Geräusch der Theekanne, die unvorsichtig auf den Untersatz gestellt wurde, das lustige Geklirr der Löffel auf den Untertassen und das unangenehme Geknirsch der Zuckerzange an den körnigen Flächen des Zuckers in der vibrirenden metallenen Schaale. Roberts helles Lachen erstickte alle diese Geräusche.

„Sie werden nie fertig werden, wenn ich Ihnen nicht helfe! Wir wollen zusammen unser Heil versuchen!"

„Aber Sie riechen hoffentlich nicht nach Phenol?"

„Jedesmal, wenn ich zu Ihnen komme, besprenge ich mich vorher mit Toiletteessig."

Während sie den Thee servirten, schäkerten sie miteinander.

Charles und Dartoys discutirten in einer Ecke.

„Bekümmere Dich doch um das, was Dich angeht!" rief mein Bruder halblaut. „Bekümmere ich mich denn um Deine mikroskopischen Beobachtungen? Reiße ich Lacaze herunter?"

„Es handelt sich weder um das Mikroskop, noch um Lacaze," antwortete Antonin eben so erregt, aber in ruhigerem Tone. „Ich habe auch nichts gegen Charcot. Ich sage nur, daß die Schule von Nancy . . ."

Währenddem setzte Mama René auseinander, wie sie neulich bei der Mutter des Generalsecretairs der Polizeipräfectur mit der Frau des landwirthschaftlichen Ministers bekannt geworden sei. Ich war allein am Kamin geblieben, von der Flamme und den Lampen doppelt erhitzt, und hörte zu. Ich hörte, wie René sich allmählich von Mama entfernte, um sich mir zu

Google

nähern. Während dieser Bewegung setzte er die Unterhaltung mit Mama fort. Er kam sozusagen ohne zu gehen, in einem unausgesetzten schlürfenden Dahingleiten, das ich auf dem Teppich rauschen hörte. Das Schlürfen kam immer näher und näher.

„Wohin wollen Sie denn eigentlich, Decharmes?"

Er blieb stehen. Aber seine Unentschlossenheit währte nur einige Augenblicke.

„Ich will Clara ihren Thee bringen, gnädige Frau."

„Da ist er," sagte Lucy und reichte ihm die Tasse. „Kommen Sie aber dann gleich zu mir. Vandier sagt mir lauter dummes Zeug, und jetzt müssen Sie ihn ablösen."

Er blieb vor mir stehen, als ob er auf Gott weiß was wartete.

„Nun, René," sagte ich, „wollen Sie zu Lucy gehen, oder wollen Sie bei mir bleiben?"

Er zog einen Stuhl heran.

„Ich bleibe bei Ihnen, Clara. Sie wissen es ja."

„Woher soll ich es wissen?"

„Nun, weil es natürlich ist."

„Wieso ist es natürlich?"

Er suchte nach einer Antwort.

„Weil Lucy genug Gesellschaft um sich hat."

„Und ich habe nur Sie . . . haben Sie das gemeint?"

„Was ich gemeint habe, kann ich Ihnen selbst nicht recht sagen. Aber es steht fest, daß Sie mich haben, Clara. Sie haben mich und werden mich immer haben."

„Es sei denn, daß Sie anderen Sinnes würden."

„Das wird nicht geschehen."

„Woher wollen Sie das wissen?"

„Ich fühle es."

„Ach, Gefühle . . . Wollen Sie mir morgen Ihre Abhandlung vorlesen?"

„Aber sicher!"

„Was ist denn daran so sicher?"

„Ihr Wunsch."

„Sie sind ein guter Mensch . . . Also um zwei Uhr."

„Um zwei Uhr, ja. Das war gerade die Stunde, die ich Ihnen vorschlagen wollte."

„Ein merkwürdiges Zusammentreffen!"

„Ein ganz natürliches, denn es ist die Stunde, die mir am besten paßt."

„Sie sind wirklich gut, René," wiederholte ich, „mir so Ihre Zeit zu opfern."

Er verwahrte sich dagegen mit Wärme:

Google

„Opfern? Ich opfere Ihnen gar nichts, Clara. Meine besten, ruhigsten und vollsten Stunden sind die, die ich mit Ihnen verbringe. Das müssen Sie doch wissen. Und in den Augenblicken habe ich eine unbestimmte, ganz unbestimmte Empfindung, als ob sich mein Schicksal erfüllte. Sind Sie nicht mein guter Engel? Habe ich nicht Ihrem freundschaftlichen Rathe zu danken, daß ich aus dem gewöhnlichen Bummler, der zum Bekanntenkreise Ihres Bruders zählte, ein vernünftiger Mensch geworden bin? Ich schwöre Ihnen zu, Clara, wenn es manchmal vorkommt, daß ich Sie einige Tage nicht sehe, so habe ich — ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll — eine Art von Beklommenheit, ja eine Empfindung des Unfertigen, den Drang nach einer Vervollständigung, nach einer Erfüllung in meinem Dasein . . . irgend etwas Unsagbares, Unverwirklichtes und Erstrebenswerthes, das mich unwillkürlich zu Ihnen drängt, — meiner sanften Beratherin, meiner anregenden Freundin, meiner Egeria!"

„Schicken Sie mir mal Decharmes herüber! Ich will es!" rief Lucy mit ihrem heiteren Commandotone.

Ich hörte, wie Robert sich uns näherte.

„Egeria!" wiederholte ich spöttisch. „Gerechter Himmel! René, Sie gehören zur alten Schule!"

„Wieso zur alten Schule?"

„Aergere Dich nicht," unterbrach Robert mit seiner scharfen Stimme. „Clara hat nur gescherzt. Du gehörst gar nicht zur alten Schule. Ich kann Dich vollkommen beruhigen. Und nachdem dies geschehen, begieb Dich schleunigst zu unserer hübschen Blondine, die nach Dir verlangt. Clara giebt Dich frei."

„Versteht sich."

Er nahm Renés Stuhl ein.

„Was haben Sie morgen vor, Clara?"

„Nichts Besonderes . . . René will mir etwas vorlesen, von zwei bis vier."

„Darf ich ihn ablösen und von fünf bis sechs zu Ihnen kommen?"

„Sie werden herzlich willkommen sein, Robert."

„Was soll ich Ihnen mitbringen?"

„Was Sie wollen."

„Also gut, etwas, was Sie interessirt. Haben Sie Bernheims neueste Schrift über die Suggestion gelesen?"

„Dartoys hat mir eine Analyse davon gegeben."

„Und Liégeois? . . . und Beaunis? . . . Sie kennen also die ganze neumedicinische Schule von Nancy? Dartoys muß ja selig sein! Soll ich Ihnen im Gegensatz dazu einige der neueren Schriften der Pariser Schule bringen, damit Sie vergleichende Studien anstellen können?"

„Nein, ich danke. Charles sagt mir Alles, was ich zu wissen brauche."

Google

„Aber kennen Sie denn auch die neue Schrift von Pitres, die hypnotische Suggest . . .“

„Das brauche ich Alles nicht,“ wiederholte ich, ungeduldig geworden. „Lesen Sie mir etwas Unterhaltendes vor.“

„Was zum Beispiel?“

„Das ist einerlei. Irgend etwas Neues.“

„Neues für Sie . . . es ist keine Kleinigkeit, etwas zu finden. Wie wäre es denn mit dem ‚Roman eines verarmten Edelmannes‘ von Feuillet?“

„Meinetwegen.“

15. Februar.

Worauf will Robert denn eigentlich hinaus? Will er mir Réne nehmen? Will er im Gegentheil mich zu dem Experimente, das ihn interessirt, veranlassen? Oder will er durch seine wiederholten Anerbietungen, mir etwas vorzulesen, durch seine häufigeren Unterhaltungen sich ganz einfach die Gelegenheit verschaffen, mit Lucy zusammenzukommen? Meine kleine Schwester ist ja wirklich reizend. Aber geht er am Ende nicht schon zu weit? Hat sie ihn lieb?

Ich hätte mich in Robert verlieben können, aber ich zweifle, daß Lucy es dazu bringt. Sie sagt, er sehe gewöhnlich aus. Für seine Breitschultrigkeit sei er nicht groß genug. Sein breites Bauerngesicht mit den graden groben Zügen, wie aus Stein gemeißelt, die zu hohe Stirn mit ihren willkürlichen Unebenheiten, das kurzgeschorene bürstenartig aufstarrende kastanienbraune Haar, Alles das mißfällt ihr. Ich sehe ihn „in meines Geistes Augen“, und mir scheint, daß ich den Kopf liebe. Ich sehe ihn so deutlich vor mir! Sprühend von Intelligenz, die hohe, gedankenvoll gewölbte Stirn, die über die tiefliegenden, weitgeöffneten grauen Augen kühn vorspringt . . . Mir scheint, ich sehe ihn besser als die Anderen, wenn ich höre, wie Lucy ihn zum hundertsten Male in ihrer spöttischen Weise abconterfeit, während sie mit Charles sich herumzankt. Charles wird ganz böse darüber.

„Ich sage Dir, Du verstehst gar nichts davon, mein Kind. Robert Vandier ist ein Mann in des Wortes wahrer Bedeutung . . . Was willst Du denn eigentlich haben? Vielleicht den schlanken schmiegsamen René Decharmes mit seinem hübschen, etwas bleichen Gesichtchen, dem schwarzen Haar und dem schwarzen Schnurrbart, die glänzen wie ein seidenes Kleid? Damit laß mich ungeschoren!“

„Decharmes ist ein sehr hübscher Mensch,“ antwortete Lucy träumerisch.

Ich fürchte beinahe, daß sie sich in René verliebt hat. Das würde mir um die arme Kleine leid thun. Ich möchte sie nicht leiden lassen, das lustige kleine Ding mit dem hellen Lachen und dem guten Herzen. Und sie soll so wunderhübsch sein! Sie war ja schon hübsch, als ich noch sehen konnte. Es ist lange her.

Google

Die letzten Erinnerungen, die ich in meinem erloschenen Augenlicht an sie bewahrt habe, zeigen mir ein lächelndes schmales Gesicht von kindlicher Anmuth, eine muthwillige Blondine. Ich liebe die Schönheit und das Glück. Eine merkwürdige Neigung, wie es scheint. Robert würde mich in seiner Sucht, das Wesen der Dinge bis in die unerfreulichste Unbelauschtheit zu erforschen, ohne Zweifel fragen:

„Weswegen lieben Sie die Schönheit und das Glück, Clara?"

Und würde ich darauf antworten, daß die Vorstellung davon in mir den Drang des berechtigten Ausgleichs, der lebendigen Gerechtigkeit befriedigt, der in mir gerade so stark herrscht wie in allen Menschen, die im Vollbesitze ihrer Sinne sind — o Gott, wie würde ich dann das skeptische Lächeln, das seine Lippen umspielt, fühlen!

In Wahrheit erwecken die Bevorzugungen, die der Zufall verleiht, wie Schönheit, Vermögen, Glück, in mir das Bewußtsein der Bevorzugung, die ich mir selbst erworben, einer gewissen moralischen Vornehmheit, die ich mir im Geheimen angeeignet habe; und ich empfinde es wie eine Adelung in der Seele, wie eine discrete und eindringliche Majestät, die den Glücklichen versagt ist, an allen diesen Begünstigten eine selbstlos unbefangene Freude fühlen zu dürfen. Ich bin frei von Neid, von aufsässigen Gedanken, von Haß. Alles, was ich empfinde, wird von der Achtung vor meinem Unglück in Anspruch genommen, Alles, was ich sinne, von dem Bestreben, mir mühsam eine Zukunft aufzubauen.

Nein, ich möchte nicht, daß meine kleine Lucy meinethalben zu leiden hätte! Ich möchte ihr sagen dürfen:

„Sei auf Deiner Hut, mein Liebling. Fürchte die Liebe, mißtraue René."

Aber sie würde mir antworten:

„Weshalb denn? René und ich sind jung. Wir sind Beide sehr nette Menschen."

Und ich dürfte ihr nicht darauf erwidern:

„Das ist richtig. Ihr seid für einander wie geschaffen. Aber ich will René für mich behalten . . ."

Und ich dürfte ihr auch nicht sagen:

„Du mußt Robert lieben . . ."

19. Februar.

Charles hat vor Robert großen Respect, vielleicht noch mehr, als vor Dartoys. Er hat, um seine drei Freunde mit einem Zuge zu skizziren, eine Lieblingssentenz:

„René Decharmes ist ein netter Mensch, Antonin Dartoys ist bedeutend, Robert Vandier ist ein Mann."

Ja, Robert ist ein Mann! Ich kenne ihn freilich nur von seiner Stimme her. Aber diese ernste, frei und voll lautende Stimme ist mir

Google

gleich tief in die Seele gedrungen, hat mir den Mann offenbart und mich Liebe ahnen lassen — mich, die nicht einmal an die Möglichkeit dieser Himmelsfreude und dieser Höllenqual hätte glauben sollen . . . Ich hätte Robert lieben mögen!

Vielleicht hätte ich mich in Antonin verlieben können. Es ist mein ältester Bekannter. Ihn habe ich gesehen, und ich kann vor keinem Menschen und niemals erklären, welches seltsame Glück darin beruht, gesehen zu haben . . .

Und ich habe mich doch selbst gesehen.

Elf Jahre sind seitdem vergangen. Mir ist's, als wäre es gestern gewesen. Ich konnte kaum noch etwas sehen. Meine kränkliche Jugend, die ich wie das Kreuz von einer Leidensstation zur anderen schleppte, führte mich, als ich in die Entwickelungsjahre eintrat, zur Blindheit, die mich von der übrigen Welt abschied. Die Krisis, die ich in meinem dreizehnten Jahre durchmachte, vergegenwärtigt sich mir in allen ihren geringfügigen quälenden Einzelheiten. Meine Intelligenz und meine Empfindungsfähigkeit waren in der vom Fieber durchschauerten Atmosphäre gereift. Ich hatte mich zum schmerzensreifen Weibe entwickelt.

Durch lange Uebung war ich auch geduldig geworden. Ich wußte, daß ich gegen Niemand einen Vorwurf erheben durfte. Meine Mutter verhätschelte mich, soviel sie es bei der ihr angeborenen unbeständigen und unvernünftigen Ueberschwänglichkeit überhaupt vermochte. Mein Vater pflegte mich mit der ängstlichen Vorsorglichkeit des Arztes und der Zärtlichkeit der barmherzigen Schwester. Mein Bruder Charles sagte mir: „Clärchen, ich hatte die Absicht, zur See zu gehen. Deinetwegen studire ich Medicin. Ich will ein großer Arzt werden, um Dich zu heilen, Clärchen . . .“ Ich glaube wirklich, daß er ein großer Arzt werden wird. Er wird schon jetzt als einfacher Assistenzarzt sehr geschätzt. Mama, die bei dem Gedanken an die See erschrak, hat nun jedenfalls die Beruhigung, ihren ältesten Sohn bei sich zu behalten. Es ist also auf jeden Fall wenigstens etwas dabei gewonnen . . .

Könnt' ich's nur ergründen, wüßte ich's nur, weshalb ich zu ewiger Finsterniß verurtheilt worden bin! Eines Tages richtete ich an meinen Vater mit kindischem Ungestüm in Verzweiflung, in einer jener leidenschaftlichen Aufwallungen, wie sie dem Kindesalter zu eigen sind, wo sich das ganze Dasein in einem schmerzhaften Aufschrei zusammenzufassen scheint, dieselbe Frage: „Weshalb, Vater? Weshalb gerade ich?“

Und als er mich darauf schweigsam anblickte, wiederholte ich schluchzend: „Weshalb? Was habe ich denn gethan?“

„Du, mein armes Kind?“

Mein Vater schloß mich an sich, als wolle er mich zerdrücken, und brach in Schluchzen aus. Das ist das vorletzte Bild, das ich in aller Deutlichkeit von ihm bewahrt habe. Ich sehe meinen Vater, wie er von jenem schrecklichen Schluchzen des Mannes, das die Seele zerreißt, erschüttert wurde . . . Er

Google

war groß und kräftig. Charles sieht ihm wie aus den Augen geschnitten ähnlich. Seit zwanzig Jahren war er praktischer Arzt, und der Umgang mit den Patienten hatte ihn gehärtet.

Das letzte Bild, das ich gesehen habe, bin ich selbst.

Das war wirklich das letzte, denn ich sah kaum noch. Ich fühlte auf mir den schweren Druck, das Bleigewicht des Unabänderlichen, das den Kopf jener armen Wesen zermalmen muß, die zum Schaffot bestimmt sind, und deren letzte Hoffnung zu nichte wird ... Da erfaßte mich eine merkwürdige Neugier. Ich kannte mich eigentlich nicht. Ich hatte wenig Weibliches an mir. Meine Kindheit war sozusagen geschlechtslos. Es war ein stetes Leiden. Wenn ich zufällig an einem Spiegel vorübergekommen war, so hatte ich nie hineingeblickt. Ich hatte immer andere Sachen im Kopf. Ich fühlte ja mein Leiden zur Genüge, ich brauchte es nicht noch zu sehen!

Diese Gleichgiltigkeit wich von mir in dem Augenblicke, da sie mir aufgezwungen werden sollte. Als ich fühlte, daß ich mich nicht mehr würde sehen können und mich nicht mehr sehen konnte, wollte ich mich kennen lernen. Das war der erste Beweis jenes „eisernen Willens", den Robert Vandier allein in der Sanftmuth, die ich zur Schau trage, richtig erkannt hat. Und mein Wille siegte. Einen Augenblick konnte ich glauben, daß der Wille die Welt des Leiblichen geradeso beherrscht, wie die des Seelischen: ich sah mich in der That.

Ich war vollkommen häßlich. Ich konnte das schon sehr wohl beurtheilen. Man macht sich keine Vorstellung davon, wie sich der Sinn für das Aesthetische in einem Kinde, das durch Schmerzen vorzeitig gealtert ist, früh entwickelt. Ich hatte unter dieser Wahrnehmung in meiner noch schlummernden Eigenliebe damals nicht zu leiden. Als ich mich so häßlich fand, fühlte ich mich nur in meiner Schönheitsliebe verletzt. Wenn ich an eine Vorsehung glaubte, könnte ich mir einreden, das sie mir die doppelte Verletzung meines Stolzes und meines Geschmackes, die durch den täglichen Anblick meiner Häßlichkeit beleidigt worden wären, hat ersparen wollen ...

Ich sehe mich also noch sehr deutlich, wie ich damals war: das etwas kurze und breite Gesicht fahl, einen traurigen Wulst farbloser Haare und unter den stumpfen albinoweißen Brauen die Augen krankhaft hell, wie zerronnen, schrecklich, vom Schauder vor dem nahen Erlöschen erbleicht und von der nahen und tragischen Empfindung des Nichts schon ergriffen ... Schöner bin ich seitdem gewiß nicht geworden. Mama, die ich neulich einmal fragte, antwortete mir mit dem Ausdruck von Genugthuung:

„Du hast Dich gar nicht verändert, es ist wunderbar! Aber Du bist jetzt viel gesunder, Du bist frisch und stark geworden, mein armes Kind."

20. Februar.

Meine Mutter hat Recht: ich befinde mich wohl, ich armes Kind. Es scheint, daß Charles mit mir Ehre eingelegt hat, denn er behandelt mich ...

Google

Wie lange ist es eigentlich her? Seit acht Jahren, ich war damals sechzehn Jahre alt . . . seit dem Tode meines Vaters, der einem merkwürdigen Uebel erlegen ist, einer Art Auszehrung, der man irgend einen schönen technischen Namen gegeben hat, und die diesen kräftigen, rührigen Mann, der in mehr als zwanzigjähriger Praxis gegen alle Ansteckungen und Abspannungen gefeit war, plötzlich niedergeworfen hat. Ich aber weiß, mit dem feinfühligen Ahnungsvermögen, das die eines Sinnes beraubten Wesen in der ewigen Beunruhigung des Daseins erwerben — ich weiß ganz genau, daß er am Kummer darüber, ein armes Geschöpf wie mich in die Welt gesetzt zu haben, zu Grunde gegangen ist.

Charles hat also mit mir Ehre eingelegt. Neben seiner glänzenden Thätigkeit als Assistenzarzt ist die Behandlung meines Leidens vielleicht seine sicherste Anwartschaft auf seine Zukunft als Arzt. Deswegen wird auch in den Kreisen der Hospitäler und der Universität viel von mir gesprochen. Die Schuld liegt nicht an Charles, der unter seiner rauhen Außenseite zugleich der beste und intelligenteste Mensch von der Welt ist; aber Mama hat dem Kitzel, das Lob ihres Sohnes auszuposaunen, nicht widerstehen können:

„Meine arme Clara, Sie wissen, mein unglückliches Kind . . . Nun, ihr Bruder hat mit ihr eine Kur vorgenommen . . .“

Es giebt Mama ein gewisses Ansehen, eine so ungewöhnlich leidende Tochter und einen so erstaunlich begabten Sohn zu haben . . . Es macht sie interessant. Es verschafft ihr den Verkehr mit den Honoratioren, auf den sie so großen Werth legt. „Weißt Du, Clara, daß man von Dir beim Director der provinzialen und communalen Angelegenheiten wieder gesprochen hat? Man staunt darüber, wieviel Du Dich beschäftigst. Dr. Gsell möchte Dich gern einmal sehen. Der hat's weit gebracht! Eine Praxis von Hunderttausenden . . . Du hast doch nichts dagegen, mein Herzchen?“

„Nein, Mama.“

Nein, Mama, und wenn ich darunter zu leiden hätte . . . Weshalb soll ich ihr Kummer bereiten? Weshalb soll ich mich einer Präsentation vor einem Arzte entziehen, die Charles nützlich werden könnte? Sie sind ja so gut zu mir! Sie führen mich spazieren, sie lesen mir etwas vor, sie unterhalten sich mit mir. Ihre mitleidigen Bemühungen um mich dulden nie eine Unterbrechung oder Pause. Sie sind in ihrer Art liebevoll zu mir. Es wäre unbillig, etwas Anderes von ihnen zu verlangen. Und ich darf mir ja auch nicht verhehlen, daß die Aussicht, ihr Leben lang diese Last auf dem Rücken zu haben, für sie höchst unerfreulich sein muß. Mein Stolz, wie meine Dankbarkeit erheischen, daß ich einerseits Alles thue, was ich vermag, um meine Schuld abzutragen. Wenn man mich also wissenschaftlich „präsentiren“ will, so gebe ich mich dazu her.

Ich bin ja wirklich nichts Anderes als eine Versuchsperson, als ein medicinischer Fall.

Google

22. Februar.

Und was für ein Fall!

Häßlich, blind, wer weiß! vielleicht auch abstoßend, losgelöst von der Welt und im Grimm eingeschlossen in ewige Nacht, wie ein Meineid in die Schauder des in pace. Ist's nicht genug? Und ich habe nichts verbrochen! Vielleicht habe ich für die Streiche eines lockern Vorfahren zu bezahlen, wenn ich die einzige nicht ausweichende Antwort, die mir Robert, der Offenste von Allen, gegeben hat, richtig verstehe.

„Es giebt Geheimnisse der Erblichkeit, in die Sie nicht eindringen dürfen, Clara."

Aber diese fachmännische Wißbegier, die sich an mich drängt, die mich umschwirrt, die mich ausmißt, mich analysirt, mich in trockene Formeln bringt, als ob ich nichts Menschliches, nichts Inniges, nichts Züchtiges mehr besäße, als ob in mir das Ungeheuer das Weib getödtet hätte — ist es nicht etwas Schreckliches? Barmherziger Gott!

Nun, ich glaube, ich würde Alles das noch ruhig ertragen, wenn ich nur den Duft einer Rose oder das Parfum einer Essenz einathmen und mit voller Lunge das scharfe und sanfte Aroma, das mir die Dichter offenbart haben, einsaugen könnte, den belebenden Athem der Erde, die von der Sonne erhitzt oder vom Wasser befruchtet wird!

Aber auch den Geruchssinn habe ich eingebüßt. Man hat ihn mir mit dem Gesicht entrissen. Vielleicht war dies sogar die härtere Strafe. Denn hier habe ich nicht einmal den kümmerlichen und gebrechlichen Trost der Erinnerung. Ich glaube, ich würde sie bis zu meinem Grabe bewahrt haben, wenn ich sie einmal hätte erfassen und segnen können, — diese himmlische Empfindung des Duftes, der sich weich wie Sammet anschmeichelt und geheimnißvoll zitternd die Poren durchdringt. Man hat ganz Recht, wenn man mich nicht wie ein Weib behandelt. Was verbleibt denn noch vom Weiblichen in der Elenden, die des höchsten aller Sinne beraubt ist, des zartesten Verbindungsmittels mit der Welt, des Eindustens wie des Sehens der Blumen und Wurzeln, dieses unermeßlichen zusammengesetzten und fast stofflosen Duftes, in den das Weltall sich in seinem höchsten Aufstreben zum Ideal kundgiebt?

27. Februar.

Ich bin nicht bei Sinnen! Ich weiß ganz genau, daß ich nicht Thränen vergießen darf. Schwülstige Klagen über mein Unglück sind mir verboten. Ich darf nicht verzweifeln. Die Verzweiflung ist ein Luxus der Glücklichen. Also Ruhe, Ruhe, Ruhe, Clara! Uebrigens soll man auch nicht mit kindischer Halsstarrigkeit nur die unfreundliche Kehrseite der Dinge in's Auge fassen. Der Pessimismus um jeden Preis ist gerade so einfältig wie der gedankenlose Optimismus. Das Leben bietet des Erfreulichen zur Genüge, — wenn es nur dauert!

Google

Ich bin gesund und willensstark genug, um einem andern Dasein mit kühler Ueberlegenheit entgegenzutreten, — einem Dasein, das weniger zielbewußt als das meinige, einer Gesundheit, die weniger gestählt, einem Willen, der weniger kräftig wäre. Hinter mir liegt eine Vergangenheit, die von ernstem Nachdenken, von aufgespeicherten Begriffen und geheimen Entschlüssen hinreichend beschwert ist. Nichts ist verloren, wenn man in sich die Fähigkeit erkannt hat, zu kämpfen, zu trotzen . . . und zu unterjochen.

Ich bin keine Träumerin. Ich bin nichts weniger als poetisch veranlagt. Nicht einmal meinem Leiden vermag ich eine poetische Seite abzugewinnen. Alles in mir ist nüchtern und bestimmt, positiv oder negativ: Die Vernichtung zweier Sinne, die Ueberreizung der anderen drei, die Verfeinerung der Einsicht in ihrem unaufhörlichen und sieghaften Kampf mit dem Unbewußten, die äußerste Anstrengung der Willenskraft in ihrem geheimen Triumph über alle Hindernisse, die zwar schwierige, aber stete und feste Erwerbung einer umfassenden und vielseitigen Bildung, die alle Gebiete streift, und die sich aus den besten und bestimmtesten aller Belehrungen und aller intelligenten Einwirkungen meiner Umgebung herausentwickelt hat . . .

Alles in Allem, worüber dürfte ich eigentlich klagen?

Vielleicht ist mir ein anderes Theil beschieden als Anderen, aber kärglicher ist es nicht. Besitze ich auch nicht die Waffen, um das Glück zu erkämpfen, so bin ich doch für den Kampf gepanzert. Wäre es nach meinen Wünschen gegangen, so hätte ich wohl ein anderes Theil erwählt. Aber ich bin weder verzweifelt, noch baue ich Luftschlösser, noch schwärme ich träumerisch. Ich bin ein intelligentes, wißbegieriges, unterrichtetes Weib, das in der unvergleichlichen Schule des Leidens gereift, in einer wissenschaftlichen Umgebung aufgewachsen und darin unterrichtet worden ist, daß man sich nur mit der Erfahrung hilft, nur das Thatsächliche in Betracht zieht und seine Wünsche nur auf einen starken und echten Willen stützt.

Ich will also Thatsächliches berichten:

Das Leben, das ich führe, ist nur der Widerschein des Lebens Anderer. Die Zerstreuungen, die ich habe, verdanke ich lediglich der Nächstenliebe. Meine Zukunft wird ganz und gar bestimmt durch die Willkür Anderer. Ich mache mir sehr wohl klar, was ich meiner Familie zu danken habe. Ich brauche mir nur zu vergegenwärtigen, wie sich mein Loos gestalten würde, wenn die mir Nächststehenden sich zerstreuten: alle Widerwärtigkeiten einer Art von Kasernenleben, das Blindenhaus, beinahe das Hospital. Ich habe aller Wahrscheinlichkeit nach keinen Anspruch darauf, mehr zu hoffen und weitergehende Wünsche zu hegen. Der Gedanke der Ehe, eines Lebens, das mir allein gehören würde, eines behaglichen, an Abwechslungen reichen Daseins würde, wenn er in mir Wurzeln schlüge, von jedem vernünftigen Menschen als ein unwiderlegbares Symptom von Verrücktheit angesehen werden.

Ich bin aber keineswegs verrückt. Und trotzdem erwäge ich diesen Gedanken, den ich seit geraumer Zeit, seit fünf, sechs Jahren, vorsorglich

Google

geheim halte, betrachte ihn von allen Seiten mit Eifer, mit Ueberlegung, und suche mir die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten der Verwirklichung klar zu machen.

Und ich habe immer geglaubt, daß diese Zukunft in der That zu verwirklichen ist — so inbrünstig begehre ich sie, so leidenschaftlich, so ganz und gar, mit einer so herrlichen und mächtigen Anstrengung meiner Nervenkraft und wachsamer, thätiger, schöpferischer Energie.

Ich will nun einmal ein Leben für mich, das lediglich von mir selbst bestimmt wird, — ein Leben, das das Leben Anderer leitet. Ich will eine Stellung, ein Vermögen, einen Mann für mich. Ich will, daß man, anstatt mir aus Gnade und Barmherzigkeit ein wenig Zerstreuung wie ein Almosen hinzuwerfen, von mir aus Interesse oder aus Vergnügen Zerstreuung begehrt. Ich will mein Heim für mich haben. Ich will geliebt werden. Ich möchte auch lieben — lieben mit der richtigen Liebe . . . O Gott, wenn sie ahnten, welche Schätze von Liebe, von reiner, unangetasteter, unbefleckter Liebe, von Liebe ohne Berührung mit der Außenwelt, ohne Ausströmung auf die Dinge ringsherum, von Liebe einer Blinden ich in mir berge! . . . Hätte ich Robert Vandier nicht kennen gelernt, so würde ich Antonin Dartoys haben lieben können.

Antonin ist Charles' ältester Freund, der einzige, den ich gesehen habe, und er weiß gar nicht, wie dankbar ich ihm dafür bin, daß ich im Gedächtniß meiner Augen ein Bild von ihm bewahrt habe . . . Er hat einen schönen ernsten Kopf, etwas bleich, ein wenig vornübergebeugt, als wäre er schon vom Gewichte seines jungen Wissens belastet. Ich sehe den Kopf noch vor mir, umrahmt von vollem kastanienrothbraunem Haar, das, wie es scheint seitdem durch überanstrengende Arbeit vorzeitig vom Scheitel bis zu den Schläfen gelichtet worden ist. „Er hat alle Haare im Bart,“ sagte mir neulich Lucy. „So kennst Du ihn wohl nicht, Clärchen, mit dem großen goldschimmernden röthlichen Barte? Der Bart ist auch das Hübscheste an Antonin.“ — „Nein, mein Kind, seine Augen.“ Er hat braune, tiefe Augen ohne Licht, die das Gesicht nur durch Widerschein erhellen, die sozusagen nach innen strahlen, als steige das Licht längs des Sehnervs zum Gehirn auf. Das hatte ihn mir so sympathisch gemacht, diese Gemeinsamkeit in der Richtung des Blicks, als ich mich mit dem Gefühle befreunden mußte, daß der meinige für alle Zeiten auf die Innenwelt gerichtet bleiben würde.

Aber Robert Dartoys, der — wenn ich das, was mein Bruder verschweigt, richtig errathe — gelegentliche Geliebte und bedeutungslose kleine Tändeleien gehabt hat und wohl noch haben wird, wird in seinem Herzen niemals eine andere wahre Liebe haben als die Liebe zu seiner Wissenschaft. Ich aber, ich will in Wahrheit geliebt werden. Ich will wenigstens von Einem unter ihnen die volle Liebe haben, die sie von mir nicht begehren.

Also vorwärts! Diese Liebe — ich werde sie haben, ja ich habe sie schon. Schon höre ich ihr von bangem Unbewußtsein noch zaghaft zitterndes

Google

leises Summen in der sanften, einschmeichelnden Stimme des hübschen René Decharmes . . .

Von den sechs Monaten, die ich in einem spontan gefaßten Vorsatze auf die Begründung meines Glücks habe verwenden wollen, sind nun fünf bereits verflossen. Das Ziel ist nahe. Ich sehe es auch schon vor mir. Ich sehe ja mancherlei Geheimes, das Anderen verborgen bleibt. Ich werde mein Ziel erreichen . . . Nur keine Schwäche, keine Bedenken, die enttäuschen, keine müßigen Grübeleien über Vergangenes, keine Thränen! Thränen lassen Spuren. Und ich, ich darf nichts Anderes sein als Geheimniß, Handlung, Wille.

28. Februar.

„Nun, Clara, hat es Sie unterhalten?"

In drei Sitzungen haben wir Feuillets „Roman eines verarmten Edelmannes" zu Ende gebracht. Es giebt keinen Vorleser, der sich mit Robert Vandier vergleichen ließe. Seine schöne tiefe Stimme hat einen vollen, freien kühnen männlichen Klang, der die einzelnen Sätze heraushebt, die wichtigen Worte hervorspringen läßt und die Bilder in lebensvollstem Relief herausmeißelt. Welcher Unterschied mit der rauhen Stimme meines Bruders Charles, mit dem kreischenden Tone Mamas, mit dem spitzen Organ Lucys, mit der farblosen, gleichmäßigen, eintönigen, schulmeisterlichen Diction Antonin Tartons', mit dem allzu launischen Tenor René Decharmes', der an Opern- oder Kirchengesang erinnert. Da ich nur noch durch die Stimmen mit der Welt verkehre, verdanke ich Roberts Stimme meine einzigen ernsten, großen und schönen Eindrücke, die Eindrücke des Feierlichen und Erhabenen der Welt . . .

„Ich danke Ihnen. Ich bin herzlich froh, daß Marguerite den armen Maxime Odiot schließlich doch geheirathet hat."

„Also, Hand auf's Herz, Sie lieben die Glücklichen, Clara?"

„Ich liebe die Glücklichen. Das Welträthsel wäre abgeschmackt, wenn es nicht Existenzen oder wenigstens Augenblicke des Glücks gäbe, die zum Dasein einer Clara Sturm und Ihresgleichen ein Gegengewicht bildeten."

„Was Sie da sagen, ist engelhaft von Seiten einer Frau, die für Herbert Spencers Entwickelungstheorie schwärmt. Denn Sie wissen doch, daß ich Spencer auf Ihre Veranlassung gelesen habe?"

„Ich habe es nicht gewußt, aber es freut mich, es zu hören. Uebrigens brauchen Sie mich nicht für allzu engelhaft zu halten. Die Wahrnehmung des Glücks, das in der Welt zerstreut ist, flößt mir den ermuthigenden Gedanken ein, das im Geschick der Menschen ein gewisses Gleichgewicht herrscht, gleichgeartete rhythmische Bewegungen, harmonisch einheitliche Schwingungen. Und wenn ich Sie mit Lucy glücklich sähe . . ."

„Clara, Sie ahnen aber auch Alles!"

„Was soll ich Anderes thun? Ich sehe ja nichts!"

Google

„Aber Lucy liebt mich nicht."

Und er liebt sie so! Seine ganze Liebe erzitterte in seiner gedämpften herabgedrückten Stimme . . .

„Haben Sie Lucy gefragt?"

„Wozu?"

„Sie sollten es versuchen."

„Da Sie Alles wissen . . . Clara, glauben Sie, daß sie mich liebt?"

„Sie ist so jung!"

„Alt genug, um zu lieben! Und der beste Beweis ist ihre Liebe zu . . ."

„Das ist nur eine Liebe mit den Augen, nichts weiter. Ihr Herz wird nicht davon berührt. Eine Enttäuschung würde genügen, um ihr die Augen zu öffnen. Sie müssen es nur so einzurichten wissen, daß Sie dann zur Stelle sind, Robert. Lucy wird Sie dann so sehen, wie Sie sind."

„Was wird sie dann sehen? Einen Bauerntölpel mit einem viereckigen Kopf, mit kurzgeschorenen Borsten auf dem Kopf, mit dem echten soliden Bauerngebiß, mit gesundem rothem Bauernblut in den Adern, — einen vierschrötigen Menschen, der sich mit dem Ellenbogen im Gewühl seinen Weg bahnt, den ersten Assistenzarzt einer bekannten Klinik, — was nebenbei bemerkt für achtundzwanzig Jahre eine recht hübsche Stellung ist, — der dem von ihm geliebten Mädchen, die selbst nicht reich ist, kein anderes Vermögen zu Füßen legen kann als seine Zukunft als Chirurg, die weder elegant noch poetisch ist. Neben mir aber wird sie immer René Decharmes sehen, den schlanken, bleichen, hochgewachsenen, in Haltung und Figur eleganten jungen Mann mit seinen braunen Haaren und seiner dunklen Hautfarbe, seinem blauen Auge, der feingeschnittenen Lippe, die unter dem seidenweichen Schnurrbart sichtbar ist, dem wohlgebauten Fuß, der in einem tadellosen Stiefel steckt — den jungen Mann, der viel in Gesellschaft verkehrt und überall gern gesehen ist, der im Abglanz seiner ersten Erfolge als Advocat und Journalist strahlt, der in der Presse wie im Gerichtssaale eine große Zukunft vor sich hat, der reich ist, sensitiv und, wenn er gerade nichts Anderes vorhat, auch pessimistisch — wo soll sie sich da eine Enttäuschung holen?"

„In Renés Kälte."

„Er wird schon aufthauen. Sie ist ja so hübsch."

„Wenn er nun aber eine Andere liebte?"

„Das klingt ja, als ob Sie es glaubten?"

Er machte diese Bemerkung im Fluge, in einem Tone, der möglichst gleichgiltig sein sollte. Aber er wußte nicht, wie ich mich darauf geschult habe, bis in die unmerklichsten Nuancen die wahren Absichten, die sich hinter den unbefangenen Klang der Stimme zu verstecken suchen, herauszuwittern. Welcher Wahnsinn war es aber auch von mir, mich so unüberlegt blosgestellt zu haben! Ich antwortete gelassen:

„Es könnte doch sein!"

Google

Er wiederholte: „Es könnte doch sein! Es könnten sich allerdings seltsame Dinge ereignen . . . seltsam aber nur für die, die sich mit den Eigenthümlichkeiten der modernen Wissenschaft nicht so vertraut gemacht haben wie Sie und ich zum Beispiel, Clara, seltsam für die, die nicht im Stande sind, das Unwahrscheinliche auf das Thatsächliche und das Wunderbare auf das Wirkliche zu begründen."

„Sie sprechen orakelhaft. Wenn Sie wollen, daß ich Sie verstehen soll, müssen Sie ein bischen deutlicher werden."

„Wie Sie befehlen! Da ist zum Beispiel die Suggestion. Wenn ich Lucy auf dem Wege der Suggestion dahin brächte, mich zu lieben?"

Ich bewunderte im Stillen meine Kaltblütigkeit.

„Damit würden Sie wenig ausrichten, Robert! Lucy besitzt ein sehr gesundes, wohlausgeglichenes, friedliches Temperament, sie hat keine Nerven. Als Versuchsperson zu derartigen wissenschaftlichen Experimenten wäre sie gar nicht zu gebrauchen. Es würde Ihnen nie gelingen, sie gegen ihren Willen zu hypnotisiren. Und die Schwester von Charles Sturm würde ihre Einwilligung zu einem solchen Versuche sicherlich nicht geben."

„Daran habe ich wahrhaftig auch nie gedacht."

„Sie haben in die Atmosphäre unseres Hauses zuviel Wissenschaft hineingebracht, Sie und die anderen Freunde, als daß wir selbst nicht davon etwas eingeathmet haben sollten . . ."

„Die arme kleine Lucy! Ich glaube, das reizende Mädchen hat nicht übermäßig viel davon in sich aufgenommen. Sie, Clara, haben Alles aufgesogen, vielleicht mehr, als wir Ihnen freiwillig haben geben wollen. Sie sind wirklich ein eigenthümliches Geschöpf."

„Es klingt beinahe so, als ob Sie diese Entdeckung eben erst gemacht hätten. Aber ich bin ja schon seit vierundzwanzig Jahren ein wissenschaftlicher ‚Fall'. Hat man Ihnen das nicht gesagt, Robert?"

„Das wohl, aber Sie waren bisher nur ein pathologischer Fall."

„Und ich bin seitdem avancirt?"

„Allerdings. Sie sind auch ein psychologischer Fall geworden, ein Erzeugniß der Selbstschöpfung, ein Phänomen in ununterbrochener Thätigkeit des Erfassens und des Wollens."

„Und das erregt Ihr Erstaunen?"

„Wenn es diesen Grad erreicht, allerdings, dann erregt es mein Erstaunen."

„Dartoys, der mich von klein auf gekannt hat, würde sich nicht darüber wundern. Dartoys besitzt freilich nicht Ihre unersättliche Wißbegier."

„Natürlich. Dartoys betrachtet eben nur die Gewebe unter dem Mikroskop. Er würde es fertig bringen, im Gehirn einer Fliege hundertfünfundsiebzig Schnitte vorzunehmen, und gar nicht bemerken, daß er sein Leben neben einem Typus von ungewöhnlichem Interesse verbringt. Ich finde aber, daß auch das Leben seine merkwürdigen Seiten hat. Und ich kenne Sie ja

Google

eigentlich schon recht lange, Clara. Sie sind vierundzwanzig Jahr alt, und seit acht oder neun Jahren kenne ich Sie gerade so gut wie Dartoys und beinahe eben so gut wie Ihre Mutter oder Charles."

„Eben so gut vielleicht, aber nicht eben so tief. Schon in meiner frühsten Kindheit hat sich die Nothwendigkeit das Vergnügen gemacht, aus mir die besondere Person herauszubilden, von der Sie eben sprechen."

„Sie haben mir von Ihrer Kindheit niemals gesprochen," fuhr Robert fort.

„Darüber ist auch nichts zu sagen. Ich habe gelitten. Sie sind Kliniker und wissen, was das zu bedeuten hat. Zur Berichterstattung eignet es sich nicht."

„Und dann?"

„Und dann habe ich mich gelangweilt. So lange ich noch sehen konnte, habe ich mit einer wahren Wuth alle Bücher, die mir in die Hand fielen, verschlungen: die wissenschaftlichen Werke aus der Bibliothek meines Vaters, dazwischen Uebersetzungen der Klassiker von Charles und Familienblätter für junge Mädchen. Mama fand nichts dabei. Sie wissen ja, für meine Mutter ist ein Buch ein Buch . . ."

„Und dann?"

„Dann gab mir das, was ich gelernt hatte, den Wunsch ein, noch mehr zu lernen. Ich habe mir Lehrer erbeten. Mein Vater legte zwar keinen Werth darauf, aber er wollte mir nichts abschlagen."

„Und sie haben Ihre Lehrer in Erstaunen versetzt?"

„Es scheint so. Jedenfalls haben sie sich für mich interessirt. Es hat ihnen Freude bereitet, das arme kleine Geschöpf möglichst vorwärts zu bringen. Als mir Lesen und Arbeiten verboten wurde, — noch bevor mir die Arbeit zur Unmöglichkeit gemacht worden war — wußte ich doch schon genug, um mich selbst weiterzubilden, durch Zuhören, durch Beobachtung."

„Vermuthlich wohl mehr durch Zuhören als durch Beobachtung."

„Nein, sogar weniger. Glauben Sie etwa, daß man nur mit den Augen beobachtet? Was sollte dann wohl aus mir werden! Zum Glück giebt es noch andere Wege. Das, was man durch die Berührung und das Gehör wahrnimmt, besitzt vielleicht noch mehr Feinheit, mehr Schärfe und schließt Irrthümer in höherem Maße aus, als die oberflächlichen Wahrnehmungen durch das Auge."

„Daß sich bei Ihnen das Gehör und der Tastsinn besonders scharf und fein entwickelt haben, erscheint mir ganz natürlich. Dadurch daß Ihr Gesichtssinn ruht, haben eben die anderen Sinne von Ihrer Nervenkraft um so mehr Nutzen ziehen können. Es steht ja auch fest, daß das Gehör in einem gewissen Grade das Gesicht ersetzen kann. Daß der Tastsinn für einen andern abgestorbenen Sinn wirksam eintreten könne, erscheint mir weniger wahrscheinlich. Sie haben mich ja niemals betastet."

Google

„Das ist auch nicht nöthig. Ich fühle die Personen an der Verschiebung der Luftschichten und an der Art und Weise, wie Luftwellen in größerer oder geringerer Dichtigkeit meine Haut berühren. Ihre Leichtigkeit oder ihre Verdichtung sagt mir, ob man sich von mir entfernt oder sich mir nähert. Keine Ihrer Bewegungen entgeht mir, auch wenn sie vollkommen geräuschlos wäre. Ich kann mir die Ohren zustopfen und weiß doch ganz genau, ob Mamas untersetzte Figur, ob die liebliche Schlankheit Lucys, oder ob der vierschrötige Charles in das Zimmer tritt, in dem ich athme. Sollte ich taub werden, so würde ich trotzdem sicherlich meine Freunde, wenigstens die mir am nächsten stehenden, sehr wohl erkennen und unterscheiden. Sie oder Decharmes bewegen die Luftschichten anders als Antonin, der weniger groß ist als René Decharmes und weniger breitschultrig als Sie. Sie werden das kaum verstehen, da Sie im Vollbesitz Ihrer Organe sind; bei mir aber, die ich zum Theil nur durch den Tastsinn lese, ist meine Haut empfänglich und fügsam geworden wie ein Präcisionsmanometer."

Er hörte mir aufmerksam zu.

„Es ist sehr interessant, wie Alles, was Sie sagen, Clara. Wenn ich mit Ihnen plaudere, lerne ich immer etwas Neues."

„Dem verdanke ich ja das Vergnügen und den Nutzen unserer häufigen Plauderstunden."

„Aber ich bitte sehr um Verzeihung . . ."

„Entschuldigen Sie sich nicht! Es geht Ihnen gerade so wie Charles, wie René, wie Antonin, und ich bin sehr glücklich darüber. Selbst wenn ich zugebe — und ich will gern glauben, daß Ihr Alle barmherzige Seelen habt —, wenn ich zugebe, daß Sie aus reiner Barmherzigkeit an meinem elenden Schicksal dasselbe Interesse nehmen, so wäre ich dabei gar nicht auf meine Rechnung gekommen. Dann wären Sie gekommen, um mit mir über das schöne und schlechte Wetter zu sprechen, und hätten mich aufrichtig bedauert. Vielleicht hätten Sie mir dann auch den ‚Roman eines verarmten Edelmanns' vorgelesen, da Sie ja herzlich gut sind, aber gewiß nicht die schwerwissenschaftlichen Werke, die der männliche Egoismus von der weiblichen Lectüre am liebsten ausgeschlossen sähe."

„Sie sind aber auch ein ganz ungewöhnliches Geschöpf. Sie sind kein Weib, Sie sind ein wissenschaftlicher Commilitone. Ich war noch in den ersten Anfängen meiner chirurgischen Arbeiten, als ich Ihren Bruder Charles kennen lernte, und nach kurzer Zeit sagte er mir: ‚Besuche mich einmal in meinem Hause, ich will Dich mit meiner Schwester bekannt machen. Es wird ihr die Zeit vertreiben, und Du wirst merken, sie ist ein Wesen von besonderer Art.' Sie haben sich auch sogleich für Alles, was ich trieb, lebhaft interessirt, und der stolze überraschende Muth, mit dem Sie Ihr Unglück ertragen, Ihre männliche Intelligenz, die eigenthümlichen Experimente, die Sie an sich selbst vornehmen, haben mich auf das Freudigste berührt. Sie kamen mir mit kameradschaftlichem Freimuth entgegen, nannten uns auf Charles' Veranlassung

bei unseren Vornamen und haben alle ungemüthlichen Ziererereien und allen lästigen Formelkram, der den Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht so oft erschwert, aus unseren Beziehungen ausgeschieden. In unserm Kreise, der sich zwei=, dreimal wöchentlich am Theetisch der Frau Sturm vereinigt, bilden Sie den Mittelpunkt."

„Sie übertreiben."

„Es ist die Wahrheit. Jeder Kreis muß seinen Mittelpunkt haben. Sie sind der unsrige. Unter dem Vorwande, Ihnen die Zeit zu vertreiben und Sie von dem zu unterrichten, was in der Welt vorgeht, haben wir die Wirthshäuser im Studentenviertel und den Tabaksqualm gemieden, um uns in dem wohlanständigen, wohlverschlossenen und wohldurchwärmten kleinen Salon Ihrer Frau Mutter zu versammeln. Manchmal bilden wir eine zahlreiche Gesellschaft, fünf bis sechs, an besonderen Fest= und Feiertagen steigt die Zahl sogar auf zehn bis zwölf. Dann wird von allem Möglichen geschwatzt. Ihre Frau Mutter erzählt uns die neuesten Gerüchte über die Rüstungen Italiens, über die Absichten des eisernen Kanzlers, die ihr von zuverlässiger Seite aus dem Geheimcabinet des Ministers des Innern zu Ohren gekommen sind . . ."

„Sie haben für meine Mutter nicht viel übrig, Robert. Ich kann Ihnen aber sagen . . ."

„Sie irren sich! Ich schätze Frau Sturm sehr hoch. Sie entschleiert vor mir die Geheimnisse des Gothaer Almanachs und sorgt dafür, daß Fräulein Lucy, die für das Excentrische in der Mode eine gewisse Neigung hat, sich sehr gut und richtig anzieht. Aber ich kann sie allerdings nicht daran verhindern, daß sie einschläft, wenn unsere Gesellschaft nur aus den drei ältesten Freunden Charles' besteht, den Brüdern Lucys und Ihren privilegirten Vorlesern, Clara. Aber gerade das sind unsere besten Abende, und vielleicht auch die Ihrigen, wenn Sie mit kluger Discretion unsere Verhandlungen leiten, wenn Sie Dartoys, der mir mit einer gewissen Geringschätzung das Prädicat Kliniker an den Kopf wirft, zurechtweisen und denselben Dartoys davon abhalten, mit Charles anzubändeln, sobald unser famoses Lieblingsthema, die Frage der Suggestion, auf's Tapet kommt."

„Das klingt ja beinahe, Robert, als ob ich mich mit nichts Anderm beschäftigte als mit Hypnotismus."

„Sie beschäftigen sich mit Allem, Clara. Wie theilnahmvoll plaudern Sie mit René Decharmes! Und wie dankbar muß er Ihnen sein! Denn Sie haben ihn gemacht."

„Er hat sich ganz allein gemacht."

„Sie wissen sehr wohl, daß das nicht der Fall ist. Aber sobald er in Ihre Hände gerathen . . ."

„Sie haben ihn ja selbst zu mir gebracht!"

„Natürlich! Er ist mein Jugendfreund. Wir waren noch keine zwei Jahre alt — so geht wenigstens die Sage —, als wir uns zum ersten

Google

Mal geprügelt haben. Ich hätte mich nie in einem Hause wohlfühlen können, wenn ich nicht alles Erdenkliche gethan hätte, um ihn einzuführen ... Ich habe eine doppelte Dummheit begangen."

„Wieso doppelt?"

„Weil Lucy ihn liebt."

„Und weil er Lucy nicht liebt?"

„Sie ist reizend, Clara. Sie können das nicht wissen. Sie haben ihm aber vom ersten Semester an klar gemacht, daß ein einfacher Advocat ein ganz und gar verächtliches Individuum ist, und daß es bei seinen natürlichen Anlagen eine Ehrensache für ihn wäre, es zum mindesten zu einem Berryer oder Cremieux zu bringen. Sie haben ihm das so oft und so eindringlich auseinandergesetzt, daß er es schließlich selbst glaubt, und daß er nun wirklich auf dem besten Wege ist, Ihnen Recht zu geben. Es ist gewissermaßen eine stete, andauernde, langsame, ununterbrochene Suggestion, die Sie auf ihn geübt haben ... Bitte, widersprechen Sie nicht! Wenn es hienieden überhaupt eine berechtigte Suggestion giebt, so ist es sicherlich diese! Und man muß es Ihnen lassen: Sie haben auf Jeden von uns in dieser wohlthätigen Art einzuwirken gesucht. Aber wir sind schlechte Medien, und deshalb haben es weder Charles, noch Antonin, noch ich dahin gebracht, daß sich die Welt um uns bekümmert. Sie sagten vorhin, Sie seien kein Weib. Giebt es aber etwas Weiblicheres als gerade dieses Verlangen, den Genius zu wecken, Berühmtheiten zu machen ... Sie sind ein echtes Weib vom Wirbel bis zur Sohle. Allerdings ... Ah! Guten Abend, gnädige Frau!"

„Guten Abend, Vandier!" sagte Mama, während sie die Thür hinter sich schloß. „Es ist hübsch von Ihnen, daß Sie meinem armen Kinde Gesellschaft leisten. Wissen Sie übrigens, was ich eben beim Schwiegervater des Generals de Bessé gehört habe? ..."

4. März.

Worauf will er eigentlich hinaus?

Wie er mich gequält hat! Was kann er überhaupt wissen? Ich bin gewiß sehr unvorsichtig gewesen!

Aber nein! Die Anderen machen sich ja noch darüber lustig. Lucys helles Lachen hat vielleicht etwas Künstliches, aber Mama amüsirt sich ehrlich über Renés närrische Leidenschaft, und Charles macht sich den Scherz, den er für ausgezeichnet halten muß — denn er wiederholt ihn täglich so und so oft —, jedesmal, wenn er Decharmes' Namen nennt, hinzuzufügen „der in Clara verliebt ist."

Ja, verliebt!

Es könnte ungeheuerlich erscheinen, und es hat sich doch auf die einfachste, natürlichste und ruhigste Weise gemacht. Renés Gesundheit läßt zu wünschen übrig. Sein Temperament hat etwas Sprunghaftes, Unausge-

Google

glichenes, Nervöses; man kann sich damit freilich an der Grenzlinie zwischen Gesundheit und Krankheit vorsichtig hinschlängeln und alt und grau dabei werden. Frauen haben solche Naturen gern. Sie fühlen eine gewisse Schwäche für Männer, die hart an den Dreißigen stehen, und denen sie doch bei jedem geringfügigen Unwohlsein mitleidig sagen dürfen: „Armes Kind!“

Es mag wohl der schroffe und brutale Temperaturwechsel gewesen sein, der neulich — an einem unfreundlichen Donnerstag des November — so stark auf ihn eingewirkt hat. Er hatte mir gesagt, daß er den Nachmittag mit mir verbringen wolle, da er wußte, daß Mama und Lucy auf einem Wohlthätigkeitsbazar waren. Er brachte genügendes Material mit, um uns auf einige Stunden reichlich zu unterhalten: einen großen Aufsatz, auf den er besonderen Werth legte, und den er nicht drucken lassen wollte, ohne ihn vorher nach unserer Gepflogenheit mit mir Zeile für Zeile durchgegangen zu sein. Denn wenn ich's auch Robert Vandier nicht habe zugestehen wollen, wahr ist es allerdings: ich allein habe René gemacht, ich habe ihm den Ehrgeiz in die Seele gehaucht, ich habe von meiner eigenen Thatkraft Thatkraft in seine Adern überfließen lassen. Ich habe ihn gelehrt, daß unsere Zeit eine Zeit des Ringens ist, daß man mit starken Angriffswaffen in den Kampf gehen muß, und daß Wohlstand und Stellung vor den socialen Erschütterungen unserer Tage nicht stärkeren Schutz gewähren als das Panzerhemd unserer Väter vor unseren Explosionsgeschossen.

Er besaß Intelligenz, Geist, Bildung und eine latente Urwüchsigkeit. Ich habe seine schlummernden Eigenschaften geweckt. Ich habe ihn gelehrt, seine Gaben zu verwerthen, sie in Handlung und Studium umzusetzen und sie an den Eigenschaften des Nächsten zu schärfen. Ich habe seinen allzu wohlgefälligen und elegant geschniegelten Plaidoyers die rechte Wärme' männliche Kraft, Muskeln und Rückgrat gegeben. Mir verdankt er seine großen Erfolge in den berühmt gewordenen Processen.

Ja, Robert hat Recht: ich bin ein Weib durch und durch. Ich habe in seinen Beziehungen die Pfade gefunden, die geraden Wegs oder auf Umwegen zu den einflußreichen Persönlichkeiten der Presse führen. Auf meine Veranlassung hat er sich an diese Macht gewandt, die heutzutage allein den Erfolg bestätigt. Ich habe ihn dazu bewogen, seine Nerven für das, was er schreibt, zu verwerthen und den Ueberschuß zu starker, zu mannigfaltiger Empfindungen in seinen Schriften loszuwerden. Ich habe seinen Stil überwacht, geschmeidigt, gestärkt, seine Acten mit ihm durchstöbert, die Correcturen mit ihm gelesen. Ich habe ihn zu dem gemacht, was er ist. O Gott! es ist ein Glück, das Niemand kennt, Niemand versteht, Niemand sagen kann. Es ist eine Schöpfung, die höher steht und vollkommener ist als die der Mutterschaft. Die Schöpfung einer Intelligenz, eines Talentes, eines Namens, die zweckmäßige Verschiebung in den treibenden und vertheilenden Kräften der Welt unter dem ungeahnten Druck einer sanften kleinen Frauen-

Google

hand . . . Ja, ich werde mich in René verlieben, aus Liebe für das, was ich aus ihm gemacht habe!

„Clara," sagte er mir, als er an jenem winterlichen Donnerstag eintrat, „wie freue ich mich, daß wir den ganzen Nachmittag für uns haben! Ich habe Ihnen soviel zu sagen! Von verschiedenen Seiten sind mir Anträge gemacht; ich muß nun wirklich daran denken, wie Sie es neulich Abends schon sagten, auf dem Wege, der zur Deputirtenkammer führt, die ersten Pfähle abzustecken."

„Das ist gescheidt, lieber Freund! Sie sprechen wie ein Mann."

Er lächelte.

„Es ist Ihre Atmosphäre. Sobald ich hier eintrete, thauen mir die Ohren und auch die Ideen auf. Ich glaube, so warm wie bei Ihnen ist es nirgends in Paris."

„Das mag sein. Sie wissen ja, wie wenig ich ausgehe. Ich mache mir so gut wie gar keine Bewegung, und deshalb brauche ich um so mehr Hitze. Aber Sie, René, sollten sich nicht so nahe an's Feuer setzen."

„Das hat nichts auf sich. Ich bin ganz durchfroren. Draußen steht das Thermometer unter Null. Das ahnen Sie wohl gar nicht? Die übermäßige Hitze thut mir jetzt wohl. Sie wird das Gleichgewicht wieder herstellen."

„Sie wird gar nichts wieder herstellen. Seien Sie doch kein Kind! Das Kaminfeuer ist in vollster Gluth. Mir wird es die Augen nicht verbrennen. Aber ich bin sicher, daß Sie den Kopf schon ganz benommen haben."

Er antwortete mit schleppender Stimme: „Es kommt nicht von der Hitze."

„Was fehlt Ihnen denn?"

„Nichts . . . ich fühle mich aber nicht ganz wohl."

Noch ein oder zwei kaum articulirte einsilbige Wörter. Dann auf meine beunruhigten Fragen ein bloßes Murmeln. Und dann nichts mehr.

Einige Augenblicke darauf ein leichtes sanftes Geräusch, das Hinsinken des geschmeidigen Körpers auf das seidene Polster, das Anlehnen des schweren Kopfes, die Berührung der Haare mit dem Rücken des Sessels . . .

Weswegen habe ich den Diener nicht gerufen? War es eine Eingebung? eine Vorahnung? Das sind keine Motive, die mich zurückhalten, wenn ich etwas thun will, was mir nothwendig erscheint. Ich war einfach fassungslos, trotz der Kaltblütigkeit, auf die ich mir soviel einbilde, — fassungslos und zugleich von dem unsinnigen Wunsche erfüllt, den bewußtlosen René aufzufangen und ihn nach dem Sopha zu schleppen, wo ich ihn bequem hinlegen wollte.

Man muß nie seine Zeit damit verlieren, gegen das physisch Unmögliche anzukämpfen. Ich beeilte mich daher, mit aller meiner Kraft den Sessel vom Feuer so weit wie möglich, bis an das andere Ende des Zimmers,

Google

fortzuziehen . . . René hatte sich nicht gerührt. Ich stand unschlüssig da. Ich wagte es nicht, die Fenster zu öffnen, wegen der Kälte, von der er gesprochen hatte. Ich legte meine von der Furcht eisig kalt gewordene Hand auf seine Stirn. Die Stirn brannte. Ich ließ langsam meine Hand bis zu den Brauen, bis zu den Augen herabgleiten. Ich fühlte unter meinen Fingern etwas Starres: die Spitzen der Wimpern an den Lidern. Seine Augen waren offen geblieben. Ich ließ meine Hand weitergleiten und legte sie sanft auf die Lider, die sich schlossen. Er seufzte auf. War es Erleichterung, war es Beklemmung? Ich war zu verwirrt, um es unterscheiden zu können.

Ich beugte mich über ihn.

„René, leiden Sie?"

„Ich weiß es nicht."

„Sie wissen nicht, ob Sie leiden?"

„Ich weiß nicht recht, was ich empfinde."

„Also Sie leiden nicht, lieber Freund?"

Folgsam antwortete er: „Ich leide nicht."

„Sie sind geblendet, nichts weiter. Die Flammen haben Ihre Augen ermüdet, Ihren Kopf benommen. Sonst ist es nichts, nicht wahr?"

„Sonst nichts."

„Und jetzt geht's Ihnen wieder besser. Ihre Augen haben sich wieder erholt, und alles Feuer ihrer Stirn ist in meine Hand übergegangen. Sie fühlen sich wieder erfrischt."

„Ja."

Und sonderbar! Auch ich fühlte, wie sich die Gluth, während ich sprach, allmählich verflüchtigte, und das Fieber, das an den Schläfen hämmerte, sich immer mehr beruhigte.

„Also nun ist's vorüber. Jetzt fühlen Sie sich wieder vollkommen wohl."

„Ich fühle mich vollkommen wohl."

Und er wiederholte noch zweimal: „Ich fühle mich vollkommen wohl."

Und ich spürte, wie seine Lider zitterten und lächelnd geöffnet wurden. Ich beugte mich wieder über ihn.

„Was empfinden Sie jetzt?"

„Ein physisches Wohlbehagen, die wohlig selige Mattigkeit, die dem Leiden folgt. Ich finde es nur albern, wie ein Frauenzimmer ohnmächtig geworden zu sein. Es ärgert und beunruhigt mich."

„Machen Sie sich darum keine Sorgen, René. Der Vorfall wird keine weiteren Folgen haben und sich nicht erneuern. Denken Sie nicht mehr daran, das ist das beste Mittel. Denken Sie nicht mehr daran und sprechen Sie nicht davon.

„Ich werde nicht davon sprechen."

„Das genügt nicht. Sie dürfen auch nicht daran denken."

Google

„Ich werde nicht mehr daran denken.“

„Vollkommenes gänzliches Vergessen.“

„Vollkommenes Vergessen.“

Ich war unsagbar erregt. Ich zog meine Hand zurück. Meine Lippen berührten Renés Stirn. Mein Athem streifte seine Lider. Ich entfernte mich von ihm und setzte mich wieder an den Kamin.

René folgte mir.

„Nun Clara,“ sagte er, indem er laut auflachte, „das ist ein hübscher Spaß! Ich glaube, ich bin beim Vorlesen meiner eigenen Prosa eingeschlafen. Das ist vielverheißend, nicht wahr? Aber die Schuld liegt an Ihrem Feuer. Wie können Sie es da nur aushalten? Hätte ich nicht die Vorsicht gebraucht, meinen Stuhl wegzuschieben . . .“

„Ich habe gar nicht gemerkt, daß Sie geschlafen haben, René.“

„Mein Wort darauf, ich habe geschlafen, nur einen Augenblick. Aber Sie wissen, einen jener seligen Augenblicke, in denen man den Kuß eines Engels auf der Stirn fühlt.“ Er lächelte.

„Was Sie sich einbilden!“

„Seien Sie nicht böse, Clara. Ich will jetzt erschrecklich ernsthaft sein: ‚Wie wir vor Kurzem ausführten, bemühen sich die Gegner des parlamentarischen Regiments‘“ — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

In jener Nacht that ich kein Auge zu. In meiner fieberhaften Erregung vergegenwärtigte ich mir die plötzlichen und wechselvollen Ereignisse der seltsamen Scene und die wissenschaftlichen Reminiscenzen, die auf einmal in mir wieder aufgeschossen waren, als ich René Silbe für Silbe mir nachsprechen hörte: „Ich fühle mich vollkommen wohl.“

So hatte ich denn also in der Wahrheit in einer spontanhypnotischen Scene eine der großen Rollen der Suggestion gespielt, deren gebieterische Allmacht mich leidenschaftlich bewegt hatte, wenn Charles mir davon gesprochen oder Antonin Dartoys mir etwas darüber vorgelesen hatte! Ich würde niemals den Versuch gewagt haben. Auf einmal aber, ohne irgend welche Vorbereitung, ohne Mitschuld von meiner Seite, hatte mich der Zufall diese Rolle in der Wirklichkeit spielen lassen! Ich hatte die wissenschaftliche und positive Wirklichkeit dieses Wunders erprobt, die ich bisher nur visionär erschaut oder durch die Wahrnehmung eines Andern geahnt hatte, — Wunder, die mehr geahnt als erforscht sind, wie sie eine mächtige schöpferische Phantasie in den Märchengebilden von „Tausend und eine Nacht“ geschaffen hat . . .

Und das hatte sich Alles so einfach, so logisch zugetragen. Wie hatte ich mich nur darüber kindlich verwundern dürfen! Ich wußte ja, daß in gewissen Fällen durch die natürliche Action gewisser Temperamente, die für den Hypnotismus besonders empfänglich sind, das Starren auf einen glänzenden Gegenstand, einen blendenden Punkt, einschläfern kann, daß es

Google

einen künstlichen Schlaf mit willkürlichen Folgen hervorruft, Katalepsie, Lethargie, Somnambulismus, die Befähigung, Hallucinationen und Suggestionen zu empfangen, und beim Erwachen nach dem Willen des Hypnotisirenden Vernichtung der Erinnerung.

René mit seiner nachgiebigen und nervösen Natur, von der übermüdenden Thätigkeit seines Doppellebens in der Gesellschaft und im Studierzimmer überreizt, kommt zu mir, matt, angegriffen von der Kälte. Er setzt sich an den Kamin vor flammendes Feuer. Die Hitze wirkt auf ihn ein. Er starrt in die Gluth, wird schwerfällig stumpf, seine Augen schließen sich halb. Der blendende Schein dringt bis zum Gehirn vor. Er schläft ein, angstvoll, mit offenen Augen, und verfällt sogleich in tiefen Schlaf. Ein vorzügliches Medium. Mechanisch lege ich meine Hand auf seine Stirn, auf seine Augenbrauen, auf seine Augenlider. Ich drücke sanft den Augapfel und bestimme also den hypnotischen Schlaf. Durch das Wort trete ich mit dem eingeschläferten René in Verbindung. Ich habe keinen andern Gedanken als den, meinen Freund wieder gesund zu machen, und unbewußt und ohne Schuld, aber mit um so herrischerer Kraft übertrage ich auf ihn meine Gedanken, die sich in sein Gehirn eindrücken wie in halbflüssiges Wachs und so, wie ich sie ihm eingedrückt habe, in seiner eigenen Rede wieder zum Ausdruck kommen.

Wie kann ich mich darüber wundern? Habe ich nicht die wissenschaftlichen Schriften, die die Theorie der Suggestion begründen, gründlich studirt? Sind mir nicht alle wichtigen Veröffentlichungen über diese Materie von den Freunden vorgelesen worden? Habe ich mir nicht die bemerkenswerthesten Stellen notirt? Und wenn hienieden nichts Neues geschaffen wird, so geht auch nichts verloren. Alles dient seinem Zweck, sogar das, was für den Fall des Unwahrscheinlichen angehäuft wird. So segne ich denn die Notizen, die ich mir gemacht habe, ich weiß eigentlich selbst nicht, weshalb, mechanisch, gewohnheitsmäßig, nach irgend einer Discussion oder im Laufe einer Vorlesung.

In dem seltsamen Augenblicke, da der Versuch meiner Gewalt über René einen blendend hellen, fast tragischen Lichtstrahl auf mich warf, zweifelte ich nicht. Physisch war ich durch die Ueberrumpelung einer gewaltthätigen Erregung erschüttert. Mein Gedächtniß aber und meine Willenskraft waren wach und rege, widerstandskräftig, unbeugsam, leidenschaftlich. Meine Kniee zitterten, als wären sie am Gelenk gebrochen. Mein Kopf beugte sich vor der majestätischen und erschrecklichen Erscheinung der Hypnose. Aber ich bewahrte Muth und Kraft, um bis zum Aeußersten vorzudringen, um in ihrer unbeschränkten Macht die geheimnißvolle Kraft zu erproben, die mir eine Laune des Schicksals offenbart hatte, um durch meine eigene Erfahrung die Richtigkeit einer der eigenartigsten Erscheinungen der Suggestion festzustellen: die Vernichtung der Erinnerung beim Erwachen auf Befehl des stärkeren Individuums, das vollkommene Verschwinden der empfangenen

Google

Empfindungen und der während der Dauer der Hypnose hervorgerufenen Eindrücke und vorgeschriebenen Handlungen aus dem Speicher des Gedächtnisses.

Ich höre noch unsere beiden Stimmen: die meinige von metallenem Klang, wie gehärtet in der Reaction meiner Thatkraft auf mein Empfinden, die Stimme Renés so sanft, schleppend, gleichmäßig, wie sie im Tonfall und Rhythmus meinem Gebote willenlos gehorsamte:

„Sie dürfen nicht mehr daran denken."

„Ich werde nicht mehr daran denken."

„Vollkommenes gänzliches Vergessen."

„Vollkommenes Vergessen."

Und das Vergessen war eingetreten, so tief und dicht wie die Finsterniß, in der sich noch ein Theil der psychischen Operation vollzieht.

Ein vollkommenes Vergessen bis auf die Empfindung beim Erwachen, die im Fluge wahrgenommene Liebkosung während des unermeßlich schnell vorübereilenden Augenblicks, in dem das Bewußtsein wieder Besitz ergreift.

„Der Kuß eines Engels" . . . Armer René! — Aber ach! Arme Clara!

Ja, arme Clara! Armes, inconsequentes Geschöpf! Ohne den rechten Muth und die Geistesgegenwart, trotz aller Großsprecherei nicht das Letzte gewagt, nicht den Versuch einer der sogenannten „Suggestionen auf lange Verfallzeit hinaus" unternommen zu haben, deren geheimnißvolle Kraft sich erst nach Wochen und Monaten des Vergessens mit erstaunlicher Kraft und Wahrheit offenbart!

Unter dem schmerzlichen Empfinden dieses Bedauerns, in der bitteren und niederdrückenden Verstimmung, versäumt zu haben, was nicht wieder gut zu machen ist, verfiel ich am Ende jener unruhigen Nacht in dumpfe Bewußtlosigkeit, den Kopf auf meinem Schreibtisch, den Arm auf meinen zerstreuten Notizen in ihren reliefartig hervorragenden hieroglyphischen Zeichen der Blindenschrift, ganz gebrochen, in fieberhafter Betäubung, mit wilden Träumen, mit Alpdrücken und jähem Erwachen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber nein, es giebt hienieden nichts, was nicht wieder gut zu machen wäre, nichts, das, wenn es auch einmal entschlüpft, unwiederbringlich wäre. Das Glück vielleicht . . . Aber was habe ich mich um's Glück zu kümmern!

Denn ich habe vor Robert gelogen, als ich ihm sagte, daß ich im Glück des Nächsten einen tröstenden Ersatz für den Mangel an eigenem Glück fände. Ach, ich habe mich selbst belogen, als ich durch die bestimmte Behauptung, durch eine Art von Selbstsuggestion mich davon zu überzeugen hoffte! Es wäre so schön, sich auf diese Weise von der äußersten Zartheit seines Empfindens, von den edlen Regungen seiner Seele und seines Herzens überzeugen zu können! Aber ich bin unterrichtet und zu klar in dem, was ich will, um nicht zu wissen, daß, wenn ich vorgeblich in ge-

Google

schwisterlicher Entsagung Lucy und Robert zusammenführe, ich dabei die uneingestandene, wohlthuende Gewißheit habe, daß Lucy sich über Renés kühl abwehrendes Verhalten niemals trösten und daß Robert Lucys erste Liebe nie vergessen wird . . .

Und wenn ich darauf hinarbeite, René zu einer Berühmtheit zu machen, will ich ihn damit zugleich glücklich machen? Sind Glück und Erfolg synonyme Begriffe? Ich will es hoffen, ich muß es hoffen, um es zu glauben. Und wenn ich es nicht glaubte, wo fände ich dann eine Entschuldigung vor mir selbst?

Besitzt er ein Temperament, das für die Hypnose in ungewöhnlichem Grade zugänglich ist? Oder war er durch das erste Experiment schon gewissermaßen geschult und vorgebildet? Diesmal schlief er sehr natürlich, friedlich, ohne vorhergehendes Starren auf einen bestimmten Gegenstand ein. Am vergangenen Dienstag den 25. November besuchte er mich und beklagte sich über starken Kopfschmerz.

„Ich bin Ihrer Frau Mutter und Lucy in Besuchstoilette begegnet. Lucy sah mit ihren blonden Haaren, die unter dem großen Hute hervorquollen, entzückend aus. Ich habe also gewußt, daß Sie allein sind, und komme nun zu Ihnen, Clara, um von Ihnen Zerstreuung und Mitleid zu erbitten."

„Zerstreuung bringen Sie ja selbst. Auf mein Mitleid dürfen Sie aber nicht rechnen. Sie haben in jüngster Zeit zu unvernünftig gelebt und sich zu gut amüsirt."

„Nein! Das heißt . . . ich bin allerdings einige Tage hintereinander nicht vor fünf, sechs Uhr Morgens in's Bett gekommen. Daß ich mich aber dabei sonderlich amüsirt hätte, ist keineswegs sicher."

„Im gesellschaftlichen Leben ist überhaupt nichts sicher."

„Doch, der Kopfschmerz. Mir ist, als ob sich ein glühend heißes Eisen um meine Stirn legte. Fühlen Sie nur, Clara!"

Wir standen noch. Er nahm meine Hand, und da er sehr groß ist, setzte er sich, um sie bequem auf seine Stirn zu legen.

„Ihre Stirn ist sehr heiß. Aber was beweist das? Sie sind sehr schläfrig, Sie sollten ausschlafen."

„Wie meinen Sie? Auf der Stelle?"

In meiner Feinhörigkeit der Blinden bemerkte ich schon eine Verschiedenheit des Tones zwischen der ersten und zweiten Frage. Die Gelegenheit war zu verführerisch. Weswegen bot er sich mir gewissermaßen an? Die Situation riß mich mit sich fort. Ich hatte keine Zeit zum Nachdenken.

„Gewiß," antwortete ich, „wenn Sie wirklich schläfrig sind. Sie halten sich ja kaum noch aufrecht, mein armer René! Ihre Lider sind schwer, die Augen fallen Ihnen zu. Sie schlafen."

Ich ließ meine Hand über seine Stirn gleiten, über seine Augenbrauen über seine Augen.

Google

„Schlafen Sie!"

Ich beugte mich über ihn, und der gleichmäßige friedliche Athemzug, wie der eines schlafenden Kindes, streifte sanft meine Wangen.

Ich war Herrin über ihn, über mich, über die Situation, in einem gewissen Grade Herrin über die Zukunft. Wie sollte ich diese Gewalt, die mich verwirrte, ausnutzen? Tag und Nacht hatte ich diese Frage angstvoll erwogen und sie in meiner erregten Einbildungskraft hin und her gewälzt. Ich glaubte nicht, daß das Ereigniß so bald eintreten würde. Nun aber, da das unvorhergesehene Ereigniß sich plötzlich erfüllte, war auch mein Entschluß sogleich gefaßt. Ich empfand ein sehr lebhaftes Erstaunen und eine unmittelbare Erleichterung.

Eine gewisse Verstimmung hatte ich zunächst zu überwinden: ich mußte einen jener Nebel der Einbildungskraft durchschreiten, die die Seele grau umhüllen und in der Ferne in farblosem Dunst alle Aussichten und alle Hoffnungen des Daseins rauben. Einige Tage vorher war gelegentlich die Aeußerung gefallen: „Die reizende kleine Lucy!" in einem ganz besondern Tone, aus dem ich in meiner Beunruhigung eine Herzensneigung herausgehört hatte, an die ich nicht glauben wollte. Wie diese plötzlichen Offenbarungen weh thun! . . .

„René," sagte ich, „lieben Sie mich?"

„Ich weiß es nicht."

„Doch, Sie lieben mich, René."

„Ja, Clara, ich liebe Sie."

„Wie lieben Sie mich?"

„Wie eine Schwester, wie die beste verständnißvollste Schwester."

„Das ist nicht genug. Ich will wahrhaft geliebt werden — mit liebendem Herzen."

„Mit liebendem Herzen?"

„Ja, wie eine Geliebte."

Er schien nachzudenken. Die ihm suggerirte Empfindung, die auf vorher gefaßte Ideen gestoßen war, hatte größere Schwierigkeiten zu überwinden, um sich festzusetzen und das vorher Empfundene in dem geschmeidigen Gehirn zurückzudrängen. Und ich folgte diesem Widerstreit, als ob er sich auf einem geradflächigen Spiegel abspielte; mir schien, daß mein Verstand in der Betrachtung des Unsichtbaren zwei Mauern von Fleisch durchdrang, um in seinem unterworfenen Verstande wie in einem aufgeschlagenen Buche zu lesen. Ich fühlte, wie er unter meiner Hand lächelte — ein träges Lächeln, das sich in dem wiegenden Wohlgefühl der Ekstase verlangsamte.

„Clara, meine Geliebte! Meine heißgeliebte Clara!"

„Also Sie lieben mich, René? Welche Liebe empfinden Sie für mich?"

„Die leidenschaftliche, einzige, unersättliche Liebe des Mannes für seine Geliebte . . ."

„Nein, nein!"

Google

Was hatte ich angerichtet! Welche Gefühle hatte ich ihm eingeflößt! In meinem zügellosen Verlangen, geliebt zu werden, hatte ich den Kopf verloren.

„Nein, nicht so! Anders sollen Sie mich lieben, René! In Zucht und Ehren!"

„In Zucht und Ehren?"

Er stockte wieder. Es war die Pause des Intellects, der eine neue Idee in sich aufnimmt, und alsdann das langsame, sichere unabwendbare Vordringen dieser Idee.

„Sie werden mein Weib, vor Gott und den Menschen! Ich heirathe Sie, Clara!

Der Unglückliche stürzte selbst dem Abgrunde zu.

„Ja, René, Sie werden mich heirathen. Sie werden glücklich sein."

„Sehr glücklich."

„Sie werden bei meiner Mutter um mich anhalten."

„Ja."

„Wann?"

„Wann?"

Diesmal ließ ich ihm nicht Zeit, nachzudenken. Ich wollte die Leitung allein in Händen behalten.

„Ich will Ihnen etwas sagen. Sie werden mich zunächst im Geheimen lieben, ohne irgend etwas zu sagen, ja, ohne sich selbst Rechenschaft davon abzulegen . . . Und Ihre Liebe wird unaufhörlich wachsen, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, bis sie vor allen Augen sichtbar wird, und Sie selbst werden allmählich das Bewußtsein davon erlangen, bis . . ."

„Bis?"

„Sechs Monate werden genügen, denke ich. Nun, René, in sechs Monaten werden Sie fühlen, daß Ihre Liebe stärker ist als aller Widerstand, stärker als die Verschiedenheit des Vermögens und . . . der Gesundheit, stärker . . . ja sogar stärker als das Lächerliche! Sie werden fühlen, daß Sie ohne mich nicht mehr leben können, daß für Sie das ganze Glück ausschließlich darin beruht, sich mit mir zu vermählen. Haben Sie mich verstanden?"

„Ja."

„Werden Sie mir gehorchen?"

„Ja."

„In sechs Monaten! — Heute haben wir den 25. November 1887. Am 25. Mai 1888, am Abend, wenn die ganze Gesellschaft bei uns vereinigt ist, werden Sie bei meiner Mutter um mich anhalten."

Er wiederholte: „Am 25. Mai 1888, am Abend, werde ich bei Frau Sturm um Sie anhalten."

„Und Sie werden sehr glücklich sein, wenn ich die Ihre werde."

„Ich werde sehr glücklich sein, wenn Sie die Meine werden."

Google

Ein Seufzer der Erschöpfung entrang sich meiner Brust. Aber meine Aufgabe war noch nicht erschöpft. Nichts durfte versäumt werden. Die Geheimhaltung war die unerläßliche Bedingung für meinen Erfolg.

„Das ist noch nicht Alles, René. Diese Gefühle, diese Liebe, — aus vollkommen freiem, eigenem Triebe werden Sie sie für mich empfinden! Mein Wille ist daran unbetheiligt. Ihr Wille allein und Ihr Herz werden Alles das bewirken. Verstehen Sie mich?"

„Vollkommen."

„Punkt für Punkt müssen Sie Alles das erfüllen, was ich Ihnen sage, und Sie müssen vergessen, daß ich's Ihnen gesagt habe. Es muß sein. Sie werden es vergessen."

„Ja."

„Vollkommenes absolutes Vergessen."

„Vollkommenes absolutes Vergessen."

„Und nichts auf der Welt, kein zufälliges Zusammentreffen, kein Widerruf, keine Suggestion wird im Stande sein, die getödtete Erinnerung in Ihnen wieder zu erwecken."

„Nichts, nichts auf der Welt, liebe Clara."

Ich athmete mit der eigenthümlich bedrückenden Aengstlichkeit der geahnten Erleichterung auf. Und wie das erste Mal, streifte ich mit meinen Lippen seine Augen und flüsterte mit aller Ueberlegenheit, mit aller concentrirten Willenskraft, die ich in dieses äußerste Gebot hineinzulegen vermochte: „Seien Sie glücklich, lieber René!"

— — — — — — — — — — — — — — —

„Nun, Clara", sagte mir René mit einem Tone klagenden Triumphes, „glauben Sie mir nun, daß ich Kopfschmerzen habe? . . ."

15. April.

Gestern habe ich das Experiment meiner geheimnißvollen überlegenen Gewalt auf René Decharmes wiederholen müssen. Seit zwanzig Wochen zum ersten Mal, und, der Himmel ist mein Zeuge! sehr gegen meinen Willen.

Ich weiß nicht, was die berufsmäßigen Hypnotiseure empfinden. Ohne Zweifel wird für sie die Gewohnheit die fieberhaft erregende Schärfe der Empfindung abgestumpft haben. Ueberdies giebt es auch Naturen — aber sind es die edelsten? — die vielleicht im ungenügenden Vertrauen auf ihren eigenen Werth den schlagenden Beweis ihrer Ueberlegenheit zu führen suchen, ohne zu bedenken, daß . . . Aber ich will jetzt nicht moralisiren!

Was ich will? Wenn ich diese Blätter, die ich wohlverwahrt unter Schloß und Riegel halte, mit meinen Reliefbuchstaben bedecke, so geschieht dies ausschließlich, um zur Erbauung und zum Dienste meiner eigenen Zukunft die Erinnerung an Ereignisse festzuhalten, die eigentlich ganz einfach, vollkommen natürlich, logisch erklärlich und der Wahrheit getreu nacherzählt sind, und die mir doch wohl eines Tages im sorglosen Besitze des Sicher-

Google

erworbenen unwahrscheinlich, unzulässig, unthatsächlich erscheinen würden. Deshalb will ich auch keine schönen literarischen Phrasen bauen, keine Gedanken und Reflexionen niederschreiben. In kurzen, bestimmten, nur das Wesentliche bezeichnenden Zügen will ich mit Hilfe meines treuen Gedächtnisses die Vorgänge in ihrer ergreifenden Wirklichkeit schildern. Ja, in ihrer ergreifenden Wirklichkeit!

Diese Wirklichkeit hat etwas Tragisches, Erschreckliches, sogar für die, die zu ihrem eigenen Nutzen diese verwegene Unterjochung eines fremden Wesens bewirkt haben, — diese Besitzergreifung durch eine Seele, eine Intelligenz und einen Willen, von einer andern Seele, einer andern Intelligenz und einem andern Willen, die vielleicht jenen ersten gleichwerthig, vielleicht ihnen sogar überlegen sind, die aber durch eine unerbittliche, erdrückende Kraft, die blind ist wie das antike Verhängniß, niedergeworfen werden, eine Kraft, die wissenschaftlich begründet ist, erwiesen, die zu praktischen Zwecken verwandt werden kann, die unter Umständen in den zarten Fingern eines Weibes steckt, die trotz Allem unerklärt bleibt, wie alle herrischen gebieterischen Kräfte, wie Liebe, Genie, Wahnsinn, — für die Einen ein unabhängiges Agens, für die Anderen ein psychisches oder physiologisches Phänomen, für Alle das beunruhigendste und verwirrendste der unerforschten Geheimnisse. . . .

Hätte mich Robert Vandier nicht dazu gezwungen, so würde ich keinen neuen Versuch mit René wieder unternommen haben. Wozu auch? Aus neugierigem Gelüst am Experimentiren und am Analysiren? Ich war von den neuen Empfindungen und den praktisch erwiesenen Thatsachen so gesättigt, daß ich für das neugierige Erforschen geringfügiger Einzelheiten kein Gelüst empfinden konnte. Eine vornehmere, höherstehende wissenschaftliche Neugier von allgemeiner Bedeutung blieb bestehen: zu erkunden, was aus der Suggestion mit ihrer Wirkung auf einen gewissen bestimmten Termin hin werden würde, welchen Weg diese durch meine Ueberlegenheit eingeimpfte Idee langsam zurücklegen würde, um nach Verlauf der vorbestimmten sechs Monate zu ihrem Ziele zu gelangen.

Es ist wunderbar. Dieser Weg wurde zurückgelegt mit der Sicherheit und der unerschütterlichen Präcision einer von einem hervorragenden Mechaniker gebauten Maschine.

Von Tag zu Tag offenbart sich Renés zärtliches Empfinden für mich in leidenschaftlicherer, thatkräftigerer, hilfsbereiterer und einschmeichelnderer Weise, und jeden Tag erscheint es den Meinigen „närrischer und verrückter". Mama triumphirt und lacht laut auf. Der gute Charles ist René dankbar. Die arme kleine Lucy empfindet eine gewisse Erbitterung, Verstimmung und Aerger.

Dartoys, der sich mit einer schwer wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt und die deutschen Zeitschriften durchstöbert, scheint von dem, was sich ereignet, wenig zu bemerken.

Google

Robert . . . ach, ich verdanke ihm trübe Stunden! Was habe ich ihm nur gethan? Hat sein Scharfsinn errathen, daß ich . . . nun ja, ich darf's ja sagen, daß ich eigentlich ihn gern hätte lieben wollen? Vielleicht kann er mir diese Lächerlichkeit, die extravagante Zärtlichkeit eines armen Mädchens, wie ich es bin, nicht verzeihen! Aber nein, das ist ein unsinniger Gedanke! Ich bin stolz, Robert ist hochherzig. Ich habe nichts verrathen, und er hat auch nichts errathen wollen. Das Wahrscheinliche ist etwas Anderes.

Einem so aufmerksamen Beobachter wie Robert hat das Anwachsen der zärtlichen Gesinnungen Renés für mich nicht entgehen können. Er hat sich zunächst darüber verwundert, und das ist nur zu erklärlich. Er hat alsdann die Lösung des Räthsels gesucht. Er weiß, in welche Atmosphäre theoretischer und praktischer Wissenschaft ihre Discussionen mich eingehüllt haben. Er weiß, welche überwiegende Bedeutung, seitdem Charles in die Salpêtrière eingetreten ist, in unseren häuslichen Unterhaltungen die Fragen des Hypnotismus erlangt haben. Er weiß, mit welcher Leidenschaft Antonin Dartoys, der der extremen Schule von Nancy angehört, die unbedingte Herrschaft des psychischen Phänomens und der Suggestion für die hypnotischen Erscheinungen beansprucht. Er weiß, daß ich ihre Vertraute und oft ihr Richter bin. Er weiß, daß ich Intelligenz besitze. Er hat also auch den Ehrgeiz und die eiserne Willenskraft, die ich unter meiner Ergebung in mein Schicksal und meiner Sanftmuth verberge, sehr wohl durchschaut. Nun will er noch mehr wissen, will die Gewißheit dessen erlangen, was er nur hat vermuthen können, will aus mir ein Zugeständniß, eine Andeutung herauslocken und sich den Anschein geben, als wisse er Alles. Ich habe gezittert, als er sich vorgestern Abend, während Antonin mit Charles und René discutirte, zu mir setzte und mir beiläufig sagte:

„Sie unterhalten sich da von Versuchspersonen“ — er sagte dies möglichst gleichgiltig und ausdruckslos — „und sie übersehen ganz, daß sie hier in der Nähe eine passive Versuchsperson haben, die den besten ‚Subjecten‘ Charcots nichts nachgiebt.“

Auch ich spielte die Unbefangene.

„Wie meinen Sie? Hier? Denken Sie etwa an mich?“

„Bewahre! Sie sind energisch und stark! Stellen Sie sich doch nicht so, als ob Sie nichts wüßten. Sie errathen ja, daß ich meinen alten Freund René Decharmes im Auge habe.“

„René? Ach, Sie scherzen? Ein vierschrötiger Bursche wie der!“

„Nun, dieser vierschrötige Bursche ist nervös, empfindlich, lenkbar und fremden Eindrücken zugänglich wie ein zartes Frauenzimmer, um nicht zu sagen, wie eine Nervenkranke. Ich brauche mich nur auf die Thatsache zu berufen, daß Sie im Begriff stehen, aus ihm eine bedeutende Persönlichkeit zu machen, woran er, der Himmel weiß es, nie gedacht hat. Bei ihm handelt sich's aber nur darum, daß ein Anderer für ihn will und weiß. Sie

Google

können ihn führen, wohin Sie wollen! Er wird darauf losgehen, losstürzen . . .!"

Ich habe es gestern so eingerichtet, daß ich mit René, der jetzt täglich kommt, allein sein konnte. Es wird mir übrigens nicht schwer gemacht. Charles ist im Hospital, Mama macht mit Lucy, die sie aus begreiflichen Gründen gern zeigt, Besorgungen und Besuche. Ich kann also allein sein, soviel ich will, auch mit jungen verführerischen Männern wie René Decharmes, ohne daß irgend Jemand das Geringste daran fände. Ich bin ja Clara Sturm! Du lieber Gott! Wer ist das, Clara Sturm?

. . . Ohne irgend welche Mühe gelang es mir, ihn einzuschläfern. Bei diesem dritten Versuche gehörte er mir mit Leib und Seele.

„Schlafen Sie!"

Es geschah auf der Stelle.

„René, erinnern Sie sich! Wie oft sind Sie eingeschläfert worden?"

„Ein einziges Mal."

„Sie sprechen von heute?"

„Nein, einmal vorher."

Der Angstschweiß trat mir auf die Stirn. Er erinnerte sich also! Aber weshalb nur an eine der Suggestionen? Und an welche?

„Wann war es?"

„In der vergangenen Woche, Dienstag oder Mittwoch . . . nein, Dienstag."

Das war also nicht ich gewesen!

„Wo war's?"

„Bei Robert Vandier."

„Durch wen?"

„Durch ihn."

„Bei welcher Gelegenheit?"

„Er hatte mich zum Frühstück eingeladen. Ich war zu früh gekommen. Da machte er mir den Vorschlag mich einzuschläfern."

„Und Sie haben eingewilligt? Das war sehr unvorsichtig."

„Ich glaubte, er würde es nicht fertig bringen."

„Und Sie haben sich geirrt?"

„Ich weiß es nicht. Er behauptet, daß er mich eingeschläfert habe. Aber ich habe das Gefühl, als ob ich ihm bereitwillig entgegengekommen wäre. Ich sprach mit ihm und hörte ihn, als ob ich wachte."

„Was sagte er Ihnen denn?"

„Er fragte mich, ob ich durch Sie schon eingeschläfert worden wäre."

„Ah! . . . Und Sie haben geantwortet?"

„Ich habe nein geantwortet, selbstverständlich. Ich hatte ja keinen Grund zu lügen."

Gottlob! Meine Suggestion war die sieghafte, das Erlöschen der Erinnerung vollkommen!

Google

„Was hat er darauf gesagt?"

„Er ist dabei geblieben. Er hat mir in gebieterischem Tone gewissermaßen befohlen, ich solle mich erinnern."

„Nun, und Sie?"

„Ich bin ärgerlich geworden. Ich habe ihn gefragt, ob er verrückt wäre."

„Darauf hat er Sie wohl in Frieden gelassen?"

„Nein, noch nicht gleich. Er hat mich gefragt, wer mir meine Liebe zu Ihnen eingeflößt hätte."

„Also wirklich? Was haben Sie gesagt?

„Ich habe gesagt, daß mir Niemand etwas Derartiges eingeflößt habe, daß allerdings meine Freunde alles Mögliche thäten, um mich davon abzubringen, daß es ihnen aber nie und nimmermehr gelingen würde . . . weil ich Sie liebe, Clara, weil ich Sie aus der natürlichen Neigung meines Herzens und durch die kluge Wahl meines Verstandes liebe."

Und wie sollte ich ihn nicht lieben!

„Und was hat er dagegen einzuwenden gewußt?"

„Nichts. Er murmelte zwischen den Zähnen, kaum hörbar, aber ich verstand es trotzdem: ‚Dieses fürchterliche Mädchen hat vielleicht sogar daran gedacht, die Erinnerung in ihm zu tödten! Nun, ich habe meine Schuldigkeit gethan. Was noch geschehen mag, geht mich nichts an. Mögen sie selbst mit einander fertig werden!'"

„Und er hat Ihnen gar nichts mehr gesagt?"

„Doch. Er hat mir gesagt: ‚Vergiß das beim Erwachen!'"

„Und Sie haben es vergessen?"

„Vollkommen. Ich würde nie wieder daran gedacht haben, wenn Sie mich nicht gefragt hätten."

Das also hatte der edle Robert vergessen. Er hat mir eine übrigens entbehrliche Lection darüber ertheilt, wie vorsichtig man sein muß, und ich werde die empfangene Lehre beherzigen.

„Nun also, René, hören Sie! Die ganze Unterredung mit Robert müssen Sie in der That vergessen. Sie müssen sie so vollkommen vergessen, daß selbst wenn er mit Ihnen darüber spricht, wenn er Sie danach fragt, wenn er Sie auf den richtigen Weg bringt, Sie in Ihrer Erinnerung doch nicht die geringste Spur davon finden werden. Haben Sie das verstanden?"

„Vollkommen."

„Das ist aber noch nicht Alles. Wie immer die Suggestionen sein mögen . . . Hat er auf Sie Suggestionen auszuüben versucht?"

„Wer?"

„Robert."

„Nein."

„Denken Sie nur nach."

„Nein."

Google

„Nun also. Wenn Robert oder irgend ein Anderer, wer immer es auch sein mag, den Versuch machen wollte, Suggestionen auf Sie zu üben, sei es im Schlafe, sei es im Wachen — von Keinem außer von mir würden Sie diese Einwirkung empfangen, von keinem anderen Menschen! Sie haben wohl verstanden, René: von keinem anderen Menschen!"

„Von Keinem außer von Ihnen."

„So ist es gut! Sie werden sich gegen alle Einwirkungen von anderer Seite sträuben, alle Befehle mißachten."

„Ja."

„Und nun, René, müssen Sie auch Alles ohne irgend welche Einschränkung, Alles, was wir mit einander gesprochen haben, vergessen, vollkommen vergessen."

— — — — — — — — — — — — — — —

6. Mai.

Charles berichtet mir mit Eifer von den erstaunlichen Experimenten, die neuerdings ein Amerikaner mit der Anwendung der Electricität gemacht hat. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß die Zeit käme, da die Einführung eines starken elektrischen Stromes auf die Netzhaut den Erblindeten das Augenlicht wiedergeben oder gar ein neues Augenlicht schaffen könne. Als ich ihm zuhörte und im Geiste mir vergegenwärtigte, was aus der Verwirklichung dieses Wundertraumes für mich sich ergeben könnte, mußte ich mir die Frage vorlegen, ob es wohl vernünftig wäre, die Zukunft unwiderruflich festzustellen, ob ich mein Geschick für alle Zeiten an das Renés binden solle, dieses erschrecklich folgsamen Kindes, dieses nachgiebigen Wesens, das ich ewig werde leiten, überwachen, anregen müssen . . . Ach, ich selbst bin ein Kind! Ich wage noch zu hoffen! . . .

25. Mai.

Heut ist der 25. Mai.

26. Mai.

Es war wieder einer unserer geselligen Abende. Das vorzeitig warme Wetter hat den Kreis unserer Freunde schon gesprengt. Nur Robert Vandier und Antonin Dartoys sind uns treu geblieben: Antonin wird durch unsere ungezwungene Unterhaltung, wo er Alles frei heraus sagen darf, angezogen. auch Robert wird vielleicht von dem Ideenaustausche gelockt, aber doch wohl hauptsächlich von Lucy. Ich hörte, wie sie in einer Ecke des Salons zusammen lachten. Charles ließ mit erzwungenem Respect Mamas Berichte, die im Laufe des Nachmittags bei der Tante eines Staatsraths einem zur Disposition gestellten Contreadmiral begegnet war, über sich ergehen, und Antonin brachte der Sache die Gefälligkeit des wohlerzogenen Mannes entgegen.

Google

René ließ noch auf sich warten. Ich fürchtete beinahe schon, daß er an jenem Abend überhaupt nicht kommen würde .... Wie mein Herz schlug ...

War in meiner Physiognomie etwas Ungewöhnliches, oder strömte das Vorherwissen des Außerordentlichen, das geschehen sollte, aus mir etwas aus, das die Atmosphäre, die die Anderen einathmeten, durchdrang, das ahnungslos von ihnen eingesogen wurde?

Alles schwieg. Eine Bewegung in den Luftschichten ließ mich erkennen, daß sich Alle zu René wandten, der schweigsam eintrat und auf Mama zuging. Ich saß neben ihr. Er blieb vor ihr stehen, und ich fühlte, wie er sich verneigte.

„Guten Abend, Decharmes!" sagte Mama. „Sie haben die Stunde Ihres Besuches vorübergehen lassen."

„Ich komme auch nicht, um einen Besuch zu machen, gnädige Frau."

Seine Stimme war weniger singend als gewöhnlich. Sie klang klarer, bestimmter, männlicher. Es war die Stimme der Entscheidung. Er fuhr fort:

„Ich bitte Sie um die Hand Claras."

„Clara! ..." rief Mama in höchstem Grade erstaunt. „Es liegt doch keine Verwechslung vor? Decharmes, Sie sagten ..."

„Ich sagte: Ich bitte Sie, gnädige Frau, um die Hand Ihrer ältesten Tochter Clara Sturm."

„Mein armer Decharmes," begann Mama mit zitternder Stimme.

Charles fiel heftig ein: „Aber lieber Freund, bist Du bei Sinnen?"

Er hatte irgend etwas umgeworfen, einen Tisch oder einen Stuhl, um seine Arme zu ergreifen. René machte sich ungehalten los.

„Bist Du selbst bei Sinnen? Was haben diese Worte zu bedeuten?"

„Diese Worte? Aber René, Du wirst mir doch keine Voreingenommenheit vorwerfen wollen? Clara ist das beste Mädchen auf der Welt, und Gott weiß, wie glücklich ich wäre, wenn Claras Zukunft ... Aber alter Freund, ich kann es nicht zugeben, daß Du das Mitleid bis zum Selbstmorde treibst ..."

„Mitleid?" rief René. — Gerechter Gott! wie seine Stimme leidenschaftlich erzitterte! — „Ich liebe Clara!"

Alle verstummten, wie vernichtet von diesem Durchbruch der Liebe, die alle Schranken der Convenienz und des Wahrscheinlichen niederriß. Dartoys kam zuerst wieder zu sich. Ich hörte, wie er seine Hand in Renés Hand legte, sie herzlich schüttelte:

„Alter Freund, Du hast Recht! Du verdienst dies Glück, da Du zuerst daran gedacht hast. Und welche Mitarbeiterin erwirbst Du Dir!" setzte er langsam und nachdrücklich hinzu.

„Willst Du denn annehmen?" fragte mich Charles schroff.

Google

„Welche Frage!“ rief Mama. Sie schluchzte, schlang ihre Arme um René. Ich hörte, wie sie ihn leidenschaftlich küßte. „Mein theurer Sohn! . . .“

Lucy brach in ein tolles Lachen aus, das zum Lachkrampf umzuschlagen drohte. „Nein, es ist zu komisch, zu komisch! Clara Frau René Decharmes! . . .“

Nun ja, mein liebes Kind, Frau René Decharmes! Du wirst's ja erleben!

„Was kommt Ihnen denn dabei so komisch vor, Lucy?“

Renés Stimme hatte einen so seltsamen, fast bedrohlichen Klang, daß Lucys Lachen in convulsivischem Schluchzen erstarrte. Während der Aufregung, die nun folgte, und während René Lucy zu beruhigen suchte und sich bei ihr entschuldigte, trat Robert Vandier auf mich zu.

„Meine Glückwünsche, Clara!“ sagte er mir laut, während er meine Hände ergriff, und ganz leise, indem er fast schmerzhaft meine Hände in den seinigen drückte, fügte er hinzu: „Clara, wird er glücklich sein? Es ist mein Jugendfreund. Er wird glücklich sein, nicht wahr? Ich muß diese Sicherheit haben. Wenn nicht . . .“

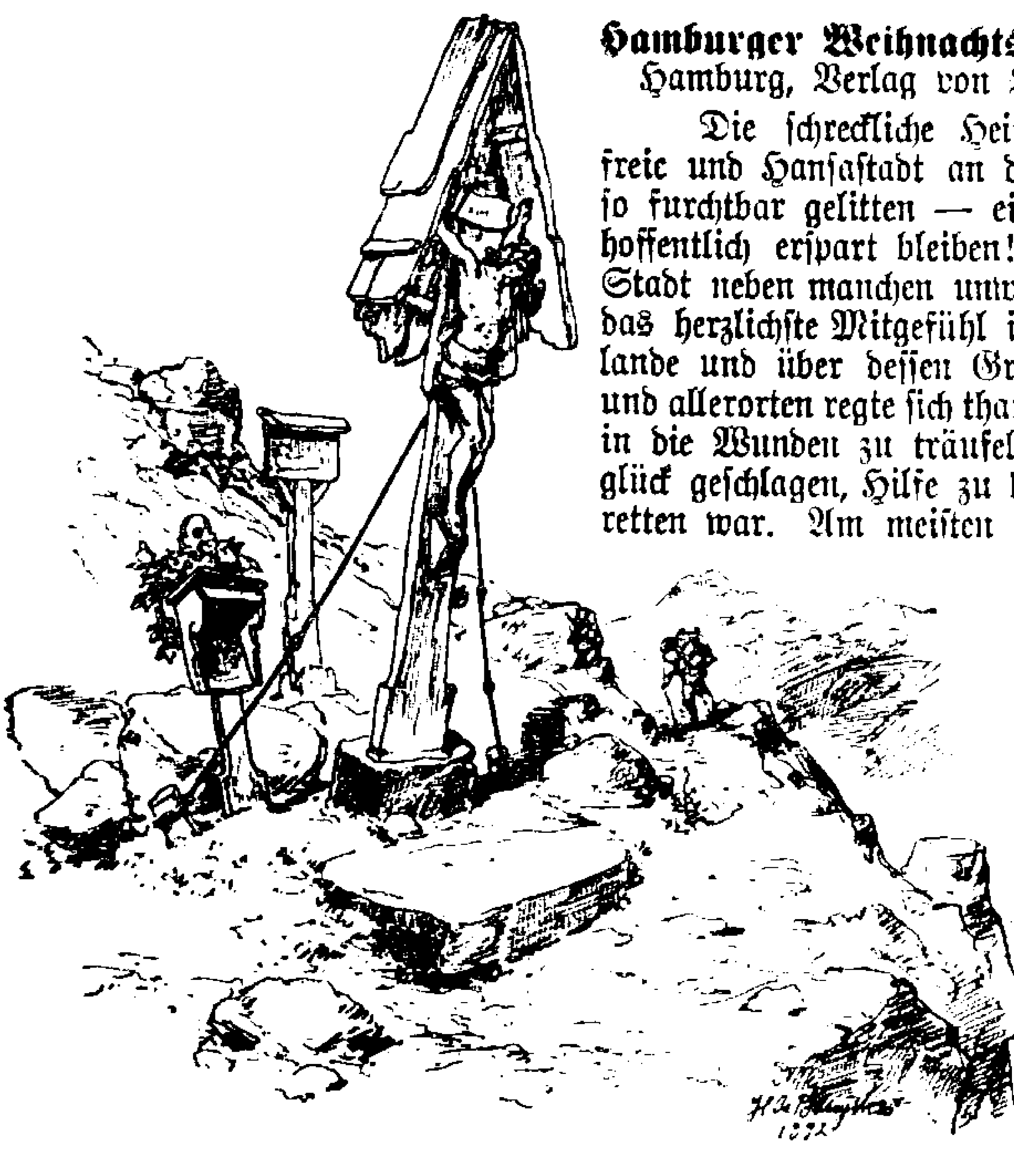
„Beruhigen Sie sich, Robert! Auch ich bedarf der Rechtfertigung für mein Glück.“

Ich kann ihn glücklich machen. Ich kann ihn berühmt, groß, geliebt machen. Ich vermag mancherlei. Ich habe es vermocht, daß man mich liebt. Ich habe Geduld und Muth. Ich weiß, und ich will.

Google

LIBER

Illustrirte Bibliographie.



Hamburger Weihnachtsbuch. Mit 140 Bildern. Hamburg, Verlag von Otto Meißner.

Die schreckliche Heimsuchung, unter der die freie und Hansastadt an der Elbe im vorigen Jahre so furchtbar gelitten — eine Wiederholung wird ihr hoffentlich erspart bleiben! — hat der unglücklichen Stadt neben manchen unwilligen Anklagen doch auch das herzlichste Mitgefühl im ganzen deutschen Vaterlande und über dessen Grenzen hinaus eingetragen, und allerorten regte sich thatkräftig der Drang, Balsam in die Wunden zu träufeln, die das entsetzliche Unglück geschlagen, Hilfe zu bringen, zu retten, was zu retten war. Am meisten aber raffte sich das schwer geprüfte Hamburg selbst auf, um die vernichtenden Schläge, die der unbarmherzige Feind gegen sein Leben, sein Glück, seinen Wohlstand führte, abzuschwächen und zu verwinden. In den mancherlei Maßregeln, die es ergriff, offenbarte es die ganze, unerschöpfliche Fülle seiner Mittel, seine ungebrochene Lebenskraft. Daß es aber nicht nur über reiche materielle

Go gle

Hilfsquellen verfügt, die ihm ein Emporarbeiten aus eigener Kraft ermöglichen, daß es auch in literarischer und künstlerischer Beziehung sich im Nothfalle auf sich selbst verlassen kann, lehrt die vorliegende Publication, deren Bestimmung gleichfalls war, zur Linderung der



Aus: „Hamburger Weihnachtsbuch." Hamburg, Otto Meißner.

Noth einen Beitrag zu liefern — den Waisen Hamburgs war der Reinertrag des „Hamburger Weihnachtsbuches" zugedacht. Das Werk ist lediglich aus den Beiträgen Hamburger Maler, Bildhauer, Schriftsteller und Musiker zusammengestellt worden, so daß das Buch

Go gle

Einem zugleich einen Maßstab giebt für das, was die mächtige Handelsstadt, in der vornehmlich Merkur den geflügelten Scepter schwingt, auf künstlerischem Gebiete zu leisten vermag. Dabei ist billigerweise der Umstand zu berücksichtigen, daß den wohlthätigen Einsendern von der Verlagshandlung Otto Meißner die Aufforderung zur Beitragspende erst am 28. September v. J. zuging, während der Einlieferungstermin auf den 10. October festgesetzt war, so daß nur die kurze Spanne Zeit von zwölf Tagen zur Herstellung des Textes und der Illustrationen gegeben war. Ohne diese Beschränkung hätten wir gewiß



Der kleine Angler.
Aus: „Hamburger Weihnachtsbuch." Hamburg, Otto Meißner.

ein noch vortheilhafteres Bild von Hamburgs literarischer und künstlerischer Leistungsfähigkeit erhalten — wäre gewiß noch mancher klangvolle Name vertreten gewesen, den man jetzt ungern vermißt — z. B. ist unter den Schriftstellern Ernst Otto Schmidt nicht vertreten. — Vielleicht ist auch der vorgeschriebene Charakter des Werkes wohl für Manchen ein Abhaltungsgrund gewesen. Das Buch sollte ein Jugendbuch werden, und wenn auch einzelne Beiträge sich an ein reiferes Alter und auch an Erwachsene wenden, so ist doch im Wesentlichen dem Werke der Charakter einer Jugendschrift, die als solche durch hübsche Ausstattung, reichen, zum größten Theil künstlerischen Bilderschmuck und

Google

gediegenen mannigfaltigen Inhalt hervorragt, gewahrt geblieben. Neben kleinen Erzählungen, lustigen Kinderreimen und beherzigenswerthen Sprüchen finden sich belehrende Aufsätze aller Art, einfache sangbare Lieder — auch Johannes Brahms hat ein solches, ein Weihnachtslied, beigesteuert — Räthsel u. s. w. — Daß Manches in Bild und Wort ein dilettantisches Gepräge trägt, ist nicht in Abrede zu stellen, doch es verschwindet in der Fülle des Guten; und da das Werk sich nicht an anspruchsvolle, kritische Kenner wendet, sondern an die aufnahmefreudige, leicht zu befriedigende Jugend, darf man auf einzelne kleine Schwächen kein Gewicht legen. Neben Arbeiten wenig bekannter Autoren finden sich Beiträge namhafter Schriftsteller und Künstler. Von ersteren sind zu nennen: Ida Boy-Ed, Ilse Frapan, Ernst Jungmann, Adalbert Meinhardt, Albert Roderich, Julius Stettenheim, Julius Stinde, Robert Waldmüller, H. E. Wallsee. Von Künstlern sind vertreten u. A. C. Albrecht, C. W. Allers (mit einem Bismarck-Porträt), H. von Bartels, H. de Bruycker, Carl Gehrts, (von dem das schöne Titelblatt herrührt), Joh. Gehrts, F. Kallmorgen, Hugo Kauffmann, G. Kuehl, Valentin Ruths, L. Spangenberg. — Musikalische Beiträge haben geliefert: C. Armbrust, J. N. Bartels, Johannes Brahms, Arnold Krug und Julius Spengel. —

Das Hamburger Weihnachtsbuch ist im vorigen Jahre erst kurz vor dem Feste auf dem Büchermarkt erschienen — es konnte erst im Laufe des Novembers gedruckt werden — so daß das Werk nicht mehr die Verbreitung finden konnte, die es seiner Trefflichkeit und seines edlen Zweckes wegen verdient.

Möge es in diesem Jahre als Festgeschenk um so reichlicher Verwendung finden. Nicht nur den Hamburger Waisen, auch der deutschen Jugend würde damit bestens gedient sein. — l. —

Bibliographische Notizen.

Geschichte der Philosophie von Julius Bergmann. I. Bd. Die Philosophie vor Kant; II. Bd. 1. Abth. Von Kant bis einschließlich Fichte. Berlin. Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Man kann eine Geschichte der Philosophie in zweifacher, an sich berechtigter Absicht schreiben: Entweder soll ein gelehrtes Nachschlagebuch für Namen und Bücher mit daruntergesetzten Schlagwörtern oder eine lebendige, in sich zusammenhängende Darstellung vom Entwicklungsstandpunkte, bei der nur die leitenden Gedanken, diese aber um so plastischer hervortreten, gegeben werden. Das treffliche Werk Bergmanns (Professors in Marburg) ist im letzteren Sinne gehalten. Es eignet sich vermöge seiner Kürze und seines frischen, verständlichen Tons, den es vielleicht der Entstehung aus Aufzeichnungen für akademische Vorlesungen verdankt, vor Allem für Philosophie-Lernende, ist aber in einzelnen Abschnitten auch für die philosophie-geschichtliche Kritik von Bedeutung. Einigen landläufigen Irrlehren (z. B. daß Locke der Typus des einseitigen Empirismus oder des Sensualismus sei u. A.) tritt der Verfasser mit Fug entgegen. — Was den zum Theil der Bewerthung eines Systems entsprechenden Umfang der Abschnitte anlangt, so läßt sich in dieser Hinsicht schwer eine allgemeine Forderung aufstellen. Ob es aber das richtige Verhältniß sei, beispielsweise Voltaire und Rousseau auch nicht ein bescheidenes Plätzchen zu gönnen, weiter Baco und Hobbes nur mit je 6, Berkeley und Hume mit 8 und 9 Seiten, Fichte dagegen mit 80 Seiten zu bedenken, darf bezweifelt werden, wenn wir auch gerne einräumen, daß die Schwierigkeit einzelner Gedankenkreise ein weiteres Ausholen nothwendig machen kann. Im letzteren Sinne dürfen wir jedenfalls die klare (und wie das ganze Werk in vortrefflichem Deutsch geschriebene) Einleitung zum Kriticismus, den der Leser aus den sonst beliebten angereihten Kant-Stellen unmöglich richtig würdigen könnte, als eine werthvolle Einschiebung bezeichnen. H. S.

Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts. Von G. Brandes. Vierte vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von H. Barsdorf.

Auf eine neue Ausgabe von G. Brandes' „Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts", die durch ihre Billigkeit, die Art ihres Erscheinens, durch ihre in Folge der Beigabe eines General-Registers erleichterte zweckmäßige Benutzung geeignet ist, das Werk weiteren Kreisen zugänglich zu machen, wollen wir mit wenigen Worten aufmerksam machen. Das Werk, das s. Z. die Geister im Vaterlande des

Verfassers revolutionirte, das epochemachend in Deutschland, überhaupt in Europa gewirkt, heute noch zu empfehlen, seine Bedeutung zu erörtern, oder es kritisch zu beleuchten, ist jetzt — beim Erscheinen der vierten deutschen Auflage — gewiß überflüssig. Es hat dem Verfasser viele leidenschaftlichen, erbitterten Angriffe zugezogen, der Standpunkt des Verfassers und seine Methode hat zu manchen Bedenken — mitunter wohl nicht unberechtigten — Anlaß gegeben. Doch die ungemeine Bedeutung des Werkes, seine befruchtende, tief gehende Wirkung kann nicht in Frage gestellt werden; und die Aussicht auf eine weitere Verbreitung des Werkes kann nur mit Freuden begrüßt werden. Die Verlagshandlung giebt das Werk in der Uebersetzung und mit der Einleitung von Adolf Strodtmann — Band V in der Uebersetzung von W. Rudow — heraus. Es erscheint in vierzehn Lieferungen à 1,50 Mk. (Schlußlieferung 14 nur 50 Pfg.), die in dreiwöchentlichen Zwischenräumen ausgegeben werden. Außerdem kann das Werk in 5 Bänden, die auch einzeln käuflich, bezogen werden. Der Preis für die ganze, 90 Bogen starke Ausgabe stellt sich auf nur 20 Mk.

Die drei ersten uns vorliegenden Lieferungen, welche die „Emigranten-Literatur“ enthalten, zeigen, daß die Verlagshandlung für gutes Papier und correcten Druck Sorge getragen hat, so daß auch in dieser Beziehung die billige Lieferungsausgabe der „Hauptströmungen“ empfohlen werden kann. O. W.

Am Abgrund. Roman von Gregor Samarow. 2 Bde. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Der neueste Roman Samarows läßt sich am besten als ein Abenteurerroman und erst in zweiter Reihe als historischer Roman bezeichnen. Die geschichtlichen Ereignisse bilden nur den Hintergrund, zum Theil allerdings auch die Ursachen für die mannigfachen Erlebnisse des Helden. Dieser, ein junger russisch-polnischer Edelmann, steht beim Beginn der Erzählung in der doppelten Gefahr, in Paris, wo er sich aufhält, in eine bedenkliche Liebesaffaire sowie in die Bewegung der Julirevolution von 1830 verwickelt zu werden. Seine edle Gesinnung, sowie seine Besonnenheit lassen ihn aus dieser doppelten Versuchung siegreich hervorgehen. Trotzdem wird er der russischen Regierung als Revolutionär verdächtigt, und als er nach Rußland, in die Arme seiner Mutter zurückkehrt, wird er verhaftet und nach Sibirien transportirt. Er macht einen Fluchtversuch, wird im Walde von Wölfen angefallen und nur durch das Hinzukommen einiger in tiefer Verborgenheit lebender Raskolniki gerettet. Er genießt längere Zeit die Gastfreundschaft dieser Leute, die ihn vertrauensvoll in ihre religiös-politischen Pläne einweihen und für dieselben zu gewinnen suchen; aber selbst eine aufkeimende Neigung zu der schönen Tochter des Häuptlings läßt ihn seiner Ueberzeugung sowie der Liebe, die er für die schöne, unvergessene Pariserin im Herzen trägt, deren Gunst zu genießen ihm damals die Ehre verwehrte, nicht untreu werden. Mit Unterstützung der Raskolniki kommt er über die Grenze und lebt lange Zeit unbekannt in Deutschland, bis ihn ein russischer Spion erkennt. Man lockt den Vertrauensvollen nach Rußland zurück, verurtheilt ihn wider alles Recht und schickt ihn wieder nach Sibirien, wo er als gemeiner Soldat dienen soll. Wieder macht er einen Fluchtversuch, der ihn in Todesgefahr bringt und der schließlich scheitert. Doch nun ist die Zeit seiner Leiden zu Ende. Die Frau, die er so heiß geliebt, ist, nachdem sie durch den Tod ihres Gatten frei geworden, nach Rußland geeilt, um im Bunde mit der Mutter des Unglücklichen — die in Wahrheit seine Tante ist — seine Befreiung in's Werk zu setzen. Ein Umstand hilft den Frauen, den starren Sinn des russischen Herrschers zu beugen; sie führen den Nachweis, daß der von ihm so schwer Verfolgte nicht nur schuldlos, sondern auch — sein Sohn sei. — Nach einer Kette von Leiden und Widerwärtigkeiten bricht nun die Zeit des Glückes für den schwer Geprüften an, der auf dem Boden Frankreichs, in den Armen der Liebe auch die höchsten Freuden eines friedevollen Daseins genießt. — Man ersieht schon aus dieser Inhaltsangabe, daß der Roman zu den heutzutage seltenen Werken zählt, die auf eine reiche, abwechslungsvolle Handlung das Schwergewicht legen; der Samarow'sche Roman bietet jedoch mehr, als die Befriedigung eines bloß stofflichen Interesses. Er fesselt auch durch eine sehr anziehende Darstellungsgabe, eine edle, dabei natürliche Sprache und die treffende Zeichnung der Charaktere. Von diesen sind außer dem Helden zu erwähnen die imponirende, mit wenigen Strichen scharf gezeichnete Gestalt des Kaisers Nikolaus, dessen schroffe Autokratennatur mit ihren gelegentlichen Anwandlungen von Weichheit gut getroffen ist,

Google

der joviale Gouverneur von Wiatka mit seiner energischen Gattin und seinen hübschen Töchtern, der arme „vergessene“ Verbannte Andrejewitsch, dessen Geschick eine ergreifende Episode bildet, u. A. Ob die sehr merkwürdige Schilderung des Lebens und Treibens der Raskolniki genau der Wirklichkeit entspricht, oder ob dichterische Phantasie an ihr Antheil hat, bleibe dahingestellt. —

Der Roman „Am Abgrund“ ist jedenfalls eine der erfreulichsten Gaben Samarow'scher Erzählungskunst und als eine fesselnde angenehme Lectüre zu empfehlen.

O. W.

Die kleine Angelika. Roman von Boleslaw Prus. Autorisirte Uebersetzung von Paul Styczyński. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Ein Kind ist die Hauptperson dieses Romans des namhaften polnischen Schriftstellers Boleslaw Prus; nur ein mit nicht gewöhnlichen Mitteln, mit größter Zartheit des Empfindens und tiefer Seelenkunde ausgestatteter Dichter darf den Versuch wagen, für einen solchen Helden unsere Theilnahme einen ganzen Roman hindurch in Anspruch zu nehmen. Prus hat sich dieser Aufgabe völlig gewachsen gezeigt. Die kleine Angelika gehört zu den rührendsten Gestalten, die ein Dichter geschaffen. Wie dieses Kind, von einer kränklichen, stets klagenden, schwachen Mutter, von einem charakterlosen, selbstsüchtigen Vater, der durch seinen Leichtsinn Frau und Kinder dem Elend überliefert, sich selbst aber zu bergen weiß, von einer verschrobenen verknöcherten Gouvernante umgeben und erzogen, sich aus sich selbst heraus entwickelt, sich zu eigener richtiger Beurtheilung der Menschen und Dinge hindurchringt und als die Einzige die ganze Wucht der traurigen, durch den Vater verschuldeten Verhältnisse mit tiefschmerzlichem Weh empfindet, wie dieses Kind schließlich, völlig gebrochen durch den Tod der Mutter und die durch Sentimentalität verdeckte Gefühllosigkeit des Vaters, sein junges Leben aushaucht, das ist so wahr, so überzeugend, so ergreifend geschildert, daß der Leser mit diesem Geschöpf dichterischer Phantasie sich durch ein Band inniger Sympathie, wie mit einem theuren Angehörigen verbunden fühlt. Wie rührend ist nicht die Liebe der kleinen Angelika zur Mutter, zu der Natur, zu der Heimat, die sie verlassen muß, zu ihrem treuen Hunde geschildert. Ja, selbst für den letzteren weiß der Dichter unser lebhaftes Interesse zu erregen, und der Tod des treuen Thieres geht uns fast ebenso nahe wie der kleinen Angelika. Auch die humoristisch-satirischen Partien des Buches, in denen vornehmlich die ihre Tugend stets bedroht glaubende Gouvernante die Hauptrolle spielt, sind wohl gelungen. Und ein gesunder Realismus lebt in den Scenen, wo der Verfasser das Leben und Treiben der polnischen Bauern schildert. — Die Uebersetzung liest sich sehr gut. O. W.

Die Gräfin von Bonneval. Eine Erzählung aus der Zeit Ludwigs XIV. und der Regentschaft. Von Lady Georgiana Fullerton. Münster i. Westfalen, Adolph Russell.

Lady Fullerton genießt in England den Ruf einer hervorragenden Schriftstellerin; durch das in deutscher Uebersetzung uns vorliegende Werk „Die Gräfin von Bonneval“ soll dem deutschen Publikum Gelegenheit geboten werden, sich mit ihr bekannt zu machen und sie werthschätzen zu lernen. Unzweifelhaft besitzt die Verfasserin eine gewandte Feder, und das nach geschichtlichen Documenten entworfene Lebensbild bekundet viel Fleiß und historisches Verständniß, doch ist Lady Fullerton, vermöge ihrer individuellen Veranlagung, nicht im Stande, eine objective Beurtheilerin der von ihr geschilderten Zeit, mit ihren widerspruchsvollen Gegensätzen, abzugeben. Lady Fullerton, die von der anglikanischen zur katholischen Kirche übergetreten ist, betrachtet Menschen und Dinge nur vom Standpunkt ihrer Weltanschauung, einer sehr engherzig pietistischen, und so sieht sie in jener Zeit — es ist diejenige der Regentschaft in Frankreich — nur die Auswüchse, aber für die Befreiung der Geister, für die sich vorbereitende Aufklärung hat sie nur Verurtheilung, aber kein Verständniß. Das rührende Schicksal der Gräfin von Bonneval, der eigentlichen Heldin des Buches, die mit fast allen hervorragenden Persönlichkeiten der damaligen Zeit in Verbindung stand, schildert die Verfasserin mit ergreifender Einfachheit und seelenkundigem Verständniß; in dieser Beziehung müssen wir ihr volle Anerkennung widerfahren lassen, sie ist immerhin eine literarische Erscheinung, die der Beachtung des gebildeten deutschen Publikums empfohlen zu werden verdient.

mz.

Google

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Abegg, H., Was schulden wir unsern Kindern? Allg. deutsches Erziehungs-Lexicon. Lief. 5 bis 8. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagshdlg.

Anleitungen, allgem. für den Verbrauch der Löthain — Meissner Prima Glashafen- etc. Thone zur Herstellung hochfeuerfester Fabrikate in den Glas-, Porzellan-, Chamotte- etc. Industrien. Cölln- (Elbe), H. Rühle.

Arnold, H., Dornen um die Rose. Berlin, K. Siegismund.

Ballestrem, E. Gräfin, (Frau von Adlersfeld.) Sol und andere Novellen. Wiesbaden, R. Bechtold & Co.

Basedow, H. v., Charaktere und Temperamente. Dramaturg. Studien I. Shakespear'sche Charaktere mit einem Anhang: Ueber Goethe's Faust. Berlin, E. Rentzel.

Bechhold's, Handlexikon der Naturwissenschaften und Medicin. Lieferung 13—15. Frankfurt am Main, H. Bechhold.

Bender, H., Georg Eliot. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Bibliographie, elektrotechnische. Monatl. Rundschau über literarische Erscheinungen des In- und Auslandes auf dem Gebiete der Elektrotechnik. Zusammengest. von G. Maas. Band I. Heft I. Leipzig, J. A. Barth.

Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes. No. 667—686. Halle, O. Hendel.

Blätter, süddeutsche, für höhere Unterrichtsanstalten. Jahrg. I. No. 1. Stuttgart, P. Neff.

Bousset, A., Zwei Vorkämpferinnen für Frauenbildung. Luise Büchner, Marie Calm. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Bozen, (Gries) und ihre Umgebung. Mit 27 Illustrationen, 1 Orientirungstafel, 2 Karten und 2 Plänen. Wien, A. Hartleben.

Brehms Thierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schule. Zweite Aufl., gänzlich neubearb. von Richard Schmidtlein. Zweiter Band. — Die Vögel. Mit 1 Tafel in Farbendruck und 240 Abbildungen im Text. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Briefwechsel eines deutschen Fürsten mit einer jungen Künstlerin (Herzog August v. Sachsen-Gotha und Altenburg und Fräulein aus dem Winkel). Herausgegeben von Wolf v. Metzsch-Schilbach. Mit 2 Portr. Berlin, K. Siegismund.

Brink, Bernhard ten, Shakspere. Fünf Vorlesungen aus dem Nachlass. Mit dem Bildn. des Verfassers. Strassburg, K. J. Trübner.

Brunn, H., Griechische Kunstgeschichte. Erstes Buch: Die Anfänge und die älteste decorative Kunst. München, Verlagsanstalt f. Kunst und Wissenschaft vorm. Fr. Bruckmann.

Bunsen, M. v., Gegen den Strom. Ein Stimmungsbild aus dem neuen Berlin. Berlin, Gebrüder Paetel.

Colell, W., Werdet Männer! Leipzig, C. G. Naumann.

Duden, K., Vollständig. orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Vierte umgearb. u. verm. Aufl. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Dudler und Dulder. Studien über die Anmassungen der Tonkunst. Von einem alten Musikfreund. Leipzig. C. Reissner.

Ebers, G., Gesammelte Werke. Lieferung 1. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ernst, A. W., Heinrich Leuthold. Ein Dichterportrait. Mit ungedr. Gedichten und Briefen, sowie dem Bildniss Leuthold's nach einem Gemälde v. Fr. v. Lenbach. Zweite Auflage. Hamburg, C. Kloss.

Federn, K., Gedichte. Stuttgart, P. Neff.

Finne, G., Die Eule. Schauspiel in einem Akt Einzig autorisirte, vom Verfasser durchges. Uebertragung a. d. Norw. von E. Brausewetter. München, Dr. E. Albert & Co.

Frankl, A., Lachende Wahrheiten. 300 Epigramme. Wien, A. Hartleben.

Friedrichs, H., Chryssoula's Liebe. Bühnendichtung in drei Akten. Leipzig, O. Mutze.

Führende Geister. Eine Sammlung von Biographieen. Herausg. v. A. Bettelheim. Bd. V. Thomas Carlyle von G. v. Schulze-Gaesernitz. Dresden, L. Ehlermann.

Fuchs, G., Das Nibelungenlied. Ein Festspiel. Dichtung, unter Zugrundelegung des Urtextes, bearbeitet. Musik: von Karl Pottgiesser. München, Selbstverlag.

Geiger, L., Augustin, Petrarca, Rousseau. Berlin, R. Lesser.

Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer. 6. vollständig neu bearb. Auflage. Herausg. von Rich. Engelmann. Lieferung 1. Berlin, Weidmann'sche Buch.

Haek, D., Splitter und Späne. Aphorismen und Sarkasmen. Leipzig, A. Fischer.

Hauschild, L., Beobachtungen über Heeresverhältnisse, Land und Leute in Südeuropa. 1. Band. Spanien. Berlin, R. Eckstein Nachf.

Hegel, G. W. F., Kritik der Verfassung Deutschlands. A. d. handschriftlichen Nachlasse des Verfassers, herausg. von Georg Wollat. Kassel, Th. G. Fisher & Co.

Heigel, K. v., Baronin Müller. Roman. (Engelhorns Allgem. Romanbibl.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Heine-Almanach. Als Protest gegen die Düsseldorfer Denkmalverweigerung. Herausg. in Verbindung mit hervorragenden Schriftstellern von d. literar. Gesellschaft in Nürnberg. Nürnberg, C. Koch.

Henry, C., Flammentod! Berlin, M. Pasch.

Hesse-Wartegg, E. v., Curiosa aus der Neuen Welt. Leipzig C. Reissner.

Jordan, K. F., Morgenglühen! Oden und Lieder eines Antimodernen. Berlin, Rehtwisch & Seeler.

Kilian, E., Beiträge zur Geschichte des Karlsruher Hoftheaters unter Eduard Devrient. Statistik des Repertoires nebst e. Auszug v. Ed. Devrients handschriftlich. Aufzeichnungen. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchh.

Kriegserinnerungen eines Sanitätsoffiziers der Landwehr 1870—71. Berlin, Gebr. Paetel.

Landy, A. v., Kismet. Skizzen. Hamburg, O. Meissner.

Langenscheidts Nothwörterbücher, Theil IV: Englisch-deutsch. „Land und Leute in Amerika." Von Dr. C. Naubert. Zweite Auflage. Ueberarbeitet von Hugo Kuerschner. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Lanzky, P., Neue Gedichte. Leipzig, W. Friedrich.

Le livre et l'image. Revue documentaire illustrée mensuelle. 1893. No. 3. Paris, A. Fontaine.

Maercker, G., Unsere Schutztruppe in Ostafrika. Mit 34 Illustrationen. Berlin, K. Siegismund.

Malot, H., Heimatlos. Roman in drei Bänden. Uebers. a. d. Franz. v. N. Rümelin. 3 Bde. (Engelhorns Allgem. Romanbibl. Neunter Jahrg. Bd. 17—19). Stuttgart, J. Engelhorn.

Mayer & Müllers Academ. Hilfsbücher I. Das academ. Berlin Sommer-Halbjahr 1893. Berlin, Mayer & Müller.

Meine Bibliothek. Anregungen und Winke für die Einrichtung von Haus- und Familien-Bibliotheken. Zürich, C. M. Ebell.

Google

Meissner, Fr., Der Einfluss deutschen Geistes auf die französische Litteratur des 19. Jahrh. bis 1870. Leipzig, Rengersche Buchh.
Meisterwerke, russische, mit Accenten für den Unterricht mit und ohne Lehrer. Ausgabe I, ohne Anmerkungen Heft 1—3. Ausgabe II, mit Anmerk. Heft 2. Leipzig, W. Gerhardt.
Mickwitz, Chr., Gedichte. 2. Aufl. Reval, F. Kluge.
Mittheilungen der Comenius-Gesellschaft. Erster Jahrg. März, April u. Mai 1893. Leipzig, R. Voigtlaender.
Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. Band II. Heft 4 und 5. April—Mai 1893. Leipzig, R. Voigtlaender.
Musiol, R., Theodor Körner u. seine Beziehungen zur Musik. Musik.-histor. Studie. Ratibor, E. Simmich.
Muther, R., Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert. Lief. 1—3. München, G. Hirth's Kunstverlag.
Ostdeutsche Reform. Blätter zur Förderung der Humanität. Zweiter Jahrgang No. 9., 10 u. 11. Königsberg, Braun & Weber.
Pfungst, A., Der Alchymist. Eine Dichtung. Leipzig, W. Friedrich.
Rathlef, G., Bismarck und Oesterreich bis 1866 mit besonderer Berücksicht. d. Sybel'schen Werkes. Reval, F. Kluge.
Das Recht der Feder. Halbmonatsschrift f. d. Berufsinteressen d. deutschen Schriftsteller u. Journalisten. 1892. No. 8. Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft.
Remy, N., Culturstudien über das Judenthum. Berlin, C. Duncker.
Rust, Fr., Atalante. Dramatische Dichtung mit Tanz in 3 Aufzügen mit einer Vorbemerkung. Breslau, Commiss.-Verl. v. P. Schweitzer.
Schaefer, Fr., Lesefrüchte aus Sylvester Jordans „Wanderungen." Kassel, G. Th. Fisher & Co.
Schillers Werke. Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. 5. Aufl. Lieferung 30—42. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Schillmann, Bilderbuch zur Preussischen Geschichte. Mit 100 Tafeln, enthaltend 200 Abbildungen und Pläne, nebst 6 Bogen Text. Leipzig, Schmidt & Günther.
Schmidt, Maxim., Volkserzählungen. Lief. 1. 2. München, Seitz & Schauer.
Schriften des Vereins für jüdische Geschichte und Litteratur. Bd. I.: Divan d. Jehuda Halevi. Eine Auswahl in deutschen Uebertragungen von Geiger, Heller, Kämpf, Kristeller, Landsberger, Levin, Rappaport, Sachs, Sulzbach, Steinschneider u. A. Berlin, H. Schildberger.
Schroeder, L. v., Buddhismus u. Christenthum, was sie gemein haben und was sie unterscheidet. Zwei öffentl. Vorträge. Reval, F. Kluge.
Schultess, K., Die Sagen über Silvester II. (Gerbert). Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
Strindberg, A., Dramen IV. Debet und Credit. Sommertraum. Berlin, Verlag des Bibliogr. Bureaus.
Thibaut, A. F. J., Ueber Reinheit der Tonkunst. 7. Ausg. Mit einem Vorwort von K. G. W. F. Bähr zur 3. Ausgabe. Freiburg i/B., J. C. B. Mohr.
Uchtowsky, Fürst, Orientreise des Grossfürsten Thronfolgers von Russland. Lief. 2. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Ullrich, R., Die Neue Schrift. I. Theil. Allgem. Laut-Schrift. (Phono-Stenographie.) Zweite Aufl. Wien, R. Lechner.
Vaihinger, H., Commentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Zum hundertjährigen Jubiläum desselben. Erster Band, erste und zweite Hälfte. Stuttgart, Union Deutsche Verlags-Gesellschaft.
Verne, J., Claudius Bombarnac. Notizbuch eines Reporters. Autoris. Ausg. Wien, A. Hartleben.
— Das Karpathenschloss. Autoris. Ausg. Wien, A. Hartleben.
Volksdienst. Von einem Socialaristokraten. Berlin, Wiener'sche Verlagsbuchhandlung.
Volz, B., Grossherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin. Ein deutsches Fürstenleben. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchh.
Walcker, K., Der Antheil der Frauen am geistigen Leben. Bielefeld, A. Helmich.
Walter, G., Hüben und drüben. Drei Novellen. Berlin, A. Goldschmidt.
Walther, Joh., Allgem. Meereskunde. Mit 72 in den Text gedruckten Abbildungen u. 1 Karte. Leipzig, J. J. Weber.
Weise, L., Moderne Menschen. Skizzen aus und nach dem Leben. Berlin, Gebr. Paetel.
Musikalische Werke der Kaiser Ferdinand III., Leopold I. und Joseph I. Im Auftrage des k. k. Ministeriums für Cultus u. Unterr. herausg. von Guido Adler. No. 1—4. Wien, Artaria & Co.
Wiermann, H., Deutsche Politik seit Bismarcks Entlassung 1890—1892. Berlin, C. Skopnick.
Wieting, H. D., Schwimmschule. Methodische Anleitung zum Selbstunterricht. Zugleich ein Merkbuch für alle Badende. Zweite Auflage. Bremen, J. Kühtmann.
Zeitschrift für Hypnotismus. Jahrgang 1. Heft 7. April 1893. Berlin, H. Brieger.
Zeitschrift für Nahrungsmittel-Untersuchung, Hygiene u. Waarenkunde. VII. Jahrg. No. 2. Berlin, M. Pasch.
Zeitz, K., Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 und 1871. Illustr. von R. Starcke. Lieferung 1. Altenburg, Stephan Geibel.
Die Zerstreuung. Blätter für Scherz u. Ernst. Herausg. von C. Neumann, 1894. (I. Jahrg.). No. 4. Rostock, H. Kuse & Sohn.
Zobeltitz, F. v., Der Telamone. Roman aus der Artistenwelt. Mit 77 Bildern von Fr. Stahl. Berlin, Verein der Bücherfreunde.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Google

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1893er. Frische Füllung. 1893er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58^{20} R
Mühlbrunn .	40 »
Schlossbrunn	41^{8} »
Theresienbrunn	47^{1} »
Neubrunn . .	47^{3} »
Marktbrunn .	34^{5} »
Felsenquelle .	47 »
Kaiser Karls-Qu.	33^{4} »
Kaiserbrunn.	39^{1} »

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Digitized by Google

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen an Flaschen und Krügen :—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

"*Die Beliebtheit des Apollinaris-Wassers ist begründet durch den tadellosen Character desselben.*"

THE TIMES, 20. *September* 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

Google

Band 66. — Heft 197.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

August 1893.

17. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Digitized by Google



Google

Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXVI. Band. — August 1893. — Heft 197.

(Mit einem Portrait in Radirung: Max Burckhard).

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Google

Ohne Schuld?

Novelle

von

Konrad Telmann.

— Rom. —

(Schluß.)

Wie ich das Freie gewonnen, mich nach Hause zurückgefunden und den Rest des Tages sowie die ihm folgende Nacht verbracht habe, wüßte ich nicht mehr zu sagen. Ich war wie im Fieber. Nur das weiß ich noch, daß mich eine furchtbare Angst befiel, ich könnte die körperlichen und seelischen Kräfte nicht behalten, um Regines Vertheidigung mit all' dem Nachdruck und mit all' der rednerischen Gewandtheit zu führen, die nothwendig waren, um einen Freispruch für sie zu erringen. Wenn es nicht ein Geschworenengericht gewesen wäre, von dem die Entscheidung abhing, würde ich ohnedies daran verzagt sein, denn wie sollt' ich Richtern gegenüber Regines Unschuld beweisen, da ich doch überhaupt nichts beweisen konnte, sondern nur an das menschliche Gefühl der Männer auf der Geschworenenbank appelliren wollte, nur aus den Umständen konnte zu folgern versuchen, daß hier kein Todtschlag, sondern eine That berechtigter Nothwehr vorlag? Ich mußte darauf rechnen, daß der Anblick der Angeklagten selbst mit dazu dienen würde, mein Plaidoyer kräftig zu unterstützen, und daß man vor einem verdammenden Urtheil schon dann zurückschrecken würde, wenn auch nur die Möglichkeit bestand, es *könne* Alles so sein, wie ich es darstellte. Dennoch hätt' ich gern mehr Anhaltspunkte für diese meine Darstellung gehabt, hätt' ich um Alles gern klarer in die Dinge geblickt, die hier sich abgespielt hatten. Und wär's auch nur zu meiner eignen Beruhigung und zu meiner eignen Sicherheit gewesen. Ich hätte viel darum gegeben, wenn meine Ueber-

Go gle

zeugungen auf festerem Untergrund geruht hätten. Es war eben doch ein Stück Jurist in mir. Es war mir unbehaglich, daß dieses Stück Jurist in mir dem Menschen zurief: Du bist eben bis über die Ohren verliebt in sie, deshalb bist Du blind, und deshalb allein siehst Du eine Unschuldige in ihr und überbrückst Dir spielend die Abgründe, die drohend aus dem, was geschehen, vor Dir aufklaffen!

War es wirklich so? Die ganze Nacht schloß ich kein Auge über diesem fürchterlichen Grübeln und Sinnen, das in mir geweckt war. Regine hatte Gottfried Rubow geliebt und doch getödtet. Warum? Ich fragte es mich umsonst. Ich wußte nicht mehr, ob ich es auch sie selber gefragt und was sie mir geantwortet hatte. Eine befriedigende, eine erlösende Antwort konnt' es jedenfalls nicht gewesen sein. Wenn sie ihn liebte, weshalb hatte sie ihn nicht erhört? Weshalb ihn gezwungen, es mit brutaler Gewalt ihr gegenüber zu versuchen? Und weshalb ihn um dieses Liebesverbrechens willen, das doch Liebe sonst so leicht zu verzeihen pflegt, erstochen? Nur weil sie nie dem angehören wollte, dem sie die Schuld am Tode der Schwester beimaß? Aber warum geschah das? Das war's, wonach ich sie hätte fragen, was ich mir hätte erklären lassen müssen. Hier lag sicherlich der Schlüssel zu ihrem ganzen Wesen, zu ihrer That und zu ihrem Verlangen nach Sühne; hier oder nirgends. Die Untersuchung hatte diese Schuld Gottfried Rubows für unbegründet, für ausgeschlossen erklärt. Aber das bewies ja noch nichts. Die Untersuchung hatte auch nichts davon ergeben, daß Regine Stirner in der Nothwehr gehandelt hatte. War es so, ließ sich wenigstens glaubhaft nachweisen, daß Regine Gründe gehabt hatte, — mochten es auch nur Scheingründe gewesen sein, — auf eine Schuld ihres Schwagers zu schließen, so waren trotz ihrer Liebe zu ihm ihr Widerstand, ihr Grauen und ihre verzweiflungsvolle That in der Stunde, wo sie sich nicht anders zu helfen wußte, erklärlich. Hier also war der Punkt, auf den ich mein Augenmerk vornehmlich richten, über den ich mir volles Licht verschaffen mußte, denn von hier aus mußte die Vertheidigung einsetzen, oder es war überhaupt keine Möglichkeit vorhanden, alle die Widersprüche aufzuklären, die sich ergaben, je tiefer man in das Labyrinth dieser verbrecherischen That einzubringen versuchte, welche dem Kreisgerichtsrath Desfeldt als ein „ganz klarer Fall“ erschienen war, bei dem es „nichts zu verderben“ gab.

Ich zwang mich, ruhig zu bleiben, als ich am nächsten Tage, wieder um die Dämmerstunde, zu Regine ging. Ich wollte ihre That als Jurist prüfen und erkennen. Ich sagte mir, daß ich es müsse um ihret- wie um meiner selbst willen, weil ich nur dann sie für mich retten könne. Ich stellte mich ihr gegenüber kühl und als fühlte ich mich ganz Herr meiner selbst, während das Blut mir in Hirn und Herzen tobte. Nur die Hand hatte ich ihr gereicht, aber den Blick ihrer Augen vermieden. Trotzdem kam mir's vor, als ob sie im Gegensatz zu mir selber heute unruhig und in nervöser

Google

Erregung sei. Ich eilte mich, mit dem Wichtigsten zu Ende zu kommen; nachher konnten wir immer noch Hand in Hand und Auge in Auge miteinander von dem reden, was unsre Seelen in der Tiefe bewegte.

„Regine," sagte ich und setzte mich ihr gegenüber, aber so, daß der matte Lampenschimmer auf sie fiel, während ich selber im Dunklen blieb, „wir haben heute noch Vieles und Ernstes zu besprechen. Sie wissen ja, daß morgen der Entscheidungstag ist. Und was giebt es bis dahin nicht noch Alles zwischen uns in's Reine zu bringen! Morgen komm' ich vor dem Beginn der Sitzung zwar noch auf einen Augenblick zu Ihnen, um Ihnen die Hand zu drücken und Ihnen Muth einzusprechen, aber fertig und klar muß dann schon Alles zwischen uns sein. Also lassen Sie uns anfangen! Sie wissen ja, worum es sich handelt, und Sie werden jetzt offen gegen mich sein, nicht wahr?"

Sie murmelte etwas zwischen den Zähnen, was ich nicht recht verstand. Es mochte heißen: „Ich muß wohl."

Ich sagte ihr nun, worauf es in der Vertheidigung ankommen würde und daß alles davon abhing, ihre That als eine in der Nothwehr verübte glaubhaft zu machen. Zu diesem Zweck müsse ich in erster Linie volle Klarheit über ihr Verhältniß zu Gottfried Rubow haben, und sie müsse mir Näheres über diesen selbst und seine Ehe mit ihrer verstorbenen Schwester erzählen. „Ist diese Ehe glücklich gewesen?" fragte ich sie.

„Ich weiß nicht," gab sie zur Antwort.

Mir schoß wiederum ein toller Gedanke durch den Kopf. „Sie haben ihn ja geliebt," sagte ich. „Haben Sie ihn schon geliebt, als er noch der Gatte Ihrer Schwester war, Regine?"

Sie stieß einen halbunterdrückten Schrei aus. „Weshalb fragen Sie das?"

Mir ward bange zu Muth. Mir begann vor meiner eigenen Hellseherei plötzlich zu grauen, und wieder war mir's, als thue sich ein Abgrund vor mir auf. „Sie haben ihn also damals schon geliebt," sagte ich, und zugleich mit allem Anderen stieg etwas wie Zorn in mir auf.

„Und er?" fragte ich weiter, „er?"

Sie gab keine Antwort, sie sank, wie gebrochen, in sich zusammen, ein leises Stöhnen entquoll ihrem Munde. Mir kam sie vor, wie eine, die mir gegenüber nicht lügen konnte und doch für ihr Leben gern gelogen hätte, weil sie durch die Wahrheit sich selber zu Grunde richten mußte. In irrer Qual rang sie mit sich. Und mir dämmerte mehr und mehr die Ahnung von etwas Furchtbarem auf, das in der nächsten Minute mich und alle meine Hoffnungen zerschmettern würde. Ich stemmte mich noch eine Weile dagegen an, wie gegen eine unheilvolle Macht, aber ich fühlte, daß sie gewaltiger war, als ich, und daß ich erliegen würde. „Und er liebte Sie auch — damals schon," sagte ich endlich und konnte nicht weiter sprechen, weil der Athem mir versagte.

Google

Ich sprang auf, ich riß an meinem Hemdkragen vorn, ich meinte, ersticken zu müssen. Regine kauerte reglos auf dem Bettrand, ohne einen Laut von sich zu geben. Sie machte auf mich jetzt den Eindruck eines Menschen, der auf offenem Felde sich vor einem Gewitter zusammenduckt, das in der nächsten Secunde verheerend niederprasseln wird und gegen das er keinen Schutz kennt. „Regine!" schrie ich endlich auf, „Sie glauben, daß er Ihre Schwester sterben ließ, — daß er Ihren Tod wollte, weil — er Sie liebte, wie Sie ihn?"

Wiederum keine Antwort. Aber sie hätte mir doch ein „Nein" entgegengeschrien, wenn es anders gewesen wäre! Es war also, wie ich gesagt. Nein, es war tausendfach, tausendfach schrecklicher. „Regine! Um aller Heiligen willen" — ich griff nach ihren beiden Händen, ich packte sie wild daran, ich riß sie daran empor, — „sagen Sie mir ein ‚Nein' auf das Eine, wenn Sie können: hat er Ihre Schwester gemordet? Wußten Sie um diesen Mord? Wollten Sie — nein! nein! nein! Eher will ich an meine eigene Mitschuld glauben, als daran, daß Sie diesen Mord gewollt hätten, — Sie, Sie! Aber sagen Sie mir's! Sagen Sie mir ein ‚Nein', und Alles soll gut sein."

Sie schwieg. Auch jetzt noch schwieg sie, konnte sie schweigen. „Regine," sagte ich in flehendem Ton, „zürnen Sie mir doch nicht, daß ich auch nur an eine so grauenvolle Möglichkeit habe denken können. Aber durch Ihr Schweigen stürzen Sie mich ja in all' diese furchtbaren Zweifel. Sprechen Sie doch! Sagen Sie mir doch endlich ein gutes Wort! Hab' ich denn nicht einmal das um Sie verdient? Und ich habe Sie so lieb, so lieb!"

Da stand sie plötzlich auf, ganz kalkweiß im Gesicht, ganz starr und entgeistert. Ihre Hände lösten sich aus den meinen und glitten durch die Luft, als wollten sie mich streicheln, dann sanken sie schlaff wieder herab. Und nun, ihre Augen fest in die meinen bohrend, sagte sie mit tonloser Stimme: „Begreifen Sie es jetzt endlich, daß ich sterben muß?"

„Regine! Um Gottes Barmherzigkeit willen, — Regine!" Ich war nahe daran, niederzusinken, ich mußte alle meine Kraft aufbieten, mich zu halten.

Sie aber wiederholte, ohne sich zu regen und mit ganz dem gleichen Ton, wie vorher: „Begreifen Sie es jetzt endlich?"

Ich sank auf den Schemel zurück, legte mein Gesicht in die Hände und stöhnte, — stöhnte, wie ein todwunder Mensch, der ich war. Vor meinen Augen versank eine Welt. Mir war's, als ob in dieser Stunde meine Jugend stürbe. Sonderbar kalt und öde ward mir's zu Muthe, ich fror, ich fühlte meinen Herzschlag garnicht mehr, und das Blut schien in mir zu gerinnen. Ein paar Secunden hindurch hatte ich die Empfindung, daß ich nun sterben würde. Und es war mir nicht leid darum. Dann ward ich mir meines Lebens wieder bewußt, aber es war in mir etwas vernichtet worden, was niemals wieder lebendig werden konnte. Eine

Google

wunderliche, bleierne Ruhe war über mich gekommen. Ich sah Alles, wie es war, ganz deutlich, in wahrhaft erschreckender Klarheit vor mir, und ich hatte plötzlich Kraft und Muth, Allem in's Auge zu blicken. Ich wollte wissen, wie es geschehen war. Zwei Gewalten, die friedlich in mir nebeneinander gehaust hatten, waren auseinander gerissen worden, und die eine hatte Macht gewonnen über die andere. Die da unterlegen war, hieß Erbarmen, vielleicht auch Liebe oder Leidenschaft, und die gesiegt hatte, hieß jetzt Empörung, vielleicht Verachtung.

Und sie war's, die mich endlich sprechen ließ, mich zum Sprechen zwang, während dies Mädchen, dem Niemand zugetraut haben würde, daß sie auch nur einem Thier ein Leid anthun könne, und die nun doch eine Verbrecherin sein sollte, vor mir stand, die Hände lose im Schoß gefaltet, das Haupt gebeugt, — wie ein Bild der Unschuld, jungfräulich-hold und voll keuscher Anmuth. Ein ungeheurer Zorn wollte mich packen. Wie konnte dies Geschöpf nur so lügen? Wie konnt' es mit diesem Zauber der Reinheit, der wie ein Glorienschein ihre Gestalt umfloß, eine Verbrecherin sein? War dann, wenn das sein konnte, nicht überhaupt Alles auf der Welt Lug und Trug und gleißnerische Heuchelei? Konnte es eine Täuschung geben bis zu solchem Grade?

„Ich muß Alles wissen," sagte ich in herrischem, inquirirendem Ton. „Wie geschah es? Das Gericht ist nach sorgfältig geführter Untersuchung zu dem Ergebniß gelangt, daß Ihre Schwester, Frau Luise Rubow, durch einen beklagenswerthen Zufall verunglückt ist, ohne daß irgend eine Mitschuld dabei seitens eines Menschen angenommen werden könnte. Das Gericht hat sich also geirrt?"

Ich wunderte mich selbst über meine Ruhe und über den klaren, scharfen Ton, in dem ich sprach. Regine war einen Augenblick zusammengebebt, dann aber wieder in ihre frühere Starrheit zurückgesunken und erwiderte nun mit klangloser, doch ganz deutlicher Stimme: „Das Gericht hat sich geirrt."

„Gottfried Rubow hat jenen Unglücksfall verschuldet?"

„Ja."

Sie schien jetzt ganz auf meine Intentionen einzugehn und mir kurz und sachgemäß antworten zu wollen, wie im Verhör. „Woher wissen Sie das?" fragte ich nach einer langen Pause weiter.

„Ich habe es gesehn."

„Gesehn? Was haben Sie gesehn?"

„Daß er an jener Stelle das überhängende Stück Erdreich soweit untergrub, daß es bei den ersten Spatenstichen unten durch die Erschütterung herabstürzen mußte."

Ich rang nach Athem. „Das haben Sie gesehn? Wann? Von wo aus?"

„Von meinem Kammerfenster aus. Bei Nacht."

Google

„Sie wachten also? Zufällig? Und waren am Fenster?“

„Ich konnte nicht schlafen. Es war, weil er mir in jener Zeit schon häufig gesagt hatte, er liebe mich und er würde wahnsinnig werden, wenn ich ihn nicht erhörte. Ich war sehr unruhig und mußte auch Nachts immer auf meiner Hut sein, weil er manchmal, wenn Luise fest schlief, an meine Kammer geschlichen kam und an der Thür rüttelte. Der Riegel faßte nicht gut. Ich wagte selten, mich ausgekleidet niederzulegen. Und in jener Nacht hörte ich wieder seine leisen, tappenden Schritte draußen auf dem Flur. Da sprang ich auf. Aber er kam nicht an meine Thür, sondern schlich zum Hause hinaus. Und als ich an's Fenster trat und hinausblickte, sah ich ihn drüben zum Sandberg gehn. Eine Spitzhacke trug er in der Hand. Ich war neugierig, was er thun würde. Und es war eine sternhelle Sommernacht. Da sah ich Alles.“

Ich hatte in athemloser Spannung zugehört. Das Herz schlug mir nun doch so rasch und wild, daß ich zu ersticken meinte. Jetzt mußte sich's entscheiden, jetzt mußte ich klar darüber werden, ob ich an das Schreckliche glauben sollte oder nicht. Die eingetretene Pause war wie eine letzte Gnadenfrist, die ich mir selber gönnte. Dann kam's von meinen Lippen: „Wußten Sie, was er that und warum er es that?“

„Ich wußte es nicht. Aber ich hätte es wissen können. Ich hätte mir sagen können, daß er etwas Verbrecherisches im Schilde führen mußte. Wozu sonst die Heimlichkeit und das nächtige Treiben? Er selbst ging auch niemals vorher zum Sandgraben. Das war die Sache der Hausdirne. Manchmal machte sich Luise selber ein Gewerbe daraus. Sie that das noch aus Liebhaberei, weil sie es früher als Kind, so lange die Mutter lebte, immer hatte thun müssen. Gottfried sah es aber nicht gern, er fand stets, daß sie sich etwas damit vergab. Seit sie sich nicht mehr so glücklich mit ihm fühlte, that sie es dann häufig nur, um ihm Verdruß damit zu machen, aus Trotz. Dennoch wußte ich nicht, daß sie gerade am nächsten Morgen zur Sandgrube gehen würde. Er aber hat es gewußt. Es mag ein Wortstreit zwischen ihnen vorangegangen sein oder er hat sie sonst gestachelt, zu gehn. Ich weiß es nicht. Aber als sie am andern Morgen ging und verunglückte, wußte ich gleich: er hat sie gemordet. Und als ich es ihm auf den Kopf zugesagt habe, hat er keine Antwort gehabt, als ein Achselzucken.“

Mir bangte, weiter zu fragen. Dennoch mußte es ja sein. Und ich brachte es heraus: „Sahen Sie Morgens Ihre Schwester zur Sandgrube gehn?“

Nun zitterte sie wieder. „Ja,“ sagte sie dann. Es klang nur wie ein Hauch.

„Und — was dachten Sie dabei?“

„Ich dachte: wenn sie dort verunglückte, wäre Gottfried frei.“

Google

„Und warnten sie nicht? Theilten ihr nichts von dem mit, was Sie Nachts gesehn hatten?“

„Nichts,“ sagte sie dumpf.

„Sie wollten also den Tod Ihrer Schwester?“

„Ich wollte ihn nicht — Gott sei mein Zeuge! Aber der Gedanke, wie gut Alles werden könnte, wenn sie nicht mehr lebte, wollte nie in mir sterben. Ich habe dagegen angekämpft mit allen meinen Kräften, ich habe gerungen und gebetet, Tage und Nächte. Gott weiß es! Es war umsonst. Immer wieder und wieder ist der furchtbare Gedanke in mir aufgestiegen und hat in mir gewühlt und an mir gezerrt, rastlos, unermüdlich. Wie ein Wurm war's, der mir in der Seele bohrte. Es gab keinen Widerstand dagegen. Wie ein Wahnsinn war's. Und manchmal schrie und weinte und schluchzte ich vor Jammer und Verzweiflung und schlug mir selber mit den geballten Fäusten in's Gesicht und nannte mich tausend Mal eine Elende und Verworfene, eine Verbrecherin, eine Mörderin, — weil ich in Gedanken mordete. Aber das Alles half nicht dagegen an. Ich mußte, mußte, mußte es denken. Und einmal war Luise schwer krank. Da betete ich, daß der liebe Gott sie wieder möge genesen lassen. Und während ich es betete, dachte ich immer nur daran, daß Alles, Alles gut sein würde, wenn sie stürbe. Gott im Himmel! Ja, es war furchtbar. Ja, ich war eine schändliche Frevlerin. Aber ich konnte ja nicht anders. Und an jenem Morgen, als ich sprechen wollte, als ich Luise zurufen wollte: „Geh' nicht! Vielleicht ist da Gefahr droben!“ an jenem Morgen konnte ich nicht. Die Zunge war mir gelähmt, die Brust war mir zugeschnürt, — ich konnte nicht. Ich sagte mir, es sei ja auch nur Alles ein Hirngespinst, eine tolle Einbildung, und wenn es da wirklich eine Gefahr droben in der Sandgrube gäbe, würde Luise, die so klug und vorsichtig war, auch ohne meine Warnung sie bemerken und sich davor schützen. Ich redete mir selber Trost und Beruhigung ein, ich suchte mich selber freizusprechen von jeder Verantwortung, die ich durch mein Schweigen auf mich geladen. Aber der Gedanke, der grauenhafte Gedanke, wie gut es sein würde, wenn Luise nicht mehr lebte, war in mir und bohrte und wühlte unabläßig fort. Mit diesem meinen Gedanken hab' ich sie ermordet, bin ich mitschuldig an ihrem Tode, an Gottfrieds Verbrechen. Und eben deshalb bin ich des Todes schuldig und kann nicht weiterleben und will nicht weiterleben. Nun wissen Sie's endlich, nun werden Sie kein Erbarmen mehr mit mir haben und werden nicht aus Erbarmen mich mehr wollen leben lassen!“

Sie hatte das Alles hervorgebracht, während sie sich die Hände gegen die Schläfen preßte, als wolle sie ihren Kopf festhalten, damit er nicht zerspringe. Nun warf sie sich erschöpft neben dem Bett auf die Kniee nieder und lehnte die Stirn gegen die Eisenstäbe der Bettstatt, wie um sie zu kühlen. Ich war sehr erschüttert. Mein Kopf brannte, und meine Pulse

Google

flogen. Das also war es gewesen — das! Und deshalb sollte sie büßen? Eine Gedankensünde büßen? Oder war es doch mehr? Ich wußte es nicht, ich war mir selber nicht mehr klar über all' das Traurige und all' das Furchtbare, das ich gehört. Und noch nicht genug war's. Ich mußte noch mehr hören, und ich wollte es, wollte es, um Alles begreifen zu lernen.

Wieder zwang ich mich zu äußerer Ruhe, wieder nahm ich die Miene eines Inquisitors an, wieder begann ich zu fragen, als ob es mir nur darauf ankomme, hier als Jurist genau die species facti festzustellen, und als hätte mein Herz keinen Theil an den Dingen selbst oder an Derjenigen, die sie verübt. „Erzählen Sie mir Alles," sagte ich, „auch das Letzte. Wie lange bestand das Liebesverhältniß zwischen Ihnen Beiden schon?"

„Das Liebesverhältniß?" Sie wiederholte das Wort verständnißlos. Es kam mir sogar beinahe vor, als glitte ein bittres Lächeln dabei um ihre Lippen. Dann sagte sie: „Ich habe ihn immer lieb gehabt, — schon als Kind. Aber er beachtete mich nicht. Man glaubte allgemein, mein Vater hätte in seinem Testament den Hof der ältesten Tochter allein verschrieben, weil sie sein erklärter Liebling war und weil der Hof nicht getheilt werden sollte. Es war auch die Sitte so. Deshalb hatte er sein Auge auf *sie* geworfen, deshalb kam ihm garnicht der Gedanke, er könne einmal um *mich* freien. Denn er selbst war arm. Und dann war Luise ja freilich auch schöner, als ich. Alle Welt hatte sie gern. Und ich nicht am Wenigsten. Ich hatte sie immer sehr lieb gehabt und sah zu ihr auf und that blindlings Alles, was sie von mir verlangte. Nur, wenn sie verlangt hätte, ich sollte Gottfried Rubow nicht lieben und nicht mehr an ihn denken und nicht nach ihm Begehren tragen, dann hätte ich ihr nicht gehorchen können. Das aber verlangte sie auch garnicht; denn sie ahnte nichts davon, daß ich ihn gern hatte, und hätte sich auch niemals vorstellen können, daß ich einen Mann begehren würde, den sie für sich selber beanspruchte, oder daß ein Mann, den *sie* liebte und der *sie* gewinnen konnte, nach mir sollte Verlangen tragen. Und dann ward sie sein Weib. Ich hab' ihr das Glück von Herzen gegönnt, Gott weiß es, ich habe sie nicht beneidet, und ich habe nichts gethan, um es ihr zu zerstören. Dazu hatt' ich sie viel zu lieb. Und immer war sie auch gut gegen mich und hat wie eine Mutter an mir jungem Ding gehandelt. Die Ehe war auch allem Anschein nach eine sehr glückliche. Ich aber bin nur manchmal in meine Kammer gegangen und habe mich heimlich ausgeweint. Davon hat niemals Einer etwas gewußt. Und sonst war ich immer zufrieden, heiter und fleißig, es hat kein Mensch über mich klagen können. Ich habe gearbeitet vom Morgen bis zum Abend, dabei wurde mir's leichter um's Herz, und ich konnt' es tragen, zu leben, — so zu leben: neben ihm und neben ihr!"

Sie schwieg eine Weile, wie um Athem zu schöpfen. Aus ihrer kauernden Stellung neben der Bettstatt hatte sie sich aufgerafft und saß

Google

nun auf dem Bettrande, mit vornübergebeugtem Oberkörper und schlaff herabhangenden Armen, wie in ein träumendes Erinnern verloren. Ich wagte kein Wort, um sie in ihrem Gedankengange nicht zu stören. Ohnehin war ich von dem schlichten Bericht im Innersten ergriffen, und ein seltsamer Bann hielt mich gefesselt.

Dann fing sie wieder an, und ihre Stimme klang noch müder, als vorher: „Es wurde Alles anders, als mein Vater starb. Da stellte sich's heraus, daß der Hof nicht Luise allein, sondern uns Beiden zu gleichen Theilen vermacht worden war. Ich weiß nicht, ob damals Gottfried zuerst der Gedanke gekommen ist, daß er mich also ebenso gut hätte zum Weibe nehmen können, wie Luise. Nur das Eine weiß ich, daß er mich seither plötzlich mit ganz anderen Augen betrachtete und daß seine Augen mich zu beängstigen begannen, sodaß ich ihnen auswich, wie ich nur irgend konnte. Aber mein Blut war dennoch in Wallung gerathen, und ich hatte oft schlimme Nächte. Gesprochen hat er aber kein freundliches Wort mit mir, im Gegentheil, er war herb und barsch, sodaß Luise ihm bisweilen sagte, er möge doch gut zu mir sein. Und die Beiden lebten noch immer sehr glücklich zusammen. Nur daß es ihnen ein großer Schmerz war, keine Kinder zu haben. Besonders Gottfried litt sehr darunter und sprach oft davon, daß das gar keine richtige Ehe sei, wo keine Kinder kämen. Dann weinte Luise. Aber dennoch war nichts zwischen ihnen. Erst als sie krank wurde und der Arzt ihnen Beiden sagte, Luise würde niemals ein Kind haben können, und sie launisch wurde und immer neidisch war auf Jeden, der stärker war, als sie, und arbeiten konnte, während sie selber viel liegen mußte und immer kränkelte, — erst da fing es an. Gottfried und ich waren nun oft zusammen auf dem Felde und in der Wirthschaft. Ich konnt' ihn nicht mehr so meiden, wie früher, weil ich Luises Arbeit übernehmen mußte. Und einmal, an einem glühheißen Julitag auf dem Roggenfelde, als wir nach der Mittagspause noch eine Weile im Schatten einer hüttenartig aufgebauten Kornmandel rasteten, sagte er plötzlich zu mir: „Weißt Du eigentlich, daß ich rasend verliebt in Dich bin, Mädchen? Und daß ich den Verstand noch darüber verlieren werde, wenn Du nicht endlich einmal mein wirst?" Das kam so heraus, wie ein Aufschrei, mit dem er sich Luft machen wollte. Mich aber lähmte es förmlich, ich war bis zu dieser Stunde ganz ahnungslos gewesen, hatte mich ganz sicher neben ihm gewähnt. Und nun, ehe ich mich noch besinnen, ehe ich noch etwas denken konnte, war er aufgestanden und wollte sich über mich werfen. Mit einem Angstruf fuhr ich empor und entfloh. Und von da an wußte ich, wie es um ihn stand und daß ich auf meiner Hut sein mußte. Er ließ mich auch selbst garnicht im Zweifel darüber. Gleich in der folgenden Nacht kam er an meine Kammerthür und bat und bettelte, ich sollte ihn einlassen, er würde sonst verrückt und was er noch weiter Alles redete. Und dann kam er heimlich öfter und redete nichts mehr, sondern wollte mich überrumpeln. Aber ich

Google

wußte ja nun, was ich von ihm zu gewärtigen hatte, und schützte mich vor ihm. Ich that das, — obgleich ich ihn liebte und obgleich meine Liebe wuchs und wuchs, bis zum Wahnsinn. Ich konnt' es Luise nicht anthun, ihn zu erhören, wenn ich selbst auch vielleicht die Sünde auf mich genommen hätte, so schlecht, wie ich schon durch meine unselige Leidenschaft geworden war. Die Liebe zu meiner Schwester hat mich stark gemacht und vorsichtig. Aber wenn ich meiner selbst auch ganz sicher war, so lange Luise leben würde, dagegen konnt' ich mich doch nicht wehren, daß ich immer dachte, wie Alles gut sein würde, wenn sie nicht mehr lebte. Ich hab' schwer getragen unter der Sünde, aber besiegen hab' ich sie nicht gekonnt. Das ging über meine Kräfte. Und als sie zum zweiten Mal wieder darniederlag, hat mich's Tag und Nacht zu jeder Stunde verfolgt: wenn sie jetzt nicht wieder auf stände, könnt' ich sein werden! Und ich hab' um ihre Genesung nicht wieder beten können, es wär' eine zu große Sünde gewesen. Sie ist aber doch wieder besser geworden. Und dann hat Gottfried wohl den furchtbaren Plan gefaßt, sie zu tödten, weil er denn garnicht anders zu seinem Ziel kommen konnte und das Leben nicht mehr so ertrug, wie es war. Er muß eben völlig von Sinnen gerathen sein, denn ein schlechter Mensch — ein so schlechter war er nicht. Aeußerlich wurd' er sogar ruhiger, und daß die Ehe zwischen den Beiden nicht mehr die gleiche war, wie früher, hat kein Mensch merken können, in der letzten Zeit schon garnicht. Und dann plötzlich hat er das Schreckliche gethan."

Wieder verstummte Regine, und diesmal schien sie überhaupt das Weitersprechen zu vergessen und ganz zu vergessen, daß sie zu mir und nicht zu sich selber geredet hatte, so ganz in sich versunken hockte sie da auf ihrem Platze. Ich mußte mich erst zwingen, sie anzusprechen, und wieder that ich es in jenem Ton des Verhörrichters, den ich ihr gegenüber angenommen hatte, so schroff er auch im Widerspruch stand zu dem, was ich für sie in meinem tiefsten Innern empfand und was mich in heißem Erbarmen und leidenschaftlichem Schmerz durchglühte. „Und wie ward es dann weiter?" fragte ich. „War Gottfried Rubows Benehmen nach dem Tode seiner Frau das eines schuldbewußten und eines reuigen Mannes? Und wie kam es, daß Keiner sonst ihn beargwöhnte, außer Ihnen selbst?"

Sie sah mich einen Augenblick erstaunt an, wie wenn sie mich fragen wollte, ob ich etwa an eine fixe Idee ihrerseits glauben könne, die in ihrem Schuldbewußtsein wegen ihrer sündigen Gedanken wurzele und so das Gedankenverbrechen bei dem Mitschuldigen habe zur That werden lassen. Dann schüttelte sie mit einem traurigen Lächeln, das mir in's Herz schnitt, langsam den Kopf. „Wer Gottfrieds nächtliche That nicht mit angesehen hatte, wie ich von meinem Fenster aus, der konnte ja garkeinen Verdacht gegen ihn haben, denn in seinem Verhalten gegen Luise, soweit Andere es beobachten konnten, war niemals der geringste Anhalt dafür vorhanden gewesen. Und kein Mensch glaubte überhaupt, daß hier ein Verbrechen vorlag. Als

Google

die That geschehen war, deutete nichts mehr daraufhin, daß Menschenhände das Unglück veranlaßt und vorbereitet hatten, man mußte an einen Zufall glauben. Ich selbst hätte daran geglaubt — trotz Allem. Aber was meine eigenen Augen gesehen hatten, ließ sich nun einmal nicht aus der Welt schaffen. Und mir gegenüber wagte er ja auch nicht zu leugnen. Sonst jedoch war er nichts weniger, als reuig oder zerknirscht. Ich bin überzeugt, daß er den zu Boden geschlagen hätte, der auch nur, ohne ihn selbst zu verdächtigen, auf etwas Anderes, als auf einen Unglücksfall, hinzudeuten gewagt haben würde. Stolz und unnahbar war er. Nur den Schmerz des tief getroffenen Gatten trug er zur Schau. Und mich — als er nun sah, daß ich um seine That wußte und daß ich ihn verderben konnte und daß ich nun doch niemals die Seine werden würde, obgleich er jetzt frei war, weil ich seine That verdammte und den Thäter verabscheute, — mich begann er zu hassen. Ich bin gewiß, daß er auch mich am Liebsten jetzt gemordet haben würde. Aber das Verlangen, mich zu besitzen, war wohl doch noch mächtiger in ihm, als sein Ingrimm und seine Mordlust. Ein paar Wochen nach Luises Tode ließ er in's Land gehen und kümmerte sich kaum um mich. Er war auch viel außerhalb des Hofes und saß oft im Wirthshaus. Die Leute meinten, er wolle seinen Kummer vergessen und er sähe sich auch daneben schon nach einer neuen Frau um. Mir wär's recht gewesen, wenn sie sich nicht getäuscht hätten. Ich wäre dann vom Hofe fort und in die weite Welt gegangen. Was mich hielt trotz Allem, was ich litt, und trotz der Unerträglichkeit seiner Nähe, war ja nur die Anhänglichkeit an den väterlichen Hof, für den ich sorgen mußte und der nicht ohne Herrin bleiben durfte. Vielleicht wäre Alles doch noch gut geworden, wenn ich gegangen wäre. Aber Gottfried dachte in Wahrheit ja nicht an eine Andere, sondern immer nur an mich, — trotzdem er mich haßte. Und gerade deshalb vielleicht und um mich zum Schweigen zu bringen — was weiß ich, warum sonst? — wollt' er mich besitzen. Er wußte ja auch, daß ich ihn geliebt hatte und daß sich unter meinem Abscheu gegen ihn selbst jetzt noch Liebe versteckte, — eine unselige Liebe, die sich nicht ausrotten und nicht ersticken ließ. Und so sagte er mir eines Tages, ich solle sein werden. „Den Mörder meiner Schwester heirath' ich nicht," hab' ich ihm geantwortet und bin von ihm gegangen. Und von da an hat er mich verfolgt mit seinen Anträgen, und als er niemals eine andere Antwort von mir hat erlangen können, hat er's wiederum mit List und mit Gewalt versucht, über mich Herr zu werden. Da hab' ich ihm gedroht, wenn er mich nicht in Ruhe ließe oder wenn er es gar so weit triebe, mir das Aeußerste anthun zu wollen, würd' ich ihn erstechen und hab' ihm das große Tischmesser gezeigt, das alle Nächte auf meinem Tische am Bett lag. Aber er hat blos gelacht. Und dann ist er doch gekommen. Erst hat er an meiner Kammerthür gestanden und hat sich auf's Bitten verlegt. Als das nicht verfangen hat, ist er mit Gewalt eingedrungen. Er hat das Schloß aufgebrochen und

wie ein Rasender hat er sich geberdet. Als er dann vor mir gestanden hat, ist er plötzlich wieder ganz sanft geworden und hat zuletzt sogar geweint, wie ein Kind. Alles hat er mir gesagt. Auch daß ich ihn zum Mörder gemacht hätte und zum elenden, verlorenen Menschen. Und nun wollte ich ihn nicht einmal erhören, ihm seinen Lohn vorenthalten, auf den er doch wahrlich ein Recht habe. Er habe ihn sich verdient durch Verbrechen und Qualen. Nun wolle er auch besitzen und genießen. Und was so dergleichen mehr war. Es war eine grauenvolle Rede. Und zuletzt meinte ich beinahe wirklich, ich müßte nun ihm angehören und wäre ihm verfallen, und danach käme der Untergang und das Verderben. Denn daß ich die Schmach und den Gräuel nicht würde überleben können, das stand fest bei mir. Aber als er nun vom Bitten und Betteln wieder zur Gewalt übergehen wollte und ich mich schwach fand und keinen Widerstand und keine Abwehr sonst mehr sah, da packte mich's im letzten Augenblick mit der Kraft der Verzweiflung, und ich griff nach dem Messer und stach blindlings zu. Und ich muß wohl gut getroffen haben, denn er fiel gleich zu Boden und gab keinen Laut mehr von sich. Nur ein paarmal zuckte der Körper noch wie im Krampf, dann war's zu Ende. Und dann weiß ich nicht mehr, was weiter geschehen ist. Sie sagen ja, der Leichnam sei am anderen Morgen nebenan im Wohnzimmer gefunden worden und eine Decke wäre darüber gebreitet gewesen. Also muß ich ihn wohl aus meiner Kammer hinübergeschleift haben. Aber ich erinnere mich nicht mehr daran. Für mich liegt über dem Allen etwas wie ein schwarzer Schleier, durch den ich nicht zu blicken vermag. Ich weiß nur noch, daß ich mir ganz klar darüber war, nun müsse ich auch sterben, und eigentlich hätte ich es ja schon längst gemußt, — schon damals, als ich Luise hatte zum Sandberg gehen sehen, ohne ihr ein Wort der Warnung zuzurufen, ohne ihr zu erzählen, was ich Nachts erblickt hatte. Und wenn ich damals schon den Muth gehabt hätte, zu sterben, wenn ich damals schon die Nothwendigkeit dazu eingesehen hätte, hätt' ich nicht erst vorher noch zur Mörderin werden brauchen, sondern hätte die Rache dem überlassen können, der ja gesagt hat, daß die Rache sein sei. Nicht, weil ich Gottfried getödtet hatte, sondern weil ich Luise ungewarnt hatte in den Tod gehen sehen, nachdem ich durch Wochen und Monate schon immer gedacht, daß Alles gut sein würde, wenn sie nicht mehr lebte, — deshalb mußt' ich sterben. Und ich wollt' es auch. Ich weiß, daß ich mir's genau überlegte, wie ich sterben wollte. Ich wollte mich mit demselben Messer erstechen, mit dem ich Gottfried getödtet hatte. Aber ich wagte nicht, es ihm aus seiner klaffenden Brustwunde zu ziehen. Mir graute davor. Und die ganze Nacht saß ich auf dem Rand meines Bettes und stierte vor mich hin und dachte darüber nach, wie ich sterben wollte, ohne mich doch zu rühren oder einen klaren Gedanken fassen zu können. Und am Morgen kamen sie und sagten mir, ich wäre eine Mörderin, ich hätte meinen Schwager Gottfried Rubow erstochen, und man würde mich um deswillen hinrichten.

Google

Da war ich zufrieden, weil ich nun wußte, daß und wie ich sterben würde und daß ich nun über nichts mehr nachzudenken brauchte. Denn das Nachdenken machte mir unsägliche Pein. Ich war ganz zufrieden in meinem dumpfen, stumpfen Gleichmuth. Ich lebte garnicht eigentlich mehr, ich dämmerte nur so hin. Und weil ich nun bald sterben durfte und ganz ohne daß ich selber etwas dafür zu thun hatte, wurde mir's beinahe friedlich zu Muthe. Zu Allem, was sie von mir wissen wollten, sagte ich „ja"; nur als sie mich fragten, ob ich das bereute, was ich gethan, sagt' ich „nein," denn ich bereute es ja nicht. Dann haben sie eine Weile wohl gemeint, ich sei nicht bei Sinnen, denn sie haben mir ein paar Herren in meine Zelle geschickt, die wohl Doctoren waren, und die haben mich nach Allerlei ausgefragt. Ich habe ihnen aber klar und deutlich gesagt, daß ich ganz bei Verstand sei und auch immer gewesen sei und daß ich ganz genau wüßte, was ich gethan, und es jeden Tag wieder so thun würde. Da sind sie gegangen. Und nun habe ich darauf gewartet, daß man mich abholen würde zum Sterben, — Tag um Tag habe ich gewartet. Stattdessen aber sind endlich Sie gekommen und haben mir gesagt, daß ich garkeine Mörderin sei und daß man mich doch nicht wolle sterben lassen. Sie können sich denken, wie mich das getroffen hat, Herr. Und nun gar all' das Andere, was Sie mir gesagt haben! Es war ja geradezu, als wollten Sie mich wieder von den Todten auferwecken und in's Leben zurückrufen, nachdem ich schon eine Weile im Grabe gelegen, — und in was für ein Leben obendrein! Und nun wissen Sie ja, daß das Alles nicht sein kann. Ich habe Ihnen nun gesagt, Herr, was ich keinem Menschen sonst gesagt habe und was ich nie einem sagen wollte. Dahin haben Sie's gebracht. Und ich mußte es thun, weil Sie es so gut mit mir meinten, wie nie ein Mensch sonst. Es war ja das Einzige, womit ich Ihnen lohnen konnte. Jetzt aber, da Sie alles erfahren haben" —

Sie sah mich mit einem halb fragenden, halb flehenden Blick an, den ich nicht verstand. Was wollte sie von mir? Sollt' ich ihr nur versprechen, daß ich nun nicht mehr davon reden dürfe, ich liebte sie? Oder sollt' ich sie nun endlich überhaupt in Ruhe lassen, nichts mehr von ihr zu erfragen suchen, nichts mehr zu ihr von dem reden, was geschehen war oder was hätte werden können? Wollte sie, daß ich sie jetzt verließ? Aber wie konnt' ich das? Mit diesem Sturm in der Seele! Mit diesem Chaos wild durcheinanderwogender Gedanken, die ihre traurige, zermarternde Geschichte in mir geweckt! Und morgen war der Entscheidungstag! Was sollte, was konnte morgen werden?

Ich war aufgestanden, um nur einmal ein paar freie Athemzüge zu thun. Es lag mir wie Bleigewichte auf der Brust und auf der Stirn. Dazu raste das Blut in mir. Unwillkürlich griff ich nach meinem Puls; auch der hämmerte, wie meine Schläfen, fieberisch. Wenn ich nur einen Ausweg in diesem furchtbaren Conflict gesehen hätte! Aber wohin ich blickte, war Alles wirr und düster um mich her. Es lag etwas Zermalmendes in

Google

dem, was ich von ihr gehört hatte. Es betäubte mich, es warf mich zu Boden. Ich hätte aufschreien mögen, wie in Todesgefahr. Und doch liebte ich sie, liebte ich sie noch immer! War das nicht Wahnsinn? Mußte das nicht ein Ende nehmen, — so oder so?"

„Herr!"

Schon zweimal hatte Regine mich so angerufen, ehe ich auf sie hörte. Nun wandte ich mich, aus meinem finsteren Brüten aufgestört, zu ihr um und sah in ihr angstbleiches, todesruhiges Gesicht. „Was wollen Sie?"

„Ich habe eine Bitte an Sie."

„Reden Sie!"

„Errathen Sie es nicht, Herr?" Wieder jener angstvoll flehende Blick, der mir tief in die Seele drang.

„Wie sollt' ich es errathen?"

Ich warf mich auf den Schemel, todtmüde, wie zerschlagen. Ich starrte sie an, als ob ich aus ihren Zügen lesen wollte, wie denn hinter dieser jungfräulich-reinen Stirn so grausige Gedanken hatten wachsen und reifen können. Ich begriff es aber nicht. Je länger ich sie anblickte, desto räthselhafter wurde es mir vielmehr und desto schauriger. Und dann hörte ich sie sagen: „Sie sehen ja nun selber ein, daß ich sterben muß, Herr." Und ihre Augen ließen nicht von mir.

Was war das? Was wollte sie von mir? „Nein, nein, nein," stieß ich heraus, „Sie müssen nicht sterben, und Sie werden nicht. Das Gericht kann Sie garnicht zum Tode verurtheilen. Und ich —"

Sie schien mich garnicht zu hören. „Herr," sagte sie, wenn Sie mich wirklich lieb hatten, wenn das Alles wirklich wahr gewesen ist, was Sie mir gestern gesagt haben, — Sie könnten mir diesen einen, diesen letzten Liebesdienst doch wohl leisten —"

„Was? Welchen Liebesdienst?" Ich verstand sie nicht.

„Mich sterben zu lassen."

„Ich? Sie sterben lassen? Wie könnte ich das? Ich könnte es garnicht einmal, wenn ich wollte."

Sie lächelte. Es war ein Lächeln, vor dem mir das Blut in den Adern zu Eis erstarrte. Und dann sagte sie mit einer ganz sanften, schmeichelnden Stimme: „O ja, Sie können es, Herr. Und es ist nichts Großes. Wenn Sie mich lieb hätten, thäten Sie es ganz gewiß."

Nun begriff ich sie plötzlich, aber mir graute vor diesem Begreifen. „Regine!" rief ich. „Das könnten Sie von mir fordern?"

Immer noch lächelte sie. „Das kann ich von Ihnen fordern, weil Sie mir gesagt haben, Sie hätten mich lieb und hätten Erbarmen mit mir. Wenn das wahr ist, werden Sie mich morgen garnicht erst dort herausschleppen lassen auf die Richtbank unter all' die fremden Männer, unter all' das gaffende Volk, wo sie mich stundenlang mit tausend Fragen martern wollen und sich über meine Schuld oder Unschuld streiten werden und wo

Google

ich meine Schande und Schmach bekennen soll, damit die Menschen mit Fingern auf mich zeigen können und die Zeitungen davon etwas Gruseliges zu erzählen wissen. Nein, das werden Sie nicht thun, Herr. Denn Sie werden einsehen, daß das schlimmer, viel schlimmer wäre, als den Tod zu erleiden. Vor Scham müßt' ich ja sterben. Und was ich Ihnen gesagt habe, das könnte ich vor all' den fremden Männern ja doch nicht sagen. Sie würden's auch wohl nicht glauben, denn Beweise hab' ich ja nicht. Und dann sagen Sie, Herr, man würde mich nicht zum Tode verurtheilen. Glauben Sie denn wirklich, ich könnte nach dem Allen noch leben? Das Zuchthaus ist's garnicht, was mich schreckt. Das mag auch nicht schlimmer sein, denk' ich mir, als wenn man draußen in der Welt weiterleben sollte; eher besser, denn man wäre dort allein und nicht unter all' den Menschen, von denen man doch nur immer Böses zu leiden hat. Aber das Leben selber! Das Leben! Nein, nein, Herr! Das werden Sie mir nicht auferlegen. Und es ist so wenig, was ich von Ihnen verlange, und Sie wollten so viel für mich thun. Wenn Sie mir heute Abend oder morgen früh, bevor man mich abruft, etwas bringen wollten, was ich mir in mein Wasserglas da schütten könnte, ehe ich's leer trinke, — dann wär' Alles gut. Und mein letztes Wort würde ein Dank- und Segens-Wunsch für Sie sein, Herr. Herr, es ist so leicht für Sie, — wollen Sie es nicht thun? Wollen Sie mir Ihre Liebe dadurch nicht beweisen? Ich flehe Sie an, Herr. Haben Sie doch Erbarmen mit mir! Ich muß ja sterben."

Ehe ich's hindern konnte, war sie niedergeglitten und hatte mit beiden Händen meine Kniee umklammert. Vom sanften Bitten und Schmeicheln war sie zum stürmischen Begehren, endlich zu leidenschaftlichem Schluchzen und Weinen übergegangen. Sie rang förmlich zu meinen Füßen mit mir darum, daß ich sie sollte sterben lassen. Es waren Augenblicke voll unsäglicher Qual, die ich durchlitt. Ich selbst mußte heiß und wild gegen ein Etwas ankämpfen, das in meiner Brust mahnte und wühlte. Aber ich konnte ihr ja nicht willfahren. Und wenn ich auch tausend und tausend Male mir zurufen mochte, was sie selber mir gesagt, und wenn ich ihr auch Recht und wieder Recht geben mochte, weil ich nun Alles wußte und weil ich nun begriff, wie es in ihr aussah: ich konnte es doch nicht. Schon um deswillen nicht, weil ich sonst wider Eid und Pflicht gehandelt hätte. Aber auch als Mörder wär' ich mir erschienen. Ich hätte an der Verantwortung, die ich auf mich geladen, tragen müssen bis an mein Lebensende und wäre darunter eines Tages vielleicht zusammengebrochen. Es mochte feig sein und engherzig, ich konnte dennoch nicht.

Ich riß das Mädchen an den Armen empor, ich umkrallte diese Arme fest mit meinen Fingern und schrie ihr zu, wie in toller Wuth über den furchtbaren Seelenkampf, den sie in mir heraufbeschworen: „Mache mich nicht wahnsinnig, Mädchen! Du sollst leben, leben!" Meine Augen funkelten sie an, meine Stimme bebte. Sie erschrak vor mir. Aber dann glitt wieder

Google

ein Lächeln über ihre Lippen, ein müdes, geistesabwesendes Lächeln. Und sie sagte, mir zunickend: „Morgen also, nicht wahr?"

Ich wußte nicht, was sie meinte, nicht, woran sie dachte. Ein Frostschauer lief mir den Rücken herab. „Morgen," sagte ich. „Und fürchten Sie sich nicht! Ich werde Sie vertheidigen." Ich redete das so hin, ohne mir selber klar zu sein über das, was ich meinte und wollte. Es klang mir selber wie Hohn: sie vertheidigen! Wenn ich sie nur gegen sich selber und die Anklagen in ihrer eigenen Brust hätte vertheidigen können! Ueber das, was werden sollte, war ich noch völlig rathlos. Ich mußte erst allein sein, um darüber mit mir schlüssig zu werden.

Ehe Regine mir noch antwortete, trat der alte Schließer durch die Zellenthür ein. Ich war so lange geblieben, daß er besorgt geworden war, mir könne etwas zugestoßen sein. Man hatte dergleichen schon erlebt. Und es handelte sich hier ja um eine Mörderin. Als er mich sah, wie ich mit allen Zeichen der Verstörtheit dastand, klopfte er mir auf die Schulter und sagte gutmüthigen Tons: „Na, dadrüber müssen Sie sich auch nicht so aufregen, Herr Reffendar. Loskriegen können Sie sie ja doch nicht. Und solche Sachen, wo man sich drin mit Ruhm bedecken kann, die giebt unser Herr Director den jungen Herren überhaupt nicht. Das können Sie später immer noch. Geben Sie sich man zufrieden und überlassen Sie die verstockte Person da ihrem Schicksal!"

Es war gut, daß er gekommen war und daß er so redete. Es brachte mich wieder zu mir selbst. „Sie haben Recht," sagte ich, mich fassend, „hier ist nicht zu helfen. Lassen Sie mich noch einen Augenblick mit ihr allein. Ich komme gleich, — ich versprech' es Ihnen."

Der Alte schien nicht ganz zufrieden, denn er schüttelte den Kopf; aber dann ging er doch. Und nun wandte ich mich wieder Regine zu, die diesen Zwischenfall theilnahmlos an sich hatte vorübergehen lassen und mit gefalteten Händen stier, mit hängenden Schultern dasaß, ohne scheinbar von meiner Anwesenheit noch etwas zu wissen. Ich sah sie an, und in heißen Blutwellen stieg mir die Leidenschaft für dies schöne, unglückselige Geschöpf wieder in Kopf und Herz empor, betäubte mich, brachte alle meine Sinne in rasenden Aufruhr. Es schoß mir plötzlich etwas Abscheuliches, etwas Grauenhaftes durch's Hirn: erst einmal in ihren Armen die ganze Wonne, die ganze Süße eines sündigen Glückes genießen und dann sie sterben lassen, — sie tödten, — sie und mich. Und dann etwas Anderes: sie fliehen lassen, ihr zur Flucht behilflich sein, — den Schließer bestechen, — überlisten. Und dann eines Tages ihr nach, sie wiederfinden, irgendwo in einem verborgenen Erdenwinkel der neuen Welt mit ihr sich vereinigen und glücklich werden, unnennbar glücklich.

Das jagte nacheinander durch meine Seele, wie Blitze, die sich suchten, haschten, ineinander verschlangen und dann verzuckt waren, ehe man noch zur Klarheit gelangt war über das, was sie erhellt hatten. Ein Ekel über mich selber befiel mich, eine widrige Nüchternheit bemächtigte sich meiner.

Google

Was das Alles für Phantome waren! Die Ausgeburten einer krankhaften, überreizten Phantasie. Wenn ich sie mit klarem Auge anblickte, zerrannen sie. Und was zurückblieb, war nichts, als hilflose Verzweiflung. Meineidig wär' ich gewesen, hätt' ich sie anders retten wollen, als auf legalem Wege, — und für mich! Und mit ihr sterben? Hatt' ich ein Recht dazu? Durft' ich zwei Menschenleben hinwerfen, vernichten, — bloß um einer jäh, heiß und wild aufgeflackerten Leidenschaft halber?

Es war ein letztes, ungestümes, wahnsinniges Ringen in mir. Dann nahm ich Regines Hand, die sich eisig anfühlte, wie die einer Todten, in die meine und sagte mit erzwungener Festigkeit: „Sie werden dennoch frei werden. Das Gesetz will es so, und das Gesetz muß zum Siege gelangen. Sie haben ja keinen Mord begangen. Und für das, was Sie in Gedanken gesündigt haben, werden Sie im Leben Sühne üben können. Verzagen Sie nicht! Es wird doch noch Alles zum guten Ausgang kommen."

Sie entgegnete nichts. Nur einen einzigen Blick warf sie mir zu, einen Blick, so voller Anklage und Jammer, daß es mir einen Schauer durch's Blut jagte. Dann glitt ihre Hand aus der meinen, und sie sank wieder in sich zusammen. Auf mein Lebewohl kam keine Antwort. Wie ein Gerichteter verließ ich die Zelle.

In der schlaflosen Nacht, die diesem Tage folgte, überdachte ich noch einmal genau Alles, was ich nun wußte; jedes Wort, das Regine mir gesagt, hallte in meiner Seele wider. Durfte ich sie vertheidigen? Nach dem Buchstaben des Gesetzes war sie schuldlos. Denn sie hatte den Mann niedergestochen, der ihr Gewalt anthun wollte, und es hatte kein anderes Mittel gegeben, sich zu retten. Es war berechtigte Nothwehr gewesen. Aber war sie auch vor dem höheren Gesetz, das da über alle Paragraphen des Strafgesetzbuches hinaus sein Urtheil in der Menschenbrust selber verkündet, schuldlos? Sie, die monatelang keinen anderen Gedanken hatte fassen können, als den, wie gut Alles sein würde, wenn nur die Schwester todt wäre? Sie, die eben diese Schwester nicht gewarnt hatte, nicht hatte warnen *wollen*, als sie gewußt, geahnt, jene gehe ihrem Verderben, ihrem Untergange entgegen? Schuldlos? Wohl mir, wenn ich ein „Ja" auf diese Frage gehabt hätte! Aber nicht einmal im Rausch meiner Leidenschaft hatte ich es, so wenig wie Regine selber es gehabt hatte.

Sie war schuldig, ob man das Geschehene auch als menschlich begreifen und verzeihen mochte, ob auch Keiner geneigter dazu in der Welt sein konnte, als ich, der ich sie liebte. Schuldig; und doch mußte ich, mit dieser Ueberzeugung in der Seele, Alles aufbieten, um durch meine Vertheidigung einen Freispruch für sie zu erzielen, — meine Pflicht forderte das von mir. Ich mußte den Geschworenen sagen, daß und warum dies Mädchen keine Mörderin war; aber ich durfte ihnen nicht sagen, daß sie in Gedanken gemordet hatte, daß sie die eigne Schwester, die ihr im Wege gestanden, hatte in den Tod gehen lassen, — ohne Mitleid. Das war der

Google

Conflict, der mir in der Seele brannte. Und es half nichts dabei, daß ich mir zurief, ich hätte keine Verpflichtung, öffentlich von den innern Vorgängen zu reden, welche dies unglückselige Geschöpf zu ihrem Verlangen nach Strafe und nach Sühne getrieben, ohne daß sie nach dem Gesetze schuldig war, — ich kam mir dennoch vor, wie ein unehrlicher und hinterhaltiger Mann, der mit dem Rechte seinen Spott treiben und es zum Gegenstande einer spitzfindigen, verschlagenen Spielerei machen wollte.

Und Regine? Was würde sie mit dem Leben beginnen, wenn es ihr wider Wollen und Hoffen doch zurückgegeben wurde, ihr, wie ein unwillkommenes Geschenk, in den Schoß fiel? Sie *wollte* ja ihre Strafe. Ihr Gefühl sagte ihr, sie verdiene sie, und ihr Gefühl war ehrlicher, als mein starres Anklammern an den todten, leeren Buchstaben. Weil sie wußte, daß man sie nicht bestrafen würde für das, was sie gesündigt, hatte sie sich schuldig bekannt dessen, was sie in Wahrheit nicht begangen. Und nun sollte ich den Schleier zerreißen, den sie über die That und ihre Beweggründe geworfen hatte; ich mußte es, nachdem ich von ihr erfahren, was Keiner außer mir wußte, und wodurch ich Alles umstürzte, was man sich künstlich bisher aufgebaut. Mußte ich es wirklich? *Durfte* ich es auch nur? Hatte sie ihre Bekenntnisse nicht einzig und allein dem *Menschen* anvertraut, dem Manne, der ihr von Liebe gesprochen und der bereit war, sie zu retten, — von dem sie sich auch retten lassen *wollte*, freilich in anderer Art, als er selber es plante und dachte? Dem Menschen; nicht dem designirten Vertheidiger, von dem sie wußte oder doch hätte wissen können, er werde Alles, was sie ihm bekannte, an die große Glocke hängen, es Wort für Wort vor der Oeffentlichkeit wiederholen, es zum eigentlichen Kern seines großen Plaidoyers machen, das ihre Freisprechung zum Ziel hatte. War es nicht ein Vertrauensbruch, den ich beging, wenn ich ihre Bekenntnisse in solcher Art verwerthete? Und was ich damit erzielen wollte und würde, lief ja schnurstracks dem zuwider, was sie selber forderte und erhoffte. Durfte, mußte ich es trotzdem? Sie zurückschleudern in die wilden Wogen ihres vernichteten Lebens, anstatt ihr zu helfen, in den Hafen des Friedens einzukehren, nach dem sie so heiße Sehnsucht trug?

Immer wieder wollte die Versuchung mir nahen, und immer wieder wies ich sie von mir in kraftvoller Gegenwehr. Aber Ruhe wollte mir nicht werden. Ich sah unablässig dies todestraurige Gesicht vor mir, mit den anklagenden und begehrenden Augen. Selbst als ich mich auf's Bett geworfen hatte und in einen Halbschlaf verfallen war, hörte ich sie immer mit müder Stimme mir in's Ohr flüstern: „Weshalb läßt Du mich nicht sterben? Weshalb willst Du mir keinen Frieden geben? Und Du hast mir doch gesagt, daß Du mich liebst. Nun läßt Du mich so grausam, so lieblos im Stiche."

Dann fuhr ich immer wieder aus dem Schlaf empor, und der kalte Schweiß perlte mir auf der Stirn, während meine Pulse jagten. Einmal

Google

erwachte ich sogar von einem lauten Angstschrei, den ich selber ausgestoßen. Ich hatte ganz deutlich den Körper Regines vor mir gesehen, und diesem Körper fehlte der Kopf, der von ihm abgetrennt am Boden lag. Und aus diesem Kopfe sahen mich immer noch die vorwurfsvollen, traurigen, flehenden Augen an. Es war unsäglich grauenhaft, und wie im Fieberfrost schlugen mir die Zähne aufeinander.

Und dabei wollte es nicht Morgen werden. Die Januarnacht dehnte sich bis in's Unendliche. Aber ich mochte nicht mehr schlafen. Mich schreckten die Traumbilder und Visionen, die mir im Schlaf wieder hätten kommen können. Ich zündete meine Lampe an und blieb wach. Meine Rede hatte ich noch garnicht ausgearbeitet, weil ich aus dem ewigen Schwanken über das, was ich sagen sollte und was nicht, nicht herauskam. Nun setzte ich mich an meinen Schreibtisch, um wenigstens in großen Zügen das zu skizziren, was ich vorbringen mußte. Aber, so leicht und rasch ich sonst auch mit der Feder von der Stelle kam, heute wollt' es nicht gehen. Meine Gedanken verwirrten sich, meine Hand gehorchte mir nicht mehr. Ich sprang auf, machte ein paar Gänge durch's Zimmer, kühlte meinen brennenden Kopf an den Fensterscheiben. Ich fand nichts, meiner Unruhe Herr zu werden. Ob Regine jetzt auch wohl meiner dachte? Schlafen würde sie sicherlich nicht können vor solch' einem Tage, sie ebensowenig wie ich. Oder ob sie auf mich warten würde, damit ich ihr das brachte, was sie von mir verlangte? Ob sie wirklich von mir glaubte, ich würde es ihr bringen? Wär' ich denn nicht selber zum Verbrecher geworden, wenn ich es gethan hätte?

Und dann fiel mir plötzlich wieder ein, was nun werden sollte, wenn Regine wirklich freigesprochen wurde, wenn man sie aus der Haft entließ. Stand nicht zu fürchten, daß sie dann selber thun würde, was sie jetzt von mir verlangte? Würde das Geschenk der Freiheit und des Lebens sie nicht zur Verzweiflung treiben? Welche Fülle von drängenden Fragen, auf die alle ich keine Antwort hatte! Am Besten würd' es sein, wenn ich selber an ihrer Seite verharrte und über sie wachte. Wenn man sie freisprach! Aber wo blieb dann die Sühne für das, was geschehen war? Sühne durch Arbeit, durch Wohlthun —? Ich wußte es selbst nicht zu sagen, ich hatte keinen klaren Gedanken mehr.

Endlich war es Morgen, endlich konnt' ich die Viertelstunden zählen, bis ich Regine wiedersehen würde. Denn ich wollte sie heute vor dem Beginn der Sitzung noch einmal sehn und noch einmal sprechen. Die Sitzung war um zehn Uhr anberaumt. Da die Sache rasche Erledigung verhieß, sollte danach noch eine andere zur Verhandlung kommen. Man würde also pünktlich beginnen.

Um neun Uhr machte ich mich auf den Weg. Mit solchem Herzklopfen, wie heute, hatte ich ihn noch nie zurückgelegt. Mir verschwamm manchmal Alles vor den Augen, und ein rother Schleier wogte davor hin und her.

Google

Das Unglück mußte mir auch noch einen älteren Kreisgerichtsrath in den Weg führen, der davon gehört hatte, was mir heute bevorstand, und der sich nun angelegen sein ließ, mir in väterlich-wohlwollendem Ton Muth einzusprechen. Die Sache sei garnicht so schlimm, man müsse sie ganz gemüthlich nehmen und sich vor allen Dingen nicht hinreißen lassen. „Sehen Sie, lieber Kollege," schloß er behaglich, „das ist gerade so Geschäft, wie alles Uebrige. Nur nicht zuviel Wesen davon machen, nur nicht mehr hineinlegen wollen, als drinsteckt!"

Damit entließ er mich am Eingang des Gerichtsgebäudes, um würdevoll seinem Terminzimmer zuzuschreiten. Ich aber flog die Treppe empor. Der alte Schließer stand droben auf dem Gange, breitbeinig, den großen Schlüsselbund in der Rechten. Als er mich kommen sah, machte er eine abwinkende Handbewegung, und ein eigenthümliches Zucken ging über sein verwittertes Gesicht. „Na, damit wär's also nichts," sagte er dann, als ich vor ihm stand, „da müssen Sie sich nun schon nach 'ner anderen Klientin umsehn, Herr Referendar. Und das schad't auch im Grunde genommen nichts, denn dabei war ja doch kein Ruhm nicht zu holen. Der Herr Präsident giebt Ihnen schon noch 'nen andren Fall."

Ich starrte ihn an, ohne ihn zu verstehn. Was bedeutete das? War der Mann irrsinnig geworden? „Ich will die Untersuchungsgefangene Regine Stirner sehn," stieß ich heraus.

Der Alte nickte. „Ach so," sagte er, „Sie wissen's noch garnicht. Ich dachte, Sie hätten's unten schon erfahren. Die braucht man nicht mehr zu verurtheilen, Herr Referendar, die hat selber das Urtheil schon an sich vollzogen. Verstehen Sie?" Er machte eine Fingerbewegung rund um seinen Hals herum.

Ich taumelte zurück und griff mir an den Kopf. Mir schwindelte, Alles begann sich im Kreise um mich her zu drehen. Dennoch behielt ich soviel Kraft, um zu stammeln: „Regine Stirner — ist nicht mehr — am Leben?"

Dabei sah ich den Alten an mit Augen, die aus ihren Höhlen quollen. In meinem Hirn hämmerte und bohrte es, als wäre ein geheimnißvolles Triebwerk dort in Thätigkeit gesetzt. Der Alte schüttelte langsam den Kopf. „Nein," sagte er dann, „todt, Herr Referendar, mausetodt. Aufgehängt hat sie sich. Und zwar an ihrem Betttuch, das sie sich ganz wie einen Strick zusammengedreht und dann am Thürriegel festgebunden hat. Muß wohl schon in der Nacht geschehen sein, denn als ich ihr heute früh die Morgensuppe bringen wollte und die Bescheerung sah, war sie schon ganz starr und kalt. Da half's nichts mehr, daß ich sie losschnitt. Das arme Wurm! Sie haben sich ja auch für sie verinteressirt, Herr Referendar. Und es ist ja gewiß ein Jammer um solch' junges Blut. Du lieber Himmel! Weiß Gott, warum sie überhaupt gemördert hat. Ich würde sie Ihnen gern zeigen, aber sie haben sie gleich in's städtische Leichenhaus

Google

gebracht. Und die Sitzung von wegen ihrer fällt aus. Das ist auch das Ganze. Na, so was kommt ja öfter vor. Ich erinnere mich aus meiner Praxis allein —"

Das waren die letzten Worte, die ich hörte. Mir waren plötzlich die Sinne geschwunden, und ich fiel ohnmächtig auf die Fliesen des Corridors, dem Alten zu Füßen. —

Ich bin dann lange schwer krank gewesen, habe danach einen mehrjährigen Urlaub genommen und bin aus demselben schließlich nicht mehr in die juristische Laufbahn zurückgekehrt. Ich fühlte mich den Anforderungen, die sie an ihre Jünger stellt, nicht gewachsen, ich fürchtete mich vor neuen Conflicten, in die sie mich stürzen würde. Vielleicht waren mein Lebensmuth und meine Berufsfreudigkeit auch durch das, was ich erlebt, überhaupt gebrochen. Wenn ich in meine Vaterstadt zurückkomme, wandere ich manchmal einsam zum Gefängniß-Friedhof hinaus, um eine späte Blume auf den schmucklosen Hügel der vergessenen Selbstmörderin zu legen. Ich habe keine Andre mehr nach ihr geliebt; und zuweilen frage ich mich, ob ich nicht dennoch ein feiger Schwächling gewesen, daß ich nicht mit rücksichtsloser Beherztheit trotz Allem mein Glück, oder das, was doch mein Glück hätte werden können, an mich gerissen, und ob das wirklich sein mußte, was dann geschehen ist. Wer aber weiß denn eine befriedigende Antwort auf alle solche ewigen Räthselfragen des Daseins?

Google

Die Kunst und die natürliche Entwicklungs-geschichte.

Von

Max Burckhard.

— Wien. —

I.

„Ich erachte es als das größte Unglück, das je der Gelehrtenrepublik widerfuhr," — läßt der boshafte Sterne seinen alten Shandy sagen — „daß Jene, die mit der Heranbildung unserer Kinder betraut sind und deren Aufgabe es wäre, ihre Fähigkeiten zu wecken und sie frühzeitig mit Gedanken zu versehen, damit dann die Einbildungskraft auf sie losgelassen werden könne, hiezu die Hilfszeitwörter so wenig herangezogen haben, als dies thatsächlich geschehen ist — ausgenommen höchstens Raymond Lullius und den älteren Pellegrini, welch' letzterer es in der Anwendung derselben bei seinen Unterrichtsgegenständen zu einer solchen Vollendung gebracht hatte, daß er in wenigen Unterrichtsstunden einen jungen Mann in den Stand zu setzen vermochte, über jeden x beliebigen Gegenstand ganz annehmbar pro und contra zu reden, und Alles, was sich über ihn sagen oder schreiben ließe, zu sagen oder zu schreiben, ohne auch nur ein Wort zurückzunehmen, so daß alle Anwesenden von Bewunderung erfüllt wurden."

Das Ideal eines solchen „philosophischen" Hilfszeitwortes ist das Wörtchen „Sollen", um welches seit mehr als zwei Jahrtausenden die Disciplinen der „praktischen Philosophie" in wechselvoll verschlungenem Reigentanz herumkreisen. Dem „Sein", „Können", „Müssen" und wie sie Alle heißen, stellt sich nur allzuoft die unbequeme Wirklichkeit mit einer schlagen-

Google

den Widerlegung gegenüber, der auch der höher Gebildete ehrfurchtsvolle Berücksichtigung nicht zu versagen vermag, aber beim „Sollen" hat es damit gute Wege. Ein classisches Beispiel führt Freund Sterne bei Darstellung des tiefsinnigen Nasenstreites in der Fabella Slawkenbergii selbst uns vor: „Ein Mensch, dem beide Beine weggeschossen wurden, stirbt am Schlagfluß oder der Auszehrung", sagen die Nasophoben. „Manchmal kommt's anders", entgegnen die Nasophilen. „Sollte aber nicht", erwiedern die Nasophoben. Triumphirend können die Nasophoben im Kreise herumblicken: die Gegner sind geschlagen, was ließe sich dagegen vorbringen! Es ist anders? Pah, was liegt daran, es sollte nicht anders sein.

Unsere ganze Ethik, unsere ganze Rechtsphilosophie sind aufgebaut auf dem unscheinbaren „Du sollst". Und bei ihnen müssen wir das ja wohl hinnehmen, sie sind ja die Wissenschaften des Sollens κατ᾽ ἐξοχήν, nicht eines akademischen Sollens, sondern eines Sollens, welches dadurch einen ganz besonderen Nachdruck erhält, daß hinter ihm die gesammte irdische und überirdische Miliz, vom Gerichtsvollzieher angefangen bis zum leibhaftigen Gottseibeiuns, in verheißungsvoller „Bereitschaft" steht, um Jenem, der etwa nicht will, wo er soll, zu beweisen, daß es mit dem „Sollen" eine sehr ernste Sache ist. Aber nicht nur Ethik und Rechtswissenschaft, die Lehren vom sittlichen und staatlichen Recht, auch die Aesthetik, die Lehre von der Kunst, hat zu ihrem ständigen Ausgangs-, Mittel- und Endpunkt das „Sollen".*) Und seltsam! Während man in der Ethik sich damit begnügt, zu fragen, was „sollen" die Menschen, und sich in der Regel nicht beifallen läßt, ernstlich zu fragen, was die Moral, was das Recht soll, pflegt man in der Aesthetik gemeiniglich mit der Frage anzufangen oder doch aufzuhören, was die Kunst soll?**)

II.

Was hat denn die Kunst zunächst mit dem Sollen zu thun, sie ist ja gar nicht, dem Rechte und der Sitte gleich, ein Sollen, sie ist, wie schon ihr Name bezeugt, ein Können! Soll die Kunst vielleicht etwas können, was sie nicht kann? Sie kann eben nur können, was sie kann, und sie kann Alles können, was sie kann. Wo ist da Raum für ein Sollen? Doch darf man nicht wenigstens sagen, die Kunst soll nicht versuchen, was sie nicht kann? Aber wer darf sich herausnehmen, zu sagen, die Kunst kann etwas nicht? Folgt daraus, daß sie es bis gestern nicht konnte, daß sie es auch morgen nicht können wird? und wer vermag zu gebieten, die Kunst soll etwas können, was sie bisher nicht gekonnt?

*) Am Klarsten tritt dies bei Herbart hervor, welcher die sonst gewöhnlich im Wolff'schen System neben die Logik als einleitende Disciplin gestellte Aesthetik mit der Ethik, der „praktischen Philosophie", zusammenfaßt.

**) So wünscht Fr. Schlegel (Ueber das Studium der griechischen Poesie) eine „vollkommene ästhetische Gesetzgebung" als „das erste Organ" der von ihm postulirten „ästhetischen Revolution".

Google

Wie kommt man dann aber überhaupt zu einer derartigen Frage, was die Kunst „soll“? Sie muß doch sehr nahe liegen, sonst würde sie nicht fortwährend gestellt werden!

Und sie erscheint in der That als eine sehr naheliegende, wenn wir die zwei verbreitetsten Grundanschauungen über die Gesellschaftsordnung in's Auge fassen, die sich im Allgemeinen schroff gegenüberstehen, aber doch in einem Punkte berühren. Auf der einen Seite steht die ergebene Demuth, welche unser ganzes inneres Leben seit Ewigkeit für alle Ewigkeiten bestehenden, durch eine höhere Macht in Alles voraus erwägender Weisheit aufgestellten, tief in unsere Brust gegrabenen Gesetzen unterordnet; auf der anderen Seite aber steht die selbstgefällige Zuversicht, welche in Allem und Jedem höchst sinnreiche Erfindungen des menschlichen Verstandes erblickt. Beide Anschauungen aber, so gegensätzlich sie sonst sein mögen, kommen darin überein, daß sie von einem Zweckbegriffe ausgehen, dem, mag er nun von einem höheren Wesen gesetzt oder von den Menschen selbst ersonnen sein, unsere Anschauungen und Empfindungen angepaßt sind oder doch angepaßt werden sollen. Was ihm entspricht, soll sein, was ihm nicht entspricht, soll nicht sein; ihm untersteht unser ganzes geistiges Leben, nicht nur der Rechtssinn und seine Bethätigung, sondern auch der Kunstsinn sammt Allem, was er aus sich heraus schafft.

Und so treffen diese beiden Auffassungen, von denen die eine rein theistischen, die andere mehr oder weniger ausgesprochen atheistischen Charakter hat, und welche daher, wo immer sie an einander stoßen, im Endkampfe auf das religiöse Gebiet gelangen, darin zusammen, daß die wissenschaftliche Methode, mit der sie operiren, die speculative ist.

III.

Es giebt aber neben der speculativen Methode noch eine andere Methode, die nicht wie jene darnach fragt, wie die Dinge sein sollen, sondern darnach, wie sie sind, die nicht die Dinge dadurch zu begreifen sucht, daß sie logisch deducirt, sie dürfen unter keinen Umständen anders als gerade so sein, sondern sich damit begnügt, zu erkennen, wie sie unter den gegebenen Umständen gerade so geworden sind. Seit Charles Darwin der Frage näher getreten ist, wie die organische Außenwelt sich entwickelt hat, und in den Principien des Kampfes um's Dasein und der natürlichen Zuchtwahl zwei leitende Gesichtspunkte dargethan hat, die uns wenigstens verstehen lehren, wie sich die Organismen fortschreitend entwickelt haben können, läßt sich die Frage nicht mehr abweisen, ob nicht auch die innere Entwicklung der Lebewesen, ob nicht die Entstehung und Fortbildung der Ideen durch Heranziehung der von der naturwissenschaftlichen Methode aufgedeckten Entwicklungsgesetze unserem Verständnisse näher gebracht werden kann. Und während die speculative Methode in allen philosophischen Fragen schließlich zur Polemik auf religiösem Gebiete führt, liefert uns die naturwissenschaft-

Google

liche Methode den schlagendsten Beweis, daß sie mit diesem Kampfe, der in Angriff und Abwehr die Geister erhitzt und die Leidenschaften erweckt, nichts zu thun hat, indem wir, speciell in England, der Heimat der Vorkämpfer der entwicklungsgeschichtlichen Theorieen, gar nicht selten religiösen Glauben und eifrigen Kampf für die Entwicklungslehre in derselben Person eng vereinigt sehen.*) Die naturhistorische Methode hat es eben nur mit der Frage der Entwicklung zu thun, die weitere Frage nach dem Anstoße und den Zielen der Entwicklung fallen nicht mehr in ihren Rahmen — sie überläßt das Gebiet des Glaubens, der Lehre vom Glauben, der Theologie.

IV.

Ich habe vor 10 Jahren an einem anderen Orte den Versuch gemacht, zu zeigen, daß die Entwicklung unserer ethischen und rechtlichen Anschauungen unter dem angedeuteten Gesichtswinkel betrachtet werden kann, und auszuführen versucht, wie die rein materiellen Bedürfnisse der Menschen die geistigen aus sich heraus zu krystallisiren vermochten, wie bestimmte Ideen entstehen, sich fortbilden und schließlich durch das Gesetz der Vererbung eine von dem Fortbestehen ihrer ursprünglichen Entstehungsursachen losgelöste, selbständige Existenz erlangen konnten. Die Anwendung dieser Auffassung auf das Gebiet der Kunst habe ich damals ebenfalls kurz anzudeuten versucht: „Auch die Entstehung des menschlichen Kunstsinnes knüpft sich an die Nothwendigkeit der Befriedigung der vitalen Bedürfnisse. Darwin, wie er sich überhaupt strenge auf das Gebiet der rein „animalischen" Functionen beschränkt und die Schlußfolgerungen seiner genialen Deductionen auf das ethische und ästhetische Gebiet zu ziehen fast grundsätzlich unterläßt, behandelt nur die Wirkung des Schönheitssinnes auf die Ausbildung und Vererbung gewisser Körpereigenschaften, welche entweder besonders dienlich sind für die Vertheidigung oder Ernährung des Individuums oder die Fortpflanzung der Gattung. Aber eben diese Nützlichkeit des Wohlgefallens an den fraglichen Körpereigenschaften hat auch das Wohlgefallen selbst geschaffen und gezüchtet. Und durch diese Existenz eines Schönheitssinnes werden nun wieder andere Eigenschaften des Individuums diesem nützlich, die es ohne diesen Schönheitssinn nicht wären (z. B. Schmuckfedern). Gewisse Eigenschaften sind zunächst dem Individuum resp. der Gattungserhaltung unmittelbar ersprießlich; es entwickelt sich daher ein zunächst ihnen entsprechendes, aber sich nebendem auch noch über sie hinaus erstreckendes Schönheitsgefühl; durch dieses Schönheitsgefühl vermögen nun wieder andere Eigenschaften nützlich zu

*) Auch der viel verlästerte Burke (s. u.) nennt bei Behandlung der treibenden Leidenschaften die Nachahmung nur „eines von den großen Werkzeugen, deren sich die Vorsehung bedient, unsere Natur ihrer Vollkommenheit näher zu bringen"; und an einer anderen Stelle spricht er von der großen Kette der Dinge, „die Glied an Glied bis zum Throne Gottes" hinaufsteigt.

Google

werden, die es ohne dieses Schönheitsgefühl gar nicht wären; das im Allgemeinen bereits vorhandene Schönheitsgefühl bemächtigt sich nun durch natürliche Zuchtwahl auch dieser Eigenschaften, und so bewegen sich die durchschnittliche körperliche Beschaffenheit des Individuums und das ihr entsprechende Schönheitsgefühl stets in parallelen Linien vorwärts. Darum entspricht das jeweilige Schönheitsgefühl einer Art, eines Volkes resp. einer Race auch bestimmten allgemeinen Durchschnittseigenschaften derselben. Sobald nun aber der Schönheitssinn einmal entstanden, selbständig, selbst Bedürfniß geworden, sucht er seine Befriedigung nicht mehr lediglich auf dem Gebiete des Geschlechtslebens, das Schöne erscheint ihm um seiner selbst willen begehrenswerth, er sucht es selbst darzustellen, um sich an ihm zu erfreuen: Der Schönheitssinn wird zum Kunstsinn" (System des Privatrechtes I. S. 169).

V.

Schon die englischen Sensualisten des vorigen Jahrhunderts haben den Kunstsinn aus den physischen Instincten abzuleiten versucht, freilich in rein individualistischer Weise, in Verkennung des Umstandes, daß das Individuum kraft des Gesetzes der Vererbung dasjenige, was aus den scheinbar niedrigsten Trieben im Laufe der Jahrtausende entstanden sein mag, schließlich als selbständige Anlage mit sich in die Welt bringt.

Wie später Jeremy Bentham diesen individualistischen Sensualismus, von seinem Standpunkte aus in rücksichtsloser Consequenz, auf dem Gebiete der Ethik durchzuführen versucht hat, hat schon einige Decennien früher (1757) der berühmte Staatsmann und Vertheidiger der Rechte der amerikanischen Colonien Edmund Burke in seiner „philosophischen Untersuchung über den Ursprung unserer Ideen über das Erhabene und das Schöne" denselben auf die „Aesthetik" angewandt, eine Wissenschaft, welche durch anderthalb Jahrtausende geschlummert hatte und erst wenige Jahre vor dem Erscheinen der geistvollen Abhandlung Burkes durch Baumgarten ihren Namen erhalten hatte. Der geniale Politiker und Parlamentsredner hat ob seiner Theorien freilich die heftigsten Beschimpfungen erfahren müssen, aber auch unter seinen Gegnern haben sich solche gefunden, welche seiner Bedeutung als Aesthetiker und dem wahren Kern seiner Lehren objective Würdigung angedeihen ließen. Es kann in dieser Richtung wohl keinen größeren Gegensatz geben, als den zwischen der polternden Grobheit, mit welcher Schasler (Kritische Geschichte der Aesthetik) Burke „abthut" und der vornehmen Art, in der Zimmermann (Geschichte der Aesthetik) ihn zu widerlegen sucht.

Burke stellt zwei Empfindungen einander gegenüber, die des Erhabenen und die des Schönen; beide entwickelt er aus natürlichen Trieben, erstere aus dem Selbsterhaltungstriebe, letztere aus dem Geselligkeitstriebe, unter

Google

dem er aber in erster Linie den Gattungserhaltungstrieb versteht*), wie denn auch in der That der Geselligkeitstrieb schon ein Instinct höherer Ordnung wäre, der in gleicher Weise dem Selbsterhaltungstriebe und dem Gattungserhaltungstriebe, diesen beiden ursprünglichen Instincten der Lebewesen, dient. Den Begriff des Schönen führt er auf die Lustempfindung zurück, als deren Typus ihm die Liebe der Geschlechter erscheint, den Begriff des Erhabenen aber zunächst auf die Empfindung der Unlust gegenüber drohender Gefahr, einer Unlust, welche sich jedoch — aus von ihm in ganz seltsamer Weise entwickelten Gründen**) — in ein Lustgefühl verwandelt, wenn die Gefahr nur der Vorstellung vorgeführt wird.

Aber ganz abgesehen von den zahlreichen Unrichtigkeiten und Lücken seiner Theorie, denkt er sich diesen Proceß immer als in jedem Individuum sich erneuend, die geweckten Empfindungen fließen ihm immer unmittelbar aus den animalischen Trieben, er ringt sich nicht zur Erkenntniß durch, daß aus diesen ursprünglichen instinctiven Trieben solche höherer Ordnung entstanden sind, welche, zunächst im Allgemeinen den instinctiven Trieben dienend, doch eine von ihnen unabhängige, selbständige Existenz erlangt haben, so daß sie neben den animalischen Bedürfnissen solche einer höheren, feineren, complicirten Art geschaffen haben, geistige Bedürfnisse, welche den vitalen Bedürfnissen der Allgemeinheit dienen, und doch im concreten Fall denen des Individuums diametral zuwiderlaufen können, Bedürfnisse, welche losgelöst sind von Hunger und physischem Verlangen, von zitternder Angst und aufathmender Erlösung, welche nicht im Magen und den Werkzeugen sinnlicher Lust, sondern in Ideen ihre treibende Wurzel haben. Diese Ideen, wenn auch seinerzeit aus dem Selbsterhaltungstriebe und dem Gattungserhaltungstriebe entstanden, sind von ihnen so unabhängig geworden, wie das in die Erde gepflanzte Reis von dem Baume, auf dem es gewachsen war, sie haben durch die ihnen innewohnende Kraft im Wege der Mittheilung und Vererbung eine selbständige Macht erlangt, der wir uns, weil die Ideen eben *unsere* Ideen geworden sind, bis zu einem gewissen Grade beugen müssen, auch wenn wir nicht wollten, genau so wie wir dem Hunger und der Liebe ihre Rechte nicht streitig machen können, ohne uns

---

*) So überschreibt er den neunten Abschnitt des ersten Theiles seiner Abhandlung bezeichnend: „Die Endursache des Unterschiedes zwischen den Leidenschaften, die zur Selbsterhaltung gehören, und denen, welche die Vereinigung der Geschlechter angehen", während er später als die drei Hauptglieder der unter dem Namen der Geselligkeit zusammengefaßten Leidenschaften Sympathie, Nachahmung und Ehrgeiz bezeichnet.

**) Es ist nicht richtig, daß, wie wiederholt behauptet wurde, *Burke* dieses Lustgefühl aus dem erfreulichen Bewußtsein persönlicher Sicherheit erkläre; ausdrücklich weist er (I. 15) darauf hin, daß dieses Sicherheitsgefühl eine nothwendige *Bedingung*, nicht aber die *Ursache* des Vergnügens sei. Seine Erklärung des Lustgefühls basirt vielmehr auf der Reinigung der feineren und gröberen Gefäße von gefährlichen und beschwerlichen — Verstopfungen!

Google

mit unseren Neigungen und Anlagen in Widerspruch zu setzen und die Existenz des Individuums und der Gattung zu gefährden.

VI.

Wenn aber die Aesthetik es mit zwingenden Ideen zu thun hat, hat sie dann nicht ihre „Gesetze", ist sie dann nicht in der That doch eine Lehre vom Sollen? Soll dann nicht die Kunst diese Gesetze befolgen, und ist sie dann nicht selbst ein Sollen?

Dies wäre dann der Fall, wenn diese Ideen, nachdem sie entstanden sind, erstarrt wären, wenn sie Petrefakte, Resultate einer ein für alle Male abgeschlossenen Entwicklung und nicht mehr Gegenstand fortbildender Entwicklung wären, oder wenn wir, wie einen Ausgangspunct, so auch ein Endziel dieser Entwicklung zu erkennen vermöchten. Beides ist nicht der Fall. Die Erfahrung zeigt uns, daß die treibenden Ideen zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten, in verschiedenen Individuen differiren. Die Erkenntniß aber verläßt uns, wenn wir versuchen zu ergründen, ob den concreten Ideen, den Ideen als historischen Kategorien, abstracte Ideen, Idealideen zu Grunde liegen; wir können es glauben, wir können auf eine subjective Veranlagung weisen, die uns immer wieder zu dieser Annahme hindrängt, wir können dieser Veranlagung einen Namen geben, z. B. intellectuelle Anschauung — in der Erkenntniß sind wir darum keinen Schritt vorwärts gekommen; das Denken kann uns nie Gewißheit darüber geben, ob diese subjective Veranlagung darin ihre Ursache hat, daß die an uns vorüberziehenden concreten Ideen nur wechselnde Erscheinungsformen ewig unwandelbarer Idealideen sind, oder ob diese subjective Veranlagung nicht selbst wieder nur ein Product natürlicher Entwicklung ist, ob die Idee, daß die Ideen etwas Ewiges, von der Realität der Dinge Unabhängiges seien, nicht lediglich eine nach den Gesetzen der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung entstandene Stütze für die Kraft der einzelnen concreten Ideen ist, somit gleich diesen in letzter Linie der weiterbildenden Entwicklung dient, welche von den rein animalischen Bedürfnissen ausgehend, im Dienste derselben, zu stets höheren und abstracteren Bedürfnissen und ihnen entsprechenden Anlagen und Fähigkeiten fortschreitet.

Und so tritt zu der vielleicht in Folge Vererbung gradezu angeborenen, jedenfalls aber weitverbreiteten Idee von der absoluten Geltung der Ideen überhaupt und speciell auch der Ideen auf dem Gebiete der Aesthetik schließlich die Erkenntniß hinzu, daß uns jeder Maßstab für die Prüfung dieser Idealidee fehlt, da auch „das Angeborene eines Gedankens noch kein Beweis für dessen Erfüllung ist" (Gottfried Keller, Der grüne Heinrich), und daß wir die Ideen stets nur als historische Kategorien zu begreifen vermögen. Ist aber diese Erkenntniß gewonnen, dann ist auch die Basis für eine objective, eine vorurtheilsfreie und duldsame Betrachtung der Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst geschaffen, welche nicht von ihrer

eigenen Unfehlbarkeit durchdrungen, Alles, was nicht in ihr „System" paßt, leidenschaftlich verurtheilt, sondern welche in jedem künstlerischen Wollen ein nothwendiges Glied in der Kette der Entwicklung erblickt, von der Frage ausgeht, ob der Künstler, das, was er gewollt, auch gekonnt, d. h. zur Erscheinung und zum Ausdrucke gebracht hat, und sohin von dieser Frage zur weiteren fortschreitet, wie die von dem einzelnen Individuum verwirklichten künstlerischen Ideen zu den künstlerischen Ideen seiner Zeitgenossen, der früheren Zeit, der etwa seitdem schon verrauschten späteren Zeit, der Gegenwart sich verhalten, ob man ihnen Lebenskraft und befruchtende Wirkung für die Zukunft zuzutrauen vermag.

VII.

So schließt auch diese Auffassung der ästhetischen Wissenschaft die Möglichkeit und Berechtigung, ja die Nothwendigkeit einer läuternden Kritik nicht aus. Aber es ist dies eine Kritik, welche stets die historische Entwicklung vor Augen hat, welche nicht die Erscheinungen in das Procrustesbett der Theorien zwängt, sondern bereit ist, ihre Theorien zu überprüfen, wenn sich ihnen widerstrebende Thatsachen gegenüberstellen, eine Kritik, welche nicht mit aus den Wolken gefallenen Zwecken der Kunst operirt, sondern mit den Bedürfnissen des Lebens, welche nicht der Kunst unwandelbare Gesetze dictirt, sondern nur vom Künstler verlangt, daß er als Kind seiner Zeit lebe und im Geiste seiner Zeit wirke und schaffe.

Die Berechtigung der letzteren Forderung ergiebt sich aus dem Wesen der organischen Entwickelung selbst, welche, wie uns die Erfahrung zeigt, und wie wir auch leicht einzusehen vermögen, keine unvermittelten Sprünge kennt, sondern stets kaum merklich vom Einen zum Andern fortschreitet. So sehen wir zurückblickend, daß stets nur jene Ideen befruchtend zu wirken vermochten, welche den Boden für ihr Gedeihen schon vorbereitet fanden, welche als die natürliche Weiterentwicklung verhandener Ideen sich darstellten, während jene Ideen, welche keinen Anschluß an die herrschenden Anschauungen, an die Bedürfnisse ihrer Zeit suchten oder fanden, wieder verschwanden, ohne bleibende Eindrücke zu hinterlassen. Ja, wir sehen, wie die meisten Ideen, welche in einer bestimmten Epoche die Gemüther bewegten, schon früher gelegentlich hier und dort, bei diesem oder jenem, wie eine Ahnung der Zukunft aufleuchteten, und wie sie dennoch unbeachtet geblieben, der Vergessenheit anheim gefallen waren, ehe sie auch nur erfaßt wurden. Aber eine Zeit vergeht, wieder wird dasselbe Wort ausgesprochen, das früher ungehört verhallt war: und wie im Sturmesbrausen erfaßt es die Geister, es ist die erlösende Zauberformel, in welcher jeder den Ausdruck seiner eigenen Anschauungen, die Verheißung der Erfüllung seiner eigenen Wünsche erblickt. Was hat sich inzwischen geändert? Die Verhältnisse des Lebens sind andere geworden, und aus ihnen sind unmerklich neue Ideen erwachsen, welche, ohne bisher noch in's Bewußtsein zu treten, doch schon in latentem Zustande vor-

Google

handen waren. Und nun bedurfte es nur mehr des äußeren Anstoßes; wer ihn giebt, wer zuerst der neuen Idee sich bewußt wird und ihr Ausdruck verleiht, das richtige Wort zur richtigen Zeit am richtigen Ort ausspricht, er ist der große Mann, dem die Mit- und Nachwelt zujubelt, der seinen Namen eingetragen hat in der Entwicklungsgeschichte des Geistes.

Und ganz so verhält es sich mit den Kunstformen und Kunstrichtungen, welche ja auch nur der praktische Ausdruck concreter Ideen sind.

VIII.

Was würden die Griechen der classischen Periode zu einem Manne gesagt haben, der versucht hätte, ihnen als seine freie Erfindung eine Geschichte von zwei Kindern zu erzählen, die, durch einen Zufall in unbewohnter Wildniß zusammengeführt, mit einander heranwachsen, der geschildert hätte, wie unbewußt die Liebe in ihnen erwacht, wie sie vergebens versuchen, sich ihre Empfindungen klar zu machen, bis sie schließlich die Lösung des süßen Räthsels finden? Ob sie wohl sonderlich entzückt davon gewesen wären? Ob sie in dieser Erzählung eine neue Kunstform erblickt hätten? Gewiß nicht; wären sie auf dem Punkte gewesen, an dem Manne hätte es sicherlich nicht gefehlt.

Vielleicht war er auch vorhanden, vielleicht hat er auch eine ähnliche Geschichte erzählt und geschrieben; doch seine Dichtung ist ebensowenig wie sein Name der Nachwelt überliefert worden. Aber schon Kallimachos (dessen Hekale uns leider verloren ist), Theokrites und Apollonios Rhodos durften ihren Zeitgenossen frei erfundene Erzählung bieten, und als die „mylesischen Märchen", die „sybaritischen Erzählungen" entstanden, und schließlich Longos die Hirtenidylle „Daphnis und Chloë" schrieb, da war auf einmal der Roman „erfunden", und man mochte höchstens staunen, daß man nicht schon längst auf den Gedanken gekommen war, Romane zu schreiben.

IX.

Die Landschaftsmalerei führt uns heute nicht mehr ausschließlich lachende Auen, blumige Wiesen und sanft ansteigende Gelände vor Augen. Der Maler wählt sich auch die Schrecknisse der Eiswüsten, die zerrissen Abstürze und Gletschermoränen der Alpen und des Himalaya zum Gegenstande seiner Darstellung und findet mit seinen Werken, wenn er nur ein Künstler ist, Anerkennung und Bewunderung. Zur Zeit des Livius hatte man nur Verständniß für die „foeditas Alpium", und Seneca berichtet zwar von Menschen, welche die Wildniß sehen und die Waldgebirge Bruttiens und Lukaniens durchstreifen möchten, aber er gibt nicht undeutlich zu verstehen, daß er sie für geistig nicht normal erachtet. Ueber den Maler, der sich aus diesen Wildnissen seinen Stoff geholt hätte, würde er wohl kaum günstiger geurtheilt haben. Wenn Petrarca bei der Ersteigung des Mont Ventoux

Google

von dem höchsten Entzücken erfüllt wurde und uns seine Eindrücke in einem Briefe an Dionisio überliefert hat, so erfahren wir doch zugleich, daß seinen Begleitern jedes Verständniß für seine Empfindungen fehlte. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beginnt der ästhetische Sinn für die Schauer der Alpenwildniß den Charakter einer Singularität zu verlieren. Noch aus dem Jahre 1775 berichtet Goethe über seine erste Schweizerreise (Aufstieg zum Ursenerloch): „Die Felsen wurden immer mächtiger und schrecklicher; der Weg bis zum Teufelsstein immer mühseliger. Meinem Gefährten beliebte es hier auszuruhen; er munterte mich auf, die bedeutenden Ansichten zu zeichnen. Die Umrissen mochten mir gelingen, aber es trat Nichts hervor, Nichts zurück; für dergleichen Gegenstände hatte ich keine Sprache. Wir mühten uns weiter; das ungeheure Wilde schien sich immer mehr zu steigern, Platten wurden zu Gebirgen und Vertiefungen zu Abgründen. So geleitete mich mein Führer bis zum Ursener Loch, durch welches ich gewissermaßen verdrießlich hindurchging; was man bisher gesehen, war doch (!) erhaben, diese Finsterniß hob Alles auf. Aber freilich hatte sich der schelmische Führer das freudige Erstaunen voraus vorgestellt, das mich beim Austritte überraschen mußte.“ Und nun folgt eine Schilderung, des „zur Bewohnung einladenden Thales“, der man das erlösende Aufathmen des Reisenden ordentlich ansieht. Schon ganz anders lauten die Berichte von der zweiten Schweizerreise (1779), so über den Zug durch's Münsterthal, über Leukerbad; aber auch da ist es mehr ein vereinzeltes Aufleuchten als eine dauernd erworbene Empfindung. „Gegen das Uebergroße ist und bleibt man zu klein“, schreibt er der Frau von Stein, und der Marsch über den Rhonegletscher bietet ihm einen „seltsamen Anblick“. Auf der Reise nach Italien (1786) findet er noch Anerkennung für die grauen Kalkfelsen und beschneiten Gipfel, aber wie jubelt sein Herz auf, da er in's Etschthal kommt und den lachenden Süden findet: er hat das Gefühl, als wenn er hier geboren und erzogen wäre „und nun von einer Grönlandfahrt, von einem Walfischfange zurückkäme;“ da darf es uns nicht Wunder nehmen, daß ihm die düster ragenden Alpen bei der Rückreise aus dem heiteren Italien höchlichst mißfallen. Aber die Wandlung der Anschauungen war schon überall vorbereitet, und als Paccard (1786) und nach ihm de Saussure (1787) den Montblanc bestiegen, wurde dem Natur- und dem Kunstsinn eine neue Welt erschlossen.

X.

Eine derartige Umwandlung der Ideen erfolgt jedoch selbstverständlich nicht immer so friedlich und einfach. Die Erschließung neuer Kunstgebiete berührt keine Interessensphären, im Gegentheile, es thut sich gleichsam ein neues Land auf, das Jeden freundlich zur Besitznahme und Niederlassung einladt.

Google

Aber ganz anders liegt die Sache, wenn in einem vorhandenen Kunstgebiete neue Ideen auftauchen. Die Neuerer wollen im ersten Ansturm das Alte ganz über den Haufen werfen, die Berechtigung des Neuen aus dem Mangel jeder Berechtigung des Alten ableiten; und die Besitzer der guten alten Ideen wollen bei dem was sie „erlernt mit Noth und Müh . . . in Ruh verschnaufen."

Ein klassisches Beispiel eines solchen erbitterten Kampfes der Ideen hat sich in den letzten Decennien vor unseren Augen abgespielt, die heutige Generation hat das Entbrennen und wohl auch das Erlöschen des Streites miterlebt.

Als Richard Wagner seine musikalischen Theorien aufstellte und als Reformator der Oper, ja der ganzen Musik auftrat, da mochte die Aussicht auf Erfolg nur gering erscheinen. Nur langsam fand er überhaupt Beachtung und Aufmerksamkeit, und fremdartig, unverständlich muthete die Meisten seine Musik, geradezu unsinnig seine Lehre an. Es war in der That eine Musik der Zukunft, die der Mann geschrieben hatte, welcher der Gegenwart zu weit vorausgeeilt war, als daß sie mit einem Sprung ihm hätte nachkommen können. Fast wäre es ihm mißlungen, seinen Ideen zum Siege zu verhelfen. Wohl waren die Auswüchse der üblichen Opernmusik zu deutlich geworden, als daß der Hinweis auf sie ohne jede Wirkung hätte verhallen können; aber die Gemüther waren noch nicht empfänglich genug für das Neue geworden, das er rücksichtslos an Stelle des Alten zu setzen sich vermaß, um es sofort zu erfassen, zu verstehen, sich anzueignen. Die Geschichte der Ideen kennt kein Beispiel von der Kraft eines zähen, unerschütterlichen Willens, der einer noch widerstrebenden Zeit neue Ideen aufzwingt, wie dieses, und sie würde ein solches vielleicht überhaupt nicht kennen gelernt haben, wären Wagner im Laufe der Zeit nicht eine Anzahl besonders günstiger äußerer Momente zu Hilfe gekommen.

Nur gering war die Zahl derer, die sich um den verwegenen Kämpfer zu sammeln begannen, aber sie wuchs, langsam zwar doch stetig; mit ihr aber auch die wilde Wuth der Gegner, welche, da das altbewährte Hausmittel des Todtschweigens versagte, vor keinem Mittel zurückschreckten, das geeignet erscheinen konnte, den unbequemen Neuerer zu vernichten. Durch die zügellose Maßlosigkeit ihrer Angriffe, welche alle Stadien, vom höhnischen Spotte angefangen bis zur directen Beschimpfung durchliefen und ihre Krönung in dem auf Wahnsinn Wagners plaidirenden Pamphlete eines emporstrebenden Schülers der Heilswissenschaften fanden — der Mann hat es richtig zum Universitätsprofessor gebracht — haben die Gegner Wagners ihm vielleicht bessere Dienste geleistet als seine oft nicht minder excedirenden Freunde, welche eine Zeit lang neben dem „Meister" überhaupt keine Götter mehr kannten.

Und heute? Auch die erbittertsten Gegner haben Wein in ihr Wasser geschüttet und sich in aller Stille daran gewöhnt, Manches als selbstverständlich zu finden, was ihnen dereinst ungeheuerlich erschienen war; nur

Google

lieben sie es nicht, darauf aufmerksam gemacht zu werden, und noch weniger, an das erinnert zu werden, was sie dereinst über die Aufgaben der Musik und die künstlerische Impotenz Richard Wagners orakelt haben.

XI.

Aber wenn in der Natur an einem Punkte die Ruhe eingetreten ist, welche einen gewissen Stillstand in der Entwicklung bezeichnet, dann bewirkt die wachsende Spannung der Kräfte an einer anderen Stelle einen Ausbruch.

Der laute Streit um die musikalischen Ideen Wagners ist verstummt und hat in Bahnen friedlicher Entwicklung eingelenkt. Aber ein anderer nicht minder heftiger ist auf dem Gebiete der Dichtkunst und der bildenden Künste entbrannt, der eine gewisse Verwandtschaft mit dem eben besprochenen, der die Musik zum Gegenstande hatte, nicht verleugnen kann.

Hie Schönheit, hie Wahrheit, so lautet das Feldgeschrei. Die Kunst soll das Schöne darstellen, auch auf die Gefahr hin, mit der Wirklichkeit in Widerspruch zu gerathen, ja gerade in der Idealisirung der Natur liegt ihre Aufgabe, sagen die Nasophilen. Nein, sagen die Nasophoben, sie darf nur das Wahre darstellen, ob es schön ist oder nicht, ist ganz egal. Euere Kunstwerke sind uns abstoßend, peinlich, widerlich, sagen die Nasophilen. Sie sollten aber nicht, sagen die Nasophoben. Sie machen auf uns ganz einen anderen Eindruck, fügen die Nasophoben hinzu. Sie sollten aber nicht, entgegnen die Nasophilen.

Und so sind wir hier bei dem Punkte angelangt, von dem wir ausgegangen sind. Die Gegensätze sind in der That genau so alt als die Kunst selbst, nur daß sie sich einander nie so schroff gegenüberstellten, nie so scharf in's Bewußtsein traten.*) Speciell unsere Aesthetik hatte sich daran gewöhnt, auch dort, wo sie sich nicht geradezu als „Wissenschaft des Schönen" bezeichnete (wie bei Th. Vischer), sondern als Philosophie der Kunst (Hegel), oder doch eine Theorie der Künste in sich aufnahm (Kant, Heydenreich), es als selbstverständlich zu finden, daß sie vom Begriff des Schönen auszugehen habe, während sie dem Momente der Wahrheit meist nur soweit Beachtung schenkte, als sie die Frage, wie sich die Kunst zur Natur verhalte, in den Kreis ihrer Erörterungen zog. Das Verhältniß zwischen Schönheit und Wahrheit selbst wird gar nicht oder doch nur phraseologisch behandelt. So sagt Schelling: „Für die Vernunft erscheint die Einheit des Universums als des vollkommensten Kunstwerkes als absolute Wahrheit, für die Einbildungskraft als absolute Schönheit." Am bequemsten hat es natürlich Hegel, denn ihm ist die Idee „das allein wahrhaft Wirkliche."

---

*) Aber schon Aristoteles hatte den Sophokles aus dem Grund über den Euripides gestellt, weil dieser die Menschen nur darstelle, wie sie seien, jener aber so, wie sie sein sollten.

Google

XII.

Für die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung giebt es nur einen Ausgangspunkt: die Realität der Dinge, die (sei es nun thatsächliche oder scheinbare) Wirklichkeit der Außenwelt. Wir vermögen uns nun Bedürfnisse des Lebens zu denken, welche das Individuum dazu veranlaßten, sein Können in der Nachbildung von Erscheinungen der Außenwelt zu bethätigen. Seine Stimme ahmt die Laute der unbelebten und belebten Natur, zu welch letzterer auch seine Gattungsgenossen gehören, nach und gewinnt so Ausdrucks- und Verständigungsmittel, und wo die Bedürfnisse das Individuum dazu hinführen, mit Bewußtsein umgestaltend auf die umgebenden Dinge einzuwirken, d. i. zu arbeiten, werden die Vorbilder für das Anderszugestaltende in wahrgenommenen Erscheinungsformen liegen. Allein hier handelt es sich immer um eine Erscheinungen der Außenwelt nachbildende Bethätigung des Könnens, bei welcher die Aehnlichkeit des Nachgebildeten mit dem Vorbild nicht Selbstzweck ist.

Wir sind aber im Stande auch einzusehen, wieso die Thätigkeit des Individuums sich bewußt und unmittelbar darauf zu richten vermochte, die Natur nachzuahmen, das im Raume neben einander liegende, das in der Zeit aufeinandergefolgte zu reproduciren, nicht weil das Reproducirte und das Producirte den animalischen Bedürfnissen zu dienen vermochte, sondern weil die Reproduction und die Versenkung in sie entstandenen Bedürfnissen abstracterer Art entsprach. Zu dieser Einsicht kann uns jedoch zunächst der Begriff der Wahrheit allein nicht führen.

In der Einwirkung der Außenwelt auf das Individuum zeigt sich aber ein tiefeinschneidender Unterschied, welcher für die ganze Entwickelung von der größten Bedeutung ist. Ein Theil der Dinge und ihrer Eindrücke wirkt angenehm, anziehend, ein anderer Theil unangenehm, abstoßend. Diese Empfindungen hängen auf das innigste zusammen mit den subjectiven Momenten der Nützlichkeit und der Schädlichkeit.

Wir dürfen dies aber nicht in der Weise auffassen, daß die Entwicklung den Weg gewandelt habe, daß das Nützliche, Vortheilhafte, weil es als solches erkannt wurde, angenehme Empfindungen erweckte, das Schädliche, Gefährliche, weil es als solches erkannt wurde, unangenehme Empfindungen. Die Erkenntniß hinkt in der Entwicklung den durch natürliche Zuchtwahl gestaltenden Kräften stets in weiter Entfernung nach, erst in späteren Stadien greift die Erkenntniß fortbildend ein, wohl erst dann, wenn die Bedürfnisse dazu hinführen, die im Wege der natürlichen Zuchtwahl geschaffenen Anlagen ihres mechanisch wirkenden Charakters zu entkleiden, sie zu mildern, ja, insoweit sie überflüssig oder schädlich geworden sind, zu destruiren. Auch bei Lebewesen so niederer Organisation, daß wir ihnen gewiß keine Reflexionskraft zuzuerkennen vermögen, sehen wir, daß sie ein feines Unterscheidungsvermögen für angenehme und unangenehme Eindrücke haben, ersteren entgegenstreben, letzteren ausweichen.

Google

Es ist darum ganz verkehrt, wenn Locke gelegentlich behauptet, es sei, nachdem einmal ein altes Weib die Vorstellung von Gespenstern mit der Vorstellung der Finsterniß combinirt habe, die Nacht von da an stets der Phantasie schrecklich und unangenehm vorgekommen.

Auch darauf kann die Angst und Scheu vor der Nacht nicht zurückgeführt werden, daß die wirklichen Gefahren, welche sie mit sich bringt oder erhöht, erkannt wurden, sondern vielmehr zunächst nur darauf, daß den Individuen gewisser Gattungen die Entstehung dieses Angstgefühles, der Scheu vor der Nacht, vortheilhaft war, daß jene, welche vermöge dieses Gefühles sich vor der Nacht instinctiv verbargen, gesichert waren, während jene, welche in ihr herumschweiften, in viel höherem Grade dem Untergange ausgesetzt waren. So bildete sich bei gewissen Gattungen, speciell beim Menschen im Wege natürlicher Zuchtwahl und Vererbung die Scheu vor der Nacht aus, während Organismen anderer Art, denen vermöge ihrer Beschaffenheit die Nacht günstigere Lebensbedingungen als der Tag bot, zu ihr hingezogen wurden. Die Fähigkeit, zwischen angenehmen und unangenehmen Eindrücken zu unterscheiden, hat mit der Erkenntniß der Vortheile, welche diese Fähigkeit mit sich bringt, so wenig zu thun, als die Fähigkeit, zwischen hell und dunkel zu unterscheiden, mit der Einsicht von der Nützlichkeit der Sehkraft. So wenig als das Sehen eine Erfindung ist, so wenig ist die ästhetische Empfindung eine solche. Aber Wohlgefallen und Widerwillen waren die sichersten Wegweiser für das Individuum, das Nützliche aufzusuchen, das Schädliche zu vermeiden, und darum entstanden sie, erstarkten sie, wurden sie zu einer Macht, welche das ganze Leben beherrscht, die Triebfeder des Handelns, die bewegende Kraft der ganzen Entwicklung geworden ist.

Es kann hier nicht weiter darauf eingegangen werden, zu zeigen, wie die vitalen Bedürfnisse dazu hinführen mochten, daß gerade diese Erscheinungen angenehme Eindrücke hervorriefen, gerade jene unangenehme, es genügt die Einsicht, daß auf dem angedeuteten Wege die Fähigkeit sich entwickeln konnte, zwischen angenehmen und unangenehmen Eindrücken zu unterscheiden und die Ursache dieses Unterschiedes in die Außenwelt zu verlegen, das Schöne dem Häßlichen*) gegenüberzustellen.

War aber einmal das objectivirte Schöne als Quelle angenehmer Empfindungen erkannt, so mußte es auch um seiner selbst willen, ganz unabhängig von dem lediglich entwicklungsgeschichtlichen, gar nicht als mit ihm zusammenhängend erkannten Nützlichkeitsmoment der Objecte, Gegenstand des Wunsches werden: das Schönheitsgefühl führte zum Schönheitsbedürfniß.

---

*) Auf die Bedeutung des Begriffes des Häßlichen als des „unzertrennlichen Correlates" des Schönen für die Aesthetik hat zuerst Friedrich Schlegel (in seiner Schrift „Ueber das Studium der griechischen Poesie") hingewiesen, während die früheren Schriftsteller sich in dieser Richtung höchstens auf gelegentliche phraseologische Bemerkungen beschränkten. Ein hochinteressantes Werk hat Karl Rosenkranz in seiner „Philosophie des Häßlichen" geliefert.

Google

Das ist der Gang der ganzen entwicklungsgeschichtlichen Bewegung, daß das eine Bedürfniß, indem es der Befriedigung dienende Anlagen schafft, zugleich wieder neue Bedürfnisse hervorruft, welche weit über die ursprünglichen Bedürfnisse hinausgehen, ja, welche schließlich in ganz anderen Richtungen sich bewegen, welche selbst wieder neue Anlagen entstehen lassen, die wieder zu neuen Bedürfnissen führen — Alles in stets aufsteigender, sich verfeinernder und complicirender Organisation, bis schließlich die höheren Bedürfnisse den unmittelbaren Zusammenhang mit den vitalen ganz verloren haben, ja gelegentlich mit ihnen in directen Widerstreit gerathen: und dann beginnt die Phase des Kampfes des Verstandes gegen die Berechtigung der angeborenen Ideen.

War einmal das Schönheitsbedürfniß gegeben, dann war auch der innere Drang gegeben, es zu verwirklichen, der betrachtende Schönheitssinn wird zum schaffenden Kunstsinn.

XIII.

Aber es wäre verfehlt und einseitig, die Entstehung und Entwicklung nur aus dem Sinne für die Schönheit der umgebenden Natur zu erklären.

In ganz ähnlicher Weise wie die Ideen des Schönen und des Häßlichen entstanden, welche zunächst auf die ungewillkürte äußere Erscheinung der Natur sich bezogen, entwickelte sich eine andere Ideen-Antithese, die von Gut und Böse, welche die Willensbethätigungen der Lebewesen, insbesondere die Handlungen der Menschen zu ihrem Gegenstande hatte. Es kann hier nur flüchtig angedeutet werden, was ich theilweise in der Einleitung zu meinem Privatrechtssysteme (1883) näher auszuführen versucht habe. Der Geselligkeitstrieb war geeignet, einer Reihe vitaler Bedürfnisse die Befriedigung in ungleich erhöhtem Maße zu sichern, als dies bei allein für sich lebenden Individuen der Fall war, und so vermögen wir leicht einzusehen, daß natürliche Zuchtwahl und Vererbung ihn zu bilden und zu stärken vermochten. Aber wenn er das Mittel bot, eine Reihe seitens der Außenwelt drohender Gefahren zu vermindern, so erhöhte das Aneinanderrücken der Individuen einer Gattung die Gefahren, welche dem Einzelnen seitens der Gattungsgenossen, dem Menschen seitens der Mitmenschen drohten. Da entstand und erwuchs nun in der Idee der Sittlichkeit, in der Idee, daß das Individuum gegen seine Genossen nicht feindlich handeln solle, für jeden Einzelnen ein Schutz, der unendlich wirksamer ist, als die schrecklichsten Vertheidigungsmittel, mit denen die Natur den Körper ausrüsten oder die der menschliche Geist ersinnen kann. Der Nachtheil, der im concreten Fall dem Einzelnen daraus erwachsen mag, daß die innere Macht der sittlichen Idee und der auf sie gestützte äußere Zwang der Mitwelt ihm verwehrt, seine Existenzbedingungen sich mit Schädigung seiner Genossen zu erwerben, ist verschwindend neben dem unermeßlichen Vortheil, den er daraus zieht, daß der Zwang derselben Idee ihn selbst mit einer idealen Schutzwehr umgibt.

Google

Aber nur dann vermag diese Idee dem Individuum zum Heile zu gereichen, wenn sie nicht seine, des Einzelnen, sondern eine allgemeine Idee ist. Und so bilden sich die ethischen Anlagen nicht als rein individuelle, sondern als sociale, mit der Idee des Guten und Bösen verknüpft sich mit Nothwendigkeit die Idee von der allgemeinen Giltigkeit dieser Ideen; die Veranlagung, welche dazu führt, gewissen Handlungen gegenüber Wohlgefallen, anderen gegenüber Mißfallen zu empfinden, führt dazu, Gut und Böse als allgemein giltige Kategorien einander gegenüberzustellen, und das geeignetste Mittel hiezu ist, ihnen höhere, ewige, unwandelbare Gesetze zu Grunde zu legen. Die Duldsamkeit auf dem Gebiete des physischen Lebens wird nur möglich bei gleichzeitiger Unduldsamkeit auf dem Gebiete der Ideen und findet daher ihre Grenze gegenüber jenen Handlungen, welche den allgemeinen Ideen widerstreiten.

XIV.

So haben wir zwei Ideengruppen gefunden, deren jede zwei Gegensätze in sich schließt, auf der einen Seite die Ideen des Schönen und des Häßlichen, auf der anderen Seite die Ideen des Guten und des Bösen.

Aber die natürliche Entwicklung der einzelnen Anlagen und Bedürfnisse erfolgt nicht in strenger Isolirung derselben, sondern in steter Wechselbeziehung. Was im Leben neben einander ist, entwickelt sich auch mit einander, eines durch das andere.

Es wurde oben angedeutet, wie einerseits die Nachahmung von Erscheinungen der Außenwelt in der Sprache und einer den Stoff gestaltenden Thätigkeit aus den Bedürfnissen des Lebens entsprang, andererseits der erwachte betrachtende Schönheitssinn zum schaffenden Kunstsinn führen konnte. Aber einen ungleich mächtigeren Anstoß zur Entstehung und Entwicklung des Kunstsinnes müssen wir in den ethischen Ideen erblicken. Die Kunst ward eine der kräftigsten Stützen der ethischen Ideen, ein wesentliches Hilfsmittel für ihre Verbreitung, Kräftigung, Erhaltung und Fortbildung. Wie durch den Preis männlicher Kraft und weiblicher Schönheit diese selbst wieder an allgemeinem Ansehen und allgemeiner Würdigung gewannen und so die Kunst des Rhapsoden zur Erstarkung der anziehenden Macht männlicher und weiblicher Schönheit mithalf, zu einem Momente der natürlichen Zuchtwahl wurde, so wurde die verherrlichende Ueberlieferung von Handlungen, welche den ethischen Ideen entsprachen, ein kräftiges Mittel zur Stärkung der ethischen Ideen selbst, zur Züchtung von Handlungen, welche ihnen entsprachen und ihre Herrschaft über das Leben bethätigten.

Da die ethischen Ideen, wie gezeigt wurde, ihren praktischen Werth nur dadurch erhalten konnten, daß sie mit einer Vorstellung verknüpft waren, derzufolge sie als — zunächst für einen gewissen Kreis von Individuen*) —

*) Es ist bezeichnend für den Gang der Entwicklung, daß die ethischen Ideen zunächst nur Giltigkeit innerhalb der einzelnen eine Gemeinschaft bildenden Verbände beanspruchen und der Genosse eines anderen Stammes außerhalb des Bannkreises der ethischen

Google

allgemein giltig und verbindlich erachtet werden mußten, bedurften sie selbst wieder einer Stütze. Es mag müßig sein zu untersuchen, in welchem Verhältniß und welcher Reihenfolge ein sich entwickelnder äußerer Zwang, die staatliche Idee einerseits, die Beziehung auf den Willen eines höheren unsichtbaren Wesens, die religiöse Idee, andererseits an der Bildung und Entwicklung der ethischen Ideen Antheil nahmen. Hier genügt der Hinweis, daß auch die Entstehung dieser Ideen sich entwicklungsgeschichtlich auffassen läßt*) und daß insbesondere der Sinn für Religiosität und der Kunstsinn wechselweise befruchtend auf einander zu wirken vermochten.

XV.

Bei der Behandlung der Aesthetik „von Oben herab", sowohl als bei der „von Unten herauf", wie Fechner die beiden Hauptmethoden derselben bezeichnet, wird gewöhnlich der Sinn für die Schönheit der äußeren Natur als Ausgangspunkt des Kunstsinnes angesehen. Damit steht aber eine Thatsache in seltsamem Widerspruch. Die nachweisbaren Anfänge der Kunst führen uns nämlich keineswegs, wie hiernach anzunehmen wäre, auf die Reproduction und dichterische Beschreibung der landschaftlichen Schönheit zurück.

Schon Schiller in seiner Schrift „Ueber naive und sentimentalische Dichtung" findet es befremdlich, „daß man so wenige Spuren von dem sentimentalischen Interesse, mit welchem wir Neuern an Naturscenen und an Naturcharakteren hangen können, bei den alten Griechen antrifft". Gedankenlose Nachbeter haben diese Bemerkung zu der Behauptung erweitert, den Griechen habe überhaupt der Sinn für landschaftliche Schönheit gefehlt, ein Satz, dem erst Biese**) die erforderliche kritische Widerlegung zu Theil werden ließ. Aber das eine ist richtig, daß die nachweisbaren Kunstanfänge nicht an landschaftliche Schönheit anknüpfen, daß die Verherrlichung menschlicher Eigenschaften, die Illustrirung ethischer und religiöser Ideen, viel früher den Charakter der Kunst bestimmt, als das Wohlgefallen an der

---

Ideen steht; erst mit dem beginnenden näheren Verkehr unter den einzelnen Stämmen oder Gemeinschaften erweitert und vertieft sich die ethische Idee, bis sie endlich kosmopolitischen Charakter annimmt.

*) „Die Philosophie möge zu erforschen suchen, was ihr ewig unergründlich sein wird, ob ein einziges, ewiges, persönlich denkendes Wesen die stetige Gleichmäßigkeit in die Bewegung des Stoffes gelegt hat — ob ein Riesengeist über dem Weltalle schwebt als die Vereinigung all' der Kräfte, die der Materie innewohnen, gleichsam die Ausdünstung des Stoffes, an den er gefesselt ist; sie möge ergrübeln, ob im Körper jedes Einzelnen eine selbständig denkende Seele wohnt, oder ob der eine große Geist es ist, dessen Auge aus der zerbrechlichen Hülle des Individuums hervorflammt — oder ob etwa die Eigenschaften des rohen Stoffes, der sich in die wunderbarsten Formen füllt, sich selbst zu dem, was wir das Leben nennen, gestaltet haben, und nun im schimmernden Gewande einer fremden, außer ihnen liegenden Macht sich uns vorstellen und ihre eigenen Producte, darunter unser eigenes Ich, als das Werk dieser Macht uns vorgaukeln." (Burckhard, Syst. I., S. 29.)

**) „Die Naturanschauung des Hellenismus und der Renaissance", Preuß. Jahrb. 1886, und „Die Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit" ibid. 1887.

Google

Schönheit der umgebenden Natur. Die Kunst jeder Zeit knüpft an die Bedürfnisse dieser Zeit, und so finden wir, daß im heroischen Zeitalter, in welchem die Kraft des Individuums im Vordergrunde stand, ganz andere „Tugenden" gepriesen wurden, als in den Zeiten, in welchen die Entwicklung des staatlichen Sinnes zur Einschränkung des Individualismus führt. Sind es dort die Heldenthaten, die Anlagen der Kraft, des Muthes, der Klugheit, welche den Dichter begeistern, so treten später die gemeinnützigeren Anlagen des Bürgersinnes, der Vaterlandsliebe, des Gehorsams an ihre Stelle, während wieder in der Theokratie die Bethätigung der Gottesunterwerfung dem Künstler Object seiner Darstellung wird (Buch Hiob). Erst wenn die socialen, ethischen, religiösen Ideen einer Entwicklungsperiode so erstarkt sind, daß sie der fördernden Hilfe der Kunst nicht mehr zu bedürfen scheinen, während andererseits der selbst zum Bedürfniß emporgewachsene Kunstsinn nach stets neuer Bethätigung strebt, stets neue Objecte für seine Befriedigung sucht, vermag der reine Schönheitssinn an die führende Stelle zu treten; er bemächtigt sich dann auch der leblosen Natur mit innigerer Kraft, und die Kunstwerke selbst, welche eine frühere Periode aus den Bedürfnissen des Lebens herausgeschaffen, werden ihm zum Gegenstande bewundernder und nachstrebender Betrachtung und an sie anknüpfender nachbildender und weiterbildender Darstellung. Aber diese letztere Bewegung entspringt nicht mehr der treibenden Kraft der Idee, welche die früheren Kunstwerke schuf, sie verliert den naiven Charakter, welcher daraus entsprang, daß die Gesetze der natürlichen Zuchtwahl und Entwicklung wirkten, ohne in das Bewußtsein zu treten, sie verliert den volksthümlichen Charakter, welcher daraus entsprang, daß sie der Ausdruck des unbewußten Ringens der Volksseele war. An Stelle der sich allgemeine Anerkennung erkämpfenden inneren Kraft der Ideen tritt die Reflexion, welche die Kunstwerke betrachtet und, indem sie dieselben zerlegt und analysirt, die Gesetze derselben zu ergründen sucht, um dann nach diesen Gesetzen neue Kunstwerke zusammenzusetzen.

XVI.

Aber auch auf dem Gebiete der Ideen giebt es nur einen scheinbaren Stillstand. Alte Ideen zerbröckeln, und neue bilden sich und suchen sich Geltung zu verschaffen. Und nun entbrennt der Kampf. Wieder erfassen die neuen Ideen die Kunst und stellen sie in ihren Dienst und machen sie zur Mit- und Vorkämpferin der Revolution. Fügen sich die neuen Ideen in den Rahmen der bestehenden Gesellschaftsordnung, so ist es nur eine Revolution der Geister, erheischen sie aber eine Umgestaltung der socialen Einrichtungen und Verhältnisse, so wird aus ihr, wenn die Ideen zu mächtig sind, als daß die Anhänger des Bestehenden sie zu erdrücken vermöchten, und wenn sie zu tief in die Interessensphären der Machthabenden einschneiden, als daß diese sich bestimmen ließen, ihnen freiwillig die geforderten Aenderungen

Google

in der socialen Einrichtung zu concediren, die Revolution der Menschen. Stets sehen wir die Kunst als Vorkämpferin revolutionärer Ideen. Sie hat mitgeholfen, das Gefüge des mittelalterlichen Staates zu erschüttern, und es ist kein äußerer Zufall, daß dieselbe Zeit, welche die französische Revolution gebar, eine Periode erneuerter Blüthe der Kunst war. Wenn Schiller gegen die Uebermacht der Kirche, gegen die Willkürherrschaft des Absolutismus und seiner Organe kämpfte, hat er für dieselben Ideen gekämpft, in deren Dienst Andere mit blutiger Gewalt das Gefüge der Staaten zu erschüttern suchten. Und hätten Don Carlos und Kabale und Liebe sich nicht unter dem Hochdruck der siegenden Gewalt, welche den revolutionären Ideen innewohnte, die Bühne erobert — ich bezweifle, daß man heute ihre Aufführung gestatten würde*).

Als dem Siege der Revolution die Reaction folgte, legte sie mit wuchtiger Schwere ihre Fänge auch auf Kunst und Künstler. Aber der erzwungenen Ruhe folgte gegen die Mitte unseres Jahres ein neuer Sturm, und wieder war es die Kunst, welche im Dienste der gewonnenen neuen Ideen, sie kräftigend und weiterbildend, kämpfte, und die Zahl jener, welche, als „Revolutionäre" gebrandmarkt, kluge Vorsicht übend oder nachdrücklichem Rathe folgend, ihre Heimat verließen, war eine ganz bedeutende.

XVII.

Hat die Bewegung, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Geister erfaßte, einen vorwiegend politischen Charakter gezeigt, so ist in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts eine andere an ihre Stelle getreten, welche hauptsächlich socialer Natur ist. Der vierte Stand pocht ungestüm an die Pforten des modernen Staates, aber nicht in einer Umänderung der Regierungsform oder nicht bloß in ihr, sondern in einer völligen Umgestaltung des ganzen socialen Lebens erblickt er das Mittel, seine Wünsche zu verwirklichen.

Und wieder sucht die neue Idee auch die Kunst in ihren Bannkreis zu ziehen, sie sich und ihren Zielen dienstbar zu machen.

In den grellsten Farben schildert der Künstler das Elend der Massen, die rohe Verthierung des täglich um seine Existenz ringende Individuums, seine Ausbeutung durch den Besitzenden. Aber er bleibt nicht dabei stehen, er bekämpft die herrschenden Ideen in ihren Trägern, er sucht zu zeigen,

*) Das Hofburgtheater hat in diesem Winter in einer Reihe von volksthümlichen Nachmittagvorstellungen Schiller, Goethe und Grillparzer einem Publikum vorgeführt, welches wohl größtentheils für gewöhnlich vom Theaterbesuche ausgeschlossen ist. Bei der Vorstellung von Kabale und Liebe saß eine Dame neben mir, welche sich wiederholt die Ohren zuhielt und unwillkürliche Zeichen eines entrüsteten Abscheus von sich gab, der kaum stärker hätte sein können, wenn etwa Holländers „Heilige Ehe" oder „Die Sitte" von Reinfels zur Aufführung gelangt wäre. Wißbegierigen Lesern sei nicht vorenthalten, daß letztgenanntes Drama in fünf Acten die Abtreibung der Leibesfrucht behandelt.

Google

daß diese Ideen der Wahrheit des Lebens nicht entsprechen, daß die rohe Genuß- und Selbstsucht sie sich nur als prunkenden und schützenden Mantel umgeschlungen haben, die Abscheu erweckende Verkommenheit wird ihm zum Gegenstande seiner Darstellung, aber nicht einer versöhnend-abschließenden Darstellung, welche zeigt, wie die sociale Ordnung schließlich den Sieg davon trägt, sondern einer Darstellung, welche sich gegen die sociale Ordnung selbst richtet, ihre Impotenz darthun will, die „Tugend" unterliegen und das „Laster" triumphiren läßt.

Einen Angelpunkt unseres socialen Lebens bildet die Familie, und ihre Wurzel ist die Ehe. Und so richtet sich instinctiv gegen die Institution der Ehe und die Idee der Heiligkeit der Ehe offen und versteckt der Angriff. Hier wird die Idealität der freien Liebe gegenüber der nur durch socialen Zwang zusammengehaltenen staatlich und kirchlich sanctionirten Geschlechterverbindung gepriesen, dort ein düsteres Bild des Elends der an einander geschmiedeten Gatten entworfen.

Gerade das, was den herrschenden Idealen widerspricht, was ihre Vertreter innerlich verletzen, oder, sofern sie nur aus Interessenpolitik für ethische und sociale Ideen eintreten, doch äußerlich provociren muß, wird zum Gegenstande der Darstellung.

Sudermann spricht einmal von der Poesie des Elends; und in der That hat die Darstellung menschlichen Elends eine erschütternde Gewalt. Aber aus der Poesie des Elends ist eine Romantik des Elends geworden. Wie die jugendlichen Geister sich früher eine im Sinne der Ideale des Schönen und Guten verklärte Welt in ihrem Innern erträumten und in ihr glückselig schwelgten, malt jetzt die schaffende Phantasie ihnen eine Welt des Häßlichen und Bösen aus, und mit einer Art selbstquälerischer Wollust versenken sie sich in die trüben Fluthen selbstersonnenen physischen und moralischen Elends. Ein junges Mädchen hat mir vor nicht langer Zeit ein Drama überreicht; es zeugte von Talent, aber jede Figur war abstoßend: überall rohe Selbstsucht, niedrige Gesinnung, kein Lichtstrahl in dem Ganzen. Aus der Erfahrung hat die „Dichterin" gewiß nicht geschöpft, und sie hat nicht den Eindruck gemacht, als würde sie die Empfindungen und Anschauungen ihrer „Helden" theilen, ja ich bin überzeugt, wenn jemand zu ihr im Leben spräche, wie sie in ihrem Drama ihre Menschen sprechen läßt, würde sie sich entrüstet abwenden. Und doch hat sie das Buch geschrieben! Diese erwachte und rasch emporwuchernde Romantik des Elends ist gezüchtet von den Ideen, welche die herrschende sociale Ordnung bekämpfen, sie ist ein Hilfsmittel im Entwicklungskampf: je verwerflicher das Bestehende dargestellt wird, um so leichter der Kampf gegen dasselbe.

XVIII.

Aber der neuen Richtung der Kunst stemmt sich kräftig die alte entgegen. Sie kämpft nicht nur für die herrschenden Ideen, sie kämpft auch

Google

für ihre Theorien, und kraft dieser sucht sie der „neuen Kunst" überhaupt ihre Existenzberechtigung zu bestreiten. Die Reflexion über das Wesen der Kunst hat sie ja zu dem Satze geführt, das Schöne sei Gegenstand der Kunst, sie hat der Kunst Aufgaben zugewiesen, jene fördernde Function, welche die Kunst bei der Entwicklung der Ideen des Schönen und Guten bethätigte, zu Zwecken der Kunst erhoben. Was Ihr da macht, sagen die Alten, hat mit der Kunst gar nichts zu thun, das ist gar nicht Kunst, denn die Kunst soll das Schöne darstellen, sie soll die Gemüther läutern und erheben. Was können die Gegner darauf erwidern? Nur Eines: Euere Theorie ist falsch — und sie erwidern es auch. Aber eine Theorie bekämpft man am besten mit einer anderen Theorie. Die Frage der Aufgabe der Kunst ist aufgeworfen, man beantwortet sie einfach anders. Aber was soll dann die Aufgabe der Kunst sein? Das Häßliche, das abstoßend Erscheinende darzustellen, das kann man doch nicht als Aufgabe der Kunst hinstellen, wie sollte man es begründen?

Die Entwicklung der Kunst hat selbst ein anderes Moment an die Oberfläche gearbeitet, das so recht geeignet erscheint, hier rettende Hilfe zu bieten. Die Ideen des Schönen, die Ideen des Guten finden nicht stets und überall Verwirklichung. Die Ideen müssen der Entwicklung stets voraus sein, wenn sie sie beeinflußen sollen. Und so setzt sich auch die Kunst, insofern sie sich in den Dienst von Ideen stellt, mit der Wirklichkeit nur zu leicht in Widerspruch. Sie stellt Verhältnisse dar, wie sie nach der Ansicht des Künstlers sein müßten, um den Ideen zu entsprechen, wie sie aber sehr oft, ja in ihrer gedachten oder vermeinten Vollkommenheit überhaupt nicht sind. Hat in einzelnen Perioden die treibende Kraft der Ideen die Kunst zu weit von der Wirklichkeit entfernt, so tritt die Erkenntniß von dieser Divergenz in's Bewußtsein, die Vernunft wird beunruhigt, und weil eine große Divergenz der natürlichen Entwicklung nicht förderlich ist, sondern sie eher hemmt, dient die Reaction selbst wieder der fortschreitenden Entwicklung: das Streben nach Darstellung der Wahrheit wird zur Correctur des Strebens nach Darstellung der Schönheit und Veranschaulichung ethischer Ideen. Diese beiden Elemente lassen sich in der Kunstgeschichte zurückverfolgen, so weit das Reflectiren über die Kunst überhaupt zurückreicht*). Man kann sagen, neben das Schönheitsideal ist ein Wahrheitsideal getreten.

Hier nun bot sich für die neue Bewegung der Ansatzpunct: Es ist nicht richtig, daß das Schöne Gegenstand der Kunst ist, ihr Object ist das Wahre. Diese Theorie mußte als ganz außerordentlich geeignet erscheinen, die Existenzberechtigung der neuen Richtung, ja noch mehr, ihre exclusive Giltigkeit

*) Schon der alte Aristoteles erwähnt, daß man von Dingen, welche in der Natur unangenehm berühren, z. B. Leichen, häßlichen Thiere, die genauesten Abbildungen mit Vergnügen sehe — und erklärt dieses aus dem Nachahmungstrieb und der Freude an den Werken nachahmender Darstellung.

Google

darzuthun, die Existenzberechtigung des künstlerischen Schaffens der Gegner selbst als hinfällig erscheinen zu lassen. Fort mit Allem aus der Kunst, wenn es der Realität des Lebens nicht entspricht, aber auch das Peinlichste, das Abstoßendste herbei, wenn es nur wahr ist. Ja, im Dienste der social-revolutionären Bestrebungen entwickelt sich die Tendenz, das menschliche Elend, menschliche Verkommenheit nicht als Sondererscheinungen vorzuführen, sondern ihnen typischen Charakter beizulegen, das Abstoßende, Widerliche, Peinliche als das allein und wirklich Wahre hinzustellen. So wird die Aesthetik des Schönen nicht nur zu einer Aesthetik des Wahren, sondern bei den Extremen zu einer Aesthetik des Häßlichen.

XIX.

Die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung hat es nicht damit zu thun, die Erscheinungen zu kritisiren, sie sucht sie lediglich zu erklären. Aber wie sie die Gegenwart aus der Vergangenheit zu verstehen sucht, darf sie wohl auch vorsichtig und schüchtern aus der Art und den Wegen der bisherigen Entwicklung auf die Art und die Wege weiterer Entwicklung schließen.

Und da kann sie zum Mindesten die Möglichkeit nicht in Abrede stellen, daß, wie so manche Ideen Wandlungen erlitten, an Macht verloren, ja zerbröckelten und zerfielen, auch die heute herrschenden Ideale sich zersetzen und verflüchtigen können. Aber noch bilden sie die Grundlagen unserer socialen Ordnung, sind einer großen Anzahl von Menschen so tief eingewurzelt, daß der Gedanke, sie könnten etwas Wandelbares, Vergängliches sein, ihr innerstes Empfinden verletzt; noch haben sie durch Anlage, Erziehung eine solche Macht, daß jene, bei denen sie minder entwickelt sind, als unvollkommene, minderwerthige Individuen erachtet werden und daß daher die große Mehrzahl jener, bei denen sie fehlen oder verstümmelt, verkümmert sind, sie zu erheucheln sucht. Und so können wir diesen Ideen zum Mindesten noch ein langes Leben prognosticiren. Aber mehr noch. Wir können uns, gerade vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus, gar nicht denken, daß diese Ideale einfach untergehen könnten, ohne sich in andere umzusetzen, anderen Platz zu machen. Denn die Macht der Ideen schützt das Individuum allein vor dem Individualismus, der, indem er das Individuum anweist, sich lediglich mittelst der Vernunft aus allen thatsächlichen Situationen sein persönliches Interesse herauszurechnen, und so Jedem den nackten eigenen Vortheil als Leitlinie seiner Handlungen vorzeichnet, in gleicher Weise Alle schädigen muß. Die bloße Erkenntniß dessen, daß der Individualismus als allgemeines Princip den allgemeinen Untergang bedeutet, ist ungenügend, jene, welchen ethische Ideen mangeln, abzuhalten, sich vom Individualismus bestimmen zu lassen, sie könnte das Individuum höchstens dazu bestimmen, ihn in Reden und nachweisbaren Handlungen zu verleugnen, vermöchte aber nie eine Schranke zu bilden gegen die heimlich arbeitende Selbstsucht, die wohl wünschen würde, daß

Google

alle Anderen sich Schranken auferlegen, für sich selbst aber alle Schranken perhorrescirt.

XX.

Heute lassen sich vielleicht keine sicheren Anknüpfungspunkte für etwaige neue Ideale einer fernen Zukunft nachweisen. Auch jene, welche die bestehende sociale Ordnung mit bewußter Absicht bekämpfen, wissen nichts zu nennen, was sie an ihre Stelle zu setzen vermöchten, oder das was sie nennen ist doch so, daß es als in sich unhaltbar erscheinen muß. Und so wirken sie zunächst nur destructiv, und destructiven Character hat theilweise auch die Kunst, welche sich in ihre Dienste gestellt hat. Allein doch ist im Gebiete der Kunstentwicklung eine Idee wahrnehmbar, deren Ansätze sich zwar weit zurückführen lassen, die aber in jüngster Zeit schärfer und plastischer hervorgetreten ist als jemals, die Idee, daß das Wahre als solches ein Gegenstand künstlerischer Darstellung sei. Liegt hier wirklich nur eine Reaction gegen das überwuchernde Moment der bloßen Schönheit vor, welches zu weit von der Realität des Lebens weggeführt hat? Oder weist nicht vielmehr der Beifall, den wir auch solchen Werken der Realisten nicht versagen können, welche in ihrem Objecte unseren Sympathien widerstreiten, darauf hin, daß neben der Fähigkeit, durch die Bewunderung des Objectes, das der Künstler geschaffen hat, angenehm berührt zu werden, eine andere, jedenfalls raffinirtere, vielleicht verfeinerte Fähigkeit sich kräftig entwickelt hat, die Fähigkeit, im Kunstwerk die Kunst des Künstlers, die Dinge zu sehen*) und wiederzugeben, wie sie sind**), zu bewundern und von dieser subjectiven Bewunderung allein kräftig angeregt zu werden?

---

*) Diese Kunst ist nicht so einfach, als man auf den ersten Blick meinen möchte; gar Viele lernen sie im Leben nie, und auch in der Geschichte hat sie ihre Entwicklungsphasen. So hat sich erst verhältnißmäßig spät der Sinn für die Perspective gebildet, und die unendlich langen Arme und Beine, welche wir auf den Kunstdenkmälern gewisser Perioden anzustaunen Gelegenheit haben, sind nicht lediglich auf mangelhaftes Können, sondern auch darauf zurückzuführen, daß man noch nicht gelernt hatte, auf die Größenverhältnisse zu achten.

**) D. i. wie sie zu sein scheinen. Wir wissen heute, Dank der Momentphotographie, daß das springende Pferd in keiner Phase des Sprunges jene Körperstellung hat, welche wir beim Sprunge wahr zu nehmen glauben, welche aber thatsächlich nur die Resultirende einer für unser Auge zu rasch vorübereilender Reihe ganz anderer Körperstellungen ist. Wir wissen dies, verlangen aber doch vom Künstler, daß er uns das Pferd so zeichnet, wie wir bisher geglaubt haben, daß es im Sprunge sich hält, wie es unseren Sinnen, unserer unmittelbaren Wahrnehmung sich darstellt, nicht wie es nach unserer mittelbar erworbenen gegenwärtigen Erkenntniß sich thatsächlich hält. Wenn sich die Intervalle, in denen das Auge Aufnahmen zu machen vermag, vermindern und wir so einmal lernen würden, das heute resultirende Sprungbild mit unseren Augen in seine Componenten zu zerlegen, würden wir auch vom Künstler eine andere Darstellung fordern: wir verlangen von dem mit uns lebenden Künster, daß er mit unseren Augen sehe, beim Künstler einer früheren Zeit lassen wir es uns genügen, wenn er mit den Augen seiner Zeitgenossen gesehen hat.

Google

Gewiß ist das Eine: mit den schönen Theorien aus der Kiste der Aesthetik über das Wesen und die Aufgaben der Kunst ist da nichts zu richten.

Wenn der Eine vom Kunstobjecte als einer Form der Schönheit, als Ausdruck ethischer Ideen entzückt zu werden vermag, wenn ein Anderer die Fähigkeit in sich fühlt, von der bloßen aller Idealität entkleideten Darstellung der Wirklichkeit angenehm afficirt zu werden, so haben jedenfalls beide an der Kunst ein Gut. Wenn aber dem Einen nur die eine Kunstart, dem Anderen nur die andere Genuß bereiten kann, so sind sicher beide an Kunstgenuß ärmer als der dritte, der beide Anlagen in sich vereint.

Heute blicken die Einen mit Verachtung auf die neue Kunstrichtung, die Anderen theilweise mit Geringschätzung auf die alte. Es mag aber wohl so geschehen, wie so oft in der Natur, daß die an einander prallenden Dinge sich die Kanten abstoßen und schließlich in Eins verwachsen — oder friedlich nebeneinander bestehen.

Google

Blätter aus dem Werther-Kreis.

Herausgegeben
von
Eugen Wolff.

— Kiel. —

Auf Goethes Spuren zu wandeln, lockt und lohnt. Zwar kann eine wissenschaftliche Forschung, der es Ernst um ihre Würde ist, ihre Aufgabe nicht darin suchen, mit der Gier des Detectivs nach Flecken in der Erscheinung Derer auszuschauen, die durch Goethes Freundschaft oder Liebe geadelt sind; ebenso wenig freilich darf sich auf Kosten der Wahrheit ein System der Schönfärberei einnisten. Wohl aber bleibt es die schönste Pflicht der Wissenschaft, durch verständnißvolle Hingebung den großen Dichter auch auf seinen Lebenswegen zu begreifen und den Zauber der Idealisirung, welchen er auf seine Umgebung mit milder Hand ausgoß, — selbst bei strengster Prüfung aller Voraussetzungen und Unterlagen — in edler Reine zu bewahren. Eine gewisse Pietät gegen Alles, was unsern geistigen Heroen theuer war, steht uns fürwahr besser an, als jene erkünstelte Objectivität, welche „kühl bis an's Herz hinan" das frische quellende Leben unserer Größten wie einen Leichnam „exenterirt". In dem Maße, wie Goethes geschlossene Persönlichkeit in den Brennpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit getreten ist, muß sich das Interesse für die zufälligen Modelle seiner Einzelwerke in die gespannte Frage zuspitzen, welcher Gewinn für Erkenntniß des Goethe'schen Geistes sich aus der Betrachtung Derer ergiebt, in deren Kreis der Dichter Wurzel zu schlagen suchte, denen er seine Gegenwart, sein Wohlgefallen, endlich seine sympathetische Theilnahme schenkte. Nicht also nur das Verhältniß von Leben und Dichtung gilt es in solchem Falle zu ergründen, sondern wie die Dichtung gewinnen auch die Erlebnisse für uns selbständigen Werth.

Google

Als eine klassische Stätte des deutschen Geisteslebens dürfen wir deshalb nicht in letzter Linie jenen Kreis betrachten, in welchem Goethe seine „Leiden des jungen Werthers“ mehr als nur im Stoff beobachtete, sogar in voller Seele erlebte. In der That, unser Interesse für Lotte Buff und ihren Verlobten Johann Christian Kestner ist nicht mit Bezeichnung der passenden und der abweichenden Züge in Lotte und Albert des Romans erschöpft. Wenn wir wissen, daß die Lotte der Dichtung keineswegs völlig der Lotte des Lebens, daß Werther andererseits keineswegs dem Dichter, noch Albert dem Bräutigam ohne Weiteres entspricht, so ergiebt sich doch wohl das Problem, unabhängig von der Betrachtung des Romans: welche Anlagen und Bedürfnisse Goethes zogen ihn zu der lebendigen Lotte hin? und welche Eigenschaften ihres Bräutigams zwangen Goethe — im Widerspruch mit seinem dichterischen Helden — zu aufrichtiger Hochachtung, Freundschaft und Entsagung? Daß der Abstand Kestners vom Albert des Romans für Goethes eigene Handlungsweise stark in's Gewicht fiel, gesteht er dem Freunde selbst brieflich: „Wenn ich noch lebe, so bist Du's, dem ich's danke — bist also nicht Albert.“ Und Kestner seinerseits geht bis zu der Behauptung: „Wenn ich von ihr (Lotte) hätte lassen müssen, so stehe ich nicht dafür, ob ich nicht Werther geworden wäre.“

Diese Documente hat, nebst allen sonst erhaltenen Theilen von Goethes Briefwechsel mit Kestner und Lotte, der vierte Sohn des Paares, August Kestner unter dem Titel „Goethe und Werther“ (1854, hier 2. Auflage 1855) der Oeffentlichkeit übergeben. Heinrich Düntzer hat dann im „Morgenblatt“ 1863, Nr. 45ff. über „Charlotte Buff und ihre Familie“ urkundliche Untersuchungen mitgetheilt. Namentlich aber kommen noch die Ergänzungen in Betracht, welche Wilhelm Herbst in seiner Schrift „Goethe in Wetzlar“ zur Vorgeschichte des „Werther“ beigebracht hat. Besonders wichtig sind die Aufklärungen, die er aus J. Ch. Kestners Tagebuch über die Abrechnung zwischen Lotte Buff und Goethe gewinnt, und seine Darstellung giebt dazu ein anschauliches Bild aller zu Goethe in Beziehung stehenden Wetzlarer Personen und Verhältnisse.

Dennoch hat Herbst das erhaltene handschriftliche Material nicht voll ausgenutzt: nicht nur lebendiger, sondern auch lückenloser läßt sich die Zeichnung der Hauptpersonen des Wetzlarer Lebensdramas gestalten, wenn der handschriftliche Nachlaß Johann Christian Kestners zur unbeschränkten Ausnutzung gelangt. Das hochherzige Vertrauen, mit dem mich die Kestner'sche Familie nun schon in zweiter Generation beehrt, machte mir, meinem Wunsche gemäß, die volle Durchmusterung der außerordentlich umfangreichen Familienpapiere möglich. Erwies sich auch naturgemäß die weit überwiegende Masse derselben als des öffentlichen, wenigstens literaturgeschichtlichen Interesses entbehrend, so fand sich doch im Briefnachlaß wie in den Tagebüchern J. Ch. Kestners noch ein kleiner Theil anmuthender Documente, welche entweder unsere Kenntniß des Wetzlarer Kreises im einzelnen be-

Google

reichern oder schon bekannte Thatsachen lebendiger vor Augen führen, ja stellenweise eine gewisse Art selbständigen Genusses auch in culturgeschichtlichem Interesse zu gewähren vermögen. Den Charakter von Beiträgen zur Seelengeschichte ihrer Zeit wird man diesen Schriftstücken nicht absprechen dürfen.

Nachdem der treue Hüter und Mehrer der großen Kestner'schen Autographensammlung, Lottes Enkel Georg Kestner zu Dresden, im Februar 1892 aus dem Leben geschieden, bewahrt sein Neffe, Herr Historienmaler George Laves zu Hannover, ein Urenkel Lottes, die Familienpapiere; seinem unermüdlichen Entgegenkommen gebührt der Dank für die Möglichkeit zur Veröffentlichung der meisten hier gebotenen Urkunden. Nur der Brief aus J. Ch. Kestners Studentenzeit über Johann Georg Jacobis Gedichte und der von Hans Buff an Lotte gehören den von Georg Kestner an die Königliche Universitätsbibliothek zu Leipzig vererbten größeren Theilen der Autographensammlung an; da mein Aufenthalt in Leipzig gemessen war, übernahm Georg Witkowski in collegialischer Freundlichkeit die Abschrift dieser beiden einzigen Schriftstücke, welche mir unter den dortigen Kestnerianis und Buffianis — soweit sie nicht anderweit verwendet — von öffentlichem Interesse erschienen. Das im Anhang gebotene Gedicht „An Werthern" schließlich ist dem Cramer'schen Nachlaß auf der Königlichen Universitätsbibliothek zu Kiel entnommen. Da es sich nicht um Handschriften von Originalschriftstellern handelt, ist die heutige Orthographie und Interpunction eingeführt. Nur dem Briefe von Hans Buff ist auch dieser Hauch der Originalität belassen. —

Die unmittelbaren Selbstschilderungen von Lottes Bräutigam Johann Christian Kestner lassen von vorn herein eine Grundstimmung seiner Seele stark erkennen, die als solche und überhaupt in diesem Umfange bisher an dem schlichten Bilde des Mannes nicht hervortrat. Den auf verschiedene Blätter verstreuten autobiographischen Notizen entnehme ich folgende besonders charakteristische Stellen:

. . . . . Genug, ich hatte schon in meiner Kindheit an den gewöhnlichen Spielen der Jugend keinen sonderlichen Geschmack, ging lieber für mich allein und dachte, der Himmel weiß, was? Doch erinnere ich mich, daß ich, sowie überhaupt über die mir erzählten Märchen, besonders über eins vom Wolf sehr lange grübelte. In meiner frühesten Kindheit, wo ich hübsch gewesen sein soll, war ich für das Männliche schon so sehr eingenommen (ich vermuthe es wenigstens), daß ich es durchaus nicht habe leiden wollen, wenn man mich ein Mädchen geheißen hat. Weil ich nun, wie gesagt, aus den Kinderspielen nicht viel machte, so gerieth ich früh auf das Romanlesen. Wo ich ging und stund, hatte ich einen Roman im Sack, und wo ich konnte, las ich darin, bis spät in die Nacht. Sie kennen unsere ersten teutschen Romane, und wie voll sie von erbaulichen Betrachtungen und ernsthaften Moralen sind. Da bekam ich Stoff für mein Nachsinnen und meine Ernsthaftigkeit, und in beiden erhielt ich große Stärke. Endlich lernte ich den gewöhnlichen Gang der Romane und wußte bald voraus, worauf eine Geschichte hinausgehen würde; darüber ward ich sie müde. Nun war eben Gellert der Mode-Schriftsteller, und dieser führte mich zu den übrigen moralischen Fabeln, Lehrgedichten u. dergl. Sittenbüchern. Endlich gerieth ich zu Youngs Nacht-Gedanken, und da war ich, in Verbindung mit schon erwachsener Leute Umgang, den ich vorzüglich suchte, für mein ganzes Leben (denke ich) gebildet, wenigstens in Ansehung des Aeußerlichen . . . . .

Google

..... Ich schrieb auch einen Roman ganz allein, einen Robinson, im Jahre 1755, als der König herkam. Ich dachte nichts gewisser, als in die weite Welt zu gehen, Inseln zu entdecken, da ein König zu werden, und heiß dachte ich oft nach, ob ich nicht ein ausgetauschter Prinz sei? Ich habe oft beim Lesen geweint .....

Der Gewinn gerade aus diesen ersten Zeugnissen erscheint mir nicht ganz unbeträchtlich. Man bedenke: das angebliche Vorbild des Albert, des verletzend-nüchternen Verstandesmenschen, erweist sich durch unmittelbare Zeugnisse als eine im Ursprung und Kern keineswegs perverse, negative Figur des Goethe- und Werther-Kreises; ja, in einem nahezu verblüffenden Grade tritt die Seelenverwandtschaft mit dem Jugendleben Goethes hervor, wie es dieser später am Anfang von „Wilhelm Meister“ und von „Dichtung und Wahrheit“ erzählt. Auch Kestner also ist von der Schwärmerei der Werther-Zeit nicht frei, sondern er bietet ein neues willkommenes Beispiel dafür, daß die Sentimentalität der Genie-Periode keineswegs wie „aus der Pistole geschossen“ eintrat, vielmehr bis auf Gellert und den beginnenden englischen Einfluß zurückgeht.

Diese schöngeistigen Interessen und Empfindungen hat Kestner nun durchaus nicht mit den Kinderschuhen abgelegt, durchaus nicht im Zwang strengwissenschaftlicher Studien oder im Wust amtlicher Thätigkeit erstickt. Als er 1762 mit 21 Jahren — er war 1741, gleich Goethe am 28. August, in Hannover geboren — die Universität Göttingen bezog, sehen wir ihn eifrig literarischen Verkehr pflegen.

Göttingen, 8. August 1763.

Geliebter Bruder,

Ich hoffe, daß Du wirst glücklich in Berlin angekommen sein. Nun wünsche ich noch, daß es Dir da gefallen möge. Aber wer zweifelt daran? Wie sollte es Dir in Berlin, der Königin der Städte (wie der Dichter sagt), nicht gefallen? Und wenn man auch dem Dichter, welcher eigentlich nicht als testis fide dignus gelten kann, nicht glauben wollte: so rühmen doch andere Leute gleichfalls viel von ihr ...

Ich schicke Dir hier die Erstlinge (nämlich die gedruckten Erstlinge) einer jungen Muse, welche damit erst seit Kurzem in Wochen gekommen. Der Verfasser ist der Herr Jacobi aus Düsseldorf, ein Bruder-Sohn des Consistorialrath zu Celle, sein Vater ist ein Kaufmann in Düsseldorf. Ich kann mit Wahrheit rühmen, daß er einer von meinen besten Freunden ist. Weil ich nun weiß, daß Du auch den Musen hold bist und Dich in einer Stadt befindest, wo sie ihren Sitz haben, so glaube ich, daß nichts natürlicher war, als daß ich Dir diese Gedichte schickte. Sie sind zwar von Gelegenheiten entstanden; allein ich halte dafür, daß diesen Gedichten der Name eines Gelegenheitsgedichts nicht zur Last fallen kann ...

Er hat schon mehr Gedichte gemacht und hat eine erstaunliche Neigung dazu. Er soll zwar ein Jurist werden, aber wider seinen Willen; er wird gewiß sein Lebtage nicht einmal ein mittelmäßiger Jurist. Allein seines Vaters und seiner Anverwandten wegen muß er doch wenigstens thun, als studirte er die Rechte. Er versteht sonst viele Sprachen, und ist gewiß nicht aus Faulheit ein Dichter, sondern vielmehr sehr fleißig, in den schönen Wissenschaften. Vielleicht kann er seiner Neigung noch einst ungehindert nachgehen; denn er hat es eben nicht nöthig, daß er sich um Brod bewirbt ...

Hier gefallen diese Gedichte sehr, und sind sehr bekannt ...

Dein getreuer Bruder J. C. Kestner.

Google

Wiederum ist damit in eigenthümlicher Weise eine Hindeutung auf Goethes Lebenswege gegeben: Johann Georg Jacobi wurde nach der Wetzlarer Zeit wie sein Bruder Friedrich Heinrich mit Goethe befreundet, als er 1774—76 in Düsseldorf die Zeitschrift „Iris" herausgab. Auch in seinem Interesse werden die hier gebotenen Aeußerungen nicht unwillkommen sein. Die übersandten Gedichte bestehen in einer Trauer-Ode, anscheinend der auf den Tod seiner Mutter, und in zwei Hochzeitsliedern für Klotz und für des Dichters Schwester. Klotz heirathete eine Freundin Jacobis; an diesen academischen Lehrer, der aus seiner späteren Fehde mit Lessing genugsam bekannt ist, schloß sich J. G. Jacobi eng an. — Charakteristisch ist die Art, in welcher Berlins gedacht wird: in der That begann die preußische Hauptstadt gerade seit Ende der fünfziger Jahre durch Lessing und seinen Kreis eine literarische Vormacht zu werden. — Noch von Wetzlar aus steht Kestner mit J. G. Jacobi in Briefwechsel (s. Ernst Martin: „Ungedruckte Briefe von und an J. G. Jacobi", S. 46ff.).

Die Geistesanlage Kestners: sein gefühlvolles Wesen bei aller durchbrechenden Neigung zum Moralisiren, zeigt fast jede Urkunde seiner Hand. So Anfang September 1770 ein Brief an seinen Freund von Hennings:

. . . „In einer Bauernhütte?" Das lautet ein wenig romanhaft. — O wie sollte ich auf meinen Hennings unwillig sein können? Nur gegen mich muß ich es sein. Aber sagte ich es nicht, daß unsere Seelen mit einander correspondiren, wenn auch der Briefwechsel ruhet? . . .

Wenn Sie nur glücklich sind. Ich zweifle garnicht, daß man es in der Bauernhütte nicht auch sein kann. Allein diese Lebensart kann doch nicht lange dauern. In der menschlichen Gesellschaft ist doch auch etwas reizendes, das, wenn man es einmal geschmeckt hat, die Einsamkeit endlich lästig macht . . . Inzwischen kömmt mir Ihr Aufenthalt auf einige Zeit beneidenswerth vor und gern möchte ich bei Ihnen sein. Eben die hölzerne Bank, das schlechte Kleid, und unter den Landleuten zu sein, würde mir gefallen. Dieses alles ist mir bekannt, ich bin bei solchen Scenen gewesen, und allzeit mit einem süßen Vergnügen, in einer gewissen Art von Bezauberung. Eben vor etwa 6 Wochen war ich bei dem Assessor v. Bürgel auf seinem Landgute . . .

Einsam sitzen Sie da. Schon gut. Ihre Tage fließen stille und ruhig — alles gut. Nur das: und unnütz für die Welt und andere Menschen hin. Ich will p. dieses kam mir zu hart vor, zu hart für Ihre sanfte Seele, welche gern, ich weiß es gewiß, gern die ganze Welt glücklich machen möchte. Sie wissen ja, was Socrates that, als ihm ein Bube aus Muthwillen ein Auge ausschlug. Er nahm ihn zu sich, überhäufte ihn mit Wohlthaten und führte ihn auf den Weg der Tugend. Socrates gedachte nicht: Ich will dem menschlichen Geschlechte nicht nützlich sein, es ist der Mühe nicht werth. Doch ich verfalle in meinen gewöhnlichen Fehler, das Moralisiren . . .

Am 10. Mai 1767 finden wir Kestner bereits in Wetzlar als Secretär des Hofrath Falcke, des Subdelegirten für das Herzogthum Bremen bei der Revision des Reichskammergerichtes. Da sein Vorgesetzter der eifrigste und tüchtigste Jurist in der Untersuchungsbehörde war, sehen wir Kestner mit Berufsarbeiten überladen. Nur mit Opferwilligkeit vermag er Stunden für eigene Studien und geselligen Verkehr zu erübrigen.

In den tagebuchartigen Blättern steht folgende Eintragung:

Google

13. Juli [1768].

Um also von dem Aufenthalt zu profitiren, muß ich Zeit, die ich zur Erholung vielleicht sehr nöthig hätte, wiederum anderen Geschäften widmen, und also immer von dem einen zum andern gehen, des Morgens früh auf und Abends spät zu Bette. Diese Nebenbeschäftigungen bestehen darin, daß ich die Wissenschaften wiederum durchwandere und ins Gedächtniß zurückzurufen suche, wie auch durch hier gemachte Bekanntschaft Arbeiten erhalte.

Ein besonderes Album legte der junge Beamte für briefartige Aufzeichnung der allgemeinen Wetzlarer Verhältnisse an. Nur das Capitel über Redouten ist für unsere Zwecke erheblich, weil es den Schreiber in jugendlicher Zwanglosigkeit fern von irgend einem „finsteren Amtsgesicht" zeigt, daneben wohl in seinen Begleiterinnen uns zum ersten Mal auf dieser unserer Wanderung die Familie Buff vorführt und schließlich überhaupt den Hintergrund zeichnet, von dem sich die Ereignisse des Jahres 1772 abheben.

Den 6. November [1767].

Da ich mir vorgenommen habe, Ihnen einen deutlichen Begriff überhaupt von dieser Gegend und besonders dieser Stadt zu machen, als noch bisher von mir geschehen ist: so will ich Ihnen eine kleine Beschreibung von einer Art der hiesigen Winterlustbarkeiten, nemlich den Redouten, liefern. Seit 4 Wochen ist die Woche einmal Redoute gewesen. Sie wird im Römischen Kaiser, einem Gasthofe, gehalten, wo erst diesen Sommer ein Saal, besonders zum Vergnügen der Visitations-Zeit, zurecht gemacht ist, weil in öffentlichen Häusern kein Platz dazu war und die Privathäuser besetzt sind. Man zahlt jedesmal einen Conventions-Thaler (welches ohngefähr 2 Hannöverische Gulden ausmacht), dafür bekommt man auch Erfrischungen; Frauenzimmer sind frei. Die Einrichtung in Ansehung der Verkleidung ist sehr von der zu Hannover unterschieden. Man kleidet sich nach Gefallen, in einen kurzen Habit oder im Domino, sogar kann man in einem gewöhnlichen Kleide, oder Chenille erscheinen, da man dann nur eine Masque vors Gesicht thut, doch setzt man sich im letzten Falle einigem Tadel aus. Das Gesicht hält man nicht lange bedeckt, und dienet es nur dazu, um beim Hereingehen nicht gekannt zu werden. Nach einer Viertelstunde wenigstens ist alles demasquirt, außer denjenigen, welche ganz unerkannt bleiben wollen; dies nennt man incognito sein. Dieses letzte geschieht sehr häufig, und findet man darin ein besonderes Vergnügen, theils um unbemerkt zuzusehen, theils um mancherlei Irrthum zu erregen. Frauenzimmer nehmen lauter fremde Kleidungsstücke, ziehen die Kappe von der Saloppe über den Kopf und haben eine ganze Masque vor dem Gesicht. Mannspersonen machen es auf gleiche Weise, durch schlechte Kleider, Rocklöhre, Perüquen und dergleichen. Auf diese Weise steckt manchmal unter der erbärmlichsten Kleidung jemand Vornehmes. Der Fürst von Fürstenberg war letzthin in einem schlechten Rocklohr da, hatte eine kleine Saloppe statt der sonst am Domino gewöhnlichen Behute um, über die Kappe einen schlechten Hut und Stiefeln an. In dieser Verkleidung blieb er immer, aber ward doch von vielen an der Positur gekannt. So wie der Unerkannte sich divertiret, wenn es ihm gelingt; so freut man sich auch wiederum, wenn man jemand entdeckt.

Am 4. dieses gab der Cammer-Richter dem Fürsten zu Ehren, weil dessen Namenstag war, einen bal masqué in seinem Hause. Hiezu waren die Gesandte und Secretairs, und viele andere besonders eingeladen. Es stand auch sonst jedermann frei, dahin zu gehen. Er war sehr zahlreich, und voller figurirten Masquen, worunter verschiedene sinnreich waren. Weil man auch vorher wußte, daß viel Menschen da sein, folglich Anfangs wenig Raum zum Tanzen übrig bleiben würde: so hatten sich viele völlig verstellt, um hernach im Domino zu erscheinen, wenn mehrer Platz sein würde, bis dahin aber sich doch zu divertiren. Ich war einer von den letzten und hatte dieses schon

Google

mit einigen Frauenzimmern (die ich Sie zur andern Zeit näher kennen lehren will) abgeredet. Ein Frauenzimmer stellte eine Mannsperson vor, und hatte meine Chenille (doch über ihre eigene Kleidung) an, nebst Mannsschuh, Haarbeutel, Hut pp. Zwei andere hatten sich blos durch fremde Kleidung verstellt, und ich war ein uraltmodisches Frauenzimmer, wobei ich ein kleines Müffchen trug, worin ich eben die Finger verbergen konnte. Meine Begleiterinnen wurden von einigen gekannt. Die erste, als Mannsperson, hatte aber das Vergnügen, von ihrer eigenen Mutter und Schwester (denn sie hatte nur den Vater heimlich um Erlaubniß gebeten) nicht gekannt zu werden, ohngeachtet sie sich ihnen oft vor Augen stellte. Mich kannte man gar nicht, ob man auch gleich genau untersuchte, und nur einer sagte, daß ich ein Chapeau wäre. Ich bin nachher verschiedentlich gefragt, ob ich die Masque nicht gekannt hätte, die ich selbst war. Um 1 Uhr (denn um 11 Uhr fängt der Ball erst an) gingen wir weg, und ich erschien sogleich wieder im Domino, da man dann an meinen Haaren wohl sah, daß ich incognito dagewesen, aber nicht errathen war.

Der regierende Fürst Karl Egon von Fürstenberg-Stühlingen leitete als Kaiserlicher Principalcommissarius die Visitationsgeschäfte. — Chapeau bildete die übliche Bezeichnung für den Träger, den Herrn (vergl. im „Werther" den Brief vom 16. Juni). Rockelohr (Roquelaure) ist ein Reit-, Regen- oder Schmutzmantel; Chenille ein Negligérock für Männer, ein Aermelmantel; Saloppe ein Ueberwurf für weibliches Negligé.

Von Lotte Buff fühlte sich Kestner schnell gefesselt. Daß er sie alsbald in einer Reihe von erhaltenen Gedichten besingt, deutet ebenfalls, so schlecht und recht diese Tanzstunden-Poesie sein mag, auf einen gefühlvollen, schöngeistigen Jüngling. Proben würde ich mir ersparen, wenn nicht eines das Bild der Geliebten zu zeichnen suchte; Lotte, die am 13. Januar 1753 geboren ist — die Familie feierte fälschlich den 11. Januar —, hatte noch nicht ihr fünfzehntes Jahr vollendet, als sie ein männliches Herz für immer an das ihre zu fesseln vermochte.

An Mdlle Buff. Den 27. December 1767.

Schön ist Ismene, wenn Vergnügen
Aus ihren heitern Mienen lacht,
Wenn muntre Freud', uns zu bekriegen,
Ihr Auge sich zum Sitze macht.

Nicht minder, wenn von stillem Leide
Ihr blaues Aug' in Thränen steht,
Sie traurt, und die entschlafne Freude
Ihr sanft empfindend Herz verräth.

Sucht dort das Herze, sich zu retten,
Umsonst, giebt sich's bezwungen hin;
Hier eilt's freiwillig in die Ketten
Der sanften Ueberwinderin.

Munterkeit gepaart mit Empfindungsfähigkeit, besonders im Auge zum Ausdruck kommend, das sind ja Eigenschaften, in denen die Lotte des Lebens mit der des Romans übereinstimmt, nur daß letzterer bekanntlich die schwarzen Augen von Maximiliane Brentano geb. Laroche verliehen wurden.

Etwas näher in Lottes Erscheinung, Wesen und Umgebung führt uns ein anderes, vom poetischen Standpunkt wenig gewichtiges Gelegenheitsgedicht ein, das einen zeitweiligen Bewerber um die Hand der ältesten Buff'schen Tochter Karoline (geboren am 9. Juni 1751), nämlich den Musiker und

Google

Componisten E. E. Dreßler zum Verfasser hat. Am 6. October 1768 veröffentlichte dieser ein Gedicht auf seine vor einiger Zeit verstorbene Gattin; schon vom 28. März des folgenden Jahres ist indeß ein langes Gedicht an J. Ch. Kestner datirt, das mit Dreßlers Autornamen noch erhalten ist. Nur folgende Strophen gehen uns aus sachlichen Gründen an:

Komm mit! dort an der besten Mutter Seiten,
Wo Eintracht, Scherz und Liebe sich verbreiten,
Dort herrscht der Zweck gesellschaftlicher Lust,
Kein schlechter Ton entweiht da unsre Brust.

Sieh dein und meiner künftgen Tage Wonne,
Rein, wie das Gold und wie die Morgensonne
Ist beider Herz. Freund! bist du nicht entzückt,
Wenn Lottchens feurges Auge nach dir blickt?

Unausgesetzt erfreuet sie dein Herze
Mit wahrer Lust und sanguinischem Scherze.
Nicht wahr, mein Freund! solch tugendhaft Erfreun
Das ist der wahre Fall beglückt zu sein?

So ist dein Lottchen. Sieh nun Karolinen.
Wie malt sich nicht ihr Herz in ihren Mienen?
Ihr Angesicht, wo Ros' und Lilie blüht,
Beweist ein sanft und himmlisches Gemüth.

Entfernt von Pracht; doch überstrahlen beide
Den fremden Reiz mit Gold durchwirkter Seide,
Der hier so manche stolze Schöne deckt,
Darin sich Schande, doch umsonst, versteckt.

Schon Schmuck genug! Im häuslichen Gewande,
Verschönert da und dort mit blauem Bande.
Ach! so die Tugend sehn, der man gefällt,
Ist über alles Glück in dieser Welt.

Auf's Glücklichste fügt sich hier der häusliche Zug und die Schlichtheit des Auftretens dem Bild der Lotte ein. Das Lob der Mutter singen alle Berufs- und Gelegenheitsdichter, die im Buff'schen Hause eine Freistatt für ungezwungenen Verkehr fanden. Goethe, zu dessen Wetzlarer Zeit sie schon verschieden war, läßt in Werthers Brief vom 10. September Zeugnisse der wärmsten Verehrung für „die schöne, sanfte, muntere und immer thätige Frau" laut werden.

Anschaulicher aber, als jede Beschreibung es vermöchte, stellen die unmittelbaren Zeugnisse des Lebens die Verhältnisse dar, welche Goethe in der Buff'schen Familie vorfand. Nicht ohne Wohlgefallen kann unser Auge namentlich auf den Briefen weilen, welche die Geschichte von Kestners Werbung um die knapp fünfzehnjährige Lotte in sich schließen. In gar anmuthiger Weise geben sie ein Bild des Werbers, der Umworbenen und ihrer Mutter.

Google

Hochedelgeborne,
Insonders Hochzuehrende Frau Amtmannin,

Schon längst habe ich auf eine günstige Gelegenheit gehoffet, um Ihnen alles, was ich Ihnen gern sagen möchte, und mit der Umständlichkeit, welche es erfordert, zu sagen. Länger kann ich nicht anstehen, und Sie werden mir erlauben, diesen Brief für mich reden zu lassen.

Sie können es zwar schon wissen, daß ich Dero zweite Mdlle. Tochter liebe, denn ich habe daraus vor Ihnen weder ein Geheimniß machen können, noch auch wollen; jenes, weil ich der Verstellung nicht genug fähig bin, dieses, weil ich es der Rechtschaffenheit zuwider halte, einem Frauenzimmer anhaltend und mehr als freundschaftlich, wider Wissen der Eltern aufzuwarten. Ich habe mich vielmehr bestrebet, Ihnen deutlich merken zu lassen, daß meine Gesinnungen eine ernsthafte Absicht haben, daß ich die liebenswürdige Charlotte eben so sehr hochschätze als liebe, daß ich mir das Glück, mit ihr auf ewig verbunden zu werden, als das größte Glück meines Lebens wünsche.

Aber dies ist nicht genug. Ich muß endlich mich Ihnen gänzlich entdecken, Ihnen das Innerste meines Herzens ohne Zweideutigkeit, ohne Zurückhaltung offenbaren. Die mütterlichen Rechte, welche die Natur keiner würdigern, keiner bessern Mutter als Ihnen übertragen konnte, fodern dieses Geständniß von mir; Ihre Einwilligung in meine Liebe zu erhalten, ist der erste Schritt zur Aufklärung und Entscheidung der ganzen Sache, ohne selbige kann ich nichts vornehmen.

Ich habe meinen Entschluß mit derjenigen Ueberlegung gefaßt, die ich bei allen meinen Handlungen anzuwenden beflissen bin. Da ich die Partheilichkeit der Liebe fürchtete, so habe ich das Urtheil vernünftiger Freunde, theils ohne ihr Wissen, zu Rathe gezogen, und auch diese haben mich darinnen bestätigt. Ich bin also fest überzeugt, daß er mich nie gereuen werde.

Der edle Charakter Ihrer Mdlle. Tochter, ihre angenehme Eigenschaften, ihr lebhafter Geist, ihr liebenswürdiges Betragen als Tochter, als Freundin, als Schwester, die vortreffliche Erziehung, die sie gehabt, die weise Aufsicht, welcher sie annoch unterworfen ist, (ich würde mehr sagen, wenn Sie nicht ihre Mutter wären) alles dieses verspricht mir die heiterste Aussicht.

Es bleibt mir also nichts übrig, als mir von Ihnen, Dero Herrn Gemahl und Mdlle. Tochter die Entscheidung meines Schicksals zu erbitten, welche ich mit dem größten Verlangen erwarte.

Zu der Gewogenheit Dero Mdlle. Tochter mache ich mir zwar einige Hoffnung, allein das Herz eines Frauenzimmers, von solchem Verstande, und von so reizender Bescheidenheit ist schwer zu erforschen. So manche Unruhe und Kummer ich deswegen ausgestanden: so habe ich dennoch, selbst in den Schwierigkeiten, einen Grund mehr gefunden, dieselbe hochzuschätzen und zu verehren. Und so unglücklich ich mich schätzen würde, wenn ich ein übles Urtheil erhielte (ein Gedanke, den ich zu meiner Ruhe entferne), so sehr wünsche ich doch, daß derselben in dieser wichtigen, ihr eigenes Wohl so wie das meinige entscheidenden Sache, eine gänzlich freie Wahl anheimgestellet bleiben möge.

Ich ersuche dahero Sie und Dero Herrn Gemahl einstweilen nur um die Genehmigung Dero Mdlle. Tochter meine anjetzt vorgelegte Gesinnungen selbst entdecken und mir ihre ungezwungene Antwort darauf ausbitten zu dürfen. Ja ich ersuche Dieselben sogar meiner Freundin bis dahin nichts von Ihrer Seite zu eröffnen. Ich unterwerfe mich übrigens einer genauen Untersuchung und erbiete mich alle mich betreffenden Nachrichten, die Sie verlangen könnten, zu ertheilen; nicht, als ob ich mir schmeichelte, daß diese nothwendig vortheilhaft für mich ausfallen würden, sondern weil ich nicht gemeinet bin, Dieselben im geringsten zu hintergehen.

Sie werden entschuldigen, oder vielmehr Ihr Herr Gemahl wird verzeihen, daß ich einen solchen Antrag nicht an ihn, sondern an seine verehrungswürdige Gattin richte. Ein gewisses vorzügliches Zutrauen, das Sie allen denjenigen einflößen, die das Glück

Google

haben, Sie zu kennen, macht es mir leichter, mich Ihnen zu eröffnen, und ich weiß zu sehr, daß die Zärtlichkeit unter Ihnen alle Rechte gleich macht, als daß ich befürchten sollte, der Herr Amtmann werde dieses für einen Mangel der ihm als Vater und Mann zuerst gebührenden Achtung auslegen.

Der Ueberbringer dieses, dem Sie Ihre gütige zu beliebende Antwort sicher und vollkommen anvertrauen können, wird auch im Stande sein, ein mehreres hinzuzufügen.

Ich habe die Ehre unter der ungeduldigsten Erwartung, ob Dieselbe mich zu dem glücklichsten oder unglücklichsten Menschen machen wollen, mich lebenslang zu nennen

Von Hause — Dero — gehorsamster Diener
den 22. Januar 68. — J. C. Kestner.

Der Uebermittler dieses Briefes giebt folgende tröstliche Antwort; sie ist mit G. unterzeichnet, und es handelt sich offenbar um Gotter.

Den 23. Jan. 68 um drei Uhr.

Endlich habe ich mich meines Auftrags entledigt und einen glücklichen Zeitpunkt getroffen, weil beide Töchter bei den Nachbarinnen waren. Man nahm ihn anfänglich mit Lachen auf. Nie hätte man etwas so ernsthaftes vermuthet. Man unterscheidet Sie von vielen und sieht Ihren Umgang mit Vergnügen. Man wird auch selbigen forthin gern gestatten, hält aber alle solide Absichten für zu frühzeitig und zu vielen Veränderungen unterworfen. Man kann indessen geschehen lassen, daß Sie der Lotte ihr Herz eröffneten. Sie würde aber schwerlich eine vernünftige Antwort darauf zu ertheilen im Stande sein. Die Zeit würde es lehren. Dies sind die Gesinnungen der Mutter. Man glaubt, daß der Vater gleicher Meinung sein würde.

Ich erwarte Sie im Spectacle, um Ihnen meine Gedanken hierüber mitzutheilen.

A Monsieur — G.
Monsieur Kestner
Chez Lui.

Nun wendet sich Kestner zunächst mündlich, dann mit feierlichster Förmlichkeit, doch auch charaktervollster Offenheit, schriftlich an das geliebte Mädchen selbst.

Liebenswürdige Demoiselle!

Sie wissen es schon, was ich für Sie empfinde. Das Herz hat seine Sprache, und weiß sich auch ohne Worte genug zu erklären. Ich habe Ihnen das meinige sogar schon durch Worte entdeckt. Allein, um mir eine endliche Entscheidung meines Schicksals von Ihnen zu erbitten, lege ich Ihnen hiermit ein feierliches Geständniß davon vor.

Es ist dieses, daß ich Sie liebe, Sie hochschätze, Sie verehre; daß ich es fühle und überzeugt bin, daß ich Sie ewig lieben werde; daß ich in Ihre Genehmigung meiner aufrichtigsten, zärtlichsten Gesinnungen gegen Sie mein ganzes Schicksal setze; daß ich endlich mich für den glücklichsten Menschen halten werde, wenn ich mir Hoffnung machen kann, einst zu dem ewigen Besitze Ihres unschätzbaren Herzens zu gelangen.

Ob ich gleich hierüber längst, und von Anfange, da ich das Glück gehabt, Sie näher kennen zu lernen, mit mir eins gewesen, dennoch habe ich nicht genug gewußt, was ich mir für ein Urtheil von Ihnen zu versprechen hätte, und meine zärtliche Ausforschung Ihres Herzens und Ihrer Neigung hat oft, zu meinem geheimen Kummer, einen Widerspruch mit dem zuweilen günstigen Anschein von Glück zu entdecken geglaubt. Diese dunklen Zweifel, die mich weniger beunruhigt haben würden, wenn ich Sie weniger, und nicht so unaussprechlich liebte, noch mehr aber mein Wunsch, daß Sie zu einer völligen Entscheidung und Erklärung auf meinen Antrag desto besser vorbereitet sein möchten, wie auch die wenige Gelegenheit, mich Ihnen besonders und ausführlich zu entdecken, haben meinen gegenwärtigen Schritt verzögert.

Endlich vertraue ich diesem Briefe meinen Antrag mit mehrerem Muthe, als ich haben würde, wenn ich ihn mündlich thun wollte und mein Mund vielleicht dasjenige

Google

umsonst oder doch unordentlich ausdrückte, was ich empfinde, was ich wünsche, und so sehnlich wünsche.

Mein Antrag geht also dahin: Ob Sie sich mit mir in eine ernsthafte Verbindung einlassen möchten; in eine Verbindung, welche, sobald es die Umstände und die Vernunft erlaubten, ein ewiges Band unauflöslich machte, das nur dem Ausschweifenden, dem Wankelmüthigen und Flatterhaften, dem, welcher die süße Harmonie zweier allein sich ergebenen Herzen nicht fühlen kann, sclavisch und lästig vorkommen wird, mir aber eines der größten unter den Glückseligkeiten des menschlichen Lebens zu sein scheint, wofern eine beiderseitige Bemühung sich vereiniget, um ein fortdauernd gutes Vernehmen, Eintracht, Gefälligkeit, Zufriedenheit und Zärtlichkeit in ihrer Lebhaftigkeit zu erhalten, wovon wir ein schönes nachahmungswürdiges Muster in Ihren lieben und mir deswegen allezeit unendlich verehrungswürdigen Eltern vor uns sehen.

Ziehen Sie darüber zuerst Ihr Herz und Ihre Neigung zu Rathe, hierdurch nur wird auch ein günstiges Urtheil erst seinen wahren Werth bei mir erhalten; und, o möchten diese für mich reden! — Alsdann werden Sie über dasjenige, was die Vernunft und die Ueberlegung hiebei anräth, sich mit Ihren lieben Eltern, denen ich meine Absicht schon vorläufig entdeckt habe, berathschlagen können. Um Ihnen darin nach meinen Kräften zu Hilfe zu kommen, so will ich Ihnen eine Regel vorschlagen; daß man nämlich, nach meiner durch eine öftere Aufmerksamkeit auf die Begebenheiten der Menschen, wie auch durch Lesen und Hören, erhaltenen wenigen Einsicht, in solchen Fällen, vorzüglich auf dasjenige zu sehen hat, was fortdauert, nicht blos im Aeußerlichen bestehet, oder vergänglich ist. Man muß sich also in den Fall setzen, als wenn dieses alles nicht da wäre oder doch verschwinden könnte, und dann wählen. Dennoch wird man bei allen Dingen etwas wagen müssen, die man unternimmt. Es kommt alsdann nur darauf an, daß man Muth genug hat, bei dem einmal mit Ueberlegung gefaßten Entschluß zu verharren, und daß man selbst nicht unglücklich sein will, sondern seinen Zustand durch Vernunft und Klugheit zu verschönern sucht.

Ohngeachtet mein brennendes Verlangen, eine Erklärung, und was noch mehr ist, eine günstige Erklärung zu erhalten, nicht bald genug erfüllet werden kann, und es vielleicht mein Vortheil ist, wenn Sie weniger behutsam wären, dennoch liebe ich Sie zu sehr, wünsche also zu sehr Ihre künftige Glückseligkeit und suche in der Rechtschaffenheit zu sehr mein Glück, als daß ich Ihnen nicht anrathen sollte. diese Entscheidung mit gehöriger Sorgfalt, wozu Ihrem Geiste die Natur hinlängliche Fähigkeit verliehen hat, vorzunehmen, in einer Sache, welche durch eine kurze Dauer von Zufriedenheit wenig schätzbar, oft ein Elend wird, und durch die Fortdauer erst den wirklichen Vorzug erhält.

Mehreres glaube ich hinzuzusetzen nicht nöthig zu haben, da ich aus mir selbst nie ein Geheimniß mache, folglich Sie in den Stand gesetzt sind, zu urtheilen, und die etwa gewöhnliche Betheuerungen unnöthig sind, weil ein Betrüger auch durch diese nicht gebunden wird. Sind Sie also von der Größe, der Wahrheit, der Aufrichtigkeit meiner Liebe überzeugt, so werden Sie auch in die natürliche Folge davon, Ihr Glück, Ihre Zufriedenheit und Ruhe zu befördern, keinen Zweifel setzen und meine zum Wankelmuth und zur Flüchtigkeit nicht geneigte Denkungsart Ihnen deswegen auf die Zukunft Gewähr leisten. Sind Sie aber davon noch nicht überzeugt: o so sagen Sie mir Ihre Zweifel, ich kann sie heben; geben Sie mir Proben auf, ich unterwerfe mich ihnen.

Ich schließe und warte voll Ungeduld auf Ihren Ausspruch, indem ich mich, unter Empfindung der lebhaftesten, Ihnen nur gewidmeten Zärtlichkeit, der Güte Ihres Herzens empfehle und in angenehmer Erwartung nenne,

liebenswürdigste Demoiselle,

Dero

Wetzlar
den 25. April 1768.

ewig ergebenster
J. C. Kestner.

Google

Neben der anmuthigen Gestalt Lottes tritt die Mutter Buff als verehrter Mittelpunkt ihres Kreises vor unser Auge. Vor allem aber schließen sich die Züge zur Charakteristik Kestners zusammen. Auch hier wieder ist es bezeichnend, einen Dichter als seinen Herzensvertrauten auftreten zu sehen: mit Gotter, der ebenfalls als Gesandtschafts-Secretär bei der Revision des Reichskammergerichtes thätig war, hatte Kestner bereits in Göttingen Freundschaft geschlossen, so daß wir ihn, wenn wir seiner Beziehungen zu Lichtenberg gedenken, an der Universität mit drei bekannt gewordenen Dichtern in engem Verkehr zu denken haben. So ist denn auch sein Stil recht gewandt, und durch die feierliche Form bricht eine anheimelnde Gefühlswärme unverkennbar hindurch. Das ist gewiß nicht die Sprache und noch weniger die Handlungsweise eines kühlen Verstandesmenschen: die Fähigkeit, sich schnell zu verlieben und ohne Rücksicht auf äußere Güter um die Geliebte zu werben, bekundet ein zärtliches, empfindungsvolles Herz. Als glückliche Ergänzung besitzt unser junger Mann Rechtschaffenheit und Beständigkeit; jene Haltlosigkeit, welche so vielen Jünglingen der empfindsamen Periode zum Verderben gereichte, ist ihm von vornherein fern: insoweit bietet er allerdings ein Gegenstück zum Werther als dem Typus der Zeit. Und freilich auch noch in anderer Beziehung bis zu einem gewissen Grade: seine Correctheit hat etwas — sagen wir nicht: Pedantisches, aber mindestens Gravitätisches, das durchaus nicht an die Beschränktheit des Albert im Roman reicht, aber doch seine Sonderung von den leidenschaftlich empfindsamen Seelen markanter macht. Bei alledem kein Durchschnittsmensch, sondern an Kopf und Herz begabt. Auf seine fünfzehnjährige Geliebte wird er gewiß liebevoll erziehlich einwirken — das verspricht die freundschaftliche Naivetät, mit der er dem Mädchen Rathschläge zur Prüfung seines eigenen Antrages giebt.

Welcher Art die Verständigung war, die zwischen dem Paar in Folge dieser Briefreihe eintrat, ergiebt sich im Einzelnen aus den später nach Hannover an Geschwister und Eltern gerichteten Schreiben. Daß Kestner Jahre lang diese Liebe auch vor seinen Angehörigen als Herzensgeheimniß wahrt, beweist, daß er formelle Peinlichkeit doch den wohlthuenden Bedürfnissen des Herzens hintenansetzte: denn er hielt seitens seiner Eltern ein Verbot nicht für ausgeschlossen und fühlte doch weder Neigung noch Fähigkeit zur Entsagung.

Erst nach drei Jahren gelangte wider seinen Willen das Gerücht von seinem Verlöbniß in die Heimat. Eine Schwester des jungen Mannes scheint dessen gegen ihn Erwähnung gethan zu haben. Seine Antwort liegt im Concept vor. Die darin an einer Stelle enthaltene Schilderung von Lottes Person hat Herbst zwar schon in seinem Buche S. 107 f. verkürzt und — wie bei vielen Urkunden — mit einigen Irrthümern herausgehoben, doch ist auch dieser Abschnitt des Zusammenhanges wegen hier nicht übergangen. Da Herbst aus Versehen Lottes Alter hier noch mit 15 Jahren angiebt, während deutlich 18 geschrieben ist, so gehört der Brief nicht —

Google

wie Herbst folgern mußte — noch gleich in's Jahr 1768, sondern in den Anfang des Jahres 1771.

Geliebte Schwester Eleonore,

Ein Wörtchen im Vertrauen. Ich muß Dir gestehen — aber, Du bist ein Frauenzimmer, wirst Du auch schweigen können? Doch ich verlange diese Pein nur auf einige Zeit — ich gestehe Dir also, daß die Gerüchte von mir, welche dorthin gekommen, nicht ganz ohne Grund sind, aber nur so weit, daß meine Pflicht und die schuldige Rücksicht gegen unsere lieben Eltern dabei nicht verletzet worden. Ich habe das Frauenzimmer hier gefunden, welches ich vorhin nur in der Idee hatte, welches ich von ganzem Herzen verehre und, wenn Du willst, ebenso liebe, doch ohne dieses nach den Romanen abzumessen, also mit einer Zuneigung, woran die Seele soviel Antheil hat, als das Herz. In so fern aber ist das Gerücht ungegründet, daß ich schon in einer weiteren Verbindung, als Versprechung, Verlöbniß und dergleichen, mit ihr stehen sollte. Ich bin noch durch nichts als mein Herz und meine Ehrlichkeit gebunden. Ich sage durch nichts; nicht als ob ich dieses für eine geringe Bande, die sich leicht wieder trennen ließe, hielte; vielmehr halte ich sie für so stark als wenn 100 gerichtliche Instrumente darüber verfertiget wären: sondern nur darum sage ich durch nichts als, weil ich bis dahin noch nicht wider die Pflicht der Kinder gegen ihre Eltern angestoßen zu haben glaube. Denn daß mir ein Frauenzimmer gefällt, daß ich sie sehr hochschätze, sie liebe, stand so wenig in meiner Macht, als wenig ich desfalls erst anfragen konnte, ob ich sie mir gefallen lassen dürfte. Daß ich ihr gefallen, auch dieses konnte ich nicht ändern. Daß einer dem andern diese wechselseitige Zuneigung abgemerket, daß wir gern mit einander umgegangen, daß daraus unvermerkt eine genaue Harmonie der Seele entstanden, und ohne solches weder vorher noch selbst bei Entstehuug dieser Harmonie zu wissen, in diesem allen kann ich nichts Sträfliches finden. Ich glaube bisher genug zu sein, daß ich meine Bekanntschaft nicht heimlich hielt; und dieses habe ich nicht gethan, wie Du weißt. Erst durch die Folge der Zeit aber konnte ich wissen, ob ich mit diesem Frauenzimmer in einer genaueren Verbindung zu sein wünschen würde. Nachdem ich dieses aber weiß: so möchte es wohl Zeit sein, von meinem Wunsche meinen Eltern den Vortrag zu thun; und hier steckt der Knoten. Hierüber wollte ich Dich fragen, was Du meinst, wie es wird aufgenommen werden? Es werden schon Aeußerungen geschehen sein. Diese melde mir doch, und so bald wie möglich. Ich möchte gern einmal wieder nach Hannover. Aber ehe ich über einen Punkt keine Erläuterung habe, und ehe ich nicht weiß, ob unsere Eltern damit zufrieden sind, ehender mag ich nicht kommen. Ich würde nur finstere Gesichter sehen; und wenn ich dort wäre, so möchte ich auch mit ihnen fröhlich und vergnügt sein. Ich würde aber ganz glücklich sein, wenn unsere Eltern damit zufrieden wären.

Du kannst schon denken, daß es eine Demoiselle Buff ist; es ist die zweite; sie ist 18 Jahr alt. Eine außerordentliche vollkommene Beauté ist sie nicht; doch ist sie was man ein hübsches Mädchen nennt; und mir hat noch keine besser gefallen, wie sie; und sie gefällt auch andern, darunter giebt es einige, welche sterblich verliebt waren, denen ich aber, ohne Ruhm zu melden, den Rang abgewonnen; übrigens hat sie allgemeinen Beifall bei Alt und Jung; und ich habe meine Wahl noch nie tadeln gehört; durch andere hätte ich dieses erfahren können. Eine freundliche, einnehmende und lebhafte Miene ist für mich ihre größte äußerliche Schönheit; dabei hat sie Verstand und ist von lustigem Temperament, unterhaltend und hat gute Einfälle; nicht zu vergessen, sie hat ein vortreffliches Herz, edel, menschenliebend, gutthätig und großmüthig ist sie. Daß sie für sich allein dort gefallen würde, davor ist mir nicht bange. Aber ein böser Umstand, welcher bei den Alten gemeiniglich alles verdirbt, ist da. Sie hat keine Schätze, als Tugend, guten Namen, und den Segen einer der rechtschaffensten verehrungswürdigsten Mütter, mitzubringen. Armuth ist nicht da, sondern ein ordentliches gutes Auskommen, wie es sich für den mittlern Stand gehört, so daß auch Vornehme dort im Hause Umgang zu haben sich nicht schämen, noch schämen dürfen; allein es sind viel Kinder da. Sonst ist nichts dabei zu erinnern,

Google

Stand, gute Familie, ansehnliche Verwandtschaften, dies alles ist da. Eine allgemeine Hochachtung pp. Nur jener Umstand; was werden unsere liebe Eltern dazu sagen? Ich bin über diesen Punkt schon entschlossen. Ich habe hier mein Auskommen; für die Zukunft darf ich hoffen, und mein Unterhalt ist nicht schwer, weil ich mich an keinen Ueberfluß gewöhnet habe.

Es wird mir lieb sein, wenn Du unsern Bruder Georg mit willst zu Rathe ziehen. Ich wünschte, daß unsere Eltern damit zufrieden wären; und halte auch dafür, daß ich nicht länger warten kann, es ihnen zu sagen, da ich nunmehr völlig entschlossen bin.

Das muß ich Dir aber im Vertrauen sagen. Davon abstehen kann ich nicht. Wäre ich nicht, so hätten genug andere sie glücklich machen können. Ich würde also nicht ruhig sein können, wenn sie hernach sitzen bleiben sollte. Ich würde der unglücklichste Mensch sein; nicht als Liebhaber, denn ich liebe nicht als ein Romanen-Held, sondern als ehrlicher Mann würde ich höchst unglücklich sein. — Alles, was ich thun kann, ist zu warten.

Ich habe dieses an Dich geschrieben, weil ich Dein gutes Herz kenne, und weil ich mich Deiner Liebe schmeichle; auch weil Frauenzimmer, die sonst Verstand haben, in solchen Fällen am besten rathen können. Du mußt denken, wenn Du auch in dem Falle wärest.

Ohne Ueberschwänglichkeit wie die Schilderung von Lottes Eigenschaften ist auch die Darstellung des zwischen den Liebenden bestehenden Verhältnisses. Nur zu geflissentlich klingt die wiederholte Zurückweisung einer romanhaften Liebe, um nicht wie die vorbeugende Abwehr eines nicht ganz ungegründeten Verdachtes zu erscheinen. Daß es sich jedenfalls um die tiefwurzelnde Neigung eines gefühlvollen Herzens handelt, beweist das Schreiben in seinem vollen Umfange. Die Ursache, welche unsern Kestner die Abneigung seiner Eltern fürchten läßt, zeigt die Reinheit und Uneigennützigkeit seiner Liebe auf's Vollkommenste.

Noch bevor er seine Absicht, den Eltern nunmehr endlich die Angelegenheit vorzustellen, zur Ausführung bringen konnte, kam man ihm in peinlicher Weise zuvor. Das Tagebuch berichtet unterm 1. Mai 1771:

Den 1. Mai Abends erzählte mir H. Dreßler, nach seiner Zurückkunft von Marburg, daß der Hauptmann Lesche daselbst ihm Briefe von meinem Vater gezeiget, worinnen eine Vollmacht enthalten, meinetwegen in Ansehung des Rufs von meiner vorhabenden Heirath mit Mlle. B. sich hier zu erkundigen, auch, ich weiß nicht was, nach seinem Gutdünken zu thun oder 2c. (er wußte es nicht recht). Ich werde mich deshalb gegen meinen Bruder beschweren, daß man meinetwegen Spionen halte, da ich doch von allem offenherzig geschrieben, und von mir alles erfahren werden könne, was man nur wissen wolle, indem ich nichts von allem, was ich thue, heimlich halte, und wenn ich es von mir selbst zu verantworten weiß, nicht scheue es andern zu gestehen. Wenn man mich befragte, und ich eine zweideutige oder zweifelhafte Antwort gebe, alsdann sei es erst Zeit, sich an andere zu wenden. Es müßte mir aber jenes sehr nahe gehen, zumal, wenn jener sich gegen einen ganz Fremden, der es mir wieder gesagt, gleichsam einer Vollmacht, ich weiß nicht worüber, berühme.

Wenige Tage später muß folgender Briefentwurf fallen.

Geehrteste,
Wertheste Eltern,

Heute morgends kam der H. Hauptmann Lesche zu mir, und verursachet mir wegen einer aufgehabten Commission einen weitläuftigen Brief zu schreiben, dessen ich gerade in dieser Zeit, da ich sehr beschäftigt bin und die Tage noch einmal so lang zu sein wünschte,

Google

gern überhoben sein möchte. Um meine geliebte Eltern aber aus einer allenfallsigen Besorgniß zu setzen, ist mir keine Zeit zu kostbar.

H. Hauptmann hat sich die Mühe gegeben, so viel ich von ihm vernommen, Ihnen zu schreiben, daß ich mich hier mit einer Mlle. Buff in eine ernsthafte Verbindung oder, ich glaube gar, Verlöbniß eingelassen haben sollte. Mein geliebtester Vater haben ihm aufgetragen, sich desfalls hieher zu verfügen, und darnach zu erkundigen. Er hat den Auftrag ausgerichtet; er hat mir denselben eröffnet und meine Erläuterung darüber begehret. Ich habe sie ihm ohne Anstand gegeben; er wird sie melden, ohne daß ich ihm nur Ein Wort dazu in den Mund geleget habe; und damit er die Commission vollkommen ausrichten könnte, auch um zu zeigen, daß ich offenherzig verfahre, habe ich ihn selbst hingeführt.

Die Nachricht aber, welche er Ihnen geben kann und ich Ihnen jetzt selbst geben werde, würden Sie auch geradesweges von mir erhalten haben, sobald es meine geliebteste Eltern verlangt hätten.

Es ist wahr, daß ich in dem Hause des hiesigen Teutsch-Ordens-Amtmann Buff, und zwar mit Vater, Mutter und Töchtern, recht gut bekannt bin, und zwar vorzüglich. Es zeichnet sich dieses Haus vor allen andern aus, vom vornehmsten bis zum geringsten. Der Vater ist ein aufgeweckter, gewissenhafter, rechtschaffener, dienstfertiger Mann. Er hat von vielen Dingen Kenntnisse, die er auch nicht gebraucht, nebst dem versteht er die Oeconomie und seine Geschäfte sehr gut, wird auch von seinen Obern werth gehalten. Die Mutter ist die beste Frau von der Welt, welches hier die allgemeine Meinung ist. Sie hat viel Einsicht und natürlichen Verstand, ohne es selbst zu glauben; ist bescheiden, von einem sanften Charakter, unterhaltend, gesprächig und erhält aller Menschen Hochachtung. Die Erziehung in diesem Hause ist überaus gut. Lauter Sorgfalt, Vorsorge und Zärtlichkeit auf Seiten der Eltern; und Ehrfurcht, Verehrung, Liebe und Folgsamkeit auf der Kinder Seite. Jeder Wink von jenen ist diesen ein Befehl. Hat ein Kind sich vergangen, so ist das Bekenntniß auf die erste Anfrage da; denn die Aufrichtigkeit und die Offenherzigkeit wird durch zu große Strenge nicht in ihnen erstickt. Unart, besonders Bosheit wird nicht übersehen, und die Strafe mit Vorstellungen und Ermahnungen begleitet, die andictirte Strafe aber ohne Anstand befolgt. Soll sich dort ein Kind hinsetzen, es thut es und steht nicht eher auf, bis das Gebot aufgehoben ist. Das härteste bei der Strafe ist ihnen, daß sie nicht mehr geliebt werden. Von dem Vater sind sie schon gewohnt, daß er der Geschäfte wegen oft ausgehen muß, doch freuen sie sich herzlich, wenn er wieder zu Hause kommt. Die Mutter aber schenkt sich ganz ihren Kindern, und weiß, bei aller Aufsicht, die sie auf jene hat, ihre Gegenwart immer angenehm und unlästig zu machen. Jedes Kind frägt, wenn sie ausgeht, sie komme doch bald wieder. Kömmt sie wieder, dann ist lauter Freude und Frohlocken. Die beiden ältesten Töchter, als welche erwachsen sind, auch die übrigen, entsprechen jener geschilderten Erziehung nicht, Tugend, Wohlanständigkeit, Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit sind ihr vornehmster Schmuck, auch hat die Natur sie so wenig, als alle Kinder, im Aeußerlichen vergessen, welches hier überall bemerkt wird, und hier darum merkwürdig ist, weil es viele verwachsene (wenigstens verborgen) giebt. Ueberhaupt herrscht in diesem Hause Unschuld und Heiterkeit, Ordnung und Mäßigkeit ohne über den Stand sich erhebende Pracht.

Vornehme und Geringe schätzen dieses Haus hoch, reden auch ohne Umgang da zu haben lauter Gutes davon, theils machen sie sich ein Vergnügen und eine Ehre daraus mit ihnen bekannt und vertraut zu sein. Die von Cramerische, des jüngeren Bürgels Familie, die Fräulein Ulmensteins, des Churbrandenburgschen Gesandten Familie stehen mit ihnen in der vertraulichsten Bekanntschaft, nicht nach einem großen Tone, nicht etwa durch Hülfe großer glänzender Gesellschaften oder Gastereien pp. sondern durch freundschaftliche Besuche auf ein unterhaltendes Gespräch, die Arbeit in der Hand, bald auf einen Nachmittag, bald nur auf eine Stunde pp. So verhält es sich auch mit denen von mittlerem Stande; und Geringe holen daher oft Trost, guten Rath und freundlichen

Google

Beistand. Doch ich halte in meiner Beschreibung inne. Sie möchte ihnen romanhaft vorkommen, obgleich nicht weniger als dieses ist. Ich komme auf mich.

Hier habe ich nun also meinen vorzüglichen Umgang, da ich nur selten sonstwo in einer feierlichen, mehrentheils steifen und trocknen Gesellschaft erscheinen kann, sondern mich nach meinen Geschäften richten muß. Dort suche ich meine Erholung, wenn mancherlei Dinge mich müde, mürrisch oder verdrießlich machen wollen. Da vergesse ich auch das unangenehmste, und spreche die Grillen hinweg: denn ein betrübtes, trauriges Gesicht heiter, und ein niedergeschlagenes Gemüth ruhig zu machen, ist ihnen schon zur Natur geworden, da sie gern alle Menschen glücklich sähen. Ich bin auch überzeugt, daß ich ohne diesen Umgang nicht der wäre, der ich doch bin, nämlich Gottlob gesund und ruhig, wenngleich nicht ausgelassen lustig. Ich versichere, wenn ich diese Zuflucht nicht hätte, so hätte ich diesen Ort schon manchmal verwünscht. Es ist hier überhaupt der Gebrauch. Ich werde wohl nicht nöthig haben, diesen Umgang zu entschuldigen . . .

Ich habe ihn auch nicht heimlich gehalten. So wie es nun an allen Orten zu geschehen pflegt, so ist es auch hier, wenn man in ein Haus oft geht, und es sind Frauenzimmer darin, so muß es eine Heirath zum Grunde haben. Ich will noch mehr sagen. Ich zeichne auch sogar die zweite Mdlle. aus.

Denn ein Frauenzimmer hochschätzen, ist doch keine Sünde pp.

Allein von einem Verlöbniß ist mir nichts bekannt.

In dieser eingehenden Schilderung der Familie Buff bietet die Zeichnung des Vaters theils Uebereinstimmung, theils Ergänzung zum „Werther"-Brief vom 17. Mai. Das Bild der Mutter tritt nunmehr noch schärfer umrissen hervor. Ihr Verhältniß zu den Kindern, deren Benehmen ihrer Erziehung nicht widerspricht (dies hier der Sinn von „nicht entspricht"), beschreibt Kestner in einem Brief an seinen früheren Hauslehrer („Goethe und Werther" S. 289 ff.) analog. Aber nirgends als aus vorstehend abgedrucktem Brief gewinnen wir ein so klares, unwillkürliches Verständniß für das, was später Goethe in diesen Familienkreis bannte: „Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit," — „Heiterkeit, Ordnung und Mäßigkeit," — ein Wesen, dem es „zur Natur geworden," „ein betrübtes, trauriges Gesicht heiter und ein niedergeschlagenes Gemüth ruhig zu machen," — wer gedenkt nicht des Hauches, von dem sich Faust in Gretchens Zimmer angeheimelt fühlt:

> „Wie athmet rings Gefühl der Stille,
> Der Ordnung, der Zufriedenheit!
> In dieser Armuth welche Fülle!
> In diesem Kerker, welche Seligkeit!" . . .
> „Ich fühl', o Mädchen, deinen Geist
> Der Füll' und Ordnung um mich säuseln" —

und wer könnte verkennen, daß hier die seelischen Bedürfnisse desjenigen Befriedigung finden mußten, der da fleht:

> „Süßer Friede,
> Komm, ach, komm in meine Brust!" —

der da im weiblichen Umgang den „stillen Frieden" und „die milde Freude" suchte?!

Was Kestner betrifft, so zeigt dieses Schreiben noch deutlicher als das an seine Schwester gerichtete, wie er selbst fühlt, daß seine Empfindung

Google

für den Kreis der Geliebten an's „Romanhafte" streift, und so werden wir seine Gemüthsstimmung am treffendsten charakterisiren, wenn wir sagen, daß hier ein für Poesie des Lebens im specifisch Goethe'schen Sinne empfängliches Herz eifrig bemüht ist, sich mit einem klaren Kopf in Harmonie zu setzen. Von einer annähernden Alleinherrschaft des Kopfes auf Kosten des Herzens, wie im Albert des „Werther", kann nicht die Rede sein.

Bei warmer Zärtlichkeit machte ihn die Liebe in seinem Pflichtgefühl nicht irre. Schon am 2. November 1768 schreibt Kestner an v. Hennings:

Ich wollte Sie noch näher unterrichten, wie ich meine Liebe zu meinem Lottchen cultivire, und was sie für einen Einfluß auf mich in Ansehung dererjenigen Dinge hat, welche außer dieser Liebe sind. So sinnlich ich dabei bin, denn die Sinnlichkeit hat doch den größten Antheil an der Liebe; so sehr ich dem sanften Gefühl und den süßen Empfindungen der Zärtlichkeit dabei nachhänge: so wenig leidet doch dabei in mir das Edle, das was den Verstand besonders angeht, die Pflicht, die Freundschaft und die Geschäfte; oder besser zu sagen, ich suche dieses mit jener zu verbinden, so, daß sich keines zuwider ist, keines dem andern Eintrag thut; und mit einem Wort, ich behandle sie philosophisch. Die edle Liebe, die vernünftige, die gereinigte, als eine Leidenschaft, welche allezeit anständig und würdig, selbst dem Philosophen, bleibt, streitet auch nicht damit. Man könnte sie eine zur Leidenschaft gewordene Freundschaft nennen. Diese Harmonie unter der Liebe und andern Pflichten hängt vornehmlich von dem Gegenstande ab; und von den Vollkommenheiten desselben, worauf sich die Liebe gründet.

Zwar verbringt Kestner nun täglich seine Mußezeit im Deutschen Hause bei Buffs; wie sehr dieselbe indeß von amtlichen Geschäften beschränkt und bedrängt war, belehrt uns manch wehmüthige Eintragung der Tagebuchblätter. Die nachstehende darf auch deshalb nicht übergangen werden, weil sie uns in die gemeinsamen literarischen Interessen des Brautpaares einführt, um so weniger als wir dasselbe so unmittelbar vor Goethes Eintreffen mit keinem andern denn — Klopstock beschäftigt sehen, Klopstock, dessen Namen Goethe in der berühmten Stelle seines Romans (16. Juni) der Lotte in den Mund legt!

25. Mars 72. (Nach Aufzählung seines Mahles, das er unter großer Arbeit zu Haus eingenommen, fährt er fort):

Un vrai repas philosophique! mais suffisant pour mon besoin, quoique je n'affecte pas le titre d'un Philosophe... Après avoir dîné ainsi et travaillé après, je pris la résolution Philosophique, de me relâcher un peu pour le bien de mon existence. Je me rendis à la maison Teutonique, mon vrai asyle dans mes heures de l'ennui ou de mécontentement. (En effet cette maison a le droit d'asyle et certainement je lui dois ma santé, et peut-être ma vie.) A peine j'y arrivais (pour — vous croyez peut-être — badiner? — non, pour lire dans la Messiade de Mr. Klopstock), que Mr. de Falcke m'envoya chercher, pour lui faire porter des actes, dont il avait besoin. Il fallut pour cela me rendre chez moi; et je ressortis après. Je ne fus pas plutôt arrivé dans la maison Teutonique, que Mr. l'Envoyé me fit dire par mon domestique, qu'il y manquait quelque chose aux actes . . . Il fallut donc encore retourner . . . Enfin rebuté de tous les contretemps, et l'espace que je voulais sacrifier, étant écoulé, j'ai résolu de rester chez moi.

Von der zweiten Hälfte des Mai bis 11. September 1772 weilte Goethe in Wetzlar. Bekanntlich sah er Lotte Buff nicht früher als am

Google

9. Juni zum ersten Male, während er Kestner schon vorher durch Gotter in Garbenheim kennen gelernt hatte.

In einem Briefe, von dem ein Parallel-Entwurf „Goethe und Werther" S. 35ff. steht, äußert sich Kestner über Goethe folgendermaßen:

Im Frühjahr kam hier der Doctor Goethe von Frankfurt am Main. Er sollte hier die Praxis treiben. Er war 23 Jahr alt und passirte hier für einen Philosophen, welchen Titel er aber nicht auf sich kommen lassen wollte. Die schönen Geister bemüheten sich um seine Bekanntschaft, denn er hatte aus den schönen Wissenschaften sein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brodwissenschaften; er hassete die Juristerei und bedarf ihrer auch nicht, da sein Vater außerordentlich reich, er aber der einzige Sohn ist. Ich lernte ihn von ohngefähr kennen, und mein erstes Urtheil war, daß er kein unbeträchtlicher Mensch sei. Sie wissen, daß ich nicht eilig beurtheile.

Neu und interessant ist der hier Goethe zugeschriebene ausdrückliche Haß der Rechtswissenschaft.

Werthers Brief vom 16. Juni spiegelt das verhängnißvolle Zusammentreffen des Dichters mit derjenigen, die diesem Tage ihre Unsterblichkeit verdankt. Kestner erwähnt das Ereigniß in einem Briefe (s. „Goethe und Werther" S. 40 f.). Die bekannte lakonische Eintragung in seinem Tagebuch (vgl. Herbst S. 109) findet eine Ergänzung auf einem andern, für Nachträge bestimmten Blatt; die ganze Notiz lautet danach:

Le 9me. Juin 72.

Fut un Bal à Volprechsthausen (soll heißen: Volpertshausen), village à deux lieues de Wetzlar. Il était composé de 25 Personnes. On s'y rendit le soir en Carosses et à Cheval, et on en revint le lendemain matin.

Je fus aussi là. Je partis à 7 heures du soir à cheval tout seul. On se divertit très bien. Je retournai à 4 heures du matin le premier tout seul et à 5 heures je me couchais jusqu'à 8 ou 9 heures. 12 Chapeaux (Mr. Nieper, Jerusalem, Bortel, Wippermann, Dietz, de Boren, Dr. Goede, Mr. Buchholz, Mr. Kerckering, Koenig, Bodenlack et moi), 13 Dames (Madame Langen, Bortel et Buchholz, Dlles. 2 Buff teutonique, Bortel, Dietz, Langen, 3 Brand, Bonn et Madme. Rennas).

Amtsgeschäfte bewirkten Kestners verspätetes Erscheinen. Interessant ist, daß auch Jerusalem dem Ball beiwohnte, der sonach alle hauptsächlichen Modelle für den späteren Roman zum ersten und vielleicht einzigen Male gleichzeitig in engere Berührung brachte. Kestners spätere Aeußerung über den unglücklichen Jüngling: „Er entzog sich allezeit der menschlichen Gesellschaft und den übrigen Zeitvertreiben und Zerstreuungen" („Goethe und Werther" S. 88) scheint danach nicht ganz zutreffend. — Genügende Zeit zur Entfaltung all ihrer gesellschaftlichen Talente bot sich für Lottchen dar, denn der Ball währte, wie wir sehen, den ganzen Abend und die ganze Nacht.

(Schluß folgt.)

Google

Der Bohrbrunnen von Schneidemühl.

Von

Gustav Schröder.

— Berlin. —

Zwischen Weichsel und Oder, Danzig und Stettin (genauer Stargard) erstreckt sich eine Bodenschwellung, die als solche der erste Blick auf eine gewöhnliche Landkarte nicht erkennen läßt. Eher das Gegentheil erwartet man, eine *Bodensenkung*, denn in der ganzen, etwa 40 geographische Meilen langen Strecke reiht sich See an See. Selbstredend ist jeder See in der That das Zeichen einer Senkung; aber es sind dies partielle, lokale Gruben in einem Damme, in einer langgestreckten, bis zu 30 Kilometer breiten *Hochfläche*. Hier und da überragen einzelne Kuppen die Fläche, die denn auch von den Umwohnern als „Berge" Namen erhalten haben, aber das Bild eines *Bergrückens*, wenn auch von ehr bescheidenem Relief, macht das Ganze nicht, und daher hat dasselbe auch einen volksthümlichen *Gesammtnamen* erhalten. Die Wissenschaft, die das Einheitliche der ganzen Erscheinung besser würdigt, als der beschränkte Blick der Bewohner des Landstrichs, hat diesen Mangel ergänzt: „Pommersche Seeplatte" nennt sie die ganze Bodenschwellung und kennzeichnet damit erschöpfend den hydro-orographischen Charakter der Gegend. So flach der Rücken ist, einen Rücken, Grat oder Firste kann man genau verfolgen; auf der Karte, wie in der Wirklichkeit; eine scharfe Grenze, die die fließenden Gewässer in solche der nördlichen und solche der südlichen Abdachung scheidet. Erstere bilden sich nur zu einigen Küstenflüssen aus, die nach einem höchstens 10 Meilen langen Laufe die Ostsee erreichen; letztere erreichen das gleiche Meeresbecken zwar auch, aber auf drei- bis fünfmal so langem Wege, indem sie zunächst bei südwärts gerichtetem Laufe auf die Netze, den Hauptzufluß der Warthe, oder — im westlichen Viertel — direct

Google

auf die Warthe stoßen, die sie in ost-westlicher Richtung zur Oder führt. Zwei von den zahlreichen Fluß-Paaren, die so, Rücken an Rücken, dicht beieinander oder sogar neben einander ihr Quellgebiet haben, sind die Persante und die Küddow. Den ersten Namen kennt Jeder: „Colberg an der Persante" lernt selbst der Volksschüler in der Heimatskunde; den Namen Küddow werden die Meisten zum ersten Male hören.

Etwa eine Meile von deren Mündung in die Netze liegt Schneidemühl. Der Name des Ortes deutet auf seinen Ursprung. Ohne Zweifel ist es die Wasserkraft der Küddow gewesen, die hier die erste Niederlassung deutscher Sägemüller im polnischen Lande veranlaßt hat, und zwar die Wasserkraft der Küddow in doppelter Beziehung: durch Hergabe ausreichenden Betriebswassers und durch Herzuführung des Arbeitsstoffs auf dem billigen Wege der Flößerei aus den Waldungen des Oberlandes. Die Polen nennen die Stadt Piła (gesprochen „Pjilla" mit stark gerolltem l; ungefähr wie man es in Pommern hört; piła ist „Säge").

Da die Küddow (der Fluß hat seinen polnischen Namen behalten) in ihrem unteren Laufe schiffbar ist, so liegt Schneidemühl an der durch Warthe und Netze von der Natur vorgezeichneten und durch Anlage des Bromberger Kanals (zwischen Netze und dem der Küddow parallelen Weichsel-Nebenfluß Brahe) ergänzten großen Wasserstraße zwischen Weichsel und Oder bezw. Elbe. Später trat die Eisenbahn hinzu. Zuerst nur Station an der Ostbahn, dann Gabelpunkt derselben, als neben dem ursprünglichen Umwege über Bromberg die geradere Strecke über Konitz und Dirschau nach Danzig hergestellt war, ist Schneidemühl heute ein Knotenpunkt, von dem nach sechs Richtungen Schienengeleise ausstrahlen.

So sind die Verkehrsbedingungen durchaus günstig. Daß die Stadt im Aufblühen, und die Stadtverwaltung bestrebt ist, dasselbe zu fördern, bezeugt die für die Bewohner schmeichelhafte, wenn auch nicht sehr erfreuliche Thatsache, daß die Communalsteuer bereits bis zu 240 Prozent der Staats-Einkommensteuer sich aufgeschwungen hat.

Im Jahre 1806 hat die Einwohnerzahl nur drittehalbtausend Köpfe betragen, gegenwärtig beträgt sie gegen 15000; das ist ein Wachsthum, das nicht viel hinter dem von Berlin zurücksteht. Noch im Jahre 1844, wo Johann Czerski, zur Zeit Vicar an der katholischen Stadtkirche, die erste „Deutsch-katholische" Gemeinde bildete und dadurch das weltentlegene Städtchen in die Zeitungen und den Mund der Leute brachte, beherbergte es nur 3000 Menschen.

Zehn Jahre vor diesem Ereignisse hatte eine Feuersbrunst den größeren Theil der Stadt zerstört. Ihre Bauart war bis dahin nur mit wenigen Ausnahmen die gemeine polnische: Fachwerk mit Lehmstakung, Strohdach, Bohlenröhren als Rauchabzüge. Der Wiederaufbau, zu dem Feuerversicherungsanstalten, Staatskasse und Privat-Sammlungen im ganzen Deutschland beisteuerten, konnte in massiver Bauart erfolgen.

Google

Seitdem hoben sich Handel und Wandel, vorzugsweise Getreide-, Pferde- und sonstiger Viehhandel. Die Bevölkerungsziffer betrug 1880 schon 11600, 1885 war sie auf 12400 gestiegen.

Im Jahre 1888 betraf die Stadt ein neues großes Ungemach; diesmal Wassersnoth. Ein großer Theil der Stadt — 14 Straßen und Plätze, 198 Grundstücke mit fast 600 Gebäuden wurden bei dem Frühjahrshochwasser überfluthet, stellenweise bis zu fast zwei Meter Höhe. An den Wohngebäuden wurde so viel Schaden angerichtet, daß fast ein Sechstel der Bewohner obdachlos wurde. Den Verlust, der etwa auf eine halbe Million Mark beziffert wird, deckte zur größeren Hälfte der Staat und die abermals in Anspruch genommene Nächstenliebe, und es ist dann besser und schöner wieder aufgebaut worden, was dem Wasser zum Opfer gefallen war.

Der Feind von 1888 war das oberirdische Wasser gewesen; die Heimsuchung, die Schneidemühl im Sommer 1893 erfahren hat, stammt vom unterirdischen Wasser.

Darin liegt das Eigenartige, das geo- und hydrologisch Interessante des Vorganges.

Das allgemeine Bild der Oberflächengestaltung des Geländes, mit dem die vorliegende Darstellung beginnt, macht es schon erklärlich, daß die Küddow in der Lage ist, Ueberschwemmungen zu erzeugen. Aus der Thatsache, daß sie Mühlen treibt und der Flößerei dient, läßt sich auf nicht unbeträchtliches Gefälle schließen.

Gesteigert wird die Gefahr dadurch, daß die Thalsohle der Netze sehr breit und wenig über den Wasserspiegel erhöht ist; nicht nur an dieser Stelle, sondern längs ihres ganzen unteren Laufes. Ist doch selbst die Wasserscheide zwischen Netze und Brahe (also zwischen Oder und Weichsel) die der zweitreppige Canal zu überwinden hatte, ein nur um zwei Schleusenstufen, nur etwa 5 Meter über die Netze erhöhtes Hochmoor, so daß auf die Scheitelstrecke des Canals, den „langen Tröbel", der ganz im Torfmoor liegt, 18 1/2 Kilometer bei 28 Kilometer Gesammtlänge des Canals entfallen.

Was für die Netze gilt, gilt auch für die letzten 10 Kilometer der Küddow. Die in der nächsten Nähe von Schneidemühl gelegenen „Niessken" und die „Bagna-Brüche" sind gleichfalls Torfmoore.

Es heißt in einschlägigen Zeitungsberichten: „Auch der größte Theil der Stadt steht auf Torfmoor." Dies kann nur sagen wollen, daß die oberste Schicht der Bauplätze Torfgrund gewesen ist. Durchbrochen von den Fundamenten muß derselbe sein, denn massive, mehrstöckige Gebäude könnte er nicht tragen.

Ungünstige Grundwasserverhältnisse sind unter diesen Umständen sehr begreiflich. Es wird ferner berichtet: seit dem Hochwasser von 1888 erhalte sich das Niveau der Küddow dauernd hoch und dem entsprechend der Grundwasserspiegel, so daß in vielen Kellern fast immer Wasser stünde, ja

Google

selbst in einigen Straßen nur bei ganz trockenem Wetter das Wasser ganz verschwände. Ist die Thatsache begründet, daß die bezeichnete Verschlechterung von dem Hochwasser von 1888 datirt, so muß man annehmen, daß letzteres ungewöhnlich viele Sinkstoffe mit sich geführt und durch deren Ablagerung die Flußbettsohle merklich aufgehöht hat. Denn die Abfuhrmenge des Wassers kann sich nicht wohl dauernd vermehrt haben, und wenn gleichwohl eine Hebung des Wasserspiegels eingetreten ist, so muß eine Hebung des Grundes stattgefunden haben.

Hier liegt für den Meliorationstechniker ein Entwässerungsproblem vor, dessen Lösung theoretisch wohl nicht ungewöhnlich schwierig, aber durch die muthmaßlich erforderliche Ausdehnung in Länge und Tiefe recht kostspielig sein dürfte.

Schwieriger als die oberirdischen haben sich nun in den letzten Monaten die unterirdischen Wasserverhältnisse von Schneidemühl erwiesen. Man ist hier ungeahnterweise auf eine Bestätigung der Thatsache gestoßen, die Schiller im Liede von der Glocke in die allbekannten Worte gekleidet hat:

„Denn die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand."

Schiller spricht vom Feuer; es gilt ebenso wohl vom Wasser, besonders auch vom unterirdischen, und dann am meisten, wenn die Schichtungsverhältnisse, der Wechsel von dichten und porösen, wasserun- oder schwerdurchlässigen und wasserführenden Schichten die natürlichen Bedingungen des „artesischen Brunnens" liefern.

Daß diese Bedingungen bei Schneidemühl zutreffen, hat jetzt die Einwohnerschaft zu ihrem schweren Schaden erfahren.

Die Cholerагefahr des vorigen Jahres hatte, wie überall, so auch in Schneidemühl, zu einer schärferen Prüfung des Brunnenwassers Anregung gegeben. Daß bei den geschilderten Grundwasser- und Bodenverhältnissen des Ortes Brunnen sehr leicht anzulegen sind und reichliches, aber auch schlechtes Wasser liefern, leuchtet ohne Weiteres ein; die chemisch-bacteriologische Untersuchung hat es bestätigt. Ganz unbrauchbar erschien der öffentliche Brunnen an einer der zukunftsreichsten, von lebhaftester Bauthätigkeit umgebenen Stelle im neueren Stadttheile, der Ecke der großen und kleinen Kirchstraße. Die Stadtverwaltung beschloß das Nächstliegende, die Abhilfe, die in den letzten Jahren an unzähligen Orten zur Anwendung gekommen ist, seit es eine öffentliche Gesundheitspflege giebt, die ihr Augenmerk insbesondere auf die Wasserversorgung gerichtet hat: der Flachbrunnen, den das oberste Seih- und Seichtwasser speist, sollte durch einen Tiefbrunnen ersetzt werden, der irgend einen der unzweifelhaften tieferen „Wasserhorizonte" mit dem Tage verbände. Der gebräuchliche Ausdruck „Wasserhorizont" ist ungenau, denn horizontal, in der Wage mit dem benachbarten offenen Wasserspiegel — sei es der eines Sees oder der eines

Google

Flusses — steht nur das eigentliche Grundwasser, insofern — wie meistens, namentlich im unteren Theile der Flußläufe — die Sohle des Flußthales oder die Umgebung des Seebeckens aus porösen Bodenarten, Sand und Kies besteht. Wie die Geländeoberfläche von den Thalsohlen ab, mehr oder weniger markirt, aber stetig bis zur Wasserscheide ansteigt und eine Abdachung bildet, in die zahlreiche Zuflüsse ihre Sonderthäler, Mulden, Schluchten mit einzelnen beckenartigen Erweiterungen ein- oder ausgewaschen haben, so würde sich ein gleichgestaltetes Relief ergeben, wenn es möglich wäre, die Erdrinde schichtweise abzutragen. Also auch unterirdisch giebt es — nicht sowohl „Horizonte", als vielmehr Abdachungen und in diesen Rücken, Zungen, Mulden, Becken, auf denen, als feste Unterlage, ein gewisser Antheil der atmosphärischen Niederschläge, der durch die überlagernden porösen Schichten hindurchgesickert ist, ebenso, dem Gesetze der Schwere folgend, nach der Tiefe strebt und also fließt, wie es vor unseren Augen die Tagewasser thun. Ganz „ebenso" insofern nicht, als die unterirdischen Wasserläufe im Allgemeinen nicht die Luft zu passiren haben, die keinen fühlbaren Widerstand leistet, sondern die überlagernden porösen Schichten, durch deren Zwischenräume sie sich drängen müssen. Fließt also im Allgemeinen das unterirdische Wasser ebenso wie das oberirdische, so geschieht dies doch in viel langsamerem Tempo. Daß es auch wahre, nur von Luft gefüllte, unterirdische Wasserwege giebt, in denen das Wasser demnach ungehemmt und ebenso flott wie über Tage rinnen kann, ist allgemein bekannt. Giebt es doch nicht wenige Wasserläufe, namentlich im Kalkgebirge, die streckenweise mit oberirdischem und unterirdischem Laufe wechseln.

Aber noch eine besondere Beziehung zur festen Erdrinde kann das unterirdische Wasser gewinnen, die dem oberirdischen nie zu Theil wird: es können wasserführende, geneigte Schichten von undurchlässigen Gebilden ringsumschlossen, also wie in Röhren gezwängt sein. Dann entsteht das Phänomen des „Druckrohres", dessen Gegensatz zum „Gerinne" man sich klar machen muß, um die Verschiedenheit im Spiel der Kräfte, die hier zur Wirkung kommen, würdigen zu können. Ein „Gerinne" — sei es natürlich oder künstlich — ist nichts als eine schiefe Ebene, auf der das Wasser, als ein Körper, dem Gesetze der Schwere folgend, abwärts gleitet, weil es frei, d. h. in lothrechter Richtung, zu fallen nicht weiter vermag. Der freie Fall erfolgt, wie Jeder aus Erfahrung weiß, in beschleunigter Bewegung. Auch der auf schiefer Ebene gleitende Körper folgt dem Fallgesetze, und bewegt sich mit zunehmender Geschwindigkeit, solange bis eine Gegenwirkung eintritt. Solche bereitet der Luftwiderstand und die Reibung. Beim fließenden Wasser ist es ersterer nur in geringem Maße, hauptsächdie letztere und zwar die Reibung, die das Wasser in sich selbst, seiner Natur nach, wie diejenige, die es am Gerinne erfährt. Aus dem Antrieb, den die Schwerkraft liefert, und dem Hemmniß, das die Reibung bietet, ergiebt sich ein Gleichgewichts- und Beharrungszustand, der eben als „Fließen",

Go gle

und zwar als „Fließen mit einer gewissen Geschwindigkeit“ in die Erscheinung tritt. Dreierlei bedingt diese Geschwindigkeit: die Größe des Wasserquerschnittes, das Gefälle der Sohle des Gerinnes und die materielle Beschaffenheit, das Maß von Glätte oder Rauhigkeit des Gerinnes. Sind an zwei räumlich getrennten Stellen desselben Wasserlaufes die genannten drei Factoren gleich, so ergiebt sich die gleiche Geschwindigkeit. Durchaus ohne Einfluß auf das Ergebniß sind Entfernung und Höhenunterschied zwischen der Beobachtungsstelle und dem Ursprunge des Wasserlaufes. Es ändert sich auch nichts, wenn das Gerinne überdeckt ist, oder das Wasser in einer Röhre fließt, falls nur die Gestalt des Rohres seiner Länge nach und sein Querschnitt so beschaffen sind, daß die Röhre an keiner Stelle gänzlich gefüllt ist, vielmehr zwischen Wasserspiegel und dem Scheitel des Rohres ein Luftraum frei bleibt. Sobald dies nicht der Fall, sobald das Rohr strotzend gefüllt ist, tritt ein neuer Factor in Wirksamkeit, der „hydrostatische Druck“. Die Länge der Röhre, der Abstand der Beobachtungsstelle von dem Ausgangspunkte der Wasserbewegung ist auch jetzt noch einflußlos, aber der Höhenunterschied zwischen beiden Punkten entscheidet über den Druck, den das in der Röhre eingeschlossene Wasser auf die Rohrwandung ausübt, beziehungsweise auf die Gewalt, mit der das Wasser aus einer an irgend einer Stelle angebrachten Oeffnung in der Rohrwand ausströmt. Der Vorgang wird am anschaulichsten, wenn man ihn an einem Zahlenbeispiele erläutert. Wählen wir dafür das Rohrnetz einer städtischen Wasserversorgungs-Anstalt, z. B. der Berliner. Dieselbe besitzt mehrere höchste Punkte, an denen (durch Pumpen) eine oben offene Wassersäule geschaffen und unterhalten wird, von welchen der hydrostatische Druck ausgeht. Wir wollen nur einen dieser Punkte in Betracht ziehen, der allen Berlinern bereits bekannt oder doch leicht aufzufinden ist; es ist der Wasserthurm auf dem Plateau hinter Charlottenburg in der Nähe des Rennplatzes. In diesem Thurme, der zugleich der Schornstein für die Dampfmaschine ist, von der die Pumpen getrieben werden, befindet sich das sogenannte „Standrohr“, ein lothrechtes, oben offenes Rohr, in welchem das Wasser die Höhe von 88 Metern über Normal-Null d. h. dem Amsterdamer Pegel (dem Meeresspiegel) erreicht, oder erreichen kann (für gewöhnlich begnügt man sich mit weniger). An der Berliner Sternwarte (der Außenfront des Gebäudes, auf die man, von der Charlottenstraße herkommend, stößt) ist die Höhe von 37 Meter über Normal-Null verzeichnet. Angenommen, eine Abzweigung des Rohrnetzes sei genau bis zu dieser Marke geführt und hier wagerecht abgeschnitten. Es ist ganz gleichgiltig wie weit entfernt die Sternwarte von der Charlottenburger Pumpstation ist (beiläufig bemerkt in der Luftlinie genau 8 Kilometer; im Rohrnetz erheblich mehr); von Einfluß ist nur der Höhenunterschied von 88 weniger 37 also 51 Metern. Der Querschnitt des Rohrs an der Sternwarte mag die Größe eines Markstücks haben, d. h. 22 Millimeter Durchmesser. Der hier wirksame hydrostatische Druck ist dann gleich dem Gewicht einer Wassersäule vom Querschnitt

Go gle

eines Markstückes und 51 Metern Höhe. Um das Wasser am Ausfließen zu hindern, muß man einen (selbstredend wasserdicht schließenden Deckel) auflegen, der rund 23 Kilogramm (genau 23,07 Kilogramm) wiegt; einen nur 22 Kilogramm wiegenden würde das Wasser abwerfen, um dann einen Springbrunnen zu bilden. Der 22 Kilogramm wiegende Deckel würde dem Wasserdruck das Gleichgewicht halten, wenn das Ausflußrohr um rund 2 1/2 Meter verlängert würde. Erlaubte die Oertlichkeit, dasselbe um 51 Meter zu verlängern, so bedürfte man gar keines Deckels als Gegengewicht, das Wasser würde sich mit dem Charlottenburger Standrohr in Gleichhöhe bringen und sich selbst „abbalanciren". Es mag ausdrücklich hinzugefügt werden, daß der Querschnitt der beiden Rohrschenkel dann gleichgiltig ist. Und hiermit haben wir das Phänomen bezw. das Gesetz der „communicirenden" oder „U-förmigen Röhren" erläutert und veranschaulicht und sind dem Schneidemühler Vorkommniß und der Begründung desselben ganz nahe gerückt. Unser Beispiel war einem Menschenwerk entnommen, aber die Natur schafft das Gleiche. Dafür nur ein Beispiel, ein weltbekanntes, den Karlsbader Sprudel. Was hier emporsprudelt (und nicht nur als der berühmte Heilquell dicht am Ufer des Flüßchens Tepl, sondern in kleinen Zweigströmchen aus der Sohle des Flußbettes), das ist Wasser, das vor Wochen oder Monaten als Regen oder Schnee jenseits der Eger, in deren breites, flaches Thal das enge Karlsbader mündet, im Erzgebirge niedergegangen ist. Ein Theil der atmosphärischen Niederschläge trifft dort auf das Gestein, das es abweist und als offnes Rinnsal zur Eger leitet. Ein anderer Theil trifft auf Moos und Humus, dringt ein und wird in der Wurzelregion als Nahrung von der Vegetation aufgesogen; oder auch es verdunstet durch die lockern obern Schichten wieder in die freie Luft und kehrt im Zustande des Elastisch-Flüssigen, des Wasserdampfes in die Atmosphäre zurück. Wieder ein anderer Theil der Niederschläge trifft auf lockere Schichten, sickert in beträchtliche Tiefen und findet dort dichte Gebilde, auf denen es unterirdisch abwärts rinnt, um an irgend einer Stelle, wo sein Untergrund am Abhange des Gebirges zu Tage ausgeht, gleichfalls als „Quelle" zu erscheinen. Endlich ein vierter Antheil des Meteorwassers gelangt in Klüfte und Gänge, die sich im Erdinnern wahrscheinlich mannigfaltig veräſteln, so daß viel von dem versunkenen Wasser für immer verschwindet, wahrscheinlich in seine Bestandtheile geschieden, aufhört, Wasser zu sein. Aber auch Wege, dicht vom Gestein umschlossen, die zur Oberwelt zurückführen, müssen vorhanden sein, kurz, es müssen eine oder mehrere von der Natur gebildete kommunicirende Röhren bestehen. Bis in wie große Tiefen dieselben reichen, bezeugt die hohe Temperatur — bis zu 60 Grad Réaumur — in der die überdies auf dem langen unterirdischen Wege mit Kohlensäure und Mineralien vermengten Wasser als „Springquellen" zu Tage treten.

Hier, wie bei zahlreichen anderen Thermen, Schlammvulkanen, Geisern in allen Erdtheilen, hat die Natur ihr Werk vollendet, eine vollkommene

Google

U-förmige Röhre geschaffen. Noch viel häufiger hat sie das Werk nur halb gethan, nur einen niedersteigenden Ast geschaffen, den aufsteigenden kurzen Schenkel des U aber nicht hergestellt. Hier ergänzend einzugreifen, hat der Mensch sehr früh gelernt, wenn auch zunächst nur in den günstigen Fällen, wo die Natur nur eine kleine Lücke gelassen hatte, wo das unterirdische Druckwasser bis nahe an die Oberfläche heranreichte und nur noch eine dünne Schale zu durchbrechen war, um den fehlenden kurzen Schenkel zu schaffen. Natürlicher Instinkt, Naturbeobachtung, Sinn für Analogie haben dabei geleitet. So sind schon früh die nomadisirenden Wüstenstämme südlich vom Atlas auf das Brunnengraben und Quellen-Erschließen gekommen. Sie stießen auf Stellen, wo die Natur das Werk ganz gethan. Das Wasser trat von selbst aus der Tiefe und hatte alsbald Vegetation hervorgerufen, ein „Wad", eine „Oase" geschaffen. Sie trafen andere Stellen — immer war es eine „Depression", eine Einsenkung, eine flache Mulde oder ein Kessel im Wüstenboden — wo Wasser zwar noch nicht sichtbar war, aber doch schon ein Anflug von Vegetation, aus dem sie auf die Nähe des Wassers schlossen; sie gruben nach und fanden es. Woher es kam, welche Kraft es förderte — das freilich ahnten sie nicht, und es kümmerte sie auch nicht.

Vor mehr als 200 Jahren lernte der Gelehrte Cassini bei den ungelehrten Bauern in Ober-Oesterreich ein ähnliches Verfahren kennen. Im Donauthale war das Grundwasser natürlich leicht zu erreichen. Aber es war bräuchlich, sich mit demselben nicht zu begnügen, weil man es leicht besser haben konnte. Der Bauer grub also ein Loch, bis er auf Wasser stieß. Dasselbe stand über einer Letten- oder Lößschicht. Auf die Sohle der Grube wurde nun ein Mühlstein flach gelegt und durch dessen Mittelloch ein gewöhnliches aus Rundholz gebohrtes Brunnenrohr niedergetrieben. Sobald die Lettenschicht durchsetzt war, quoll das Wasser im Rohre herauf. Darum hieß es auch „Quellwasser"; im Gegensatze zu dem erst angetroffenen, dem „Seihwasser". Offenbar handelte es sich hier um ein unterirdisches Wasser, das von der Höhe des Thalrandes oder Hochgestades herabkam und, zwischen der Lettenschicht über sich und einer Sandsteinformation unter sich, jene Ringsumschlossenheit erfuhr, die es zum Druckwasser machte. Aehnliche Schichtungsverhältnisse und die darauf begründete volksthümliche Art der Wasserbeschaffung findet sich in Italien, im Modenesischen.

Eine vierte bezügliche Oertlichkeit ist noch zu erwähnen, da sie — halb zufällig — zu der Ehre gekommen ist, einer uralten Erfahrung und Gepflogenheit des Naturmenschen einen gelehrten Namen zu geben, als sei es eine Entdeckung aus unserem Jahrhundert. Es ist die ehemalige Grafschaft Artois im nördlichen Frankreich (Departement Pas de Calais). Ein französischer Ingenieur hat — bei Gelegenheit einer Preisbewerbung — das von Alters her landübliche Brunnengraben und die geologische Begründung des Vorkommens zu allgemeiner Kenntniß gebracht, und die von ihm

Google

gebrauchte Bezeichnung „puits artésiens“ hat dann dem Kinde — einem sehr alten Kinde, wie wir gesehen haben — den Namen gegeben.

Einen „artesischen Brunnen“ anlegen heißt demnach wissenschaftlich nichts Anderes, als ein unterirdisches natürliches Druckrohr anbohren. Daß der dadurch entfesselte hydrostatische Druck groß genug sei, um das Wasser als Springquell völlig zu Tage zu treiben, gilt bei den Fachleuten, d. h. den Gelehrten, nicht als wesentliche Bedingung, ist aber selbstverständlich für die Praxis sehr wichtig und erwünscht, da es die Mühe der Wasserhebung, also Arbeit und Kosten spart.

Hoffentlich ist der Leser von dem geo-hydrologischen Ausfluge, den er hat machen müssen, nicht zu sehr ermüdert, um sich nun vom Allgemeinen zum Besonderen zu wenden und den unfreiwilligen und so übel gerathenen artesischen Brunnen in Schneidemühl und dessen einsturz-erdbebenhafte Wirkung in näheren Betracht zu ziehen! Den nöthigen sachverständigen Blick für das Vorkommniß muß er jedenfalls gewonnen haben.

Daß bei Schneidemühl die Bedingungen des artesischen Brunnens zutreffen können, macht die Oberflächengestalt des Geländes wahrscheinlich. Die Stadt liegt auf der Sohle des Thales eines Flusses, das von ausgesprochenen Thalrändern eingefaßt ist. Im Umkreise von etwa 4 Kilometern Halbmesser überhöhen dieselben den Thalboden um 20 bis 50 Meter; auf 17 bis 20 Kilometer in nordwestlicher Richtung steigert sich der Anstieg sogar bis auf 200 Meter Ueberhöhung. Dem äußeren Relief entspricht ohne Zweifel die Schichtung innerhalb der Erdrinde. Die ganze Landschaft war vor Zeiten einmal, oder richtiger zu wiederholten Malen wasserbedeckt. Man trifft hier wie überall im deutschen Tieflande von Tage nach der Tiefe auf Schichten, die in den mannigfaltigstem Mischungsverhältnissen aus den beiden Hauptbestandtheilen des Aluvium und Diluvium, Sand und Thon, gemischt sind. Jede dieser Schichten ist irgend einmal Seeboden gewesen, und ganz oder nahezu wagerecht. Aber wagerecht liegen die Schichten längst nicht mehr. Wir wollen von der Wirkung des Windes absehen, die sich einstellen mußte, sobald das Wasser entfernt war, obwohl dieselbe nicht unerheblich gewesen sein wird, wie man aus den Dünen folgern kann, die längs der heutigen Meeresgrenze an allen flachen Stranden sich gebildet haben; wir wollen nur an die — gleichviel ob ein- oder mehrmaligen, plötzlichen oder langsamen — Auftreibungen der Erdrinde erinnern, die durch den aus dem Innern stammenden Gasdruck verursacht worden sind. Jener mächtige Wall quer durch Central-Europa, der mit den Pyrenäen beginnt und im Balkan endet und in den Alpen seinen stärksten Ausdruck gefunden hat, ist die als Denkmal stehen gebliebene Hauptwelle einer aus dem Erdinnern stammenden vulkanischen oder plutonischen Fluth, die das Nordmeer in seine heutigen Grenzen zurückgedrängt und das centraleuropäische Festland geschaffen hat. Eine zweite Welle stellen die Gebirgsstrecken vom Harz bis zu den Karpathen dar; die letzte,

Google

bescheiden ausklingende (die letzte an der dermaligen Grenze zwischen Land und See) ist unsere „pommersche Seeplatte". Wie an deren Südabdachung oberirdisch die Brahe, die Küddow, die Drage u. s. w. abwärts rinnen, so giebt es ohne Zweifel auch unterirdische namenlose Flüsse.

Ob diese unterirdischen Gewässer nur einfach rinnen, oder ob sie in natürliche Druckrohre eingepreßt sind — das allerdings kann man der Oberflächengestaltung des Geländes nicht ansehen. Aus letzterem kann man mit Sicherheit auf die Gestaltung des Schichtenwechsels im Allgemeinen schließen und daraus die Möglichkeit des Vorhandenseins natürlicher Druckrohre folgern; mehr aber nicht.

Wir geben nun die Geschichte des Unfalls in ihren Hauptzügen, soweit dieselbe aus den bisherigen Zeitungsberichten zu ersehen ist.

Der Brunnen, dessen Wasser der untersuchende Chemiker, der Apotheker des Platzes, für unbrauchbar erklärt hatte, war 4 Meter tief; gab also selbstverständlich nur Grundwasser, das im Bereiche bewohnter Ortschaften nirgends viel taugt und in einer Provinzialstadt, die noch Abtritte alter Art nebst Koth- und Düngergruben besitzt, stark inficirt zu sein pflegt.

Der alte Brunnen war ein sogenannter Kesselbrunnen, d. h. ein von cylindrischem Mauerwerk eingefaßter Schacht. Diese Form war die früher allein übliche. Erst in neuerer Zeit ist man dazu übergegangen, gleich von Tage aus nicht mit einem massiven, für Menschen passibaren cylindrischen Kessel, sondern mit einem eisernen Rohr von mäßigem Durchmesser in die Tiefe zu bringen. Die neuere Methode ist erst anwendbar geworden, seit die in allen Zweigen bekanntlich hochentwickelte Eisen-Technik auch standhafte, druckfeste und verhältnißmäßig billige Rohre aus Walz- oder Schweißeisen herzustellen gelernt hat und außerdem die Technik des Erdbohrens sowohl in Bezug auf die dabei gebrauchten Instrumente, wie in Bezug auf das Verfahren sich in hohem Maße vervollkommnet hat.

Der alte massive Kesselbrunnen hat dem modernen Rohrbrunnen gegenüber den Vortheil, einen größeren Hohlraum zu bieten, in dem zu Zeiten des Nichtgebrauchs das Wasser sich ansammeln kann, was bei vorkommender ungewöhnlicher Inanspruchnahme (z. B. zur Spritzenfüllung bei einer Feuersbrunst) von Vortheil ist; der Röhrbrunnen kann leichter erschöpft werden und versagen.

Daß das Absenken eines Kesselbrunnens von einem oder mehreren Metern Durchmesser viel umständlicher ist und viel langsamer von statten geht, als das Eintreiben eines dünnwandigen, unten scharfkantigen Rohres von geringem Durchmesser, liegt auf der Hand. Der Unterschied wird um so fühlbarer, je tiefer man eindringen will. In beiden Fällen muß der Boden aus dem Innern fortgeschafft werden; in beiden Fällen steigert sich mit der Tiefe die Reibung der Wandung an dem von außen dagegen drückenden umgebenden Erdreich.

Google

Bisweilen verbindet man beide Methoden und damit die Vortheile beider: man senkt einige Meter tief einen massiven Kessel und geht von dessen Sohle aus mit der Bohrung und Rohr-Einbringung in die Tiefe. Das natürlichste ist dieses Verfahren, wenn es sich darum handelt, einen vorhandenen Kesselbrunnen zu vertiefen, einen tieferen Wasserhorizont anzuzapfen.

So hat denn auch der Magistrats-Brunnenmacher von Schneidemühl die ihm gestellte Aufgabe in Angriff genommen. Er nahm das Pumpenrohr, das bisher gedient hatte, heraus und setzte ein Futterrohr von 13 Centimeter Durchmesser an. Als dasselbe zwischen 5 und 6 Meter eingedrungen war, kam klares Waster. Aber dasselbe war eben so schlecht wie das alte. Man senkte also weiter. Bei 25 Meter Tiefe scheint der Reibungswiderstand unüberwindlich geworden zu sein; wenigstens läßt es sich nur dadurch erklären, daß von da ab das schon sehr mäßige Rohrkaliber von 13 Centimetern mit dem von 9 vertauscht worden ist. So kam man bis auf 64 Meter unter Tage.

Der Brunnenmacher hat es unterlassen, Bohrproben zu sammeln, eine Unterlassung, die ihm jeder gebildete Techniker übel nehmen wird, die sich bei ihm aber erklärt, denn erstens war er wahrscheinlich ein einfacher Praktiker, der sich mit Gelehrsamkeit nicht abgab, und zweitens scheint er sich der sogenannten hydraulischen oder Spülmethode bedient zu haben, bei der das Sammeln von Bohrproben beschwerlich und umständlich ist. Da es sich mit wenigen Worten thun läßt, erlaubt der Leser wohl, ihm diese schätzenswerthe und zugleich moderne Arbeitsweise zu erklären. Ein zweites Rohr von geringem Kaliber (etwa 5 Centimeter) endet in einer Art von Meißel, gegen dessen Schneide zwei oder mehr Ausflußöffnungen gerichtet sind. Das Rohr muß etwas länger sein, als das Bohrloch zur Zeit tief ist (wird also von Zeit zu Zeit je nach Zunahme der Tiefe verlängert). Oben ist es an einem einfachen Gerüst (einem sogenannten Brunnenmacher-Dreibein) aufgehängt und kann mittelst Zugleinen in der Art, wie es bei der gewöhnlichen Zugramme geschieht, gehoben und fallen gelassen werden. Außerdem ist das obere Ende dieses „Arbeitsrohres" durch ein flexibles Rohr (gleich den Spritzenschläuchen) entweder mit einer vorhandenen Druckleitung, z. B. der städtischen Wasserleitung, oder — falls eine solche nicht zur Verfügung steht — mit einer besonderen Druckpumpe verbunden. Jedenfalls muß sich, sobald man den betreffenden Hahn öffnet, ein Wasserstrom unter starkem Druck in das Arbeitsrohr stürzen, das gleichzeitig rammartig auf und nieder tanzt. Unten strömt das Wasser aus den erwähnten Oeffnungen gegen die Sohle des Bohrlochs, während der Meißel den Grund stampfend, schneidend, knetend bearbeitet. Durch die Zusammenwirkung beider Angriffsarten wird der Boden in Schlamm verwandelt, und da fortwährend neues Wasser aus dem Arbeitsrohr nachdringt, füllt sich allmählig der Raum zwischen Arbeits- und Futterrohr mit diesem Schlamm, bis derselbe oben überläuft.

Google

Es leuchtet ein, daß man gegen festes Gestein mit dieser Spülmethode nichts ausrichten würde, aber Sand und Thon werden so auf die einfachste Weise bezwungen. Und auf diese Stoffe ist seiner Angabe nach der Brunnenmacher bis zu 64 Meter Tiefe nur gestoßen.

In einem Berichte (der Vossischen Zeitung) heißt es bei der Schilderung der Unglücksstätte: „Auf dem Straßenpflaster lagern kleine Hügel einer grauen, feuchten Masse, die in der Hand zergeht und nach dem Trocknen ein feines Pulver giebt, aus dem winzig kleine Glimmerblättchen hervorschimmern". Hiermit haben wir den Urheber des Unheils kennen gelernt; es ist jene unglückliche Verbindung von fein zertheiltem Festen und Wasser, die man über Tage an flachen Stromufern, Binnenseen und am Meeresstrand „Triebsand" und unter Tage „schwimmendes Gebirge", auch „Schluffsand" nennt. Das Feste besteht dabei aus so winzig kleinen Einzelkörpern von entsprechendem äußerst geringen Gewicht, daß sie dem Wasser, namentlich dem sich bewegenden, keinen Widerstand zu leisten vermögen und dem geringsten Drucke nachgeben. Dabei saugt die Masse wegen der Kleinheit der Zwischenräume das Wasser förmlich wie ein Schwamm auf. Man hat Erfahrungen an Eisenbahndämmen gemacht, daß im feinen Sande das Wasser, dem Gesetze der Schwere entgegen, emporgestiegen ist, wie dies in den sogenannten Kapillar- oder Haarröhrchen geschieht. Solche Dämme, deren Fuß bei Hochwasser oder bei einem starken Gewitterregen nur kurze Zeit vom Wasser benetzt worden war, sind nachträglich, als äußerlich dasselbe bereits sich wieder verlaufen hatte, auseinander geflossen in Folge des im Innern festgehaltenen und kapillarisch aufgestiegenen Wassers.

Die Bohrlochtiefe von 64 Meter war ohne jeden bemerkenswerthen Zwischenfall am 5. Mai erreicht. Augenblicklich stand das obere Rohrende etwa 2 Meter über dem Boden, als plötzlich eine gleichhohe Wassersäule aus dem Rohre emporstieg.

Hiermit war bezeugt, daß man — unfreiwillig — einen ächten artesischen Brunnen geschaffen hatte. Für den Augenblick wenigstens; ob für die Dauer, war damit noch nicht verbürgt. Es ist gar nicht selten, daß solche Anlagen nach kürzerer oder längerer Zeit wieder versiegen. Dies tritt ein, wenn es kein continuirlicher unterirdischer Strom war, was man angezapft hat, der sich stets erneut durch neue unterirdische Zufuhr, sondern nur eine Wasserblase, ein unterirdisches Sammelbecken, das sich erschöpfen konnte.

Die Strömung nahm noch im Laufe des 5. Mai schnell ab und hörte am 6. Mai ganz auf. Man trieb das Rohr 2 Meter tiefer, das Wasser stieg wieder empor und war diesmal sehr schlammig. Unser Gewährsmann sagt: „Um es durch Gegendruck zur Ruhe zu bringen, setzte der Brunnenmeister noch ein 4 Meter langes Rohr auf". Der leitende Gedanke ist klar. Er hatte es jetzt weg, daß er es mit einer communicirenden

Google

Röhre zu thun habe, und er verlängerte ihren kurzen Schenkel. Auf's Gerathewohl! Er wußte ja nicht, wie lang der lange Schenkel war! Und was war von 4 Metern Mehrlänge zu erwarten? In der That leisteten sie auch nichts — „in unverminderter Stärke strömte es weiter aus dem Rohre heraus". Daß der Strom, den man entfesselt hatte, durch schwimmendes Gebirge ging, war augenfällig; vielleicht war die Schicht von geringer Mächtigkeit, vielleicht ging der nächst tiefere Strom durch grobkörnigeren Sand und brachte klares Wasser zu Tage. Vielleicht! Also weiter senken! Aber das Rohr wollte nicht mehr. Wenigstens widerstand es der bisherigen Betriebsweise, die im Wuchten mit zehn Meter langen Hebebäumen bestanden zu haben scheint. Der Brunnenmacher ging nun zum Rammen über. Als er 8 weitere Meter durchsunken hatte, blieb das Wasser plötzlich aus und kam auch nicht wieder, als bis man nach zwei Tagen Zuwartens noch 3 Meter tiefer gerammt hatte. Da kam es wieder; aber in sehr beängstigender Weise: nicht durch das Rohr, sondern außerhalb desselben, durch den Boden ringsum! Man hatte also eine — wahrscheinlich nicht ohne Mitwirkung der starken Erschütterung, die das Rammen verursacht hatte, entstandene — Zerklüftung der Erdrinde bis auf 75 Meter Tiefe zustande gebracht und befand sich in der Lage des Goethe'schen Zauber-Lehrlings: „Die ich rief die Geister, werd' ich nun nicht los."

Der geängstigte Brunnenmeister versuchte sie zu bannen, zu ersticken, indem er Kies in den alten Brunnenkessel schaffte, bis derselbe ganz gefüllt war; aber das Wasser stieg, und das Erdreich sank rings um das Rohr, während durch dieses kein Wasser mehr kam. Dasselbe war demnach ohne Zweifel ungeborsten und steckte unten im dichten undurchlässigen Thon.

Die „Quelle", wie unser Gewährsmann etwas zahm den entfesselten und in gefährliche Bahnen gerathenen Druckstrom nennt, ergab am 15. Mai zwei Kubikmeter, also 2000 Liter Wasser in der Minute, die 3 bis 5 Procent feste Bestandtheile mit sich führten. Lassen wir das Mittel dieser Angabe gelten, so ergiebt sich, daß in 24 Stunden 115 Kubikmeter Boden aus dem Untergrunde entfernt und gleich viel Hohlraum geschaffen worden ist. „Der Stadtrath Rademacher lehnte nunmehr jede Verantwortung für die Arbeiten ab, und der Brunnenmacher Huth trat in Folge dieser Erklärung gleichfalls zurück."

Die örtliche Intelligenz hatte sich also insolvent erklärt, und man ließ demnächst einige Wochen der Natur ihren freien Lauf „in unverminderter Stärke von 2 Kubikmetern in der Minute."

Ende Mai wurden in den nächst gelegenen Gebäuden Risse bemerkt, die sich täglich vermehrten. Daß in dem nachgiebigen Material die durch Fortschwemmen entstandenen Hohlräume nicht lange bestehen bleiben konnten, vielmehr durch Herabsenken des „Hängenden" sich schließen mußten, und daß die Sackung sehr bald sich bis zu den Fundamentsohlen der massiven Häuser fortgepflanzt hat, ist einleuchtend.

Google

Man suchte nun auswärts Rath. Ein aus Berlin berufener Brunnenmacher wußte kaum besseren, als der heimische. Das alte Rohr herausziehen und durch ein doppelt so weites ersetzen! vermuthlich in der Hoffnung, man würde den aufsteigenden Strom aus dem regellosen, unbekleideten und daher abbrüchigen Schlunde, den er sich neben dem Rohre gewühlt hatte, in die wandfeste Bahn des neuen Rohres locken? Der Gedanke wurde nur halb ausgeführt: Das alte Rohr wurde herausgezogen (wie locker muß es gesessen haben, daß das bei 75 Meter Länge anscheinend ohne Schwierigkeit hat geschehen können!); aber statt ein neues einzubringen, wurde das Bohrloch durch Sandsäcke, Steine und Dung ausgestopft.

Was konnte man sich davon versprechen, wo ersichtlich so viel „Nebenluft" vorhanden war? Die Maßregel hat natürlich auch nicht den geringsten Erfolg gehabt.

Besser überlegt, durchaus sachgemäß war der Rath eines höheren Bergbeamten. Es sollte ein Brunnenkessel von genügender Lichtweite bis auf die Thonschicht gesenkt werden. „Von genügender Lichtweite" bedeutete hier: so viel, als nöthig war, um den regellosen Schlund einzuschließen, den der aufsteigende Strom sich gewühlt haben mußte. Der Durchmesser von 3 Meter wurde für passend erachtet. Nur in der Nähe dieses Schlundes konnten die Hohlräume sich gebildet haben, deren Wiederschließung die umgebenden Bodenmassen in Bewegung zog, die aber aufhören mußte, wenn die neue Brunnenwand als Scheidung dazwischen trat. Freilich war das eine ziemlich weit aussehende Arbeit, die Absperrung der wunden Stelle konnte nicht so bald erzielt werden; das Unternehmen war auch nicht unbedenklich, denn Brunnensenkung ist ganz unmöglich ohne Ausräumung des Innen-Bodens, und die Fortnahme von Boden verringerte nothwendig den Gegendruck und machte zunächst dem empordrängenden Wasser noch mehr Luft.

Man ging gleichwohl an den neuen Versuch. Die Arbeit war eine Danaïden-Arbeit. Hatte man 20 Kubikmeter aus dem Innenraume des Brunnens herausgeholt, so hatte während dessen das Wasser 19 Kubikmeter von unten nachgeschoben, und das Facit war, daß man den Innen-Boden um nur einen Kubikmeter vermindert hatte! Was hier geschaffen war, war schon kein artesischer Brunnen mehr, es war ein Schlamm-Vulkan!

Trotzdem mit Ablösung Tag und Nacht gearbeitet wurde, ging das Senken nur langsam vor sich. Der in Angriff genommene Brunnenkessel war erst 3 Meter hoch, als am 5. Juni die Maurerarbeit eingestellt wurde. Es ist dies wohl nicht geschehen, weil der neue Heilversuch als aussichtslos aufgegeben worden wäre, sondern weil man daneben noch etwas Anderes in Angriff nehmen wollte und augenblicklich für zweierlei Arbeit nicht Raum war. Dieses Andere sollte ein neuer Heilkünstler ausführen, gleichfalls ein Berliner Brunnenmacher. Es war nichts Neues; es war im Princip dasselbe, was der erste Berliner Brunnenmacher beabsichtigt hatte: das Ablenken der „Quelle", des aufsteigenden Druckstromes, aus dem regellosen Schlunde oder

Google

Schlauche, den er sich gewühlt hatte, in ein festes Rohr oder besser mehr als ein Rohr. Es war dies gewissermaßen ein Drainiren, nur daß die Drainröhren, durch die man auf Wiesen und Aeckern das überschüssige Unterwasser auffängt und ableitet, wagerecht oder mit geringem Gefälle verlegt werden, während es hier einen lothrecht aufsteigenden Strom abzufangen galt.

Das ursprünglich eingebrachte Rohr war, wie wir uns erinnern, einige Meter tief in dichten Thon getrieben, dadurch unten verschlossen und für das Wasser völlig unzugänglich geworden. Setzte man jetzt neue Rohre an, so durchsank man von Neuem von Tage nach der Tiefe die Unterwasser-Lagen oder -Horizonte und stieß dann nothwendig auch auf den eigentlich verderblichen Strom. Es kam hinzu, daß man ja jetzt zu Tage die Stelle — vielleicht waren es auch mehrere Stellen — vor Augen hatte, wo das unterirdische Wasser hervortrat, daraus auf dessen selbstgeschaffenen Aufgang schließen und hier die Rohre ansetzen konnte. Darin besteht, was man „Abfangen" einer „Quelle" nennt. Hatte man das Wasser erst in feste Bahnen geleitet, es aus dem selbstgeschaffenen, regellosen Schlunde fortgelockt, so war zu erwarten, daß letzterer sich bald schließen würde.

Am 6. Juni wurde mit dem Einbringen eines Rohres von 20 Centimeter Weite begonnen, und schon nach 4 Tagen, wo 16 Meter Tiefe erreicht waren, zeigte sich der Erfolg, denn das Wasser hörte auf, neben dem Rohre hervorzubrechen.

Die Gefahr war damit freilich noch lange nicht beseitigt. Daß die entstandenen Hohlräume noch nicht geschlossen waren, bewiesen die fortdauernden Senkungen. Dieselben erstreckten sich in der Richtung von Norden nach Süden aufwärts nicht über 35, abwärts bis 180 Meter seitlich, nach Osten und Westen, bis zu 60 Meter. Der Höhe nach waren sie nicht bedeutend; an der schlimmsten Stelle erreichten sie noch nicht einen Meter (genauer 0,781 Meter); aber das genügt auch, um ein massives, mehrstöckiges Wohngebäude, zumal ein modernes, bei dem man mit Mauerstärken keinen Luxus zu treiben pflegt, zur Zerklüftung zu bringen. Die zwischen massiven vorhandenen Fachwerksbauten haben, wie leicht zu begreifen, besser Stand gehalten.

In die langsam, aber stetig fortschreitende Senkung des Bodens schaltete sich eine plötzliche in der nächsten Umgebung der Unglücksstätte. Am Nachmittage des 15. Juni — glücklicher Weise zu der Stunde, wo die Arbeiter, um Vesper zu machen, den Platz verlassen hatten — sackte plötzlich der Boden innerhalb des neu aufgeführten Brunnenkessels, und dieser selbst sank fast völlig in der ganzen Höhe von 3 Metern, die er erlangt hatte in die Tiefe. Er scheint dabei jedoch nicht zu Schaden gekommen zu sein, denn es wird aus den nächsten Tagen von einer weiteren Aufmauerung um 2 Meter berichtet. Uebrigens scheint dieser Brunnen keine entscheidende Rolle in dem Heilproceß gespielt zu haben, obwohl er immerhin nützlich gewesen sein mag als Einrahmung und Abgrenzung der Bodenschichten, wenigstens

Google

bis auf 5 Meter Tiefe, wenn auch, wie jetzt festgestellt gewesen sein dürfte, der gefährliche unterirdische Strom sich etwa dreimal so tief unter Tage befand.

Daß unmittelbar nach dem Erdfall vom 15. Juni der Wasserzudrang sich gesteigert hat (auf 3,5 Kubikmeter in der Minute bei 13 bis 14 Procent festem Material) erklärt sich aus der Pressung, die von den sich sackenden Bodenmassen auf die wasserhaltigen ausgeübt werden mußte. Der Vorgang hat ohne Zweifel günstig auf das Schließen der entstandenen Hohlräume und wilden Wasserwege gewirkt.

Es gilt wohl von dem vorliegenden Falle, was oft und mit Recht bei Krankheiten von Mensch und Thier gesagt wird: Die Natur hat sich selbst geholfen. Aber sie hätte es vielleicht nicht gekonnt, wenn nicht ein verständiger Arzt nachgeholfen, sie auf den rechten Weg geleitet hätte. Unser Gewährsmann sagt: „Herr Beyer hatte den gewaltigen Druck der Quelle, der das Wasser 15 Meter über Erdoberfläche emportrieb, durch Aufsetzen von Rohren und Bildung einer Wassersäule, die Gegendruck ausübte, paralysirt. Schon am 20. Juni hatte er die Quelle vollständig in der Gewalt. Als am Morgen des 21. Juni Oberberghauptmann Freund und Geh. Regierungs- und Baurath Kummer aus Berlin eintrafen und die Quelle besichtigten, war das aus der Tiefe empordringende Wasser bereits bezähmt.“

Die Zweckmäßigkeit der Maßregel, mit einem neu eingeführten Rohre die „Quelle“ abzufangen, haben wir bereits gewürdigt. Es ist aber eine ganz alltägliche Maßregel, sie gehört zum ABC der Lehre von der Wasserbewältigung. Und sie hätte nicht durchschlagend gewirkt, wenn durch die eingetretnen Sackungen des Bodens die wilden Wege sich nicht von selbst wieder geschlossen hätten. Das Aufsetzen von Rohren, um den kurzen Schenkel der communicirenden Röhre zu verlängern, hatte ja schon der Schneidemühler Magistrats-Brunnenmacher versucht, und es ist ja auch ein ganz nahe liegender Gedanke. Es hatte damals nichts geholfen; begreiflicher Weise, weil die Verlängerung unzureichend war. Ist sie denn jetzt groß genug gewesen? Das ist kaum glaublich. Der „Druck der Quelle“ soll das Wasser 15 Meter über Erdoberfläche emporgetrieben haben. Dann hätte eine Verlängerung des Rohrs um 15 Meter noch gar nichts nützen können, denn, wie jeder Springbrunnen beweist, wirkt auf einen frei austretenden Wasserstrahl der Luftdruck so hemmend, daß er entfernt nicht die Höhe erreicht, die das Wasser im geschlossenen Rohre einnimmt.

An einer andern Stelle sagt unser Gewährsmann (und beruft sich auf einen Königsberger Professor): „Noch an der Ausfluß-Mündung des Wassers ist ein Ueberdruck von etwa sechs Atmosphären und wahrscheinlich noch mehr vorhanden.“ Wenn das von Herrn Beyer aufgesetzte Rohr den entsprechenden „Gegendruck“ geleistet haben sollte, müßte es mindestens 60 Meter lang gewesen sein. Das hätte ein tragendes Gerüst von Thurm-

Google

höhe erfordert. Daß ein solches hergestellt worden sei, wird nicht gesagt, und wäre doch wohl gesagt worden, wenn es geschehen wäre.

Die aufgesetzten Rohre können also zur Bezähmung der „Quelle" schwerlich viel geleistet haben. Was zuletzt von Menschenhand geleistet ist, war gewiß zweckmäßig; aber es war im Wesentlichen nichts Anderes als das zuerst Unternommene. Der eigentliche Kampf ist unterirdisch ausgefochten worden: Das Wasser hat das schwimmende Gebirge in die Flucht geschlagen, aber die in die Lücken tretenden festeren Gebilde haben das Wasser besiegt.

Bei Schneidemühl wie überall im Tieflande folgen von Tage nach der Tiefe Alluvium, Diluvium, Tertiärgebilde. Der dichte Thon, in den das erste Rohr getrieben worden ist, gehört schon der dritten Gruppe. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß sich über dem (Posener Septarien-) Thon diluviales Geschiebe vorfindet und reines Wasser. Das Unglückswasser stammt mitten aus dem Diluvium, und das Hauptunglück war, daß zwischen festen Schichten, die sich zum natürlichen Druckrohre zusammengefügt hatten, das widerstandslose schwimmende Gebirge eingeschlossen war.

Der unheilvolle Zwischenfall war beseitigt. Es ist natürlich, daß man an den ursprünglichen Zweck des Unternehmens dachte. Das böse Wasser war man los; aber Wasser überhaupt, gutes Wasser suchte man ja. Und man hoffte und hatte Aussicht, es zu finden, wenn man — mit gebotener Vorsicht — dahin zurückkehrte, wo man bereits gewesen war, an die Grenze des Tertiärs. Aber die obengenannten beiden Ministerial-Abgesandten, die am 21. Juni die bezähmte Quelle in Augenschein nahmen, haben gerathen, „den Brunnen einstweilen zu belassen, wie er ist".

Es sind 27 Wohngebäude an den Fronten der betroffenen beiden Straßen (die Nebengebäude ungerechnet) so beschädigt, daß sie nicht zu erhalten sein werden. Ob der Boden schon ganz zur Ruhe gekommen, läßt sich noch nicht beurtheilen; jedenfalls wird nicht so bald hier Jemand einen Neubau wagen.

Nichts ist so kennzeichnend für das Aufblühen einer Stadt, als rege Bauthätigkeit, als das Entstehen neuer Straßen oder das Emporsteigen großstädtisch angehauchter Façaden neben oder an Stelle alter bescheidener Wohnhäuser. In dieses Bild, das Schneidemühl bot, ist ein unheimlicher Zug gekommen; es ist die Physiognomie eines überstandenen Erdbebens. Und ein solches hat ja in der That stattgefunden. Die moderne Wissenschaft hat die Erdbeben rubricirt und gesondert in solche, die durch vulkanische Thätigkeit und solche, die durch das Zusammenbrechen unterirdischer Hohlräume herbeigeführt worden sind. Völlig entsprechend dieser zweiten Kategorie ist das Vorkommniß von Schneidemühl: erst die Schaffung von Hohlräumen durch Auswaschung und dann der Einsturz der oberen Schichten. Ein solches Erdbeben ist höchstwahrscheinlich dasjenige gewesen, das in den ersten fünfziger Jahren in der Schweiz sich ereignet hat. Es betraf haupt-

Google

sächlich das Wallis, aber bis Interlaken hin machte es sich fühlbar. Mancher Sommergast aus Norddeutschland hat damals die Wirkung auf die Nerven kennen gelernt, die den Erdbeben eigenthümlich ist. Viele Bewohner von Schneidemühl mögen das jetzt auch wissen.

Leider nicht nur die Nerven, auch der Geldbeutel einiger hundert Bewohner und der Stadtsäckel von Schneidemühl werden empfinden, was daraus wird,

„wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur."

Die Folgen des Ereignisses zu verwinden, wird die Stadt an Kreis, Provinz und Staat appelliren, vielleicht auch — bei dem neuen dritten Ungemach, wie es bei den früheren beiden von 1834 und 1888 geschehen — an die Nächstenliebe ringsum in deutschen Landen. Mögen sich den Anklopfenden recht viele Thüren und Herzen öffnen! Vielleicht fördert genaue Bekanntschaft mit dem eigenartigen Vorkommniß den Sinn für Hilfsbereitschaft.

Nachtrag. Eine Monatsschrift ist kein Wochenblatt, und es darf nicht Wunder nehmen, daß z. B. das Centralblatt der Bauverwaltung (Nr. 26 A vom 5. Juli) und die Illustrirte Zeitung (Nr. 2610 vom 8. Juli) früher aufgestanden sind, als „Nord und Süd". Ihrer Natur gemäß bringen sie auch Bilder, die natürlich eine erwünschte Ergänzung sind; eine solche in Beziehung auf den Text gewähren sie nicht. In der Illustrirten Zeitung heißt es: „Ueber die Grundursache dieser Wasserkatastrophe herrscht übrigens völlige Unklarheit, und es werden die verschiedensten Ansichten laut. So wird erzählt, daß an der jetzigen Unglücksstätte sich früher große Teiche befunden hätten, die zugeschüttet worden seien; andererseits vermuthet man, das Wasser käme vom Vilm-See bei Neu-Stettin, der um einen Meter gesunken sein soll". Die Leser der vorliegenden Darstellung werden die völlige Unhaltbarkeit der Teich-Hypothese von selbst erkennen. Auf der richtigen Fährte ist die Vilm-See-Hypothese. Dieser See liegt auf der Wasserscheide. Zwei Wassertropfen oder zwei Nixen, wenn man es poetischer ausdrücken will, die aus den Wolken gefallen sind, könnten wohl in einen Disput darüber gerathen, was nun ferner anzufangen sei. „Ich gehe in die Persante," sagt die Eine; „ich gehe in die Küddow," die Andere. „Leb' wohl, und auf Wiedersehen in der Ostsee."

Aber der See allein thäte es nicht; er müßte denn unterirdische Abflüsse haben. Dann stünde er zu Schneidemühl in dem Verhältnisse wie in unserem mit Bedacht gewähltem Beispiele das Standrohr bei Charlottenburg zur Berliner Sternwarte.

Eine werthvolle Zahlenangabe verdanken wir der Illustrirten Zeitung: „Bei einer Höhe der Rohre von etwa 16 Meter über dem Boden drang

Google

das Wasser noch aus dem Rohre heraus. Mit Aufbietung aller Kraft arbeiteten die Monteure nun an der Aufsetzung längerer Rohre, bis die Höhe von 22 Meter erreicht war." Es leuchtet ein, daß während der Rohrverlängerung durch einen tiefer angebrachten Hahn oder Schieber das Wasser zurückgehalten sein mußte, denn nur im Trocknen ließen sich die einzelnen Rohre (Schüsse) mittelst Verschrauben ihrer Flantschen in wasserdichte Verbindung bringen. Als man 22 Meter über Straßenpflaster erreicht hatte, machte man wieder eine Probe. Dies ist gemeint, wenn der Bericht weiter sagt: „Als man da den Abschlußhahn öffnete und den Strom in die Höhe leitete" (ungeschickt ausgedrückt! besser: „und dadurch den Druckstrom freigab"), „zeigte es sich, daß der Druck des Wassers paralysirt war." Genauer, wissenschaftlich ausgedrückt: „zeigte es sich, daß nun der zweite Schenkel der U-förmigen Röhre, der künstlich hergestellt, dasselbe hydrostatische Moment erlangt hatte, das dem von der Natur hergestellten Rohrschenkel beiwohnte."

Wenn aber zweiundzwanzig Meter über dem Erdboden diesen Erfolg gehabt haben, so hat um diese Zeit der hydrostatische Druck nur noch wenig über zwei Atmosphären betragen. Der Luftdruck ist bekanntlich nicht unveränderlich. Er schwankt z. B. in Berlin zwischen 740 und 773 Millimetern Quecksilber oder einer Wassersäule von 10 bis 10½ Meter. Die Wassersäule von zweiundzwanzig Metern übt also „Gegendruck" gegen wenig mehr als zwei Atmosphären. Die letzte Nachricht in dem Bericht der Vossischen Zeitung sprach von noch sechs Atmosphären. Zugegeben, daß diese Messung zur Zeit richtig gewesen ist (und es ist sehr leicht — durch aufgelegte Gewichte — eine derartige Messung zu bewirken), so hat dieses Druckverhältniß ohne Widerrede nur in einer früheren Periode obgewaltet, und es bleibt bei Dem, was hier ausgesprochen ist: die Wunde hat im Wesentlichen von selbst zu bluten aufgehört.

Der Bericht im Centralblatt der Bauverwaltung ist von dem in Schneidemühl stationirten Landbaumeister verfaßt. Derselbe hat sogar einem von der Stadt bestellten Aufsichtsrath angehört, der die von dem Berliner Brunnenmacher Beyer vorgeschlagenen und ausgeführten letzten Bohr- und „Bezähmungs"-Arbeiten zu überwachen hatte. Aber selbst dieser Bericht eines Technikers („Landbaumeister" ist allerdings eine der unteren Sprossen der Beamten-Leiter im Baufache; der „Wasserbau-Inspector" steht erklecklich höher) läßt es bei der etwas laienhaften oder handwerksmäßigen Bezeichnung „Quelle" bewenden, und nur eine von der „Schriftleitung" gezeichneten Fußnote weist auf das Phänomen des artesischen Brunnens hin. Da diese „Schriftleitung" aus zwei angesehen Baurä then des Fach-Ministeriums besteht, so werden die Leser von „Nord und Süd" hoffentlich über die Glaubwürdigkeit des vorliegenden Artikels völlig beruhigt sein.

Google

Gedichte.

Von

Titus Ullrich †.

„Erster Stock zu vermiethen.“

In müßiger Stunde, sonder Geleit,
In der Großstadt um die Zwielichtszeit,
Wenn der scheidende Tag an der Häuser Carniesen
Die Purpurguirlande läßt zerfließen,
Wenn das Ameisengewimmel dann
Lebendig wird der Tausend und Tausend,
Entströmend der Mauern drückendem Bann,
Dazwischen Carossen vorübersausend, —
Gewimmel zum Markt, zum Park, durch's Thor,
Vergnügungsjagd in buntesten Trachten,
Nach Luft und Lust ein stürmendes Schmachten,
In Handel und Wandel ein tobender Chor,
In Schaaren Werker und Werkerinnen,
In Eile das trauliche Heim zu gewinnen —
Da schreit' ich gern im Schlendergang
Durch das Getümmel die Straßen entlang.

So heut. — Und plötzlich stockt mein Fuß —
Was ist's? — 's ist, traun,
Besonderes nichts zu schaun,
Besonderes nichts zu hören,
Mich jach zu stören
In meinem Gang — kein Ruf, kein Gruß,
Ein Alltagsding nur hemmte den Schritt:
Indem entlang mein Auge glitt
An eines mächtigen Hauses Wand,

Google

— Man hätt' es mit Fug wohl ein Schloß genannt —
Blieb's haften an des Portales Grau,
Ob dem ein Zettel sich gab zur Schau,
Drauf „Erster Stock zu vermiethen" stand.

Seltsam! Vier schlichte, nüchterne Worte, —
Ein Angebot nur, banal und kalt, —
Und doch ergreifen sie mit Gewalt
Mich gerade hier, an diesem Orte,
Wie ein heimlich mächtiger Zauberspruch,
Wie ein „Sesam" aus dem Märchenbuch,
Vor dem sich öffnet die Wunderpforte
Zu Schätzen, zu glänzender Herrlichkeit,
Zu dem Schatze längst verschollener Zeit!

Hier war's . . . Jetzt stehn sie öd' und leer,
Die Räume droben, Gemächer und Saal,
Die Fenster, sie schaun jetzt schmucklos und kahl,
Wo sonst Behänge, kostbar und schwer,
Herab sich schlangen in weiten Bogen:
Der Wohner, der alte, ist ausgezogen
Aus seinem hohen, prunkenden Schloß,
Verzogen auf immer, auf immerdar
In ein tiefes, finsteres Erdgeschoß. . . .
Es wehet der Wind, es wandelt das Jahr,
Und übrig nur bleibt das Wort: „Es war!" — —

Wie glänzten mit ihren Girandolen
Die Säle hinaus in die Winternacht,
Wenn hier uns ihr gastlich „Willkommen" gelacht!
Feststunden ach! auf flüchtigen Sohlen! —
Wie wohnte Behagen in dieser Pracht,
Wie suchten sich, ob auch sorglich bewacht,
Zuweilen hier zärtliche Blicke verstohlen! —

Der biedere Wirth, mit Herzlichkeit
Wie mit Gütern gesegnet, war emsig bereit,
Zu wecken den „schönen Götterfunken",
Die Freude zu schüren, eh' sie gesunken,
In Bande zu legen die flüchtige Zeit,
Für Wechsel im heitern Genusse zu sorgen:
Jetzt wogte der Tanz, jetzt tönte Gesang,
Es sprühten die Geister beim Becherklang
Vom Abend bis zum dämmernden Morgen!

* * *

Ein solcher Abend war's . . . .
Nur schlicht,
Ein groß und stolz Geschehniß nicht,
Ist's, was sich bot aus jener Stunde

Google

Dem anspruchslosen Versbericht,
Ein Bruchstück nur für dies Gedicht,
Erblassender Erinn'rung Kunde.
Doch war's in großer, großer Zeit,
Als ausgetobt der Völker Streit,
Des Feindes letzte Wehr bezwungen,
Von Schritt zu Schritt der Sieg errungen,
Der herrlicher, als je geglaubt,
Um eines greisen Führers Haupt
Den schönsten Lorbeerkranz geschlungen.

Und hier im Saal: „Hoch! hoch!" schallt's just
In hochgeschwungner Gläser Läuten,
Fanfaren sind's aus voller Brust,
Die hohe Schicksalsgunst bedeuten:
Die Friedenspost! Heut traf sie ein,
Erlösungspost aus Sorg und Pein,
Gesegnet allwärts laut und leise,
Ob auch erkauft mit theurem Preise.

Und hier in dem erles'nen Kreise —
Horch! Freudenaufruhr läutet Sturm!
Und wieder klingen sie zusammen
Die Festpokale, wie im Thurm
Ein Glocken-Chor, in hellen Flammen
Steht heut ein jedes Angesicht,
Jed' Auge blitzt, laut jubeln Alle —
Nur Eine wehrte gern dem Schalle
Ihr Ohr, nur Eine jubelt nicht . . .

Dort, abgewandt dem Siegesfeste,
Der Lust, dem Glück der frohen Gäste,
Am Fenster lehnt sie, stumm den Blick
Hinausgekehrt in's tiefe Schweigen
Der Nacht, die traurigem Geschick
Und Lidern, die sich leidvoll neigen,
Fast wie zum Trost ein Spiegelbild,
Wie mitempfindend ernst und mild,
In ihrem Dunkel liebt zu zeigen.

Sie regt sich nicht, die Hochgestalt
Der edlen Maid Eleonore,
Ihr Name ist's — Wie? wähnt sie bald
Einherzugehn im Trauerflore?
Denkt sie der Namensschwester? — Weh,
Wenn ganz auch Schicksalsschwester je,
Verstoßen aus der Hoffnung Thore!
Denkt sie Lenorens, jener Braut,
Die jäh „empor aus schweren Träumen
„Um's Morgenroth einst fuhr" und laut

Google

Bejammerte sein langes Säumen,
Dem sie ihr ganzes Herz vertraut? . . .
Erschaut sie gar vom hohen Fenster . . .
Bald schlägt die Stunde der Gespenster — —
Sprengt er von Fern schon wild heran
Der unheimliche Reitersmann?

Sie war geladen heut zur Feier,
Daß sie im heitern Kreise freier
Und leichter fühle Herz und Haupt,
Wie wer an beßre Zeit noch glaubt.

Jetzt schreitet sie zurück gelassen
Zum Sitz. Gedämpfter Kerzen-Schein
Belebt von fern her weich und fein
Der Züge edlen Schwung, der blassen.
Sie neigt die Stirn, verschleiert ganz
Vom Hauch der Schwermuth, den doch immer
Durchleuchtet noch ein reiner Glanz,
Wie einer weißen Lilie Schimmer.
Wenn manchmal sich ihr Blick verlor,
Als nähm' er Antheil, hell in's Helle,
Schien's doch, als käme er hervor
Feucht über einer Thräne Schwelle.
Ihr lebensmüder Lebensmuth,
Ein Rest der Gluth im Jugendblut —
Zehrt, wenn er mühsam aufgeschwungen.
Sich über trüber Sorgen Fluth,
Vom Nektar der Erinnerungen. —
An diesem Auge streiften hin
Lang, langsam manch' schlaflose Nächte,
Und spannte einmal seine Rechte
Der Schlummergott in gnäd'gem Sinn
Ihr über Lider, Stirn und Brauen,
Dann ließ er mählig sie erschauen,
Zum Troste minder als zum Grauen,
Aus dunklen Tiefen tauchend, kalt
Und bleich die theuerste Gestalt,
Das Haupt von einem Schein umzogen,
Wie eines Heil'gen Bild es weist;
Doch nicht von hellem Golde gleißt
Dies Rund, — als hätte es gesogen
Unheimlich düstrer Farben Pracht
Aus blitzdurchzuckter Wetternacht,
Grell leuchtend wie ein Regenbogen
Der Unterwelt . . . Und sie erwacht.

„Lenore" raunt's vor ihrem Ohre
Wie oft . . . und wieder jetzt: „Lenore!"
Das alte Lied, es läßt sie nicht:

Google

Wohl manch' berühmte Reime kamen
Ihr auf die Lippen, und sie spricht
Sie vor sich traumhaft leis und schlicht,
Verschlungen nur mit andern Namen:
„Er war mit König Wilhelms Macht
„Gezogen in die Frankenschlacht" . . . .
Und Sieg und Ruhm errangen,
Die in den heißen Kampf gegangen.

Doch bangen mußte sie, ja bangen,
Seit lautlos Mond um Mond verrann:
Der Einz'ge, der ihr Herz gewann,
An dem der Sehnsucht Blicke hangen,
Im Felde dort ein tapfrer Mann —
Verwundet ward er — und gefangen!

Nur dies verlautete . . . und dann,
Ob Frag' auf Frag' auch in die Runde
Erging — verstummt war jede Kunde.

Doch Einer ruhte nicht und spann
Die Fäden weiter, zu ergründen,
Wo der Vermißte noch zu finden,
Ob er genas? Wo ihm die Haft
Einsame Frist und Trauer schafft,
Und langsam lähmt so Muth als Kraft?

Und wo und wer ist dieser Eine?
Das Haupt hier ist's im Festvereine,
Der biedre Wirth, der Freund, der Hort,
Wo's gilt zu schützen und zu rathen,
Zu fördern mit verständ'gem Wort,
Zu helfen mit prunklosen Thaten.

Er ist ein Mächtiger: er reicht
— Um Goldes Preis wiegt Schweres leicht —
Mit seiner Hand in fernste Kreise,
Wo er gebeut nach seiner Weise,
Wo ihm Verbündete den Plan,
Gelenkt von hier in sichre Bahn,
Mit klugem Sinn sich emsig rühren,
Zu gutem End' und Ziel zu führen.

Und es gelang, was er geplant,
Gewißheit ward's, wie er's geahnt,
Erkundet hat er, was verborgen, —
Und mehr gethan für diesen Tag,
Zu bannen, wie mit Zauberschlag
Eleonorens Leid und Sorgen.

Google

Die Geisterstunde schlägt — und bald
Darauf vom Flur her draußen schallt
Ein Glockenruf, — Eleonore
Merkt auf mit jäh gewecktem Ohre,
Und fühlt ihr Blut, wie's rascher wallt;
Es mahnt sie an die alten Worte:
„Und horch! und horch! den Pfortenring
„Ganz leise, leise, klinglingling —"
Wer harrt so spät noch vor der Pforte? . . .

Die Gäste sind verstummt, gespannt,
Indeß der Wirth auf jenes Zeichen,
Eh' Frageblicke ihn erreichen,
Aufsprang und aus dem Saal verschwand.

Doch flugs mit lichten Freudenmienen
Ist wieder er im Saal erschienen,
Und Leonoren zugewandt,
Ergreift er herzlich ihre Hand·
„Nicht stieg nach wildem, nächt'gen Trab
„Der schwarze Reiter „klirrend" ab,
„Zu holen seine Leonore;
„Noch heut zum Hundert-Meilen-Ritt
„Eh' noch der Hahn trompetet,
„Eh' noch der Ost sich röthet:
„Schau auf, schau hin! . . ."

Und plötzlich tritt
Herein mit festgemessnem Schritt,
Gebräunt, vollbärtig, ungezwungen,
Ein junger Held, bewegt und still,
Den rechten Arm noch aufgeschlungen,
Schön, schlank und edel — ein Achill.

Er ist's . . . Im Aufschrei, fast verlegen
Im Freudenrausch, stürzt ihm entgegen
Die Braut und hält umschlungen fest
Den Theuren, Brust an Brust gepreßt . . .

Rast.

Aus dem Sommer in den Bergen

Ein Heil, ein Wohlgefühl ist's sonder Gleichen,
Hier auszuruhn vom frühen Morgengange!
Hier mag die Stunde immer zögernd schleichen,
Hier währte nicht der längste Tag zu lange.

Google

Umlebt, umwebt von Frische, Duft und Glanze,
In diesem Thalgrund, einsam, weltverloren,
Den sich voll Wanderlust zu Sprung und Tanze
Hinab der muntre Alpenbach erkoren.

Ein Fichtenstamm, seitab vom schmalen Wege
Am Boden hingestreckt, dient uns zur Weile,
Indeß dicht über uns das Laubgehege
Mit seinem Schild auffängt die Sonnenpfeile.

Eng ist das Thal, versenkt in grüne Wände:
Flugs klimmen muß der Blick, strebt er in's Freie,
An Busch und Matten aufwärts am Gelände
Zum Saum der Höhe und der Himmelsbläue.

Dort, hoch, begleitet nur ein schmaler Streifen
Vom Himmelsplan des Thales Lauf und Schlüfte —
Schau, wie die Wolkenflöckchen droben schweifen
Im holden Spiel der weichen Sommerlüfte!

„Schau nieder jetzt und laß die Rast uns würzen!"
So sprach die Herzgenossin mir zur Seite:
„Einsame Stunden freundlich uns zu kürzen,
„Geb' uns dies Lieblingsbuch ein treu Geleite."

Ich neigte flugs mich mit gespanntem Ohre,
Gesammelt blickte auf das Blatt sie nieder:
„Du siehst mich lächelnd an, Eleonore,
„Du siehst Dich selber an und lächelst wieder . . ."

So hub sie an — Wohl, wohl! gern will ich lauschen
Dem Zwiegespräch, wenn so erlauchte Damen
In holder Muße goldne Worte tauschen,
Verschlungen eng mit ihres Schützlings Namen —

Sie las — Ich sah ihn mit gesenktem Haupte
Herwandeln, zögern, stehen, mit sich ringen,
Den edlen Tasso, eh' er sich's erlaubte,
Dem Gönner sein vollendet Werk zu bringen;

Ich sah ihn knien und fast verzagt empfangen
Den Lorbeerkranz, von hoher Hand gespendet,
Sah, wie sein kühn aufflammendes Verlangen
In's Unerreichbare die Blicke wendet;

Und tief verstrickt in des Gefühles Wirren,
Vermag er kaum besonnen sich zu fassen:
Der Geist ist trunken, Sinn und Schritte irren
Ziellos, der Leitstern zittert im Erblassen —

Google

Sie las und las . . . weich glitt der Verse Reigen . . .
Duftwürze bringt der Lufthauch von den Matten,
Der Alpbach rauscht, sanft säuselt's in den Zweigen,
Wie Athemzüge wechseln Licht und Schatten . . .

Sieh, steh den prächt'gen Falter dort umminnen
Die Dolde, drauf ein Käfer schon zu Gaste;
Er schent den Kampf um's Dasein, schwirrt von hinnen
Und gönnt's dem Flattrer, daß er schwelgend raste.

Und Tasso? . . . Ach! in's Leere zu verklingen
Beginnt zu bald im Freien ohne Schranken
Der vollste Ton, matt und gedämpft nur dringen
Zum Geist des Redestromes Kraftgedanken. —

Genüber, wo Natur beherrscht die Bühne,
Ihr fesselnd reiches Schauspiel zu entfalten,
Vermag, ob er des Höchsten sich erkühne,
Kein Dichterwort das Banner hoch zu halten!

Die Freundin schloß das Buch der schönen Sage,
Und wir versanken in das große Schweigen,
In dem zuerst gern auferstehn die Tage,
Die zur Verschollenheit sich mählig neigen:

Vergangenheit — das Blachfeld, drauf verkommen
Manch schönes Blüthenreis, des Frostes Beute,
Wo hinter sich den Pfad, den er genommen,
Der Herbstwind rauh mit welkem Laub bestreute;

Hin über's Heut dann schwingt sich kühner, freier
Der Schwärmer Geist in's Reich der Möglichkeiten,
Zerreißt verwegen alle Sais-Schleier,
Und schaut dahinter doch nur leere Weiten!

Horch! fernes Dorfgeläut erweckt uns, mahnend
Der Gegenwart, der augenblicks versäumten:
Wir schaun uns an, von Aug' zu Auge ahnend,
Daß wir im Flug ein ganzes Leben träumten —

Das alte Loos ist's: Suchen oder Meiden —
Unsicher schwanken Wahl stets und Vertrauen!
Ade, du schöner Platz! — Von dir zu scheiden,
Heißt auf ein Glück mit Schmerz zurückeschauen!

Google

Zur Geschichte der Entwickelung des deutschen Nationalbewußtseins, besonders im 18. Jahrhundert.

Von

Friedrich Nitzsch.

— Kiel. —

Wollte man die Entwickelungsgeschichte des Nationalbewußtseins in Frankreich oder England darstellen, so müßte man eine Skizze der gesammten neueren Geschichte dieser Nationen geben, ja zur Aussonderung dieses Gegenstandes der Betrachtung und Darstellung liegt im Grunde kein Anlaß vor. Ein höheres Interesse und einen Rechtfertigungsgrund für ihre Hervorhebung gewinnt die Frage nach der Entwickelung des nationalen Bewußtseins erst in ihrer Anwendung auf Nationen, bei denen es nach einer langen Periode des Schlummers erst wieder erwachen mußte. Eine solche Nation ist leider die *deutsche*. Schlummern heißt ja freilich nicht — todtsein. Ein latentes, unmittelbares und unbewußtes Nationalgefühl hat es zu jeder Zeit auch in Deutschland gegeben. Aber geschichtlich beobachten kann man nur bewußte und irgendwie thatkräftige Regungen desselben, und solche haben in Deutschland lange Zeit gefehlt.

Freilich, als Luther das Joch des römischen Katholicismus abschüttelte, protestirte er zugleich im Namen seines deutschen *Vaterlandes* gegen die Wälschen. In der Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation" klagt er über die Noth, welche die elende, d. h. unglückliche *deutsche Nation* drücke, setzt seine Hoffnung nächst Gott auf das junge, edle Blut, welches soeben an die Spitze des *Deutschen Reiches* getreten war, auf den damals mit Vertrauen begrüßten Kaiser Karl V., redet von den theuren

Google

Fürsten Kaiser Friedrich I. und II., auch von anderen deutschen Kaisern, die so jämmerlich von den Päpsten mit Füßen getreten seien (Erl. Ausg. 21, 279); und Luthers deutscher Patriotismus fand Widerhall in den Herzen seiner Zeitgenossen. Aber schon damals herrschten Zustände, deren weitere Verschlimmerung allmählich den Sinn für deutsche Ehre abschwächen mußte. Denn schon damals war die Einheit des deutschen Volkes und Reiches durch das Emporkommen der centrifugalen Territorialgewalten, d. h. durch den Particularismus der zahlreichen fast selbständig gewordenen Fürsten und Städte bedroht und durch die Reichsverfassung nicht hinreichend geschützt. Namentlich seit dem Beginne des dreißigjährigen Krieges verschlimmerte sich alsdann der Zustand Deutschlands. Im Innern nahm die Zerrissenheit zu, aus den deutschen Kaisern wurden thatsächlich bloße Oesterreicher, wenn es ihnen auch noch auf ein Jahrhundert nach dem westfälischen Frieden gelang, ein gewisses Ansehen des kaiserlichen Namens in Deutschland aufrecht zu erhalten. Die meisten übrigen Reichsfürsten bekümmerten sich fortan noch weniger um das Reich, das immer mehr zu einem lockeren Staatenbunde, ja zu einer leeren Form herabsank. Um so mehr mischte sich das Ausland ein. Wie die übrigen Mächte Europas schon früher die Sonderbestrebungen der einzelnen deutschen Stände wegen ihrer das Reich auflösenden Wirkungen unterstützt hatten, so legten sie es jetzt darauf an, den niedergeworfenen Riesen, welcher sie einst beherrscht hatte, durch Unterbindung und Vergiftung seiner einzelnen Glieder krank und unschädlich zu erhalten, und nur allzu bereitwillig kamen manche der letzteren diesen Bestrebungen der Nachbarn, in Deutschland „zu theilen und zu herrschen", entgegen. Straßburg ging 1681 dem Reiche verloren, und selbst solche Demüthigungen vermochten nicht mehr, den furor teutonicus und das Ehrgefühl der deutschen Nation wachzurufen. Wohl aber kam es mehr als einmal vor, daß westdeutsche Fürsten sich mit dem Erbfeinde des Reiches verbündeten. Der Wiener Hof leistete in seinem Heißhunger nach italienischen Besitzungen unbedenklich auf Straßburg Verzicht. Durch die Abtretung Deutsch-Lothringens bezahlte er die Erwerbung Toskanas; um Venetien zu gewinnen, gab er das linke Rheinufer preis.

Aber auch Bildung und Sitte fingen an undeutsch zu werden. Die deutschen Kleinfürsten wählten sich Ludwig XIV. zum Vorbilde; nicht nur an den Höfen, sondern auch in literarischen Kreisen siegte der französische Geschmack. Allerdings fehlte es selbst im 17. Jahrhundert keineswegs an Stimmen, welche deutsche Sprache, deutsche Dichtkunst und deutsches Heldenthum priesen. So schrieb z. B. der Schlesier Kaspar Lohenstein einen Roman, dessen Helden Hermann der Cherusker und Thusnelda waren; und wenn Christian Thomasius, der Begründer der ersten deutschen Zeitschrift, für den Katheder und die Universitätsschriften zum ersten Mal anstatt der lateinischen die deutsche Sprache forderte, so war das bereits eine Spur des Anbrechens einer besseren Zeit.

Google

Jedoch erst in **Klopstock** brach deutsches Gesammtgefühl und deutsch-nationaler Patriotismus wieder einmal mit solcher Gewalt und Zündkraft hervor, daß er große Kreise der Edelsten seiner Zeitgenossen fortzureißen und in der Tiefe des Herzens zu begeistern vermochte. Er war „seinem innersten Kern und Wesen nach deutsch, deutsch an Ernst und an Tiefe, deutsch in Familiensinn und Vaterlandsliebe, deutsch im Wahrheitsdrange, deutsch in der Stärke des Naturgefühls und der elegischen Stimmung, die von dem deutschen Natursinn unzertrennlich ist." Deutsche Sprache, deutsches Vaterland, deutsche Kunst, deutsches Alterthum verherrlichten seine Oden und seine Tragödien. Freilich waren seine **Vorstellungen** vom deutschen Alterthum und von der deutschen Mythologie verworren. Eine wissenschaftlich-kritische Kenntniß der Mythologie unserer Vorfahren war damals noch gar nicht vorhanden. Daher sind die deutschen Göttergestalten Klopstocks nebelhaft und unbestimmt. Eigenthümlich Nordisches und eigenthümlich Deutsches warf er durcheinander; die religiösen Anschauungen zweier ganz verschiedenen Zeitalter, einerseits der Zeit Hermanns des Cheruskers, andererseits der Entstehungszeit der nordischen älteren und jüngeren Edda, vermischte er miteinander. In seinen ethnologischen Vorstellungen herrschte eine so große Unklarheit, daß er Germanen und Kelten nicht zu unterscheiden im Stande war. Dies änderte aber nichts daran, daß die Wirkungen seiner patriotischen Dichtungen, die nicht irgend ein particulares deutsches Vaterländchen meinten, sondern allezeit das ganze Deutschland, ja mitunter alle germanischen Völker, außerordentlich waren. Charakteristisch ist auch sein liebevoll gehegter Plan, Kaiser Joseph II. zur Begründung eines deutschen Nationaltheaters und zu einer Förderung der deutschen Geschichtschreibung in großartigem Maßstabe zu bewegen. Der Plan mißlang. Aber der Geist, der ihn eingegeben hatte, wirkte lebenweckend. Schon das war bedeutungsvoll, daß er unsere Sprache pietätvoll feierte „ob ihrer treffenden Kraft und Kühnheit, ob ihrem wechselsweise mächtigen und sanften Getöne, ob ihrer von Fremdlingen nicht entweihten Reinheit und von den Römern nicht bezwungenen Freiheit". Aber er pries nicht nur die deutsche Sprache, sondern auch deutsche „Geistesgröße und deutsche Thatengröße" (s. Munckers Monographie über Klopstock S. 380). Dennoch reichte sein Einfluß, ja sein eigener Gesichtskreis nicht weit genug, um im deutschen **Volke** den Nationalstolz nicht nur anzuregen, sondern auch zu einer bleibenden unwiderstehlichen Macht zu erheben. Einmal schien die damalige national-politische **Gegenwart** zu sehr des Anregungsstoffes für eine nationale Begeisterung zu entbehren; durch bloße Rückblicke auf die **Vorzeit** oder Hinweisungen auf die guten **Kräfte**, die im deutschen Geblüt angelegt sind, durch bloße Dichtungen, welche von den breiten Massen des Volkes, ja auch von dem deutschen Bürgerthum gar nicht genossen werden konnten — durch alles dieses konnte das deutsche **Volk** aus seinen Träumen nicht aufgerüttelt werden. So lange es deutsche Größe nicht unmittelbar **erlebte**, konnte

Google

sein deutsches Nationalbewußtsein nicht erstarken. Nun waren allerdings die Großthaten Friedrichs II. in Aller Gedächtnisse und Munde. Aber das Deutsche in diesen preußischen Großthaten wurde sogar von Männern wie Klopstock selbst gar nicht erkannt, zumal da die deutsche Literatur von Friedrich verachtet wurde, kam daher bei einem großen Theile der sogen. Gebildeten und des außerpreußischen deutschen Volkes gar nicht zur Geltung. Abgesehen von Preußen machte aber das Deutsche Reich in politischer Hinsicht noch immer den Eindruck einer Jammergestalt, so überwältigend groß auch der geistige Aufschwung war, den im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts Deutschland genommen hatte. Schiller konnte sehr wohl besonders im Hinblick auf die Deutschen am Ende des 18. Jahrhunderts singen:

„Wie schön, o Mensch, mit Deinem Palmenzweige
Stehst Du an des Jahrhunderts Neige
In edler, stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschlossnem Sinn, mit Geistesfülle" u. s. w.

Und zwar war es nicht nur die belletristische Literatur, namentlich die Poesie und Kunstkritik, was in unseren damaligen Vorfahren, so weit sie literarisch gebildet waren, das Gefühl der Ueberlegenheit, ja auch das der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme anderen Nationen gegenüber erwecken konnte, sondern mindestens seit dem Auftreten Kants auch die Philosophie, ja auch z. B. die Entwickelung der musikalischen Leistungsfähigkeit. Denn schon um die Wende des Jahrhunderts hatte der Genius Ludwig van Beethovens seinen Flug begonnen. Aber alles das ergriff nicht unmittelbar den gemeinen Mann, und es half nicht hinaus über die Erbärmlichkeit der politischen Daseinsformen, die um so größer war, als sie selbst von den meisten Gebildeten nicht lebhaft empfunden wurde, weil ihr Idealismus sich mit Poesie oder Philosophie begnügte und nichts weiter begehrte. Ein zweiter Grund der Unzulänglichkeit, ja des Aufhörens der Wirkungen Klopstocks, lag in den geradezu lächerlichen Uebertreibungen seiner Manier, deren sich etwa seit 1770 die allmählich spottweise Bardenschüler genannten Nachahmer des großen Dichters schuldig machten.

Namentlich wurde aber durch die Folgen der französischen Revolution das Gedeihen des deutschen Nationalbewußtseins gefährdet. Denn aus dieser erwuchsen ihm zwei einflußreiche Konkurrenten: einmal der gesteigerte Kosmopolitismus, sodann die abstrakt gefaßte politische Freiheitsidee. Letztere wurde zwar später zeitweise seine Bundesgenossin, jedoch nicht sogleich, nicht für immer und nicht bei allen. Was aber den Kosmopolitismus betrifft, so ist der Weltbürgersinn zwar in mancher Hinsicht erlaubt, ja sittlich nothwendig, als politisches Princip aber alle Zeit vorwiegend schädlich, mindestens der Todfeind des nationalen Patriotismus. Es ist eine bekannte und wohlbegreifliche Thatsache, daß die französische Revolution von 1789 von vielen der bedeutendsten deutschen Männer mit

Google

voller Ueberzeugung als That der herrlichsten Befreiung begrüßt wurde, der Befreiung der ganzen civilisirten Menschheit. Natürlich gilt dies nur von den ersten Jahren der französischen Erhebung. Als die Schreckensherrschaft Robespierres sich immer blutiger entwickelte, konnte Männern wie Herder und Schiller dieser Revolution keine Sympathien mehr abgewinnen. Wohl aber that sie das in ihren Anfängen. Für die Franzosen selbst war die Revolution zunächst ein Triumph des nationalen Freiheitsenthusiasmus. Für die anderen Völker konnte sie das nicht sein. Für ihre deutschen Bewunderer gab sie lediglich den Anlaß zu weltbürgerlicher Begeisterung. „Die unveräußerlichen Menschenrechte, die allgemeine Freiheit und Gleichheit, die Verbrüderung aller Völker" — das waren die Güter, deren zukünftiger Besitz durch jenes Ereigniß sichergestellt zu sein schien. Der deutsche Patriotismus hingegen ward infolge desselben, wo er vorhanden war, nicht beflügelt, sondern verflüchtigt.

Herder zeigt zwar in der fünften Sammlung der Humanitätsbriefe klare Blicke in den Werth der Vaterlandsliebe. Er dringt dort nicht nur darauf, daß die Deutschen auf ihre Sprache Werth zu legen fortfahren; er weiß, daß wir gegenüber unseren Volksgenossen überhaupt ein besonderes Verwandtschaftsgefühl hegen sollen; er spricht von der Pflicht des Einzelnen, sich dem Gemeinwohl des Vaterlandes zu weihen; ja er fordert von den Deutschen edlen Stolz, der sie dazu antreiben soll, sich, wie er sagt, nicht von den Andern einrichten zu lassen, sondern sich selbst einzurichten, wie andere Nationen es von jeher thaten, Deutsche zu sein auf eigenem wohlbeschützten Grund und Boden. „Aber sofort läßt er seine Blicke weiter schweifen über die ganze Erde und die Eine Menschenfamilie, und, unfähig, sein Vaterlandsgefühl in staatsmännische Gedanken zu übersetzen, läßt er es immer wieder in die allgemeine Empfindung für das Menschliche und in ideologische moralische Hoffnungen hinüberspielen" (R. Haym, Herder II, 492 u. 501). Ja früher — während seines Aufenthaltes in Riga — war er ein Rigenser Patriot und verschwendete seinen politischen Patriotismus an Peter den Großen und Katharina von Rußland. Freilich war ja in der vortrefflich organisirten Stadt Riga „das deutsche Element und mit ihm die deutsche Denkweise und Gesittung im entschiedensten Uebergewicht." Als guter Rigenser konnte man damals sehr wohl einen auf geistige Güter wie Literatur und Philosophie gerichteten deutschen Patriotismus hegen. Dieser konnte jedoch nur ein idealer, eben nicht politischer sein.

So stand es mit Herder. Noch stärker tritt bei Schiller die weltbürgerliche Richtung hervor. Jeder kennt sie aus Don Carlos, dem erhabenen Drama, dessen Freiheitsschwärmerei aber so kosmopolitisch gefärbt ist, daß wir Heutigen uns erst umstimmen müssen, wenn wir diese Dichtung genießen wollen. Allein nicht nur in Schillers Dramen begegnet uns dieser Zug. Er sagt auch mit dürren Worten in der Ankündigung seiner Thalia: „Ich schreibe als Weltbürger . . . Ueber jede Rücksicht hinweggesetzt, ein

Google

Bürger des Universums, der jedes Menschengesicht in seine Familie aufnimmt und das Interesse des Ganzen mit Bruderliebe umfaßt, fühl' ich mich aufgefordert, dem Menschen durch jede Decoration des bürgerlichen Lebens zu folgen." Noch deutlicher ist eine Stelle in einem Briefe von 1789, wo er sagt: „Das vaterländische Interesse ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; mit einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unverträglich."

So schrieb Schiller. Goethe würde das nicht gekonnt haben. Aber in dem, was er ausdrücklich sagte und schrieb, zeigte sich auch Goethe nur ausnahmsweise als deutscher Patriot. Freilich deutsches Wesen erscheint in dem, was er war, scharf ausgeprägt. Man kann sagen: jeder Zoll an ihm war deutsch, und sein Faust bleibt trotz seiner universalistischen Stimmung eine durch und durch deutsche Figur. Aber obgleich er sagt: „Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden," so fehlte es ihm doch selbst an einem ehrlichen Zorn gegenüber Napoleon.

Napoleon I. war nun der Epigone der französischen Revolution, dem es wider Willen gelang, den deutschen Michel endlich aufzurütteln. Oder wurden etwa — abgesehen von Oesterreich — nur die Preußen durch ihn vom Kosmopolitismus, so weit es noch nöthig war, geheilt? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir mindestens bis auf Friedrich den Großen zurückgehen.

Daß Friedrich seine Großthaten zu dem Zwecke unternommen und vollbracht habe, um Deutschland zu retten, kann man gewiß nicht sagen. Er hatte lediglich die Absicht, aus Preußen etwas zu machen. Auf dem Gebiete der Literatur erwies er sich sogar als Verächter der zu seiner Zeit doch bereits großartigen Leistungen der Deutschen. Aber auch auf dem Schlachtfelde bekämpfte er in der Gestalt der Reichsarmee einen Theil des nichtpreußischen Deutschlands. Die deutsche Reichsverfassung verbessern zu helfen, lag keineswegs in seinem Plane. Im Gegentheil — er suchte sie zu conserviren, nämlich das Aufkommen einer strafferen deutschen Centralgewalt zu hintertreiben, um für seine anderweitigen Zwecke freie Hand zu behalten. Bewundert und geschätzt wurde er ja freilich auch von Nichtpreußen — als Held, als politisches Genie und als Ideal fürstlicher Pflichttreue. Sogar in süddeutschen Bauernstuben sah man neben dem Bildniß der Maria Theresia das seinige prangen, und Goethe sagt: wir waren fritzisch gesinnt. Er setzt jedoch hinzu: aber was kümmerte uns Preußen? Es gab eben eine rein persönliche Hochschätzung dieser staunenswerthen Gestalt, unter deren Eindruck auch Lessings Minna von Barnhelm entstand. Immerhin war es ja aber von der größten Bedeutung, daß dieser Preußenkönig, dessen Ruhm die Welt erfüllte, ein deutscher Mann (wenn auch kein deutscher

Google

Politiker) war. Daß er bei Roßbach die Franzosen, den Erbfeind Deutschlands, geschlagen, das trug ihm doch auch bei nicht preußisch gesinnten Patrioten Dank, protestantisch und deutsch gemeinten Dank ein, und während Klopstock je länger desto mehr sich über Friedrich d. Großen ärgerte, Herder aber erst nach seinem Tode ihn anzuerkennen begann, hat wenigstens Gleim ihn in seinen Gedichten gepriesen, weil er nicht blos zum Heile Preußens, sondern ganz Deutschlands wirke und selbst durch Besiegung des sogenannten deutschen Kaisers sich um die Befreiung Deutschlands verdient gemacht habe. Das Nähere hierüber ist im vorigen Jahre in einem Aufsatz über Friedrich d. Großen in dieser Zeitschrift dargelegt.*) Während der Freiheitskriege trat nun aber ein Wendepunkt ein. Die Hohenzollern brachten sich zum Bewußtsein, daß es fortan wenigstens nach außen hin kein deutsches Interesse mehr gebe, das nicht auch ein preußisches wäre. Es fiel ihnen zwar nicht ein, was ihre Vorfahren für Preußen geleistet hatten, in verschwommenem deutschen Patriotismus wieder preiszugeben. Aber während Friedrich d. Große mit Bewußtsein für Deutschland als solches nichts gethan hatte, wurde nunmehr der Leitstern der preußischen Könige der Gedanke, aus Preußen etwas Bedeutendes zu machen, damit aus Deutschland etwas werden könnte.

„Für And're wächst in mir das edle Gut;
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben.
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?"

Dieser Spruch Goethes wurde im Ganzen und Großen die Signatur der deutschen Politik Preußens. Goethe wollte erst aus sich — scheinbar selbstsüchtig — etwas Großes gestalten, um dann Allen etwas sein zu können, und es gelang ihm. Dem entsprach es, daß Preußen — scheinbar und angeblich aus bloßem dünkelhaften Particularismus — fortfuhr, in Deutschland zunächst wenigstens neben Oesterreich eine leitende Stellung zu beanspruchen und seiner Würde als selbständige Großmacht nichts zu vergeben, aber auch dies zum Heile Deutschlands that und thun wollte. „Das alte, harte kriegerische Preußenthum (sagt Treitschke, Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhunderts, I, 270) und die Gedankenfülle der modernen deutschen Bildung fanden sich endlich zusammen, um nicht wieder von einander zu lassen. In der Zeit namenlosen Leidens nach dem Tilsiter Frieden, die aber auch eine Zeit der Selbstbesinnung wurde, haben sich alle die politischen Ideale zuerst gebildet", auf deren wesentliche Verwirklichung die deutsche Nation heute stolz ist. Hätte nicht Napoleon so maßloses materielles Elend über Norddeutschland gebracht, so würde der patriotische Idealismus, der dem Deutschen trotz aller Verkümmerung im Blute lag, freilich vielleicht

*) Die nationale Bedeutung Friedrichs des Großen, insbesondere sein Verhältniß zur deutschen Nationalliteratur. Von Georg Winter. Heft 178.

Google

nicht so rasch erwacht sein; und wäre nicht der Unterdrücker ein Ausländer gewesen, ein Wälscher, so würde vielleicht der edle Zorn, der sich mächtig regte, nicht jenes deutschnationale Gepräge getragen haben. So aber mußte die ganze in der Tiefe des Gemüthes wirkende Bewegung einen deutschen Charakter annehmen. In Preußen erkannte man, daß die Ursache des politischen Unglücks in der von Jahrhundert zu Jahrhundert gesteigerten Zersplitterung der deutschen Kraft gelegen hatte, und somit drängte sich die Nothwendigkeit auf, in der Zusammenfassung und Vereinigung Deutschlands zu Einem Reiche das Heil zu suchen. Andererseits mußten die nicht-preußischen Patrioten jetzt erkennen, daß Preußens Heil Deutschlands Heil sei und daß Preußen allein die Führung übernehmen könne. Denn Oesterreich hatte freilich gleichfalls von Napoleon manches zu leiden und alliirte sich mit Preußen. Aber „von dem brennenden Haß gegen Napoleon und der grimmigen Kampfeslust, welche jedes preußische Herz erfüllte, war in Oesterreich wenig zu spüren" (Worte von Sybels). Selbst die Tyroler, die sich um Andreas Hofer schaarten, bekümmerten sich nicht um das deutsche Vaterland, sie wollten nur keine Bayern werden. Die Befreiung Deutschlands hielt man in Wien für nichts weniger, als die Hauptsache; die Herstellung der österreichischen Herrschaft über Italien, nicht die Rettung Deutschlands, erschien dort als das wichtigste Moment. Deutschen Sinn erklärte Metternich für einen Mythus. Den leitenden Einfluß bei den deutschen Höfen nahm freilich Oesterreich in Anspruch, unter preußische Führung wollte es Deutschland nicht gerathen lassen; aber von einem Deutschen Reiche wollte es ebensowenig wissen. Im Sommer 1813 erklärte Kaiser Franz: einem deutschen Kaiser werde ich mich nicht unterwerfen, und ich selbst bin zum neuen Kaiser nicht geschaffen. Er wollte nichts anderes, als einen lockeren Staatenbund der unabhängigen und gleichberechtigten deutschen Souveräne zum Schutze der äußeren Sicherheit und der inneren Ruhe, unter dem historisch angeblich berechtigten Präsidium Oesterreichs (s. von Sybel, Geschichte der Gründung des Deutschen Reiches, I, 41).

Auch in Süddeutschland war Anfangs der Drang nach Befreiung der deutschen Nation als solcher bei Weitem nicht so stark, wie in Norddeutschland auch bei den Nichtpreußen. Die Rheinbundsvölker hatten sich materiell unter ihren mit Napoleon verbündeten Fürsten verhältnißmäßig wohl befunden, und man legte dort mehr Werth auf politische Rechtssicherheit, als auf nationale Befreiung. Der Geograph Mannert machte sogar die Entdeckung, daß die Bayern keine Deutschen seien, sondern ein keltisches Volk, den Franzosen blutsverwandt (s. Treitschke I, 355). Aber freilich alle Süddeutschen, die noch Sinn für die idealen Güter der deutschen Nation, für deutsche Sprache, Cultur und Sitte hatten, mußten, als sie erkannten, wie Napoleon alles deutsche Wesen auszurotten sich anschickte, in den Haß des wälschen Volkes und Imperators und somit in die preußisch-deutsche nationale Stimmung mit hinein gerissen werden. Waren doch auch Männer wie

Google

Stein, Hardenberg, Scharnhorst, Blücher und Gneisenau sowie Niebuhr und Fichte, lauter Männer, die in erster Linie um Deutschlands willen für Preußen eintraten, nicht geborne Preußen.

Der hauptsächlichste Fortschritt für das deutsche Nationalgefühl, den wir den Freiheitskriegen verdanken, war nun der, daß der deutsche Einheitsgedanke in's Volk drang und daß man fortan sich damit nicht begnügen wollte, an der gemeinsamen deutschen Sprache, Sitte und geistigen Bildung ein Einheitsband zu besitzen, sondern eine politische Einheit Deutschlands forderte. Daß Preußen dazu berufen sei, hierbei die Führung zu übernehmen — sei es dadurch, daß sein König als deutscher Kaiser an die Spitze träte, sei es auf andere Weise — das war zwar auch nach den Freiheitskriegen noch nicht allgemeine Ueberzeugung der Patrioten; immerhin starben aber seit 1813 die Patrioten nicht wieder aus, die auf ein deutsches Kaiserthum des preußischen Königs hofften und auf die Errichtung desselben hinarbeiteten. Selbst die jüngere romantische Schule, die eine Zeitlang in Heidelberg ihren Hauptsitz hatte und sich in ihrer Weise große Verdienste um das neue Deutschthum erwarb, erkannte noch nicht die Mission Preußens. Diese Romantiker priesen enthusiastisch „den Rhein als Deutschlands heiligen Strom," das Mittelalter als die klassische Zeit der deutschen Nationalität, und wie einst Fichte gesagt hatte: „Charakter haben und Deutschsein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend", so gedieh nach diesen Romantikern nur unter den Germanen die Ursprünglichkeit persönlicher Eigenart; nur aus deutscher Erde sprudle — das stand ihnen fest — der Quell der Wahrheit, unter den Wälschen herrsche der Lügengeist (Treitschke I, 310). Arnim und Brentano sammelten alte deutsche Lieder, von der Hagen gab das Nibelungenlied heraus; von Tieck angeregt, begründete Jakob Grimm die neue Wissenschaft der altdeutschen Literatur, nachdem A. W. Schlegel die erste geordnete Geschichte der altdeutschen Poesie geliefert halte. Das Alles war von hoher Bedeutung, nur nicht im unmittelbar politischen Sinne. Max von Schenkendorf hegte sogar den abenteuerlichen Gedanken, man könne und müsse Kaiser Franz den Oesterreicher zwingen, den deutschen Kaisermantel anzulegen. Aber in den Kreisen des Turnervaters Jahn erscholl schon vor 1813 der Ruf, Preußen habe immerdar Deutschlands Schwert geführt und müsse in dem neuen Reiche die Krone tragen. Im Jahre 1813 erkannte auch Fichte, daß allein der König von Preußen, wie er sich ausdrückte, „der Zwingherr zur Deutschheit" werden könne (Treitschke I, 301). Auch in Süddeutschland fehlte es fortan nicht mehr an Patrioten, die in Preußen den Retter sahen. Zu diesen gehörte namentlich der Schwabe Paul Pfizer.

Also die Freiheitskriege hatten nicht nur nationale Begeisterung, sondern auch Keime politisch-praktischer Ideen im Sinne des einigen Deutschlands erweckt. Aber freilich der Hoffnung folgte die Enttäuschung. Schon der zweite Pariser Frieden mußte von den Deutschgesinnten mit bitterem Zorn aufgenommen werden. Der Antrag Preußens, die ehemals

Google

deutschen Provinzen Lothringen und Elsaß wieder mit Deutschland zu vereinigen, war an dem Widerstande Rußlands, Englands und Oesterreichs gescheitert. Die Kaiserherrlichkeit war wieder begraben, und die preußische Regierung ward für die Sünden Oesterreichs mit verantwortlich gemacht. In weiten Schichten des Volkes, auch in Preußen, verschwand das Vertrauen zu den Regierungen; diese aber erwiderten das Mißtrauen. Es kamen die Tage des Carlsbader Congresses und der Mainzer Centralcommission. Alle patriotischen Wallungen wurden als demagogisch unterdrückt, von Fichtes Reden an die deutsche Nation durften auch in Preußen keine neuen Auflagen mehr erscheinen, die Universitäten wurden überwacht, Männer wie Schleiermacher verdächtigt, und 1837, als Ernst August von Hannover die zu Recht bestehende Verfassung aufhob, erklärte sich der damals längst berüchtigte Bundestag für incompetent. In jenen Jahrzehnten wurden durch die Opposition der verschiedensten Parteien die deutschen Einheitsbestrebungen in den Hintergrund gedrängt, nicht nur durch den constitutionellen Liberalismus, der, an sich berechtigt, damals ganz einseitig auftrat, sondern auch durch das preußische Junkerthum und durch den Ultramontanismus. Letzterer wollte wenigstens von einem deutschen Reiche mit preußischer Hegemonie nichts wissen, weil Preußen ein protestantischer Staat war. Die preußische Junkerpartei aber hatte mit Entsetzen wahrgenommen, daß seiner Zeit Stein in der Noth nach dem Tilsiter Frieden dem Hohenzollernstaate den Gedanken der politischen Freiheit, zunächst behufs der Förderung des Patriotismus, eingeimpft hatte. Die Befreiung der Bauern von der Herrschaft der Grundherrn, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit der Bauern, die Bedrohung der Steuerprivilegien und der Patrimonialgerichte des Adels, die bürgerliche Selbstverwaltung, die Neugestaltung der Provinzialstände und andere Projecte erschienen dieser Partei schon vor 1813 als revolutionär; aber auch in den folgenden Jahrzehnten erfüllten die Nachwirkungen jener Reformprojecte die preußischen Junker mit Mißtrauen und Mißgunst auch gegen den deutschen Reformgedanken. Sie waren in ihrer Art meist gute Preußen, aber von einem einigen Deutschland wollten sie nichts mehr wissen. Am schädlichsten war jedoch der deutschen Politik der abstracte Liberalismus der Constitutionellen. An der deutschen Freiheit verzweifelnd, schwärmten sie für den polnischen Aufstand, weil die Regierungen, wider die er gerichtet war, die russische und die preußische, nicht constitutionell waren. Ihre Sympathie richtete sich auf die Franzosen und Belgier, weil diese verfassungsmäßig regiert wurden, während sie Preußen als einen halbfremden, fast feindlichen Staat betrachteten. Welker forderte zwar ein deutsches Parlament, aber er erklärte, die Freiheit sei ihm allerdings wichtiger, als die Einheit. Karl Simrock sang dagegen: „Nur ein Spott der Fremden wäre Freiheit ohne Vaterland". Aber auch der vielgelesene Rotteck verhehlte nicht, daß er lieber Freiheit ohne Einheit, als Einheit ohne Freiheit wollte. Selbst die Burschenschafter begannen in den dreißiger Jahren,

Google

nach dem radicalen Frankreich als dem Horte der Freiheit hinüberzuschielen. Die Bedeutung der preußischen Handels- und Zollpolitik, namentlich der Begründung des Zollvereins — auch für den Einheitsgedanken — wurde freilich von Liberalen wie Karl Mathy erkannt. Aber die Meisten, namentlich die süddeutschen Radicalen und Liberalen, sahen in der Ausdehnung des von Preußen begründeten deutschen Zollvereins nichts Anderes, als die Ueberschwemmung Deutschlands mit preußischem Absolutismus.

Einen neuen Aufschwung nahm — diesmal im Bunde mit den liberalen Freiheitsideen — das deutsche Nationalbewußtsein in den Jahren 1848 und 1849. Die Revolution von 1848 entfesselte zwar häßliche Leidenschaften des kosmopolitischen Radikalismus, aber nicht minder den patriotischen Enthusiasmus der besten Söhne Deutschlands; sie führte dahin, daß dem Könige von Preußen die deutsche Kaiserkrone angeboten ward. Friedrich Wilhelm IV. lehnte freilich nicht nur diese ab, sondern ließ auch die schleswig-holstein'sche Sache, die zugleich die Sache Deutschlands war, im Stich, und Moltke schrieb im Februar 1851 nicht nur: „in Holstein ist für den Augenblick Alles verloren“, sondern auch: „eine kläglichere Nation als die deutsche giebt es nicht auf Erden.“ Wir wissen jedoch, wie allein dies gemeint sein konnte. Dieses pessimistische Wort bezog sich nur auf den damaligen Zustand, nicht auf die moralischen und physischen Kräfte, die im deutschen Volke lebten. Die weitere Entwickelung zu verfolgen, ist nicht unsere Absicht; es ist schon deshalb nicht nöthig, weil die Meisten von uns das Weitere erlebt haben. Bismarck verbündete sich mit dem nationalen Liberalismus, erkannte den Hauptschaden im deutschen Dualismus und setzte an die Stelle des immer wieder auflebenden formlosen und halbromantischen Idealismus eine im eminenten Sinne praktische Politik. Es gelang, Oesterreich von Deutschland loszulösen, freilich nicht ohne Bedauern der Nothwendigkeit, auch die Deutsch-Oesterreicher vom Deutschen Reiche auszuschließen. Dann thaten uns die Franzosen zum zweiten Male den Gefallen, uns zu einigen. Blut wurde ein guter Kitt, und so stark auch die Reste des Particularismus, des abstracten Liberalismus und des ultramontanen Kosmopolitismus in unserem Vaterlande noch sein mögen, das Deutsche Reich und das deutsche Kaiserthum — sie werden sich mit Gottes Hilfe behaupten, sollte ihnen auch ein harter Vertheidigungskampf bevorstehen.

Google

Dubrowsky.

Novelle.

Von

A. von Puschkin.*)

Uebersetzt von Nathalie von Bessel.

I.

Vor etlichen Jahren lebte ein alter, russischer Edelmann, Kyrill Petrowitsch Troekuroff, auf einem seiner Landgüter. Sein Reichthum, seine Vornehmheit und seine gesellschaftlichen Beziehungen gaben ihm ein großes Ansehen in dem Gouvernement, in welchem er sein Gut bewohnte. Durch seine ganze Umgebung verwöhnt, gab er jedem Drang seiner feurigen Natur und jedem Einfalle seines ziemlich beschränkten Verstandes nach. Die Nachbaren waren froh, seine geringsten Launen befriedigen zu dürfen. Die Beamten des Gouvernements zitterten bei seinem Namen. Kyrill Petrowitsch nahm alle Zeichen der Unterwürfigkeit wie einen ihm gebührenden Tribut an. Sein Haus war immer voller Gäste, welche bereit waren, seinem herrischen Nichtsthun zu schmeicheln, indem sie seine lauten, zuweilen sogar ungestümen Vergnügungen theilten. Niemand wagte es seine Einladungen abzulehnen oder an gewissen Tagen nicht mit dem schuldigen Respect auf dem Gute Pokrowskoe zu erscheinen. Kyrill Petrowitsch war ein großer Gastfreund. Trotz seiner ungewöhnlichen physischen Leistungsfähigkeit litt er zwei Mal wöchentlich an den Folgen seiner Unmäßigkeit und war jeden Abend angeheitert. Selten konnte ein Mädchen von seinem Hausgesinde den wollüstigen Anschlägen des fünfzigjährigen Mannes entgehen. Außer diesen lebten in einem Flügel seines Hauses sechszehn Mädchen, welche sich mit ihrem Geschlechte angemessenen Arbeiten

*) Diese in Deutschland noch unbekannte Erzählung des großen russischen Dichters wird unsern Lesern um so willkommener sein, als die Uebersetzung von der Enkelin Puschkins herrührt. D. R.

Go gle

beschäftigten. Die Fenster des Flügels waren mit hölzernen Gittern versehen, die Thüren wurden mit Vorlegeschlössern versperrt, deren Schlüssel Kyrill Petrowitsch verwahrte. Die jungen Einsiedlerinnen begaben sich zu bestimmten Stunden in den Garten, wo sie unter der Aufsicht zweier alter Frauen spazieren gehen durften. Von Zeit zu Zeit verheirathete Kyrill Petrowitsch einige von ihnen und neue nahmen ihre Stelle ein. Mit den Bauern und dem Hofgesinde ging er streng und eigenwillig um, aber trotzdem waren sie ihm ergeben. Sie prahlten mit dem Reichthum und dem Ansehen ihres Herrn und erlaubten sich ihrerseits manche Freiheiten in ihren Beziehungen zu den Nachbarn, weil sie auf seinen Schutz hofften.

Die gewöhnlichen Beschäftigungen von Troekuroff bestanden darin, Fahrten um seine ausgedehnten Besitzungen zu machen, immerwährende Gelage zu feiern und täglich dabei muthwillige Streiche auszudenken, deren Opfer gewöhnlich die neuen Bekannten waren, obgleich auch die alten Freunde, mit der einzigen Ausnahme von Andreï Gawrilowitsch Dubrowsky, ihnen nicht immer entgingen. Dieser Dubrowsky, ein verabschiedeter Garde-Offizier war sein nächster Nachbar und besaß ungefähr siebzig Seelen. Troekuroff, der in seinen Beziehungen zu den höchststehenden Leuten sehr überhebend war, achtete Dubrowsky trotz seines bescheidenen Vermögens. Einst waren sie im Dienste Kameraden gewesen, und Troekuroff kannte aus Erfahrung das Ungestüm und die Selbstständigkeit seines Charakters. Das berühmte Jahr 1762 trennte sie auf lange Zeit. Troekuroff, ein Verwandter der Fürstin Daschkoff, stieg empor; Dubrowsky dagegen ward genöthigt, wegen seines zerrütteten Vermögens seinen Abschied zu nehmen und sich auf einem ihm übrig gebliebenen Gute niederzulassen. Als Kyrill Petrowitsch dies erfuhr, bot er ihm seinen Schutz an, aber Dubrowsky bedankte sich für denselben und blieb arm und unabhängig.

Nach ein paar Jahren kam Troekuroff als verabschiedeter General en chef auf sein Gut. Dort trafen sie sich wieder und freuten sich über das Wiedersehen. Seitdem waren sie täglich zusammen, und Kyrill Petrowitsch, der noch nie Jemand mit seinem Besuche beehrt hatte, sprach einfach in dem Häuschen seines Kameraden vor. Ihr Schicksal war in gewisser Beziehung ein gleiches gewesen. Beide hatten aus Liebe geheirathet. Beide wurden bald Wittwer. Beide blieben mit einem Kinde zurück. Der Sohn von Dubrowsky wurde in Petersburg erzogen, die Tochter von Kyrill Petrowitsch wuchs unter den Augen des Vaters auf, und Troekuroff sagte oft zu Dubrowsky: „Höre, Freund Andreï Gawrilowitsch, wenn Dein Wolodja seinen Weg gemacht haben wird, gebe ich ihm meine Mascha, obgleich er so arm wie eine Kirchenmaus ist.“ Andreï Gawrilowitsch schüttelte den Kopf und antwortete gewöhnlich: „Nein, Kyrill Petrowitsch, mein Wolodja ist kein Bräutigam für Maria Kyrilowna. Für einen armen Edelmann, wie er einer ist, paßt es besser, ein armes Edelfräulein zu heirathen und Herr im Hause zu sein, als der Verwalter einer verwöhnten Frau zu werden.“

Google

Alle beneideten das Einverständniß, das zwischen dem stolzen Troekuroff und seinem armen Nachbarn herrschte und wunderten sich über die Kühnheit des Letzteren, wenn er am Tische bei Kyrill Petrowitsch seiner Meinung offenen Ausdruck verlieh, ohne sich darum zu kümmern, ob dieselbe der Ansicht des Hausherrn widersprach oder nicht. Einzelne versuchten es ihm nachzumachen und die Grenzen der schuldigen Unterwürfigkeit zu überschreiten, aber Kyrill Petrowitsch fuhr sie dermaßen an, daß er ihnen auf immer die Lust zu solchen Versuchen benahm. Dubrowsky blieb allein außerhalb des allgemeinen Gesetzes. Ein unerwarteter Zwischenfall verdarb und änderte Alles.

Einst am Anfange des Herbstes schickte sich Kyrill Petrowitsch an, auf die Jagd zu fahren. Am Tage vorher erhielten die Hundeaufseher und die Reitknechte den Befehl, um fünf Uhr des Morgens bereit zu sein. Das Zelt und die Küche wurden im Voraus dahin gesandt, wo Kyrill Petrowitsch zu Mittag essen sollte.

Der Hausherr und die Gäste gingen nach dem Hundezwinger, in welchem mehr als fünfhundert Jagd- und Windhunde in Wohlleben und Wärme hausten und in ihrer Hundesprache die Freigebigkeit von Kyrill Petrowitsch verkündeten. Hier befand sich auch unter der Aufsicht des Stabarztes Timoschka das Lazareth für kranke Hunde, wie auch die Abtheilung, in welcher die Hündinnen ihre Jungen warfen und nährten. Kyrill Petrowitsch war stolz auf diese schöne Anlage und ließ nie die Gelegenheit unbenutzt, mit jener vor seinen Gästen zu prahlen, welche sie wenigstens zum zwanzigsten Male sahen. Von diesen, von Timoschka und den Hauptaufsehern begleitet, blieb er vor einzelnen Abtheilungen stehen, frug nach der Gesundheit der Kranken oder machte seine Bemerkungen, die mehr oder weniger streng und zutreffend waren. Bisweilen rief er auch die bekannten Hunde heran und sprach schmeichelnd mit ihnen. Die Gäste betrachteten es als ihre Pflicht, den Hundezwinger von Kyrill Petrowitsch zu bewundern. Dubrowsky allein schwieg und runzelte die Stirne: er war ein leidenschaftlicher Jäger, aber sein Vermögen erlaubte ihm nur zwei Jagdhunde und einen Windhund zu halten, und er konnte einen gewissen Neid beim Anblicke dieser prachtvollen Anstalt nicht unterdrücken.

„Warum runzelst Du die Stirne, Freund," frug ihn Kyrill Petrowitsch, „gefällt Dir mein Hundezwinger nicht?"

„Nein," antwortete düster Dubrowsky: „Der Hundezwinger ist wunderschön, aber schwerlich haben Ihre Leute ein so gutes Leben, wie Ihre Hunde."

Einer von den Aufsehern fühlte sich durch diese Bemerkung gekränkt.

„Ueber unser Leben," sagte er, „brauchen wir, Dank dem lieben Gott und unserem Herrn, nicht zu klagen; es wäre indessen für manchen Edelmann nicht unvortheilhaft, sein Gütchen gegen ein beliebiges hiesiges Hundehaus zu tauschen: er würde dann satter und wärmer sein."

Kyrill Petrowitsch fing bei der frechen Antwort seines Knechtes an laut zu lachen, und die Gäste machten es ihm nach, obwohl sie fühlten, daß

Google

der Scherz des Aufsehers auch auf sie Bezug haben konnte. Dubrowsky erbleichte und sagte kein Wort. In diesem Augenblicke brachte man Kyrill Petrowitsch in einer Schüssel neugeborene Hunde: er beschäftigte sich mit ihnen, suchte zwei davon aus, die Uebrigen befahl er zu ersäufen. Während der Zeit verschwand Andreï Gawrilowitsch, ohne daß es Jemand bemerkte.

Als Kyrill Petrowitsch vom Hundezwinger mit seinen Gästen zurückkam, setzte er sich zum Abendessen, und erst dann, da er Dubrowsky nicht sah, vermißte er ihn. Die Leute sagten, Andreï Gawrilowitsch sei nach Hause gefahren. Troekuroff befahl sogleich, ihn einzuholen und ihn unbedingt zur Umkehr zu bewegen. Noch nie war er zur Jagd ohne Dubrowsky aufgebrochen; derselbe war ein erfahrener und feinfühliger Beurtheiler der Eigenschaften der Hunde und ein unfehlbarer Richter in allen möglichen Jagdstreitigkeiten. Der Diener, der ihm nachgejagt war, kehrte zurück, während man noch bei Tische saß, und meldete seinem Herrn, daß Andreï Gawrilowitsch nicht habe gehorchen und wiederkommen wollen. Kyrill Petrowitsch, der wie gewöhnlich vom Wein erhitzt war, ärgerte sich und schickte zum zweiten Male denselben Diener, um Dubrowsky zu sagen, daß wenn er nicht sogleich für die Nacht nach Pokrowskoe käme, so würde er, Troekuroff, sich auf ewig mit ihm entzweien. Der Diener jagte von Neuem ihm nach. Kyrill Petrowisch stand vom Tische auf, entließ die Gäste und ging schlafen.

Am anderen Tage war seine erste Frage: „Ist Andreï Gawrilowitsch hier?"

Man übergab ihm einen dreieckig gefalteten Brief. Kyrill Petrowitsch befahl seinem Schreiber, ihn laut vorzulesen, und vernahm folgendes:

Mein allergnädigster Herr!

Ich habe die Absicht, nicht eher nach Pokrowskoe zu kommen, bis Sie mir Paramoschka mit dem Geständniß seiner Schuld schicken, um ihn nach meinem Willen zu bestrafen oder zu begnadigen. Ich habe nicht die Absicht, Scherze von Ihren Knechten zu dulden; auch von Ihnen werde ich sie mir nicht gefallen lassen, weil ich kein Narr bin, sondern ein alter Edelmann. Und nun verbleibe ich zu Diensten bereit

Andreï Dubrowsky.

Nach den jetzigen Begriffen von Etikette wäre dieser Brief ganz unpassend gewesen, aber er erzürnte Kyrill Petrowitsch nicht durch den sonderbaren Stil und die Wortfügung, sondern nur durch seinen Inhalt.

„Wie?" rief Troekuroff, indem er barfuß aus dem Bette sprang: „meine Leute mit dem Eingeständniß ihrer Schuld soll ich ihm schicken! Er soll frei sein, sie zu bestrafen oder zu begnadigen?! Aber was bildet er sich denn ein? weiß er denn, mit wem er Streit anfängt? Ich werde ihm eine Lehre geben! er wird schon um mich weinen! wird schon erfahren, was es heißt, sich gegen Troekuroff aufzulehnen!"

Kyrill Petrowitsch kleidete sich an und zog mit seiner gewohnten Prachtentfaltung zur Jagd. Aber dieselbe gelang nicht: den ganzen Tag sah man nur einen einzigen Hasen, und diesen ließ man entkommen; das Mittagessen

Google

draußen im Zelte gelang auch nicht oder war wenigstens nicht nach dem Geschmacke von Kyrill Petrowitsch, der den Koch durchprügelte, seine Gäste auszankte und auf dem Nachhausewege mit seiner ganzen Jagdgesellschaft absichtlich über die Felder Dubrowskys fuhr.

II.

Es vergingen ein paar Tage, und die Feindschaft zwischen beiden Nachbaren legte sich nicht. Andreï Gawrilowitsch kam nicht mehr nach Prokowskoe. Kyrill Petrowitsch dagegen langweilte sich ohne ihn, und seine Unzufriedenheit machte sich in den beleidigendsten Ausdrücken Luft, welche, Dank dem Eifer der dortigen Edelleute, vergrößert und ergänzt bis zu Dubrowsky drangen. Ein neuer Umstand vernichtete auch die letzte Hoffnung auf Versöhnung.

Dubrowsky fuhr eines Tages auf sein kleines Besitzthum. Als er sich einem Birkenwalde näherte, hörte er Axtschläge und nach einer Minute das Krachen eines fallenden Baumes. Er eilte dorthin und traf Bauern von Pokrowskoe, die in seinem Walde stahlen. Als sie ihn sahen, versuchten sie zu fliehen, aber Dubrowsky ergriff mit seinem Kutscher einen von ihnen, den er gefesselt auf seinen Hof brachte. Außerdem fielen noch zwei feindliche Pferde dem Sieger als Beute zu. Dubrowsky war außerordentlich erzürnt; ehedem wagten es Troekuroffs Leute, die bekannte Taugenichtse waren, nie auf seinem Gebiete solche Streiche zu spielen, da sie seine nahen Beziehungen zu ihrem Herrn kannten. Jetzt sah Dubrowsky, daß sie aus dem zwischen ihm und seinem Nachbarn stattgehabten Bruche Vortheil zogen, und er entschloß sich, allen Gebräuchen des Kriegsrechtes entgegen, seine Gefangenen mit den von ihnen gestohlenen Ruthen zu züchtigen und die Pferde seinem eigenen Viehstande einzuverleiben.

Das Gerücht dieses Vorfalles kam noch denselben Tag Troekuroff zu Ohren. Er gerieth außer sich vor Wuth und wollte, in der ersten Aufwallung seines Zornes, mit seinem ganzen Hofgesinde Kistenewka (so hieß das Gut seines Nachbarn) überfallen, es bis auf den Grund zerstören und den Gutsherrn in seinem Hause belagern. — Solche Heldenthaten waren ihm nichts Neues. — Aber bald nahmen seine Gedanken eine andere Richtung. Mit schweren Schritten im Saale auf und abgehend, blickte er zufällig aus dem Fenster und sah eine am Thor haltende Troïka. Ein Mann, mit einer Ledermütze bedeckt und in einen Friesmantel gehüllt, stieg aus der Telega und ging in den Flügel zum Verwalter. Troekuroff erkannte den Assessor Schabaschkin und befahl, ihn herbeizurufen. Nach einem Augenblicke stand Schabaschkin vor Kyrill Petrowitsch, machte eine Verbeugung nach der anderen und erwartete mit Ehrfurcht, was er ihm sagen würde.

„Guten Tag . . . wie heißt Du denn?“ sagte Troekuroff, „warum bist Du gekommen?“

„Ich fuhr in die Stadt, Excellenz,“ antwortete Schabaschkin, „und sprach bei Iwan Damianow vor, um nach Befehlen zu fragen.

Google

„Recht gelegen bist Du gekommen . . . . wie heißt Du denn? ich brauche Dich; trinke ein Glas Branntwein und höre mich an.“

Ein so freundlicher Empfang versetzte den Assessor in angenehmes Erstaunen; er dankte für den Branntwein und hörte Kyrill Petrowitsch mit der möglichsten Aufmerksamkeit zu.

„Ich habe einen Nachbar,“ sagte Troekuroff, „einen Grobian, der ein kleines Gut besitzt: ich will ihm sein Gut nehmen, wie denkst Du darüber?“

„Haben Excellenz irgend welche Documente?“

„Unsinn, Freundchen, was willst Du für Documente? Es kommt darauf an, das Gut mit oder ohne Documente seinem Besitzer abzunehmen.“

„Es ist schwer, Excellenz.“

„Warte doch! Dieses Gut gehörte einst uns, war von irgend einem Spitzin gekauft und dann an den Vater von Dubrowsky verkauft worden. Kann man da nicht Händel suchen?“

„Schwerlich, Excellenz; wahrscheinlich ist dieser Kauf nach den gesetzlichen Bestimmungen erfolgt.“

„Denke nach, Freundchen, suche ordentlich.“

„Wenn z. B. Excellenz auf irgend eine Weise die gerichtliche Verschreibung bekommen könnten, kraft welcher der Nachbar das Gut besitzt, dann könnte man . . .“

„Ich verstehe, aber das Unglück will, daß alle seine Papiere bei einer Feuersbrunst verbrannt sind.“

„Wie, Excellenz, seine Papiere sind verbrannt? Was wollen Sie Besseres? In diesem Falle geruhen Sie nach den Gesetzen zu handeln: unzweifelhaft bekommen Sie vollständige Genugthuung.“

„Du glaubst? Dann bemühe Dich, ich rechne auf Deinen Eifer, und von meiner Dankbarkeit kannst Du überzeugt sein.“

Nachdem Schabaschkin sich fast bis zur Erde verneigt hatte, ging er hinaus, und von dem Tage an begann er sich mit der Angelegenheit zu beschäftigen. Dank seiner eifrigen Thätigkeit bekam Dubrowsky gerade zwei Wochen darauf einen Befehl, vor dem Gerichte zu erscheinen und unverzüglich die nöthigen Beweise zu erbringen, durch welches Recht er im Besitze des Dorfes Kistenewka sei, da der General en chef Troekuroff ihm denselben streitig mache.

Andreï Gawrilowitsch, überrascht durch diese unerwartete Aufforderung, schrieb an demselben Tage einen ziemlich groben Bericht, in dem er erklärte, daß er das Dörfchen Kistenewka nach dem Tode seines Vaters bekommen habe, daß er durch Erbschaftsrecht im Besitze desselben sei, daß Troekuroff mit demselben nichts zu thun habe und daß jeder fremde Anspruch auf dieses sein Eigenthum eine Spitzbüberei sei. Dubrowsky hatte keine Erfahrung in Processen. Er ließ sich größtentheils durch den gesunden

Google

Menschenverstand leiten, der selten ein richtiger, fast immer ein ungenügender Führer ist.

Dieser Brief rief einen sehr angenehmen Eindruck in der Seele des Assessors Schabaschkin hervor: er sah erstens, daß Dubrowsky wenig Verständniß für Geschäfte hatte, und zweitens, daß es nicht schwer sein würde, einen so heftigen Menschen in die unvortheilhafteste Lage zu bringen.

Nachdem Andreï Gawrilowitsch mit kaltem Blute die ihm zugegangene Aufforderung untersucht, sah er die Nothwendigkeit ein, ausführlicher zu antworten. Er schrieb einen mehr geschäftsmäßigen Brief, der aber in der Folge sich doch als ungenügend erwies.

Die Sache zog sich in die Länge. Von seinem Rechte überzeugt, kümmerte sich Andreï Gawrilowitsch wenig um den Proceß, hatte weder die Lust, noch die Möglichkeit, mit Geld um sich zu werfen, lachte über das käufliche Gewissen des Schreibervolkes, und der Gedanke kam ihm nicht in den Sinn, das Opfer von dessen Ränken zu werden. Troekuroff glaubte seinerseits ebensowenig an die Gewinnung des von ihm angefangenen Processes. Schabaschkin bemühte sich für ihn und handelte in seinem Namen, indem er die Richter schreckte und bestach und den Gesetzen verschiedene und unerwartete Deutungen gab. Am neunten Februar 18 . . erhielt Dubrowsky durch die Ortspolizei den Befehl, vor dem ***Landgericht zu erscheinen, um dessen Urtheil in der Streitsache zwischen ihm, dem Lieutenant Dubrowsky, und dem General en chef Troekuroff zu vernehmen und sein Einverständniß oder auch sein Nicht-Einverständniß mit demselben schriftlich zu bezeugen. An demselben Tage begab sich Dubrowsky in die Stadt. Auf dem Wege dahin holte ihn Troekuroff ein. Sie sahen sich stolz an, und Dubrowsky bemerkte das boshafte Lächeln auf dem Gesichte seines Gegners.

In der Stadt angekommen, stieg Andreï Gawrilowitsch bei einem ihm bekannten Kaufmanne ab, wo er die Nacht verbrachte. Am andern Morgen erschien er vor dem Kreisgericht. Niemand beachtete ihn. Nach ihm fuhr Kyrill Petrowitsch vor. Die Schreiber standen auf und steckten die Federn hinter's Ohr; die Mitglieder des Gerichtes gingen ihm mit dem Ausdrucke tiefer Unterwürfigkeit entgegen und boten ihm aus Achtung vor seinem Rang und Alter und vor seiner Wohlbeleibtheit einen Sessel an. Er setzte sich. Andreï Gawrilowitsch lehnte sich stehend an die Wand. Es herrschte eine tiefe Stille, und der Secretär fing an, mit lauter Stimme die Entscheidung des Gerichtes vorzulesen. Wir bringen dieselbe vollständig, weil wir annehmen, daß es Jedem angenehm sein wird, mit einem der Mittel bekannt zu werden, durch welches wir in Rußland eines Gutes verlustig werden können, auf dessen Besitz wir ein unbestreitbares Recht haben . . .*)

---

*) Puschkin wollte eine lange Resolution des Koslowschen Kreisgerichtes in Sachen Krükoff gegen Muratoff beilegen, indem er nur die Namen änderte. Die Resolution ist ungedruckt bei seinen Papieren geblieben.

Google

Der Secretär schwieg; der Vorsitzende stand auf und wandte sich mit einer tiefen Verbeugung an Troekuroff, indem er ihn bat, das vorgelegte Schriftstück zu unterzeichnen. Der triumphirende Troekuroff nahm die Feder aus seiner Hand und schrieb unter den Urtheilsspruch des Gerichtes sein vollkommenes Einverständniß mit demselben. Die Reihe war nun an Dubrowsky. Der Secretär brachte ihm das Papier, aber Dubrowsky stand mit gebeugtem Kopfe, unbeweglich da. Der Secretär wiederholte die Aufforderung: „seine ganze vollkommene Befriedigung oder seine Nichtbefriedigung unter das Urtheil zu schreiben, es sei denn, daß er wider Erwarten nach bestem Wissen und Gewissen seine Sache für gerecht ansähe und beabsichtige, in der durch die Gesetze bestimmten Frist an berufener Stelle Appellation einzulegen."

Dubrowsky schwieg . . . plötzlich hob er den Kopf; seine Augen blitzten, er stampfte mit dem Fuße, stieß mit solcher Gewalt nach dem Secretär, daß dieser hinfiel, ergriff das Tintenfaß und schleuderte es dem Vorsitzenden an den Kopf. Mit wilder Stimme rief Dubrowsky: „Wie ist es möglich, auf Gottes Gebot nicht zu achten! Hinweg, Stamm von Cham!"

Dann zu Kyrill Petrowitsch gewandt:

„Hat man schon so etwas gehört, Excellenz: die Hundeaufseher führen die Windhunde in Gottes Kirche! Die Hunde laufen in der Kirche herum! Ich werde Ihnen eine Lehre geben!"

Alle wurden von Schreck ergriffen. Die Wächter liefen bei dem Lärm herbei und konnten den Wüthenden kaum bewältigen. Man brachte ihn hinweg und setzte ihn in den Schlitten. Troekuroff verließ nach ihm, vom ganzen Gericht begleitet, das Gebäude. Der plötzlich ausgebrochene Wahnsinn Dubrowskys machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Die Richter, welche auf seinen Dank gehofft hatten, wurden keines freundlichen Wortes gewürdigt. Er fuhr gleich nach Pokrowskoe zurück, in seinem Innern von Gewissensbissen gequält und durch den Triumph seines Hasses nur unvollkommen befriedigt. Dubrowsky lag inzwischen zu Bett; der Kreisarzt, der nicht ganz ungebildet war, hatte Zeit, ihm zur Ader zu lassen, Blutegel zu setzen und spanische Fliegen aufzulegen; gegen Abend ging es ihm besser, und am andern Tage brachte man ihn nach dem ihm schon fast nicht mehr gehörenden Kistenewka zurück.

III.

Die Zeit verstrich, und die Gesundheit des kranken Dubrowsky war immer noch schlecht. Allerdings erneuerten sich die Wahnsinnsanfälle nicht mehr, aber seine Kräfte sanken merklich. Er vergaß seine früheren Beschäftigungen, verließ selten sein Zimmer, in welchem er tagelang saß, in Gedanken versunken. Egorowna, eine gute, alte Frau, frühere Pflegerin seines Sohnes, wurde jetzt die seinige. Sie gab auf ihn Acht, wie auf ein Kind, erinnerte ihn an die Essens- und Schlafenszeit, fütterte ihn, legte ihn schlafen. Andreï Gawrilowitsch unterwarf sich ihr und verkehrte sonst mit

Google

Niemand. Er war nicht im Stande, an häusliche Angelegenheiten und an seine Geschäfte zu denken. Egorowna erkannte die Nothwendigkeit, den jungen Dubrowsky, der in einem der Garde-Infanterie-Regimenter diente und sich in Petersburg befand, davon zu benachrichtigen. Sie dictirte auf einem aus dem Ausgabebuche herausgerissenen Blatt dem Koch Hariton, dem einzigen Schreibkundigen in Kistenewka, einen Brief und schickte ihn noch an demselben Tage in die Stadt zur Post.

Es ist aber Zeit, den Leser mit dem eigentlichen Helden unserer Erzählung bekannt zu machen. Wladimir Dubrowsky war im Cadettencorps erzogen worden und trat als Lieutenant in die Garde ein. Der Vater sparte nichts für seinen standesgemäßen Unterhalt, und der junge Mann bekam von Hause mehr, als er erwarten durfte. Da er ein lebhaftes und feuriges Temperament hatte, erlaubte er sich kostspielige Passionen, spielte Karten, machte Schulden und ohne Sorgen über die Zukunft kam ihm zuweilen der vorübergehende Gedanke, daß er wohl früher oder später sich nach einer reichen Braut würde umsehen müssen.

Eines Abends, da einige Offiziere bei ihm auf seinen Divans ausgestreckt lagen und seine Bernsteinpfeifen rauchten, übergab ihm Grischa, sein Kammerdiener, einen Brief, dessen Aufschrift und Siegel dem jungen Manne gleich auffielen. Er erbrach ihn eilig und las Folgendes:

„Gnädiger Herr Wladimir Andreïewitsch!

Ich, Deine alte Wärterin, wage es, Dir von der Gesundheit Deines Vaters zu melden. Es geht ihm schlecht, er spricht zuweilen irre und verbringt den ganzen Tag wie ein dummes Kind — über Leben und Tod hat Gott zu verfügen — komm' Du zu uns, mein Herzliebster, wir schicken Dir auch Pferde nach Pessotschnoe. Wie man sagt, wird das Landgericht zu uns kommen, um uns unter die Herrschaft von Kyrill Petrowitsch Troekuroff zu stellen, weil wir, wie es scheint, ihm gehören. Aber wir sind doch von jeher die Eurigen gewesen und haben so etwas noch nie gehört. Du kannst vielleicht, in Petersburg wohnend, dies dem Väterchen-Zar melden, und er wird nicht dulden, daß uns Unrecht geschieht. Bei uns regnet es jetzt schon die zweite Woche, und der Hirt Rodja ist zu Sanct-Michael gestorben. Ich schicke Grischa meinen mütterlichen Segen: dient er Dir auch gut? Ich verbleibe Deine treue Leibeigene, Wärterin Arina Egorowna Busirewa."

Wladimir Dubrowsky las mit Bewegung ein paar Mal hintereinander diese ziemlich einfältigen Zeilen. Er hatte die Mutter früh verloren und war im achten Lebensjahre, fast ohne seinen Vater zu kennen, nach Petersburg gebracht worden. Trotzdem hing er schwärmerisch an ihm und liebte um so mehr das Familienleben, je weniger er Zeit gehabt hatte, dessen stille Freuden zu genießen.

Der Gedanke, den Vater zu verlieren, bewegte schmerzlich sein Herz, und die Lage des armen Kranken, die er aus dem Brief der Wärterin er-

Google

rieth, erfüllte ihn mit Entsetzen. Er stellte sich den Vater vor, wie er in dem elenden Dorfe, in den Händen einer dummen, alten Frau und des Hofgesindes, von Unheil bedroht und ohne Hilfe, in körperlichen und seelischen Qualen dahinsiechte. Wladimir Andreïewitsch warf sich strafbare Nachlässigkeit vor. Obgleich er lange Zeit vom Vater ohne Nachrichten geblieben war, hatte er nicht daran gedacht, sich nach ihm zu erkundigen, da er annahm, er sei entweder auf Reisen, oder von häuslichen Angelegenheiten in Anspruch genommen.

Er entschloß sich, zu ihm zu fahren, sogar seinen Abschied zu nehmen, wenn der Krankheitszustand des Vaters seine Gegenwart erfordern sollte. Die Kameraden entfernten sich, da sie seine Unruhe bemerkten. Als er allein war, schrieb er sofort sein Urlaubsgesuch, steckte sich eine Pfeife an und versank in tiefes Nachdenken.

Wladimir Andreïewitsch näherte sich der Station, von welcher er nach Kistenewka ablenken mußte. Sein Herz war von traurigen Ahnungen erfüllt: er fürchtete seinen Vater nicht mehr unter den Lebenden zu finden; er stellte sich die traurige Lebensweise vor, die seiner auf dem Lande harrte: Armuth und Einsamkeit, keine Geselligkeit, Geschäftssorgen, von welch letzteren er nichts verstand. Auf der Station angekommen, ging er zum Posthalter und verlangte frische Pferde. Derselbe erkundigte sich, wohin er fahren wolle, und theilte ihm darauf mit, daß die aus Kistenewka geschickten Pferde schon seit vier Tagen auf ihn warteten. — Bald erschien vor Wladimir Andreïewitsch der alte Kutscher Anton, der ihn einst im Stalle herumgeführt und sein Pferdchen gepflegt hatte. Als er ihn erblickte, fing Anton an zu weinen, verneigte sich vor ihm bis zur Erde, sagte ihm, daß sein alter Herr noch am Leben sei, und lief, die Pferde anzuspannen. Wladimir Andreïewitsch dankte für das angebotene Frühstück und eilte wegzukommen. Anton fuhr ihn auf Feldwegen, und sie knüpften ein Gespräch an.

„Sage, Anton, was für einen Streit hat mein Vater mit Troekuroff.“

„Gott weiß es, Väterchen Wladimir Andreïewitsch; wie man hört, hat sich der Herr mit Kyrill Petrowitsch nicht vertragen, und dieser ging an das Gericht, obwohl er sonst gewöhnlich sein eigener Richter ist. Es ist nicht an uns Dienern, den Willen unserer Gebieter zu untersuchen. Aber, bei Gott, es war Unrecht von Ihrem Vater, gegen Kyrill Petrowitsch vorzugehen: „gegen die Uebermacht läßt sich Nichts ausrichten.“

„Also, wie es scheint, macht dieser Kyrill Petrowitsch bei Euch was ihm gefällt?

„Ganz gewiß, gnädiger Herr: den Vorsitzenden des Gerichtes beachtet er gar nicht; der Kreisrichter ist wie sein Laufbursche; die Herrschaften versammeln sich bei ihm auf Befehl. Man muß sagen, hat man den Trog, hat man auch die Schweine.“

„Ist es wahr, daß er uns das Gut abnehmen wird?“

Google

„Ach, gnädiger Herr, das haben wir auch gehört. Dieser Tage sagte der Küster von Pokrowskoe auf der Taufe bei unserem Starost: „Genug habt Ihr Eure Freiheit genossen, Kyrill Petrowitsch wird Euch schon strammer behandeln.“ Nikita, der Schmidt sagte ihm: „Genug, Saweljitsch, mache den Gevatter nicht traurig, rege die Gäste nicht auf.“ Kyrill Petrowitsch ist für sich, und Andreï Gawrilowitsch ist auch für sich — und wir sind Alle Gottes und des Kaisers.“

„Ihr wollt also nicht, wie es scheint, in den Besitz von Troekuroff übergehen?“

„In den Besitz von Kyrill Petrowitsch? Gott helfe und verhüte es! Sogar seinen Bauern geht es zuweilen schlecht, und bekommt er gar fremde, so wird er ihnen nicht nur die Haut abziehen, sondern auch noch das Fleisch dazu. Nein, gebe Gott Andreï Gawrilowitsch die Gesundheit, und wenn ihn Gott zu sich nimmt, so brauchen wir Niemanden außer Dich, unseren Wohlthäter! Gieb uns nicht heraus, und wir werden Dir schon treu sein.“

Bei diesen Worten knallte Anton mit der Peitsche, zog die Zügel an, und die Pferde fingen an zu traben.

Die Ergebenheit des alten Kutschers rührte Dubrowsky. Er schwieg und gab sich seinen Gedanken hin. Es verging über eine Stunde; plötzlich weckte ihn Grischa mit dem Ausruf: „Hier ist Pokrowskoe!“ Dubrowsky hob den Kopf. Sie fuhren an dem Ufer eines breiten Sees entlang, aus welchem ein zwischen Hügeln sich dahin schlängelnder kleiner Fluß sich ergoß. Auf einem derselben erhob sich über einem dichten dunklen Walde das grüne Dach und das Belvedere eines großen steinernen Hauses, eine fünfthürmige Kirche und ein alter Glockenthurm. Nebenan lagen verstreut Bauernhütten mit ihren Gemüsegärten und Brunnen. Dubrowsky erkannte diese Plätze: er erinnerte sich, daß er auf diesem selben Hügel mit der kleinen, zwei Jahre jüngeren Mascha Troekuroff, welche schon damals versprach, eine Schönheit zu werden, gespielt hatte. Er wollte sich nach ihr bei Anton erkundigen, aber eine gewisse Scheu hielt ihn zurück.

Als sie sich dem Herrschaftshause näherten, sah er ein weißes Kleid zwischen den Bäumen des Gartens schimmern. In diesem Augenblick schlug Anton auf die Pferde ein und dem, sowohl den Dorfkutschern, wie den Fuhrleuten eigenem Ehrgeize huldigend, jagte er sie über die Brücke und am Garten vorbei. Als sie das Dorf verlassen, fuhren sie bergauf, und Wladimir erblickte einen Birkenwald und links auf einem offenen Platze ein graues Häuschen mit einem rothen Dache. Sein Herz fing an heftig zu schlagen: vor ihm lag Kistenewka und das armselige Haus seines Vaters.

Nach zehn Minuten fuhr er auf den Hof ein. Er sah mit einer unbeschreiblichen Bewegung umher: zwölf Jahre hatte er seine Heimat nicht gesehen. Die kleinen Birken, die man damals am Gitter gepflanzt hatte, waren jetzt hohe, astreiche Bäume geworden. Der Hof, den einst drei regelmäßige Blumenbeete schmückten, um die ein breiter, sorgfältig gekehrter Weg

Google

ging, war in eine ungemähte Wiese verwandelt, auf der ein gekoppeltes Pferd weidete. Die Hunde schlugen an. Als sie aber Anton erkannten, schwiegen sie und wedelten mit den zottigen Schweifen. Das Hofgesinde lief aus den Dienerhäusern herbei und umringte den jungen Herrn mit lauten Freudenbezeugungen. Kaum konnte er sich einen Weg durch diese eifrige Menge bahnen und eilte die baufällige Treppe hinauf. Im Flur trat ihm Egorowna entgegen und umarmte weinend ihren Pflegling. „Guten Tag, guten Tag, Alte," wiederholte er, indem er die liebe Alte an's Herz drückte: „wie befindet sich mein Vater? wo ist er? wie geht es ihm?"

Ein großer, bleicher, magerer Greis, der kaum im Stande war, die Füße zu heben, mit einem Schlafrock und einer Nachtmütze angethan, betrat in diesem Augenblick den Saal.

„Wo ist Wolodja?" sagte er mit schwacher Stimme, und Wladimir umarmte mit Wärme seinen Vater. Die Freude übte eine zu starke Erschütterung auf den Kranken aus; er wurde schwach, seine Füße gaben unter ihm nach, und er wäre gefallen, wenn der Sohn ihn nicht gestützt hätte.

„Warum hast Du das Bett verlassen?" sagte Egorowna zu ihm; „auf den Füßen kann er nicht mehr stehen, aber er muß dahin gehen, wo die Anderen sind."

Man trug den Greis in's Schlafzimmer. Er versuchte mit dem Sohne zu sprechen, aber die Gedanken verwirrten sich in seinem Kopfe, und seine Worte hatten keinen Zusammenhang. Er schwieg und schlummerte ein. Wladimir war sehr bestürzt über seinen Zustand. Er richtete sich in seinem Schlafzimmer ein und bat, man möge ihn allein mit dem Vater lassen. Die Leute gehorchten. Sie wandten sich nun zu Grischa, führten ihn in die Gesindestube, wo sie ihn der Dorfsitte gemäß mit möglichster Herzlichkeit empfingen, ihn aber mit Fragen und Begrüßungen quälten.

IV.

Wo einst der Tisch mit Speisen stand, steht jetzt ein Sarg.

Einige Tage nach seiner Ankunft wollte der junge Dubrowsky Einsicht in die Geschäfte nehmen, aber der Vater war nicht im Stande, ihm die nöthigen Erklärungen zu geben, hatte auch keinen Bevollmächtigten. Als der Sohn die Papiere in Ordnung bringen wollte, fand er nur den ersten Brief von dem Vorsitzenden des Gerichtes und den Entwurf der auf denselben ertheilten Antwort. Daraus konnte er keinen klaren Begriff über den Rechtsstreit bekommen, und er entschloß sich, die Folgen abzuwarten, auf die Gerechtigkeit seiner Sache vertrauend.

Unterdessen wurde die Gesundheit von Andreï Gawrilowitsch stündlich schlechter. Wladimir sah dessen baldige Auflösung voraus und verließ nicht mehr den in vollkommene Kindheit verfallenen Greis.

Inzwischen war die durch das Gesetz bestimmte Frist verstrichen und die Berufung nicht eingereicht worden. Kistenewka gehörte nunmehr Troe-

Google

kuroff. Schabaschkin erschien vor ihm mit Verbeugungen und Glückwünschen und mit der Bitte, bestimmen zu wollen: „wann es ihm, Troekuroff, erwünscht sein würde, in den Besitz des neuerworbenen Gutes zu treten — ob persönlich, oder wem er geruhen würde, eine Vollmacht dafür zu geben?“ Kyrill Petrowitsch wurde verlegen. Von Natur war er nicht habsüchtig; der Wunsch nach Rache hatte ihn zu weit geführt; sein Gewissen regte sich. Er wußte, in welchem Zustande sein Gegner, der alte Genosse seiner Jugend, sich befand, und der Sieg erfreute nicht sein Herz. Er sah Schabaschkin grimmig an und suchte nach einem Vorwande, ihn auszuschelten. Da er aber keinen guten Grund dazu fand, sagte er barsch zu ihm: „Ich habe jetzt keine Zeit für Dich!“

Als Schabaschkin sah, daß der Herr schlechter Laune war, entfernte er sich eilig mit einer tiefen Verbeugung. Kyrill Petrowitsch, allein in seinem Zimmer, fing an auf und abzugehen und die Melodie des Liedes: „Der Donner des Sieges ertöne“ zu pfeifen, was bei ihm stets eine ungewöhnliche Gemüthsaufregung bekundete.

Endlich befahl er seinen Wagen anzuspannen, zog sich recht warm an (es war schon Ende September) und verließ, selbst kutschirend, den Hof.

Bald erblickte er das Häuschen von Andreï Gawrilowitsch. Widerstrebende Gefühle erfüllten seine Seele. Befriedigte Rache und Herrschsucht betäubten bis zu einem gewissen Grade edlere Regungen, aber endlich siegten diese letzteren. Er entschloß sich, mit seinem alten Nachbar Frieden zu schließen, jede Spur des Streites zu vernichten und ihm seinen Besitz zurückzuerstatten. Nachdem er sein Gemüth mit dieser guten Absicht erleichtert hatte, setzte Kyrill Petrowitsch sein Pferd in Trab, fuhr geradewegs auf das Gehöfte und hielt bei der Auffahrt an.

Währenddem saß der Kranke am Fenster seines Schlafzimmers. Er erkannte Kyrill Petrowitsch, und eine entsetzliche Aufregung malte sich auf seinem Gesichte ab: tiefe Röthe trat an die Stelle seiner gewöhnlichen Bläſſe, die Augen blitzten, er brachte undeutliche Töne hervor! Sein Sohn, der sich neben ihm mit den Haushaltungsbüchern beschäftigte, war über seinen Zustand ganz bestürzt. Der Kranke zeigte auf den Hof mit dem Ausdruck des Schreckens und des Zornes. In diesem Augenblicke ertönte der schwere Gang und die Stimme von Egorowna:

„Gnädiger Herr, gnädiger Herr! Kyrill Petrowitsch ist angekommen, Kyrill Petrowitsch ist an der Treppe!“

Dann schrie Egorowna auf: „O Gott! was ist das? was ist mit ihm geschehen?“

Andreï Gawrilowitsch versuchte den Saum seines Schlafrockes zu fassen und wollte sich vom Sessel erheben, richtete sich auf, und plötzlich fiel er um. Der Sohn stürzte zu ihm: der Greis lag besinnungslos am Boden: er athmete nicht mehr: der Schlag hatte ihn gerührt.

„Schnell, schnell zur Stadt, nach einem Arzte!“ rief Wladimir.

Google

„Kyrill Petrowitsch frägt nach Ihnen," sagte der eintretende Diener. Wladimir warf ihm einen furchtbaren Blick zu.

„Sage Kyrill Petrowitsch, er solle sich schleunigst entfernen, ehe ich ihn vom Hofe jagen lasse . . . geh'!"

Der Diener lief freudig den Befehl seines Herrn auszuführen. Egorowna schlug die Hände zusammen. „Du, unser Väterchen," sagte sie mit weinerlicher Stimme, „Du wirst Dich zu Grunde richten! Kyrill Petrowitsch wird uns vernichten!

„Schweige, Alte," sagte zornig Wladimir. „Schicke gleich Anton nach der Stadt zum Arzte."

Egorowna ging hinaus. Im Vorzimmer war Niemand; alle Leute hatten sich auf dem Hofe versammelt, um Kyrill Petrowitsch anzusehen. Sie standen an der Treppe und hörten die Antwort des Dieners, die er im Namen des jungen Herrn ausrichtete. Im Wagen sitzend, hörte sie Kyrill Petrowitsch an. Sein Gesicht ward finster wie die Nacht, er lächelte mit Verachtung, sah die Leute grimmig an und verließ langsam den Hof. Er sah auch nach dem Fenster, an welchem einen Augenblick vorher Andreï Gawrilowitsch gesessen hatte, wo er aber nicht mehr war. Die Wärterin stand auf der Treppe und hatte den Befehl ihres Herrn vergessen. Das Gesinde besprach laut das Geschehene. Plötzlich erschien Wladimir unter den Leuten und sagte kurz: „Der Arzt ist nicht mehr nöthig — der Vater ist todt!"

Es entstand eine Verwirrung. Die Leute stürzten in's Zimmer des alten Herrn. Er lag im Sessel, auf den ihn Wladimir getragen hatte; seine rechte Hand hing zur Erde, der Kopf war auf die Brust gesunken, es war schon kein Zeichen des Lebens mehr in diesem noch nicht erkalteten Körper. Egorowna schluchzte auf; die Diener umringten die, ihrer Fürsorge anvertraute Leiche, wuschen sie, zogen ihr die noch im Jahre 1797 gemachte Uniform an und legten den entseelten Körper auf denselben Tisch, an welchem während so vieler Jahre sie ihren Herrn bedient hatten.

V.

Das Begräbniß fand am dritten Tage nach dem Tode statt. Die Leiche des armen Greises lag im Sarge mit einem Tuche bedeckt und von Kerzen umgeben. Das Eßzimmer war mit dem Hausgesinde angefüllt, welches sich auf das Heraustragen des Todten vorbereitete. Wladimir und die Bedienten hoben den Sarg auf. Der Geistliche ging voran, der Küster folgte ihm, die Todtengebete singend. Der Herr von Kistenewka verließ zum letzten Male die Schwelle seines Hauses. Der Sarg wurde durch den Wald getragen — die Kirche befand sich hinter demselben. Der Tag war klar und kalt; die herbstlich gefärbten Blätter fielen von den Bäumen. Beim Verlassen des Waldes erblickte man die hölzerne Kirche von Kistenewka

Google

und den mit alten Linden bepflanzten Kirchhof. Da ruhte die Leiche von Wladimirs Mutter; neben ihrem Grabe hatte man am Tage vorher ein neues geschaufelt. Die Bauern von Kistenewka, welche gekommen waren, ihrem Herrn die letzte Ehre zu erweisen, füllten die Kirche. Der junge Dubrowsky stellte sich am Chore auf; weder weinte er, noch betete er, aber der Ausdruck seines Gesichtes war schreckenerregend. Die traurige Feier vollzog sich. Wladimir nahm von der Leiche Abschied, nach ihm das ganze Hofgesinde; man brachte den Deckel und schloß den Sarg. Die Weiber heulten laut, die Bauern trockneten ihre Thränen mit der Faust. Wladimir und dieselben drei Diener trugen den Sarg auf den Kirchhof, unter dem Geleite des ganzen Dorfes. Der Sarg wurde heruntergelassen, die Anwesenden warfen noch eine Hand voll Erde auf denselben, das Grab wurde geschlossen, Alle verbeugten sich und gingen auseinander. Wladimir entfernte sich rasch, eilte Allen voraus und verschwand im Walde von Kistenewka. Egorowna lud in seinem Namen den Popen und die Kirchendiener zum Leichenschmause ein und theilte ihnen mit, daß der junge Herr nicht beabsichtige, demselben beizuwohnen. Und so begaben sich der Vater Anissim, seine Frau Fedotowna und der Kirchendiener zu Fuß nach dem herrschaftlichen Hof, indem sie mit Egorowna die Tugenden des Verstorbenen und das wahrscheinliche Schicksal seines Nachfolgers besprachen. Die Ankunft Troekuroffs und der ihm zu Theil gewordene Empfang waren schon im ganzen Kreise bekannt, und die dortigen Politiker prophezeiten wichtige Ereignisse.

„Was sein wird, wird sein," sagte die Frau des Geistlichen, „aber es ist schade, wenn nicht Wladimir Andreïewitsch unser Herr wird. Ein wackerer Herr, anders kann man nicht sagen."

„Und wer sonst, sollte Herr bei uns sein, wenn nicht er?" unterbrach sie Egorowna, „umsonst erhitzt sich Kyrill Petrowitsch — auf einen Schüchternen ist er nicht gefallen. Mein Herzliebster wird schon für sich einstehen, und Gott wird sorgen, daß er Beschützer findet. Hochmüthig ist Kyrill Petrowitsch, und doch kniff er den Schwanz ein, als mein Grischa ihm zurief: „fort, alter Hund, mache, daß Du vom Hofe kommst!"

„Ach, Egorowna," sagte der Küster, „ich glaube, eher würde ich darauf eingehen, mich mit dem Teufel zu balgen, als Kyrill Petrowitsch scheel anzusehen. Wenn man ihn erblickt — Schreck und Grausen! — und der Rücken beugt sich von selbst . . . beugt sich nur so . . ."

„Nichtigkeit der Eitelkeit!" sagte der Geistliche, „auch Kyrill Petrowitsch werden wir die letzte Ehre erweisen, gerade so, wie wir es heute Andreï Gawrilowitsch gethan haben, nur daß das Leichenbegräbniß reicher sein und man mehr Gäste dazu einladen wird, aber ist es dem lieben Gott nicht ganz gleich?"

„Ach, Väterchen! auch wir wollten den ganzen Bezirk zusammenladen, aber — was soll man machen — Wladimir Andreïewitsch hat es nicht gewollt. Sei unbesorgt, wir haben von Allem genug, Alles ist bereit. Und

Google

wenn auch keine anderen Menschen da sind, werde ich Euch, theure Gäste, reichlich bewirthen."

Dieses freundliche Versprechen und die Hoffnung, ein leckeres Mahl vorzufinden, beschleunigten die Schritte der Sprechenden. Sie gelangten glücklich in's Herrenhaus, wo der Tisch schon gedeckt und der Branntwein aufgetragen war.

Unterdessen drang Wladimir in das Dickicht des Waldes, um zu versuchen, durch Bewegung und Ermüdung den Seelenschmerz zu betäuben. Er ging, ohne auf den Weg zu achten; die Aeste streiften und verwundeten ihn jeden Augenblick, seine Füße sanken in den Sumpf, — er merkte nichts davon.

Endlich erreichte er eine kleine, vom Walde umgebene Lichtung. Ein Bächlein schlängelte sich schweigend längs den vom Herbste schon halb entlaubten Bäumen. Wladimir blieb stehen, setzte sich auf den kalten Rasen, und Gedanken, einer düsterer als der anderer, durchwühlten seine Seele ... Schmerzlich empfand er seine Vereinsamung, seine Zukunft erschien ihm von drohenden Wolken verhüllt. Die Feindschaft mit Troekuroff kündigte ihm neues Unglück an. Sein kleines Besitzthum konnte in andere Hände übergehen, in welchem Falle der Bettelstab seiner harrte. Lange saß er unbeweglich auf derselben Stelle, blickte auf den ruhigen Lauf des Baches, der ein Paar welke Blätter davon trug. Er erschien ihm als ein Symbol des Lebens, ein so richtiges, so gewöhnliches Sinnbild. Endlich bemerkte er, daß es zu dämmern anfing. Er stand auf und fing an, den Heimweg zu suchen, doch lange irrte er noch im unbekannten Walde umher, bis er endlich auf einen Pfad kam, der ihn zum Thore seines Hauses brachte.

Dubrowsky begegnete dem Geistlichen mit den Kirchendienern. Der Gedanke an eine unglückliche Vorbedeutung fuhr ihm durch den Sinn.*) Unwillkürlich ging er abseits und verbarg sich hinter den Bäumen. Jene bemerkten ihn nicht und sprachen lebhaft miteinander: „Entferne Dich vom Uebel und thue Gutes," sagte der Pope zu seiner Frau.

„Wir haben keinen Grund, hier zu bleiben, Deine Schuld ist es nicht, wie auch die Sache ablaufen mag." Die Frau erwiderte etwas, aber Wladimir konnte es nicht hören.

Als er sich dem Hause näherte, sah er viele Menschen versammelt: die Bauern und das Gesinde drängten sich auf dem herrschaftlichen Hofe. Schon von Weitem hörte Wladimir ungewöhnlichen Lärm und Sprechen. An der Remise standen zwei Troïkas. Auf der Treppe schienen ein Paar unbekannte Männer in Uniform etwas zu besprechen. „Was heißt das?" frug er ärgerlich Anton, der ihm entgegenlief, „wer sind jene Männer, und was wollen sie?"

---

*) Es ist ein russischer Aberglaube, daß die Begegnung eines Priesters Unglück bringt.

Google

„Ach, Väterchen Wladimir Andreïewitsch," antwortete Anton ganz außer Athem, „das Gericht ist angekommen. Man übergiebt uns an Troekuroff, man entreißt uns Deiner Obhut."

Wladimir senkte den Kopf. Die Leute umringten ihren unglücklichen Herrn.

„Du, unser Vater," riefen sie, indem sie ihm die Hände küßten, „wir wollen keinen anderen Herrn, als nur Dich. Lieber sterben wir, als daß wir Dich aufgeben. Befiehl, Herr, mit dem Gericht werden wir fertig."

Wladimir sah sie an, und düstere Gefühle bewegten ihn. „Bleibt ruhig," sagte er ihnen; „ich werde mich mit den Gerichtsdienern auseinandersetzen."

„Rede mit ihnen, Väterchen," rief ihm die Menge zu; „und sprich den Verdammten in's Gewissen!"

Wladimir näherte sich den Beamten. Schabaschkin stand mit der Mütze auf dem Kopfe, die Hände auf die Hüften gestemmt, und blickte stolz um sich. Als der Kreisrichter, ein großer und starker, fünfzigjähriger Mann, mit einem rothen Gesicht und Schnurrbart, den herannahenden Dubrowsky erblickte, rief er mit heiserer Stimme: „Also, ich wiederhole Euch, was ich schon gesagt: nach dem Spruche des ***Bezirksgerichtes, gehört Ihr Kyrill Petrowitsch Troekuroff, der hier durch Herrn Schabaschkin vertreten ist. Gehorcht ihm in Allem, was er befehlen wird, und Ihr, Frauenzimmer, liebt und ehrt ihn, er ist ein großer Liebhaber des schönen Geschlechtes."

Bei diesem zweideutigen Scherz fing der Kreisrichter an zu lachen. Schabaschkin und die übrigen Beamten folgten seinem Beispiele. Wladimir kochte vor Wuth.

„Erlauben Sie mir zu fragen, was bedeutet Alles das?" sagte er zu dem vergnügten Kreisrichter mit angenommener Kaltblütigkeit.

„Es bedeutet," antwortet der spitzfindige Kreisrichter, „daß wir gekommen sind, um Kyrill Petrowitsch Troekuroff in Besitz zu setzen und die Anderen zu bitten, sich freiwillig auf und davon zu machen.

„Es scheint mir, daß Sie sich zuerst an mich, nicht aber an meine Bauern hätten wenden sollen, um dem Gutsbesitzer seine Machtentsetzung mitzutheilen."

Der frühere Gutsbesitzer, Andreï Gawrilowitsch, Sohn von Dubrowsky, ist nach Gottes Rathschluß gestorben, und Du, wer bist Du?" sagte Schabaschkin mit einem frechen Blick: „wir kennen Dich nicht und wollen Dich auch nicht kennen."

„Euer Wohlgeboren, es ist unser junger Herr," sagte eine Stimme aus der Menge.

„Wer wagt es, dort das Maul aufzusperren?" sagte streng der Kreisrichter, „was für ein Herr? Euer Herr ist Kyrill Petrowitsch Troekuroff, hört Ihr, Tölpel?"

„Warum nicht gar," sagte dieselbe Stimme.

Google

„Das ist ja ein Aufruhr!“ rief der Kreisrichter. „He, Vorsteher, hierher!“

Der Dorfschulze trat vor.

„Finde augenblicklich heraus, wer es gewagt hat, mit mir zu reden, ich werde ihn züchtigen!“

Der Dorfschulze trat unter die Menge und frug, wer gesprochen habe; Alle schwiegen; aber bald erhob sich in den hintersten Reihen ein Gemurmel. Dasselbe nahm zu und verwandelte sich schnell in ein entsetzliches Geheul. Der Kreisrichter ließ die Stimme sinken und wollte das Volk überreden . . .

„Aber wozu auf ihn hören,“ rief das Hofgesinde. „Kinder, faßt ihn!“ und die Menge setzte sich in Bewegung. Schabaschkin und die Mitglieder des Landgerichtes flüchteten in den Flur und schlossen die Thür.

„Kinder, vorwärts!“ rief dieselbe Stimme, und die Menge drängte vor.

„Bleibt stehen,“ rief Dubrowsky, „Dummköpfe seid Ihr! Ihr richtet Euch und mich zu Grunde, geht heim und laßt mich in Ruhe! Fürchtet nichts, der Kaiser ist barmherzig; ich werde ihn anflehen; er wird uns nicht im Stiche lassen; wir sind alle seine Kinder; aber wie kann er Euch in Schutz nehmen, wenn Ihr aufrührerisch werdet?“

Die Rede des jungen Dubrowsky, seine klangvolle Stimme und sein gebieterisches Aeußere machte den gewünschten Eindruck. Das Volk beruhigte sich und ging auseinander; der Hof leerte sich. Die Mitglieder des Gerichtes saßen zusammen im Hause. Wladimir betrat traurig den Flur. Schabaschkin öffnete die Thüre und fing an mit demüthigen Bücklingen Dubrowsky für seine gnädige Dazwischenkunft zu danken.

Wladimir hörte ihn mit Verachtung an, ohne ihn einer Antwort zu würdigen.

„Wir haben beschlossen,“ fuhr der Assessor fort, „mit Ihrer Erlaubniß eine Nacht hier zuzubringen, denn es ist schon dunkel, und Ihre Bauern könnten uns unterwegs überfallen. Haben Sie die Gnade und befehlen Sie, daß man zum Schlafen wenigstens Heu in’s Zimmer bringt; sobald der Morgen dämmert, werden wir heimkehren.“

„Thun Sie, was Sie wollen,“ antwortete trocken Dubrowsky, „ich bin ja hier nicht mehr der Herr.“

Mit diesen Worten entfernte er sich in das Zimmer seines Vaters und schloß hinter sich die Thüre.

VI.

„Also, es ist Alles zu Ende!“ sagte Wladimir zu sich selbst: „noch heute früh hatte ich ein Unterkommen und ein Stück Brod, morgen werde ich das Haus, in dem ich geboren bin, verlassen müssen. Mein Vater, die Erde, in der er ruht, wird einem verabscheuungswürdigen Manne angehören, dem Urheber seines Todes und meiner Armuth!“ . . .

Google

Wladimir biß die Zähne zusammen, und seine Augen blieben unbeweglich am Bilde seiner Mutter haften. Der Maler hatte sie an ein Geländer gelehnt, in einem weißen Morgenkleide, mit einer Rose im Haar dargestellt. „Und dieses Bild wird dem Feinde unserer Familie anheim fallen," dachte Wladimir, „es wird auf den Speicher mit zerbrochenen Stühlen geworfen oder im Vorzimmer als Gegenstand des Spottes und der Bemerkungen seiner Hundeaufseher aufgehängt werden, und in ihrem Schlafzimmer, wo der Vater gestorben, wird sich sein Verwalter niederlassen, oder sein Harem untergebracht werden. Nein, nein! Er soll das traurige Haus nicht bekommen, aus welchem er mich verjagt."

Wladimir knirschte vor Wuth; schreckliche Gedanken kamen ihm in den Sinn. Die Stimmen der Gerichtsbeamten drangen bis zu ihm, sie verlangten bald dies, bald jenes, und lenkten ihn auf peinliche Weise von seinen traurigen Gedanken ab. Endlich wurde Alles still.

Wladimir öffnete die Kommoden und Schubladen und beschäftigte sich mit dem Ordnen der Papiere des Verstorbenen. Größtentheils bestanden dieselben aus Haushaltsrechnungen und verschiedenen Geschäftsbriefen. Wladimir zerriß sie ungelesen. Ein Packet fiel ihm in die Hände mit der Ueberschrift: „Briefe meiner Frau." Mit heftiger Gemüthsbewegung durchlas Wladimir dieselben. Sie waren während des türkischen Feldzuges in Kistenewka geschrieben. Sie beschrieb ihm ihr Landleben und ihre häuslichen Beschäftigungen, beklagte sich zärtlich über die Trennung und rief ihn zurück in die Umarmung der treuen Gefährtin. In einem der Briefe theilte sie ihm ihre Besorgniß über die Gesundheit des kleinen Wladimir mit; in einem anderen freute sie sich über seine frühzeitigen Eigenschaften und prophezeite ihm eine glückliche und glänzende Zukunft. Wladimir vertiefte sich in das Lesen, und indem er sich in Gedanken in die Welt des Familienglückes versenkte, vergaß er Alles um sich her und bemerkte nicht, wie die Zeit verging. Die Wanduhr schlug elf. Wladimir steckte die Briefe in die Tasche, nahm das Licht und verließ das Zimmer. Im Saale schliefen die Beamten auf der Erde. Die von ihnen geleerten Gläser standen auf dem Tische, und ein starker Rumgeruch war im Zimmer bemerkbar. Mit Abscheu ging Wladimir an ihnen vorüber in das Vorzimmer. Dort war es dunkel. Als das Licht erschien, verbarg sich Jemand in einer Ecke des Raumes. Wladimir leuchtete dahin und erkannte Archip den Schmied.

„Warum bist Du hier?" frug er mit Erstaunen.

„Ich wollte . . . ich kam, um nachzusehen, ob Alle zu Hause wären," antwortete leise und stockend Archip.

„Und warum hast Du eine Axt bei Dir?"

„Warum die Axt? Aber wie kann man denn jetzt ohne Axt gehen? Diese Beamten sind solche Raufbolde, man muß . . ."

„Du bist betrunken; wirf die Axt weg, gehe Dich ausschlafen."

Google

„Ich betrunken? Väterchen Wladimir Andreïewitsch, Gott ist Zeuge, nicht einen Tropfen habe ich im Munde gehabt . . . als ob der Wein einem jetzt in den Sinn käme! Hat man jemals so was gehört! Die Gerichtsbeamten haben es sich ausgedacht, über uns zu herrschen, die Gerichtsbeamten jagen unsere Herrschaft vom Hofe. Wie sie schnarchen, die Verdammten; Alle müßte man mit einem Hiebe . . . kein Hahn würde danach krähen."

Dubrowski machte ein finsteres Gesicht.

„Höre, Archip," sagte er nach kurzem Schweigen, „lasse Deine Einfälle, die Gerichtsbeamten sind nicht schuldig. Stecke die Laterne an und folge mir nach."

Archip nahm das Licht aus den Händen seines Herren, suchte die Laterne hinter dem Ofen hervor und steckte sie an. Beide stiegen leise die Treppe hinab und gingen auf den Hof. Der Wächter fing an auf dem gußeisernen Brett zu trommeln; die Hunde schlugen an.

„Wer hat die Wache?" frug Dubrowsky.

„Wir, Väterchen," antwortete eine dünne Stimme: „Wassilissa und Lukerja."

„Geht nach Hause," sagt ihnen Dubrowsky: „man braucht Euch nicht!"

„Feierabend," fügte Archip hinzu.

„Hab' Dank, Herr," antworteten die Weiber und gingen nach Hause.

Dubrowsky ging weiter. Zwei Männer näherten sich ihm; sie riefen ihn an. Dubrowsky erkannte die Stimme von Anton und Grischa.

Warum schlaft Ihr nicht?" frug er sie.

„Können wir denn an Schlaf denken?" antwortete Anton, „was erleben wir, wer hätte gedacht" . . .

„Leiser," unterbrach ihn Dubrowsky, „wo ist Egorowna?"

„In dem Herrschaftshause, in ihrem Stübchen," antwortete Grischa.

„Geh', bringe sie her, und führe alle unsere Leute aus dem Hause, daß außer den Gerichtsbeamten keine Seele darin bleibe, und Du, Anton, spanne die Telega an."

Grischa ging fort; nach einer Minute erschien er wieder mit seiner Mutter. Die alte Frau hatte sich diese Nacht nicht ausgezogen; außer den Gerichtsbeamten hatte Niemand die Augen geschlossen.

„Sind Alle hier?" frug Dubrowsky, „ist nicht Jemand noch im Hause geblieben?"

„Niemand außer den Gerichtsbeamten," antwortete Grischa.

„Gebt Heu und Stroh her," sagte Dubrowsky. Die Leute liefen in den Stall und kamen mit den Armen voll Stroh zurück.

„Legt es unter die Treppe, so; nun, Kinder, Feuer!"

Archip öffnete die Laterne, Dubrowsky brannte einen Spahn an.

„Warte," sagte er zu Archip, „es kommt mir vor, als ob ich in der Eile die Thüre nach dem Vorzimmer abgeschlossen hätte; gehe schnell hin und mache sie auf."

Google

Archip lief in den Flur, die Thüre war auf; Archip schloß sie ab und fügte halblaut hinzu: „Aufschließen . . . warum nicht gar,“ und kehrte zu Dubrowsky zurück.

Dubrowsky nahm den Spahn, das Heu fing Feuer, die Flammen schlugen empor und beleuchteten den ganzen Hof.

„O Gott,“ rief jammernd Egorowna, „Wladimir Andreïewitsch, was machst Du?“

„Schweig,“ sagte Dubrowsky. „Nun, Kinder, lebt wohl, ich gehe, wohin mich Gott führen wird; werdet glücklich mit Eurem neuen Herrn.“

„Du, unser Vater, unser Ernährer,“ riefen die Leute, „wir sterben lieber — Dich lassen wir nicht, wir gehen mit Dir.“

Die Pferde fuhren vor. Dubrowsky setzte sich mit Grischa in die Telega; Anton schlug auf die Pferde ein, und sie verließen den Hof.

Die Flammen umfaßten sofort das ganze Haus. Die krachenden Dielen stürzten ein; die rauchenden Balken fingen an zu fallen; rother Rauch wirbelte über dem Dache, klägliches Geschrei und Rufe ertönten: „Helft, helft!“

„Warum nicht gar,“ sagte Archip, der mit einem boshaften Lächeln die Feuersbrunst betrachtete.

„Archipuschka,“ sagte ihm Egorowna, „rette sie, die Verdammten, Gott wird es Dir lohnen.“

„Warum nicht gar,“ sagte wieder der Schmied. In diesem Augenblick zeigten sich die Beamten an den Fenstern, indem sie sich bemühten, die doppelten Rahmen auszubrechen. Aber da stürzte das Dach polternd ein — und das Wehgeschrei verhallte.

Bald erschien das ganze Gesinde auf dem Hofe. Die Weiber eilten mit Geschrei, um ihre Habseligkeiten zu retten, die Kinder sprangen herum und bewunderten die Feuersbrunst.

Die Funken sprühten wie ein Feuerregen, die Bauernhäuser fingen an zu brennen.

„Jetzt ist Alles gut!“ sagte Archip, „ha, wie's brennt! Hoffentlich sieht es von Pokrowskoe schön aus.“

In diesem Augenblick erregte eine neue Erscheinung seine Aufmerksamkeit: eine Katze lief auf dem Dache der brennenden Scheune herum, nicht wissend, wohin sie sich retten sollte. Die Flammen umringten sie von allen Seiten. Das arme Thier rief kläglich um Hilfe; die Bengel wollten sich todtlachen, als sie ihre Verzweiflung sahen.

„Warum lacht Ihr, Teufelsbrut,“ sagte ärgerlich der Schmied, „den lieben Gott fürchtet Ihr nicht, ein Geschöpf Gottes geht zu Grunde, und Ihr freut Euch aus Albernheit,“ und eine Leiter an das angebrannte Dach stellend, kletterte er zu der Katze hinauf; sie verstand seine Absicht und klammerte sich eilig mit Dankbarkeit an seine Hände. Halbversengt stieg der Schmied mit seiner Beute herunter.

Google

„Nun, Kinder, lebt wohl," sagte er den bestürzten Leuten, „ich habe hier nichts mehr zu thun; bleibt glücklich, erinnert Euch meiner nicht im Bösen."

Der Schmied ging fort. Das Feuer wüthete noch einige Zeit, beruhigte sich dann endlich, und nur Kohlenhaufen glühten noch hell ohne Flammen im Dunkel der Nacht. Um sie herum gingen die abgebrannten Einwohner von Kistenewka.

VII.

An dem nächsten Tage verbreitete sich die Kunde von der Feuersbrunst durch den ganzen Bezirk. Alle besprachen sie mit verschiedenen Vermuthungen und Voraussetzungen. Die Einen behaupteten, daß die Leute von Dubrowsky, nachdem sie sich auf dem Leichenschmause betrunken, das Haus aus Unvorsichtigkeit angesteckt hätten. Andere beschuldigten die Gerichtsbeamten, welche sich bei der Besitzergreifung berauscht hätten, Einzelne erriethen die Wahrheit und behaupteten, daß der Urheber dieses furchtbaren Unglücksfalles Dubrowsky selbst gewesen sei. Viele sagten aber, daß er selbst mit dem Gerichte und allen Hofbediensteten verbrannt sei. Troekuroff fuhr am anderen Tage an die Unglücksstätte und führte selbst die Untersuchung. Es stellte sich heraus, daß der Kreisrichter, der Assessor vom Landgericht, der Advocat und der Schreiber, sowie Wladimir Dubrowsky, die Kinderfrau Egorowna, der Diener Gregor, der Kutscher Anton und der Schmied Archip verschwunden seien. Alle Hofbedienstete bezeugten, daß die Beamten verbrannt seien, als das Dach einstürzte. Ihre verkohlten Leichen wurden ausgegraben. Die Weiber Wassilissa und Lukerja sagten, daß sie Dubrowsky und den Schmied Archip ein paar Minuten vor Ausbruch des Feuers gesehen hätten. Der Schmied Archip war nach allgemeinem Zeugniß am Leben und wahrscheinlich der hauptsächliche, wenn nicht der alleinige Urheber der Feuersbrunst. Auf Dubrowsky lastete auch ein starker Verdacht. Kyrill Petrowitsch sandte dem Gouverneur eine ausführliche Beschreibung des Vorfalles, und die Untersuchung nahm ihren Anfang. Bald gaben andere Ereignisse der Neugierde und dem Gerede Nahrung. Es tauchten nämlich plötzlich Räuber in der Umgegend auf und verbreiteten überall hin Schrecken. Die gegen sie ergriffenen Maßregeln erwiesen sich als unzureichend. Plünderungen, eine merkwürdiger als die andere, folgten aufeinander. Weder auf den Wegen, noch in den Dörfern war Sicherheit zu finden. Ein paar mit Räubern gefüllte Troïkas fuhren tagsüber durch das Gouvernement, hielten die Reisenden und die Post an, erschienen in den Dörfern, plünderten die Häuser der Gutsbesitzer und überlieferten sie den Flammen. Der Anführer der Bande zeichnete sich durch Klugheit, Unerschrockenheit und eine gewisse Großmuth aus. Man erzählte Wunderdinge von ihm. Dubrowskys Name war in Aller Munde. Alle waren überzeugt, daß niemand Anderes als er die tollkühnen Uebelthäter anführe. Nur über einen Umstand war man erstaunt:

Google

die Besitzungen von Troekuroff wurden verschont, die Räuber plünderten bei ihm keine einzige Scheune und hielten keine einzige seiner Fuhren an. Mit seiner gewöhnlichen Ueberhebung schrieb Troekuroff diese Ausnahme der Furcht zu, die er verstanden hatte, dem ganzen Gouvernement einzuflößen, wie auch besonders der von ihm in seinen Dörfern eingesetzten vorzüglichen Polizei. Anfangs lachten die Nachbarn über den Hochmuth von Troekuroff, und Jeder erwartete, daß die ungeladenen Gäste Pokrowskoe, wo sie sich gütlich thun konnten, heimsuchen würden. Aber endlich wurde man genöthigt, zuzugeben, daß die Räuber ihm eine unbegreifliche Achtung erwiesen. Troekuroff triumphirte, und bei jeder Kunde eines neuen Raubanfalles erging er sich in anzüglichen Redensarten über den Gouverneur und die Chefs der Landpolizei, von welchen Dubrowsky immer unbehelligt davonkam.

Unterdessen war der erste October herangekommen, der Tag des Kirchweihfestes im Dorfe Troekuroffs. Aber ehe wir zur Erzählung der weiteren Begebenheiten schreiten, müssen wir den Leser mit den für ihn neuen Persönlichkeiten, die wir nur vorübergehend erwähnten, bekannt machen.

VIII.

Der Leser hat wahrscheinlich schon errathen, daß die Tochter von Kyrill Petrowitsch, von der wir nur ein paar Worte gesagt, die Heldin dieser Geschichte ist. Zu dem von uns beschriebenen Zeitpunkte war sie siebzehn Jahre alt, und ihre Schönheit befand sich in voller Blüthe. Der Vater liebte sie bis zum Wahnsinn, doch behandelte er sie mit seinem gewöhnlichen Eigenwillen, indem er bald ihre geringsten Launen befriedigte, bald sie durch seine rauhe, zuweilen sogar grausame Behandlung in Angst versetzte. Er war von ihrer Anhänglichkeit überzeugt, aber ihr Vertrauen konnte er nie erringen. Sie nahm die Gewohnheit an, ihre Gefühle und Gedanken vor ihm zu verheimlichen, da sie nie wissen konnte, wie er dieselben beurtheilen würde. Sie hatte keine Gefährtinnen und wuchs in der Einsamkeit auf. Die Frauen und Töchter der Nachbarn kamen selten zu Kyrill Petrowitsch, dessen gewöhnliche Gespräche und Unterhaltungen wohl für Herren, aber nicht für Damen paßten. Selten erschien das schöne Mädchen unter den bei Kyrill Petrowitsch tafelnden Gästen. Die große Bibliothek, die zum größten Theile aus Werken französischer Schriftsteller des XVIII. Jahrhunderts bestand, war ihr zur Verfügung gestellt. Ihr Vater, der nie etwas anderes als die „Vollkommene Köchin" las, konnte sie nicht in der Wahl der Bücher leiten, und begreiflicherweise zog Mascha, nachdem sie verschiedenartige Werke durchstöbert hatte, die Romane vor. Auf diese Weise vollendete sie ihre Erziehung, die einst unter der Leitung von Mamsell Michaud angefangen worden war. Kyrill Petrowitsch erwies derselben ein großes Vertrauen und zu viel Gunst, wodurch er endlich gezwungen wurde, sie in aller Stille auf ein anderes Gut zu schicken, als die Folgen dieser Freundschaft zu sichtbar wurden. Trotzdem hinterließ Mamsell Michaud ein ziemlich gutes Andenken. Sie war

Google

eigentlich ein ziemlich gutes Mädchen und mißbrauchte nie den Einfluß, den sie sichtlich auf Kyrill Petrowitsch ausübte, worin sie sich von den anderen oft gewechselten Geliebten unterschied. Selbst Kyrill Petrowitsch schien sie mehr als die Anderen zu lieben. Der schwarzäugige, ungefähr neunjährige Bube, der an die südlichen Züge von Mamsell Michaud erinnerte, wurde bei ihm erzogen und als sein Sohn anerkannt, obgleich eine Menge barfüßiger Kinder, die wie zwei Tropfen Wasser Kyrill Petrowitsch ähnlich sahen, unter seinen Fenstern umherliefen und zu den Hofleuten gerechnet wurden. Kyrill Petrowitsch ließ aus Moskau für seinen kleinen Sascha einen französischen Hauslehrer kommen, der in Pokrowskoe während der Ereignisse, die wir im Begriffe sind, zu erzählen, eintraf. Dieser Lehrer gefiel Kyrill Petrowitsch durch sein angenehmes Aeußere und sein einfaches Benehmen. Er legte Kyrill Petrowitsch seine Zeugnisse und den Brief eines Verwandten von Troekuroff vor, bei dem er vier Jahre als Erzieher gewirkt hatte. Kyrill Petrowitsch sah die Papiere durch und war nur mit der Jugend seines Franzosen unzufrieden, nicht als ob er diese liebenswürdige Eigenschaft für unvereinbar mit der Geduld und der Erfahrung hielt, die dem unglücklichen Stand der Lehrer so nothwendig sind, aber er hatte seine Zweifel, die er sich augenblicklich entschloß, ihm mitzutheilen. Zu diesem Zweck ließ Kyrill Petrowitsch Mascha rufen, da er nicht französisch sprechen konnte und diese ihm als Dolmetscher dienen mußte.

„Komm näher, Mascha! sage Du diesem Mossieu, daß ich ihn, da es nicht anders geht, schon annehmen werde, aber nur unter der Bedingung, daß er es nicht wagt, hier meinen Frauenzimmern den Hof zu machen, sonst werde ich ihn, den Hundsfott . . . übersetze ihm das, Mascha."

Mascha erröthete, und sich zum Lehrer wendend, sagte sie ihm auf französisch, daß ihr Vater auf seine Bescheidenheit und auf sein anständiges Benehmen rechne.

Der Franzose verbeugte sich und antwortete, er hoffe seine Achtung zu erringen, selbst wenn man ihm das Wohlwollen versagen würde.

Mascha übersetzte seine Erwiderung Wort für Wort.

„Gut, gut," sagte Kyrill Petrowitsch. „Er braucht weder Wohlwollen, noch Achtung. Seine Sache ist Sascha zu pflegen, ihm die Grammatik und die Geographie zu lehren . . . übersetze es ihm . . ."

Maria Kyrilowna milderte in ihrer Uebersetzung die groben Ausdrücke ihres Vaters, und Kyrill Petrowitsch entließ seinen Franzosen nach dem Flügel des Hauses, wo ihm ein Zimmer angewiesen ward.

Mascha schenkte dem jungen Franzosen gar keine Aufmerksamkeit. In aristokratischen Vorurtheilen erzogen, war für sie ein Lehrer eine Art von Diener oder Handwerker, und ein Diener oder Handwerker waren für sie keine Männer. Sie bemerkte deshalb nicht den Eindruck, den sie auf Mr. Deforge hervorgebracht hatte, weder seine Verlegenheit, noch sein Beben, noch seine veränderte Stimme, wenn er mit ihr sprach. Nachher begegnete sie

Google

ihm einige Tage hintereinander ziemlich oft, aber ohne ihn großer Aufmerksamkeit zu würdigen. Auf ganz unerwartete Weise bekam sie eine andere Meinung von ihm.

Auf dem Hofe wurden gewöhnlich ein paar junge Bären großgezogen, welche eine von den Hauptunterhaltungen des Besitzers von Pokrowskoe bildeten. In ihrer ersten Jugend wurden die kleinen Bären täglich in den Salon gebracht, wo Kyrill Petrowitsch sich stundenlang mit ihnen abgab, indem er sie mit Hunden und Katzen durcheinanderhetzte. Herangewachsen, wurden sie, in Erwartung der wirklichen Hetze, an die Kette gelegt. Ab und zu wurden sie vor die Fenster des herrschaftlichen Hauses geführt und eine leere, mit Nägeln beschlagene Tonne, deren Spitzen nach außen standen, vor ihnen hergerollt. Der Bär beroch sie, dann faßte er sie leise an, stach sich in die Tatzen, ärgerte sich und stieß sie heftiger, wodurch auch der Schmerz heftiger wurde. Er gerieth in Wuth, warf sich mit Gebrüll auf die Tonne, bis man dem armen Thiere den Gegenstand seiner vergeblichen Wuth abnahm. Es kam auch vor, daß man vor eine Telega, in die man mit oder gegen ihren Willen einige Gäste setzte, ein paar Bären spannte und sie dann nach Gottes Willen rennen ließ. Jedoch als bester Spaß galt bei Kyrill Petrowisch folgendes: Man sperrte zuweilen einen ausgehungerten Bären in ein leeres Zimmer ein und band ihn mit einem Strick an einen in der Mauer befestigten Ring an. Der Strick hatte die Länge des ganzen Zimmers, so daß nur die entgegengesetzte Ecke vor dem Ueberfalle des schrecklichen Thieres Sicherheit bot. Gewöhnlich führte man einen Neuling an die Thüre dieses Zimmers und stieß ihn wie zufällig in dasselbe hinein. Die Thüre wurde geschlossen und das unglückliche Opfer blieb allein mit dem struppigen Einsiedler. Der arme Gast, mit einem abgerissenen Schoß, einer zerkratzten Hand, entdeckte bald die ungefährliche Ecke. Er war aber genöthigt zuweilen drei volle Stunden an die Wand gedrückt zu stehen und zu sehen, wie zwei Schritte von ihm das gereizte Thier sprang, sich auf die Hinterfüße stellte, brüllte, riß und sich die größte Mühe gab, ihn zu erreichen. Dieser Art waren die edlen Belustigungen eines russischen Edelmannes.

Ein paar Tage nach der Ankunft des Hauslehrers erinnerte sich seiner Troekuroff und nahm sich vor, ihn mit dem Bärenzimmer zu bewirthen. Er ließ ihn eines Morgens zu sich rufen. Erst führte er ihn durch verschiedene dunkle Gänge, als sich plötzlich eine Seitenthür öffnete, und zwei Diener den Franzosen in ein Zimmer stießen, in welchem sie ihn einschlossen. Als der Hauslehrer zu sich kam, erblickte er den angebundenen Bären. Das Thier fing an zu schnaufen, indem es von Weitem seinen Gast beschnüffelte, und plötzlich, sich auf die Hinterfüße stellend, ging es auf ihn los . . . Der Franzose erschrak nicht, noch versuchte er zu entfliehen, sondern erwartete ruhig den Angriff. Der Bär näherte sich. Deforge nahm aus der Tasche eine kleine Pistole, legte sie dem hungrigen Thier an das Ohr und schoß. Der Bär stürzte zusammen. Alle liefen nun herbei,

Google

die Thür wurde aufgemacht, und Kyrill Petrowitsch trat ein, bestürzt über den Ausgang seines Spaßes.

Er wollte durchaus eine Erklärung des Vorfalles haben. Wer hatte Deforge auf den ihm zugedachten Spaß vorbereitet? oder warum hatte er eine geladene Pistole in der Tasche? Er schickte nach Mascha. Sie übersetzte dem Franzosen die Fragen ihres Vaters.

„Ich hatte nichts von dem Bären gehört," antwortete Deforge, „trage aber immer eine geladene Pistole bei mir, weil ich nicht beabsichtige, eine Beleidigung zu dulden, für welche ich, wegen meiner Stellung, keine Genugthuung fordern darf."

Mascha sah ihn mit Erstaunen an und übersetzte seine Worte. Kyrill Petrowitsch antwortete nichts, befahl, den Bären hinauszubringen und ihm das Fell abzuziehen. Dann sich zu seinen Leuten wendend, sagte er: „Was für ein wackerer Bursche! Er hat keine Angst bekommen, bei Gott, er hat keine Angst bekommen."

Von diesem Augenblicke an gewann er Deforge lieb und versuchte nie mehr, ihn auf die Probe zu stellen.

Aber auf Maria Kyrilowna brachte dieser Fall einen noch größeren Eindruck hervor. Ihre Einbildungskraft war berührt: sie sah den todten Bären, den ruhig über ihn stehenden und ruhig mit ihr sprechenden Deforge. Sie erkannte, daß Muth und stolze Eigenliebe nicht ausschließlich einem Stande angehören. Von der Zeit an begann sie dem jungen Lehrer eine Achtung zu zeigen, die stetig zunahm. Mascha hatte eine prächtige Stimme und große musikalische Anlagen. Deforge bot sich an, ihr Stunden zu geben. Darnach ist es dem Leser nicht schwer, zu errathen, daß Mascha sich in ihn verliebte, ohne es sich noch selbst einzugestehen.

(Schluß folgt).



Illustrirte Bibliographie.

Griechische Kunstgeschichte von Heinrich Brunn. I. Buch: Die Anfänge und die älteste dekorative Kunst. München 1893, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedrich Bruckmann.

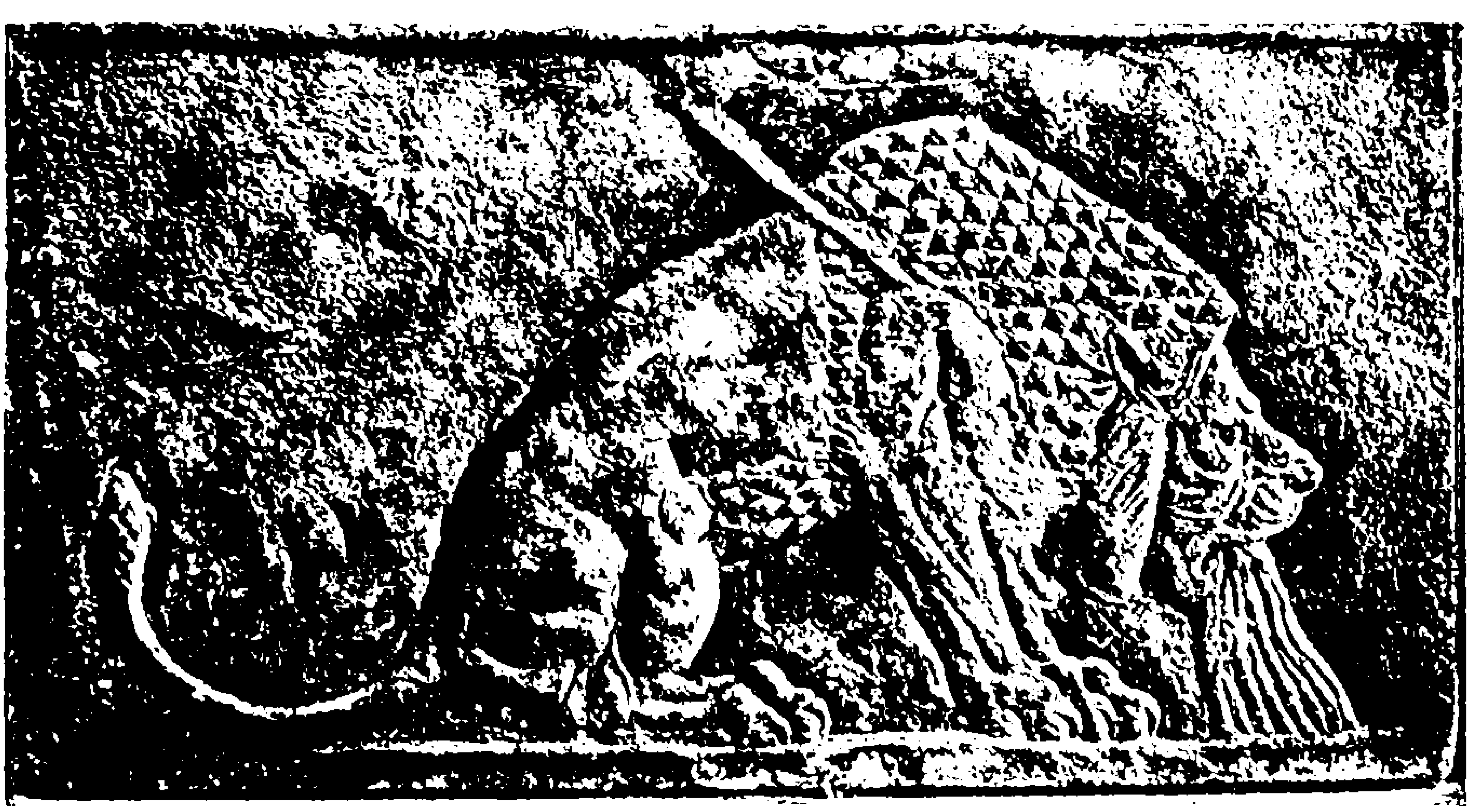
Vor vielen Jahren bereits erwartete die gelehrte Welt mit Spannung das Erscheinen der griechischen Kunstgeschichte, die zu schreiben keiner berufener war, als Heinrich Brunn. Es war aber für die Kundigen leicht, zu verstehen, warum das Werk ausblieb. Denn in den letzten drei Decennien ist für die Archäologie das Zeitalter der Entdeckungen angebrochen. Die zuerst verspotteten, dann in ihrer Bedeutung immer mehr anerkannten Ausgrabungen Schliemanns, die Unternehmungen des deutschen Reiches in Olympia und Pergamon, die Thätigkeit des in Athen domicilirten deutschen archäologischen Instituts, mit welchen ähnliche Einrichtungen der Franzosen, Engländer und Amerikaner bald in regen Wettbewerb traten, nicht zum wenigsten schließlich die neuerwachte und auf solide wissenschaftliche Ausbildung gegründete Betheiligung der Griechen selbst an der Forscherthätigkeit auf dem Boden ihrer Heimat — alle diese Umstände zusammen genommen haben — von verschiedenen, blendenden Einzelthaten ganz abgesehen — das Material für unsere Kenntniß, namentlich der ältesten griechischen Kunst, so gänzlich umgestaltet und den Kreis der hierauf bezüglichen Anschauungen so ungeheuer erweitert, daß eine historische Darstellung der Gesammtgebiete mit dem Anspruch auf Vollständigkeit und Endgültigkeit unmöglich erscheint. Mit Recht betont Brunn in der Einleitung selbst, daß augenblicklich Niemand in der Lage ist, eine Geschichte der griechischen Kunst in absolutem Sinne zu schreiben." Wir müssen ihm aufrichtig dankbar sein, daß er bei alledem es gewagt hat, eine solche in seinem, im Brunn'schen Sinne zu schreiben. Dies bedeutet, daß in dieser Kunstgeschichte die wahren und nothwendigen Grundlagen des künstlerischen Schaffens stets auch in den Vordergrund der Betrachtung gestellt und durch jene ebenso eindringliche wie besonnene Methode der Analyse des Kunstwerks, worin Heinrich Brunn ein Meister ist, zur Lösung gebracht werden.

Diese Methode der Betrachtung ist sicher nirgends so sehr geboten, als gegenüber den ersten Anfängen der Kunst, welchen das nun vorliegende Buch gewidmet ist. In das Labyrinth der Völkerbeziehungen, Einflüsse und Rückwirkungen, die das Studium der ältesten an's Licht gebrachten Kunstdenkmäler eröffnet, vermögen wir an diesem Ariadnefaden getrost einzudringen, geleitet von der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß gerade

Google



Aus: Heinrich Brunn, „Griechische Kunstgeschichte". München. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedrich Bruckmann.

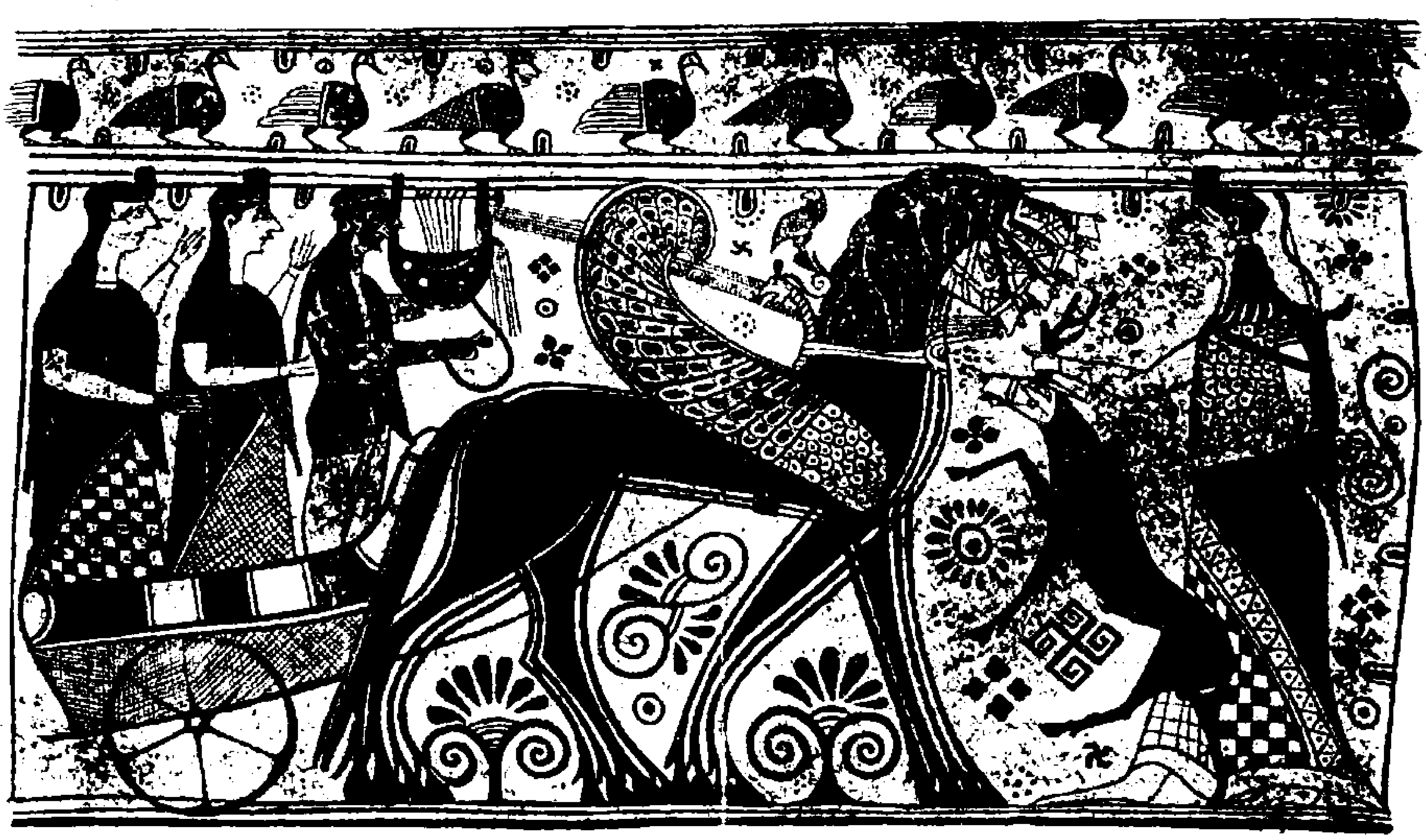


Aus: Heinrich Brunn, „Griechische Kunstgeschichte". München. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedrich Bruckmann.

Google

die griechische Kunst sich aus den sicheren, unveränderlichen Grundgesetzen des Kunstschaffens heraus wie mit innerer Nothwendigkeit als ein organisches Ganze entwickelt hat.

Diese Gesetze des Kunstschaffens bestimmen sich aber nach Brunn für die Griechen dahin, daß ein überlegen ordnender Geist in dem Kunstwerk walte, der stets auf das Ganze der künstlerischen Erscheinung sehe, so daß die Harmonie in Form und Inhalt als etwas Nothwendiges erscheine, wo dieser Geist gleichmäßigen Schaffens auch in dem unscheinbarsten Werk jener Frühzeit zur Geltung kommt, da ist ein untrügliches Kriterium vorhanden, um die Herkunft eines solchen Werkes zu bestimmen. Es ergiebt sich daraus eine Methode der Betrachtung, die Brunn in den vier Capiteln, nach welchen er seinen Stoff gliedert (Die Kunst der vorhomerischen Zeit — Die Kunst der homerischen Zeit — Die Stellung des hellenischen Geistes gegenüber fremden Einflüssen — Erstarkung des hellenischen Geistes), immer wieder mit gleicher Meisterschaft verwendet. So heben wir nur die in ihrer bündigen Knappheit klassische Beweisführung hervor, daß die bildlichen Darstellungen der sogenannten Dipylonvasen die Elemente des wahrhaft hellenischen Ideal-



Aus: Heinrich Brunn, „Griechische Kunstgeschichte". München. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedrich Bruckmann.

stils bereits in kräftigen Keimen enthalten, während die rein naturalistischen, scheinbar so viel vollendeteren Reliefs der Goldbecher von Vafio die Merkzeichen einer zielbewußten höheren Kunstübung noch vermissen lassen. Und in ähnlicher Weise erprobt sich die Methode als stichhaltig zur Aufklärung des Verhältnisses zwischen griechischer und assyrischer Kunst und zur Begründung der neubelebenden Rückwirkung, welche erstere auf die letzte Phase der assyrischen Kunstentwicklung, wie sie u. A. in den Thierreliefs aus dem jüngsten Palast zu Kujundschik uns entgegentritt, ausgeübt hat.

Auf den Gang der Darstellung und den Inhalt der verschiedenen Kapitel im Einzelnen einzugehen, müssen wir uns hier versagen. Brunns Buch ist im Ganzen für den Gelehrten und Forscher geschrieben, der im Stande ist, die gedrungene und abgerundete Darstellung durch eigene Kenntniß der Denkmäler und der Literatur zu ergänzen. Mit einem einzigen Satz nimmt der Verfasser oft Stellung zu vielerörterten Problemen, und eine beredte Kritik ist auch sein Schweigen. Doch werden einzelne Abschnitte, wie namentlich der über die homerische Kunst, auch von dem Laien mit Genuß und Vortheil gelesen werden. Dem entsprechend ist auch die Auswahl der Illustrationen mit vorsichtigem Takt

Google

getroffen, sie geben — in der vorzüglichen Ausführung, welche der Name der Verlagshandlung verbürgt — das zum Auffrischen der Erinnerung Nothwendige, aber sie wollen nicht die Bedeutung eines selbstständigen Bilderatlasses in Anspruch nehmen.

Wir haben in diesem Buche den ersten Abschnitt des Lebenswerks eines Forschers vor uns, der wie wenige es verstanden hat, seiner Wissenschaft den lebendigen Odem seines eigenen hohen Geistes einzuhauchen. Möge es dem greisen Gelehrten, der auf eine mehr als fünfzigjährige Thätigkeit im Dienste der Wissenschaft zurückschaut, vergönnt sein, das Werk mit derselben Frische und Kraft, wie dieser erste Band zeigt, zu völligem Ende zu führen! M. S.

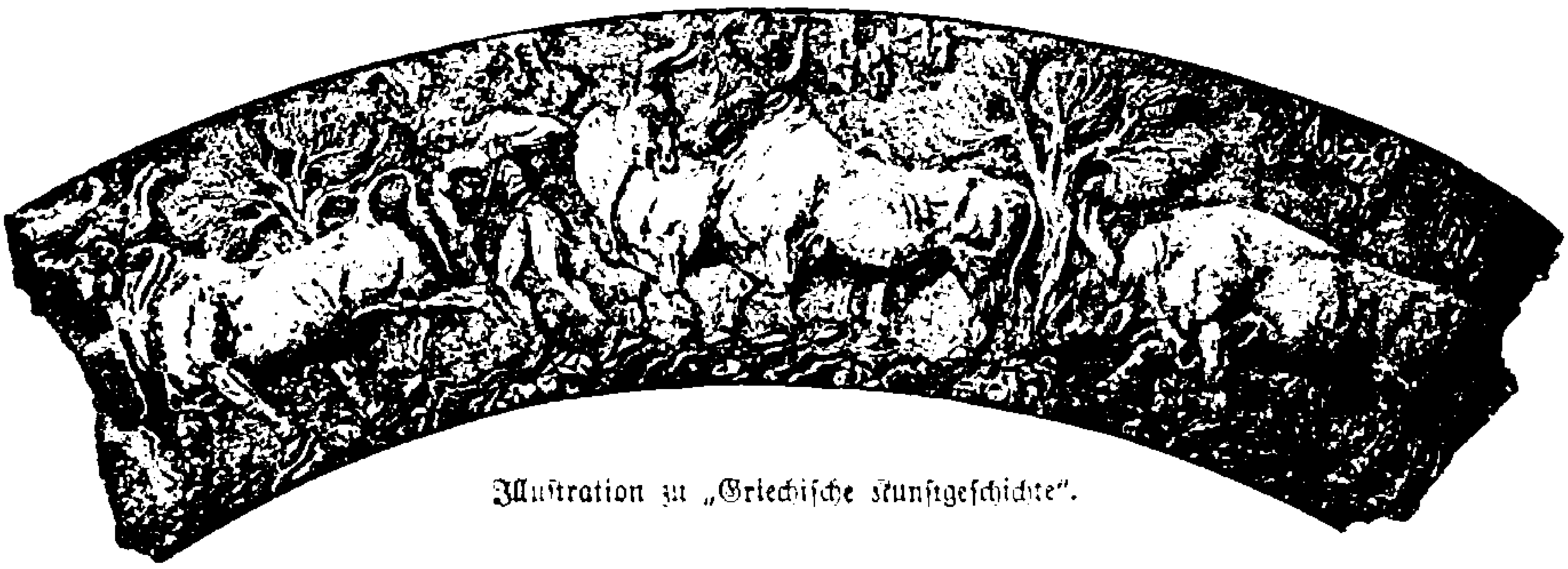


Illustration zu „Griechische Kunstgeschichte".

Die Grundbegriffe der Gegenwart.

Historisch und kritisch entwickelt von Rudolf Eucken, o. ö. Prof. a. d. Univ. Jena. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Veit & Co., 1893. 318 S. gr. 8⁰. (1. Auflage 1878.)

Wer als Laie in die großen Gegensätze philosophischer Weltanschauung eingeführt zu werden wünscht, wer sich also zu den Schlagworten subjectiv-objectiv, Monismus-Dualismus u. s. w. Genaueres hinzudenken möchte, dem sei dieses ansprechende, stilistisch nur gar zu glatte Buch in erster Reihe empfohlen, wenngleich ein Erlernen der philosophischen Wissenschaft auf ganz anderen Wegen zu suchen ist. Er wird auch genug Anregung durch die jeweils betonte Stellung des Autors zu den noch wogenden Fragen bekommen, die im Streit eines Idealismus und Realismus ihre Entscheidung nicht zurückhält und es gerade gegenüber einem „Pseudoidealismus" für eine Hauptaufgabe erachtet, „das große Entweder-oder des menschlichen Daseins und die ungeheure Spannung der Zeit zur Anschauung zu bringen" (S. 315). Dem Fachmann bietet das Buch einigen Weiterbau der in Vf.'s „Geschichte der philosophischen Terminologie" (1879) begonnenen Forschungen; so sei die Uebersicht über die Geschichte der Ausdrücke und Begriffe a priori und a posteriori zur Beachtung hervorgehoben.

Dem Fachmann und Liebhaber gilt Eucken's öfterer nachdrücklicher Hinweis auf die nicht durch Erfahrung gegebene Selbständigkeit des Geistigen. „Nur als ein Gesetz der geistigen Arbeit kann das a priori zugleich auch die eigene Wahrheit der Dinge zum Ausdruck bringen, insofern die Ergebung in das Gedankenreich zugleich ein Hinführen zu ihrem echten Wesen besagt" (S. 102). Ebenso mag für beiderlei Interessenten von Werth sein die Verwahrung gegen den Mode-Naturalismus heutiger Weltauffassung: „Die Philosophie speziell hat nicht deshalb mit solcher Mühe das Magdverhältniß zur Theologie gelöst, um unter weit ungünstigeren Bedingungen die Magd der Naturwissenschaften zu werden" (S. 152). Weiters, was Eucken über die „Entwickelung" zu sagen hat: mit Recht betont er den leider so oft vergessenen Umstand, daß selbst ein völliger Anschluß an die Descendenzlehre durchaus noch nicht ein Verbleiben bei der Selectionstheorie bedingt. „Im Besonderen ist es eine offene Frage, ob nicht neben den Verschiebungen aus dem Verhältniß zur Umgebung auch die eigenthümliche Konstitution der Lebewesen selbst bewegende und weiterbildende Kräfte enthält" (S. 115). Auch in

Google

Entwicklungen des Geisteslebens läßt uns der Autor blicken: „Jede charaktervolle Epoche stößt gerade mit ihrer unmittelbaren Vorgängerin hart zusammen, ja von dem Kampf zwischen Gegenwart und Vergangenheit nährt sich das Leben" (S. 127).

Bei einem Buch, das in weiten Kreisen eine fast gläubige Hinnahme finden wird und in der Hauptsache auch verdient, ist es mehr als sonst geboten, auf Punkte hinzuweisen, gegen die nicht nur eine Gegenmeinung des Referenten, sondern Jedermanns nähere Einsicht auftreten muß. Dies gilt z. B. gegenüber der Ablehnung des (Nietzsche'schen) „jenseits von gut und böse". Hier scheint es, als bedeute dies, daß „überhaupt alle Werthunterschiede aus der Welt verschwinden müssen" (S. 146). Es ist nun einfach ein thatsächlicher Irrthum, daß jene Philosophie dies wolle; das „jenseits von gut und böse" (im Gegensatz zu „gut und schlecht") bedeutet keineswegs „jenseits aller ethischen Werthe", sondern nur — auf Grund einer kritischen Ablehnung der Selbstverständlichkeit sittlicher Werthbegriffe — ein „jenseits dieser besonderen Werthe"; und gerade als neuer Werthender tritt jener Vertreter einer wissenschaftlich unabhängigen Methode in der Ethik auf. Ebenso ist die Frage: „Müßte man nicht, um konsequent zu sein, eine Weltanschauung auch ‚jenseits von wahr und falsch' ausbilden . . .?" bis zum Erscheinen der hier fehlenden Beweise für diese „Konsequenz" abzulehnen, und nicht minder die umgekehrte Folgerung, „mit der Wahrheit einen Werthbegriff und damit auch einen weiteren Begriff des Guten aufzunehmen". Den Satz: „Jedenfalls ist unbegreiflich, wie eine Unwahrheit als werthvoll auch nur erscheinen könnte" (S. 238), darf man ebenfalls seinem Schicksal überlassen. — Ferner scheint die Mechanisirung der äußeren Natur bei Descartes in Eucken's Darstellung (S. 136) wohl zu weit getrieben zu sein; es sprechen in den „Principien" dagegen: § 1—4 des dritten und § 188—190, 197f, 200 des vierten Theils. — Bei der Wiedergabe von Kant's Grundgedanken heißt es: „So bleibt die eigentliche Werkstätte der Erkenntniß jenseits der Erfahrung" (S. 63); dieses „jenseits" verführt leicht zu einer Verwechslung mit dem Transscendenten, also dem Gegentheil jener Werkstätte, und wäre besser durch „diesseits" zu ersetzen. — Die Abstraction, als „Weglassen der eigenthümlichen und Zusammenfassung der gemeinsamen Merkmale" (S. 76), ist für den Vf. also blos Verallgemeinerung und zwar auf Grund einer bereits vor ihr gemachten Heraushebung gemeinsamer Merkmale. Man sollte doch eine Theorie, die eben nur Eine und noch dazu ältere ist, und die einer weiteren Theorie davon bedarf, wie man denn ohne Abstraction Gemeinsames herausbekommt, nicht als fertigen Lehrsatz vortragen. — Den Fingerzeig für den Ursprung des Streites, ob unsere „innerste Bildung den Geisteswissenschaften mit ihrer geschichtlichen Erfahrung zu nehmen und vielmehr den Naturwissenschaften anzuvertrauen sei" (S. 279), empfehlen wir den Bejahern dieser Frage zur Kritik. H. S.

Bibliographische Notizen.

Illustrirte Musikgeschichte von Adalbert Svoboda. Mit Abbildungen von Max Freiherrn von Branca. I. Band. Stuttgart, Carl Grüninger.

Die Entwickelung der Tonkunst bei den Naturvölkern, sowie bei den Culturnationen der alten Welt, ist in den meisten musikhistorischen Werken nicht in genügendem Maße berücksichtigt worden; und doch liefert die Betrachtung der Musikzustände gerade bei den alten Völkern, sowie den Naturvölkern uns das werthvollste Material für die richtige Erkenntniß des Wesens und der Bedeutung der Musik. Wer sich nicht mit metaphysischen Speculationen begnügen will, sondern vor Allem den realen Thatsachen nachzugehen beflissen ist, der wird hier, wo er dem Urquell der Musik so bedeutend näher steht, jedes anscheinend noch so geringfügige Zeugniß hoch willkommen heißen. So kann man es nur freudig anerkennen, daß A. Svoboda in seiner Musikgeschichte auf diese Gebiete seine besondere Aufmerksamkeit gerichtet hat. Der erste uns vorliegende Band ist ganz der Darstellung der Musikverhältnisse bei den Naturvölkern und bei den Culturvölkern des Alterthums, von vorgeschichtlicher Zeit an, gewidmet. Die Musik wird uns in ihrem Zusammenhange mit der Gesammtcultur der einzelnen Völker, speciell in ihrer Verbindung mit Religion und Poesie geschildert, wodurch wir erst den richtigen Maßstab für ihre Beurtheilung finden; die engen Beziehungen zwischen ihr und der

Google

Volkspoesie, die eine ausführlichere Berücksichtigung der letzteren erheischten, sind eingehend und klar dargelegt. Sehr interessante Mittheilungen, die zudem durch gute Abbildungen unterstützt werden, macht das Werk auch über Musikinstrumente. —

Der Verfasser hat mit großem Fleiß ein außerordentlich reiches Quellenmaterial herangezogen und mit anerkennenswerthem Geschick verarbeitet. Neben den Werken griechischer und römischer Schriftsteller, aus denen er die auf seinen Gegenstand bezüglichen Thatsachen herausgesucht, hat er die Resultate modernster Forschung verwerthet, und, z. B. aus den Werken von Reisenden wie Holub, Rohlfs, Ratzel, Vambèry u. a., eine große Fülle bisher unbenützten musikgeschichtlichen Stoffes gezogen, so daß seine Musikgeschichte manches Neue und Ueberraschende bietet. — Bei alledem ist das Buch nicht eine trockene Sammlung zahlreicher interessanter Einzelheiten geblieben, vielmehr hat es der Verf. verstanden, in dem glatten Flusse einer gewandten, fesselnden Darstellung die Spuren seiner mühseligen bienenfleißigen Forscherarbeit zu verwischen, und aus deren Resultaten stets zusammenfassende, lebendige Gesammtbilder herauszuarbeiten. — So ist sein Buch nicht nur interessant und lehrreich, sondern zugleich ein angenehm lesbares Buch. Dem Texte sind zahlreiche Proben der Volkspoesie und Notenbeispiele eingefügt. Freiherr von Branca hat das Werk mit zahlreichen guten Illustrationen, nach Vorbildern in kunstgeschichtlichen Werken, nach Miniaturen der Münchner Staats- und Hofbibliothek, nach Handzeichnungen des Kupferstichkabinets sowie nach Objecten des Maximilianeums in München geschmückt. — Nach Erscheinen des zweiten Bandes, der die Geschichte der Tonkunst vom Mittelalter bis auf unsere Tage behandeln wird, werden wir auf das empfehlenswerthe Werk zurückkommen.

W.

Commentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Zum hundertjährigen Jubiläum derselben. Von Dr. H. Vaihinger, a. o. Professor der Philosophie an der Universität Halle. I. Band: Stuttgart, W. Spemann, 1882. II. Band. Stuttgart—Berlin—Leipzig, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, 1892.

Nun ist der zweite Band dieses nach Umfang und Inhalt großen Werkes erschienen, und zwei weitere sollen noch folgen. Eine Empfehlung eigens auszusprechen, dürfte überflüssig, eine genauere Kritik, ja auch nur Referirung im ersten Angriff unmöglich sein. Derartige Bücher wollen nicht blos eingehender studirt, sondern auch — wodurch sich erst ein deutlicheres Urtheil bilden kann — längere Zeit im fachwissenschaftlichen Gebrauch erprobt werden. Darum begnügen wir uns heute mit diesem Hinweis, bis uns eine gründliche Besprechung der beiden vorliegenden Bände möglich wird.

H. S.

Plaudergänge im Weltall. Sammlung gemeinverständlicher naturwissenschaftlicher Vorträge von Harry Gravelius. 1. Bd. Berlin, Stankiewicz.

Der Verfasser, Astronom vom Fach, der sich auch als Feuilletonist einen guten Namen erworben hat, führt uns eine Anzahl, in leichter, gefälliger und doch wissenschaftlicher Form geschriebener, abgerundeter Skizzen, vornehmlich aus der Astronomie, dann aber auch aus der Geophysik und der Geographie vor, denen sich auch eine Anzahl von Biographien berühmter Forscher anschließen.

Besonders dankbar sind wir dem Verfasser für die Schlußabhandlung über „Naturwissenschaft und Ethik“. Die warmen, edlen Worte, welche Gravelius hier zu Gunsten der so oft verketzerten naturwissenschaftlichen Weltanschauung widmet, und die gerade jetzt wieder, wo die „ethische Bewegung“ auf der Tagesordnung steht, recht zeitgemäß sind, wirken wahrhaft erhebend.

Wir wünschen dem Buche, welches auch äußerlich vortheilhaft ausgestattet ist, einen weiten Lesekreis.

Wp.

Die neueren Schnelldampfer der Handels- und Kriegsmarine. Von Carl Busley, Prof. a. d. Kaiserl. Marinen-Akademie zu Kiel. 2. Aufl. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer.

Das Werk war in der ersten Auflage speciell für Fachleute berechnet. Wie der Verfasser in der Vorrede sagt, sind ihm aus weiten Kreisen Wünsche zugegangen, welche auf eine weniger fachliche Bearbeitung der Schnelldampfer und ihrer Maschinenanlagen drangen. Er hat sich deshalb entschlossen, in der vorliegenden 2. Auflage „die zuerst nur lose zusammenhängenden Aufsätze zu einem fest gegliederten Ganzen zu verschmelzen und ihnen durch möglichste Vermehrung der Abbildungen, sowie durch zwischengeschaltete Erklärungen eine auch dem Nichtfachmanne verständliche Form zu

Google

geben." Wir können hier gleich sagen, daß der Verfasser sein Vorhaben in glücklichster Weise gelöst hat.

Nach einem kurzen Ueberblick über die Entwickelung der Seeschifffahrt überhaupt, und insbesondere der Dampfschifffahrt, läßt der Verfasser zunächst einen kurzen Abschnitt folgen über die Unterschiede zwischen Handels- und Kriegsschnelldampfer, um dann zu seinem eigentlichen Thema, der Betrachtung der heutigen Handelsschnelldampfer überzugehen. In geradezu meisterhaft klarer Weise versteht er es, uns über alle Fragen, welche hier in Betracht kommen können, zu unterrichten. Die Anforderungen an die Geschwindigkeit und die maschinellen Leistungen, an Sicherheit und Wohnlichkeit, an Rentabilität, Verhältniß zwischen Kraftaufwand und Leistung, die ungeheuren maschinellen Anlagen 2c. 2c., Alles wird in lebensvollster Weise uns durch Wort und Bild zum Bewußtsein gebracht. Wie instructiv für die Vorstellung der gigantischen Abmessungen der Maschinen ist z. B. das Bild auf Seite 131, wo die Maschinenanlage des Schnelldampfers „Spree" in den Umriß eines auf Seite 130 abgebildeten, aus Erdgeschoß und 3 Stockwerken bestehenden Kieler Hauses eingezeichnet ist! Wie treffend ausgewählt sind die Abbildungen, welche uns die inneren Einrichtungen des Dampfers vorführen, wie lehrreich die vielen Umrißzeichnungen für Größenvergleiche früherer und jetziger Schiffe!

Erhebend für uns Deutsche ist der Nachweis, daß Deutschland auf dem Gebiete des Schiffsbaues jetzt die übrigen Nationen so weit überflügelt hat, daß es für absehbare Zeit wohl nicht mehr Gefahr laufen wird, in die zweite Linie zu rücken.

Wir können das Werk allen denen angelegentlichst empfehlen, welche sich für die ungeheuren Errungenschaften der Technik in unserem Jahrhundert und speziell der Schiffstechnik interessiren. Wp.

Wir Drei. Fünf Acte von Ernst Rosmer. München. Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co.

Unter dem Pseudonym Ernst Rosmer verbirgt sich eine junge Dame aus München, die bereits mit einem Drama „Dämmerung" in der „Freien Bühne" zu Berlin in die Oeffentlichkeit getreten ist und von den kritischen Vertretern der neuesten Richtung die größte Anerkennung erfahren hat. Das vorliegende Seelendrama legt Zeugniß ab für die außerordentliche Begabung der Dichterin. Der Stoff des Dramas erinnert an Hauptmanns „Einsame Menschen", die Behandlung des Themas aber und vor Allem der echt tragische und doch versöhnende Schluß sind durchaus originell und — wenn man von einigen unnützen, hyper-naturalistischen Einzelheiten absieht — ist der Eindruck des ganzen Stückes ein wahrhaft ergreifender. In Ernst Rosmer scheint für Deutschland ein neuer, heller Stern im Gebiete des Dramas aufgehen zu wollen.

— e.

Poetik. Die Lehre von der deutschen Dichtkunst. Entworfen von Dr. C. Kleinpaul. Neunte Auflage, herausgegeben von W. Langewiesche. Bremen, M. Heinsius, 1892.

Auch die neue, an vielen Stellen umgearbeitete und verbesserte Ausgabe des beliebten Handbuches wird vielen Liebhabern der deutschen Poesie und Verskunst eine willkommene Erscheinung sein. P.

Der deutschen Mütter Theil an deutscher Lande Heil. Von Adolf Schubert. Berlin, L. Oehmigke (R. Appellius).

Den auf den letzten 6 Seiten, besonders in dem gesperrt gedruckten Schlußsatze, ausgesprochenen Gedanken können wir nur zustimmen und ihnen weite Verbreitung wünschen; dagegen vermögen wir den ersten 42 Seiten, welche das in ihnen enthaltene Gute in einem mächtigen Phrasengeklingel ertödten, einen tieferen Werth nicht zuzuerkennen. Wp.

Was schulden wir unsern Kindern? Allgemeines deutsches Erziehungslexikon für das Haus. Von Dr. Hermann Abegg. Vollständig in 12 Lieferungen. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung.

Das vorliegende Werk, das Schlußwerk eines hervorragenden Pädagogen, stellt sich die Aufgabe: „in der bequemen Form alphabetisch geordneter, für sich abgeschlossener Artikel die Eltern in allen Fragen der körperlichen und geistigen Erziehung der Kinder beiderlei Geschlechts vom frühesten Alter bis zur Selbständigkeit rasch und sicher zu orientiren"; und in der That, dieses Vorhaben ist voll und ganz gelungen. Die hochgespannten Erwartungen, welche der Name des Verfassers in uns entstehen läßt, werden bei näherer Einsichtnahme des Werkes in vollem Umfange erfüllt.

Google

Die junge Mutter erhält Anleitung über die Pflege und Ernährung der Säuglinge; der Erzieher ausgiebige Antworten über die Fragen der weiteren körperlichen Erziehung und Entwickelung, über Diätetik, Gymnastik, Hautpflege 2c. 2c.

Noch wichtiger aber erscheint es uns, daß hier einmal ein Werk vorliegt, welches von berufener Hand verfaßt, trefflichen und leicht zugänglichen Rath giebt über die Fragen der geistigen und sittlichen Erziehung der Kinder; denn gerade auf diesem Gebiete ist der Erzieher mehr noch als auf dem der körperlichen Erziehung häufig des Rathes und der Belehrung bedürftig. Aber auch hier wird ihn das Buch kaum jemals im Stiche lassen. Mag es sich darum handeln, die guten Anlagen der Kinder zu fördern und zu stärken, mag es gelten, Fehler und böse Anlagen des Kindes in ihrem Wesen zu erkennen, ihnen entgegenzuarbeiten und sie an der Wurzel zu fassen, immer wird der Erzieher Rath und Hilfe, in jedem der geistvollen Artikel aber auch eine Fülle von Anregung zu eigener Beobachtung, zu eigenem Denken finden. Und gerade das ist in der Erziehung so ungemein wichtig, denn nicht schablonenmäßig soll sich der Erzieher an gegebene Vorschriften halten, er soll vielmehr sich der Gründe für sein Vorgehen stets bewußt sein, er soll sich nach reiflicher Ueberlegung klar werden, warum er im gegebenen Falle so und nicht anders handelt.

Kurz, das Werk ist ein Familienbuch ersten Ranges, das wenigstens in keinem Hause, in welchem Kinder zu erziehen sind, fehlen sollte. Wir sind sicher, daß ein jeder Erzieher, der dem Buche einmal seine Aufmerksamkeit zugewandt hat, in demselben bald einen zuverlässigen und vertrauten Freund und Rathgeber erkennt, der ihm bald unentbehrlich werden wird. Wp.

Unsere jungen Mädchen und ihre Aufgaben in der Gegenwart. Ein Buch für Eltern und Töchter; herausgegeben von A. Klapp. Berlin, L. Oehmigke (R. Appelius).

Das Büchelchen enthält 15 Aufsätze verschiedener bekannter Verfasserinnen über die Frauenfrage; besonders über die Haupterwerbszweige, welche sich den jungen Mädchen darbieten, vor Allem aber auch darüber, in welcher Weise sich unsere jungen Mädchen an der Lösung der großen socialen Aufgaben der Gegenwart betheiligen können. Wir können diese Sammlung den Töchtern und ihren Eltern auf das Wärmste empfehlen. Wp.

Prinz Heinrich von Preußen. Ein seemännisches Lebensbild von Adolf Langguth. Mit einem Facsimile. Halle, Max Niemeyer.

Das Buch macht einen vortrefflichen Eindruck auf den Leser. Denn es ist zwar mit großer Wärme und voller Hingabe an die dargestellte Person, aber doch mit möglichster Objektivität und vor Allem mit ausgezeichneter Kenntniß von Personen und Sachen geschrieben. Nach einer eingehenden Schilderung der ersten Jugend und Schulzeit des Prinzen, wird von seinem Eintritt in die Marine berichtet und dabei eine anziehende Gegenüberstellung der Licht- und Schattenseiten des Seemannsberufes überhaupt unternommen. Dann beginnt der Haupttheil der Arbeit, die Darstellung der nautischen Lehr- und Wanderjahre während der Weltumsegelung mit Sr. M. S. „Prinz Adalbert" in den Jahren 1878—1880 und der Reise nach Südamerika und Westindien an Bord Sr. M. Korvette „Olga" in den Jahren 1882—1884. Indem der Verfasser die Erlebnisse und Eindrücke dieser Reisen ausführlich behandelt, giebt er zugleich ein anschauliches Bild von fast allen Küstenländern und wichtigen Inseln der gesammten Erde, Alles in einer Gestalt, die Einem wohl bekannt erscheint und doch den Reiz der Neuheit an sich trägt. In den beiden Schlußcapiteln werden die Ergebnisse der Olgafahrt zusammengestellt, der Verlobung und Vermählung des Prinzen Heinrich Erwähnung gethan und ein Ausblick auf die maritime Weltstellung Deutschlands und seinen zukünftigen Admiral gegeben. Das Facsimile enthält des Prinzen Wahlspruch: „In Noth geduldig, Im Glücke gütig, Frisch vorwärts in Gefahr!" Bei der allgemeinen Beliebtheit des Prinzen Heinrich und dem großen Interesse weiter Kreise an der Entwickelung unserer jungen Marine wird das schöne Buch eine große Verbreitung finden. hj.

Briefe von Heinrich Heine an Heinrich Laube. Herausgegeben von Eugen Wolff. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender.

Die hier zum ersten Male der Oeffentlichkeit übergebenen Briefe enthalten einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik des Dichters; sie behandeln sein Verhältniß zu Gutzkow, zu Börne, zu Campe, zu seinen Verwandten und lassen ihn nicht immer in günstigem Lichte erscheinen. Von besonderem Interesse sind die mit der Entstehungsge-

Google

schichte des Atta Troll sich beschäftigenden Briefe, aus denen wir ersehen, welche Schwierigkeiten die damaligen Censurverhältnisse dem Dichter machten. Der letzte hier mitgetheilte Brief aus dem Jahre 1850 zeigt den Dichter schon von der Krankheit befallen, die ihn nach sechs Jahren die furchtbarsten Qualen bestehen lassen sollte. Die von Eugen Wolff den Briefen beigegebene Einleitung und Schlußbemerkung ist mit Wärme geschrieben und zeugt von großer Sachkenntniß. — n. —

Aus Saadis Diwan. Von Friedrich Rückert. Auf Grund des Nachlasses, herausgegeben von E. A. Beyer. Berlin, Lüstenöder 1893.

Nicht der bekannte Rückertforscher C. Beyer, sondern ein anderer, fast gleichnamiger Verehrer des Dichters, der durch orientalistische Studien mit den nöthigen Sprachkenntnissen wohl ausgerüstet war, hat diese bisher noch nicht gedruckten Uebersetzungen persischer Dichtungen, die Rückert größtentheils in den vierziger Jahren gemacht hat, mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben. Sie werden allen Freunden orientalischer Poesie und Lebensweisheit, sowie allen Verehrern Rückerts eine willkommene Gabe sein. O.

„Plebejerblut“. Moderner Roman von Paul Raché. Dresden und Leipzig. Pierson's Verlag.

Bei der Lectüre dieses Buches wurden wir, trotz aller Verschiedenheit der Handlung, fortwährend an Paul Lindau's Novelle „Herr und Frau Bewer“ erinnert. Dort wie hier wird es wahr, daß es innere Ungleichheiten giebt, die nicht der beste Wille, sondern nur die wahre Liebe auszugleichen im Stande ist. Aber wie anders hat vor 10 Jahren Paul Lindau dieses interessante Thema realistisch behandelt, mit wie viel künstlerischer Scheu vor dem Niedrigen und Gemeinen, und was Alles in Sprache und Schilderung hält der „moderne Roman“ für erlaubt! Gewiß, in dem Buche von Paul Raché finden wir tiefe Beobachtung und lebenswahre psychologische Entwicklung, und trotz des heiklen Stoffes sind wir von seiner moralischen Tendenz überzeugt. Wir fragen nur: Wem kommt diese Tendenz, in solche Form gebracht, zu Gute? Der reife Mann bedarf des abschreckenden Beispiels nicht mehr, und für den Neophyten in Lebenserfahrungen wird dieses Beispiel in so prickelndem Haut-goût gekündet, daß es leicht die Lust aufkommen läßt, es sich näher anzusehen. So schriftstellerisch tüchtig deswegen das Buch von Paul Raché auch ist, wir hätten dennoch lieber gesehen, er hätte es in seinem Schreibtisch verwahrt. A. W

Im Wolfsmoor. Roman von Alexander v. Mengden. Dresden, E. Pierson, 1893.

Das uralte Thema der feindlichen Brüder bildet den Ausgangspunkt dieser livländischen Familiengeschichte. Erweitert ist dieses Thema in eigenthümlich ergreifender Weise dadurch, daß der in leidenschaftlicher Aufwallung der Eifersucht zur Tödtung des Bruders fortgerissene Edelmann ebenso wie sein einziger, anfangs unschuldiger Mitwisser das gänzliche Verschweigen und Ableugnen der schrecklichen That als Pflicht anzusehen, durch die Umstände gedrängt werden; beiden erscheint ein Leben voll Entsagung und innerer Seelenkämpfe als die einzig mögliche Sühne der begangenen Schuld.

Wir wissen nicht, wieweit etwa wirkliche Begebenheiten der schöpferischen Phantasie des begabten Erzählers Stoff geboten haben; die Entwicklung der Charaktere, die psychologische Motivirung der Entschlüsse, die Schilderungen der Natur des Landes und seiner socialen Zustände — das Alles ist voll Lebenswahrheit und wirkt ergreifend auf den Leser. dr.

Verwöhnt. Der Hausfreund. Wenn Wände reden. Von Elise Polko. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vorm. S. Schottlaender.

Elise Polko erfreut sich bei der jungen Welt solcher Beliebtheit, daß es jedenfalls nur eines Hinweises auf das Erscheinen eins neuen Buches von ihr bedarf, um das Interesse der jungen Mädchenkreise auf dasselbe hinzulenken. Die drei Erzählungen sind ganz im Genre ihrer früher veröffentlichten gehalten und werden die Töchter gewiß ebenso befriedigen, wie dies vor Jahren mit den „Musikalischen Märchen“ bei den Müttern der Fall war; der Geschmack eines gewissen Alters ändert sich wenig von einer Generation zur anderen, oder sollten unsere jungen Mädchen von heute die drei Geschichten vielleicht doch gar zu sentimental finden? mz.

Google

Zittergras. Skizzen und Novellen von Marie von Glaser. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, v. S. Schottlaender.

Wenn es die Verfasserin in einer der eigenen Mutter gewidmeten Vorrede nicht selbst verrathen würde, daß das Buch ihr Erstlingswerk, und sie selbst ein junges Mädchen ist — wir hätten es den Erzählungen angemerkt. Zu einer ausgesprochenen schriftstellerischen Begabung gesellt sich eine gewisse mädchenhafte Schüchternheit, die sich scheut, das letzte Wort zu sprechen, die letzten Consequenzen zu ziehen; — erhalten die Novelletten dadurch auch etwas Unfertiges, den Leser nicht voll Befriedigendes, so verleiht ihnen diese jugendliche Zurückhaltung andererseits einen eigenartigen Reiz, zumal Marie von Glaser über einen liebenswürdigen Plauderton verfügt und mit wenigen Strichen eine Charakteristik zu entwerfen, eine Situation anzudeuten vermag. Die kleinen Geschichten sind meist blaublütige Aristokratennovellen, aber auch wie das Volk denkt und fühlt, hat die Verfasserin mit Verständniß erlauscht, so in der Erzählung „Die Hani und die Nani"; — wir verdanken ihr einige Stunden angenehmster Unterhaltung und erwarten von ihrem gereiften Talent noch manche willkommene Gabe. mz.

Kaufleute und Schiffer. Erzählungen u. Bilder aus dem Handels- und Seeleben von Philipp Kniest. 2 Bände. Oldenburg, G. Stalling, 1892.

Das bürgerliche und kaufmännische Leben unserer drei norddeutschen Hansestädte bildet für alle diese anziehenden Erzählungen den Hintergrund. Die Charaktere und die psychologischen Probleme, die — zum Theil humoristisch, zum Theil mit tief ergreifendem Ernste — in ihnen dargestellt werden, sind unter sich sehr verschieden; gemeinsam aber ist ihnen allen eine gesunde Auffassung des Menschenlebens und seiner Pflichten, welche das Buch zu einer sehr empfehlenswerthen Lectüre macht. O.

Die kleine Odyssee. Eine Seegeschichte von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel.

Der Schiffsjunge Heinrich, der nicht umsonst „auf Schulen gewesen", erzählt in dienstfreien Stunden der horchenden Mannschaft zuerst lustige Schülerstreiche, und als er damit zu Ende gekommen, mit verständiger Auswahl in freier Nachbildung den unverwüstlichen Inhalt der homerischen Gesänge, besonders die bunten Abenteuer des herrlichen Dulders Odysseus. Die Leute hören gespannt und mit großem Vergnügen zu, machen auch ihre weisen Anmerkungen, hauptsächlich der ehrliche Bootsmann Claus Babbe und der „gebildete" Leichtmatrose „Herr" Fritz Runge, so daß neben dem Ernst auch ergötzlicher Humor zu seinem Rechte kommt. Das ist der Hauptinhalt dieser leichtfließenden, in sieben Bücher eingetheilten Hexameter, und diese eigenthümliche Einkleidung jener uralten, doch ewig jungen Seegeschichten scheint ein sehr glücklicher Griff gewesen zu sein, nach dem Beifall zu urtheilen, den das von heiterster Laune durchwehte Werk bis jetzt schon gefunden hat. Die Leser von heute werden ohne Bedauern auf manche Stelle verzichten, die den alten Griechen einst Freude gemacht hat, z. B. auf die vielen Kampfschilderungen. Allen kann man's freilich in Auswahl und Behandlung nicht vollkommen zu Dank machen, doch wir wollen nicht Einzelnes tadeln, wo im Ganzen so viel zu loben ist. W. F.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Bamberger, L., Die Stichworte der Silberleute. Besprochen. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Bauch, Hermann. Quitschvergnügt. Schnoken in schlesischer Mundart. 2. vermehrte Auflage. Breslau, Franz Goerlich.

— Huch de Schläsing! Schnoken in schlesischer Mundart. Breslau, Franz Goerlich.

Baumgart, H., Goethes Faust als einheitliche Dichtung erläutert. 1. Bd. Königsberg, W. Koch.

Bendler. G., Carl Schulze. Im neuen Hause. Catharina von Siena. Berlin, R. Wilhelmi.

Beniczky-Bajza, H. v., Der Liebe Lust und Leid. Novellen. Einzig autoris. Uebers. von Oscar v. Krücken. Mit einer Einleitung und dem Bilde der Verfasserin. 2 Bde. Berlin, J. Gnadenfeld & Co.

Bierbaum, O. J., Fritz von Uhde. Mit dem Bildnisse des Meisters in Heliogravüre nach einem Gemälde Leo Sambergers. München, Dr. E. Albert & Co.

Blum, H., Auf dem Wege zur deutschen Einheit. Erinnerungen und Aufzeichnungen eines Mitkämpfers aus den Jahren 1867 bis 1870. 2 Bände, Jena, H. Costenoble.

Brandes, G., Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrh. 4. verm. Aufl. Lieferung 4. Leipzig, H. Barsdorf.

Brenner, J. v., Besuch bei den Kannibalen Sumatras. Erste Durchquerung der unabhängigen Batak-Lande. Heft 2. 3. Würzburg, Leo Woerl.

Google

Chop, M., Vademecum für Wagnerfreunde. Führer durch Rich. Wagner's Tondramen (mit über 400 Notenbeispielen). Leipzig, Rossberg'sche Hof-Buchhdl.
Cowdrey, R. H., Millionär und Vagabund. Socialer Roman. Autoris. Ausg. übersetzt von L. Katscher, Dresden, E. Pierson.
Croissant-Rust, A., Lebensstücke. Ein Novellen- und Skizzenbuch. München, Dr. E. Albert & Co.
Eckstein, E., Das Kind. Novelle. (Engelhorn's allg. Romanbibl. IX. Jahrg. Band 22.) Stuttgart, J. Engelhorn.
Engel, G., Das Hungerdorf und andere Novellen. Berlin, Bibliographisches Bureau.
Fürst, H., Die neuen Ideale. Evolutionäre Plaudereien. Dresden. E. Pierson.
Grimm, Brüder, Kinder- und Hausmärchen. Illustr. von P. Grot Johann. Lieferung 5 — 8. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Groller, B., Lori Bergmann. Neue Novellen. Dresden, E. Pierson.
Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer. 6. vollständig neu bearb. Auflage. Herausg. von Rich. Engelmann. Lieferung 2—4. Berlin, Weidmann'sche Buch.
Hartmann, M., Liebe und Leidenschaft. Berlin, Rich. Eckstein Nachf.
Hoensbroech, Graf P. v., Mein Austritt aus dem Jesuitenorden. 6. Aufl. Berlin, H. Walther.
Hofmann, E., Die Raupen der Schmetterlinge Europas. Lieferung 18—26. Stuttgart, C. Hoffmann'sche Verlagsh.
Hume, D., Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand. Deutsch von C. Nathansohn. Leipzig, P. Friesenhahn.
Jacobson, J., Reisebriefe aus Italien und der Schweiz. Nach seinem Tode herausgegeben. Königsberg, W. Koch.
Köbner, O., Die Methode einer wissenschaftlichen Rückfallstatistik als Grundlage einer Reform der Kriminalstatistik. Berlin, J. Guttentag.
Kohn, S., Der Lebensretter und andere Erzählungen. Berlin, Bibliogr. Bureau.
Krücken, O. v., Von Evas Stamm. Ungar. Erzählungen. Berlin, Rich. Eckstein Nach.
Leonhard, C., Gedichte. Dresden, E. Pierson.
Le Livre et L'Image. Revue documentaire illustrée mensuelle 1893 Nr. 4. Paris, A. Fontaine.
Lentrodt, W., Aus Traum und Wahn. Seelische Fragmente. Dresden, E. Pierson.
Lessing's G. E. Sämmtliche Schriften. Herausg von K. Lachmann. 3. auf's neue durchges. u. verm. Aufl. besorgt durch Fr. Muncker. XI. Band. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
Lipps, Th., Grundzüge der Logik. Hamburg, L. Voss.
Mackay, J. H., Die Anarchisten. Kulturgemälde a. d. Ende des 19. Jahrhunderts. Volksausg. Mit einem Vorw. u. d. Bilde d. Verf. Berlin, Magazin für Volks-Litteratur.
Mairet, J., In guter Hut. Roman. Autoris. Uebers. a. d. Französ. von L. Barack. (Engelhorns allg. Romanbibl. 9. Jahrg. Band 21.) Stuttgart, J. Engelhorn.
Mittheilungen der Comenius-Gesellschaft. I. Jahrg. Juni—Juli 1893. Leipzig, R. Voigtlaender.
Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. Zweiter Band. Heft 6. 7. Leipzig, R. Voigtlaender.
Muret, Encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Theil I. Lieferung 8. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbh.
Neupauer, J. v., Oesterreich im Jahre 2020. Socialpolit. Roman. Dresden, E. Pierson.
Niemann, A., Hochgebirge und Ocean. Roman. Zwei Bände. Dresden, E. Pierson.
Pastor, W., Abendschatten. Bilder und Skizzen. Dresden, E. Pierson.
Peters, G. W., Fata Morgana. Sociales Drama in vier Aufzügen. Dresden, E. Pierson.
Pierantoni-Mancini, G., Am Tiber. Novelle. Autoris. Uebers. von Th. Höpfner. Berlin G. Reimer.
Rassnitz, P., Im Zeichen Mercurs. Gedichte. Leipzig, W. Friedrich.
Reform, ostdeutsche., Blätter zur Förderung der Humanität. Zweiter Jahrg. Nr. 12 und 13. Königsberg, Braun & Weber.
Rosner, L., Das neue Toastbuch. Eine reichhaltige Sammlung von vorzüglichen ernsten und heiteren Original-Trinksprüchen und Reden in Vers und Prosa für alle vorkommenden Gelegenheiten. Wien, A. Hartleben.
Schmidt, M., Volkserzählungen. Lieferung 3. 4. München, Seitz & Schauer.
Schmid, O., Bunte Blätter. Studien u. Skizzen a. d. Reiche der Töne. Berichte und Kritiken a. d. Dresdner Opernleben. Dresden, O. Damm.
Schneegans, A., Kallia Kypris. Aus Alt-Syrakus. Roman. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.
Schultheiss, F. G., Geschichte des deutschen Nationalgefühls. Eine histor.-psychol. Darstellung. Erster Band. Von der Urzeit bis zum Interregnum. München, G. Franz'scher Verlag.
Stoffel, Fr., Engelbert der Reichsverweser. Zeitbild aus dem 13. Jahrhundert. Elberfeld, Baedeker'sche Bh.
Strindberg, A., Die Beichte eines Thoren. Roman. Berlin, Bibliogr. Bureau.
Useg, Das Gebäude der Wahrheit. Charleston. Fr. Melchers.
Vincenti, C. v., Starke Seelen. Novellen. Dresden. E. Pierson.
Walden, Chr., Novellen und Skizzen. Dresden, E. Pierson.
Wegweiser auf Sylt. Nordsee und Stahlbäder. Mit besonderer Berücksichtigung der Badeorte Westerland und Wenningstedt. Tondern, F. Dröhse.
Weizsäcker, P., Die Bildnisse Wielands. Mit 2 Lichtdrucktafeln u. 11 Abbildungen. Stuttgart, W. Kohlahmmer.
Winter und Wünsche, Die jüdische Literatur seit Abschluss des Kanons. Lieferung 12. Trier, S. Mayer.
Zur Feier des 100 jährigen Jubiläums von Kaiser Franzensbad. Franzensbad, Selbstverlag des Bürgermeisteramtes.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Google

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1893er. Frische Füllung. 1893er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58^{20} R
Mühlbrunn .	40 „
Schlossbrunn	41^{8} „
Theresienbrunn	47^{1} „
Neubrunn . .	47^{3} „
Marktbrunn .	34^{5} „
Felsenquelle .	47 „
Kaiser Karls-Qu.	33^{4} „
Kaiserbrunn.	39^{1} „

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte.

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Google

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen an Flaschen und Krügen :—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

"Die Beliebtheit des Apollinaris-Wassers ist begründet durch den tadellosen Character desselben."

THE TIMES, 20. *September* 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

Google

Band 66. — Heft 198.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Setpember 1893.

17.

Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Digitized by Google

September 1893.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: William Steinway.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Google

An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LXVI (Juli bis September 1893), wie auch zu den früheren Bänden I—LXV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Google

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

.... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII, LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6.— pro Band (= 3 Hefte)
fein gebunden zum Preise von *M.* 8.— pro Band.

.... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197

zum Preise von *M.* 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. LXVI. (Juli bis September 1893)

.... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI. VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke.

Wohnung: .... Name: ....

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Google



UNIV. OF CALIFORNIA

Google

Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXVI. Band. — September 1893. — Heft 198.

(Mit einem Portrait in Radirung: William Steinway.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Go gle

Google

Dunkle Tiefen.

Novellistische Skizze.

Von

Julius Gesellhofen.

— Breslau. —

Ein Herr wünscht den Herrn Staatsanwalt zu sprechen, um eine wichtige Mittheilung zu machen," meldete in dienstlicher Haltung der graubärtige Nuntius.

„Zu welcher Sache?" fragte der Staatsanwalt, ohne von dem Actenstück, das er eben durchblätterte, aufzusehen.

„Darüber will er nur persönlich Auskunft geben; hier ist seine Karte," war die Antwort.

Der Staatsanwalt warf einen Blick auf die Karte, welche die Aufschrift: Dr. med. Sartory" trug, und sagte kurz: „So bitten Sie ihn einzutreten."

Der Fremde war ein elegant gekleideter Mann von etwa dreißig Jahren, dessen vornehme Erscheinung den Beamten alsbald veranlaßte, sich höflich von seinem Sitz zu erheben und mit mehr als dienstlicher Artigkeit nach dem Zweck des Besuches zu fragen.

Aber es erfolgte nicht sogleich eine Antwort.

Das feingeschnittene bleiche Gesicht spiegelte deutlich einen harten seelischen Kampf wieder, und die in fieberischem Glanz leuchtenden schwarzen Augen senkten sich wie schuldbewußt zur Erde.

Der Staatsanwalt wartete geduldig. Seine feine Menschenkenntniß sagte ihm sofort, daß er hier einen Selbstankläger vor sich habe; aber er schwieg; und erst als ein leises Stöhnen, das fast wie ein Schluchzen klang,

Google

den fahlen Lippen sich entrang, deutete er auf das einfache mit Leder überzogene Sopha und lud den Fremden freundlich zum Sitzen ein.

Die Herren nahmen Platz, und nun kam plötzlich wieder Energie in die zusammengesunkene Gestalt. Die Züge glätteten sich, die Augen schauten frei empor, und heiser zwar, aber fest klang der Beginn der Rede:

„Ich ersuche Sie, mich zu verhaften, ich bin ein Mörder — ein Brudermörder — ja, der Mörder meines eigenen Bruders."

Der Staatsanwalt zeigte keine Erregung ob dieser ungewöhnlichen Mittheilung, sondern sagte gelassen:

„Bitte, erzählen Sie den Hergang."

Darauf trat eine Pause ein. Der Fremde schien seine Gedanken ordnen zu wollen, aber die Wucht derselben überwältigte ihn. Er schlug die Hände vor das Gesicht, sank auf die Seitenlehne des Sophas und stöhnte:

„Getödtet — den eigenen lieben Bruder hinterlistig gemordet! Den einzigen Menschen, an den die Natur mich mit festen Banden gekettet! Und warum — warum?"

Er sprang wüthend empor.

„Einer Leidenschaft, eines bestialischen Triebes wegen, der die noch nicht geläuterte Seele verdunkelte und verdarb!"

Und wieder sank er schwer auf das Sopha herab und begrub das Gesicht in den Händen. Er hatte offenbar vergessen, wo er sich befand und was ihn hergeführt.

Der Staatsanwalt hatte geduldig das Ende des Ausbruches abgewartet und mahnte nun wiederum mit ruhiger Stimme: „Erzählen Sie den Hergang."

Seine Ruhe wirkte besänftigend auf den Verzweifelten. Er richtete sich auf und sagte in völlig verändertem Tone:

„Verzeihen Sie, der Schmerz riß mich hin; doch ich will mich bemühen, in geordneter Reihenfolge zu berichten. Wie Sie aus meiner Karte ersehen haben, bin ich Mediciner. Aber ich habe den ärztlichen Beruf niemals praktisch ausgeübt, sondern mich, seitdem ich die Universität verlassen, nur mit theoretischen Studien beschäftigt. Und das war mein Unglück.

Ich hatte mich auf die Psychiatrie geworfen, aber statt mich mit dem realen Leben zu befassen, das des Materials überreichlich liefert, hing ich metaphysischen Speculationen nach, welche bei dem heutigen Stande der Pathologie der Seele als überwundener Standpunkt gelten. Und es fehlte nicht viel, so hätte ich selbst darüber den Verstand verloren. Aber diese Wohlthat war mir leider nicht beschieden.

Ich selbst hätte wohl keinen Ausweg aus dem Labyrinth der philosophischen Grübeleien gefunden, doch Mutter Natur hatte mir den Ariadnefaden mitgegeben, der mich hinausleitete. Das war die Liebe zu meinem Bruder.

Google

Ich hatte einen Zwillingsbruder, den einzigen Blutsverwandten, der mir auf der Welt geblieben.

Von Geburt an durch ein innigeres Band mit einander verknüpft, als andere Geschwister, hatten wir eine Kindheit verlebt, welche in uns die Empfindung eines einzigen untrennbaren Wesens befestigte. Wir spielten, lernten, lebten und litten zusammen, und es schien uns damals unmöglich, daß unser Lebensweg sich jemals theilen könnte.

Dennoch trat dieser Fall ein, als wir kaum den Kinderschuhen entwachsen waren.

Wie übereinstimmend und einträchtig auch unsere Gefühle stets gewesen, unsere geistige Anlagen waren es seltsamer Weise nicht. Und dadurch ward allmählich eine Divergenz unserer Neigungen veranlaßt, welche beim Eintritt in das Jünglingsalter unsere Trennung herbeiführte.

Mein Bruder widmete sich der Musik, für welche ich niemals Talent, nicht einmal Verständniß besessen hatte, und ich begann gleichzeitig das Studium der Medicin.

Ich übergehe die Zeit unserer Lehrjahre und erwähne nur, daß mein Bruder sich zu einer echten Künstlernatur auswuchs und als vielbewunderter Geigenvirtuose die alte und neue Welt bereiste.

Wir unterhielten einen lebhaften Briefwechsel, und die Innigkeit unserer Beziehungen bestand daher lange Zeit unverändert fort, obwohl Meere zwischen uns lagen. Plötzlich aber trat eine gewisse Entfremdung ein. Ich empfand sie erst unbewußt, dann immer deutlicher; und ich erkannte zu meinem Schrecken, daß sie mehr und mehr wuchs.

Ich schob die Schuld auf die Verschiedenartigkeit unserer Lebensweise und unserer Interessen, aber ich merkte bald, daß diese Erklärung nicht ausreichte.

Ich fühlte instinctiv und wußte schließlich ganz bestimmt, daß ein dunkles Moment sich zwischen uns gedrängt hatte, daß Franz — so hieß mein Bruder — mir etwas verheimlichte, was unserer innigen Gemeinschaft Gefahr drohte. Ich beschwor ihn in meinen Briefen, mir nichts zu verhehlen, sei es Freud' oder Leid, aber er leugnete jeden Rückhalt und versuchte auf alle Weise meinen Argwohn zu beschwichtigen. Es gelang ihm nicht, und meine peinvolle Ahnung, daß er durch eigne Schuld in entsetzlicher Gefahr schwebe, ward mir bald zur Ueberzeugung.

Schon wollte ich hier Alles im Stich lassen und ihm nach Amerika nachreisen, als mir unvermuthet ein Brief meldete, daß er sich krank fühle und deshalb seine weiteren Künstlerfahrten vorläufig aufgeben wolle, um sich erst in der Heimat zu erholen; er werde sich mit dem nächsten Postdampfer einschiffen.

Sie können sich denken, mit welcher Freude ich diese Nachricht begrüßte. Aber die Freude sollte nicht lange währen.

Ich war selbst nach Hamburg gefahren, um ihn zu empfangen. Ich ließ mich in den Hafen hinaus rudern und bestieg den einlaufenden Dampfer,

Google

noch ehe er angelegt hatte. Aber welcher Anblick erwartete mich dort! Einen kräftigen Mann von meiner Natur und meiner Gesundheit glaubte ich zu finden und fand eine abgemagerte, schlottrige Gestalt mit erloschenem Blick und greisenhaften Bewegungen. Es ist jetzt mehr als ein Jahr darüber verflossen, aber bei dem Gedanken läuft mir wiederum ein kalter Schauer am Rücken hernieder.

Jetzt vermochte der Aermste nicht mehr zu leugnen, und mit beinahe cynischer Offenheit bekannte er mir seine ganze Geschichte. Er war in Folge des aufregenden Künstler- und Wanderlebens der Morphiumsucht verfallen.

Vorwürfe erschienen hier zwecklos; deshalb verschonte ich ihn damit und sann nur im Stillen über ein Mittel nach, ihn zu retten.

Ich verkannte die Schwierigkeit dieses Unternehmens nicht, da ich wohl wußte, daß eine derartige Leidenschaft, wenn sie einmal tief im Fleische sitzt und den Willen gänzlich unterjocht hat, stärker ist und schwerer zu vertreiben, als ein angeborenes Uebel.

Trotzdem verzagte ich nicht, denn es war mir wie durch Offenbarung ein rettender Gedanke gekommen.

Ich hatte viel über den Hypnotismus gelesen, dessen immense Bedeutung die Wissenschaft allmählich begreifen gelernt hat, und den sie deshalb mehr und mehr den Händen der Charlatane zu entwinden trachtet. Instinctiv fühlte ich, daß in ihm mir das einzige Mittel zur Rettung meines armen Bruders gegeben sei.

Ich raffte mich gewaltsam aus meiner Stubengelehrsamkeit auf und begann das wirkliche Leben zu studiren, um aus seinen Aeußerungen die Leiden der Menschheit kennen zu lernen und deren Heilung zu versuchen. Ich sah bald, daß ich eine glückliche Hand im Experimentiren hatte. Und da ich mich ausschließlich mit dem Hypnotismus beschäftigte, so gewann ich bald eine sehr subtile Schätzung dafür, wieweit man den Einfluß desselben auf ein bestimmtes Individuum ausdehnen könne, ohne dem Organismus dieses Individuums zu schaden.

Das war eine bedeutende Errungenschaft, in deren Besitz ich mir eine große Praxis als Arzt hätte erwerben können, wenn es mir darum zu thun gewesen wäre. Aber ich hatte nur ein Ziel im Auge, und auf dies steuerte ich nun ohne Seitenblick los. Ich begann meinen Bruder in die Kur zu nehmen, welcher in stumpfer Apathie Alles über sich ergehen ließ.

Der Erfolg meiner Behandlung war von Anfang an ein überraschend glücklicher. Ich erprobte erst die Fügsamkeit des Kranken durch Suggestion gleichgiltiger Befehle. Er kam denselben nach dem Erwachen stets pünktlich nach. Ich hieß ihn z. B. eine Quantität Branntwein trinken, gegen den er von jeher einen heftigen Widerwillen gehabt hatte. Und zur bestimmten Stunde nahm er bei ganz klarem Bewußtsein das Getränk, welches ich bereit gestellt hatte, zu sich, obschon das Unbehagen, welches ihm der Genuß verursachte, nicht zu verkennen war. Diese Erfahrung stärkte meine Zu-

Google

versicht. Ich glaubte nun hoffen zu dürfen, daß meine Mühe nicht vergeblich sein werde, und ging mit großer Sicherheit auf dem eingeschlagenen Wege weiter.

Nachdem ich für seine körperliche Pflege in jeder Beziehung bestens Sorge getragen, wagte ich den entscheidenden Schritt. Ich gebot ihm, als ich ihn wieder in den hypnotischen Zustand versetzt hatte, sobald er Verlangen nach seinem Gift spüren würde, sich deshalb nur an mich zu wenden, eigenmächtig aber nichts davon zu sich zu nehmen. Der Versuch gelang wider mein Erwarten gut! Der arme Franz duldete zwar augenscheinlich entsetzliche Qualen, als sein vergifteter Körper den gewohnten Genuß gebieterisch zu heischen begann, aber die Begierde kam doch gegen meinen Willen, den ich durch die Suggestion in sein Nervensystem verpflanzt hatte, nicht auf. Er rührte das Morphium, das er übrigens nicht zu injiciren, sondern einzunehmen pflegte, nicht an. Ich beobachtete, wie ihn mehrmals die Versuchung packte, wie er ihr aber dennoch widerstand. Endlich konnte er ihrer nicht mehr ganz Herr werden: er überwand seine Scheu und bat mich flehentlich, ihm das Gift zu reichen.

Ich wußte, daß ein plötzliches Entziehen unfehlbar seinen Tod hätte herbeiführen müssen; ich gewährte ihm daher eine Dosis, jedoch kaum halbsoviel, als er sonst zu nehmen pflegte. Das durch die schreckliche Gewohnheit geschaffene Bedürfniß ward dadurch offenbar nicht befriedigt. Er fühlte sich den ganzen Tag über unbehaglich und krank, aber zum Ungehorsam gegen meinen ausdrücklichen Befehl entschloß er sich dennoch nicht.

Ich wiederholte nun mein Verfahren eine längere Zeit hindurch regelmäßig und gab ihm jedesmal eine geringere Quantität Gift, bis er schließlich fast nur noch reines Wasser zu sich nahm, in das ich eine verschwindende Wenigkeit Morphium gemischt hatte.

Gleichzeitig sorgte ich dafür, daß sein Körper durch rationelle Ernährung und Pflege wieder gekräftigt wurde, und nach Verlauf eines halben Jahres hatte ich die freudige Genugthuung, seine völlige Herstellung constatiren zu können.

Er athmete selber förmlich auf und begann wieder eine gesunde Lebenslust in sich zu verspüren.

Seine tondichterischen Arbeiten, die er sonst nur in der von dem Gift herbeigeführten krankhaften Erregung gefördert hatte, und die daher meist eine verzerrte Physiognomie, einen sozusagen gestörten Charakter aufwiesen, reiften jetzt unter seiner Hand schneller und besser heran und gewannen im gleichen Maße an Klarheit und Tiefe, wie sie die Bizarrerie und die düstere Phantasterei, welche sie früher abwechselnd gezeigt hatten, verloren. So versicherte mich wenigstens Professor R. vom Conservatorium, den ich um seine Meinung fragte.

Nun wäre Alles gut gewesen, aber das Schicksal konnte das friedliche Leben, welches uns beiden wiedervereinten Brüdern erblühen zu wollen

Google

schien, nicht neidlos mit ansehen. Es warf uns einen Stein in den Weg, welcher eine abermalige Trennung veranlaßte und in der Folge mich zu Falle brachte.

Seit Adams Zeiten ist das Glück der Menschheit noch immer und überall durch den thierischen Trieb gestört worden, den unsere verlogene, oder wenigstens arg verblendete Dichterwelt die göttliche Liebe zu nennen pflegt.

Geflissentlich suchte ich, nachdem ich meinen Bruder von seiner unseligen Leidenschaft befreit, ihn in anregende Gesellschaft zu bringen, zu unterhalten und zu zerstreuen.

Bei Gelegenheit eines Künstlerfestes, das wir zusammen besuchten, lernten wir eine Sängerin kennen, deren Schönheit und pikanter Liebreiz uns Beide gleichzeitig gefangen nahm.

Die Leidenschaft packte uns, da wir bisher von ihr noch unberührt geblieben, mit elementarer Gewalt, so daß wir in der erbärmlichen Unterjochung vermeinten, nicht anders als in dem Besitz des Weibes weiterleben zu können.

Ich will mich nicht bei der Schilderung dieser Periode aufhalten, welche die jämmerlichste meines ganzen Lebens gewesen ist.

Nach kurzer Zeit kam es zur Aussprache zwischen uns, und wir standen uns Aug' in Auge feindselig gegenüber, — tödtlichen Haß im Herzen um eines Weibes willen! Aber wunderbar! Das offene gegenseitige Bekenntniß erleichterte uns und dämpfte die verzehrende Gluth der Gefühle. Es schien, als ob die edlere Empfindung, die in unserem Blute pulsirte und die uns seit unserer Geburt zu einander zog, stärker sei und in dem schmählichen Widerstreit die Oberhand behalten solle.

Nach einer heftigen Scene reichten wir uns die Hände. Wir waren zwar von dem unseligen Wahne nicht geheilt, aber doch zur Entsagung bereit.

Die gesunde Natur, die edle Menschlichkeit brach einen Augenblick durch den erstickenden Qualm der thierischen Leidenschaft, wie die Sonne durch dichtes Gewölk.

Franz gedachte des Dankes, den er mir schuldete, und ich erinnerte mich, welche entsetzliche Angst ich damals um ihn ausgestanden, und es ward mir nun erst klar, wie nahe er meinem Herzen stand.

Tief niedergedrückt von dem Schmerz der Creatur, welche ihrem heißesten Sehnen freiwillig entsagt, trennten wir uns, um Jeder auf eigene Hand mit seinem Jammer fertig zu werden.

Mein Bruder ging wieder in die weite Welt hinaus, während ich mich unsinnigerweise in meine Studirstube einzuschließen gedachte.

Alles hätte noch gut gehen können, wenn nicht das Thier im Menschen zuweilen stärker wäre, als seine von der Gottheit abstammende Seele."

Bis hierher hatte der Doctor verhältnißmäßig ruhig und zusammenhängend erzählt; jetzt schien ihn plötzlich wieder die Leidenschaft des Schmerzes

Google

zu überwältigen. Er sprang heftig auf, machte einen Gang durch das Zimmer und schlug sich mit beiden Händen verzweifelt gegen die Stirn.

Der Staatsanwalt ließ ihn eine Weile gewähren. Der kühl empfindende Beamte, dem die Bekenntnisse des Fremden nur „einen Fall“ ausmachten, wie er deren oft in die Hand bekam, war nur darauf bedacht, kein Moment der Mittheilung zu verlieren. Und da er aus Erfahrung wußte, daß man derartige Ausbrüche nicht stören dürfe, wenn man nicht ein plötzliches Verstummen des sich entlastenden Gewissens gewärtigen wolle, verhielt er sich passiv.

Das Geständniß interessirte diesmal weniger den Juristen in ihm, als den Psychologen.

Aus der Liebesleidenschaft entsprungene Verbrechen waren ihm schon oft vorgekommen; aber der in der Folge zu Tage tretende Haß war immer gegen Personen gerichtet gewesen, niemals gegen abstracte Begriffe, wie hier gegen die Liebe selbst. Aus dieser seltsamen Empörung ersah er, daß ein ganz eigenartig veranlagter Mensch zu ihm sprach. Und er war auf die weiteren Eröffnungen äußerst gespannt.

Als der Andere in seinem Gebahren immer aufgeregter wurde, mahnte er ihn daher zur Ruhe, indem er trocken sagte: „Bitte, erzählen Sie weiter.“

Der Doctor fuhr wild auf und rief mit heiserer Stimme:

„Ja, weiter — weiter! Das ist eben das Elend, daß man immer weiter gleitet.

Mein Bruder war fort. Er war der Gefahr aus dem Wege gegangen und fand Zerstreuung im Treiben des Lebens. Aber mich fand die Versuchung in meiner stillen Klause allein; sie raunte mir zu, daß die Geliebte noch in der Stadt weile, daß Niemand meine Schritte beobachte; und sie überwältigte mich und verdarb meine Seele. Ich folgte der Lockung und ward an dem ahnungslosen Bruder zum Verräther, indem ich mich dem Weibe wieder näherte, dem zu entsagen wir uns gegenseitig einen heiligen Schwur geleistet hatten.

Aber meine feige Nichtswürdigkeit fand sofort ihre Vergeltung. Die Geliebte gestand mir, daß sie meinen Bruder lieber habe, als mich und mir niemals angehören könne, da sie immer noch auf seine Rückkehr hoffe. Ich glaube heut, daß sie nur ein kokettes Spiel trieb, um meine Leidenschaft zu steigern; aber damals traute ich ihrem Geständniß.

Meine Begier ward durch den Widerstand zur Raserei und erstickte vollends den letzten Rest meiner besseren Natur.

Ich ward zum raffinirten Bösewicht um eines Weibes willen.

Während der Kur hatte ich die wunderbare Bemerkung gemacht, daß ich meinen Bruder durch meinen bloßen Willen einzuschläfern vermochte, auch wenn ich nicht zugegen war.

Ich erwog, daß die unheimliche Gewalt auch weiter reichen müsse, als nur von Haus zu Haus, und ich concentrirte meinen Willen mit eiserner

Google

Festigkeit auf den Vorsatz, ihn, wo er auch sei, in den hypnotischen Zustand zu versetzen.

Ha — und der teuflische Streich gelang. Ich befahl ihm über Länder und Meere hinweg, zu seinem alten Gift zu greifen und vier Mal soviel einzunehmen, als er jemals in seiner schlimmsten Zeit genossen.

Er gehorchte mir willenlos wie ein Kind, und am nächsten Morgen erwachte er nicht mehr.

Da — er riß einen Brief aus der Tasche — da ist die Beschreibung seines jammervollen Endes, die mir der deutsche Consul in Kairo gesandt hat.

Ein dortiger Arzt, der den armen Franz von früher her kannte, hat sein Gutachten dahin abgegeben, daß ein Rückfall in seine alte Leidenschaft anzunehmen sei, welche in so hohem Stadium nie endgiltig geheilt werden könne.

Ich weiß es besser.

Da haben Sie mein Bekenntniß, Herr Staatsanwalt; und nun ersuche ich Sie nochmals, mich in Haft zu nehmen." —

Der Sprecher schwieg. Sein Auge glühte in wildem Feuer, und er trat heftig vor den Beamten hin, als wolle er ein ihm verweigertes gutes Recht fordern.

Der Staatsanwalt läutete, flüsterte dem alsbald erscheinenden Nuntius einige Worte zu und sagte dann freundlich, aber mit Nachdruck:

„Bitte, folgen Sie mir, Herr Doctor."

* * *

Am nächsten Tage las man in allen Zeitungen der Stadt:

Gestern wurde Dr. S., ein hochbedeutender Gelehrter, und besonders auf dem Gebiet des Hypnotismus eine Capacität, nach der Provinzial-Irrenheilanstalt hierselbst gebracht, weil sich bei ihm untrügliche Zeichen geistiger Umnachtung zeigten. Wie uns aus zuverlässiger Quelle mitgetheilt wird, war das Seelenleben des Bedauernswerthen bereits vor längerer Zeit durch eine unglückliche Liebe erschüttert. Das plötzliche Ableben seines einzigen heißgeliebten Bruders, welches ihm unvermuthet aus Egypten amtlich gemeldet wurde, hat ihn vollends aus dem Gleichgewicht gebracht und seine Verstandeskräfte für immer gelähmt.

Der dem Institut vorstehende Chefarzt, eine Autorität in der Psychiatrie, hält den Fall für unheilbar.

Die Welt verliert in dem Unglücklichen eine Leuchte der Wissenschaft, unsere Stadt einen hochehrenwerthen Bürger und einen von Allen, die ihn kannten, hochgeschätzten und geliebten Menschen.

Google

William Steinway.

Von

Otto Floersheim.

— Berlin. —

> Wie schön, o Mensch, mit Deinem Palmenzweige
> Stehst Du an des Jahrhunderts Neige
> In edler, stolzer Männlichkeit.
> Mit aufgeschloß'nem Sinn, mit Geistesfülle,
> Voll milden Ernsts in thatenreicher Fülle,
> Der reifste Sohn der Zeit.
>
> Schiller („Die Künstler“).

Amerika, das Land des Ungeheuren und Unglaubhaften, wie es zuerst vor dem staunenden Auge der alten Welt den westlichen Meeren entstieg, zeitigt noch immer seine Riesen und Wunder.

Der geheimnißvoll mächtige Zug, der vom Urbeginn der Zeiten den Menschen getrieben hat, der untergehenden Sonne zu folgen, um über den goldenen Rand hinabzuschauen, hinter dem sie verschwindet, hat sich Amerika zum Erfüllungsort seiner traumhaften Verheißungen erwählt; und Jeder, der ihm einmal dorthin folgte, einerlei ob er das ersehnte Eldorado oder das Gegentheil daselbst gefunden, muß zugestehen, daß in Großartigkeit der Natur wie des Lebens unter den Culturländern Nordamerika seines Gleichen nicht hat.

Den Landenden umfängt eine mit Keimen, Möglichkeiten und Impulsen übersättigte Atmosphäre, die das Blut schneller kreisen, die Gedanken kühner und die Hände rascher schaffen heißt und die, von Energie und Intelligenz befruchtet, sich in wunderbares, unaufhaltsames Werden umsetzt. Mißlingen ist unbekannte Größe; Gedanke ist That; Unmöglichkeit existirt nicht für den Amerikaner!

Wie er seine Ströme länger, seine Bäume höher, seine Orkane verheerender, alle seine Naturerscheinungen mächtiger sieht, als die der alten

Google

Welt, so durchbricht auch sein eigenes Ich häufig die Schranken, welche europäische Erfahrung und Convenienz dem Wachsthum des Individuums setzen, und entwickelt sich zu einer, nur unter diesem günstigen Himmel möglichen Größe, welcher die republikanische Gleichheitsidee zur wirksamsten Folie dient.

Amerika hat Männer, die lediglich durch eigene Thatkraft und Intelligenz sich zu einer Höhe heraufgearbeitet haben, von der herab sie über Zehntausende ihrer Mitmenschen, über Hunderte von Millionen Geldes verfügen, die Gesetze und damit die Geschicke von über sechzig Millionen freier Menschen nach ihrem persönlichen Verstehen zu lenken vermögen und so, weit über die Grenzen des eigenen Landes hinaus, ihre Macht zum Guten oder Schlimmen deutlich fühlbar zu machen im Stande sind.

Auf diesem, so unerschöpflich fruchtbaren Wirkungsfelde, auf welches er die bekannten Cardinaltugenden seines Volkes mitbrachte, ist der beste Colonist aller Völker und Zeiten, der Deutsche, naturgemäß zu einer, seine Anlagen ehrenden, großartigen Vollentwickelung gelangt. Amerika schuldet dem deutschen Element eine hundertjährige untilgbare Schuld für unermüdliche, intelligente, ehrliche Mitarbeit am Aufbau der großen Nation und ihrer liberalen Institutionen. Der Deutsch-Amerikaner ist und bleibt einer der vornehmsten Repräsentanten aller guten Seiten des Amerikanerthums, dessen Schattenseiten er meistens glücklich zu vermeiden weiß; und namentlich das jetzige phänomenale Erblühen des Westens mit seinen „Königinnen" Chicago, St. Louis, Cincinnati, San Francisco ist ohne deutsche Beihülfe undenkbar.

Solche und ähnliche Betrachtungen erweckt ein Blick auf den Lebenslauf und die jetzige Stellung des Mannes, dem diese Zeilen geweiht sind; eines Deutsch-Amerikaners, dessen Name in der ganzen civilisirten Welt ein Haushaltswort vom besten Klange geworden ist und der auf seinem Berufsfelde Keinen über sich und Keinen neben sich hat, sondern anerkannt als Größter nicht nur Amerikas, sondern des ganzen Erdenrunds dasteht.

Ein Fünfziger, der als Knabe von Deutschland auf amerikanischen Boden verpflanzt wurde und damals Nichts sein eigen nannte als einen klaren Kopf, fleißige Hände, starke Arme, echtdeutsche Ehrlichkeit und eine unbeugsame Thatkraft; heute ist er ein vielfacher Dollar-Millionär, ein „self made man", ein „prominent man" in der oft mißbrauchten Worte bester Bedeutung; ein Mann, dem die höchsten politischen Ehrenämter, die überhaupt ein Nichteingeborener bekleiden kann, verschiedentlich vergebens angeboten wurden, Zierde, Pfeiler und Vorkämpfer des Deutschthums im ganzen, ungeheuren Gebiete der Vereinigten Staaten und von allen Bürgern des großen Reiches wegen seiner Erfolge und Thaten geehrt und wegen seiner Persönlichkeit geliebt.

William Steinway — denn von keinem Geringeren soll hier kurz berichtet werden — ist eine jener großen, reich beschenkten Naturen, denen

Google

das Vollbewußtsein ihrer Macht und ihres Reichthums eine dementsprechend fürstliche Generosität dictirt. Der große englische Dichter nennt solche Männer sehr bezeichnent „nature's noblemen". Wenngleich Geschäftsmann vom Scheitel bis zur Sohle, und zwar von jener seltenen, glücklichen Art, denen der eigene Vortheil nicht den Nachtheil des Andern bedeutet, entbehrt er doch jenes, so manchen andern erfolgreichen Großindustriellen kennzeichnenden Stempels von concentrirtem Egoismus; im Gegentheil, er vermag an die gewichtigsten Transactionen, wie z. B. den Ankauf einer Eisenbahn oder dergleichen mit einer gewissen souveränen Sorglosigkeit heranzutreten, die allerdings ein vorheriges gründliches Erwägen keineswegs ausschließt, aber trotzdem Bewunderung erzwingt.

Alles ist groß an dem Manne, seine geschäftlichen Unternehmungen, wie seine private Wohlthätigkeit; seine Repräsentation und Leitung des Welthauses Steinway & Sons auf beiden Seiten des atlantischen Oceans, wie seine künstlerischen, geselligen, oratorischen, politischen und organisatorischen Talente. Seine Großmuth ist gleich der des Löwen sprüchwörtlich geworden. Er kann dem eben besiegten Widersacher die Hand reichen, als ob nichts vorgefallen wäre, und ihm sagen: „Siehst Du, Freundchen, wärst Du gleich so vernünftig gewesen, wie jetzt, so hätten wir uns die ganze Mühe ersparen können!" Eine ausnehmende Leutseligkeit ist ein fernerer Grundzug seines Wesens. Aus den Volksschichten hervorgegangen, besitzt er ein merkwürdig klares Verständniß für die Mittelklasse, sein Benehmen gegenüber den Vertretern derselben ist ein so gewinnendes, wie man es kaum wieder trifft. In directem Zusammenhang hiermit steht seine außerordentliche Einfachheit in Bezug auf Speise und Trank, Kleidung und Behaglichkeit. Nur bei festlicher Gelegenheit sitzt er mit den Ersten des Landes an derselben Tafel und derselben Stelle; sonst zieht er gemüthliche Stunden mit seiner Umgebung, häufig sogar seiner geschäftlichen Umgebung, vor. Was es heißt, sich schonen, hat William Steinway nie gewußt; er, der seine Kraft häufig genug gleichzeitig und gleichmäßig in den Dienst des Staates, wie in den der Interessen einer rheumatischen, alten Clavierlehrerin gestellt hat. Sein luftiges, helles und geräumiges Bureau im Geschäftsgebäude des Hauses Steinway ist von fast unglaublicher Einfachheit, dagegen aber mit den modernsten Einrichtungen, Sprachtuben, pneumatischen Röhren für Briefe und Packete, elektrischer und telephonischer Verbindung nach allen Theilen des weitverzweigten Häusercomplexes ausgestattet. Dieses Privatbureau ist an der Eingangsseite von einem Vorzimmer begrenzt, welches vom frühesten Morgen bis zum späten Abend der temporäre Aufenthaltsort von einer langen Reihe von Bittstellern ist, die sämmtlich und ausnahmslos mit einer die Bewunderung herausfordernden Geduld von William Steinway empfangen und angehört werden. Unter den Hilfesuchenden befinden sich auch zumeist fremde Künstler, die natürlich zuerst zu Steinway eilen, und nie ist einer von ihnen, ohne wohlwollende Worte empfangen, ohne versprochene

Google

und stets thatkräftig gehaltene Hilfe erlangt zu haben, von ihm gegangen. Gegen junge Existenzen ist William Steinway von ganz besonders rührender Sorgfalt, und es giebt eine Menge von Talenten, welche ihm allein ihre Ausbildung und die Möglichkeit des Weiterkommens verdanken. Es wird unter diesen Umständen also Niemanden wundern, wenn ich behaupte, daß des Mannes Privat-Wohlthätigkeit, d. h. diejenige, von der in der Oeffentlichkeit nichts bekannt wird, sich jährlich auf eine Summe von nicht weniger als ein paar hunderttausend Mark beläuft. Ich bezweifle sehr, daß ich mit der Veröffentlichung dieser Thatsache im Sinne des stillen Gebers handle, aber zur Steuer der Wahrheit und zum besseren Verständniß für seinen menschenfreundlichen Charakter habe ich geglaubt, sie nicht verheimlichen zu dürfen.

Was jedoch William Steinway, den Menschen, noch ganz besonders auszeichnet, ist erstlich seine Liebe zur Kunst und zweitens, im edelsten Sinne des etwas wohlfeilen Wortspieles, für das ich um Verzeihung bitte, seine Kunst zur Liebe.

Zu allen Zeiten ist die Kunst das erhebende und adelnde Moment der Menschheit gewesen, und immer sind unter den Vertretern des Volksgeistes, den Dichtern und Philosophen, Stimmen laut geworden, die dem lebhaft sehnenden Bedürfniß Ausdruck verliehen, die Menschheit durch frühest begonnene künstlerische Erziehung veredelt und beglückt zu sehen. Wer diese Stimmen vernehmen will, mag in der Geschichte der Aesthetik und Philosophie dieses und des vorigen Jahrhunderts, vertreten durch Namen wie Kant, Herder, Chr. Fr. Wolff, Lessing, Schiller bis auf Schopenhauer, Wagner, Heinrich von Stein u. a. darnach lauschen. Meine Absicht ist es nicht, auf die Ideen, für welche diese Männer stritten und strebten, näher einzugehen. Ich möchte nur in dankbarem Gedenken ihres segnenden Einflusses constatiren, daß, was Jene ersehnten, das schöne, wahrhaft menschenwürdige Resultat künstlerischer Lebenserziehung, ich in Niemandem so verkörpert gefunden habe, wie im ureigensten Leben und Wesen William Steinways.

Sein Lebenslauf ist kurz folgender: William Steinway, ein Deutscher von Geburt und Abstammung, wurde am 5. März 1836 in Seesen im Harz geboren. Daselbst hatte sein Vater, Heinrich Engelhard, 1825 ein kleines, aber reges Geschäft begründet, aus dem tüchtige Erzeugnisse der Orgel- und Clavierbaukunst hervorgingen. Außerordentlicher Kunstsinn und eminente Tüchtigkeit des Vaters, Frohsinn und Herzensgüte der Mutter, die erhabene Schönheit der heimatlichen Harznatur, das Alles sind Momente, die wohl geeignet sind, ein Kindergemüth für's ganze Leben segnend zu beeinflussen, zumal eins von so empfänglicher Art wie das des Knaben Wilhelm. Dazu erwarb sich derselbe in der vorzüglichen Schule seines Heimatsstädtchens eine gediegene Bildung, die später in einem tüchtigen Institut befestigt und vervollkommnet wurde. Der Vater hegte und pflegte von früh an des Sohnes Liebe und Begabung zur Musik und erzielte bei ihm bald außer-

Google

ordentliche musikalische Fertigkeit verbunden mit feinstem Geschmack und Gefühl. Das Clavier, auf welchem der lernbegierige, lebhaft begeisterte Knabe die ersten Früchte seines Fleißes und seines Talentes producirte, war vom Vater eigens für die Söhne verfertigt werden. Der Geist väterlicher Liebe, der die Töne beseelte, ging naturgemäß in die tief empfängliche Seele des Sohnes über und legte den Grundstein zum schönsten Werden. Wie herrlich und wie rührend der Gedanke: der Vater baut mit emsigem, durch Liebeskraft angefeuerten Fleiß das Instrument, das die Söhne in die Welt der Kunst einführt, und verwebt so untrennbar innerstes Familienleben mit dem ersten Ahnen und der wachsenden Erkenntniß der Kunst!

Was Wunder, wenn einer so ideal schönen Grundlage die herrlichsten Früchte entkeimen. Ganz von selbst entwickelte sich auch bei den Söhnen reges Interesse für das Gewerbe ihres Vaters, das ihnen nicht wie ein gewöhnliches Handwerk erschien, sondern ihnen von Anfang an als kunstreiche Schöpfung genialer Arbeitskraft Ehrfurcht, Bewunderung und Lust zum Nacheifern einflößte. Die vom Vater sorglich gepflegte, von den Söhnen tief erfaßte Veredelung dieses Gewerbszweiges machte auch hauptsächlich die dem Hause Steinway bevorstehenden colossalen Erfolge und Errungenschaften möglich, die von Richard Wagner in einem Briefe von Bayreuth, den 11. April 1879 datirt, wie folgt in Worte zusammengefaßt wurden: „Wahrlich dünkt es mich beschämend für so manche andere Zweige der Kunst, daß gerade diese eine des Clavier-Instrumentenbaues sich einer unleugbar idealen Vollendung zuneigt; ich wüßte in Malerei, Sculptur, Architectur, Literatur und — leider auch Musik nichts nachzuweisen, was, seitdem ich dafür Bewußtsein habe, der sinnigen Ausbildung des Clavierbaues gleichkäme. Aus Ihren Mittheilungen ersehe ich aber auch, mit welch' sinniger Liebe Sie der Verkörperung des geistigen Tones auf einem Instrumente nachstreben, welches bisher fast nur zur Andeutung des eigentlichen Tones dienen konnte. Unsere großen Tonsetzer scheinen, als sie gerade für das Clavier die herrlichsten ihrer Sätze schrieben, eine zukünftige Idealisirung dieses Instrumentes, wie sie jetzt namentlich durch Sie erreicht worden ist, geahnt und vorausgesetzt zu haben. Eine Beethoven'sche Sonate, eine Bach'sche chromatische Phantasie scheint erst jetzt auf Ihren Instrumenten zur richtigen Geltung gelangen zu können."

Was könnte ein gewöhnlicher Sterblicher solchen Ruhmesworten und ähnlichen, wie sie von Lißt, Berlioz, Gounod, Rubinstein und den größten Künstlern der Gegenwart über die Steinway'schen Claviere geäußert wurden, noch hinzufügen wollen?

Der älteste Sohn C. F. Theodor stand dem Vater bald als treuer Mitarbeiter zur Seite und konnte, als die Familie zu besserem Fortkommen der durch politische Hemmnisse aufgehaltenen Fabrik 1850 nach Amerika übersiedelte, das zurückbleibende Geschäft selbständig übernehmen und fortführen. Der 14jährige William trat gleich nach der Ankunft der Familie

Google

in New-York bei einer dortigen Clavierbauerfirma, W. Nunns & Co., 88 Walkerstraße, als Arbeiter ein, wo er drei tüchtige, wohlausgenutzte Lehrjahre durchmachte. Die hierbei gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen sollten dem rastlos strebenden jungen Manne glänzend zu Gute kommen. Gerade an seinem siebzehnten Geburtstag, den 5. März 1853, gründete der Vater mit den Söhnen in einem in der Varickstraße gelegenen Hinterhause die Firma Steinway & Sons, die rasch zu ungeahnt großartiger Entwickelung vorschritt.

Das kraftvolle, harmonische Zusammenwirken des Vaters und der Söhne Charles, Henry, William und Albert hatte die emporblühende Fabrik schon nach einem Jahre so weit gefördert, daß ausgedehntere Räume nothwendig wurden. Man miethete die Gebäulichkeiten der inzwischen fallirten Firma Nunns & Co., bei der William seine Lehrzeit verbracht hatte. Der scharfsinnige Vater wies jedem der Söhne den Theil der Arbeitslast zu, der eines Jeden individuellen und ganz verschiedenen Anlagen sich am meisten anpaßte.

William war der am reichsten Beanlagte. Neben seinen eminenten technischen Fähigkeiten war ihm ein großartiges Organisationstalent eigen, und deshalb wurde ihm vom Vater die finanzielle und kaufmännische Verwaltung übertragen. Mit klarem Ueberblick leitete er die zahlreichen Zweige des Hauses, mit deren kleinsten Details er auf's Genauste vertraut war, so daß er die sich später immer mehr und endlich colossal ausdehnende und ungemein complicirte Organisation des Ganzen musterhaft zu beherrschen vermochte und noch heute beherrscht.

Im März 1865 trafen die Familie traurige Verluste. Die beiden Söhne Henry und Charles starben kurz hintereinander. Der erstere in New-York, der letztere auf einer Europa-Tour in Braunschweig. Diese beiden Brüder hatten die technische Oberleitung des Clavierbaues in Händen gehabt, die nun von dem ältesten Bruder Christian Friedrich Theodor übernommen wurde, welcher seine Fabrik in Braunschweig aufgab und im Oktober 1865 mit seiner Gattin nach New-York übersiedelte. Theodor Steinway ist ein Erfindergenie ersten Ranges gewesen, ein Mann und Künstler, der auf dem Gebiete der Clavierbaukunst Bahnbrechendes geleistet hat und aus dessen Hirn die meisten der großartigen Ideen und Verbesserungen stammen, die bald das Steinway'sche Clavier in den Vordergrund und auf die Höhe brachten, die es seitdem unbestritten eingenommen hat, anerkannt „an Höfen, wie an niederer Statt", denn auch die Ernennung zu Hoflieferanten des deutschen sowie des englischen Herrscherhauses blieben nicht aus. Daß Kaiser Wilhelm II. speciell für William Steinway sich interessirt, beweisen die Ehren, die er ihm in einer längeren Audienz im Marmor-Palais, am Sonntag den 11. September vorigen Jahres, im Beisein der Kaiserin und in der kürzlichen Verleihung des Rothen Adler-Ordens dritter Klasse angedeihen ließ, eine Auszeichnung wie sie vor William Steinway

Google

wohl noch keinem auswärtigen Großindustriellen und auch wohl nur wenigen deutschen zu Theil geworden ist. Uebrigens ist William Steinway im fremden Lande in eben dem Maße Deutscher geblieben, wie er Großindustrieller geworden ist. Daß dies wirklich der Fall ist, wird Niemand bezweifeln, der seine Anrede an den ihm zu seiner Genesung in Wiesbaden im vorigen Sommer begrüßenden und ihm ein Ständchen bringenden New-Yorker deutschen Männergesangverein „Arion" gehört; der außerdem sein Wirken im „Liederkranz" seit dem Bestehen dieses größten und ältesten deutschen Gesangvereins Amerikas beobachtet hat und vor allen Dingen Derjenige, der weiß, wie sehr William Steinway es sich stets hat angelegen sein lassen, deutsche Kunst zu pflegen und deutsche Künstler zu unterstützen. Der deutsche Sinn, der tief in ihm wurzelt, ist ihm auch als Bürger der Vereinigten Staaten treu geblieben. Daß er aber Großindustrieller geworden ist, weiß Jeder, selbst wenn ihm unbekannt wäre, daß das Haus, dessen Haupt er ist, nunmehr über 1800 Arbeiter beschäftigt und sich aus folgenden Etablissements zusammensetzt: Steinway in der Nähe von Astoria gegenüber der Stadt New-York, mit einem Flächeninhalt von nicht weniger als 12 Acres, auf denen sich Gießereien, Holzhöfe und lagerndes Rohmaterial befinden und woselbst 650 Arbeiter beschäftigt werden. Sodann der zweite Fabrikcomplex, bestehend aus dem Gesammt-Häuser-Geviert zwischen der Park- und Lexington-Avenue und der 52sten und 53sten Straße in der Stadt New-York gelegen, woselbst über 60 Instrumente per Woche zusammengesetzt werden, und gleichfalls 650 Menschen Arbeit und reichliches Brod finden. Schließlich als Krone der New-Yorker Besitzungen die imposante, zwischen der 14ten und 15ten Straße gelegene, architektonisch wunderbar schöne Steinway Hall, mit den großartigen Verkaufsräumen und Bureaux, in denen wiederum 250 Arbeiter und Angestellte beschäftigt sind und die vormals den größten, herrlichsten und akustisch perfectesten Concertsaal New-Yorks, mit 2400 Sitzplätzen enthielt, der aber seit 1890 zum Bedauern Tausender von Concert-Besuchern zu Geschäftszwecken umgebaut wurde. Von den ausländischen Etablissements der Firma enthält übrigens die Londoner Steinway Hall, in Lower Seymour Street bei Portman Square gelegen, gleichfalls einen eleganten Concertsaal mit 700 Sitzen und dient als Central-Depôt für Großbritannien, während die 300 Arbeiter beschäftigende Fabrik zu Hamburg die von New-York gesandten Steinway'schen Claviere für den continentalen europäischen Markt fertigzustellen und für das feuchtere europäische Klima zu präpariren die Aufgabe hat.

Schon allein der Ruf der Weltfirma und die Bedeutendheit ihrer Etablissements genügt, um den Mitbegründer, Erhalter und jetzigen Chef derselben zu höchstem Ansehen zu bringen. Der Werth des Mannes aber wächst noch gewaltig durch die schon erwähnte Fülle von großen Eigenschaften, die sich in seiner Persönlichkeit vereinigen. Der schöpferische Arbeiter ist zugleich liebevollster Familienvater, treuester Freund, großmüthiger Wohlthäter der

Google

Menschheit, freisinnigster Kunstfreund, bedeutender Politiker, loyaler Volksfreund.

Der Vorzug einer jetzt achtzehnjährigen persönlichen Bekanntschaft, die mich jahrelang manchmal fast täglich mit William Steinway zusammenführte, gab mir vollauf Gelegenheit, ihn in allen diesen Eigenschaften kennen, schätzen und lieben zu lernen. Am Liebenswerthesten jedoch erschien er mir stets im Kreise der Seinen. Aus erster Ehe erblühte ihm eine Tochter und ein Sohn, der ihm jetzt zur Stütze geworden ist. In zweiter glücklicher Ehe war William Steinway mit einer Dresdener Dame, geb. Ranft vermählt, die leider vor wenigen Monaten ihm ganz plötzlich, während er selbst krank darnieder lag, durch den Tod geraubt worden ist. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Söhne und ein Töchterchen, sämmtlich noch in jüngern Jahren. Man muß den stattlichen, stark gebauten und noch immer athletisch kräftigen Mann, mit seinem nur leicht ergrauten, vollen, ungescheitelten Haupthaar, seinem dunklen Bart, seinen kurzsichtigen, bebrillten, aber so gut dreinschauenden, dunkelblauen Augen und seinen frauenhaft weichen Händen im Kreise der Seinen, mit seinen Kindern und Enkelchen spielend gesehen haben, um ihn ganz begreifen zu können. So ganz anders ist der gutmüthige Mensch dann wie im Alltagsleben und Verkehr. Im Letzteren ist der Ausdruck des Gesichts meist sehr ruhig, belebt sich aber ungemein in der Debatte, für die Steinway als ausgezeichneter und schlagfertiger Redner ein hervorragendes Talent hat, und besonders verändern seine Augen sich an Farbe und Glanz; doch verliert selbst in der erregtesten Sprache sein Benehmen nicht eine gewisse vornehme Ruhe und sein Wesen nicht die für einen Politiker unerläßliche Selbstbeherrschung. Ich habe ihn häufiger reden gehört bei festlichen, launigen, ernsten und politischen Gelegenheiten und stets seine kraftvolle Sprache, sein wunderbares, sprichwörtlich gewordenes Gedächtniß, seine Kürze und Energie und die Sonorität seines mächtigen Organs (einst ein schöner, sangreicher Tenor, der dem „Liederkranz“ gute Dienste gethan hat) bewundert. Nicht selten war er Redner bei derselben Gelegenheit oder Veranlassung wie Karl Schurz und Oswald Ottendorfer, mit denen er intim befreundet ist und die zusammen das hervorragendste Triumvirat von Deutsch-Amerikanern bilden. Auch mit Grover Cleveland, dem jetzigen Präsidenten der Vereinigten Staaten, ist William Steinway durch viele Jahre hindurch auf's Engste befreundet. Allem politischen Parteiwesen blieb er jedoch fremd, war stets mit jeder ehrlichen Sache und that sein Möglichstes, derselben zum Siege zu verhelfen. Hierbei kam ihn seine ungeheure Popularität zu Statten, und wenn er die ihm mehrfach angebotene Wahl als Oberbürgermeister der Stadt New York angenommen hätte, er wäre mit großer Majorität und selbst von Anhängern der Gegenpartei gewählt worden. Jedes politische Amt jedoch, die ihm unter Clevelands erster Administration angebotene Finanzminister-, ja Staatsgouverneursstellung schlug er ohne Weiteres aus und widerstand allen Lockungen auf Befriedigung politischen Ehrgeizes.

Google

Unter seinen Arbeitern erfreut sich William Steinway einer ungemeinen Beliebtheit und Hochschätzung, und was er Alles für sie thut, davon zeugen die gesunden, praktisch eingerichteten Wohnhäuser, die er für sie in der nach ihm benannten Arbeiterstadt Steinway erbauen ließ, die Schule daselbst, in welcher 800 Kinder Unterricht erhalten und in der besondere Sorgfalt auf Pflege der deutschen Sprache und der Musik gelegt wird, die Bibliothek, die jedwedem Wissensdrang Gelegenheit zur Befriedigung giebt. In den jüngsten Jahren sind all diesen wohlthätigen Einrichtungen noch ein Volkskindergarten, eine schöne Kirche mit Orgel, eine großartig eingerichtete Badeanstalt und schattige Parkanlagen hinzugefügt worden. Wie der humanste Landesvater sorgt William Steinway jederzeit für das Wohl seiner Arbeiter und versucht es, ihren Sinn auf das Hohe und Schöne zu lenken.

Es kommt nicht allzuhäufig vor, daß sich in einem Menschen so reiche Harmonie edelster Eigenschaften vereinigt. Und doch läßt sich deren Gesammtheit bei William Steinway auf einen einzigen Grundton zurückführen, den ich vorher als „Kunst zur Liebe" bezeichnete und den ich nicht besser anstimmen zu können glaube, als durch Anführung einer schönen Lebenswahrheit aus Richard Wagners unvergleichlicher kleiner Abhandlung „Kunst und Klima." Es heißt darin: „Die Mittlerin zwischen Kraft und Freiheit, die Erlöserin, ohne welche die Kraft Roheit, die Freiheit aber Willkür bleibt, ist die Liebe, nicht jedoch jene geoffenbarte, von oben herab uns verkündete, gelehrte und anbefohlene und deshalb auch nie wirklich gewordene — wie die christliche, sondern die Liebe, die aus der Kraft der wirklichen unentstellten menschlichen Natur hervorgeht, die in ihrem Ursprung weiter nichts ist, als thätige Lebensäußerung dieser Natur, die sich in reiner Freude am sinnlichen Dasein ausspricht und, von der Geschlechtsliebe ausgehend, durch die Kindes- Bruder- und Freundesliebe bis zur allgemeinen Menschenliebe fortschreitet. Diese Liebe ist denn auch die Grundlage aller wahren Kunst, denn nur durch sie entsproß die natürliche Blüthe der Schönheit im Leben."

Die zur That gewordene Liebe war es, die der Knabe William vom Vater entgegen nahm und fruchtbringend weiter trug. Von Liebe durchdrungen war all' sein Thun und dadurch von vornherein zu reichstem Segen prädestinirt. — Die Liebe zur Kunst äußert sich zuerst in der Liebe zum Schönen. Schön ist nicht nur das äußerlich Scheinende. Es giebt auch schöne Gedanken, schöne Gefühle, schöne Handlungen. (Vergl. Schillers Brief über die Frage: „Was ist schön?") Das Streben nach Schönheit thut sich kund durch den Schönheitssinn, der nur dann vollkommen ist, wenn dem äußern sich der seelische Schönheitssinn zugesellt. Jener führt unmittelbar zur Kunst, dieser zur Humanität. Diese Beiden sind demnach unzertrennbar. Humanität wieder äußert sich zuerst naturgemäß in Liebesbeweisen zu den Eltern, Geschwistern, Kindern, Verwandten und Freunden, bis sie dann alle Wesen umschließt, die thatkräftiger Liebe bedürfen. — Die im liebererfüllten Familienkreis gepflegte, innig mit ihm verwebte Liebe zur Kunst lenkt

Google

den Sinn aller Mitglieder so schöner Gemeinschaft auf das Höhere im Leben und hebt ihn weit empor über alles Niedrige und Gemeine. Diese Liebe drückt auch dem Handwerk den Stempel des Höheren auf und adelt es, angetrieben von thätigem Schönheitssinn, zum Kunstwerk. Der durch solcher Art veredeltem Gewerbe erworbene Reichthum hat höhere Bestimmung als das rastlose Geldgewinnen gemeinen Handels. Er setzt in den Stand, dem physischen und psychischen Schönheitssinn vollauf Genüge zu thun, die Bestrebungen der Humanität und der Kunst zu fördern.

Ein Freund der Kunst ist naturgemäß auch ein Freund des Volkes, schon durch die Erwägung dessen, was das Volk durch emsigen Fleiß und unendliche Geschicklichkeit beitragen muß, um Kunstwerke herzustellen oder auch den vollkommenen Genuß derselben zu ermöglichen. Die sämmtlichen Instrumente und Mittel, die der Kunst zur Darstellung verhelfen, sind von Millionen geschickter Arbeiter verfertigt. Wagner widmet diesem Gedanken in seiner Schrift „Das Kunstwerk der Zukunft" ein Kapitel, welches er überschreibt: „Das Volk als bedingende Kraft für das Kunstwerk." Das Volk opfert der Kunst einen Theil seiner Lebenskraft, darum müssen Kunstfreund und Volksfreund untrennbar fest vereinigt sein. Wer Schiller's „Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen" gelesen hat, wird darin die Beweisführung dafür gefunden haben, daß die Liebe zur Kunst, zum sinnlich und seelisch Schönen und Harmonischen, auch zur richtigen Politik führt. So gehen denn gleichfalls Kunstfreund, Volksfreund und edler Politiker naturgemäß Hand in Hand, wie wir es bei dem Manne gefunden haben, dem diese Blätter gewidmet sind und den die ewige Kunst in ihr Reich aufgenommen hat, dem Meister William Steinway. Heil seinem Wirken!

Google

Blätter aus dem Werther-Kreis.

Herausgegeben

von

Eugen Wolff.

— Kiel. —

(Schluß.)

Von der Seite, „wo sie ihre Stärke hat, von der häuslichen Seite" — wie Kestner sagt (s. „Goethe und Werther" S. 41) — lernte Goethe die Lotte während der folgenden Tage in immer ausgiebigerem Maße kennen. Ihr war nach dem Tode der Mutter die Fürsorge für die zahlreichen jüngeren Geschwister zugefallen, obgleich Lotte in Wahrheit nicht die älteste, sondern die zweite Tochter des Hauses war; dadurch gewinnt das Bild der lebendigen Lotte. Ihre größere Energie wie ihre näheren Aussichten auf Vermählung mochten zusammenwirken, um sie an die Spitze der verwaisten Häuslichkeit zu berufen, — soweit überhaupt Gründe mitsprachen. Denn Lotte erschien nun offenbar als das natürliche Haupt der Familie, dem sich alles wie selbstverständlich unterordnete und anschmiegte.

In ausgelassener, toller Weise schildert das Treiben in Lottes Alltagskreis ein Brief, den sie während einer vorübergehenden Abwesenheit, kurz vor ihrer Vermählung, von ihrem ältesten Bruder Hans erhielt. Ist die Darstellung nicht immer fein, so erläutert sie doch um so drastischer Goethes Verse:

„Mit dreckigen Händen und Honigschnitten,
Mit Löcher im Kopf, nach deutschen Sitten,
Die Buben jauchzen mit hellem Hauf,
Thür ein, Thür aus, Hof ab, Hof auf."

Sie zeigt den Kreis, in dem Goethe sich wohl fühlte: denn er tummelte sich oft mitten unter den Kindern; sie zeigt auch, weshalb er sich dort wohlfühlte: denn ein Stück lebendiger, frischer, kecker Natur umfing ihn.

Hertzliebste Schwester!

Ich muß dir doch auch einmahl schreiben: und zwar wovon? von unseren Haußangelegenheiten: von dem grösten bis zum Kleinsten will ich dir alles erzehlen. Von der Carline fange ich an. Dieser muß ich das Lob beylegen, daß Sie sich recht gut auf-

Google

führet, hält gute Zucht, verträgt sich mit der Lenge sehr wohl, und tritt völlig in deine Fußtapfen. Die Lenge ist ganz ein ander Mädgen; sonst war Sie zwar auch prav, d. z. ist sie aber doch viel präver; sie ist die zweyte Lotge. Von mir will ich dir nichts sagen; mich zu loben schickt sich nicht, und schelten mag ich mich nicht. Der Willhelm ist ein ganzer Mensch, wie allzeit. Erst gestern nach dem Essen zanckte er sich mit der Caroline: diese führte sich auch sehr klug hierbey auf. Sie ließe ihn mit gröster Gelassenheit, ohne roth zu werden zancken, und in aller Grandesse schüttete Sie ihm ein Glas Wasser über den Kopf herunter. Der Willhelm schwiege still, und die Caroline ginge in aller Gelassenheit mit dem lehren Glaß zur Thür hinauß. Ist dieses nicht eine gute Methode einem das Maul zu stopfen? Du weist aber doch viel bessere Mittel als solche nasse, mit Ohrfeigen und Worten kanst du ohne ein Haar naß zu machen, noch mehr ausrichten. Der Sophie ist es gerathen, daß Sie nicht hier ist, ihr loßes Maul, ihr schwarzes Haar, und noch was mehr sollten gewiß herhalten. Jtzt will ich sie aber verschonen. Der Fritz ist noch der Fritz, niemand kann ihn besser bezwingen als du. Vorgestern hatte er ein Duell mit der Friederike, er wehrte sich mit der Ofen-Gabel, und die Friederike mit der Feuerkluft. Heute morgen hat er sich mit dem Franz Carl Tapfer geprügelt, und die Mlle. Dorthel oben drauf eine Sau gescholten. Dies sind seine HeldenThaten. Der George ist ein Topmänser: er kann die Leute recht Divertiren. Er wollte der Sophie im beyliegendem Briefe eine heimliche Freude machen, und schriebe, die Ammel hätte ihr eine Silberne Schelle verlohren, es ist aber nicht wahr, weiter ist nichts merckwürdiges von ihm zu sagen. Die Ammel ist ein Nasenweises Ding, noch vorhin hat sie die Oberhofmeisterinn angebunden, daß sie stricken sollte, die Bellotte hat sie aber fleisiger in Händen, als das Stricken Zeug. Der Albrecht ist noch der alte Philosophische Plegmaticus. Er gehet den ganzen Tag wie gewöhnlich mit der Schlaf-Betzel herum, bindet sich keine Strümpfe, und ist noch der vorige SchlumpHanß. Der Ernst ziehet herum wie der LappenHenrich, doch noch ein wenig civilisirter als der Albrecht. Eben hängen ihm 2 GlockenSäuler aus der Nase in den Mund. Er ist aber bey allem diesem ein praver Kerl, sein Bauch ist so dick wie immer, so daß ihm alle Knöpfe am Camisol abgesprungen. Der Loui ist ein recht Lustiger Bursche, wann er nur zu essen hat. Gestern morgen legte er sich wegen Kopfweh auf das Canabee. Sobald es aber Mittag ware, und er die Suppe nur sahe, war der Loui am ersten bey der Hand. Er hat sich den besten Platz im ganzen Hauß zum schlafen ausgesucht, deinen zurückgelassenen neben der Caroline, und will solchen auch mit aller Gewalt niemand cediren. Heute ist er 4 Jahr alt worden. Uebrigens sind wir noch insgesamt recht gesund. Morgends Mittags und Abends essen wir des Nachts schlafen wir. Von Neuigkeiten weiß ich weiter nichts, als daß die Frau v. Boltz sehr schlecht ist. Dies sind meine Neuigkeiten, denn in den Fasten gehet es, wie bekannt, sehr traurig hier zu. Wann nicht jemand kranck wird, oder stirbet, so weiß man gar nichts.

Von Ernigshaußen haben wir noch keine Briefe, die Frau Kriegszahlmeistern aber hat sie gestern in einem Brief an dich entschuldiget, daß nemlich die Junfer Braut kranck seye, und deswegen die Frau Tante verhindert seye. Es grüßet dich hierbey die Caroline, es grüßet dich die Lene, es grüßet dich der Willhelm, es grüßet dich der Fritz, es grüßet dich der George, es grüßet dich die Ammel, es grüßet dich der Albrecht, es grüßet dich der Ernst, es grüßet dich der Loui, es grüßet dich das Brand'sche Hauß, hauptsächlich die Mlle. Ange, und du möchtest ihr bald wieder schreiben, es grüßen die K. Sch. D. es grüßet dich das ganze Teutsche Hauß, und was dazu gehöret. Lebe wohl und behalte mich lieb ich versichere, daß ich bin

Dein

Wetzlar
den 12. Märtz 1773. getreuer Bruder
J. C. Buff.

Der Schreiber dieses Briefes war am 14. November 1757 geboren, zählte also noch nicht 15½ Jahr; er war damals Primaner. Nachdem in

der Sammlung „Goethe und Werther" zahlreiche Briefe Goethes an Hans Buff bekannt geworden sind, lernen wir nunmehr diesen Goethe'schen Correspondenten auf freundlichste Weise selbst kennen. Der Briefwechsel mit Goethe beginnt wenige Tage nach Abfassung vorstehenden Schreibens, und zwar eröffnet der Dichter seinen ersten Brief (a. a. O. S. 143) mit dem bezeichnenden Satze: „Vielgeliebter Herr Hans. Ihr Brief an die liebe Schwester hat mich so ergötzt, daß ich nicht länger mich halten kann, an Sie zu schreiben, und Sie zu bitten mir wenigstens wöchentlich einmal Nachrichten von Ihrem Haus und Hof und was drinnen vorgeht zu geben." Offenbar war unser Brief in Abschrift durch Kestner an Goethe zur Kenntnißnahme eingeschickt worden.

Wir können jedenfalls aus ihm ermessen, was den Dichter auch zu diesem Gliede der Familie Buff hinzog. Schreibt er doch noch am 9. Januar 1775 (a. a. O. S. 241): „Seine Briefe haben mich über Freud und Leid herzlich lachen gemacht," und Frau Rath nennt Hans Buff einen „lieben alten Bekannten und guten Freund" ihres Sohnes (ebd. S. 246). Erweist sich doch auch er als eine jener Frohnaturen, wie sie auf unseren Dichter am harmonischsten wirken. Und damit ist überhaupt das Buff'sche Familien-Naturell bezeichnet. Wie eng sich dann Goethe, noch zwei Jahre nach seinem Fortgang (und freilich nur ein halb Jahr nach Vollendung des „Werther") mit dem ganzen Deutschen Hause verknüpft fühlt, betont er gegen Hans am 31. August 1774 (a. a. O. S. 218): „Glaubt er denn nicht, daß mich von euch alle Kleinigkeiten interessiren? Ich bin zwar lang weg, doch immer bei euch." — Am Schluß des Romans steht, daß Werther Lottes ältesten Bruder „immer am meisten geliebt."

Ueber den Lebensgang von Lottes Geschwistern unterrichtet Düntzer in dem Eingangs erwähnten Aufsatz (vervollständigt abgedruckt in seinen „Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken", I. Band, 1885).

Unser Brief läßt die reiche Kinderschaar zweimal getreu nach dem Alter Revue passiren. Nach dem überhaupt ältesten Kind der Buffs, Karoline, lernen wir Lenchen kennen, die zu Goethes Zeit nicht in Wetzlar weilte; auch er erfährt brieflich, daß sie „die zweite Lotte" sei (vergl. „Goethe und Werther" S. 168.) Sophie und Louis kennen wir mit Namen aus Werthers Brief vom 16. Juni: Jene erscheint als älteste anwesende Schwester nach Lotte, — zutreffend, da Karoline ebenfalls zum Ball fuhr und Lenchen außerhalb weilte; ihr Alter wird auf ungefähr elf Jahre geschätzt, sie zählte aber 12½. Louis wird richtig als Jüngster eingeführt. In der von Werther erwähnten „kleinen naseweisen Blondine von ungefähr sechs Jahren" haben wir Amalie, gewöhnlich mit Abkürzung Ammel genannt, zu suchen; ihr Alter wird im Roman ebenfalls um ein Jahr unterschätzt; auch hier ist sie ausdrücklich „naseweis" genannt.

Annchen und Dorthel sind die Töchter der befreundeten Nachbarsfamilie Brandt. Friederike wird, nach ihrer Waffe im „Duell" mit Fritz

Google

zu schließen, und da sie nicht unter den Grüßenden aufgezählt ist, das Dienstmädchen sein; von den Buff'schen Töchtern führte keine diesen Namen. Unter den am Schluß erwähnten K. Sch. D. haben wir offenbar Kestner, Schneider, Dietz, die Freier von Lotte, Lenchen und Karoline, zu verstehen. Feuerkluft ist die Feuerzange, Schlafbetzel hessische Bezeichnung für Schlafhaube. — Daß Amalie fleißiger die Pelotte — oder, wie Hans dialektisch schreibt, Bellotte — als das Strickzeug in Händen hat, könnte als Wortspiel gemeint sein, denn Pelotte bedeutet sowohl den Knäuel als einen Ball zum Spielen. — Der Brief wirkt besonders humoristisch, wenn man das kindliche Alter der geschilderten Personen bedenkt: Held Fritz zählt 11, der „philosophische Phlegmaticus“ Albrecht 6¾, Ernst, der „brave Kerl“ mit dickem Bauch, 5½ Jahr u. s. w. —

Die Ohrfeigen, welche als Lottes probatestes Mittel erwähnt werden, erinnern an jene Ohrfeigen, welche die Lotte des Romans beim Gesellschaftsspiel austheilt. Gegen die Naturwahrheit der letzteren hat nun zwar, wie die Leser des Buches „Goethe und Werther“ (s. dort S. 260) wissen, Kestner besonders lebhaft protestirt; so geringfügig das an sich erscheinen mag, so kommen wir dadurch doch vielleicht der Composition des bedeutsamen Werther-Briefes vom 16. Juni auf die Spur. Denn es treffen folgende Umstände in den uns hier vorliegenden Quellen zusammen. Das Gewitter, welches im „Werther“ während des Balles ausbricht und so Veranlassung zu Lottes Arrangement von Gesellschaftsspielen giebt, wird in den verschiedenen Kestner'schen Aufzeichnungen und Berichten über diesen Ball nirgends erwähnt, obgleich er — wie wir alsbald näher erfahren werden — gewissenhaft alle Veränderungen des Wetters anmerkt. Im Gegentheil, die unbedingte, zusatzlose Aussage: „on se divertit très bien“ beweist nahezu sicher, daß keine Störung eintrat. Dagegen werden wir unterm 31. August 1772 in Kestners Tagebuch von einem furchtbaren Gewitter lesen, das über Wetzlar niederging. Sollte Goethe nicht, wie gewöhnlich, diesen Abend im Deutschen Hause zugebracht haben? und sollte Lotte nicht wohl bei dieser Gelegenheit in ihrem häuslichen Kreise ihren Geschwistern auf die im „Werther“ geschilderte, drastische Weise durch Ohrfeigen im Gesellschaftsspiel über die Angst vor dem Gewitter hinweggeholfen haben? Wir werden immerhin es als wahrscheinlich bezeichnen müssen, daß die ganze Gewitterscene nebst der grandiosen Erwähnung Klopstocks ursprünglich im „Deutschen Hause“ am 31. August spielt. Es wäre ein glänzendes Zeugniß für Goethes Künstlerblick, wenn er diese herrliche Scene mit Absicht der ersten Begegnung eingefügt hätte, um so von vornherein Lottes Bild zu verklären.

So ist überhaupt vielleicht die Mühe, die sich der gute Kestner mit seinen Wetterberichten gegeben, nicht ganz umsonst gewesen. Da dem „Werther“ vor allem auch seine Naturschilderungen einen eigenartigen Werth verleihen, ist es doch wohl von einigem Interesse zu erfahren, in welchen wechselnden landschaftlichen Bildern sich dem Dichter die Scenerie darbot.

Google

Unserm Kestner gereicht es überdies zur Ehre, daß er ein gewisses Naturgefühl offenbart: auch dadurch reiht er sich im Leben der jungen Generation, den positiven Kräften des Werther-Kreises an. Schon vor Goethes Eintreffen in Wetzlar finden sich unter anderm einige derartige Eintragungen.

2. Mai 71 . . . Bis dahin habe ich den Frühling in seiner ganzen Schönheit gefühlt, und mein Auge, Ohr und Geruch sehr erquickt; indem ich fast alle Tage ausgekommen und mich dem Gefühl der schönen Natur ganz überlassen habe.

Le 7. Avril 72. La campagne commence à nous offrir un tableau riant de verdure.

Und nun geben wir unserm sorgsamen Führer für die Goethe-Zeit ungestört das Wort.

Le 15. May 72. Nous avons depuis quelques jours un temps extrêmement sombre, et froid, retardant les différentes opérations de la Nature; il semblerait qu'il se règle sur les affaires de la Visitation.

Le 24. May 72. Le Temps depuis quelques jours est extrêmement variable et pluvieux; quoiqu'il ne fasse pas beau, ce temps est cependant préférable à celui que nous avions avant, puisque le vent était froid, et la Sécheresse fort grande

Le 27. Juin 72. Il fait depuis quelques Semaines une chaleur excessive, ce qui engage beaucoup de Personnes à se baigner, exercise qui est fort en vogue à présent.

Le 4. Juillet 72. Aux grandes chaleurs que vous avons eu quelque temps, a succédé depuis lundi un froid qui sans être rigoureux est cependant sensible.

Le 11. Juillet 72 (fälschlich Juin). Nous avons actuellement un été assez beau, quoique j'aie dit que nous avions eu quelque mauvais temps. Les amateurs du vin fondent de grandes espérances sur ce Temps. Tout nous promet une récolte assez heureuse.

Le 31. Juillet 72. Les Pluies ont cessées, et la chaleur est revenue. Les vignerons fondent de grandes espérances sur ce temps. Les agricultures au contraire se plaignent que le blé ne rende pas assez dans la mesure.

Il règne beaucoup de maladies très dangereuses dans cette ville.

Le 31. Août 72. Quoique nous ayons eu un très beau Temps, qui promet une Vendange très abondante, nous avons cependant eu quelques jours d'un temps d'Automne: depuis deux jours les chaleurs ont recommencé avec force, et ce soir depuis 8—9 Nous avons éprouvé un orage effrayant accompagné d'un éclair continuel et très vif, qui mettait le ciel toujours en feu.

31. Aug. 72. Morgens war es schön Wetter. Ich ritt um 5 Uhr nach Garbenheim. Auf dem Berge sah ich den Thau in Silber-Wolken vor mir im Thale liegen. Zu Garbenheim las ich Mosers Abhandlungen aus dem Kirchenrecht, trank Chocolade, war nach 7 Uhr zu Haus. Der Himmel klärte sich immer schöner auf . . . . Abends 7 Uhr blitzte es in der Ferne. Ich sah aus dem Fenster lange zu, wie der Blitz vom Aufgange bis zum Niedergange ohne Aufhören das Aeußerste des Horizontes erleuchtete und der Donner von ferne murmelte. Ich kann aus der Stadt hinaussehen. Ein schöner Anblick! . . . (Befürchtungen) . . . Das Gewitter ließ nach. Ich ging aus, der Blitz zeigte mir den Weg; denn ich wollte doch sehen, wie es im Teutschen Hause aussehe.

Le 5. Sept. Depuis le dernier orage nous avons eu une pluie abondante et hier et aujourd'hui un Temps extrêmement chaud.

Le 14. Sept. (Bürgel berichtet von Verwüstungen des letzten Sturmes, in Rotheim).

Il m'a dit que le toit de la maison du fermier avait été entièrement enlevé, et qu'il était trouvé une grande quantité d'oiseaux tués de différentes façons sous les arbres.

Google

Im Allgemeinen zunächst ergiebt sich, daß der Wetzlarer Sommer 1772 zwar vorwiegend die Natur in Schönheit prangen ließ, daß aber doch gerade auch wiederholt außergewöhnlich unsommerliche, fast herbstliche Zeiträume dazwischen fallen: so lernte Goethe allerdings die Landschaft um Wetzlar während der Liebeszeit in üppiger Blüthe wie im Zustand drohender und beginnender Selbstzerstörung kennen. Damit wären die Vorbedingungen für Werthers grandiose Briefe vom 10. Mai und 18. August gegeben, ja das unter letzterem Datum auftretende Grauen vor der Vergänglichkeit aller Naturwesen könnte durch die gerade um diese Zeit einfallenden herbstartigen Tage wirklich besonders nahegelegt worden sein. Im Uebrigen aber erweist sich die Composition der Naturschilderungen ebenfalls als künstlerisches Arrangement. Die erste Zeit von Goethes Aufenthalt und überhaupt der Mai bot nichts weniger als „unaussprechliche Schönheit der Natur" und „süße Frühlingsmorgen" dar; und die eigentliche Ausmalung „abscheulichsten Wetters," „grauer Regenwolken" u. dergl. verlegt der Dichter nicht blos äußerlich in die kalte Jahreszeit, sondern auch innerlich in die der Selbstvernichtung des Helden nahe, von seiner geistigen Zerrissenheit erfüllte Periode. Bezeichnend wird damit die Naturschilderung durchaus subjectiv als Analogie und Reflex der Seelenstimmung Werthers hingestellt. So dürfen wir denn aussprechen, daß wir die Naturscenen des „Werther" nicht unmittelbar nur der Wetzlarer Landschaft, sondern in gleichem Maße der Seele des Dichters verdanken.

Nebenher erfahren wir aus Kestners Wetterberichten und sonstigen Aufzeichnungen, daß auch sein gewöhnliches Eldorado Garbenheim (im „Werther" Wahlheim genannt) war. Sein Eifer läßt ihn nie ohne Buch dorthin ziehen; freilich liest er nicht gerade wie Goethe dort den Homer, doch wohl nicht nur wissenschaftliche Schriften. Man vergleiche:

Au 15. Juin 72. Je pris du chocolade à Garbenheim. Je prens toujours avec moi des livres, des gazettes, un crayon et du papier pendant qu'on servit le chocolade, ou le café ou le thé. Aussi pendant que je suis sur chemin, j'ai toujours quelque chose chez moi pour apprendre par coeur, où je n'ai pas besoin de regarder toujours le livre.

Curios erscheint uns die unterm 27. Juni 1772 stehende Bezeichnung des Badens als „exercise qui est fort en vogue à présent". Wie es sich indeß damals mit dieser „Uebung" verhielt und welchem bedenklichen Verdacht sich Jemand aussetzte, der ein Flußbad nahm, belehrt uns ein Ergänzungsblatt vom 22. desselben Monats.

22. Juni 72. Morgens um 6 Uhr wollte ich mich bei Nauenheim im Fluß (die Lahn) baden. Ich kannte eine Stelle, welche vor einem Jahre sicher war, ob sie gleich nahe bei einem Fall des Flusses und dieser daselbst tief ist. Ich erforschte sie erst zu Pferde. Einige Bauern waren nicht weit davon auf der Wiese beschäftigt. Verschiedene kamen, um zu sehen, was ich da machen wollte, und fragten, ob ich da durch den Fluß reiten wollte? es gienge hier nicht, sondern an einer andern Stelle. Ich antwortete, daß ich wohl Bescheid wüßte. Ich band mein Pferd an; ich zog mich aus. Ein alter Bauer näherte sich mir und that so viele Fragen, mit einer gewissen Sorgsamkeit an mich, daß ich wohl merken konnte, daß er mir nichts Gutes zutrauete. Meine kurzen Antworten,

Google

und meine ernsthafte Miene mochten ihn nicht beruhigen; er entfernte sich nicht weit, wie auch verschiedene Kinder. Nachdem ich mich kurze Zeit im Wasser aufgehalten, und beim Bekleiden begriffen war: so kam der Alte wieder und gestand mir hernach, daß er sich in mich nicht finden können, Uebels befürchtet hätte. Er schien sich zu freuen, daß er sich geirrt; und mir gefiel es, daß er um einen Fremden so sorgfältig gewesen.

Daß der unschuldige Kestner hier in Gefahr geräth, als Selbstmörder oder dergl. zu gelten, könnte um so mehr verwundern, als das Baden, nicht nur in Badestuben, sondern auch in offenen Gewässern, von Alters her in Deutschland gebräuchlich war. Jedoch war Letzteres im 18. Jahrhundert schon außer Gebrauch gekommen und mußte erst durch die Jünger Klopstocks sowie das Sturm- und Drang-Geschlecht von Neuem eingeführt werden. In der Zeit, um die es sich hier handelt, galt dergleichen noch für eine Ausschreitung des genialischen Theils der Jugend, — dem wir also auch nach dieser Richtung unsern wackern Kestner nicht fern oder gar feindlich gegenüberstehen sehen.

Doch lenken wir unseren Blick wieder im engeren Sinne auf die Beziehungen Goethes zu Kestner und Lotte.

Ueber Goethes Verhältniß zu Lotte finden sich ein paar charakteristische Aeußerungen, welche in den bereits gedruckten Briefen Kestners mit Unrecht übergangen sind. „Goethe und Werther", 2. Aufl., S. 78 wird Goethes Bemerkung citirt: „Er hätte noch kein Frauenzimmer gefunden, das so von den gewöhnlichen weiblichen Schwachheiten frei wäre;" aber es fehlt der bedeutsame Zusatz:

und doch so ganz Mädgen wäre.

Ebenda S. 80: „Allein Lottchen wußte ihn so zu behandeln . . . ;" im Original wird die Behandlungsart bezeichnend verdeutlicht:

Allein Lottchen wußte ihn so kurz zu halten und auf eine solche Art zu behandeln, daß keine Hoffnung bei ihm aufkeimen konnte.

Nicht ohne Grund wohl nennt Kestner seine Lotte in einer andern übergangenen Briefstelle „die Lose." — In „Goethe und Werther" wird zwar S. 15 erwähnt, daß „sie ihm das nicht geben konnte, was er wünschte", aber die Fortsetzung dieser Aeußerung Kestners über Goethes Neigung zu Lotte ausgelassen:

Denn er war sehr verliebt in sie und bis zum Enthusiasmus. Sie hatte solches aber immer von sich entfernt, und ihm nichts als Freundschaft eingeräumt, auch förmlich declariret.

Bald genug kam ja der Augenblick, wo die Neigung des Dichters für Lotte zum ungestümen Ausdruck gelangte und so einen kleinen Sturm heraufbeschwor. Herbst hat bereits (S. 117 f.) festgestellt, daß diese Peripetie vom 13. bis 16. August reicht, wenn auch erst am 11. September Goethes Liebesdrama seine Katastrophe erreicht. Am 13. August nämlich, während Kestner in Gießen verweilte, küßt Goethe die Lotte, die es Abends dem Bräutigam gesteht. Im Anschluß daran: „kleine Brouillerie mit Lottchen, welche anderen Tages wieder vorbei war." In diese Zeit setzt Herbst ein

Google

handschriftlich erhaltenes Schreiben Kestners an Lotte, dessen kleinere Hälfte er (S. 118 f.) abdruckt. Ein eigenthümliches Mißgeschick hat diesen Forscher aber nur einige allgemeine Partien des Briefes herausheben und gerade die unverkennbare Schilderung Goethes übergehen lassen, so daß überhaupt, und zunächst nicht ganz grundlos, die Beziehung desselben auf Goethe von Düntzer (Beilage der Allgemeinen Zeitung 1881, Nr. 124) bezweifelt wurde. Ein zusammenhängender Abdruck des ganzen Briefes läßt aber kaum einen Zweifel offen, daß sich Kestners berechtigte Eifersucht gegen Goethe richtet, und zwar vorübergehend in einer Schärfe, wie sie bislang nicht vorausgesetzt wurde.

Meine Liebe!

Es ist immer besser, sich gegen einander völlig zu erklären, als von einer halb gethanen Aeußerung die andere Hälfte errathen zu lassen, vielleicht unrichtig, oder doch nicht in ihrem eigentlichen Sinn, errathen lassen, und zu Mißverstande Gelegenheit geben.

Ich habe es Ihnen gesagt, daß ich Sie nicht missen könnte. Aus der Fülle meines Herzens heraus habe ich es Ihnen gesagt, und auf eine Art, die Ihnen für die Wahrheit davon Bürge ist. Sie wissen, daß ich Ihnen schon einmal erklärt, daß, wenn Sie ohne mich glücklicher sein könnten, ich dieses meinem eigenen Glück vorziehen würde. Meine Ueberlegung wiederholt diese Erklärung, aber mein Herz, meine Empfindung widerspricht ihr. Schon damals fühlte ich, daß ich einen Entschluß gefaßt, welcher meine Kräfte überstieg. Ich habe es kürzlich, da ich die Gefahr oder wenigstens die Möglichkeit vor mir sah, Sie zu verlieren, abermals in seiner ganzen Stärke gefühlt und noch kann ich die daraus in mir entstandene Furcht nicht überwinden. Allein soviel Gewalt habe ich doch noch über mich wenigstens in der Stunde der Ueberlegung, wenigstens in meiner Einbildung, daß ich die Unbilligkeit fühle, Ihr bessres Schicksal meinem Wunsche und meinem Glück aufzuopfern. Mein Schicksal ist noch zu sehr unentschieden, als daß ich als ehrlicher Mann, als einer, der seine Leidenschaft in seiner Gewalt haben sollte, verlangen darf, das Ihrige von dem meinigen abhängen zu lassen. In der Stunde der Ueberegung glaube ich noch jetzt von mir erhalten zu können, mein Recht fahren zu lassen, wenn es Ihr besseres Schicksal erfordert. Ich glaube es, weil ich es sollte. Was es mich kosten würde, das kann ich nur empfinden, nicht beschreiben. Meine Ueberlegung sagt mir auch: Wie, wenn Sie sich mir nur aus Grundsätzen, aus Ueberlegung ließen? wenn Sie Ihre Verbindlichkeit wieder zurückwünschten? wenn Sie sich mir aus Vernunft aufopferten, wenn Ihr Herz keinen Antheil daran hätte? dann, dann wollte ich meinem Rechte entsagen, und ich erließe Ihnen alle Verbindlichkeiten; denn was ist Zuneigung was Liebe aus Pflicht? Sie würden sich zwingen, ich würde den Zwang merken, und wir würden Beide unglücklich, wenigstens nicht ganz glücklich sein. — Ueberlegen Sie dieses wohl. — Und wenn der Schluß für mich nicht günstig ausfiele, so müßte ich versuchen, ob ich ihn ausstehen könnte.

Jedoch aber muß ich Ihnen als Freund (denn Sie wissen, daß ich nicht blos Ihr Liebhaber, sondern auch jenes bin, und ewig beides sein werde) als Freund muß ich Ihnen sagen, daß nicht alles Gold ist, was da glänzt; daß man sich auf die Worte, welche vielleicht aus einem Buche nachgesagt, oder nur darum gesagt werden, weil sie glänzend sind, nicht verlassen kann, und daran das Herz oft keinen Theil haben kann; daß es von einer Mannsperson schwer wird, sie ganz kennen zu lernen, wenn man sie nicht in einer ziemlichen Zeit und in mancherlei Situationen und Begebenheiten handeln gesehen hat, denn auf das Handeln kommt es an, nicht auf die schönen Worte; daß eine Mannsperson, welche man nur selten gesehen hat, vielleicht in denen von dieser selbst gewählten, ihr vortheilhaften Stunden, darum noch nicht vorzüglicher sein kann; daß bei einer Mannsperson schwer zu entscheiden ist, wann sie keiner Veränderung, keinem Wankelmuth mehr unterworfen ist, zumal wenn sie noch an keine gewisse Lebensart oder

Beschäftigung gebunden ist; daß es keine Kunst ist, munter und unterhaltend zu sein, wenn man völlig sein eigener Herr ist, wenn man thun und lassen kann, was man will, daß jenes sich aber in ein mürrisches Wesen verändern kann, wenn dieses wegfällt und eine vielleicht unangenehme Beschäftigung gewählt werden muß.

Ich will aber keine Verachtung erwecken, dies würde wider meine itzige Ueberzeugung oder Vermuthung sein, sondern nur Zweifel angeben und zur Prüfung und Ueberlegung Stoff geben.

Auf der andern Seite wird sich mein Schicksal vielleicht bald entscheiden, vielleicht bin ich meinem Ziele nahe, wenigstens aller Wahrscheinlichkeit nach, und dann — kann ich ganz glücklich sein.

Doch wiederhole ich obiges. Ueberlegen Sie alles wohl und setzen Sie dabei zum Grundsatz fest, daß Ihr Glück das meinige ist!

Ganz und gar der

Ihrige K.

N. S.

Noch etwas muß ich bemerken. Sie werden gestehen müssen, daß ich seit einiger Zeit, da ich einmal sicher war, da ich zu Ihnen ein unumschränktes Zutrauen gefaßt hatte, mich nicht durch Kleinigkeiten beunruhigen lassen. Ich kann auch unmöglich darüber unzufrieden sein, wenn Sie Anderen gefallen, und ein freundlicher Umgang mit Andern, welcher bei der Unterhaltung des Verstandes stehen bleibt, ist nie zu tadeln. Allein sobald das Herz Antheil daran nimmt, sobald ich dieses befürchten muß, so entsteht gegründete Ursache zur Unruhe. Die Freundschaft nur läßt mehrere Gegenstände zu, obgleich auch da der Vorzug unangenehm ist; die Liebe leidet aber nur einen Gegenstand mit Ausschließung aller andern und ohne alle Einschränkung. Hier ist auch eine kleine Gefälligkeit von Wichtigkeit und das bloße Annehmen auch ohne Erwiderung ist schon gefährlich. Die Tugend muß sich nicht in Gefahr setzen. Besser die Flucht als ein ungewisser Kampf! Hier verläßt man sich auf seine Stärke, trügt aber diese, so ist der Schade nicht wieder zu ersetzen.

Sollte auch der vorhin gedachte Entschluß wider mich ausfallen, so wissen Sie, daß eine eilige Erhörung dem Frauenzimmer nachtheilig ist.

Wenn Sie dieses gelesen haben, so verbrennen Sie es. Ich bitte Sie darum inständigst. Es soll dann mit der Asche verfliegen.

Obgleich vielleicht die Unterstreichung der „itzigen Ueberzeugung“, welche „keine Verachtung“ gegen den Nebenbuhler in sich schließt, also doch eine frühere vorübergehende Verachtung zugesteht, einen neuen Zweifel an der Beziehung auf Goethe erwecken könnte, so geht doch die indirecte Charakteristik des Nebenbuhlers zu unverkennbar auf den Dichter, als daß nicht jedes Bedenken schwinden müßte. Kestner stellt vor Lottes Auge die „glänzende“ Erscheinung des andern, wie er „schöne Worte“ vorzubringen weiß, die aber doch vielleicht nur „aus einem Buche nachgesagt“ sind; wie er Lotten erst kurze Zeit bekannt geworden, und zwar in den bestgewählten Stunden; wie er, an keine gewisse Beschäftigung gebunden, „noch völlig sein eigener Herr“ ist — dies Alles auf Goethe und gerade fast nur auf Goethe passend, der als Volontär dort lebte, der es sozusagen nicht nöthig hatte zu arbeiten und der, so oft es ihm paßte, im Deutschen Haus Asyl suchte. Würden wir übrigens von einem andern so bestechenden Hausfreund der Buffs und ernstlichen Nebenbuhler Kestners nicht in des letzteren Tagebuch oder sonst irgendwie Näheres erfahren haben? Zum Ueberfluß weist auch die Hindeutung auf Nähe des Ziels, also einer Anstellung, welche die

Google

Heirath ermöglicht, in eine Zeit, die nur um Monate von Ostern 1773 entfernt liegt.

Ein vorübergehendes Gefühl der Verachtung kann den redlichen Kestner selbst für Goethe beschlichen haben, wohl im ersten Augenblick nach Lottes Beichte, als der Bräutigam seine Freundschaft mißbraucht und verrathen glauben durfte. In den nächsten Tagen mußte ihm, namentlich im Hinblick auf das tadellose Verhalten der Geliebten, eine ruhigere Beurtheilung der Situation möglich sein.

Der Brief an sich zeugt von Neuem für die Bildung und Begabung des Schreibers; und scheint die formelle Eröffnung nochmaliger freier Wahl für die Geliebte etwas gar zu biedermännisch gewissenhaft, so wird doch völlig offenbar, daß es sich mit diesen formellen Worten eben um Form und Worte handelt, daß aber den Schreiber ein Herz voll bewegter Empfindung beherrscht, welches sich in Wahrheit äußerer kalter Ueberlegung kaum unterordnen könnte.

Im Ganzen derselben Periode gehört offenbar ein Aufsatz an, der aber Entwurf und Bruchstück geblieben zu sein scheint.

Ein Blatt,
das seinen gewissen Zweck hat; von denen, welche es verstehen sollen, verstanden werden, und auch andern nicht ganz unwichtig sein wird.

Die Eifersucht ist theils eine verhaßte, theils lächerliche Gemüthsbewegung. Jenes wegen ihrer oft schrecklichen Folgen, dieses nach dem neuern Geschmack. Man hat Recht, wenn man die wahre Eifersucht meint, welche ein Mißtrauen ist, welches jemand in die Tugend der oder des Geliebten setzet. In welchem dieses Mißtrauen einmal herrscht, der ist freilich unglücklich. Es verdienet nur selten Mitleiden, entweder wegen der übereilten Wahl, da man sich selbst sein Unglück zuzuschreiben, oder weil es ungegründet ist, und Kleinigkeiten für große Dinge ansiehet, da etwas zu sehen oder zu hören glaubt, wo nichts ist. Es ist unvernünftig, wenn der eine Theil verlangt, daß auch keine Freundschaft, keine Freundlichkeit, keine Gefälligkeit gegen andere stattfinden solle. Es ist eine unedle Gemüthsbewegung, welche von andern das Schlechteste glaubt. Sie ist nicht immer eine Frucht der Liebe.

Mit dieser Eifersucht aber verwechselt man oft eine ganz andere und edlere Bewegung des Gemüths, deren Begriff nicht ein schwarzes Mißtrauen ist, sondern die Frucht der reinsten Zärtlichkeit ist. Sie bestehet in der Furcht, das Herz zu verlieren, welches man nur allein zu erringen gesucht.

Daran reiht sich ein anderes Bruchstück, das zwar wohl erst nach der Vermählung Rath in einer kleinen Verlegenheit erbittet, hier aber doch seinen Platz finden muß, weil es die Zeichnung von Lottes Charakter erschöpft und die Geschichte ihrer Liebe zu Kestner treffend spiegelt.

Ich bin über einen Fall befraget, den ich gleichfalls meinem weiblichen Tribunal zur Beurtheilung vorlegen muß, weil ein Ehemann darin leicht parteiisch urtheilen kann. Ein guter Freund erzählte mir folgendes. Er hat mir zwar Verschwiegenheit aufgelegt. Aber weil ich doch auf mein Tribunal mich berief, so erlaubte er mir den Fall vorzutragen, wenn ich ihn nicht nennen wollte.

Er sagte, er könnte einer der glücklichsten Ehemänner sein, wenn nur seine Frau wollte, und seufzte dabei: — Nicht wahr? Das nimmt noch nicht für den Mann ein. Wie kann denn eine Frau so immer wollen, was der Mann will! Warum hat er nicht

Google

gewollt, was sie wollte: so wäre der Sache bald geholfen. Die wunderlichen Männer! — Aber nur Geduld. Wir wollen ihn erst näher hören. Ein bischen weitläuftig ist er, und er holte, wie Sie sehen werden, sehr weit aus. — In seinen Jünglingsjahren hätte er nie ernsthaft geliebt, manchmal wohl eine gesehen, die ihm gefallen hätte, aber immer gefunden, daß es nur eine vorübergehende Empfindung gewesen wäre, wozu ihn seine Jugend, die Romane und die Idee geführt, daß er doch auch wohl ein Mädgen wenigstens in Gedanken haben müßte, wenn er Verse machen wolle. So viel wäre gewiß, er hätte damals in die weite Welt gehen können, ohne daß ihn irgend ein Frauenzimmer davon nur im geringsten abgehalten hätte, obwohl er an den Empfindungen der Liebe und Freundschaft, von Dichtern besungen, und gesungen, gereimt und ungereimt, auch an Liebesromanen, ein großes Vergnügen gefunden hätte, so daß er fast alle Romane seiner Zeit gelesen, und bis zur Furie verschlungen hätte, Tag und Nacht, wobei er oft die bittersten Thränen vergossen. Endlich aber hätte ihn ein bloßes Ohngefähr in eine Gesellschaft geführt, wo er ein noch ganz junges Frauenzimmer zum ersten Mal gesehen, die ihn so gleich ganz und gar bezaubert hätte. Es sei nicht übertrieben, wenn er jene Worte eines Autors: Sie sehn und lieben, war eins! ganz auf sich anwendete. — Das wäre nun eben so sehr zu contestiren nicht nöthig gewesen. Denn, meine liebe Schwester, es ging mir mit Lotten gerade ebenso, und ist mir daher leicht begreiflich. — Sie war, sagte mein Freund weiter, sie war, wie eine eben in der Knospe stehende Rose, und, so wie diese mit Dornen umgeben ist, um den, der sich ihr zu dreiste nähern will, zurückzuweisen, wußte sie alles mit Witz und kleinem boshaften Muthwillen in Respect zu halten. Dies hielt mich aber nicht ab. Denn so ernsthaft ich war, und so petulant sie war, so hatte doch ihr freundlicher Blick, und ihre heitere Miene, so etwas bezaubernd Anziehendes für mich, daß ich sie ohnbedenklich, wie Herkules die Proserpina, selbst aus der Hölle geholt, und die spitzigsten Dornen nicht geachtet hätte, die sie umgeben mögen, die liebliche Rosenknospe. So jung, so unbefangen sie auch war, so wenig sie auf ernsthafte Eroberungen dachte, so sehr Lustigkeit und froher Sinn ihr einiger Zweck war, insofern ein junges fröhliches Mädgen überall Zweck hat: so ließ sie ihr Scharfsinn doch wohl bald den Sieg merken, den sie über mich erhalten und ehender vollenden als aufgeben wollte, wie der Menschenkenner leicht begreift. Und eben weil sie noch so unbefangen, und im Grunde sehr wohlwollend war, gab sie mitten zwischen ihrem Muthwillen manchmal etwas zu erkennen, das vielleicht nur Dankbarkeit war, ich aber wenigstens für Vorbedeutungen gegenseitiger Neigung hielt. So viel ist gewiß, sagte er, Sie können sich keinen glücklicheren Sterblichen auf Erden gedenken, als ich damals war. Mein Freund wollte hier seufzen. Die Geschichte gefiel mir aber zu sehr, als daß ich ihm dazu Zeit ließ. Denn im Vertrauen gesagt, liebe Schwester, — Lotte möcht es vergessen haben, bis dahin glaubte ich, der Mann hätte die Geschichte meiner Liebe mir gestohlen. — Mein Herr, sagte ich, erzählt weiter und seufzt morgen mehr. Vielleicht ist's so schlimm nicht; und vielleicht kann ich aus Erfahrung rathen und helfen. — Ich war, sagte er, zwar nicht so eingenommen von mir, daß ich eben hätte glauben sollen, daß mich jedes Frauenzimmer gern leiden, und sich gleich ergeben müßte, wenn ich nur Miene machte, daß sie die Ehre hätte, mir zu gefallen. Dazu war ich wirklich zu bescheiden, und dazu mir zu wenig in der Welt weiß gemacht. Aber meine Schöne war auch weder zur Coquetterie noch zur Prüderie von ihrer vortrefflichen Mutter angeführt, als daß sie die gewohnten Künste studirter Mädgens hätte verwenden sollen, um anders zu scheinen, als sie war. Sie war freundlich gegen mich. Denn wie hätte sie mich lassen können, da ich sie so unaussprechlich liebte.

Daß der vorgeschobene Freund nur eine leichte Verschleierung des Schreibers selbst ist, dürfte 'ziemlich unanfechtbar sei; fällt Kestner doch durch wiederholtes Aufdrängen der Analogie nahezu aus der Rolle. Gleichviel für unseren Zweck übrigens, da ja jedenfalls die Parallelität der eigenen Erlebnisse zugegeben wird.

Google

Hier hören wir nun nicht nur von Lottes erster knospenhafter Erscheinung, an der Seite einer vortrefflichen Mutter, nicht nur von ihrer erquickenden Heiterkeit, sondern auch von ihrem Witz und Muthwillen, jenem schnippischen Zug, unter dem auch Goethe anmuthig zu leiden hatte, so daß uns nun kein Strich aus ihrem Bilde mehr fehlt. Ueber Kestner gewinnen wir hier ein neues, weitreichendes Zeugniß für den Einfluß, welchen seine Gemüthsbildung vom Romanlesen erfahren hat. Selbst ein gewisses schriftstellerisches Geschick darf man dem Aufsatz unbedenklich nachrühmen. Weiß man doch, daß Kestner auch insofern am „Werther" „mitarbeitete", als erhebliche Theile seines Berichtes über den Tod Jerusalems von Goethe fast unverändert in den Schluß des Romans übernommen wurden: doch wohl weil thatsächlich eine epische Ruhe über Kestners Bericht lagert, durch welche die athemlose Erregung über das unglückliche Ereigniß doppelt wirksam hindurchbricht.

In den Tagebüchern finden wir noch zwei Ergänzungen seines Aufsatzes über die Jerusalem'sche Katastrophe. Besonders willkommen darf man eine ausführliche Schilderung jener Frau heißen, zu der Jerusalem schließlich eine unglückliche Neigung gefaßt hatte, — und zwar eine um so unbefangenere Schilderung, als sie vor dem traurigen Verhängniß abgefaßt ist. Am 25. Januar 1772 schließt Kestner eine bis dahin sehr sarkastische Aufzählung der jung verheiratheten Gesandtschaftssecretäre:

Le Secrétaire de Pfalzlautern, Mr. Hert, avec une Dlle. de Manheim. Elle est une beauté, et sans contredire la plus belle femme de tous les rangs ici. Outre cela elle a presque toutes les qualités d'une femme accomplie, des talens de science, entre autre elle parle Français et Italien, de l'esprit, un très bon coeur, un caractère noble, et pour comble de tout elle est d'une vertu irréprochable, si belle qu'elle est. Son mari est extrêmement jaloux, quoiqu'elle ne lui en donne le moindre sujet.

Es wird gewiß interessiren, Jerusalems Geliebte hier als schönste Frau der ganzen Stadt bezeichnet zu sehen, und dazu als ein Wesen von außerordentlicher Bildung, von Talent und Charakter! Selbst die bisher bekannte Quelle über Frau Hert in den „Geliebten Schatten" von Götz (S. 24), wo ihren Zügen ein ernster römischer Schnitt beigelegt wird, ließ ihre Persönlichkeit durchaus nicht in dem Maße hervortreten. Die Erscheinung des unglücklichen Jünglings, der, durch amtliche und gesellschaftliche Niederlagen verbittert und schon nahezu erdrückt, sich in eine verzweifelte Herzensverirrung hineinbohrt, kann durch diese Darstellung des Gegenstandes seiner Neigung nur gewinnen (vgl. meine Veröffentlichung: „Neue Briefe von und über Jerusalem-Werther", Vierteljahrschrift f. Literaturgesch. II, 532 ff.).

Ob Jerusalem sich um Lotte Buffs willen erschossen hätte? Ob Goethe sich von Frau Elisabeth Hert geb. Egell magisch gefesselt fühlen konnte? Für Beurtheilung der Composition des „Werther", die ja auch nach dieser Richtung in Combination zweier Elemente besteht, sind die aufgeworfenen Fragen nicht ganz belanglos. Halten wir selbst Kestners eigene Berichte

Google

über beide Frauen zusammen, so ergiebt sich, daß Frau Hert sowohl an Schönheit wie an Bildung seine Lotte überstrahlte. Goethe scheint Frau Hert nicht näher gekannt zu haben; aber Jerusalem sahen wir ja selbst auf dem verhängnißvollen Ball vom 9. Juni mit Lotte Buff in Berührung kommen. Wir dürfen mit Grund bezweifeln, ob sich dieser philosophische Grübler von dem Naturkind Lotte angezogen fühlen konnte, ebenso wie den Goethe von 1772 wohl keine Frau Hert ernstlich in ihren Bannkreis zu ziehen vermocht hätte.

Jerusalem hätte Lotte Buff nicht geliebt — — und Werther? Gewiß ist dieser nicht mehr völlig mit Jerusalem identisch, gewiß hat Goethe seinen Helden am eigenen Herzblut genährt. Aber noch blieb dem Werther genug überschüssige Empfindsamkeit, um die Behauptung zu rechtfertigen: auch der Werther des Romans hätte die Lotte Buff des Lebens nicht als Inbegriff seiner Ideale hinstellen können. So ergab sich für den Dichter die Nöthigung, auch die Gestalt des Mädchens mit einem Hauch von Schwärmerei zu umweben, wodurch sie zugleich auf's Glücklichste idealisirt ist.

Die Eifersucht des Gatten von Elisabeth Hert war bereits aus Kestners Bericht über Jerusalems Tod bekannt.

Auch einen Beitrag zur Geschichte der Wirkungen dieses traurigen Vorfalls bietet nachstehende Eintragung:

15. Nov. Nach dem Essen beim Gesandten. Er war nicht wohl aufgeräumt, vielleicht weil die Visitations-Sache nicht nach Wunsch stehet. Er moralisirte bei Gelegenheit Jerusalems viel, daß jungen Leuten gut sei, wenn sie Leiden und Beschwerden hätten p. Vielleicht gab er es seinem Sohn und Neuer, welche zugegen waren, zu Gehör.

Werthers Brief vom 12. August spiegelt ähnliche moralische Betrachtungen der Nüchternen über den Selbstmord.

Goethes Verkehr mit den Wetzlarer Freunden überdauerte bekanntlich seine Abreise. Außer dem engen Briefwechsel kommt es zu persönlichen Begegnungen: vom 22. bis 24. September weilte Kestner in Frankfurt, durch Goethe mit „unbeschreiblicher Freude“ begrüßt; vom 6. bis 10. Nov. hält der Dichter noch einmal in Wetzlar Einkehr. Ferner lesen wir in Kestners Tagebuch:

17. Oct. 72. Der junge Falcke ist ganz gesetzt, bedächtig und gefällt mir wohl. . . . Ich rieth ihm, zu Frankfurt Dr. Goethe kennen zu lernen; er hatte dieselbe Intention und zu Göttingen schon von ihm gehört durch Gotter an Boie. Es ist zu Göttingen jetzt Mode, einem beim Abschied Bücher zum Andenken zu schenken. Es kostet aber vorher schon eine Bibliothek.

Le 18. Oct. Le jeune Mr. Falcke et Mr. Sattler son cousin sont partis pour Francfort, chez son grandpère.

Le 24. Oct. Le jeune Mr. de Falcke est arrivé de Francfort.

Goethe erwähnt („Goethe und Werther“, S. 62) diesen Besuch in einem Brief an Kestner, der, wie wir hier erfahren, den jungen Falcke, den Sohn seines Chefs, zu Goethe hinschickte.

An die durch den Werther-Brief vom 27. Mai zuerst eingeführte Wahlheimer Familie von Mutter und Kindern ist wohl bei einer gleichzeitigen Eintragung zu denken.

Google

18. Sept. [72]. (Aß Mittag in Garbenheim). Hernach ging ich zu der hübschen Bauers-Frau, brachte ihr von Lottchen ein Compliment und den Kindern ein paar Fürstenbrodte.

Bewahrt Kestner so das Andenken des Freundes und sehen wir ihn dem Dichter aufrichtig zugethan, so müssen wir das Verhältniß Beider, das sich unter so eigenthümlichen Umständen entsponnen, doppelt schätzen, da Kestner keineswegs voreilig oder überschwänglich im Abschluß von Freundschaft war, überhaupt keine Natur gewesen zu sein scheint, die sich leicht hingab, wie es doch unser genialer Dichter in der Jugend liebte. Hier finde zum Beleg eine frühe Notiz aus dem Tagebuch Platz.

1. Sept. 69. In der Jugend oder auf Universitäten muß man mit Vornehmen von Geburt sich nicht in Familiarität einlassen ... Sehr selten dauert der gar vertraute Umgang mit solchen Leuten fort .... Ueberhaupt aber ist zu große Familiarität der Dauer der Freundschaft zuwider.

Unmöglich dürfen wir von Kestners Tagebuchblättern — es sind wirklich einzelne, zum Theil verstreute Blätter — scheiden, ohne der an einem Freund Goethes ja besonders merkenswerthen literarischen Notizen zu gedenken, welche zunächst sein Interesse für Literatur und Theater, alsdann seine nicht geringe Urtheilsfähigkeit bekunden. Schon in Wetzlar ist ruchbar, daß er eine kleine englische Bibliothek besitzt.

25. März 70. Graf Kirchberg ließ mich durch den englischen Sprachmeister um ein englisches Buch zum Mitnehmen ersuchen. Ich schickte ihm den ersten Theil vom Spectator.

Ueber das Wetzlarer Theater im Jahre 1772 berichtet er wiederholt. So:

Le 20. Janvier 72. Depuis huit jours nous avons ici un Spectacle remarquable ... Les premières parties de chaque représentation sont assez supportables. C'est un optique. Mais la Comédie des Marionettes est insupportable. ... Aujourd'hui ... le fameux Docteur Faust donna de la matière aux premières parties de la représentation.

Le 8. Avril 72. Ils viennent d'arriver quelques comédiens de la troupe que nous aurons ici après Pàques sous la direction du Sieur Merker ...

Le 22. Avril 72. La Comédie a fait l'ouverture de son théâtre par Miss Fanny, Tragédie du Sieur Brandes, aussi bon auteur qu'acteur, c'est à dire médiocre, comme la troupe l'est elle même. Elle est composée de 14 Personnes, parmi lesquelles six peuvent jouer, les 8 autres peuvent servir de Spectateurs en cas de besoin, ce qui, je crois, lui arrivera souvent.

Le 27. May 1772. C'est pour la première fois que j'ai été à la Comédie. Je l'ai trouvé médiocre, mais le Ballet m'a assez plu.

Besonders zahlreich sind literarische Urtheile aus seinen letzten Lebensjahren — er starb 1800, Lotte erst 1828. Es finden sich Bemerkungen über jedes Buch, das Kestner las, über jedes Drama, das er sah. Ein paar besonders einsichtige oder bemerkenswerthe Aeußerungen sind:

Oberon.

Das Buch, welches mir unter allen Büchern, die ich je gelesen, am besten gefallen hat; aber auch am öftersten gelesen habe.

Hermann und Dorothea.

Ein Gegenstück zu Voß' Luise. Viele, besonders Hr. v. Hennings, wollen seinen Werth verkennen, — von andern in den Himmel gehoben. Mir gefällt es vortrefflich.

Google

Hohe Simplicität, ganz nach dem Urbilde Homer. Keine hervorstechende Charaktere, aber desto wahrer und doch interessant geschildert. Mir deucht dieses die größte Schwierigkeit für einen Romandichter! Doch man kann seinen Werth nur fühlen, nicht sagen.

Wilhelm Meisters Lehrjahre.
1.—4. Band. Berlin 1795. 96.

Vortrefflich — das Ideal eines Romans. Ein solches Buch muß nicht einmal gelesen werden. Der 2. u. 3. B. gefallen mir am besten. Der letzte sucht manches zu schnell zu entwickeln und gebraucht Machinerie, deren ein G. nicht bedurfte. Wozu die abgedroschene Wendung einer Geheimen Verbindung?

Clara du Plessis u. Clairant, von Lafontaine. Berlin 1795.

Angenehm und oft hinreißend — es zeichnet sich sehr vor den gewöhnlichen Romanen aus. — Doch kein Goethescher Wilhelm Meister pp. Nicht das tiefe Eindringen in den menschlichen Charakter und das ungesuchte und ungekünstelte Entwickeln desselben. — Hier sind mehr interessante Scenen und Schilderungen gehäuft, ohne jenen rechten und ernsten Forscherblick. — Es ist gewiß schwerer, den Menschen in jeder Lage zu verstehen, als blos ihn in Leidenschaft und heftigen Bewegungen zu schildern.

Ich glaube kaum, daß man hier das Historische des Romans ganz bei Seite setzen durfte, um ihn noch sehr anziehend zu finden. — Dort ist es blos Gewand, welches die schönste Philosophie — (wiewohl G. nicht immer ganz strenger Moralist in Absicht gewisser Punkte ist) — nicht verhüllet, nur auf's angenehmste aneinander schmiegt.

Julie ou la nouv. Héloise
(gelesen 1798 Januar—October).

Fast noch nie habe ich ein Buch mit mehr Vergnügen gelesen, wie dieses — woran gewiß nicht der historische Theil des Werks — denn es endigt sich in dieser Rücksicht auf eine unangenehme Art — sondern die feine Entwickelung der Charaktere, welche viel Menschenkenntniß, Gefühl, und eine gewisse Originalität, die zwar oft in Paradoxen verfallen, zeigt.

Ein ähnliches Urtheil über „Oberon" muß Kestner in einem Brief an Goethe abgegeben haben, denn dieser antwortet am Pfingstsonntag 1780 zustimmend („Goethe und Werther" S. 253): „Daß Dir Oberon so wohl gefällt, konnt' ich denken, es ist ein ganz trefflich Gedicht. Wenn ein Deutscher Dichter ist, so ist er's." — August Heinrich Julius Lafontaine bedeutet für den deutschen Roman, was gleichzeitig Iffland und Kotzebue für's Drama sind.

Wie verständnißvoll Kestner zu seinem großen Freunde aufblickt, zeigt die treffende Betonung der Homerischen Simplicität in „Hermann und Dorothea", sowie die wiederholt hervorbrechende Begeisterung für „Wilhelm Meisters Lehrjahre": namentlich, daß er dem Dichter im Hinblick auf dieses „Ideal eines Romans" — die Romantiker urtheilten ähnlich — „Forscherblick" und „schönste Philosophie" zuerkennt, muß für Kestners Urtheilsschärfe einnehmen; und wer in diesem Zusammenhang den Satz niederschreibt: „Es ist gewiß schwerer, den Menschen in jeder Lage zu verstehen, als blos ihn in Leidenschaft und heftigen Bewegungen zu schildern," — dem dürfte an wahrem Verständniß für das Wesen von Goethes Dichtergenius kaum etwas abgehen. —

Aeußerungen, welche in irgend einer solchen Richtung Lottes geistiges Verhältniß zu Goethe erkennen lassen, finden sich in den zahlreich erhaltenen späteren Familienbriefen der einstigen Krone des Deutschen Hauses nicht.

Google

Durchaus treffend meint Herbst (S. 106), daß sie „überall die treue, sorgliche, verstandestüchtige Mutter“ und Hausfrau zeigen, die schlicht blieb, trotzdem sie allberühmt war. Wir wollen ihr und uns nicht das Unrecht anthun, ihre Briefe durch Druckerschwärze, die sie wirklich nicht vertragen, zu entweihen. Daß sich Lotte aber die frische Natur bewahrte und daß ihr eigener Familienkreis in Hannover eine Art zweiter Auflage des Deutschen Hauses in Wetzlar darbot, möge allenfalls durch ein paar Zeilen aus zwei Briefen an ihren Mann dargethan werden.

1. I. 79.
(Aus Blumenau.)

Prost's Neujahr, lieber Christel. Ich wünsche Dir dieses unter völliger Musik, die Musicanten aus Limmer blasen eben dem Amtschreiber das Neujahr, wobei sich die Herren Jungens trefflich befinden: August quiekt, alles was er kann, dazwischen und die beiden andern sehn staunend zu . . .

16. Dec. 79.

Guten Abend, lieber Christel . . . Hab doch über Deinen Brief gelacht; hätte zwar wohl nicht lachen, sondern weinen müssen, daß Du Deiner lieben Frau drei schöne Namen nicht besser in Dein Herz geschrieben hast, und erst in den Ring gucken mußt. Sind zwischen Deinen Nachbarn, den Komödianten, auch hübsche Mädgens oder Frauen, welche Dir Ballet vortanzen? . . .

Der letztere Brief bildet die Antwort auf eine Mittheilung Kestners, der andauernd als Regierungsbevollmächtigter an den Verhandlungen des lüneburgischen Landtags in Celle theilnahm. Er hatte nämlich gestanden, daß er Lottes drei Vornamen vergessen hatte, als er mit ihr dort zu Gevatter gebeten war. Ueber Lottes Vatersnamen sprach der Gevatter eine eigenthümliche Vermuthung aus; Kestner schreibt darüber:

Celle 14. XII. 79.

. . . Er meinte, Du hießest geb. Webern; vielleicht dachte er an Werthern und mochte es nicht sagen, oder hatte es gehört . . .

Zur Nachgeschichte des „Werther“ im engeren Kreise der Modelle wider Willen dienen noch folgende Zuschriften an Lotte.

19. Dec. 74.

Hier haben Sie, hochverehrte Freundin, Ihr, und auch nicht Ihr Schattenbild mit dem verbindlichsten Danke zurück.

Ich muß es Ihnen nur gestehen, daß ich, blos auf Kosten meiner Einbildungskraft, einige Aehnlichkeit darin zu entdecken vermögend gewesen sei. Eine Anstrengung, die mir jedoch sehr leicht geworden ist, da dieselbe mit so vielem Vergnügen verknüpft war. G. E. Rüding.

Wetzlar 24. Januar 75.

. . . Nun noch eine Bitte, liebe Lotte, und wenn Sie sie zum zweitenmal mir abschlagen, so gewähren Sie sie doch unserer lieben Herdin; ich schließe Ihnen hier ein Zettelgen von ihr bei; sie und ich wünschten Ihre Gedanken über Goethes Roman zu wissen. Sollte es mich nicht ein wenig von einer Freundin verbrießen, so wenig Vertrauen zu mir zu haben? Schreiben Sie mir doch ja so bald wie es Ihnen möglich, und schicken mir das Schreiben der Herdin zurück. Sie wissen nicht und können nicht wissen, wie sehr Ihnen liebt

Ihre

Annchen Brandt.

Google

Im Uebrigen vergleiche man besonders „Goethe und Werther" (Seite 221 ff.). Das Schreiben von Elisabeth Hert hat Lotte wohl wirklich zurückgesandt, denn es ist unter den Kestner'schen Familienpapieren aus jener Zeit nicht auffindbar. Vielleicht hätte es beigetragen, das noch immer kaum halb entschleierte Geheimniß der Beziehungen zwischen Jerusalem und der Dame in etwas zu lüften.

Die Nachgeschichte des „Werther" in weiteren Kreisen führt ganz von unserem treuen Kestner'schen Paare ab. Daß Johann Christian Kestner nur wenig Züge für den Albert herlieh oder sich doch jedenfalls in seiner Gesammtphysiognomie von den Grundzügen des Albert stark abhebt, dürften namentlich auch die hier gebotenen Urkunden erwiesen haben. Und Lotte? Bezeichnend genug für das Mißgeschick, welches Goethe selbst in der Art der Wirkung seines Romans — bei aller ungeahnten Wucht dieser Wirkung — empfand, muß es wahrlich erscheinen, daß die Jugend gerade das an Lotte aufgriff, was ihr — wie wir sehen — nur aus Compositionszwecken angeflogen war und was den wahren Anziehungspunkt einer Gestalt wie der Lotte des Lebens für den Dichter selbst ganz und gar nicht ausgemacht hatte: die Lotte des Lebens ein Stück unverdorbener Natur und naiver Weiblichkeit, die Lotte des Romans eine Vermählung von Natur und Naturschwärmerei — ein Abglanz der jungen Dichterseele —, die Lotte des Publikums, d. h. wie dieses sich die Gestalt zurechtlegte, eine schwärmerische Seele oder — wir würden heut sagen — ein Wesen aus dem Rollenfach der sentimentalen Liebhaberin.

Mag denn hier zur drastischen Veranschaulichung des weiten Abstandes nach so vielen früher veröffentlichten Wertherliedern ein noch unbekanntes, das wir am Wege auflesen, bescheidenen Raum finden.

[April 1777.]

An Werthern.

Früh verschwanden dir des Lebens Freuden;
Schnell umwölkten bange Seelenleiden
  Dein zu feurig, zärtlich Herz.
Tobend riß der Leidenschaften Feuer
Dich hinab, hüllt dich in Nacht und Schleier,
  Wandelt jede Freud' in Schmerz.

Lottens Blick durchbohrte deine Seele —
Leiden trankst du aus der Marterquelle,
  Die kein Liebender empfand.
Angstvoll strömten Lottens heiße Zähren;
Ringend an den Füßen der Altären,
  Gab sie zitternd ihre Hand:

Wünscht' sich nah am Ziele ihres Lebens,
Fleht' den Tod — fleht' Rettung — Ach vergebens! —
  Blickt' verwirrt auf dich herab;

Google

Bleiche Ohnmacht lag in deinen Zügen —
Werther! konntst die Flamme nicht besiegen!
Sankst zum Abgrund tief hinab!

Marter folgt' auf jeden deiner Tage,
Keine Ruh' versüßte deine Klage;
Dich umrang die Flammenglut; —
Sahst verwelkt des Lebens schönste Blüthen,
Schlangengift in deinen Adern wüthen —
Drangst dich durch die Marterflut!

Gram und starren Schmerz in deinen Blicken,
Eiltest du, die Rose abzupflücken,
Die der Kummer schon verbleicht; —
Nahmst, die kühne, rasche That zu enden,
Selbst den Stahl, der dir von Lottens Händen,
Voll von Ahndung, hingereicht. —

Werther! Werther! sankst im Blute nieder;
Aber deine Seel' erhob sich wieder
Und empfing des Jammers Lohn —
Schwermuth machte deine Sinnen trübe, —
Gott versöhnt, — belohnt die Qual der Liebe,
Hebt dich auf zum lichten Thron.

Kalte Seelen mögen deiner spotten! —
Klagen will ich, — weinen dich mit Lotten,
Bis der Tod mich zu dir ruft!
Könnt' ich doch auf deinem Grabe weinen!
Ruhe würd' im Kummer mir erscheinen,
Auf dem Denkmal deiner Gruft. —

Elise von N***

Nach einer Aufschrift von Andreas Wilhelm Cramer, dem Sohn von Johann Andreas und Bruder von Karl Friedrich, einstigem Kieler Ober-Bibliothekar, rührt dies Gedicht von Elise von Stolberg her. Da es eine solche zu jener Zeit nicht gegeben, auch erst von späterer Hand N in St verwandelt ist, müssen wir die Dichterin hier als anonym passiren lassen.

Die Empfindsamkeit bildete eben geistiges Lebenselement der Zeit. Ja, vielleicht dürfen wir als ein Anzeichen, daß selbst das Alter nicht ganz frei von Empfindungsüberschwang war, einen Bericht ansehen, der, offenbar von Kestner verfaßt, in Abschrift von Lottes Hand unter Kestners Papieren erhalten ist und so eine Art Anhang hier abgeben kann.

Auszug eines Briefes.

Wetzlar 4. Nov. 1768.

Ehe ich von den Umständen des Todes Sr. Durchl. des Landgrafen von Hessen-Darmstadt etwas sage, muß ich erst folgendes voraussetzen. Vergangenen Sommer ging die Lippertsche Schauspieler-Gesellschaft, welche Zeit ihres hiesigen Aufenthalts von der Zurechtweisung des Hn. Gotters sehr großen Nutzen gezogen, nach Darmstadt. Sie fand am dortigen Hofe großen Beifall und Belohnung. Der hochsel. H. Landgraf, als ein

schon bejahrter Herr, hatte sein besonders Vergnügen daran. Weil derselbe aber durch das Tragische, auch blos Rührende, in zu heftige Bewegung gesetzt würde, so durften fast gar keine Trauerspiele aufgeführet werden, ebenso wenig rührende Schauspiele, ja sogar sonst lustige Comödien, welche aber mit Empfindungen untermischet sind. Es war nicht ein Fehler seines Geschmacks, sondern seine gar zu große Empfindlichkeit war Schuld daran; denn er brach leicht in Thränen aus. Am Tage seines Todes ward nichts desto weniger, sowie bisher auch zuweilen, doch sehr selten, geschehen, ein Trauerspiel, Georg Barnewell, aufgeführet. Es rührte ihn sehr, wie natürlich und ihm gewöhnlich; er fand es schön, erwähnte gegen den Prinzen George die darin steckende Moralen und bemerkte die guten Stellen; er klatschte in die Hände, und plötzlich sank er tot, unter einem: Bravo! in die Arme des Prinzen George. Die große Rührung machte also ohne Zweifel seinen sonst schon öfters gehabten Zufall so gefährlich und tödlich. Auf diesen Fall gerieth alles in die äußerste Bestürzung und Schrecken. Die jetzige Frau Landgräfin, welcher ein heftiges Weinen zu Hülfe kam, war die einzige, welche sich nicht des andern Morgens krank befand, ich meine von den fürstlichen Personen. Sie hat das Comödien-Haus zunageln lassen, wie es heißt, und will nie wieder Comödien in Darmstadt spielen lassen.

Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt starb in der That am 17. October 1768, 78 Jahre alt, im Theater, gerade als der Vorhang fiel. Für Oper und Schauspiel hatte er große Summen vergeudet. — Wen erinnerte unser Bericht nicht an jenen andern Landgrafen, dessen Tod die erschütternde Wirkung der Tragödie veranschaulicht, an Friedrich den Freidigen von Sachsen-Eisenach? Freilich traf es diesen 1322 schlagartig, daß in dem „Spiel von den zehn Jungfrauen“ selbst die Fürbitten der Maria für die verdammten thörichten Jungfrauen erfolglos blieben; dagegen scheint jenem das berühmte englische Vorbild der „Miß Sara Sampson“ wie des sonstigen europäischen bürgerlichen Trauerspiels, verfaßt von Lillo, insofern verhängnißvoll geworden zu sein, als er zu lebhafte Genugthuung über den Untergang des mißrathenen Jünglings empfand. — —

Der Stempel der Zeit ist jedenfalls an den vorstehend abgedruckten Urkunden unverkennbar, der Stempel der Werther-Zeit und — der Stempel des Werther-Kreises. Denn gewiß werden wir rückschauend sagen dürfen, daß Johann Christian Kestner nicht Antipode des Werther-Kreises ist, daß er, ohne an der Genialität noch an der Ausschreitung des jungen Dichtergeschlechts theilzunehmen, sich sehr wohl und durchaus nicht störend der Gruppe einordnet, die sich theils persönlich, theils ideal um die Fahne des jungen Goethe schaarte. Nicht blos daß unserm Kestner Empfindungsfülle und schöngeistige Neigungen durchaus nicht abgingen: er wird der Freundschaft Goethes auch durch Eigenschaften würdig, die in einseitig beschränkter Heraushebung und verletzender Accentuirung dem Albert des Romans verliehen sind, nämlich amtliche Gewissenhaftigkeit, Fleiß, Selbstbeherrschung. Was in Kestner als Tüchtigkeit und Thätigkeit — an sich zwei Goethe'schen Idealen — allerdings mit einem leichten Stich in's Peinliche, erscheint und wirksam durch ungewöhnliche Bildung, durch Empfindungsfähigkeit und Charakterfestigkeit ergänzt wird, mußte, für sich allein herausgestellt und als Gegensatz zur Empfindungsfülle Werthers hingestellt, den Albert in der That zu einer

Google

Figur machen, die Kestner von sich abweisend, doch als stellenweise in malam partem portraitähnlich bezeichnen konnte: „Das elende Geschöpf von einem Albert! Mag es immer ein eignes, nicht copirtes Gemälde sein sollen, so hat es doch von einem Original wieder solche Züge (zwar nur von der Außenseite, und Gott sei's gedankt, nur von der Außenseite), daß man leicht auf den wirklichen fallen kann" (s. „Goethe und Werther", S. 222). Wir aber werden nunmehr das volle Verständniß für drei Briefäußerungen Goethes gewonnen haben, deren eine vom 2. Mai 1783 sich auf die Umarbeitung des „Werther" bezieht: „Dabei war unter andern meine Intention, Alberten so zu stellen, daß ihn wohl der leidenschaftliche Jüngling, aber doch der Leser nicht verkennt," während die beiden andern, vom 4. December 1785 und 28. September 1777, klar den Stoff bezeichnen, aus dem sich das Band ihrer Freundschaft wob: „Bisher wart Ihr mir eine Art von Ideal eines durch Genügsamkeit und Ordnung Glücklichen, und Euer musterhaftes Leben mit Frau und Kindern war mir ein fröhliches und beruhigendes Bild"; und: „Bleibt fest und treu auf Eurem Platze. Fest und treu auf Einem Zweck, Ihr seid ja der Mann dazu, und Ihr werdet vordringen durch's Bleiben."

Erweist sich Kestner in unsern Urkunden der Goethe'schen Freundschaft auch ohne Hinblick auf seine Beziehungen zu Lotte durchaus würdig, ja stellt er für uns einige Goethe'sche Ideale tüchtiger Männlichkeit in sich dar, so leiten uns die urkundlichen Stimmen über Lotte in begreiflicherweise weit stärkerem Maße zu Goethes Ideal der Weiblichkeit. Selbst wenn wir annehmen — und man wird den Gedanken nicht völlig abweisen können — daß an Goethes Gefühl für Lotte, ähnlich wie an dem für Friederike, nicht blos der Mensch, sondern bald in nicht ganz klarer Scheidung auch der Dichter Antheil hat — mit andern Worten: selbst wenn man annimmt, daß sie ihm nicht ausschließlich Gegenstand der Neigung, sondern auch poetischen Menschenstudiums war — bald vielleicht in directem Hinblick auf einen Roman: so wissen wir ja, wie eng sich gerade für Goethes Auge die Gestalten berühren, die ihm natürliches und die ihm poetisches Wohlgefallen erwecken. Die Eigenschaften Lotte Buffs dürfen also in jedem Fall schlechthin als Mittel zur Erkenntniß von Goethes weiblichen Idealbildern dienen. Natur, Frohsinn, innerer Friede, Ordnung, Geschäftigkeit, wie wir sie an Lotte kennen lernten, das waren also weibliche Elemente, die einen Goethe anzogen. Stellen wir die Frauen, denen wir namentlich auf Goethes Jugendwegen begegnen, neben einander, so schließen sich die meisten eng zusammen: namentlich Goethes Mutter und das Frankfurter Gretchen, Friederike und Lotte, und schließlich Christiane: Frohnatur und Lieblichkeit, Naivetät und Weiblichkeit.

Was aber unter diesen Gestalten des Lebens der Lotte Buff ihr selbständiges Gepräge giebt, ist ihre eigenartige Stellung als jungfräuliche Hausmutter. Wenn wir bedenken, daß in die Jahre 1772—75 nicht nur die

Google

Arbeit am „Werther", sondern auch die am „Faust" fällt und daß außer Werthers Lotte auch Fausts Gretchen — im Gegensatz zum lebendigen Gretchen — als Jungfrau an einer Schwester Mutterdienste thut, so läßt sich der Gedanke nicht abweisen, daß mit Hinweis auf den Roman die literarhistorische Bedeutung Lotte Buffs nicht abgeschlossen ist. Sollte auch 7 bis 10 Jahre nach dem Bruch mit Gretchen ihr Bild noch frisch und warm genug in der Seele des Dichters gelebt haben? Lotte Buffs natürlich weiblicher Zauber hatte den Dichter eben Monate lang in täglichem häuslichen Verkehr berauscht, ihr schnippisches Wesen hatte es von vorn herein vermocht, den stürmischen Liebhaber in respectvoller Grenze zu halten, ihre Ordnung und Zufriedenheit hatten ihn gefesselt und ihre Vereinigung der beiden Gipfel weiblicher Gaben, der Jungfräulichkeit und sozusagen Mutterschaft, woben ihr in den Augen des Dichters wohl eine nahezu religiös geweihte Strahlenkrone um's Haupt. Dies Alles sind aber die Elemente von Fausts Gretchen. Und ist auch Gretchens Mutter am Beginn der Handlung nicht todt, wohl aber gerade das Schwesterchen, so ist doch in Folge einstiger Kränklichkeit der Mutter nach ihrer Entbindung die Sorge um die Wirthschaft dauernd und die um das Schwesterchen, so lange es lebte, auf Gretchen übergegangen. Nicht ohne Grund fällt diese Darstellung mitten in die Liebesscene: der Dichter meint eben aus eigener Erfahrung, daß dieser Beruf dem Mädchen den höchsten Reiz verleiht. Gretchen stellt die Situation ähnlich dar, wie sie Lotte aus dem Deutschen Hause über die Zeit vom März 1770 bis 1771 hätte berichten können: die Mutter Buff kränkelte seit der letzten Entbindung, und das letzte Kind starb klein, allerdings erst bald nach der Mutter.

Gleichviel, wie weit die Analogie in's Einzelne geht, Lotte Buffs Erscheinung hat tiefe Wurzeln in des Dichters Seele geschlagen. Und rücken wir die Wetzlarer Freundin neben den ihr dauernd verbundenen Wetzlarer Freund Kestner, so stellt das treue Paar in gewissem Sinne die Richtung von Goethes Ideal des häuslichen Glückes dar: naturfrische Geschäftigkeit des Weibes, thätige Tüchtigkeit des Mannes. Vermögen also die hier gesammelten Urkunden diese Eigenschaften des Wetzlarer Paares in ein wenig klarerer Weise zu veranschaulichen, so haben wir im Dienste jener Aufgabe gearbeitet, auf deren Lösung jede Betrachtung Derer um Goethe hinzielen sollte: im Dienste tieferer und vollerer Erfassung von Goethes eigenem Geist.

Google

Die Kirche unter Napoleon I.

Von

H. A. Taine.*)

Uebersetzt von Leopold Katscher.

I.

Nachdem der centralisirende und Alles an sich reißende Staat an die örtlichen Gesellschaften Hand gelegt hat, erübrigt ihm noch, seine Netze auch nach den moralischen Gesellschaften auszuwerfen. Der betreffende Fang ist noch wichtiger als der andere, denn wenn die ersteren Körperschaften auf dem Beisammensein der Wohnungen und der Personen beruhen, so beruhen die moralischen Vereinigungen auf der Uebereinstimmung der Geister und der Seelen. Wer sich ihrer versichert, verfügt nicht mehr blos über das Aeußere, sondern auch über das Innere der Menschen; er kann dessen Denken, Wollen und Streben beeinflussen und ihn nach Belieben lenken.

Weil dem so ist, richtet der Erobererstaat sein Hauptaugenmerk auf die Eroberung der Kirchen, denn diese gehören, gleich ihm selbst, zu den großen Gewalten der Nation. Ihr Gebiet ist ein anderes und viel ausgedehnteres als das seinige. Während die körperlichen Augen nur das irdische Vaterland und ein Bruchstück menschlicher Geschichte sehen, zeigen die Kirchen dem geistigen Auge die ganze Welt und deren höchste Ursache, die gesammte Ordnung der Dinge, die unabsehbaren Fernsichten der verflossenen und der künftigen Ewigkeit. Während die weltliche Macht nur

*) Diese interessante Studie bildet einen Auszug aus dem unvollendet gebliebenen sechsten (Schluß-) Bande von des berühmten, im März verstorbenen Verfassers „Entstehung des modernen Frankreich". Der erwähnte Band („Das nachrevolutionäre Frankreich," II. Abtheilung,) erscheint im nächsten Jahre bei Abel & Müller in Leipzig. Die Red.

Google

zeitweilig physische Handlungen vorschreibt und überwacht, beherrscht die Kirche die Einbildungskraft, das Gewissen, das Herz, das ganze innere Leben, jene ganze stille Gefühlswelt, die von unseren sichtbaren Handlungen nur selten und unvollständig zum Ausdruck gebracht wird. Genau genommen, ist das Gebiet der Kirche selbst dann unbegrenzt, wenn sie sich absichtlich einzuschränken trachtet. Die christlichen Kirchen haben gut erklären, daß ihr Reich nicht von dieser Welt sei; es ist von dieser Welt, denn sie selbst bestehen ja hinieden und beherrschen die Erde als Lenkerinnen des Glaubens und der Sittlichkeit. In ihrer Gesammtauffassung der göttlichen und menschlichen Angelegenheiten findet der Staat in ähnlicher Weise Raum wie ein Kapitel in einem Buche, und der Inhalt dieses Kapitels ist für ihn von höchster Wichtigkeit, denn dasselbe behandelt seine Pflichten und Rechte, die Pflichten und Rechte seiner Unterthanen, kurz, eine ganze, mehr oder minder vollständige bürgerliche Ordnung, welche die Kirche den Gläubigen einprägt und die schließlich aus dem Samenkorn der Doctrin als unausjätbare Pflanze hervorgeht, um in der weltlichen Gesellschaft Wurzel zu fassen und ihr Laub auszubreiten, bis sie in die Lage kommt, die bürgerlichen und politischen Einrichtungen entweder zu erschüttern oder zu festigen.

Auf die Familie und die Erziehung, auf die Verwendung von Reichthum und Macht, auf den Geist des Gehorsams wie der Auflehnung, auf den Eifer wie die Trägheit, auf die Genußsucht wie die Enthaltsamkeit, auf das Vorwiegen der Selbstsucht oder der Uneigennützigkeit, auf den ganzen Gedankengang, auf jeden Trieb und auf alle Verhältnisse des privaten wie des öffentlichen Lebens übt die Kirche einen gewaltigen Einfluß aus, der daher eine besondere sociale Macht ersten Ranges ist. Folglich muß jede politische Berechnung, in der dieser Einfluß unberücksichtigt bleibt, falsch sein.

II.

Soll ein Staatslenker die Größe des Einflusses der Kirche richtig schätzen können, so muß er dessen Natur verstehen lernen. Napoleon weiß dies und richtet sich darnach. Er hat die Gewohnheit, Selbsteinkehr zu halten, um Andere besser zu beurtheilen. „Ich kann nicht wissen, woher ich komme, was ich bin und wohin ich gehe," heißt es unterm 7. Juni 1816 im „Mémorial de Sainte-Hélène." „Ich gleiche der Uhr: sie ist vorhanden, weiß aber nichts von sich." Die großen Fragen, auf die es keine Antwort giebt, „führen uns der Religion in die Arme. Unsere natürlichen Neigungen drängen uns mächtig zu ihr hin, aber die Bildung hemmt unseren Schritt. Die Bildung und die Geschichte sind die Hauptfeinde der durch die menschlichen Unvollkommenheiten entstellten Religion ... Ich habe geglaubt," fügt er am 17. August hinzu; „aber sobald ich zu wissen und zu klügeln begann, wurde mein Glauben schwankend und in die Enge getrieben. Dieser Fall trat schon in meinem dreizehnten Lebensjahre ein." Bei den Vorbereitungen zum Concordat steht diese doppelte Ueberzeugung im Hintergrund seines

Google

Denkens. „Man wird sagen, daß ich ein Papist bin. Ich bin aber weder ein solcher noch sonst etwas. In Egypten war ich ein Muselman, und hier werde ich zum Wohl des Volkes ein Katholik sein. Ich glaube nicht an die Religionsbekenntnisse, die Gottesidee jedoch — das ist etwas anderes." Um den Namen Gottes hat die Phantasie Legenden gesponnen; halten wir uns an die schon vorhandenen! „Die Rastlosigkeit des Menschen ist so groß, daß er dieselben nicht entbehren kann;" gäbe es noch keine, so würde er vermuthlich andere ersinnen, wie sie ihm gerade einfielen und die wahrscheinlich noch seltsamer wären. Nur die positiven Confessionen verhindern den Strom seiner Einbildungskraft, aus den Ufern zu treten, denn sie begrenzen und umschreiben das Uebernatürliche genau; „es ist besser, dieses in der Religion zu suchen als bei betrügerischen Wahrsagerinnen." Eine Religion, die Fuß gefaßt hat, „bildet eine Art Impfung, die uns gegen Quacksalber und Geisterbeschwörer schützt, indem sie unserer Vorliebe für das Wunderbare entgegenkommt; die Priester sind den Cagliostros, den Kants und allen übrigen Schwärmern Deutschlands vorzuziehen." Der Illuminismus und die Metaphysik, die fantastischen Grübeleien des Gehirns und die ansteckende Ueberreiztheit der Nerven, — kurz, alle Selbsttäuschungen der Leichtgläubigkeit sind an sich ungesund und meist auch gesellschaftsfeindlich. Da sie aber in der menschlichen Natur liegen, lassen wir sie uns gefallen, wie man sich die von einer Abdachung herabstürzenden Gewässer gefallen läßt, — doch müssen wir die Bedingung stellen, daß sie in den Betten bleiben, die sie sich nun einmal gegraben haben. Sie müssen mehrere Betten haben — ein einziges genügt nicht — aber keine neuen! „Ich will nicht, daß eine einzige Religion vorherrsche oder daß neue Confessionen entstehen; es muß sein Bewenden haben bei den im Concordat anerkannten drei Zweigen des Christenthums: Katholicismus, Lutheranismus und Calvinismus," sagte Napoleon am 22. Mai 1804 im Staatsrath. Denn dann tappt man nicht im Dunkeln, sondern kennt die Richtung und Stärke der Kirche und kann sich gegen etwaige Uebergriffe derselben schützen. Auch entsprechen sie der Neigungsfläche und der Gestaltung des menschlichen Bodens; das Kind beschreitet den vom Vater gebahnten Weg, und der Mann stampft den vom Kind begangenen Pfad immer fester. „Am letzten Sonntag ging ich hier in La Malmaison spazieren, wo die Natur so still und einsam ist. Plötzlich schlug mir Glockengeläut an's Ohr, und ich wurde von Rührung ergriffen, — so mächtig ist die Gewalt der Jugendgewohnheiten und der Erziehung! Da sagte ich mir: Welchen Eindruck müssen diese Klänge erst auf naive und gläubige Gemüther machen!" So der Erste Consul am 21. Prairial des Jahres X. Warum solchen Gefühlen der Katholiken nicht Rechnung tragen? Gewähren wir ihnen wieder ihre Glocken und die übrigen Aeußerlichkeiten! Schließlich ist die Gesammtwirkung des Christenthums ja doch eine heilsame: „Was mich betrifft, so sehe ich darin nicht das Mysterium der Menschenordnung Christi, sondern das Geheimniß der Gesellschaftsordnung. Die Religion verbindet mit dem

Himmel eine Gleichheitserwartung, die den Armen hindert, den Reichen todtzuschlagen." (Aeußerung vom 4. März 1806.) „Die Gesellschaft kann nicht ohne die Vermögensungleichheit und diese nicht ohne die Religion bestehen. Wer als Nachbar eines reichen Schwelgers langsam verhungert, kann sich mit diesem schreienden Gegensatz nur dann abfinden, wenn ihm von maßgebender Seite gesagt wird: Gott will es so; es muß hienieden Arme und Reiche geben; im Jenseits aber wird es anders sein." (Aeußerung vom 18. August 1800.) Neben der vom Staate ausgeübten Repressivpolizei giebt es eine von der Kirche ausgeübte vorbeugende Polizei. Der erste Consul betrachtet die Geistlichkeit als eine zweite Gendarmerie*), die er für wirksamer hält als die andere, und er bemüht sich, die Beiden einträchtig zusammengehen zu lassen.

Giebt es eine Scheidegrenze zwischen diesen zwei Factoren? Läßt sich das Gebiet der weltlichen Gewalt genau von dem der kirchlichen trennen? Bonaparte erklärt im Staatsrath, vergeblich nach der Möglichkeit einer solchen strengen Unterscheidung gesucht zu haben. „Ihr vermeintliches Vorhandensein ist ein Märchen. So sehr ich meine Augen auch anstrenge, ich sehe nur Wolken, Unklarheiten, Schwierigkeiten. Der Verbrecher, den die weltlichen Behörden zum Tode verurtheilen, erhält vom Priester Absolution und das Versprechen, ins Paradies zu kommen." Hie der Galgen, hie Vergebung und Himmelreich! Damit die beiden Gewalten nicht ernstlich in Widerstreit gerathen, müssen ihre Wirkungskreise von vornherein klar umschrieben werden. Der Staat darf nicht dulden, daß die Kirche in seine Sphäre eingreife. Genau genommen, will sie alles Wesentliche an sich reißen und ihm nur das Nebensächliche überlassen. „Die Anmaßung der Priester," sagt Napoleon im Schoße des Staatsraths, „ist so groß, daß sie sich bei der Theilung der Macht mit der weltlichen Obrigkeit die Beeinflussung des geistigen, also edleren Elements des Menschen vorbehalten und mich auf die Beeinflussung des Leibes beschränken möchten. Sie wollen die Seele haben und mir den Leichnam hinwerfen." Da war es im Alterthum doch besser, und im Islam ist es noch jetzt besser: „In Rom galten die Senatoren der Republik für die Vertreter des Himmels, und dieser Umstand bildete den Hauptgrund der Macht und Stärke der republikanischen Regierung. In der Türkei und im ganzen Orient ist der Koran gleichzeitig weltliches Gesetzbuch und Religionsevangelium. Nur das Christenthum kennt eine Trennung des Priesterthums von der bürgerlichen Herrschaft, und auch hier eigentlich nur der Katholicismus, denn in den protestantischen Ländern und in Rußland sind die beiden Wirkungskreise gesetzlich vereinigt, „ruht die geistliche Leitung in den Händen des Monarchen." Ja, „ohne die geistliche Macht kann man nicht gut regieren; ohne sie schwebt man

*) Bignon, Napoleons amtlicher Specialdolmetsch für Diplomatika, bemerkte hinsichtlich des vom Concordat vorgeschriebenen Eides: „Dieser Eid hat aus der Geistlichkeit eine Art heiliger Gendarmerie gemacht."

Google

jederzeit in Gefahr, die Ruhe, Würde und Unabhängigkeit der Nation beeinträchtigt zu sehen." Schade, „daß man nicht, wie Heinrich VIII. von England, den Knoten durchhauen kann"; sonst würde das Oberhaupt Frankreichs durch Staatsgesetz zugleich auch zum Oberhaupt der gallicanischen Kirche gemacht werden. Zu Bonapartes lebhaftem Bedauern widersetzen sich die Franzosen einer solchen Neuerung; er hat diese wiederholt herbeizuführen gesucht, ist aber zu der Ueberzeugung gelangt, daß ihm hierin die Nation nie zugestimmt haben würde"; vielmehr „wäre er inmitten der Durchführung des Planes von ihr im Stich gelassen worden". Er trachtet daher, sein Ziel auf Umwegen zu erreichen.

Von diesem Ziel sagt er auf Sanct Helena selber, es habe „sehr lange einen Gegenstand seines Strebens und Wünschens gebildet . . . Nicht, daß er an den Glauben seiner Völker rühren wolle. Er achtet die geistlichen Angelegenheiten und will sie zwar beherrschen, aber ohne sie zu ändern und ohne sich in sie zu mengen. Er möchte dieselben seinen Anschauungen und seiner Politik anpassen, jedoch nur durch den Einfluß der weltlichen Angelegenheiten." Er hat nichts dagegen, daß die Kirche in Bezug auf Dogmen, Sacramente und Gottesdienst unumschränkt herrsche. Die unleugbare Wirklichkeit verbietet ihm, etwas dagegen zu haben, denn die beharrliche Anhänglichkeit und die erprobte Treue der Gläubigen beweisen, daß die Kirche in den genannten Hinsichten thatsächlich eine anerkannte Herrscherin von wirksamer Macht ist. Dieser Factor läßt sich dadurch, daß man ihn wie Luft behandelt, nicht beseitigen; vielmehr wird jeder praktische Politiker mit ihm rechnen und sich dessen für seine weltlichen Zwecke bedienen. Wird ein vernünftiger Ingenieur eine sprudelnde Quelle, die er in nächster Nähe seiner Fabrik entdeckt, zum Versiegen bringen oder unbenutzt lassen? Im Gegentheil, er wird sie auffangen und der Fabrik dienstbar machen. Bei der katholischen Kirche handelt es sich dem Staat darum, den Einfluß der Geistlichkeit auf die Gläubigen und den des Papstes auf die Geistlichkeit für sich zu gewinnen. „Sie werden sehen," sagt Bonaparte während der Concordatsverhandlungen zu Bourrienne, „welchen Vortheil ich von den Priestern ziehen werde."

Ja, und vor Allem vom Papst. „Wenn es keinen Papst gäbe," meint der Corse, „müßte man für diese Concordatsverhandlungen einen schaffen, wie die römischen Consuln anläßlich besonders schwieriger Verhältnisse einen Dictator schufen." Nur der Papst ist in der Lage, den kirchlichen Staatsstreich zu begehen, dessen Napoleon bedarf, um das Oberhaupt der neuen Regierung zum Schutzherrn der katholischen Landeskirche zu machen, um ihm die unabhängigen, widerhaarigen Priester zu unterwerfen, um das kanonische Band, das die französische Geistlichkeit mit ihren verbannten Vorgesetzten und mit der alten Ordnung der Dinge verknüpft, zu zerschneiden und „um die letzte Möglichkeit einer Verbindung der Bourbonen mit Frankreich zu beseitigen. . . . Heute lenken fünfzig Verbannte

Google

und von England bezahlte Bischöfe den französischen Clerus. Dieser Einfluß muß vernichtet werden, und hierzu ist die Autorität des Papstes nöthig; er wird die Bischöfe absetzen oder zur Abdankung veranlassen." Sollten sich einige weigern, ihr Amt niederzulegen, so würde ihre Auflehnung sie in Verruf bringen, denn sie wären dann „als Rebellen verschrieen, welche die weltlichen Angelegenheiten den göttlichen und die irdischen Interessen den himmlischen vorziehen"; die meisten der ihnen unterstehenden Geistlichen und die Gesammtheit der Gläubigen ihrer Diöcese würden von ihnen abfallen; nach kurzer Zeit wären sie vergessen. Sie gleichen verpflanzten alten Baumstämmen mit abgeschnittenen Wurzeln und sterben in dem fremden Boden einer nach dem andern ab. Ihren lebenden, in Amt und Würden stehenden Nachfolgern fällt es nicht schwer, sich den Gehorsam der Bevölkerung zu erringen, denn die frommen Katholiken unterliegen dem Heerdentrieb: sie sind folgsam und gelehrig, hängen an greif- und sichtbaren Aeußerlichkeiten und richten sich nach dem Hirtenstab, solange dieser ebenso aussieht, aus demselben Holze geschnitzt ist, die gleiche Fabriksmarke trägt und ebenso aus Rom kommt wie der frühere. Sind die Bischöfe einmal vom Papst eingesetzt, so wird ihnen Niemand außer einigen alterthumsforschenden Kirchenrechtsgelehrten die Jurisdiction bestreiten.

In dieser Weise lassen sich mit Hilfe des Papstes im Gebiete der Kirche die Wege ebnen. Die drei Gruppen, die einander daselbst die Gewissen der Katholiken streitig machen*) — die nach England geflüchteten Bischöfe, die apostolischen Vicare und die verfassungsmäßige Geistlichkeit — verschwinden und machen einer neuen Hierarchie Platz. „Man erklärt, daß die Ausübung der katholischen Religion organisirt werden muß, da die Mehrheit der Franzosen ihr angehört. Der Erste Consul ernennt fünfzig Bischöfe, und der Papst setzt sie ein; sie ernennen die Pfarrer, die dann der Staat besoldet. Die Priester, welche den Amtseid verweigern, werden deportirt. Jene, die gegen die Regierung predigen, überweist man den Vorgesetzten zur Bestrafung. Der Papst heißt nachträglich den Verkauf der Kirchengüter gut und heiligt die Republik." Die Gläubigen betrachten die letztere dann nicht mehr mit scheelen Augen, sind ihr vielmehr dankbar, weil sie sich von ihr nicht nur geduldet, sondern auch beschützt fühlen. Das Volk bekommt wieder seine Kirche und Pfarrer, seinen altgewohnten Gottesdienst, seine früheren Messen und Sacramente, endlich die mit seinen wichtigsten Lebensereignissen zusammenhängenden Hochzeit-, Tauf- und Begräbniß-Ceremonien, auf die es sehr große Stücke hält. Von nun an wird wieder

*) Vrgl. „Die Concordatsverhandlungen" vom Grafen Boulay de la Meurthe. Daselbst finden sich Mittheilungen über die kirchlichen Verhältnisse Frankreichs im November 1800. Hiernach befand sich die verfassungsmäßige Kirche in einem jämmerlichen Zustand der Uneinigkeit, Einfluß- und Aussichtslosigkeit. Der Verfasser schätzt die Zahl der damals activen Priester auf 8000, darunter 6000 rechtgläubige und nur 2000 verfassungsmäßige.

Google

in jedem Dorf allsonntäglich die Messe gelesen, und auch die ländlichen Frohnleichnamsumgänge zur Einsegnung der Ernte kommen neuerdings in Aufnahme. Ein allgemeines Bedürfniß ist befriedigt, die Unzufriedenheit hört auf, der Groll schwindet, die Anzahl der Regierungsfeinde verringert sich, die noch verbleibenden sind ihrer stärksten Waffe beraubt, und gleichzeitig gewinnt der Staat eine werthvolle Waffe: das Recht, die Bischöfe zu ernennen und die Pfarrer zu bestätigen.

III.

Wir haben gesehen, daß auf Grund des Concordats und auf Befehl des Papstes im Jahre 1801 einerseits alle alten geistlichen Gewalten ein Ende nehmen, anderseits alle neuen künftig mit Zustimmung des Papstes vom ersten Consul ausgewählt oder genehmigt, gelenkt, disciplinirt und bezahlt und daher de facto seine Creaturen, mindestens aber seine Beamten sein werden.

Aber außer diesem großen Hauptdienst, den der heilige Vater dem Korsen leistet, erwartet dieser von ihm noch andere Dienste, die größer und unbegrenzter sind. Vor allem seine Salbung in der Notre-Dame-Kirche. Schon während der Concordatsverhandlungen sagte eines Tages Lafayette lächelnd zu ihm: „Sie haben Lust, sich salben zu lassen?“ Und der erste Consul sagte nicht Nein; im Gegentheil, er antwortete, wahrscheinlich ebenfalls mit einem Lächeln: „Wir werden sehen!“ Seine Gedanken beschränkten sich nicht auf die Gründung einer gewöhnlichen Monarchie; sie wollten höher hinaus, als ein Sohn des revolutionären Frankreich hätte errathen können: sie beschäftigten sich mit der Errichtung eines europäischen Reiches, mit der Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums, wie es im Jahre 800 bestand. Bald wird er sagen: „Nicht Ludwigs des Vierzehnten, sondern Karls des Großen Nachfolger bin ich*) . . . Ich bin Karl der Große, weil ich, wie er, die Krone Frankreichs mit der lombardischen vereinige und weil mein Reich an den Orient grenzt.“

In dieser Vorstellung, welche die Geschichte des Mittelalters seinem schrankenlosen Ehrgeiz vorspiegelt, findet der merkwürdige Mann den bequemen Riesenrahmen, dessen er für seine Scheingründe und packenden Schlagworte bedarf. Unter einem Napoleon, der der Nachfolger Karls des Großen

*) Vgl. die in Graf Othenin d' Haussonvilles „Die römische Kirche und das erste Kaiserthum“ mitgetheilten Briefe Napoleons an den Papst (22. Februar 1806) und an den Cardinal Fesch (7. Januar und 22. Februar 1806); hier noch einige Stellen: „Eure Heiligkeit wird auf mich in weltlichen Dingen dieselbe Rücksicht nehmen, die ich in geistlichen auf Sie nehme . . . Alle meine Feinde müssen ja auch die Ihrigen sein. . . . Sagen Sie den Römern, daß ich ihr Kaiser, daß ich Karl der Große, das Schwert der Kirche bin, daß sie mich ebenso behandeln müssen und daß sie nicht wissen dürfen, ob es ein russisches Reich giebt . . . Wenn der Heilige Vater nicht auf meine Absichten eingeht, so werde ich ihn auf die Stellung beschränken, die die Päpste vor der Zeit Karls des Großen eingenommen haben.“

Google

ist, kann der Papst nur ein Vasall sein: „Eure Heiligkeit ist Beherrscher von Rom, ich aber bin dessen Kaiser" und legitimer Suzerän. Von diesem mit „Lehngütern und Grafschaften" ausgestattet, schuldet ihm der Papst dafür politische Treue und militärische Hilfe, widrigenfalls die bedingungsweise gemachte Schenkung hinfällig wird und die päpstlichen Staaten eingezogen und wieder dem Kaiserreich einverleibt werden, zu welchem zu gehören sie nie aufgehört haben.

Napoleon unternimmt es, sich die geistliche Macht mit Hilfe solcher Argumente und Drohungen, durch einen fortwährenden moralischen und physischen Druck rohester, aber geschicktester Art, durch andauernden Raub, durch die Gefangensetzung des Heiligen Vaters unterthan zu machen. Der Papst muß hinsichtlich des Reichs ein Privatmann werden wie jeder andere Bürger*); sein Wohnort wird ihn unter die Landesgesetze, folglich unter die Aufsicht der Regierung und der Polizei stellen. Noch mehr, er wird zum Verwaltungsbeamten herabsinken und als solcher nicht das Recht haben, den vom Kaiser ernannten Bischöfen die kanonische Einsetzung zu versagen. Nach einem Senatsbeschluß vom 17. Februar 1810 „wird er bei seiner Installirung schwören, nie etwas zu thun, was gegen die vier Grundsätze der gallicanischen Kirche verstößt." Er wird ein Großwürdenträger sein, eine Art Erzkanzler wie Cambacérès und Lebrun: der Erzkanzler des katholischen Cultus. Freilich widersteht er und wehrt sich, aber er ist ja nicht unsterblich; giebt er nicht nach, so wird sein Nachfolger gefälliger sein, — man braucht nur das nächste Conclave zu beeinflussen, damit es einen gefügigeren Papst wähle: „Bei meiner Macht und unserer Militärgewalt in Italien," äußert Napoleon später („Mémorial de Sainte-Hélène," 17. August 1816), „bezweifelte ich nicht, daß es mir früher oder später durch irgend welche Mittel gelingen werde, die Lenkung des Papstes in die Hand zu bekommen. Welchen Einfluß würde ich diesfalls auf der ganzen Erde ausgeübt haben! . . . Wäre ich aus Moskau siegreich heimgekehrt, so würde ich den Papst auf eine unermeßliche Höhe erhoben und ihn mit Glanz und Huldigungen umgeben haben. Ich hätte ihn zu einem Abgott gemacht, und er würde sich nicht mehr nach der weltlichen Herrschaft zurückgesehnt haben. Er hätte an meiner Seite geweilt, Paris wäre die Hauptstadt der christlichen Welt geworden, und ich würde die Welt der Religion ebenso gelenkt haben wie die der Politik . . . Neben meinen gesetzgebenden Versammlungen hätte ich kirchliche gehabt, und dieselben wären die wahren Vertretungen des Christenthums gewesen. Der Papst würde in ihnen den Vorsitz geführt, ich aber würde sie eröffnet und geschlossen, würde ihre Beschlüsse bestätigt und veröffentlicht haben, wie einst Konstantin und Karl der Große."

*) „Jede auswärtige Souveränität ist unvereinbar mit der Ausübung jeder kirchlichen Gewalt innerhalb des Reichs." (Aus dem 12. Art. des 2. Titels der Senatsbeschlüsse vom 17. Februar 1810.)

Google

Im Jahre 1809 hatte die Wiederherstellung des großen karolingisch-römischen Gebäudes mit der Legung der physischen Grundlage begonnen. Ein Senatsgesetz erklärte „die Kosten des Cardinalscollegiums und der Glaubenspropaganda als Reichsausgaben.“ Gleich den Marschällen und den neuen Herzögen, erhielt der Papst ein gänzlich steuerfreies Jahreseinkommen von zwei Millionen Franken aus Gütern in verschiedenen Theilen des Reichs. Es war „unerläßlich“, daß er nicht nur in Rom, sondern auch in Paris einen Palast habe. In Paris waren alle Vorbereitungen zu seiner Einführung in's Amt getroffen, nur er selbst fehlte noch. „Alle Papiere der römischen Missionen und Archive befanden sich bereits im Krankenhaus Hôtel-Dieu, welches in seiner Gänze zur Aufnahme der Curie hergerichtet worden war. Das Notre-Dame-Viertel sollte der Mittelpunkt der Christenheit werden.“ Auch die Tiara, einen Fischerring und alle Insignien der päpstlichen Würde hatte man aus dem Vatikan an die Seine gebracht. Ein Gesetz erklärt im Februar 1810 den zweiten Hauptort der Christenheit, Rom, für „eine kaiserliche Freistadt, die zweite Stadt des Reichs,“ woselbst ein Prinz von Geblüt oder ein Großwürdenträger wohnen und „an Stelle des Kaisers Hof halten“ müsse. „Nach ihrer Krönung in der Pariser Notre-Dame-Kirche werden die Kaiser, vor Beginn ihres zehnten Regierungsjahres, nach Italien kommen, um im Petersdom zu Rom gekrönt zu werden.“ Der Erbe des kaiserlichen Thrones „wird den Titel eines Königs von Rom tragen und die Ehren eines solchen empfangen.

Der Leser beachte die greifbaren, soliden Theile dieses chimärischen Aufbaus. Mehr Italiener als Franzose — Italiener der Rasse, dem Instinkt, der Phantasie und den Erinnerungen nach —, nimmt Napoleon die Zukunft seines ersten Vaterlandes in seinen Plan auf. Zieht man die Bilanz seiner Regierung, so findet man denn auch, daß der ganze Gewinn auf dem Conto Italiens steht, während Frankreich den ganzen Verlust trägt. De Pradt schreibt: „Napoleon wollte das italienische Vaterland wiederherstellen, Piemont, Toscana u. s. w. zu einem von den Alpen und dem Meere begrenzten Land vereinigen. Dies war das unsterbliche Denkmal, das er seinem Ruhm zu errichten gedachte . . . Mit Ungeduld erwartete er die Geburt seines zweiten Sohnes, um ihn in Rom zum König von Italien krönen zu lassen und diese Halbinsel unter der Regentschaft des Prinzen Eugen unabhängig zu erklären.“ Seit Theodorich und den longobardischen Königen ist es stets der Papst gewesen, der im Interesse seiner weltlichen Herrschaft und seiner kirchlichen Allmacht die Beseitigung der Zerstückelung Italiens aufgehalten hat. Die Hinwegräumung dieses Hindernisses würde die Einigung Italiens ermöglichen. Demgemäß beschränkt Napoleon den Heiligen Vater auf dessen ursprüngliche Rolle und normale Stellung, indem er ihm die weltliche Herrschaft entzieht, seine kirchliche Allmacht verringert und ihn nur noch den gelenkten Lenker der katholischen Gewissen und den Hohenpriester der hauptsächlichsten unter den im Kaiserreich anerkannten Religionen sein läßt.

Google

Um den Papst beherrschen zu können, will er sich der französischen Geistlichkeit bedienen, wie er sich, um diese beherrschen zu können, des Papstes bedient hat. Vor Abschluß des Concordats und Erlaß der organischen Artikel der Grundgesetze hat er sich eine kleine kirchenrechtliche Bücherei zusammengestellt; er hat sich Bossuets lateinische Werke übersetzen und die gallikanische und parlamentarische Doctrin erläutern lassen. Mit wunderbarer Schnelligkeit und höchstem Scharfsinn ist er dem Gegenstand auf den Grund gegangen, um dann die Theorien in seiner Weise und für seine Zwecke neuzugestalten und umzuformen. Schließlich hat er sich eine persönliche, zusammenhängende, originale, genaue und praktische Vorstellung gebildet, eine Gesammtauffassung, die er auf alle Kirchen — die katholische, die lutheranische, die calvinische und die jüdische — und alle gegenwärtigen oder künftigen Religionsverbindungen anwendet. Sein leitender Gedanke deckt sich mit dem der römischen Rechtsgelehrten und der alten kaiserlichen Jurisprudenz. In dieser Hinsicht, wie in jeder andern, überspringt der moderne Cäsar seine christlichen Vorgänger, um bis zu Konstantin und noch weiter zurückzugehen: bis Trajan und Augustus.

Solange ein Glaube stumm und einsam bleibt, solange er sich in der Seele einer einzelnen Person verschlossen hält, ist er frei und der Staat kümmert sich nicht um ihn. Sobald er aber sein enges Gehege verläßt, um öffentlich aufzutreten und durch sichtbare Handlungen Gruppen von Personen zu gemeinsamen Zielen vereinigt, wird er dem Staat unterworfen. Der Gottesdienst, den er einführt, die Ceremonien, die er vorschreibt, die Predigten, die seine Bekenner halten oder anhören, der Unterricht, den seine Priester ertheilen, die Propaganda, die er betreibt, die Gaben, die seinen Kirchen oder Klöstern geschenkt werden, die Versammlungen, die seine Leiter einberufen, die Organisation und Erhaltung seiner Hierarchie, — kurz: alle positiven Anwendungen und Lebensäußerungen des Gemüthstraumes stellen sich als weltliche Werke und Handlungen dar, bilden in ihrer Gesammtheit eine Provinz des Staates und unterstehen daher der Ueberwachung durch die Regierung, die Verwaltungsbehörden und die Gerichte. Der Staat hat das Recht, sie zu verbieten, zu dulden, zu bestätigen und zu lenken; als einziger und allgegenwärtiger Besitzer des äußerlichen Gebietes, das die einzelnen Gewissen mit einander verbindet, kümmert er sich um jeden ihrer Schritte, um ihnen den Weg entweder zu ebnen oder zu verstellen. Er beaufsichtigt ihre Bewegungen unablässig und hat dabei in erster Reihe die Wahrung seiner eigenen — bürgerlichen und politischen — Interessen im Auge. Er sorgt dafür, daß die Beschäftigung mit dem Jenseits den Angelegenheiten des Diesseits nichts schade, sondern nütze. In einem Privatgespräch hat der erste Consul die sehr bezeichnende Aeußerung gethan, „das Volk bedürfe einer Religion, und diese müsse in den Händen der Regierung sein."

In diesem Punkte sind seine Juristen — ehemalige Parlamentsrichter oder Conventsmitglieder —, seine Minister und Staatsräthe (theils

Google

Gallicaner, theils Jacobiner) und seine Redner im gesetzgebenden Körper wie im Tribunat durchweg vom römischen Recht oder vom „Gesellschaftsvertrag" durchdrungen und daher werthvolle Sprachrohre zur Verkündigung der Allmacht des Staates mittels wohlklingender Phrasen. „Die Einheit und Allumfassenheit der öffentlichen Gewalt," sagt Pontalis, „bilden eine nothwendige Folge seiner Unabhängigkeit. Die öffentliche Gewalt muß sich selbst genügen; sie ist nichts, wenn sie nicht Alles ist." Sie duldet keine Nebenbuhler und giebt nicht zu, daß sich ohne ihre Zustimmung neben ihr andere Gewalten festsetzen, von denen sie vielleicht gar untergraben und erschüttert werden könnte. „Die Macht eines Staates wird fragwürdig, wenn es auf seinem Gebiete Männer giebt, die ihm nicht — wenigstens in mancher Hinsicht — angehören und dennoch auf die Geister und Gewissen einen großen Einfluß ausüben." Er begeht eine schwere Unklugheit, „wenn er sich nicht um Form und Zusammensetzung der die Seelen lenkenden Regierung kümmert," wenn er duldet, daß die den Glauben und den Gehorsam der Gläubigen in Anspruch nehmende Hierarchie „ohne seine Zustimmung gebildet oder geändert werde; er muß in Gestalt anerkannter Vorgesetzten Bürgen für die Treue ihrer Untergebenen haben."

Diese Regel hatte in Frankreich vor 1789 für den Katholicismus gegolten, und sie wird von 1801 an für sämmtliche anerkannten Bekenntnisse gelten. Wenn der Staat eine Kirche anerkennt, so geschieht es, um „so wichtige Einrichtungen möglichst gemeinnützig zu machen." Durch seine Genehmigung „ihrer Lehre und ihrer Disciplin" will er verhindern, „daß ihre Diener zum Nachtheil von Volk und Staat die Lehre verfälschen oder willkürlich am Joch der Zucht rütteln." Darum sagt er in jedem Gesetz, mittels dessen er eine Kirche anerkennt und von ihrem Wesen Kenntniß nimmt, ganz genau, was zu sein er ihr erlaubt und was er von ihr fordert. Er verzeichnet ihre Glaubensartikel und Rechtssatzungen, ihre Hierarchie und innere Verwaltung, ihre Gebietseintheilung und ihr Finanzwesen, ihre Liturgie und ihr Schulwesen, Alles genau umschreibend und für die Dauer abgrenzend. Dabei muß es dann bleiben. Nachher kann keine katholische, protestantische oder israelitische Kirchenversammlung in Sachen der Lehre oder der Zucht eine bindende Entscheidung treffen oder veröffentlichen, wenn die Regierung sie nicht genehmigt. Schon zur Abhaltung jeder Kirchenversammlung ist die staatliche Bewilligung erforderlich. Die Regierung ernennt — oder bestätigt — und besoldet alle Amts- und Würdenträger der Kirchen: die katholischen Bischöfe und Pfarrer, die Pastoren und Prediger der beiden protestantischen Bekenntnisse, die Inspectoren und Vorsitzenden der lutheranischen Kirchenräthe, die israelitischen Bezirksvorstände, Kirchenraths- und Oberkirchenrathsmitglieder, die Rabbiner und die Großrabbiner. Dasselbe gilt für alle katholischen und protestantischen Seminarlehrer. Auch hängen die Satzungen, die Einrichtung, der Studienplan und der Geist der Leitung sämmtlicher Seminare von der Genehmigung der Regierung ab.

Google

Innerhalb eines jeden Cultus soll eine bestimmte, feststehende officielle Doctrin für den Unterricht, für die Kanzel, für das öffentliche und private Schulwesen maßgebend sein, und zwar im israelitischen Cultus „die in den Entscheidungen des Großen Synedriums enthaltenen Lehrsätze," in den beiden protestantischen Bekenntnissen die an den beiden Seminaren des Ostens gelehrte Doctrin der Augsburger und die am Genter Seminar vorgetragene der reformirten Confession, im katholischen Cultus die Grundsätze der gallikanischen Kirche, „die Erklärung" der Kirchenversammlung von 1682*), endlich die berühmten vier Thesen, welche dem Papst jedes Recht, sich den Staatsoberhäupten gegenüber in weltliche Angelegenheiten einzumischen, absprechen, den heiligen Vater in kirchlichen und geistlichen Dingen den ökumenischen Concilien unterordnen und seine Beeinflussung der Leitung der französischen Kirche auf diejenigen alten Gebräuche und kirchenrechtlichen Satzungen beschränken, die vom Gallicanismus angenommen und vom Staat genehmigt worden sind.

So wächst denn der Machtkreis des Staates in Kirchensachen in's Ungemessene und bleibt ohne Gegengewicht. Statt Einer Staatskirche giebt es ihrer nunmehr vier, und die hauptsächlichste — die katholische — verliert, abhängiger geworden, als sie vor der Revolution gewesen, die Vorrechte, welche sie ehedem für ihre Unterwerfung entschädigt haben. Wohl war auch früher der Monarch ihr weltlicher Lenker, aber er leistete ihr beträchtliche Gegendienste, indem er sie nach außen vertrat, ihren starken weltlichen Arm bildete, ihr das ganze Schulwesen und die Büchercensur überließ und ihr im Kampf gegen Dissidenten, Ketzer und Freidenker beistand. Der neue Herrscher schüttelt all' diese Verpflichtungen ab, beansprucht aber dennoch dem Heiligen Stuhl gegenüber die gleichen Vorrechte und hinsichtlich der Kirche dieselben Rechte wie seine Vorgänger. Er regelt die Einzelheiten der Religionsübung nach Belieben und mit der einstigen Genauigkeit. Jetzt bestimmt er die Gebühren und die Nebeneinkünfte der die Sacramente ertheilenden Priester. „Diese Festsetzung," sagt Portalis, „ist eine rein weltliche Maßnahme, denn sie läuft auf eine Besteuerung der Bürger hinaus und kann daher nicht von der Geistlichkeit bewirkt werden; die Regierung allein hat zwischen dem empfangenden Priester und dem zahlenden Privatmann zu entscheiden." Ein ander Mal mengt sich der Staat in die Verkündigung eines vollständigen Ablasses: „Ablässe dürfen nicht aus Gründen gewährt werden, die der öffentlichen Ruhe oder dem Wohl des Vaterlandes zuwiderlaufen," lesen wir bei Portalis. „Die politische Obrigkeit hat ein hohes Interesse daran, zu wissen, von welcher Seite

*) In den Grundgesetzen („organischen Artikeln") des katholischen Cultus heißt es: „Die ernannten Seminarlehrer müssen die von der französischen Geistlichkeit im Jahre 1682 veröffentlichte „Erklärung" unterschreiben und sich verpflichten, die in derselben enthaltene Doctrin zu lehren."

Google

ein Ablaß bewilligt wird, ob dieselbe gesetzlich dazu berechtigt ist, welchen Personen der Ablaß zu Gute kommt, welche Personen mit dessen Austheilung betraut sind und welche Personen Zeit und Dauer der außergewöhnlichen Gelegenheitsgebete anordnen."

Vom Staat derart eingeengt und an die Wand gedrückt, ist die Kirche nur noch ein Anhängsel desselben. Ihre eigenen selbständigen Wurzeln, die ihr in dieser innigen Umschlingung das Aufrechtbleiben und Vegetiren noch gestatteten, sind allesammt abgeschnitten. Sie ist aus dem Boden gerissen und auf den Staat gepfropft worden, dessen Machthaber ihr nunmehr seine ihr fremden Säfte und Wurzeln zur Verfügung stellen. Vor 1789 nahm in der weltlichen Gesellschaft die Geistlichkeit einen besondern — und zwar den ersten — Rang ein; sie war eine unbesteuerte Großgrundbesitzerin, die durch ihren periodischen Vertretungskörper alle fünf Jahre mit dem Herrscher unterhandelte, ihm Subsidien gewährte und sich dafür Vorrechte, Freiheiten und Begünstigungen bewilligen oder bestätigen ließ. Heutzutage bildet sie lediglich einen Haufen von gewöhnlichen Privatmännern und Unterthanen, noch weniger als das: eine Gruppe von Verwaltungsbeamten wie die des Staatsschulwesens, des Richterstandes, des Finanzwesens oder des Jagd-, Forst- und Wasser-Amtes, nur noch strenger überwacht und mit ängstlicherer Vorsicht im Schach gehalten. Vor der Revolution wurde die Mehrzahl der Pfarrer und der anderen Angehörigen des niedrigen Clerus ohne das Dazwischentreten der weltlichen Fürsten ernannt und eingesetzt, und zwar entweder vom Bischöf der Diöcese oder vom nächsten Abt oder von unabhängigen Verleihern, vom Titular, von einem Laienpatron, einem Domcapitel, einer Gemeinde, einem Indultär, oder auch vom Papst selber; und die Bezüge jedes Titulars — das Jahreserträgniß einer Hypothek oder eines von ihm verwalteten Grundstücks — bildeten dessen Privateigenthum. Gegenwärtig aber wird jeder Inhaber eines geistlichen Amtes — sei er nun Cardinal-Erzbischof oder Canonicus, Pfarrer oder Seminarlehrer oder sonstwas — von der Regierung ernannt oder bestätigt, muß ihr Treue schwören und bezieht ein im Staatsbudget vorgesehenes Beamtengehalt, das er am Monatsschluß beim Rendanten gerade so im Empfang nimmt wie seine nicht-katholischen Amtsgenossen oder wie die Staatsschullehrer, die richterlichen Beamten, die Gendarmen und die Polizisten.

Wir sehen also, daß, wie in allen anderen Zweigen des socialen Lebens, die Revolution auch auf dem Gebiet der Kirche als Endergebniß die Ausdehnung des Einmischungskreises und die Vergrößerung des Uebergewichts des Staates gezeitigt hat, und zwar nicht aus Versehen oder durch einen Zufall, sondern grundsätzlich und absichtlich. „Die Constituante," sagt Siméon am 17. Germinal des Jahres X in seinem Tribunats-Bericht über das Concordat und die Grundgesetze der Religionsausübung, „hatte mit Recht erkannt, daß man die Religion, weil sie zu den ältesten und wirksamsten Regierungsbehelfen gehört, mehr als früher der Regierung

in die Hände geben müsse*). Daher stammte die Civilverfassung der Geistlichkeit. Das einzige Unrecht der Constituante war, sich nicht mit dem Papst in's Einvernehmen zu setzen," fügt Siméon hinzu. Napoleon ist klüger, und Dank seinem Uebereinkommen mit der Curie, krönt die neue Ordnung der Dinge das vorrevolutionäre Werk, erreicht die Herrschaft des centralisirenden Staats, wie in allen anderen, auch hinsichtlich der Kirche ihren Gipfelpunkt.

IV.

So sind sie beschaffen, die Grundrisse des neuen Kirchenbaus und die Verbindungslinien, mittels deren die katholische Kirche dem Staat eingefügt wird, wie man einem Hause ein Zimmer einfügt. Es soll verhütet werden, daß sie sich unter dem Vorwand der Vervollkommnung von ihm loslöse. Sie erscheint hier fix und fertig, vollendet und vervollkommnet, ohne An- und Zubauten. Wozu Seiten- und Nebengebäude? Dieselben könnten die Einheitlichkeit des Ganzen gefährden. Wozu Brüderschaften? Wozu eine Ordensgeistlichkeit? Die Weltgeistlichkeit genügt. „Der öffentlichen Gewalt ist nie das Recht bestritten worden, die willkürlichen Einrichtungen, welche nicht zur Wesenheit der Religion gehören, zu beseitigen, falls dieselben dem Staat unbequem oder verdächtig scheinen," sagt Portalis. Grundsätzlich aber müssen alle religiösen Verbindungen für verdächtig oder unbequem gelten, denn sie sind Körperschaften, die aus eigenem Antrieb entstehen, sich ohne Mitwirkung des Staates freiwillig organisiren, besondere Satzungen haben und neben der anerkannten Kirche ein von dem der Laiengesellschaft getrenntes Leben führen; sie wählen ihre Häupter selber, und zwar zuweilen auch Ausländer; allesammt mehr oder minder unabhängig, schaaren sie sich — aus Interesse und Instinct — um den Heiligen Stuhl, der sie nöthigenfalls gegenüber der Diöcesen-Obrigkeit und der bischöflichen Gerichtsbarkeit beschirmt. Einst „bildeten die Mönche die Miliz des Papstes, erkannten keinen anderen Herrscher an als ihn und waren daher seitens der Regierungen mehr zu fürchten als die Weltgeistlichkeit, welche, wenn es keinen Klosterorden gegeben hätte, überhaupt nie lästig gefallen sein würde." (Aeußerung Napoleons in der Staatsrathssitzung vom 11. März 1806.) Ist es somit nicht besser, es künftig am weltlichen Clerus genug sein zu lassen? „Ich will Bischöfe, Pfarrer, Vicare, sonst nichts," hat der Corse zwei Jahre vorher gesagt. „. . . Ich höre, daß man trotz meines Verbotes das Wiederaufleben der religiösen Verbindungen duldet. Man berichtet mir, daß in Beauvais und anderen Städten die Jesuiten Anstalten unter dem Namen ‚Glaubensväter' errichtet haben. Das dürfen wir nicht zugeben." Und

*) „Von nun an," fährt Siméon fort, „werden die Diener aller bei uns anerkannten Religionen dem Einfluß der Regierung unterworfen sein, von der sie ernannt oder bestätigt werden, mit der sie sich durch die heiligsten Zusicherungen verbünden und die sie durch die Bande der Gehälter in Abhängigkeit hält."

Google

mittels Erlasses vom 22. Juni 1804 untersagt er es denn auch. Er verfügt die Auflösung „aller unter dem Deckmantel der Religion entstandenen ungenehmigten Vereinigungen und bestimmt, daß fortan ‚keine Religionsgemeinschaft — sei es von Männern, sei es von Weibern — ohne ausdrückliche Erlaubniß der Regierung gebildet werden dürfe‘; auch beauftragt er die Gerichte mit der strengen Verfolgung der zuwiderhandelnden Personen beider Geschlechter."

Wie wir sehen, behält er sich das Recht vor, in geeigneten Fällen — d. h. in solchen, die ihn einen Gewinn für seine Zwecke erwarten lassen — die Genehmigung zu ertheilen. Er genehmigt thatsächlich mehrere Verbindungen: Werkzeuge, die dem Staat oder der Gesellschaft Nutzen bringen, insbesondere die Barmherzigen Schwestern — die krankenpflegenden wie die unterrichtenden —, die Schulbrüder, die Lazaristen und die Väter der auswärtigen Missionen. „Diese Mönche," bemerkt er im Mai 1804 im Staatsrath, „werden mir in Asien, Afrika und Amerika große Dienste leisten, und zwar durch Berichte über die Zustände der betreffenden Gegenden. Ihr geistliches Gewand schützt sie und dient zugleich zur Verhüllung aller politischen und merkantilen Ziele . . . Ich will sie zunächst mit einem Jahreseinkommen von 15,000 Fr. ausstatten . . . Sie sind nicht kostspielig, werden von den Barbaren mit Achtung behandelt und können, da sie keine amtliche Sendung haben, die Regierung nicht bloßstellen," abgesehen davon, daß „ihr frommer Eifer sie zu Leistungen anstachelt und Gefahren trotzen läßt, denen weltliche Emissäre nicht gewachsen wären." Und weil sie „geheime diplomatische Agenten" sind, muß die Regierung sie am Gängelband halten. Folglich „wird ihr Superior nicht mehr in Rom leben, sondern in Paris." Dieselbe Vorsicht wird hinsichtlich der anderen zugelassenen Verbindungen gebraucht. „Die General-Oberin der Barmherigen Schwestern muß in Paris wohnen, damit die ganze Körperschaft von der Regierung überwacht werden könne," und die Schulbrüder zieht der Kaiser in sein Staatsunterrichtssystem hinein: „Sie werden vom Ordensgroßmeister bestallt werden," heißt es in einem vom Ersten Consul gebilligten Bericht Portalis' aus dem Jahre XII. „Derselbe soll sie, nachdem er ihre Klosterregeln beglaubigt haben wird, zum Eid zulassen, ihnen eine besondere Gewandung vorschreiben und ihre Schulen unter Aufsicht stellen."

Welche Ansprüche erhebt diese Regierung an die von ihr zugelassenen religiösen Verbindungen! Und mit welcher Strenge beherrscht sie sie! Der Graf d'Haussonville weiß in seiner „Geschichte der römischen Kirche unter dem ersten Kaiserthum" ein Liedchen davon zu singen. Weil der Abbé Hanon, der auch Prior der Lazaristen ist, sich in seiner Eigenschaft als Vorsteher der Klosterschwestern vom Heiligen Vincenz de Paula weigert, Madame Laetitia an die Spitze des Ordensrathes dieser Schwestern zu stellen, wird er Nachts verhaftet und in Fenestrella eingesperrt, während die Nonnen, die auf Grund der Vorschriften ihres Heiligen die Anerkennung einer von der

Google

weltlichen Macht ernannten Oberin abblehnen, so behandelt werden wie einst diejenigen von Port-Royal. „Der Schande, daß Barmherzige Schwestern sich gegen ihre Oberin empören," schreibt der Kaiser im März 1811 an den Cultusminister, „muß endlich gesteuert werden. Ich gedenke, alle Klöster aufzuheben, die Ihrer Aufforderung, sich zu fügen, nicht binnen vierundzwanzig Stunden nachkommen werden. An die Stelle der aufgelösten Verbindungen lassen Sie nicht andere Schwestern desselben Ordens treten, sondern solche aus einem anderen Mildthätigkeitsorden. Es wird gut sein, wenn die Pariser Schwestern ihren Einfluß verlieren." In allen Fällen — handle es sich um welche Klostergemeinschaft immer, — bildet die staatliche Genehmigung eine Gnade und ist daher widerrufbar. Im September 1809 schreibt Napoleon dem Cultusminister: „Ich will von keinerlei Missionen mehr etwas wissen. Ich habe in Paris Missionäre zugelassen und ihnen ein Gebäude bewilligt, aber ich nehme Alles zurück. Mir genügt die einheimische Ausübung der Religion, um die Verbreitung im Ausland mag ich mich nicht kümmern . . . Falls es nach Ablauf eines Monats in Frankreich noch Missionen und Congregationen geben sollte, würde ich Sie zur Verantwortung ziehen."

Die Ordensgeistlichkeit lebt also von heute auf morgen, ist nur geduldet, hängt von der Willkür der Machthaber ab und muß fortwährend befürchten, den Faden, an dem das Damoklesschwert seiner Vertreibung hängt, durchschnitten zu sehen.

Der Weltgeistlichkeit ergeht es weniger schlecht. Sie ist besser geschützt und führt kein so fragwürdiges Dasein, denn dieses beruht auf Grundgesetzen, welche aus diplomatischen Verhandlungen hervorgegangen sind und einen ebenso feierlichen wie wechselseitigen Vertrag bilden, der die französische Regierung nicht nur im Innern bindet, sondern auch nach außen — gegenüber einer andern Regierung, einem unabhängigen Herrscher, dem anerkannten Oberhaupt der katholischen Kirche. Es erweist sich daher als ein Gebot der praktischen Politik, die Scheidewände, die im alten Frankreich die Weltgeistlichkeit vom Papst getrennt haben, zu erhöhen, d. h. die Klugheit gebietet eine Erweiterung des Kreises von Vorschriften und Uebungen, die die gallicanische Kirche zu einer besonderen Provinz der allgemeinen katholischen Kirche machten, sowie eine Ausdehnung des Umfanges der kirchlichen Freiheiten und Lasten, welche die geistliche Macht des Königs auf Kosten derjenigen der Curie vergrößerten. Die alten Lasten und Freiheiten werden beibehalten und vermehrt. Auf Grund des Concordats erlangt der Erste Consul mit Zustimmung Roms „dieselben Rechte und Vorrechte, welche die vorrevolutionäre Regierung beim Heiligen Stuhl hatte," also das alleinige Recht, die künftigen französischen Cardinäle vorzuschlagen, das Recht, von diesen ebenso viele wie früher im Cardinalcollegium sitzen zu haben, das Ausschließungs- und Zurückweisungsrecht beim Conclave, das alleinige Vorrecht der Verleihung der hohen Kirchenwürden in Frankreich, das Vorrecht der Ernennung aller französischen Bischöfe und Erzbischöfe. Trotz der Be-

Google

schwerden des Papstes geht er noch weiter, indem er, wie die alten Könige, auf Grund der „organischen Artikel" seine Macht, seinen Staatsrath und seine Gerichtshöfe zwischen den Heiligen Stuhl einerseits und die Geistlichkeit und die Gläubigen anderseits stellt. „Keine Bulle, kein Breve, Rescript oder Decret der römischen Curie darf ohne Genehmigung der Regierung in Frankreich in Empfang genommen, veröffentlicht, gedruckt oder ausgeführt werden — selbst dann nicht, wenn eine solche Kundgebung blos Privatpersonen betreffen sollte. Ohne Genehmigung der Regierung darf auf französischem Boden oder sonstwo kein Nuntius, kein päpstlicher Legat, kein apostolischer Vikar oder Commissar — überhaupt Niemand — irgendwelche die Angelegenheiten der gallikanischen Kirche betreffende Obliegenheiten ausüben .... Jeder Mißbrauch eines Vorgesetzten oder Untergebenen soll dem Staatsrath angezeigt werden." Und im Strafgesetzbuch lesen wir: „Jeder Geistliche, der ohne ausdrückliche Erlaubniß des Cultusministers mit einer fremden Macht in Religionssachen correspondirt, unterliegt einer Gefängnißstrafe von einem Monat bis zu zwei Jahren und einer Geldbuße von 100 bis 500 Fr." Schon unter den Bourbonen zielten die französischen Regierungen darauf ab, alle Beziehungen zwischen der Staatskirche und ihrem römischen Oberhaupt abzuschneiden, sich mit einem Verbot oder einer Zustimmung in jede Bethätigung der geistlichen Gewalt zu mischen, die ausschließliche Leitung der nationalen Geistlichkeit in Händen zu haben*), — kurz, ein weltlicher französischer Neben- und Gegenpapst zu werden. Da dies der Inbegriff der Grundsätze des Gallicanismus ist, verfehlt Napoleon nicht, dieselben von Neuem zu verkünden und das Edict von 1682, in welchem Ludwig der XIV. sie mit größter Klarheit und Strenge zusammenfaßte, als allgemeines Reichsgesetz zu erklären.**)

Gegen diese Lehre und diese Praxis erhebt sich in Frankreich kein Widerspruch. Napoleon rechnet bestimmt darauf, keinem zu begegnen, namentlich nicht seitens seiner Prälaten. Vor 1789 war, theils aus Interesse oder

*) Am 17 Juli 1806 sagt der Kaiser: „Ich darf mich als das Oberhaupt unsrer katholischen Geistlichkeit betrachten, denn ich bin vom Papst geweiht worden." (Pelet de la Lozère, „Meinungsäußerungen Napoleons im Staatsrath.") Man beachte das Wort „geweiht"; offenbar betrachtete sich Napoleon, gleich den bourbonischen Königen, als mit einer geistlichen Würde bekleidet.

**) Dies geschah mittels Decrets vom 25. Februar 1810 unter Beifügung jenes Edicts. Das letztere verbot der Geistlichkeit, etwas zu lehren oder zu schreiben, „was der in der „Erklärung des französischen Clerus" enthaltenen Doctrin zuwiderläuft.". Jeder Theologieprofessor müsse die „Erklärung" unterfertigen und „sich verpflichten, die in ihr erläuterten Grundsätze zu lehren", und zwar „mindestens in jedem dritten Jahre." Sind in einer Anstalt mehrere Theologieprofessoren vorhanden, so „muß einer von ihnen alljährlich in jener Doctrin Unterricht ertheilen." Die Professoren seien gehalten, „die Schriften, die sie ihren Schülern dictiren wollen", der maßgebenden Behörde vorzulegen. Niemand kann Licentiat der Gottesgelahrtheit oder des Kirchenrechts werden oder den Doctorhut empfangen, ohne in einer seiner Dissertationen die in Rede stehende Lehre verfochten zu haben.

Google

Eigenliebe, theils in Folge Erziehung oder Ueberlieferung, mehr oder minder der ganze Clerus gallikanisch gesinnt, und die neue Geistlichkeit besteht ja hauptsächlich aus den überlebenden Resten des alten; überdies hat keine der beiden unterscheidbaren Gruppen, aus denen sie sich zusammensetzt, durch ihre einstigen Verhältnisse eine vorgefaßte Neigung erworben, ultramontan zu werden. Die emigrirt gewesene Gruppe, die für die vorrevolutionäre Ordnung der Dinge schwärmt, fügt sich leicht in die Wiederkehr des alten Kirchensystems, in das eigenmächtige Protectorat des Staates über die Kirche, in die Einmischung des an die Stelle der Könige getretenen Kaisers. Und was die Anderen betrifft, die unbußfertigen, excommunicirten Abtrünnigen, welche die bürgerliche Verfassung des Clerus beschworen haben und nun gegen den Willen des Papstes vom ersten Consul in den Rahmen der Kirche zurückversetzt werden, so sind sie dem Heiligen Vater als ihrem Hauptgegner abgeneigt und dem Corsen als ihrem einzigen Gönner zugethan. Darum zeigen sich, wie der Letztere im Februar 1804 im Staatsrath äußert, „die Lenker der katholischen Geistlichkeit — die Bischöfe und Generalvicare — der Regierung anhänglich.“ Sie sind „aufgeklärt“, und man kann mit ihnen „ein vernünftiges Wort reden.“ Dagegen „haben wir drei- bis viertausend Pfarrer und Vicare, die durch Unwissenheit, Verblendung und Leidenschaftlichkeit gefährlich wirken.“ Diese und ihre Vorgesetzten wird man, falls sie Anwandlungen von Widerspenstigkeit bekommen, kurz halten. Der Priester Fournier in Saint-Roch, der von der Kanzel herab die Regierung angreift, wird von der Polizei verhaftet und in's Irrenhaus gesteckt; der Pariser Geistlichkeit, die zu seinen Gunsten eine „sehr gut abgefaßte Bittschrift“ überschickt, antwortet Bonaparte: „Ich wollte nur beweisen, daß, wenn ich nicht in üble Laune versetzt werden soll, die Priester der Staatsgewalt nicht den Gehorsam versagen dürfen.“ Ja, ja, es kann nur nützen, die Ungefügigen von Zeit zu Zeit durch einen kräftigen Handstreich vor dem Abweichen vom rechten Pfad zu warnen. Roederer erzählt, daß der Generalvicar von Bayonne wegen eines in Paris anstößig befundenen Satzes in einem von ihm abgefaßten Hirtenbrief auf zehn Jahre in's Staatsgefängniß von Pinerolo gesperrt, der Bischof selbst aber verbannt wird. Der Bischof von Séez, bei dem die verfassungsmäßigen Priester in Ungnade stehen, muß schleunigst seine Entlassung nehmen, während Gendarmen seinen ersten Rathgeber, den Abbé Legallois, verhaften und nach Paris escortiren, wo er elf Tage lang im Untersuchungsgefängniß La Force in engerem Gewahrsam gehalten wird; dann auf neun Monate in Vincennes eingekerkert, erleidet er dort einen Schlaganfall und muß die Zeit bis zum Sturz Napoleons in einer Heilanstalt zubringen.

Der neue Herrscher schafft für die Zukunft ebenso Rath wie für die Gegenwart und richtet durch den jetzigen Clerus den künftigen beizeiten ab. Diesem Zwecke sollen die Seminare dienen. „Wir müssen,“ sagt er im Februar 1804, „öffentliche Seminare schaffen, damit nicht, wie das bereits in mehreren Departements der Fall, geheime entstehen ... Die Ausbildung

Google

junger Priester darf nicht unwissenden Fanatikern überlassen werden . . . Die katholischen Schulen bedürfen der Regierungsaufsicht." Jeder Bezirk der Hauptstadt wird eine vom Staat unterhaltene „und von der Regierung überwachte" katholische Schule haben. „Die Ernennung der Directoren und Lehrer erfolgt durch den Ersten Consul;" es müssen dies „kenntnißreiche, regierungsfreundliche, duldsame Männer" sein, und sie sollen nicht bloße Theologie lehren, sondern mit dieser eine Art Philosophie und eine ehrbare Weltlust verbinden." Die künftigen Pfarrer sollen als Führer von Laien Kinder des neunzehnten Jahrhunderts sein; an die Stelle mönchischer Priester, die sich nur mit dem Jenseits beschäftigen, müssen Leute treten, die sich dem Diesseits anzupassen verstehen, ihrem Beruf mit Maß und Takt obliegen, die gesetzliche Organisation der Kirche billigen, ihre andersgläubigen Mitbürger nicht verdammen, treue Unterthanen der bürgerlichen Gewalt und nützliche Mitglieder der weltlichen Gesellschaft sind; sie seien fromme Katholiken, aber keine ultramontanen Frömmler.

Damit dieses Ideal erreicht werde, kann kein Seminarist ohne Genehmigung der Regierung Subdiaconus werden, und alljährlich erhalten die Bischöfe ihre nach Paris gesandten Candidatenverzeichnisse erheblich — sehr oft unter das Maß des Unerläßlichen — zusammengestrichen zurück. Vom Anfang an hat Napoleon in den „organischen Artikeln" alle Pfarren und Verweserstellen den „auf Grund der Gesetze der constituirenden Versammlung pensionirten Geistlichen" vorbehalten. Einerseits erspart er durch diese Verquickung von Pension und Gehalt dem Staatsschatz viel Geld, anderseits zieht er die alten Priester den jungen bei weitem vor, denn viele von jenen sind ihm als einstige „Verfassungsmäßige" dafür dankbar, daß er sie aus Unterdrückung und Verbannung befreit hat. Ohnehin gallicanisch gesinnt gewesen, lassen sie schon darum mit sich reden, weil sie durch ihre langwierigen Leiden klüger geworden sind. Ueberdies ist er von der Vergangenheit jedes einzelnen genau unterrichtet und kann daher auf seine künftige Haltung schließen. Er tappt somit hinsichtlich ihrer nicht im Dunkeln. Von den Personen der jungen Ordinanden dagegen weiß die Regierung nicht das Geringste; sie sind ihr vollkommen unbekannt und haben die Vermuthung gegen sich, die Hitzköpfigkeit der Jugend und demgemäß vielleicht eine unbeugsame Ueberzeugung oder die Vorurtheile der Unerfahrenheit zu besitzen. Eine je größere Anzahl von ihnen durch Einreihung in die Priesterschaft vom Militärdienst befreit wird, desto mehr wahrscheinlich schlechte Kirchenrekruten tauscht die Regierung gegen wahrscheinlich gute Armeerekruten ein. Hat sie es nöthig, einen sicheren Diener zu verlieren, um einen möglichen Gegner zu erhalten? So wird es begreiflich, daß Napoleon in den fünfzehn Jahren seiner Herrschaft insgesammt nur 6000 Ordinanden zuläßt: jährlich 400, pro Diöcese 100, blos 6—7 pro Jahr und Diöcese, während heutzutage, gegen Ende unseres Jahrhunderts, jährlich 1200—1700 Candidaten ordinirt werden.

Google

Durch seine Staatsschulgesetze bohrt er Laien-Oeffnungen in das clericale Gehege. Auch verschließt er den „verdächtigen“ Priestern den Zutritt zu den Kirchenwürden.*) Zur größeren Sicherheit verbietet er in denjenigen Diöcesen, „deren Bischöfe nicht genehme Grundsätze haben,“ jedwede Weihe, Ernennung, Beförderung oder Vergünstigung. Im Oktober 1811 schreibt er dem Cultusminister: „Alle Ihre die Bisthümer Saint-Brieuc, Bordeaux, Gent, Tournay, Troyes und Alpes-Maritimes betreffenden Forderungen habe ich gestrichen . . . Ich wünsche, daß Sie mir für diese Diöcesen weder Befreiungen vom Militairdienst, noch Stipendien- oder Pfründenbewilligungen, noch Ernennungen von Pfarrern vorschlagen. Berichten Sie mir über alle Diöcesen, die von einer solchen Sperre getroffen zu werden verdienen.“

Schließlich genügt ihm der Bossuet'sche Gallicanismus nicht mehr. Er hat denselben im Seminar von Saint-Sulpice lehren lassen, dessen Leiter Emery er höher schätzte und lieber zu Rathe zog, als irgend einen anderen französischen Priester. Da wird eines Tages ein unvorsichtiger Brief eines Schülers aufgefangen und aus demselben geschlossen, daß der „Geist“ der Sulpicianer „schlecht“ sei. Emery wird unverzüglich entlassen, und binnen zwei Tagen werden neue Verwalter und ein anderer Director eingesetzt, darunter aber auf Napoleons Befehl kein einziger Sulpicianer. „Treffen Sie Anstalten,“ schreibt der Despot im October und November 1811, „daß diese religiöse Verbindung aufgelöst werde. . . . Ich mag am Pariser Seminar keine Sulpicianer haben. . . . Theilen Sie mir mit, an welchen Seminaren Sulpicianer wirken, damit ich sie aus denselben entferne.“

Und daß die von ihren Lehrern irregeleiteten Seminarschüler sich's ja nicht einfallen lassen, den ihnen beigebrachten, vom Staat verpönten Lehren auf eigene Faust nachzuleben! Am allerwenigsten dürfen sie sich, wie das ihre belgischen Genossen thun, in den Sinn kommen lassen, sich gegen die Staatsgewalt aufzulehnen, um dem Papst und den Bischöfen zu gehorchen. Aus Tournay werden sämmtliche Widerspenstigen, die über achtzehn Jahre alt sind, nach Magdeburg in die Festung abgeführt; aus Genf wandern Alle, die zum Militärdienst untauglich oder zu jung sind, nach Sainte-Pelagie, während man die übrigen 236 — darunter 40 Diacone und Subdiacone — in eine Artilleriebrigade steckt und in die Sumpf- und Fiebergegend von Wesel schickt, wo sehr bald ihrer fünfzig das Leben lassen. Dem Abbé d'Astros, der im Verdacht steht, vom Papst insgeheim einen Brief empfangen zu haben, ertheilt Napoleon unter Drohungen die folgende

---

*) Am 30 Juli 1806 ordnet der Kaiser an (die betr. Mittheilungen an den Cultusminister können im „Briefwechsel Napoleons“ nachgelesen werden), daß künftig Niemand Pfarrer erster Klasse, Domherr, Generalvicar oder Bischof werden könne, ohne Baccalaureus, Licentiat oder Doctor zu sein; „doch soll die Universität denjenigen Candidaten, welche ultramontan sind oder deren Richtung regierungsfeindlich ist, die Verleihung jedes Grades verweigern können.“

Google

Warnung: „Ich erwarte, daß man sich zu den Freiheiten der anglikanischen Kirche bekenne; im übrigen aber habe ich das Schwert an meiner Seite — hüten Sie sich!“

So ist es, — im Hintergrund aller seiner Schöpfungen bemerkt man das militärische Befehlen, die willkürliche Bestrafung, den physischen Zwang, den schlagbereiten Degen; unwillkürlich sieht unser Auge das plötzliche Blitzen der Klinge vorher, während unser Fleisch ein Vorgefühl des Eindringens des kalten, harten Stahls empfindet.

V.

Wie Napoleon mit der Kirche umgeht, pflegt man sonst nur in einem eroberten Lande zu verfahren. In Wirklichkeit befindet er sich in der Kirche in einem eroberten Lande. Wie etwa Holland oder Westfalen, ist auch sie für ihn ein ursprünglich unabhängiges Gemeinwesen, das er sich mittels Vertrags angeeignet hat, das er seinem Reich einverleiben, aber nicht aufsaugen gekonnt und das unter allen Umständen etwas Getrenntes, Abgesondertes bleibt. Ein weltlicher Souverän, namentlich einer von seiner Beschaffenheit, der nur dem Namen nach Katholik, kaum ein Christ, höchstens — und auch das nur ab und zu, wenn es ihm gerade paßt — ein Deist schlechtweg ist, kann in einer geistlichen Gesellschaft nie eine andere Rolle spielen als die eines fremden Fürsten und auswärtigen Lehnsherrn. Will er in einem derartigen Nebenland ein wirklicher Herrscher werden und bleiben, so muß er fortwährend den Degen zeigen, mit dem Säbel rasseln, das Schwert schwingen, — allerdings ohne zu oft dreinzuhauen, denn es wäre unklug, die Klinge schartig zu machen. Um diese zu schonen, thut man am besten, aus der Verfassung des Nebenlandes Nutzen zu ziehen und es nicht „in eigener Regie“, sondern mittelbar — gleichsam im Wege des Protectorats — zu regieren, zu welchem Zweck sich sehr gut die einheimischen Gewalten verwenden lassen, wenn man sie mit der nothwendigen Strenge zügelt.

In Gemäßheit der einheimischen Verfassung nun bilden die Leiter des katholischen Nebenlandes — alle von vornherein durch ein eigenthümliches, unverwischbares Wesen gekennzeichnet, alle tonsurirt und in schwarzen Kutten, alle lateinisch sprechend und unverheirathet — zwei an Zahl und Rang ungleiche Klassen, deren eine Zehntausende von Pfarrern und Pfarrverwesern umfaßt, während die andere aus einigen Dutzend Prälaten besteht. Warum nicht sich dieser schon vorhandenen Hierarchie bedienen? Um dies besser thun zu können, empfiehlt es sich, die Zügel, an denen sie gehalten wird, recht straff anzuziehen, mit Hilfe des Papstes und des Episcopats den Gehorsam der niedrigen Geistlichkeit zu verstärken. Durch die Vorgesetzten können die Untergebenen beherrscht werden; es ist viel leichter, sechzig Bischöfe und Erzbischöfe zu lenken als vierzigtausend Vicare und Pfarrer. Wozu die ehemalige Zuchtordnung wiederherstellen? In diesem Punkte braucht man weder gallikanisch zu sein noch an der alten Zeit zu hängen. Es wäre verfehlt, dem unteren

Google

Clerus die Unabhängigkeit und Sicherheit wiederzugeben, deren er sich vor 1789 erfreute: den kirchenrechtlich gewährleisteten Schutz gegen bischöfliche Willkür, die Wettbewerbsprüfungen, die mit den theologischen Graden verknüpften Rechte, die Besetzung der besten Stellen mit den tüchtigsten Männern, die Berufung an das Diöcesangericht in Fällen von Ungnade, das protocollarische Verhör vor dem Officialrath, die Stetigkeit der Inhaberschaft der Stellen und die damit verbundene Möglichkeit des Verwachsens mit der Gemeinde auf Lebenszeit. Am 22. Mai 1804 sagt Napoleon im Staatsrath: „Wir müssen die Zahl der unabsetzbaren Pfarrer thunlichst verringern und dafür die der nach Belieben zu wechselnden Stellvertreter entsprechend vermehren." Die letzteren kann man nicht nur beliebig versetzen, sondern auch jeden Tag ohne alle Umstände und ohne eine Berufungsmöglichkeit gänzlich entlassen. Von nun an giebt es nur noch viertausend unabsetzbare Pfarrer, dagegen aber dreißigtausend sogen. „Succursalisten" (Filialkirchverweser), die lediglich eine Art Gehilfen sind und von der Willkür der Bischöfe abhängen. Sie werden von jedem Bischof in seiner Diöcese ernannt oder abgesetzt. Sobald er Lust hat, kann er sie von den besten Posten auf die schlechtesten, aus einer angenehmen Umgebung in das entlegenste, unwirthlichste Nest versetzen, wo es vielleicht weder ein Pfarrhaus noch Nebeneinkünfte giebt. Er hat das Recht, ihnen das feste Gehalt zu entziehen, das ihnen der Staat in Höhe von 500 Fr. pro Kopf und Jahr aussetzt, sie aus der von der Gemeinde beigestellten Amtswohnung zu treiben, sie aus dem geistlichen Stande zu stoßen, sie ohne Wegzehrung auf die Straße zu werfen. Ein solcher Unglücklicher, der sein Brot verliert und in Verruf geräth, steht dann der Laienwelt, deren Wesen er zu wenig kennt, wie ein Landstreicher gegenüber — ohne Beruf, ohne Einkommen, ohne Zukunft.

Derlei mag sich nicht sehr oft ereignen, aber es kann sich ereignen, und angesichts der obwaltenden Verhältnisse muß es sich, wie wir sofort sehen werden, wenigstens manchmal ereignen. Allvierteljährlich weist der Präfect auf Grund eines vom Bischof angefertigten Namensverzeichnisses den Filialkirchverwesern ihre Gehälter zur Auszahlung an. Im Arbeitszimmer des Präfecten, an dem Kamin, auf dessen Sims die Visitenkarten aller hervorragenden Persönlichkeiten des Departements liegen, im Angesicht der Büste des Kaisers pflegen die beiden bevollmächtigten und verantwortlichen Vertreter des Letzteren, die zwei überwachten Ueberwacher des Verwaltungsbezirks, unter vier Augen Rücksprache über die Geistlichkeit, die ihnen untersteht. Von oben her in diesem Punkte, wie in allen übrigen, kurz gehalten, sind sie wohl oder übel gezwungen, sich zu verständigen. Vorschriftsmäßig nothgedrungene, einander gegenseitig ergänzende Mitarbeiter zwecks Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung, gehen sie zusammen das Verzeichniß der „Succursalisten" durch. Stößt nun der Präfect auf einen Namen, über dessen Träger er von dem betreffenden Bürgermeister oder

Google

von der Gendarmerie oder der Polizei ungünstige Berichte empfangen hat, oder den er selber als „unbequem" oder „verdächtig" kennt, so legt er die Feder nieder und fordert den Bischof auf, den Betreffenden, je nach den Umständen, zu entlassen, zu entheben, zu versetzen, zu degradiren oder ihm mindestens eine Drohrüge zu ertheilen; und der Bischof, den der Präfect sonst beim Minister anzeigen könnte, hütet sich, ihm die erbetene Gefälligkeit zu verweigern.

Einige Monate nach Abschluß des Concordats stirbt die Hofopern-tänzerin Chameron. Vor der Rochuskirche angelangt, wird der Leichenzug abgewiesen, und der allzustrenge Pfarrer läßt die Kirchenthore schließen. Die sich ansammelnde Menge stößt Drohungen gegen den Priester aus, worauf ein Schauspieler die Menge beschwichtigt und der Sarg in die Kirche Filles-Saint-Thomas überführt wird, deren „vom wahren Geist des Evangeliums beseelter" Verweser den Trauergottesdienst abhält. Da solche Vorfälle die öffentliche Ruhe stören und eine Lockerung der Verwaltungs-disciplin bekunden, schreitet die Regierung ein und setzt sich mit dem örtlichen Kirchenoberhaupt in Verbindung, worauf der Erste Consul in einem Artikel des „Moniteur" dem Clerus mit hochmüthiger Strenge eine Verwarnung ertheilt, indem er zeigt, welchen Gebrauch er ihm gegenüber von den Prä-laten zu machen weiß: „Der Erzbischof von Paris hat den Pfarrer der Rochuskirche auf drei Monate suspendirt, um ihm Zeit zum Nachdenken darüber zu lassen, daß Christus uns befohlen hat, selbst für unsere Feinde zu beten. In seiner Muße wird er sich seiner Pflichten erinnern und er-kennen, daß abergläubische Praktiken wie die seinigen, welche durch ihre Albernheit die Religion entwürdigen, durch das Concordat und das Gesetz vom 18. Germinal verboten worden sind." Naturgemäß werden nunmehr alle Pfarrer und Verweser vorsichtig, gefügig und ängstlich sein.

Selbst ihre Vorgesetzten werden nicht umhin können, es zu werden. Auf seine Diöcese verwiesen, ist jeder Prälat zur Isolirung verurtheilt; sein Briefwechsel wird überwacht; mit dem Papst kann er nur durch die Vermittelung des Cultusministers verkehren und mit seinen eigenen Amts-brüdern darf er sich nicht in's Einvernehmen setzen. Es finden keine all-gemeinen geistlichen Versammlungen, keine hauptstädtischen Berathungen, keine jährlichen Synoden mehr statt. Die französische Staatskirche hat auf-gehört, eine Körperschaft zu sein; ihre Glieder sind von einander und von ihrem römischen Haupt losgelöst. Gleich dem Präfecten in seinem Amts-bezirk gewissermaßen internirt, ist der Bischof eigentlich nur eine Art geist-lichen Präfects. Zwar ist seine Stellung eine minder unsichere als die des Departementalpräfecten, denn er darf nicht mittels Erlasses abgesetzt werden; aber man kann ihn moralisch zum Demissioniren zwingen, und darum wird auch seine erste Sorge sein, in Paris nicht mißliebig zu werden, und seine zweite, sich dort beliebt zu machen. Beim Minister und beim Kaiser gut angeschrieben zu bleiben, liegt nicht nur in seinem persön-

Google

lichen Interesse, sondern auch in dem seiner Amtsthätigkeit und in dem der Förderung des Katholicismus. Nur wenn er Gehorsam, Eifer oder — noch besser — Ergebenheit an den Tag legt, wird er persona grata sein, und nur als solche kann er den Seminarschülern Stipendien verschaffen, seine Candidaten zu Professoren und Directoren des Seminars ernannt sehen, die Bestätigung seiner Domherren, Pfarrer und Ordinanden erlangen, die Befreiung seiner Subdiacone vom Militärdienst sowie die Errichtung und Erhaltung von Hilfskirchen in seiner Diöcese durchsetzen oder seinen ärmeren Pfarrsprengeln einen Priester und mit ihm den schwer entbehrten Gottesdienst wiedergeben.

Uebrigens sind die Bischöfe selbst ja auch nur Menschen, und wenn Napoleon sie auserlesen hat, so ist es mit gutem Vorbedacht geschehen; er weiß sehr wohl, daß sie sich von menschlichen Beweggründen leiten lassen, nicht übermäßig streng seien und ein zugängliches Gewissen haben. Leute mit „muthmaßlicher Gefügigkeit des Charakters und Anhänglichkeit an die Person und das System" des Meisters haben bei diesem stets am meisten gegolten. Auch hat er ihre kleinen Schwächen und Bedürfnisse in Rechnung gezogen: ihre Eitelkeit, ihre Repräsentationslust, ihre kostspieligen Gewohnheiten, ihre Sucht nach Vorrang, Titeln, Geld, Beförderung und Ansehen, ihren Ehrgeiz, ihren Wunsch, Verwandte oder Schützlinge unterzubringen. Alle Blößen, die sie sich ihm gegenüber in einer oder der andern dieser Richtungen gegeben, macht er sich erfolgreich zu Nutze. Mit Ausnahme einiger Heiliger, die er aus Versehen zu Prälaten gemacht hat — d'Aviau*), Dessolles und zwei andere — befriedigt es seine Bischöfe, Barone zu werden, und seine Erzbischöfe, in den Grafenstand aufzurücken. Sie beglückwünschten sich zu jeder Beförderung in der Ehrenlegion und diejenigen, welche Mitglieder des Senats oder des Gesetzgebenden Körpers werden, lobpreisen die neue Ordnung der Dinge ob der Ehren und Würden, die dieselben auf sie häuft. Mehrere empfangen für geheime Dienste insgeheim Belohnungen — namentlich größere Beträge in klingender Münze.

Im Allgemeinen erweist sich Napoleons Rechnung als richtig, denn von den achtzig französischen und italienischen Prälaten sind sechsundsechzig — viele wahrscheinlich nicht ohne Zögern und Gewissensbisse — seinen „weltlichen Einflüssen" zugänglich geworden, geben seinen Lockungen oder Drohungen nach und sind bereit, sich auch in geistlichen Dingen seine Herrschaft gefallen zu lassen. Ueberdies hat er unter diesen, der Mehrheit nach ganz ehrenhaften und fast durchweg „correcten" oder mindestens „anständigen" Würdenträgern einige mit ausgesprochenem Knechtssinn gefunden, gewissen-

---

*) Am 11. Juli 1811 befiehlt er, den Erzbischof von Bordeaux, d'Aviau, wegen seiner Opposition (auf der Kirchenversammlung) verhaften zu lassen. Hiergegen erhebt sogar der Justizminister Savary Einwendungen: „Sire, an Herrn d'Aviau dürfen wir nicht rühren, wenn wir nicht alle Welt gegen uns haben wollen." (D'Haussonville „Die römische Kirche unter dem ersten Kaiserthum".)

Google

lose Personen, die zu Allem zu haben sind, Leute, wie ein Willkürherrscher sie sich nicht „besser" wünschen kann. Hierher gehören: die Bischöfe Bernier und de Pancemont, die für die niedrige Rolle, welche sie bei den Concordatsverhandlungen gespielt haben, 30,000 bezw. 50,000 Fr. bekommen; der habgierige, gemeine Cyniker Maury, Erzbischof von Paris; der ränkesüchtige, ungläubige Miethling de Pradt, Erzbischof von Mecheln; der vor der Staatsgewalt auf den Knieen liegende Bischof Rousseau von Orléans, ein alter Dummkopf, der in einem Hirtenbrief erklärt, daß der Papst sich in seinem Gefängniß zu Savona derselben Freiheit erfreue wie auf seinem römischen Thron.

Um sich ein möglichst geschmeidiges Episcopat zu sichern, hat Napoleon seit 1806 seine Prälaten mit Vorliebe den alten Adelsfamilien entnommen, denn diese sind noch von den Versailler Zeiten her gewohnt, die Bischofswürde als ein Geschenk des Fürsten — nicht des Papstes —, als eine ihren jüngeren Söhnen vorbehaltene weltliche Gunst zu betrachten, als einen Gnadenbeweis für Höflinge, an den nur die Bedingung geknüpft sei, daß der Beförderte auch in der Mitra ein Höfling bleibe. Künftig werden fast alle seine bischöflichen Rekruten „Leute alten Schlages" sein, denn er meint, daß „nur sie gut zu dienen verstehen."

VI.

Schon im ersten Jahre übertrifft der Erfolg die gehegten Erwartungen, und Ende 1802 sagt der erste Consul zu Roederer: „Sehen Sie einmal, wie die Geistlichkeit, ohne es gewollt oder vorher gewußt zu haben, der Regierung täglich ergebener wird. Haben Sie den Hirtenbrief des Erzbischofs Boisgelin von Tours gelesen? Er bemerkt darin, daß die jetzige Regierung die einzige legitime ist, daß Gott, wenn es ihm gefällt, die Könige und die Throne beseitigt und daß er diejenigen Staatslenker billigt, welche von den Völkern vorgezogen werden. Das hätten nicht einmal Sie besser ausdrücken können."

Aber es wird noch weit besser ausgedrückt werden, und zwar nicht nur in Hirtenbriefen, sondern sogar im Katechismus, der wichtigsten, geistlichen Veröffentlichung, dessen von allen katholischen Kindern auswendig gelernter Inhalt im Gedächtniß derselben haften bleibt. Der Bossuet'sche Katechismus ist gewiß recht „gut", aber er verträgt immerhin Verbesserungen; es giebt nichts, was sich nicht durch die Zeit, durch Nachdenken und durch Beamteneifer vervollkommnen ließe. Bossuet schärft den Kindern ein, „alle Vorgesetzten, Geistliche, Könige, Obrigkeiten . . . zu achten." Wie jedoch Portalis im Februar 1806 dem Kaiser berichtet, „genügen solche Allgemeinheiten nicht mehr, denn sie lenken die Unterwürfigkeit der Unterthanen nicht auf das eigentliche Ziel . . . das Gewissen der Völker muß mit der erhabenen Person Eurer Majestät verknüpft werden." Man muß den Kern der Sache genauer hervorheben; es ist nothwendig, Namen zu nennen. Darum spricht der kaiserliche Katechismus viel deutlicher als der alte: „Insbesondere schulden

Google

wir unserem Kaiser, Napoleon I. Liebe, Achtung, Gehorsam, Treue, Militärdienst und die zur Erhaltung und Vertheidigung von Reich und Thron erforderlichen Steuern, . . . denn ihn hat Gott unter schwierigen Verhältnissen erstehen lassen, damit er den öffentlichen Gottesdienst und die heilige Religion unsrer Väter wiederherstelle und beschütze."

Während diese Worte, als wären sie ein neuer Glaubensartikel, ein Gebot Gottes und der Kirche, von sämmtlichen Kindern des Reichs nach der Vesper in Gegenwart des Pfarrers oder Vicars mit hellen Stimmchen hergesagt werden, erläutert der Officiant dieselben mit tiefer Stimme beim Morgen- oder Abendgottesdienst von der Kanzel herab, indem er auf höhere Weisung zu Gunsten der Conscription predigt — widrigen Falls er als ein widerspenstiger Sünder betrachtet würde — die Armeeberichte verliest und von den neuesten Siegen erzählt. Auf Befehl liest er auch den letzten Hirtenbrief seines Bischofs vor — ein von der Polizei genehmigtes, inspirirtes und „verbessertes" Schriftstück. Abgesehen davon, daß die Bischöfe alle ihre Hirtenbriefe und öffentlichen Weisungen der Censur unterbreiten müssen und nur durch die Präfecturpressen drucken lassen dürfen, hält die Cultusverwaltung es zu größerer Vorsicht auch noch für nöthig, ihnen fortwährend anzudeuten, was sie darin sagen sollten.

Vor Allem haben sie den Kaiser zu loben, — in welcher Weise, bleibt ihnen überlassen. Die Wahl der passendsten Ausdrücke, die Vermeidung von Tactlosigkeiten und Unschicklichkeiten ist um so schwieriger, da es sich darum handelt, nicht als ein bloßes Sprachrohr, als ein von der Regierung am Schnürchen gezogenes Hampelmännchen zu erscheinen; auch darf man's nicht so machen, daß man zu der Klage Anlaß giebt, man mische sich in die Politik. Einmal sagt der Polizeipräfect Réal zu einem neuen Bischof:

„Sie müssen in Ihren Hirtenbriefen den Kaiser mehr loben."

„Geben Sie mir doch einen Maßstab dafür."

„Einen solchen weiß ich selber nicht."

Da das Maß unbestimmt bleibt, ist es offenbar gerathen, dasselbe recht groß zu nehmen. Was alles Uebrige betrifft, so entsteht bei den Bischöfen keine Verlegenheit, denn in Paris wird jeder Anlaß ergriffen, um ihnen fertige Skizzen ihres nächsten Hirtenbriefes zuzuschicken — die Gitterleinwand, deren leergebliebene Felder sie mit den banalen Blumen ihrer geistlichen Schulaufgabe ausſticken können. Selbstverständlich richtet sich der Canevas nach Ort und Zeit. In der Vendée und im Westen müssen die Prälaten „die häßlichen Ränke der treulosen Söhne Albions" brandmarken und den Gläubigen die Verfolgung der irischen Katholiken durch England schildern. Handelt es sich um Rußland als Feind, so soll der Hirtenbrief daran erinnern, daß die Unterthanen des Zars Schismatiker sind und die Oberhoheit des Papstes nicht anerkennen. Da die Bischöfe Reichsbeamte sind, gehören ihre Worte und Handlungen dem Kaiser, der sich das Recht zuschreibt, von ihnen gegen alle Feinde, Widersacher, Rebellen

Google

und Nebenbuhler Gebrauch zu machen — gegen die Bourbonen, die widerspenstigen Militärpflichtigen, die Engländer, die Russen und schließlich sogar gegen den Papst.

Der Feldzug wider den Heiligen Vater ist sein letztes und entscheidendes Würfelspiel in kirchlicher Hinsicht, wie sein Feldzug gegen Rußland es in politisch-militärischer Beziehung ist. Wie er gegen den Zar alle politischen und militärischen Kräfte seines Europa — Oesterreich, Preußen, Rheinbund, Holland, Schweiz, Italien, Neapel, Spanien — in Bewegung setzt, so zwingt er alle geistlichen Gewalten seines Reiches zum Zusammenwirken gegen den Bischof von Rom. Er läßt eine Versammlung der achtzig verfügbaren Prälaten Frankreichs und Italiens einberufen und unternimmt es, sie in Zucht zu halten, sie in Marschordnung zu bringen. Ein ganzer Band wäre nöthig zur Schilderung der Art und Weise, wie er hierbei verfährt. Er setzt alle Hebel in Bewegung und macht alle erdenklichen Einflüsse geltend: theologische und canonische Gründe, gallicanische Erinnerungen, den Groll der Jansenisten, Beredtsamkeit, Sophismen, Ränke bei geschlossenen Thüren, öffentliche Auftritte, private Bitten, allerlei Einschüchterungen, wirksame Strenge. Dreizehn Cardinäle werden verbannt und der Abzeichen ihrer Würde beraubt, zwei andere in Vincennes eingesperrt, neunzehn italienische Bischöfe unter Escorte nach Frankreich gebracht, zweihundert italienische Priester aus Parma, Piacenza und anderen Städten auf Corsica internirt, alle französischen Mönchsklöster aufgehoben, drei am Concil theilnehmende Bischöfe bei Tagesgrauen aus dem Bett geholt; verhaftet und in engeres Gewahrsam gebracht, werden diese Bischöfe gezwungen, ihre Entlassung zu nehmen und sich schriftlich zu verpflichten, auf jeden Briefwechsel mit ihren Diöcesen zu verzichten. Ihre Anhänger werden in ihren Diöcesen verhaftet, die Genter Seminarschüler in die Armee gesteckt und in den Krieg geschickt, einige Genter Professoren, sowie die Domherren von Tournay und andere belgische Priester auf den Schlössern Bouillon, Ham und Pierre-Châtel eingesperrt. Schließlich wird das Concil plötzlich aufgelöst, weil Bedenken es plagen, weil es nicht allen Pressionen nachgiebt, weil seine Masse es widerstandskräftig macht, weil Menschen, die dicht beisammen stehen, sich länger aufrecht erhalten können. „Unser Wein," sagt der Cardinal Maury, „ist im Faß nicht gut befunden worden; Sie werden sehen, daß er in der Flasche besser sein wird." Ehe man ihn auf Flaschen zieht, filtrirt und klärt man ihn und entzieht ihm die schlechten Zusätze, die ihn zum Gähren gebracht haben. Einige der Opponenten sind im Gefängniß, mehrere andere haben sich in ihre Diöcesen zurückgezogen. Die übrigen werden wieder nach Paris gebracht und einzeln der Reihe nach geschickt bearbeitet — im Arbeitszimmer des Cultusministers und unter vier Augen — bis schließlich Alle, Einer nach dem Andern, die Zustimmungserklärung unterschrieben haben. Jetzt wird die Kirchenversammlung gesäubert und abgekartet, von Neuem einberufen, um in einer einzigen Sitzung die nöthige

Google

Abstimmung zu erledigen. Ein Rest von Scham veranlaßt sie, zum Schein eine aufschiebende Klausel („Eine aus sechs Bischöfen bestehende Abordnung wird sich zu seiner Heiligkeit begeben, um die Zustimmung zu diesem Decret zu erbitten") beizufügen, aber sie beeilt sich, das anbefohlene Decret zu votiren. Dieses Episcopat gleicht einem fremden Regiment, das durch Kolbenstöße gezwungen wird, wider Willen gegen seinen legitimen Fürsten zu marschiren; es möchte gern daheim bleiben oder wenigstens nur in die Luft schießen, aber schließlich muß es marschiren, muß es vorschriftsmäßig schießen.

Was den Papst selbst betrifft, so bearbeitet Napoleon ihn ebenfalls eifrig, und zwar mit soviel Geschick wie Rohheit. Er hat sich darauf, wie auf den russischen Feldzug, von langer Hand vorbereitet. Anfänglich handelte es sich um ein Bündniß, und er gestand dem Papst, wie dem Zar, große Vortheile zu, die ihnen nach seinem Sturz verbleiben werden. Aber diese Zugeständnisse machte er mit einem Hintergedanken — in der Absicht, das geschlossene Bündniß derart auszubeuten, daß der unabhängige Herrscher, den er als Seinesgleichen anerkannt hat, sich in seinen Untergebenen und sein Werkzeug verwandeln solle. Daher der Bruch und der Krieg mit dem Kaiser von Rußland. Bei seinem Anmarsch gegen den Papst erweist er sich als ausgezeichneter Stratege. Er hat im Voraus das ganze kirchliche Gebiet sondirt, den Zielpunkt gewählt und alle verfügbaren Kräfte etappenweise zum Mittelpunkt des Zusammentreffens geleitet, an welchem ein entscheidender Sieg erfochten werden, die Herrschaft sich endgiltig festsetzen wird und von dem die Eroberung sich weiter ausbreiten kann. Er hat List und Gewalt, Versuchung und Einschüchterung theils gleichzeitig, theils hintereinander angewendet, auf die Ermüdung, Angst und Verzweiflung des Gegners speculirt, dem drohenden Rollen den plötzlichen Blitz und die heftigsten Donnerschläge folgen lassen. Im tiefsten Frieden ist er in den Kirchenstaat eingefallen, um unversehens Rom militärisch zu besetzen und den Papst im Quirinal zu belagern. Nach Ablauf eines Jahres wird der Quirinal durch einen nächtlichen Handstreich genommen, der Papst per Post nach Savona gebracht, dort als Staatsgefangener beinahe wie ein Zellenhäftling behandelt, von den Bitten des gewandten Präfecten bestürmt, von den Ränken der zu ihm entsandten Bischöfe und des gekauften Arztes geplagt, der ihn ausspionirt*). Gegenüber den einander ablösenden Intriganten mit seinem Gewissen allein und moralischen Foltern ausgesetzt, die ebenso raffinirt und

*) Vgl. bei d' Haussonville (IV. Band) die Briefe des Präfecten de Chabrol, die Erzählung des Dr. Claraz und die im „Briefwechsel" fehlenden einschlägigen Briefe Napoleons. Aus diesen Quellen geht hervor, daß der Bischof von Savona 6000 Fr., der Leibarzt des Papstes, Porta, 12,000 Fr. erhielt. Der Präfect schreibt; „Dr. Porta scheint geneigt, uns nach Kräften zu dienen . . . Wir thun unser Möglichstes, den Papst umzustimmen — theils durch die Personen, die mit ihm verkehren, theils durch alle anderen Mittel, die uns zu Gebote stehen."

Google

peinvoll sind wie die ehemalige leibliche Tortur und ebenfalls immer mehr verstärkt werden, verliert er den Kopf, fühlt seine Kräfte schwinden, „schläft und spricht fast nicht mehr" und geräth an den Rand „des Wahnsinns". Nachdem der unglückliche Greis die Krise überwunden, quält man ihn von Neuem und entführt ihn schließlich nach dreijährigem Abwarten nochmals nächtlicherweise. Insgeheim und incognito wird der Kranke unbarmherzig, ohne Aufenthalt — mit Ausnahme einer einmaligen kurzen Rast in dem schneeumgebenen Mont Cenis-Hospiz, wo er beinahe stirbt — und von seinen Leiden ganz gebrochen, zu Wagen nach Fontainebleau gebracht, wo er halbtodt ankommt. Dort will der Kaiser ihn zur Hand haben, um ihn in eigener Person bequem bearbeiten zu können. Später (1816 auf Sanct Helena) wird Napoleon selber von ihm sagen: „Er ist wirklich ein Lamm, ein guter Mensch, ein wahrer Biedermann, den ich schätze, den ich sehr liebe."

Der rücksichtsvolle Corse rechnet darauf, daß eine unvorbereitete Zusammenkunft mit ihm, dem Gefürchteten, dieses sanfte, treuherzige, empfindsame Gemüth wirksam beeinflussen werde. Und er täuscht sich hierin nicht. Pius VII., der nie gewußt hat, was Groll ist, läßt sich von seinen Zärtlichkeiten und seinem Ton kindlicher Ehrerbietung rühren, von seiner ruhmumflossenen, genialen Persönlichkeit imponiren, von seinem Prestige und seiner Conversation blenden. Ist doch der Kaiser ein so unerschöpflicher Dialektiker, ein so liebenswürdiger und dabei so gebieterischer Gesprächsführer, ein so beredter Sophist und unwiderstehlicher Zauberer, daß er sicher sein kann, jeden Menschen, dem er persönlich gegenüber tritt, zu erobern und zu beherrschen! Niemand gleicht ihm in der Kunst, seine Worte den Umständen anzupassen, zwischen Anmuth und Pathos, zwischen Tragik und Heiterkeit abzuwechseln. Kein Wunder denn, daß er den Papst schon nach sechs Tagen umstimmt. Was er aus der Ferne mit allem Zwang nicht erreichen gekonnt, gelingt ihm an Ort und Stelle durch Ueberredung — Pius unterschreibt das neue Concordat. Er unterschreibt es in gutem Glauben, nicht ahnend, daß ihm nach seiner Befreiung die Schuppen von den Augen fallen werden, daß er, sobald seine Cardinäle ihn über die politische Lage aufklären, Gewissensbisse bekommen, sich reuevoll öffentlich selber anklagen und nach zwei Monaten sogar seine Unterschrift zurückziehen wird.

Schon nach zwei Monaten! Napoleons Triumph ist also von ebenso kurzer Dauer wie seine übrigen Triumphe in den Jahren 1812 und 1813. Die Früchte der Kirchenversammlung von 1811 und des Concordats von 1813 sind ebenso ephemer wie die seiner großen Siege an der Moskwa, bei Lützen, Bautzen und Dresden. Trotz der Bedeutung seines Genies, der Beharrlichkeit seines Willens und des Gelingens seiner Angriffe kann er im Kampfe gegen die Völker wie die Kirchen nur vorübergehende Erfolge erzielen. Die großen geschichtlichen und sittlichen Gewalten entwinden sich seinen Krallen; er mag sie noch so sehr unterdrücken, sie richten sich unter

Google

den Schlägen seiner Hand wieder auf. Wie in jeder anderen Beziehung, bleiben auch hinsichtlich des Katholicismus seine Anstrengungen vergeblich; noch mehr: sie erzielen geradezu das Gegentheil von dem, was er anstrebt. Statt den Papst zu unterjochen, verhilft er ihm zur Allmacht; statt bei der französischen Geistlichkeit den Geist des Gallicanismus zu kräftigen, zieht er in ihr den Geist des Ultramontanismus groß. Mit beispielloser Willenskraft und Zähigkeit, mit Aufbietung seiner ganzen Riesenmacht, mit unablässiger und planmäßiger Anwendung der verschiedenartigsten Mittel hat er fünfzehn Jahre lang an der Lösung des Knotens der katholischen Hierarchie gearbeitet, ohne daß er etwas anderes erreicht hätte, als dessen Festerknüpfung.

Google

Musikalische Festtage in Gotha.

Von
Paul Lindau.
— Dresden. —

Die letzte Woche des Juli hatte in Gotha, von dem als Kunststätte in unseren Tagen nur vorübergehend die Rede gewesen ist, eine ungewöhnlich starke Anzahl ausgezeichneter Tonkünstler aus allen Theilen Deutschlands, von der Spree und Donau, von der Elbe und Isar, vereinigt: erste Capellmeister, vielgenannte Sänger und Sängerinnen, weniger genannte, aber darum nicht weniger bedeutende Instrumentalmusiker, mit dem unausbleiblichen Gefolge von Bühnenleitern, Musikverlegern, Agenten und dem großen Troß der Musikfreunde. Das sonst so stille Städtchen hatte durch diese Vereinigung „edler Fremden" eine ganz veränderte Physiognomie angenommen. Von Weitem gesehen mochte es an ein erlauchtes Vorbild erinnern. So hat man denn auch das Gotha der jüngsten Tage als ein Klein-Bayreuth, das seine Leute bildet, loben können. Das von der localen Publicität angewandte sprachliche Bild darf indessen nicht allzu genau genommen werden, denn der gewaltige Unterschied zwischen dem Charakter von Bayreuth und der gelegentlichen Laune von Gotha springt Jedermann in die Augen.

Bayreuth hatte sich eine der machtvollsten Persönlichkeiten, welche die Kunst überhaupt aufzuweisen hat — hatte sich Richard Wagner dazu auserseheu, um das inhaltvollste und bedeutsamste Werk seines künstlerischen Schaffens, das abschließende Werk seines Lebens der gesammten musikalischen Welt zugänglich zu machen. Da war die Kritik des Urtheils von vornherein nahezu enthoben. Sie hatte kaum eine andere Aufgabe, als zu analysiren, zu interpretiren, zu constatiren. Die Entscheidung über den

Google

Werth des Kunstwerkes war schon gefällt, ehe noch die ersten Bretter des Festspielhauses gefügt worden waren. Wagner wollte vielmehr allen Skeptikern zum Trotz vornehmlich den Nachweis führen, daß sein Riesenwerk nicht blos in einzelnen Theilen, sondern in seiner Gesammtheit mit den scenischen Mitteln unserer Technik bühnenmöglich sei, daß es im instrumentalen, wie im vocalen Theile, wie endlich auch in Allem, was zum Bühnenbilde gehört, zu Gehör und Anschauung gebracht werden könne — in einer Aufführung, die der Vollkommenheit so nahe käme, wie es eben menschenmöglich ist. Um das zu erweisen, hatte sich Wagner in der That sein eigenes Theater schaffen müssen. Nicht durch theoretische Discussionen war die Frage der Aufführbarkeit der „Nibelungen" zum Abschluß zu bringen; das praktische Beispiel sollte lehren, daß die Schwierigkeiten, die von den Leitern der gewöhnlichen Bühnen bis dahin als unüberwindliche angesehen wurden, sehr wohl zu besiegen waren. Auf diese Unterweisung legte Wagner selbst den größten Werth. Sein Schlußwort: „Sie haben gesehen, was wir können!" spricht es deutlich aus. Ohne Bayreuth wären die „Nibelungen" voraussichtlich auch heute noch nur der verschwindend kleinen auserwählten Zahl gelehrter Fachleute vertraut geworden, und die Allgemeinheit würde auf guten Glauben haben hinnehmen müssen, was sie jetzt von den „Nibelungen" weiß. Bayreuth war eine künstlerische Nothwendigkeit im weitesten Sinne des Wortes.

Um das sehr interessante und, wie ich gleich von vornherein bemerken will, in seiner Ausführung vollkommen gelungene künstlerische Unternehmen in Gotha ist es denn doch ein wenig anders bestellt.

Da mag so Mancher, der der Sache nicht blos nicht feindselig, sondern sogar wirklich sympathisch gegenübertritt, auch nach Abschluß der musikalischen Festtage an den bekannten Vers gedacht haben, der ihm schon auf der Zunge geschwebt hat, als er die erste Kunde von dem Beginnen erhielt: „Der Jüngling sieht den Grund nicht ein." Eine künstlerische Nöthigung lag gewiß nicht vor. Aber superflua non nocent! Und das Ueberflüssige, wenn es an sich liebenswürdig und anregend ist, schadet nicht nur nichts, es kann unter Umständen auch, wie Voltaire sagt, sogar etwas sehr Nothwendiges sein.

Herzog Ernst von Coburg-Gotha ist ein leidenschaftlicher Freund der Musik. Er hat selbst componirt und Werke in größtem Format geschaffen, unter denen die beiden auf vielen Bühnen aufgeführten Opern „Santa Chiara" und „Diana von Solange" die bekanntesten sind. In dem verschönenden und verklärenden Lichte, mit dem die Erinnerung im Alter die Ereignisse aus der holden Jugendzeit umspielt, haben sich ihm ohne Zweifel so manche musikalische Werke vergegenwärtigt, die, vom Besen der Zeit von der Bühne weggefegt, unserm Geschlechte kaum noch dem Namen nach bekannt sind und die ihm ehedem doch so viel Vergnügen und Genuß bereitet hatten. Haben sie den frühen Tod verdient?

Google

Der Gegensatz zwischen dem Verschollenen der Vergangenheit und dem lauten Schall der Gegenwart, der epochemachende Vorgang in der dramatischen Musik der jüngsten Tage, der geradezu unerhörte Erfolg Mascagnis hat ihm zu denken gegeben. Da ist in Italien durch das Bemühen eines ungewöhnlich geschickten musikalischen Unternehmers, der sich auf die Reclame versteht wie kein Zweiter, aus dunkler Unbekanntheit ganz plötzlich ein junger Musiker in das grellste Licht gezerrt worden; da hat ein heißblütiges Werk von brutaler Knappheit und mächtiger Eindringlichkeit eine in der Kunstgeschichte wohl noch nicht dagewesene Wirkung erzielt. Mit der wohlfeilen Erklärung, daß dieser unerhörte Erfolg dem blos zufälligen Zusammenwirken günstiger Umstände zuzuschreiben sei, ist wenig gesagt. Das Werk des jungen Italieners mußte vielmehr unzweifelhaft Eigenschaften besitzen, die den Erfolg rechtfertigen. Mascagni hatte in der That das rechte Wort zur rechten Zeit gefunden.

Sollte es nun nicht auch einem deutschen Künstler gegönnt sein, in einer gesegneten Stunde echter Eingebung etwas zu schaffen, das dem gährenden, wenn auch vielleicht gar nicht bewußten Verlangen, aus der bloßen Nachtreterei des unerreichbaren Bayreuther Vorgängers herauszukommen, ergreifenden Ausdruck gäbe? Wäre der Augenblick nicht gekommen, um ein Werk zu zeitigen, das wie das Mascagni'sche etwas Neues und Packendes brächte und dabei von der deutschen Eigenart gerade so durchtränkt wäre wie jenes von der italienischen?

Das sind wohl die Fragen gewesen, die sich der kunstfreudige Fürst in der Erinnerung an die Vergangenheit und in der Betrachtung der Gegenwart vorgelegt haben mag, und darauf hat er mit dem Musikfeste in Gotha die Antwort geben wollen. Ob diese Antwort befriedigend ausgefallen ist oder nicht, jedenfalls hat der vorbereitende und leitende Ausschuß, dessen eigentliche Seele Freiherr von Hartogensis war, die ganze Sache mit Umsicht und Geschick angefaßt und durchgeführt. Die Herren Felix Lüpschütz, der künftige Director des „Berliner Theaters", und August Harlacher vom Karlsruher Hoftheater haben sich in die Arbeit der Regie getheilt.

Daß für solche künstlerische Unternehmungen die unruhige Großstadt nicht taugt, hat Richard Wagner schon ganz richtig erkannt und es auch ausgesprochen. Das stille, bequem gelegene Gotha war ein ganz geschickt gewählter Ort der Handlung. Da spürte man wenig vom Rauschen der bewegten Welt. Aller Interesse war ganz ausschließlich auf die alten und neuen Opern, auf die Tondichter, Capellmeister und Künstler gerichtet. Keine zerstreuende Nebensächlichkeit lenkte die herbeigeeilten Gäste von der Sache, um die es sich handelte, ab.

Vor Kurzem hat Fürst Bismarck an eine Deputation aus Lippe eine sehr geistvolle und interessante Ansprache gehalten, die man wohl ziemlich

Google

richtig als einen Lobgesang auf den Segen der Kleinstaaterei, ja sogar der Kleinststaaterei bezeichnen könnte. Anderen möge es überlassen bleiben, mit dem Fürsten Bismarck politisch zn debattiren. Mit der Politik haben wir hier zum Glück nichts zu schaffen. Vom künstlerischen Standpunkte aus aber hat Fürst Bismarck vollkommen Recht. Unsere mittleren und kleinen staatlichen Selbstständigkeiten sind für die deutsche Kunst eine unberechenbare Wohlthat gewesen und sind es noch bis auf den heutigen Tag. Es ist kaum nöthig, Beispiele dafür anzuführen. Was hat das kleine Meiningen für die deutsche Bühnenkunst gethan! Was Weimar mit seiner ersten Aufführung des „Tristan" und dem jedenfalls respectablen Versuch, den Gesammt-Faust darzustellen. Und Schwerin, das zuerst den glänzenden sieghaften Beweis erbracht hat, wie mit den bescheidenen Mitteln eines kleinen Theaters ein Werk von den ungeheuren Ansprüchen der „Walküre" zu mächtigster Wirkung gebracht werden kann!

Und es ist nicht einmal nöthig, besonders glänzende Ausnahmefälle zu citiren. Wer die Opern- und Schauspielaufführungen, die winterlichen Abonnements-Concerte, die in den anspruchslosen Museen vereinigten Kunstschätze in unseren mittleren, kleineren und kleinsten Residenzen kennt, muß sich ohne Weiteres selbst sagen, welche Culturarbeit diese über unser ganzes Vaterland zerstreuten Centren der gebenedeiten Kleinstaaterei bei uns verrichtet haben. Unserer kleinstaatlichen Decentralisation haben wir es vor Allem zu danken, daß wir ohne Anmaßung und Ueberhebung sagen dürfen: in der Besonderheit, das Tüchtige und Schöne in der Dichtung, Musik Malerei und Bildnerei aus der immerhin engen Bezirkung der Hauptstadt heraus auf so und soviel andere Kreise, deren Peripherien sich schneiden, zu übertragen — in der Popularisirung der Kunstwerke nehmen wir unter allen Culturstaaten die erste Stelle ein. Frankreich hat sein Paris, und damit fertig! In künstlerischer Beziehung und besonders in Beziehung auf das Theater, um das wir uns ja hier in erster Linie zu kümmern haben, spielen selbst die mächtigsten und reichsten Städte unseres Nachbarlandes neben Paris gar keine Rolle. Auch Marseille, Lyon, Bordeaux u. s. w. sind eben „Provinz", und das Wort wird in Paris nie anders als mit unverhohlener Geringschätzung ausgesprochen. Ganz ähnlich liegen die Dinge in England, wo neben dem ungeheuren London kaum noch von irgend einer andern Stadt die Rede sein kann, wenn es sich um das Theater handelt. In Italien und Spanien hat sich bis auf den heutigen Tag die Bühnenkunst in ihrer ursprünglich naiven Gestalt der herumziehenden Gesellschaften erhalten.

Es braucht nicht darauf hingewiesen zu werden, wie ungleich günstiger diese Verhältnisse bei uns gestaltet sind, wie unsere ersten Kunstinstitute in den großen Hauptstädten, namentlich in Dresden und München, und in den wichtigsten Handelscentren, wie Hamburg und Frankfurt, keineswegs gemeint sind, den Bühnen der Reichshauptstadt die zweifellose Ueberlegenheit einzu-

Google

räumen, und wie sie vollberechtigt sind, den Vergleich ihrer eigenen Leistungen mit denen der Metropole nicht zu scheuen.

* * *

Gotha sollte uns also, wenn wir die Absichten des geistigen Urhebers dieses künstlerischen Unterfangens richtig verstehen, zweierlei bieten: den Nachweis, daß unter den längst begrabenen Tonwerken Scheintodte sind, die zu neuem Leben erweckt werden können und dann sicherlich noch von starker Lebensfähigkeit zeugen werden, und ferner eine Kraftprobe deutscher Musiker in der besondern Art concentrirter musikalischer Dramatik, wie sie jetzt mit dem Namen Mascagnis unlösbar verbunden ist.

Auf die Gefahr hin, paradox zu erscheinen, dünkt mich der erste Theil dieses Programms als das Wichtigere und Verdienstvollere. Der Versuch, ein Wesen, das nachweisbar gelebt hat, aus der Todesstarre zu befreien, ist gewiß nicht weniger rühmlich, als der Beistand bei der Geburt eines Wesens, von dem durchaus nicht erwiesen ist, daß es überhaupt jemals werde leben können.

Mit Meistern wie Cherubini und Boieldieu durfte man es unter allen Umständen wagen, den anspruchsvollen Apparat einer besondern musikalischen Festlichkeit in Bewegung zu setzen; und es ist fraglos, daß das Resultat nützlich, anregend und in einem gewissen Sinne bedeutungsvoll gewesen ist, selbst wenn es in der Praxis nicht die erkennbare Nachwirkung haben sollte, die man sich davon versprochen haben mag.

Nach dem Programm aber, — vermuthlich nach der Absicht des Urhebers, jedenfalls nach der Wirkung auf das Publicum, — galt der zweite Theil, die Aufführung der Preisopern, als das Wichtigere.

Den Preisausschreibungen liegt immer derselbe Gedanke zu Grunde: die Aufmunterung zu künstlerischem Schaffen, die Erweckung der Hoffnung in dem bisher unbekannten strebenden jungen Künstler, nun durch sein Werk mit einem Schlage beachtet, ja vielleicht berühmt zu werden.

War es nun nöthig, unsere jungen Tondichter gerade zur Composition von einactigen musikalischen Dramen besonders anzufeuern?

Es ließen sich gewichtige Gründe just für das Gegentheil geltend machen. Nicht nur „ein großes Muster weckt Nacheiferung", schon der große Erfolg genügt dazu.

Wenn auf irgend einem Gebiete der Kunst etwas Neues, Eigenartiges, „Sensationelles", wie man jetzt nichtswürdigerweise sagt, sich zeigt, so kann man sich darauf verlassen, daß in gewollter oder ungewollter Nachahmung in kürzester Zeit Dutzende ähnlich gearteter Erscheinungen auftauchen. Die Künstler mögen mir nicht grollen, wenn ich zur deutlichen Veranschaulichung der Richtigkeit dieser Behauptung die Belege aus den Leistungen der „Artisten" wähle. Als Léotard vor etwa fünfunddreißig Jahren zum ersten Mal im Pariser Circus seine Luftsprünge von einem schwebenden Trapez zum andern

Google

ausführte und damit einen Erfolg erzielte, der zeitweilig die Glanzleistungen des Théâtre Français und der Italienischen Oper mit Tamberlick und der Alboni in den Schatten stellte, meinte alle Welt, dieses halsbrecherische Kunststück werde kein Mensch dem todesmuthigen Akrobaten nachmachen. Im nächsten Jahre tauchten schon hier und da verschämte Léotards auf. Jetzt sieht man das Kunststück in jeder Jahrmarktsbude. Geradeso verhielt sich's mit den unglaublichen Kunststücken des Drahtseilläufers Wainratta, der die schwierigsten Seiltänzerstückchen auf kaum sichtbarem Telegraphendrahte ausführte. Auch er bildete sogleich Schule, und zwei, drei Jahre darauf machten Dutzende genau dasselbe. Sobald das Außergewöhnliche einen riesigen Erfolg hat, ist die Nachahmung unausbleiblich.

Es war daher schon durch die Natur der Sache geboten, daß Mascagnis Beispiel die jungen Componisten reizen würde, ohne daß man sie dazu besonders anzuspornen brauchte. Die Zahl der eingegangenen einactigen Preisopern — über hundertundzwanzig Stück! — hat denn auch eine geradezu tragikomische Höhe erreicht. Aber selbst wenn der Idee, zu Musikdramen in einem Aufzuge anzufeuern, eine irrige Auffassung zu Grunde gelegen hätte, so wäre dieser Irrthum durch vielerlei Fesselndes und Reizvolles, das die Gothaer Tage den Freunden der Musik geboten haben, wett gemacht worden.

Wer von vornherein mit den einactigen Preisopern principiell nicht einverstanden sein mochte, und wer auch nach der Aufführung von dem Ausfall des Preisbewerbs unbefriedigt blieb, wurde dafür durch die Aufführungen selbst glänzend entschädigt. Denn es war ja nicht blos ein Wettcomponiren, es war auch ein Wettdirigiren und ein Wettsingen. Zunächst im Gegensatz zum unsichtbaren Orchester von Bayreuth eine Capellmeisterschau mit sichtbaren Dirigenten, wie sie wohl kaum je zuvor dem Zuhörer und Zuschauer geboten worden ist.

Vier unserer angesehensten Capellmeister hatten die musikalische Vorbereitung und Leitung übernommen: Felix Mottl-Karlsruhe, der gährende Most des Wagnerthums in der Orchesterleitung, Hermann Levi-München, der abgeklärte, vornehme, ruhige Vertreter derselben Capellmeister-Hochschule, Joseph Sucher-Berlin mit seinem warmherzigen echt musikalischen Empfinden, Ernst Schuch-Dresden, der Meister in der Kunst der orchestralen Farbengebung und der geistvollen Subtilität. Man könnte sagen, daß Schwung, Tiefe, Innigkeit und Eleganz, in den vier sehr scharf ausgeprägten Individualitäten der leitenden Capellmeister verkörpert, einander am Dirigentenpulte ablösten.

Dazu kamen nun die auserlesensten Sänger und Sängerinnen unserer ersten Opernbühnen und ungenannt einige unserer vorzüglichsten Instrumentalkünstler im Orchester. Es wird genügen, hier den Namen des Concertmeisters Henri Petri-Dresden zu nennen, eines unserer tüchtigsten Musiker und ausgezeichnetsten Geiger.

Google

Dem ersten Festabende beizuwohnen war ich leider verhindert. Ich spreche also vom Hörensagen, wenn ich berichte, daß Karl Sontag in seinem Prolog — „von Junker Walther gedichtet und auch gesungen“ — auf die Bedeutung der künstlerischen Feier hingewiesen und mit einer schwungvollen Huldigung an den kunstfreudigen Herzog geschlossen hat.

Der Eindruck, den Cherubinis „Medea“ unter Felix Mottls temperamentvoller Leitung mit Fräulein Dorat aus Leipzig in der Hauptrolle auf die gesammte Zuhörerschaft gemacht hat, war, wie ich mich habe überzeugen können, tief und mächtig. Man sprach von nichts Anderm als von der überraschenden Großartigkeit dieser künstlerischen Leistung, und der bisher unbekannten Künstlerin wurde allgemein eine glänzende Zukunft als dramatischer Sängerin prophezeit. Ebenso ging die übereinstimmende Ansicht aller Urtheilsfähigen dahin, daß Cherubinis Werk imposante Schönheiten enthält, die auch heute noch ihre packende Wirkung üben, daß es aber trotzdem begreiflich ist, wie diese herrliche Tondichtung von unserer Bühne hat verschwinden können.

Cherubini hat „Medea“ nach dem alten Opernrecepte in „Nummern“ geschrieben, die durch gesprochenen Text mit einander verbunden sind. Das ist für unsere heutigen Auffassungen absolut unleidlich, ja unausführbar. Unter unseren ersten dramatischen Sängern und Sängerinnen, auch unter denen, die im musikalischen Recitativ Hervorragendes leisten, sind viele höchst mittelmäßig und dilettantenhaft in der Recitation des gesprochenen Wortes. Das hat denn auch Franz Lachner ganz richtig erfaßt und sich der mühevollen und wenig dankbaren Aufgabe unterzogen, den gesprochenen Text in singbare Recitative mit discreter Orchesterbegleitung umzuwandeln. Den Lachner'schen Recitativen wird Geschmack und Feinheit nachgerühmt. Es hat sich jedoch gezeigt, daß die Aufgabe, wie er sie sich gestellt hatte, einfach unlösbar ist. Die Recitative nehmen durch die veraltete Anlage des Textes einen ungebührlich breiten Raum ein. Für jedes einigermaßen feiner gebildete musikalische Ohr macht sich überdies der Unterschied zwischen der breiten und machtvollen Composition Cherubinis und der nachträglichen Flickarbeit in unangenehmer Weise bemerkbar, und man ist allgemein der Ansicht, daß es einer radicaleren Umgestaltung des Textbuches und einer viel discreteren Betheiligung des Nacharbeiters am Original des großen Italieners bedürfen würde, um dem zu den Todten geworfenen Werke zur Auferstehung zu verhelfen.

* * *

Auch für den zweiten Schatz musikalischer Ausgrabung, für Boieldieus „Rothkäppchen“, erscheint bei aller rührenden Schönheit, Lieblichkeit und holden Naivetät der Musik wenigstens im Einzelnen eine Auffrischung des Buches im modernen Sinne geboten.

Ach, die gute alte Zeit und der böse neue Wagner!

Google

Wenn wir diese singende und klingende Lieblichkeit aus vergangenen Tagen hören, überkommt uns zugleich mit herzlicher Freude auch ein Gefühl tiefer Wehmuth. Gustav Wustmann, dem wir für seinen Kampf gegen die Mißhandlung und Verhunzung unserer guten Muttersprache nicht dankbar genug sein können, hat vor einigen Jahren unter dem Titel: „Als der Großvater die Großmutter nahm“, eine rührende Sammlung alter, braver Gedichte zusammengestellt, die wir Aelteren in unseren jungen Jahren gefühlvoll mit Clavierbegleitung im Wohnzimmer des Vaterhauses oder in der Kinderstube und Küche von den Dienstmädchen haben singen hören. Die meisten davon sind bis auf die Anfangszeilen oder irgend eine drastische Wendung, die zum geflügelten Worte geworden ist, heutzutage in Vergessenheit gerathen. Ein „Liederbuch für altmodische Leute“ nennt Wustmann diese Sammlung vergilbter Blätter. Ich lese oft darin und immer mit vollstem Behagen. Jedesmal aber, wenn ich das Buch bei Seite lege, habe ich auch ein Gefühl wirklichen Bedauerns darüber, daß solche Lieder nicht mehr gedichtet werden können, und daß dem Geschlecht, das jetzt in der Vollkraft des Schaffens steht, sogar schon das Verständniß für die reizende Art und rührende Thorheit dieser Dichtung mehr oder weniger abhanden gekommen ist.

Ueberwundener Standpunkt! Ach, es ist etwas Fürchterliches um diesen überwundenen Standpunkt! Was haben wir in der Kunst und Dichtung Alles überwinden lernen müssen! Wir sind jetzt schon die „Enkel“, denen Mephisto sein höhnendes „Wehe!“ zuruft. Wir können uns nicht mehr des Lebens freuen, „weil noch das Lämpchen glüht“, es müßte denn ein Siemens'sches Glühlämpchen sein.

Gerade so wie beim Lesen des „Liederbuchs für altmodische Leute“ ist mir beim Hören des Boieldieu'schen „Rothkäppchen“ zu Muthe gewesen.

Wir kennen Boieldieu eigentlich nur als den Componisten der „Weißen Dame“. Eine Zeit lang hatte Stockhausen durch den unvergleichlichen Vortrag der Arie des Seneschall aus „Johann von Paris“ den Namen einer andern Boieldieu'schen Oper auf unsere Concertprogramme gebracht. Früher gehörte auch die vierhändig gesetzte Ouvertüre zum „Khalif von Bagdad“ zu den Weihnachtsgaben, mit denen musikalisch gebildete höhere Töchter ihre Eltern erfreuten. Aber wirklich volksthümlich ist Boieldieu bei uns und überall eigentlich doch nur durch die „Weiße Dame“ geworden. Mir will es so scheinen, als ob die Musik des „Rothkäppchen“ an Anmuth, Liebenswürdigkeit und Frische der „Weißen Dame“ nichts nachgiebt, und wenn das reizende Werk in unverdiente Vergessenheit gerathen ist, so trägt vor Allem das Libretto die Schuld daran. Die „Weiße Dame“ ist ein entzückendes Lustspiel, „Rothkäppchen“ ist eine altmodische Geschichte. Nicht daß das Buch geradezu schlecht wäre, im Gegentheil, es enthält sehr viel Hübsches und fein Komisches im besten Sinne; aber es ist eben veraltet, und das Kindliche wirkt auf uns beinahe kindisch.

Google

Die Dichtung lehnt sich an das allbekannte Märchen an. Nebenbei bemerkt ist das Märchen nicht von Ludwig Tieck, wie in einem unserer angesehensten Blätter zu lesen stand, und auch nicht von den Brüdern Grimm aus dem Volksmunde in die „Hausmärchen" aufgenommen. Das unsterbliche Verdienst, „Rothkäppchen" und andere der reizendsten Märchen, wie „Dornröschen", „Blaubart", „Der gestiefelte Kater", „Aschenbrödel", „Däumling" u. s. w. in schlichter Eindringlichkeit der Ueberlieferung zuerst nacherzählt zu haben, gebührt vielmehr dem Franzosen Charles Perrault, dessen „Contes de ma mère l'Oye" vor zweihundert Jahren erschienen sind.

Der mir unbekannte Textdichter hat die märchenhaften Gestalten und Vorgänge mit Geschick und Geist den Bedingungen der opernhaften Wirklichkeit angepaßt. Aus dem wilden Wolf, der dem lieben Rothkäppchen im Walde auflauert, ist ein Baron Rudolf, ein gefürchteter Mädchenjäger, geworden. Wegen der Verheerungen, die er in der Schafheerde der hübschen jungen Bäuerinnen anrichtet, heißt man ihn eben den „Wolf". Die Großmutter in der einsamen Waldhütte, der Rothkäppchen Wein und Kuchen bringt, ist zum Eremiten umgewandelt. Und gerade wie sich der Wolf Großmutters Haube aufsetzt und sich in ihr Bett legt, um das arglose Kind in dieser Verkleidung zu überfallen, so hüllt sich auch Baron Rudolf in das würdige Gewand des Eremiten und macht sich mit einem langen weißen Barte unkenntlich, um das ahnungslose hübsche Mädchen aus dem Dorfe desto sicherer zu erwischen. Und wie Rothkäppchen im Märchen wundert sich Röschen in der Oper über die rollenden Augen und über die rauhe Stimme, die sie jetzt sieht und hört. Alles das ist ganz allerliebst gemacht. Aber trotz dieser und vieler anderen hübschen und freundlichen Einzelheiten will das Ganze nicht mehr munden. Es ist schaal.

Der Eremit in der Oper! „Sei mir gegrüßt, Gesegneter des Herrn!"

So ein Operneremit führt eigentlich ein himmlisches Dasein! Man kann sich kaum ein beneidenswertheres Loos denken, als das eines Anachoreten, der mit einer Baßstimme begabt ist und in Musik gesetzt wird. Er trägt ein bequemes, ganz neues härenes Gewand, das mit einem bisher noch ungebrauchten Strick um die Hüfte festgehalten wird, reine Wäsche, gutsitzende Schuhe, seltener Sandalen, fleischfarbene Strümpfe, einen wohlgepflegten langen schneeweißen Bart. Alles läßt auf die angenehme Gewöhnung vertrauenerweckender Reinlichkeit schließen. Er besitzt eine behagliche Wohnung, die recht hübsch eingerichtet ist. Neben dem stilvollen Eichentisch steht ein breiter mit Leder überzogener Sessel. Da sitzt er und liest in einem alten, in Schweinsleder gebundenen Folianten erbauliche Geschichten; auf dem Bücherbrett liegen noch andere derartige Schriften von unzweifelhaft fesselndem Inhalt. Seine Wohnung befindet sich in gesundester und freister Lage, mit schönster Aussicht, gewöhnlich auf der Höhe im Walde. Und wenn er auch nicht liest, und wenn ihn auch das Einerlei der ihn umgebenden schönen Natur nicht freut, so braucht er sich doch nicht zu langweilen, denn er be-

Google

kommt immer Besuch. Alle bringen ihm etwas zu essen mit und erzählen ihm die neuesten Klatschgeschichten. Deshalb weiß er auch Alles, was sich in der Umgebung zuträgt. Und da er ein rüstiger alter Herr ist mit ungeschwächtem Gedächtniß, kennt er auch die chronique scandaleuse aus vergangenen Zeiten. Aber er ist ein discreter Mann und behält seine Weisheit für sich. Ein ahnungsvolles Gefühl treibt ihn indessen jedesmal im entscheidenden Augenblick aus seiner Klause zu den sündigen Mitmenschen im Thal, — gerade in dem Augenblick, in dem eine wichtige Aufklärung gegeben werden muß, die er allein kraft seiner Wissenschaft zu geben vermag. Er beherzigt das dramatische Programm des Königs Menelaus in der „Schönen Helena":

„Doch davon sei noch nichts gesagt,
Denn das kommt erst im letzten Act."

In diesem wichtigen Augenblick läßt er sein Erscheinen durch einige wuchtige Accorde der Bläser einleiten. Darauf giebt er in getragener feierlicher Melodie die allgemein erwünschte Aufklärung und betheiligt sich mit den tiefsten Tönen am Finale. Mit dieser nicht sehr anstrengenden Leistung ist sein Lebensberuf erfüllt. Man behandelt ihn sehr respectvoll, nennt ihn frommer Vater, und der Darsteller bekommt das vereinbarte Spielhonorar.

Der Eremit im „Rothkäppchen" (1818) ist der Zwillingsbruder des uns viel bekannteren aus dem „Freischütz" (1821), aber freilich, wie der Ungar sagt, der mehrere Jahre ältere Zwilling. In der Boieldieu'schen Oper hat der Eremit dem Mädchenjäger Baron Rudolf die erschütternde Mittheilung zu machen, daß Röschen, Rothkäppchen, seine leibliche Nichte ist. Das wirkt kolossal! Man denke sich das Unglück, wenn der Onkel seine Nichte heirathen würde! Es geht durchaus nicht! Der temperamentvolle Wolf sieht das auch ein, läßt seine Beute fahren, schämt sich, und Rothkäppchen, die noch mit einem blauen Auge davongekommen ist, darf dem sittsamen Grafen Hugo, der in der Verkleidung eines schlichten Bauern ihr Herz gewonnen hatte, die Hand zum Bunde reichen.

Wie man sieht, ist der ganze Vorwurf unserer Oper heutzutage einfach unmöglich. Eine tragische Nichte und einen entsagenden Onkel — das giebt's einfach nicht! Wenn sich Myrrha in ihren Onkel verliebt hätte, wo wäre da die Tragödie? Und hätte Teiresias, der blinde Seher, der Ahnherr unserer Eremiten, dem König Oedipus nichts Anderes als das harmlose Geheimniß verrathen können, daß Jokaste zugleich das Weib und die leibliche Tante des edlen Thebaners ist, so hätte Oedipus sein Augenlicht wahrhaftig nicht zu zerstören, das Land nicht als Bettler zu durchziehen und nicht im Haine der Eumeniden sein qualvolles Leben zu vollenden brauchen. Er hätte ruhig in seinem Bette sterben können.

Wenn sich ein findiger und geschmackvoller Schriftsteller darüber hermachte, das Textbuch des „Rothkäppchen", das, wie ich wiederholen will, sehr viel Ansprechendes und Liebenswürdiges enthält, umzuarbeiten und

Google

die Lächerlichkeiten und Geschmackwidrigkeiten auszumerzen, so würde, meine ich, Boieldieus feine und liebliche Oper auch heute noch den Weg auf das Repertoire wiederfinden und sich dort wohl behaupten.

Denn die Musik ist entzückend, geistvoll, einschmeichelnd. Sie erfüllt den Zuhörer mit innigem Wohlbehagen. Sie würde sogar neben dem Ungestüm der gewaltigen Revolutionäre standhalten, wie die frische Waldblume neben der knorrigen Eiche. Sie ist freundlich im vollsten Sinne des Wortes.

Aber du mein Gott, freundlich! Wir verlangen heutzutage von einem Kunstwerke Anderes als blos Freundliches! Der Reichthum der melodischen Erfindung, das angeborene Gefühl für das einfach Schöne, die instinctive Vermeidung des Ordinären und Trivialen, die Sanglichkeit der einschmeichelnden Weisen, die Zartheit und Feinheit der orchestralen Behandlung — Alles das bereitet freilich auch dem Hörer in unseren Tagen Wohlgefallen und Genuß, aber Alles das genügt kaum noch, um ihn wirklich zu befriedigen. Er hat, wenn er das Holde und Anmuthige in vollen Zügen genossen, doch noch immer ein Gefühl der Leere, er steht — man verzeihe den Vergleich — halb gesättigt vom Tisch auf. Es fehlt nicht blos die pièce de résistance, er hat überhaupt nicht genug bekommen.

Alles ist vortrefflich, angenehm, hübsch, aber die Verhältnisse sind zu bescheiden. Ja, wenn ein wirklich packender, kräftig wirkender Text die Musik trüge, dann ginge es allenfalls, ich glaube sogar, dann ginge es ganz gewiß. Da der leichten lieben Musik aber diese Stütze fehlt, wird sie, wie leider zu befürchten steht, wieder in die Vergessenheit zurücksinken, aus der sie der Geschmack eines kunstsinnigen Fürsten und die liebevolle Aufopferung eines Musikers von echtem Schrot und Korn wie Hermann Levi haben herausretten wollen.

Die Aufführung verdient warmes Lob. Ich darf freilich nicht verschweigen, daß Fräulein **Renard** (Rothkäppchen), eine der Perlen der Wiener Hofoper, mich im ersten Aufzuge bis gegen den Schluß hin enttäuscht hat. Sie sah auch in dem unmalerischen Kostüm mit den an den Schultern aufgebauschten Puffärmelm von häßlichstem modernen Schnitt lange nicht so reizend aus, wie sie aussehen kann. Ihr Auftreten war nicht bescheiden und naiv genug. Sie hatte etwas Anspruchsvolles in ihrem Gebaren, wie eine Primadonna im gesicherten Besitze eines langen Contractes mit hoher Gage. Aber zum Glück war der erste Eindruck nicht der richtige. In dem wunderhübschen Ringelreigen, der den ersten Aufzug beschließt, traten die liebenswerthen Eigenschaften ihres großen Talentes in vollstem Lichte hervor, und in den beiden letzten Aufzügen war sie geradezu entzückend. Ihre Verspottung des Barons, der ihr auch im Walde gar nicht gefährlich ist: „Man jagt den Wolf in diesem Wald", die Scene in der Hütte des Klausners, als sie allmählich von Angst befallen und schließlich vom Entsetzen vor der drohenden Gefahr gepackt wird, kann man sich nicht echter in der Empfindung, nicht wirksamer in der Darstellung und nicht künstlerisch

Google

freier in der Behandlung des Gesanges denken, als es Fräulein Renard gelungen ist. — Eine ungewöhnlich liebreizende Künstlerin ist Fräulein Johanna Borchers aus München, die Darstellerin der Nanette. Die Stimme der jugendlichen Künstlerin ist weder von besonderer Fülle, noch von überraschendem Wohllaut. Aber diese Stimme besitzt einen unbeschreiblichen Reiz, eine jungfräuliche Keuschheit, eine frische Mädchenhaftigkeit, die ergreifen und rühren. Und Fräulein Borchers spielt so hübsch und einfach! Wie sie sich zunächst sträubt, und wie sie sich dann überreden läßt, und eigentlich gern überreden läßt, dem bösen Verführer einen Kuß zu geben, — er braucht ihn nicht zu rauben, sie giebt ihn freiwillig und mit einem Wohlgefühle, von dem sie bisher nichts geahnt hat, — und wie ihr da aufdämmert, daß sie am Ende doch etwas gethan hat, was nicht ganz richtig ist, wie sie sich schämt — Alles das war so echt, so jung, so unbewußt, daß Jedermann seine helle Freude daran haben mußte. — Den bösen Wolf spielte Herr Scheidemantel-Dresden sehr übermüthig. Die Verlockung für einen Künstler, der mit so ungewöhnlich schönen Stimmmitteln begabt ist, seinen Reichthum zu zeigen, liegt nahe. Hier gab er des Guten vielleicht manchmal zuviel. Bescheidene Accente würden dem Wesen der Boieldieu'schen Musik mehr entsprochen haben. Aber das Organ klang herrlich wie immer und war von hinreißender Wirkung. — Dr. Raoul Walther-München, der Sohn des berühmten Wiener Tenoristen, sang mit sympathischer, wohlgeschulter Stimme und vortrefflichem Geschmack. Im Spiel machte er aus dem sittsamen Grafen Alles, was aus einem so traurigen Knaben überhaupt zu machen ist.

* * *

Mit höchstgespannten Erwartungen sah man dem dritten Abend, der Aufführung der beiden gekrönten Opern, entgegen.

Opern nach dem neuesten Schnitt, musikalische Dramen in einem Aufzuge, in denen sich Exposition, Verwicklung, Peripetie und Katastrophe in eine knappe Stunde zusammendrängen!

Man hat diesem Musikdrama in einem Aufzuge wie der Offenbarung einer neuen Kunstform zugejubelt. Und erklärlich ist es ja, daß diese lyrischen Tragödien in Taschenformat, aus denen Alles, was irgendwie schleppt und aufhält, unbarmherzig ausgemerzt worden ist und ein dramatisches Ereigniß in athemloser Hetzjagd dem andern auf der Ferse folgt, schon im Gegensatz zu der großartigen Breite des Richard Wagner'schen Musikdramas einen starken Effect hervorbringen mußten. Der Genius Richard Wagners hat sich ja nie darum bekümmert, wie weit die Empfangsfähigkeit des Publicums geht. Die Gewalt seiner musikalischen Schöpfungen hat alle Schranken niedergerissen und die weitestgezogenen Grenzen, die man vor ihm für die Aufführbarkeit eines Bühnenwerkes gesteckt hatte, noch weit hinausgerückt. Das Quantum der Wagner'schen Musikdramen „Walküre",

Google

„Götterdämmerung", „Meistersinger", „Tristan" hat etwas geradezu Erschreckliches, und die Anforderungen, die der Dichtercomponist an die physischen Kräfte seiner Zuhörer und Zuschauer stellt, sind ungeheuer. Wie seine Künstler, so hat er auch sein Publicum eigens für seine Schöpfungen erziehen und schulen müssen, und wenn er auch hier wie überall Wunder gewirkt hat, so hat er doch die Thatsache nicht aus der Welt schaffen können, daß seine Zuhörer für die unvergleichlichen Freuden und Genüsse, die sie seinen Werken verdanken, unter Umständen mit starkem physischen Unbehagen, mit tödtlicher Ermattung und Erschlaffung, mit drückender Schwere im Kopf zu zahlen haben. Die Wagner'schen Opern sind bei aller Unwiderstehlichkeit und mächtig erschütternden Schönheit nicht bequem. Es hat auch gar nicht in den Absichten Wagners gelegen, sie bequem zu machen. Das große Publicum aber ist nun einmal ein Freund der Bequemlichkeit.

Dem Hange des Publicums, mühelos zu genießen, verdanken die Mascagniaden ohne Zweifel sehr wesentlich ihren unerhörten Erfolg. Sündige Liebe, Verrath, Rache, Mord und Todtschlag, Alles wird da so hübsch dicht zusammengepreßt; mit einem Blicke läßt sich die ganze Geschichte übersehen. Der kluge Autor sorgt dafür, daß sein Publicum immer gespannt bleibt und nie abgespannt wird.

Das ist ja gewiß sehr löblich, und für die Berechtigung, die Handlung so straff wie möglich zusammenzuziehen und alles Entbehrliche schonungslos auszuscheiden, ließe sich unzweifelhaft sehr viel sagen. Fraglich bleibt es aber immerhin, ob Mascagni und die Mascagniden durch neugeschaffene Satzungen der Kunst aus einem wirklich innerlichen ästhetischen Drange heraus zu dieser äußersten Knappheit im Musikdrama gelangt sind, oder ob sie sich vielmehr in der Erkenntniß ihrer Unzulänglichkeit, Breiteres und Größeres zu schaffen, dafür entschieden haben. Ich gestehe ehrlich, daß ich der letzteren Auffassung zuneige. Ich glaube, daß Mascagni und die Seinen mit ihren einactigen Musikdramen aus der Noth eine Tugend gemacht haben.

Als Richard Wagner vor einem Decennium die Augen schloß, schwebte auf Aller Lippen die bange Frage: Ja, was nun? Jedermann hatte die trübe Empfindung, daß unter den Trauerklängen der „Götterdämmerung" nicht blos der Dichter und Componist der „Nibelungen" und des „Parsifal" zu Grabe getragen werde. Wann hatten wir nach Richard Wagner eine deutsche Oper im großen Stile zu erwarten?

Mehr denn zehn Jahre sind seitdem verflossen, und wir warten noch immer. An tüchtigen, respectablen, interessanten Opernversuchen hat es seitdem freilich nicht gefehlt. Aber gerade die besten — ich nenne hier vor Allem „Herrat" von Felix Dräseke, ein unerfreuliches, aber stolz aufragendes, hochbedeutendes Werk in großen Zügen — haben die geringste Wirkung auf das große Publicum geübt. Im äußern Erfolge hat sich im verflossenen Jahrzehnt nur Einer neben Richard Wagner aufrichten können; und dieser

Google

Eine ist — risum teneatis, amici — Neßler. Die große dramatische Musik schweigt, seitdem Richard Wagners Wahn Frieden fand.

Die große Musik! Ich verstehe die Größe hier nicht blos im Sinne des Inhalts und der Stilart, sondern auch des äußern Umfangs. Der Satz, daß auf das Format in der Kunst nichts ankomme, ist unsinnig. Die Größe der äußeren Verhältnisse ist für die Größe des Inhalts in einem gewissen Sinne unerläßlich. Das Höchste in der Instrumentalmusik kann eben nur in der größten Form der Symphonie ausgesprochen werden, und der höchste Ausdruck der dramatischen Musik ist und bleibt allein die Große Oper. In der Großen Oper unserer Zeit hat sich denn auch gerade am deutlichsten gezeigt, daß unsere jüngeren Componisten bei allen ihren hervorragenden Eigenschaften uns doch nicht genug zu sagen haben, um uns auf die Dauer eines langen Theaterabends festzuhalten und uns die volle künstlerische Befriedigung zu gewähren.

Im einactigen Musikdrama tritt ihre Kurzathmigkeit viel weniger erkenntlich hervor.

Und „weil Kürze denn des Witzes Seele ist", ist diese neueste Kunstform der dramatischen Musik entstanden. Betrachtet man sie recht in der Nähe und sucht ihr Wesen zu ergründen, so wird der Respect vor der genialen Knappheit recht erheblich herabgedrückt. Man staunt nicht mehr über den genialen Lakonismus, man vernimmt vielmehr recht deutlich ein höchst fatales Stammeln der Verlegenheit und asthmatischer Impotenz. Ein Aufzug! Für mehr reicht's eben nicht!

Sobald einmal der geringe Umfang als das Richtige sowohl für die Bedürfnisse des Publicums, wie für die Fähigkeit des Componisten erkannt worden war, — und das wollte ich mit dem früher ausgesprochenen Satze sagen: Mascagni hat das rechte Wort zur rechten Zeit getroffen, — war das Schema für die Einzelheiten in der Ausführung schnell gefunden. Der eine Act war nichts Anderes als der letzte Act eines großen Dramas, zu dem die ersten ungeschrieben geblieben waren. Alle Vorgänge waren schon so weit vorgeschritten, die Gegensätze schon in eine so bedrohliche Nähe aneinandergerückt, daß es nur eines Geringen bedurfte, um die Katastrophe herbeizuführen. In dem Augenblick, da sich der Vorhang hob, war schon der Himmel mit schwarzen Wolken behangen, und in der Schwüle vernahm man das ferne Grollen des nahenden Gewitters. Nach wenigen Augenblicken flammte der Himmel im ersten fahlen Leuchten, und ehe man sich's versehen hatte, entlud sich das Unwetter mit prasselnder Gewalt. Der Schuldige sank vom Blitze getroffen entseelt zu Boden, und unter allgemeinem Entsetzen fiel der Vorhang.

Zum ehernen Bestande eines solchen musikalischen Gewitteractes gehört das Intermezzo sinfonico, das Zwischenspiel bei offener leerer Scene, während dessen dem Auge des Zuschauers Ruhe gegönnt wird. Mascagnis Intermezzo in der „Cavalleria rusticana", eine wirkliche, wenn auch keineswegs vor-

Google

nehme musikalische Eingebung von zündender Wirkung, hat auch hier das Vorbild gegeben. Wenn man aber Mascagni die geistige Urheberschaft des Intermezzos als ein besonderes Verdienst anrechnet oder ihm einen Vorwurf daraus macht, so hat man Unrecht. Mascagni hat einfach Rossini nachgeahmt. Das Zwischenspiel im letzten Aufzuge des „Barbier von Sevilla" — auch ein Gewitter, aber ein gemüthliches, altmodisches Gewitter, das die geheimen Pläne zweier Liebenden begünstigt, — ist die Mutter dieser Intermezzi, die seit den rauschenden Erfolgen der jungen Italiener mit der Zeit unerträglich werden. Im „Barbier" ist das Zwischenspiel ein integrirender Theil der Handlung, in der „Cavalleria" eine ganz willkürliche Einfügung, ein verlogener Nothbehelf, der rein äußerlichen Bedingungen sein Dasein verdankt.

Die „Cavalleria" ist ja thatsächlich eine Oper in zwei Acten. Sonzogno hatte aber einen Preis für eine einactige Oper ausgeschrieben, und da half sich denn der findige Componist damit, daß er nach dem ersten Acte den Vorhang einfach nicht fallen ließ und an das knatternde Ende des ersten Aufzugs den fröhlichen Anfang des zweiten mit einem Zwischenspiel knüpfte. Dadurch war den äußeren Bedingungen der Preisbewerbung Genüge geschehen. Und so ist das Intermezzo neuester Mode, das fortzeugend symphonischen Unfug geboren hat, entstanden. Die Forster'sche Preisoper hat deren gar drei oder vier.

* * *

In Gotha hatte man, da sich die Stimmen der Gelehrten wieder einmal nicht auf ein Werk als das unbedingt beste einigen konnten, zwei Opern als die talentvollsten ausgezeichnet.

Die beiden haben eigentlich nur das Gemeinsame, daß sie sich den Bedingungen des Preisausschreibens anpassen. Ihrem ganzen Wesen nach und in allen ihren Einzelheiten aber sind sie grundverschieden, und wenn man gerecht wäre, sollte man sie gar nicht mit einander vergleichen. Es ist aber leicht gesagt, man darf sie nicht mit einander vergleichen. Man vergleicht sie eben doch unwillkürlich. Es ist unabweislich, die Qualitäten der einen an denen der andern zu messen, und am Schluß drängt sich Jedermann die Frage auf: welche ist die bessere? Diese eben so unvermeidliche wie thörichte Frage kann aber gar nicht beantwortet werden. Man darf allenfalls sagen: Paul Umlauft, der Componist der „Evanthia", ist der Vornehmere, Ernstere, Joseph Forster, der Componist der „Rose von Pontevedra", der Temperamentvollere und Wirksamere. Umlauft erscheint manchmal ein bischen steifleinen und monoton, Forster ein bischen trivial. Umlauft malt mit seinem Orchester grau in grau, Forster ist ihm in der Instrumentirung entschieden überlegen. Bei Umlauft hatte man die Empfindung, wie hier durch den genialen Capellmeister das rechte Licht und der rechte Schatten aus dem Orchester gewissermaßen erst herausdirigirt wurde. Forster hat eine viel reichere Palette und kühnere Mischungen, und wenn es ihm auch nicht darauf

Google

ankommt, hier und da rohe Farbenkleckse hinzuwerfen, so fühlt man doch, daß da etwas steckt, daß da warmes Theaterblut pulsirt.

Zwischen den beiden Libretti besteht leider in der Hauptsache eine gewisse Uebereinstimmung: sie sind nämlich beide nicht gut. Das Umlauft'sche ist triefende Großmuth, das Forster'sche brutal.

Alle Operncomponisten jammern, und mit vollem Rechte, über die verhängnißvolle Abhängigkeit ihres Werkes vom Buche. Es ist ja auch wirklich nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet: Die Opernmusik steht und fällt mit dem Libretto. Hatten wir es doch erst gestern wieder erfahren, wie eine ungenügende Textdichtung die reizendste Musik umbringen kann. Hätte „Rothkäppchen" einen Textdichter wie Scribe gefunden, so hätte es sich gerade so standhaft auf dem Repertoire behauptet wie die „Weiße Dame". Alle Opern, die sich gehalten haben, verdanken ihre Langlebigkeit auf der Bühne neben den großartigen oder lieblichen Eigenschaften der Musik auch der Güte der Libretti, die entweder absolut vorzüglich sind oder doch im Einzelnen eminente Eigenschaften besitzen. Würden Mozarts „Don Juan", „Figaro" und auch die „Zauberflöte", der trotz aller Kindereien und Albernheiten Qualitäten zu eigen sind, die lange nicht genug gewürdigt werden, würden Beethovens „Fidelio", Rossinis „Barbier" und „Wilhelm Tell", Boieldieus „Weiße Dame", Webers „Freischütz", die Werke Meyerbeers und Aubers, deren Buch Scribe geschrieben hat, Lortzings und Richard Wagners, die ihre eigenen Textdichter waren, und um die nächstliegenden Beispiele von heute zu wählen: würden Mascagnis „Bauernehre" und Leoncavallos „Fahrendes Volk" („I Pagliacci") auch nur entfernt so haben wirken können, wie sie gewirkt haben, wenn ihre Musik nicht von einem überaus effectvollen Buche unterstützt worden wäre?

Bei dieser entscheidenden Wichtigkeit des Textes ist es ganz erklärlich, daß die Componisten mit großem Mißtrauen an jede fremde Arbeit, die sie mit der ihrigen verschmelzen wollen, und die ihnen vielleicht Alles verdirbt, was sie gut machen, herantreten.

„Bequem hat es der Lyriker,
Das Drama ist viel schwieriker,"

sagt ein schöner Vers. Und auf dem Dramatiker, der sich mit dem Tondichter verbindet, ruht eine Verantwortlichkeit, die auch so mancher hochbegabte Dichter nicht übernehmen mag. Die Musiker gehorchen gar oft der Noth, nicht dem eigenen Trieb, wenn sie sich nach dem erlauchten Vorbilde des Bayreuther Meisters die Texte zu ihren Opern selbst verfassen. Sie erinnern unwillkürlich an die tragikomische Gestalt des Schulmeisters, der sich aus Ersparniß seine Bibliothek selbst schrieb. Sie finden eben nichts Brauchbares, weil die Dichter streiken, und da bleibt ihnen denn nichts Anderes übrig, als im eigenen Hause zu arbeiten. Gegen ihre eigene dichterische Arbeit sind sie natürlich viel duldsamer. Die Liebe des Vaters

Google

macht das Auge blöde. Wie grausam ist der Musiker Felix Dräseke von dem gleichnamigen Dichter geschädigt worden!

Auch die beiden Opern von Umlauft und Forster sind dichterischer Eigenbau.

* * *

„Evanthia“ spielt zur Zeit des „kleinen Hydrioten“ — auf der Bühne sichtbar junge griechische Freiheitshelden, die jederzeit bereit sind, für's Vaterland zu sterben, hinter den Coulissen unsichtbar bitterböse freiheitsmörderische Türken.

Angesichts der Gefahr, die dem theuren Vaterlande droht, schließen zwei vornehme junge Griechen, Dimitrios und Euthymios, den „Todesbund“ „nach altem Brauch“. Ein alter Grieche verkündet dies feierliche Ereigniß der erstaunten Menge. „Sag', welch' ein Brauch das ist?“ fragt der Eine, „O, sprich, erzähle!“ bitten die Anderen.

Gegen alte Bräuche, von denen wie von heimlicher Liebe Niemand nichts weiß, habe ich ein gewisses Vorurtheil. Besonders Pikantes weiß der alte Grieche bei diesem Anlaß auch nicht zu enthüllen. Der Todesbund ist nichts Anderes, als der griechische „Landesvater“:

„Hab und Leben dir zu geben,
Sind wir allesammt bereit,
Sterben gern zu jeder Stunde,
Achten nicht der Todeswunde,
Wenn das Vaterland gebeut.“

Das Gelübde der ewigen Brüderschaft auf Tod und Leben wird nach dem eben erwähnten alten Brauch von einer edlen Jungfrau eingeweiht, und das ist Evanthia. Kaum ist der Bund geschlossen, so sagt auch der Eine schon zum Andern, Euthymios zu Dimitrios — ich übertrage die hehre Sprache des gehobenen Stils in gangbares Alltagsdeutsch —: „Du kannst mir gleich einen Gefallen thun. Ich liebe ein junges Mädchen, das ich seit langen Jahren kenne. Mir hat immer der Muth gefehlt, mich um die Hand der Schönen zu bewerben. Würdest Du die Freundlichkeit haben, das leidige Geschäft für mich zu besorgen?“ „Selbstverständlich, Bruder! Mit größtem Vergnügen! Wer ist denn die Dame?“ „Evanthia.“

Dimitrios ist von dieser Mittheilung viel betroffener als das Publicum, das schon vorher ganz genau Bescheid weiß. Dimitrios liebt nämlich auch Evanthia, und er hat's ihr auch nicht gesagt. Das scheint in Griechenland ländlich-sittlich zu sein. Aber was soll er nun machen? Nach dem heiligen Eide, den er geleistet hat, bleibt ihm nichts Anderes übrig, als dem todverbrüderten Freunde sein Lebensglück zu opfern.

„Also schön!“ sagt Dimitrios.

„Ich trete ein bischen bei Seite,“ versetzt Euthymios, „und warte unter den so beliebten nahen Cypressen. Wenn Alles gut geht, brauchst

Google

Du mir nur zu winken, dann komme ich. Inzwischen werde ich Dir Evanthia, die ich da mit ihren Gespielinnen erblicke, schicken."

Euthymios entfernt sich also schnell und hat keine Zeit, des tiefsinnigen Ausspruchs zu gedenken:

„Freundschaft hält Stand in allen andern Dingen,
Nur in der Liebe Dienst und Werbung nicht."

Die Werbung des Dimitrios für seinen Freund bei Evanthia streift die unbeabsichtigte Komik. Obgleich Dimitrios eben erst an sich selbst erfahren hat, wie unangenehm es ist, wichtige Angelegenheiten zu erledigen, ohne die Hauptperson zu nennen, so verfällt er doch ganz in denselben Fehler. Anstatt mit dem natürlichsten Anfang anzufangen: „Ich komme im Auftrage meines Freundes," sagt er Evanthia: „Ich bin Dein ältester Anverwandter, und ich glaube, es ist der Augenblick gekommen, an Deine Verheirathung zu denken." Evanthia jubelt auf, denn sie liebt den Werber, und sie denkt natürlich, daß er sich jetzt äußern wird. Sie stimmt also begeistert zu, jubelt auf: „Selige Lust! Er liebt mich!" und erkundigt sich dann erst, etwas spät: „Nenn' ihn mir!" Und ohne den Bescheid abzuwarten, fügt sie etwas vorlaut hinzu: „Ich will ihm treue Gattin sein." Eigentlich erbittet man sich in solchen Fällen doch erst den Namen und faßt dann seine Entschlüsse.

Evanthia fällt aus allen Himmeln, als ihr nun der Name Euthymios genannt wird. Anstatt zu erklären, daß sie sich geirrt hat, giebt sie wortkarg ihre Zustimmung dazu, Euthymios zu empfangen. Dimitrios winkt, Euthymios erscheint, jubelt über sein Liebesglück und stürzt begeistert davon.

Alles das ist von der vollkommensten inneren Unwahrheit. Darauf läßt sich keine dramatische Handlung aufbauen. Da verliert jeder Conflict seinen ernsten Charakter.

Nun nimmt die Handlung, wenn man eben die vollkommene Unmöglichkeit der Prämisse gelten läßt, den vorgeschriebenen Verlauf. Evanthia und Dimitrios werden unaufhaltsam dazu gedrängt, sich ihre Liebe endlich zu gestehen, und während sie sich in die Arme fallen, kommt Euthymios hinzu. Er hält sich aber discret im Hintergrunde und läßt die Beiden unbehelligt abgehen. Erst dann wüthet er über den doppelten Verrath, der von Liebe und Freundschaft an ihm begangen ist, schließlich macht er sich aber klar, daß er eigentlich gar keine Berechtigung zum Zorn hat. Es handelt sich bei alledem doch nur um ein albernes Mißverständniß, um eine läppische Uebereilung. Er nimmt aber die Sache so tragisch, wie es der Ausgang erfordert, und beschließt, eingedenk seines Freundschaftsgelübdes, selbst den Tod zu suchen, um die beiden Liebenden zu vereinen. Dazu stellt sich ihm die gesuchte Gelegenheit von selbst dar. Die Türken planen einen Ueberfall. Euthymios beschließt mit einer kleinen Schaar todesmuthiger Freunde, dem Feinde zuvorzukommen. Er selbst schleicht auf einem Hohlwege, der sichern Tod bringt, bis hart an's Türkenlager hinab und schleudert

Google

den Brand in die Zelte der Feinde. Die Seinen überrumpeln die bestürzten Türken, die Gefahr wird abgewandt. Euthymios findet dabei den Heldentod, wird sterbend auf einer Bahre herbeigetragen und hat gerade noch Zeit, die Beiden zu vereinen; dann haucht er seine Seele aus.

Abgesehen von den unerträglichen Unmöglichkeiten der dramatischen Unterlage enthält das Buch noch im Einzelnen Sonderbarkeiten, für die selbst die Zwanglosigkeit der Operntextdichtung keinen Freibrief ausstellt. Vor dem Ueberfall des türkischen Lagers vereinbaren die Griechen, daß sie ihren Frauen nichts sagen wollen. Sie schwingen die Säbel und erheben die Flinten, schwören Tod den Feinden, aber die Frauen dürfen es um Gottes willen nicht wissen! Nun denke man sich einen Aufbruch zum Kampfe und zwar während der Nacht, ohne daß die Frauen, die schon controliren, wann der Mann vom Stammtisch nach Hause kommt, Kunde davon erhielten! Auch Dimitrios erfährt nichts davon. Der Kampf geht sehr leise vor sich. Man sieht am Himmel den rothen Wiederschein des brennenden Türkenlagers, man hört das Säbelgeklirr; weswegen aber die Leute Flinten mitgenommen haben, ist rein unerklärlich, sie müßten denn mit knalllosem Pulver schießen.

Im Aeußerlichen störend ist auch die Beleuchtung. Nach der Vorschrift des Dichters beginnt die Handlung bei „schon hochstehender Sonne". Das wäre also in den Stunden des Vormittags. Aber sehr bald darauf bricht der Abend herein, und fast das ganze Stück spielt sich im Halbdunkel bei Sonnenuntergang und im matten Lichte der Mondnacht ab. Dadurch bekommt das Ganze eine unfreudige Einheitlichkeit, die um so bedenklicher wirkt, als in der dichterischen Handlung und in der Musik, in offenbarer Auflehnung gegen Mascagni, alle schroffen Gegensätze ängstlich vermieden worden sind.

Diese beabsichtigte Loslösung vom Einflusse Mascagnis wird es wohl vornehmlich gewesen sein, die zur Krönung des Umlauft'schen Werkes bestimmt hat. Und sicherlich hat Umlauft der eigentlichen Tendenz des Preisausschreibens in ungleich höherem Maße entsprochen, als sein ebenfalls preisgekrönter Nebenbuhler.

Umlaufts Musik ist eminent deutsch, und seine ganze künstlerische Auffassung wurzelt in deutschem Boden. Er verschmäht die groben Effecte durch die beständige und unvermittelte Ablösung der wildesten Antithesen, wie sie in den Dichtungen Victor Hugos und in der Musik Mascagnis den verwegensten Ausdruck gefunden haben. Umlauft ist ein ernster, tüchtiger, gebildeter Musiker, stark beeinflußt von Richard Wagner, aber sein Blut ist etwas dickflüssig, sein Ausdruck nicht lebendig genug. Was Ernst Schuch gethan hat, um der Schwerfälligkeit des Orchesters Schwingen zu geben, um die Gleichmäßigkeit abzuschattiren, ist erstaunlich und hat Anspruch auf höchstes Lob. Das Orchester belebte sich unter ihm zu unerwarteter Farbigkeit und Fülle, und das Matte erhielt schimmernden Glanz.

Google

Ueberhaupt war die Aufführung, zu der die Dresdener Oper drei ihrer gefeiertsten Mitglieder gestellt hatte: Fräulein Malten, die Herren Anthes und Scheidemantel, mustergiltig. Es war ein berauschender Wohllaut, als die drei herrlichen Stimmen bei der Feierlichkeit des Todesbundes zum ersten Mal zusammen erklangen. Möglich, daß die heldenhafte Walkürenerscheinung und das sieghafte Organ des Fräulein Malten der griechischen Jungfrau stärkere dramatische Accente gegeben haben, als es Umlauft ursprünglich sich gedacht haben mag; aber diese Verstärkung hat dem Werke gute Dienste geleistet. Die ziemlich hoch liegende Partie des Euthymios ist für Scheidemantels wundervolle Stimme wie geschrieben. Der Euthymios war denn auch gesanglich wie im Spiel eine Glanzleistung. Auf gleicher Höhe stand Herr Anthes mit seinem herrlichen männlichen Tenor.

* * *

Im Gegensatz zu Umlauft, der für sein Werk die drei Hauptpartien der beiden Jünglinge und des griechischen Mädchens gleichmäßig an Wirkung und auch am Erfolge betheiligt hat, hat Joseph Forster in der „Rose von Pontevedra" Alles auf die eine Rolle der Rosita zugespitzt, alle Effecte auf sie gehäuft und alle anderen an der Handlung Mitbetheiligten zur bloßen Staffage herabgedrückt. Man glaubt gar nicht, wieviel undankbare Partien in so einer kleinen Oper sein können! Wenn Künstler wie Herr Bulß und Frau Götze von der Berliner Oper es mit Aufwand ihres ganzen Könnens und Wollens richtig dahin bringen, daß man nach Schluß der Oper von ihnen scheidet, ohne sie kaum bemerkt zu haben, so darf man wohl sagen, daß der Componist in der Schädigung ausgezeichneter Künstler ein wahres Kunststück fertiggebracht hat. Der Tenorist Herr Philipp ist vielleicht auch ein vortrefflicher Sänger. Ich habe ihn bisher nicht gekannt, und der Componist der „Rose von Pontevedra" hat nichts dazu gethan, die Bekanntschaft des Künstlers mit dem Publicum zu vermitteln. Wenn ein intriganter Theaterdirector einen unliebsamen Sänger, der auf Engagement gastirt, umbringen will, so braucht er ihn blos in einer der Rollen, die die genannten Künstler opferfreudig in Gotha gespielt haben, herauszustellen; dann ist der gastirende Unglücksvogel geliefert.

Rosita allein steht in der Mitte der Handlung, und nicht blos in der Mitte, sie steht zu Anfang und zu Ende da, sie ist die ganze Handlung; und Frau Emilie Herzog, gleichfalls von der Berliner Oper, hat damit einen rauschenden Triumph gefeiert, nach meiner Auffassung einen vollberechtigten. Ich kenne wenige Künstlerinnen, die ein so echtes und volles Temperament besitzen, wie diese ziemlich unansehnliche Persönlichkeit, die, wenn sie herauskommt, aussieht, als ob sie nicht bis drei zählen könnte. Was aber in der schmächtigen Weiblichkeit steckt, und was da explodirt, wenn der zündende Funke eingeschlagen hat, wie sie in wilder Verzweiflung schluchzt und weint, wie sie in loderndem Zorn aufflammt, und welche erschütternd

Google

gellenden Töne rasender Erregung sie in ihrem etwas scharfen Organ findet, ist geradezu überwältigend. Frau Herzog stürmt furchtlos bis zur äußersten Grenze des Möglichen vor. Schon dieser künstlerische Muth ist ein untrügliches Symptom des vollen und wahren Talentes. Sie ist extrem im Affecte, und da ist es denn auch vollkommen begreiflich, daß über diese Künstlerin die Meinungen am stärksten getheilt sind. Was die Einen großartig finden, was sie hinreißt, stößt die Anderen ab; sie finden es abscheulich. Nach meiner Ueberzeugung wird Forster nie eine bessere Darstellerin der Rosita finden als Frau Herzog.

Der Componist hat an die Darstellerin seiner Hauptrolle die unglaublichsten Anforderungen gestellt. Die Rolle ist durchweg in der höchsten Lage geschrieben, sie steigt zu verschiedenen Malen bis zum dreigestrichenen c und cis auf, so daß sie eben nur von Coloratursängerinnen, die zugleich Kraft und Leidenschaft der Heroinen besitzen, bewältigt werden kann. Künstlerinnen aber, welche die vom Componisten hier geforderten Eigenschaften in sich vereinigen, sind an den Fingern abzuzählen, und man braucht dazu schwerlich die beiden Hände zu nehmen.

Forster hat sich mit ehrlicher Naivetät an Mascagnis Rockschöße gehängt. Mascagni verlegt witziger Weise die ganze Exposition schon in die Ouvertüre. Wenn da das Orchester plötzlich schweigt und hinter der Scene Turiddus Ständchen vor Lolas Fenster erklingt, so genügt der einfache Blick auf den Zettel, daß die angesungene Lola die Gemahlin des Alfio ist, um den Zuhörer sogleich über Alles zu unterrichten und ihn die Katastrophe ahnen zu lassen. Nach demselben Recepte ist auch die Exposition in der Forster'schen Oper gefertigt. Hier schiebt sie sich zwar nicht in die Ouvertüre ein, aber sie folgt ihr als Prolog auf dem Fuße.

Wir sehen den dunkeln Ehrenmann Pedro im Dunkel der Nacht in einen dunkeln Mantel gehüllt vor dem Fenster Rositas, und da er eine Guitarre bei sich hat, wissen wir, daß das Ständchen sehr bald kommen wird. Und es kommt auch, und so deutlich wie möglich:

„Laß sinken mich an deine Brust,
O aller Wonne höchste Lust!"

Die Verse sind zwar nicht sehr gewählt und nicht ganz originell, aber die Absicht des Sängers ist unverkennbar. Rosita erscheint, Pedro singt weiter und verlangt, auf ihre Wangen einen Kuß zu drücken. Aber Rosita weiß, was sich schickt. Am Tage — na, da ließe sich vielleicht darüber sprechen, aber „so spät am Abend darf's nimmer sein", und sie zieht sich dann in ihr Gemach zurück. Pedro aber klettert zum Balcon hinauf, — denn der Balcon besitzt die gute Eigenschaft aller Theaterbalcons, daß er leicht erklommen werden kann, — und es würde eigentlich seines klar ausgesprochenen Programms: „Das Aeußerste, jetzt sei's gewagt!" kaum bedürfen. Wenn nun der Zwischenvorhang fällt, so wissen wir ganz genau,

Google

daß sich hier die von Mephisto so scherzhaft besungene Tragödie Kathrinchens erneuert:

„Er läßt dich ein,
Als Mädchen ein,
Als Mädchen nicht zurücke."

Zum Ueberfluß illustrirt noch das unvermeidliche musikalische Zwischenspiel die Vorgänge in der verhängnißvollen Nacht.

Am andern Tage stellt sich nun heraus, daß dieser Pedro, der um die Hand Rositas wirbt, ein ganz elender Kerl ist. Die Mutter hat in Erfahrung gebracht, daß er sich in der schlechtesten Gesellschaft als Spieler und Trinker herumtreibt. Der heimkehrende Matrose José, der von dem unausbleiblichen Geschick aller Opernmatrosen ereilt wird, — daß er nämlich bei seiner Rückkehr von der langen Fahrt die daheim gelassene Braut in den Armen eines Andern findet, — kennt das Vorleben des argen Portugiesen, der schon einmal in unehrlichem Liebeshandel einen armen Menschen erstochen hat; und um das gehäufte Maß von Pedros Schändlichkeiten zu füllen, tritt noch in dem schwarzen Kostüm, das sich alle verlassenen Frauen und Bettlerinnen hinter der Rampe anschaffen, eine verhärmte Dame auf, der ihr Mann durchgegangen ist; in dem Jammermann, der sich um die Hand Rositas heuchlerisch bewirbt, erkennt sie ihren treulosen Gatten.

Pedro, der Mörder, Ehebrecher, Spieler und angehende Bigamist, Rosita, das verführte Mädchen, Ines, die sorgende Mutter, Dolores, die verlassene Ehegattin, und José, der verabschiedete Bräutigam von der Marine, vereinigen sich nun zu einem recht wirksamen Quintett, in dem Dolores den schlechten Pedro sehr schön so charakterisirt:

„Ich konnt' es längst schon ahnen,
Er schwelgt im Laster fort."

Darauf stellt der Matrose José den wüsten Gesellen, und wir erfahren bei der Gelegenheit, daß Pedro in Porto einen Nebenbuhler erstochen hat. José sagt das wiederum sehr schön also:

„Eine Pinte Blutes mußt' er lassen,
Als er Eure Dirn' im Scherz wollt' fassen."

Die Pinte Blut gefällt mir. Eine Pinte ist gleich 0,951 Liter. Pedro macht sich aber gar nichts daraus und sagt zu Rosita, die zu ihm eilt, nachdem José ihn verlassen hat:

„Nimm Geld und was du hast,
Jenseit der Grenze winkt uns Rast."

Die „winkende Rast" ist auch nicht häßlich. Aber es muß geflohen sein:

„Kein and'rer Ausweg ist zur Hand,
Drum ziehen wir in's fremde Land."

Und als Rosita noch immer schwankt, ist Pedro unzart genug, ihr zu sagen:

Google

„Wir sind des Spottes Beute,
Wirst du nicht bald mein Weib,
Doch sind vereint wir erst,
Wird Alles bald verziehen.“

Nach langem Hin und Her stimmt Rosita zu, und Pedro erzählt nun ganz in Donizetti'scher Manier in scharf ausgeprägter Melodie:

„Prächtig trifft sich's gerade heut,
Daß ein Schiff für uns bereit.“

Er singt das sogar der Deutlichkeit halber ein paarmal. In dem Momente, da die Beiden fliehen wollen, springt die verlassene Frau dazwischen und stellt sich der entsetzten Rosita als Pedros Weib vor. In wilder Verzweiflung ruft Rosita aus:

„Der ist dein Gatte nicht,
Ein Satan ist's! Zur Hölle mit ihm!“

und ersticht ihn. Der Vorhang fällt.

Nicht Alles, was mit Verführung anfängt und mit Mord und Todtschlag aufhört, braucht deshalb auch dramatisch zu sein. Das Buch der „Rose von Pontevedra“ steht als Dichtung auf der Höhe der Pfefferküchlerpoesie und ist in der Handlung von unleidlicher Rohheit. Auch der Musik wird man schwerlich Feinheit und Innerlichkeit nachrühmen können. Aber es rollt in ihr heißes Blut, und wenn der Componist in seinen Mitteln auch nicht immer sehr wählerisch ist, so zeigt er doch überall durch sein keckes Zugreifen ein bemerkenswerthes Talent. Den Ernst und die Vornehmheit Umlaufts erreicht er nicht, in der Mannichfaltigkeit des Ausdrucks und in der frischen Lebendigkeit des Vortrags aber ist er seinem Mitbewerber überlegen.

* * *

Die beiden Werke fanden die denkbar günstigste Aufnahme und ungetheilten Beifall. Ich hatte, als ich das Theater verließ, das Gefühl, daß die beiden Opern mit einmüthigem Jubel begrüßt worden waren, und bedauerte, daß es mir nicht möglich gewesen war, so recht und voll in das Siegesgeschrei einzustimmen. Ich hoffte, daß die Preisopern viel besser waren, als sie mir erschienen, und legte mir in der Aeußerung meiner Ansichten die größte Zurückhaltung auf. Mir erschien das „Rothkäppchen“ von gestern jetzt in noch lieblicherem und anmuthenderem Lichte. Ich dachte an die Worte des Herzogs im Shakespeare'schen Lustspiel:

„Komm, Bursch, sing' uns das Lied von gestern Abend!
Gieb Acht, Cesario, es ist alt und schlicht.
Die Spinnerinnen in der freien Luft,
Die jungen Mägde, wenn sie Spitzen weben,
So pflegen sie's zu singen: 's ist einfältig!
Mich dünkt, es linderte den Gram mir sehr,
Mehr als gesuchte Wort' und luft'ge Weisen
Aus dieser raschen wirbelfüß'gen Zeit.“

Google

Wie groß war daher mein Erstaunen, als ich mich in dem geselligen Kreise, der sich nach den Aufführungen bildete, davon überzeugen mußte, daß ich der mildeste Richter von Allen war, daß jetzt die lieblose Kritik in unbegreiflichstem Gegensatze zum Votum des Theaters den Stab über die beiden Componisten und über ihre Werke brach. Da war keine Spur von Respect vor der ernsten und ehrlichen Arbeit mehr wahrzunehmen. Ueber die Oper, die ja doch auf alle Fälle eine Summe von angeborener Begabung, erworbenem Können und langer mühevoller Arbeit voraussetzt, wurde in einer Weise abgeurtheilt, als ob es sich um ein miserables lyrisches Gedicht handelte, das irgend ein überspannter Barbierlehrling in einer unheilvollen Viertelstunde hinschmiert. Ich gestehe, daß dieser Gegensatz zwischen der überlauten Zustimmung des Theaterpublicums und der rücksichtslosen Absprechung der Einzelnen, die ihren Auffassungen eine viel breitere Veröffentlichung geben können, als es der locale Erfolg vermag, mich fast tragisch berührte.

Wenn schon der unbetheiligte Zuhörer mit der Ueberzeugung eines vollen und durchschlagenden Erfolges das Haus verlassen hatte, um wieviel tiefer mußten die preisgekrönten Componisten selbst von der Echtheit und Lauterkeit ihres Sieges durchdrungen sein!

Die Tragödie des modernen Operncomponisten, der aus einer Preisbewerbung als Sieger hervorgeht, muß noch geschrieben werden. Jahrelang hat er im Dunkel gerungen und gestrebt und geschaffen. Alle Hoffnungen, die er auf seine großen Arbeiten gesetzt hatte, sind fehlgeschlagen. Keine Bühne hat für sein mühevolles Werk die Beschwerlichkeiten und Kosten der Aufführung riskiren wollen. Da dringt zu ihm der Lockruf des Preisausschreibens. Mit frischem Muth macht er sich noch einmal an die Arbeit. Vielleicht gelingt's! Und siehe da! das Schicksal scheint ihm jetzt ein freundlicheres Gesicht zuzuwenden. Seine Arbeit wird in der That unter den zahllosen Einsendungen als die bedeutendste hervorgehoben. Der bisher gar nicht oder doch kaum Genannte wird nun im Handumdrehen zu einem bekannten Künstler. Alle Blätter beschäftigen sich mit ihm. Der erste glückliche Schritt ist gethan. Nun kommt der zweite, der verhängnißvollere. Es fragt sich, ob das Publicum das Urtheil des Richtercollegiums bestätigt. Alle Aufregungen des Autors und Künstlers, der für die Bühne schafft, bemächtigen sich seiner. Das Fieber durchschüttelt ihn bis zu dem Augenblicke, da sich das Geschick seines Werkes auf der Bühne selbst entscheiden soll. Und nun jubelt das Publicum. Er wird aus der Couliſſe von der erfolgberauschten Primadonna an die Rampe gezerrt, und Alles jauchzt und klatscht ihm zu. Er empfindet eine Wonne und Seligkeit, wie sie nur der kleinen Schaar Auserlesener im Leben beschieden wird. Er ist vom Glücke wie berauscht. Aber der Rausch verfliegt, und das holde Luftschloß seiner Träume zerstiebt. Erst schüchtern, dann immer vernehmlicher und aufdringlicher werden Stimmen laut, die ihm keinen Zweifel darüber lassen, daß

Google

der Reichthum, den er in baarer Münze eingeheimst zu haben wähnte, doch nur Rauschegold gewesen ist, und dem kurzen frohlockenden Traume folgt die herzlose Wirklichkeit . . .

Es giebt wohl kaum etwas hienieden, das theurer bezahlt wird, als der Sieg in so einer künstlerischen Preisbewerbung. Selbst Mascagni, der glücklichste Triumphator, hat das Urplötzliche seines ruhmreichen Aufstiegs bis zum Gipfel schon zu büßen gehabt und wird es, wie zu befürchten steht, noch weiter zu büßen haben.

„Il n'est plus lourd fardeau qu'un nom trop tôt fameux."

Was immer Mascagni auch schreiben mag, immer wieder wird ihm die „Cavalleria" vorgeritten werden. Und der unliebsame Vergleich mit seinem Erstlingswerke wird jede seiner späteren Schöpfungen schädigen.

Aber trotzdem hat auch diese Preisbewerbung für die beiden Auserkorenen, selbst wenn sie schließlich als besiegte Sieger dastehen sollten, ernsthaften Gewinn gebracht. Paul Umlauft und Joseph Forster gehören fürder zu den Tonkünstlern, deren Arbeiten nicht mehr unbeachtet bleiben können. Und der lärmende Sieg des Gothaer Festabends wird zwei begabte Musiker zu frischem, frohem Schaffen anfeuern.

Go gle

Dubrowsky.

Novelle.

Von

A. von Puschkin.

Uebersetzt von Nathalie von Bessel.

(Schluß.)

IX.

Am Tage vor dem Feste fingen die Gäste an, sich zu versammeln. Einige stiegen im herrschaftlichen Hause und in dessen Nebengebäuden ab, andere bei dem Verwalter, bei dem Geistlichen oder bei wohlhabenden Bauern. Die Ställe waren mit fremden Pferden angefüllt, die Höfe und Remisen durch Wagen versperrt. Morgens um neun Uhr läutete man zur Messe, und Alle strömten zur neuen steinernen, von Kyrill Petrowitsch erbauten Kirche, die alljährlich durch seine Gaben bereichert wurde. Es versammelten sich so viele Ehrenkirchgänger, daß die einfachen Bauern keinen Platz in der Kirche finden konnten und in der Vorhalle oder auf der Kirchenmauer stehen mußten.

Mit dem Anfang der Messe wartete man auf Kyrill Petrowitsch. Er kam endlich in einer sechsspännigen Kalesche angefahren und ging, von Maria Kyrilowna begleitet, feierlich auf seinen Platz. Auf sie richteten sich die Blicke der Männer und der Frauen. Jene staunten über ihre Schönheit, diese betrachteten mit Aufmerksamkeit ihren Anzug. Die Messe begann, durch die Haussänger vor dem Altare begleitet. Kyrill Petrowitsch summte mit, betete, ohne nach rechts oder links zu sehen, und verneigte sich mit stolzer Demuth bis zur Erde, als der Diakon laut „den Erbauer dieses Tempels“ erwähnte.

Die Messe war zu Ende. Kyrill Petrowitsch ging als Erster zum Kreuze heran. Alle setzten sich hinter ihm in Bewegung; die Nachbarn

Google

näherten sich ihm mit Ehrerbietung, die Damen umringten Mascha. Beim Verlassen der Kirche lud Kyrill Petrowitsch die ganze Versammlung zu sich zum Mittagessen ein, setzte sich dann in den Wagen und fuhr nach Hause. Alle fuhren hinter ihm her. Die Zimmer füllten sich mit Gästen; jeden Augenblick traten neue Personen ein, welche kaum vermochten, bis zum Hausherrn zu gelangen. Die Damen setzten sich ehrbar in einen Halbkreis. Sie waren nach veralteter Mode gekleidet, in abgenutzten, theuren Stoffen, aber mit Brillanten und Perlen geschmückt. Die Herren drängten sich um den Caviar und den Branntwein und sprachen untereinander mit lärmender Lebhaftigkeit. Im Saale wurde der Tisch für achtzig Personen gedeckt. Die Diener liefen hin und her, stellten die Flaschen auf und falteten die Servietten. Endlich verkündigte der Haushofmeister: „Das Essen ist angerichtet!" und Kyrill Petrowitsch ging als Erster, sich an dem Tische niederzulassen. Nach ihm setzten sich die Damen in Bewegung und nahmen feierlich Platz, in Beobachtung einer gewissen Rangordnung. Die jungen Mädchen drängten sich zusammen, wie eine scheue Heerde kleiner Lämmer, und suchten ihre Plätze eine neben der anderen aus. Ihnen gegenüber saßen die Herren. An dem Ende des Tisches setzte sich der Hauslehrer zu dem kleinen Sascha.

Die Diener fingen an die Gerichte nach dem Range herumzutragen; in ungewissen Fällen richteten sie sich fast immer fehlerlos nach Lavater'schen Vermuthungen. Das Klirren der Teller und der Löffel vereinigte sich mit dem lauten Gespräch der Gäste. Kyrill Petrowitsch betrachtete vergnügt seine Tafelrunde und genoß in vollem Maße das Glück des Gastgebers. In diesem Augenblick fuhr eine mit sechs Pferden bespannte Kalesche auf den Hof.

„Wer ist es?" frug der Hausherr.

„Anton Pafnutjitsch!" antworteten Verschiedene. Die Thüren wurden geöffnet, und Anton Pafnutjitsch Spitzin, ein dicker, ungefähr fünfzigjähriger Mann, mit einem pockennarbigen Gesicht und einem dreifachen Kinn, rollte in's Eßzimmer, grüßend, lächelnd und sich wegen seiner Verspätung entschuldigend.

„Ein Gedeck her!" rief Kyrill Petrowitsch. „Sei willkommen, Anton Pafnutjitsch, setze Dich und sage uns, was bedeutet das: Du warst nicht bei meiner Messe und bist zum Mittagessen zu spät gekommen? Das sieht Dir nicht ähnlich, Du bist ja fromm und liebst zu essen."

„Verzeihen Sie," antwortete Anton Pafnutjitsch, indem er sich die Serviette in das Knopfloch seines erbsenfarbenen Rockes steckte, „verzeihen Sie, Väterchen Kyrill Petrowitsch, ich habe mich früh auf den Weg gemacht, hatte aber noch keine zehn Werst zurückgelegt, als plötzlich der vordere Radkranz entzwei brach. Was nun thun? Zum Glück war es nicht weit vom Dorfe; bis wir uns dahingeschleppt, einen Schmied gefunden und Alles mehr oder weniger in Ordnung gebracht hatten, waren grade drei Stunden ver-

Google

gangen — es war aber nicht zu ändern. Ich habe nicht gewagt, den kürzesten Weg durch den Wald von Kistenewka zu nehmen, und machte einen Umweg."

„Aha!" unterbrach ihn Kyrill Petrowitsch, „also gehörst Du nicht zum muthigen Dutzend, was befürchtest Du denn?"

„Wie, was ich befürchte, Väterchen Kyrill Petrowitsch? nun, den Dubrowsky! Man muß Acht geben, ihm nicht in die Finger zu kommen. Er läßt sich nicht so leicht anführen, keinen läßt er durch, und mir ist er im Stande zwei Felle abzuziehen."

„Warum denn, Bruder, diese Auszeichnung?"

„Wie, wofür, Väterchen Kyrill Petrowitsch? nun, wegen des Rechtsstreites mit dem seligen Andreï Gawrilowitsch. Bin ich es denn nicht gewesen, der Ihnen zu Gefallen, d. h. nach meinem Gewissen und der Gerechtigkeit gemäß, bewiesen hat, daß die Dubrowskys ohne jedes Recht im Besitze von Kistenewka seien? und der Selige (schenke ihm Gott das Himmelreich) hatte versprochen, sich mit mir auf seine Art darüber abzufinden. Das Söhnchen wird am Ende das Wort des Vaters einlösen. Bis jetzt ist Gott gnädig gewesen, Alles in Allem hat man bei mir nur eine Scheune geplündert, aber ehe man sich's versieht, könnte er bis zum Hause dringen."

„Und im Hause würde er Schätze vorfinden," bemerkte Kyrill Petrowitsch, „ich glaube das rothe Kistchen ist voll und übervoll."

„Schlimm steht es, Väterchen Kyrill Petrowitsch, es war voll, und nun ist es ganz leer!"

„Laß doch das Lügen, Anton Pafnutjitsch. Wir kennen Euch. Zu Hause lebst Du wie ein Schwein, empfängst Niemanden, und Deinen Bauern ziehst Du das Fell über die Ohren. Du sparst nur, das ist Alles."

„Sie belieben immer zu scherzen, Väterchen Kyrill Petrowitsch," stammelte lächelnd Anton Pafnutjitsch, „aber wir sind bei Gott ruinirt," und Anton Pafnutjitsch schluckte den gnädigen Scherz mit einem fetten Bissen herunter. Kyrill Petrowitsch ließ ihn in Ruhe und wandte sich zum neuen Assessor, der zum ersten Male bei ihm zu Gaste war und am andern Ende des Tisches neben dem Hauslehrer saß.

„Nun, Herr Assessor, beweise uns doch Deine Gewandheit und fasse uns den Dubrowsky ab."

Der Assessor bekam es mit der Angst, verbeugte sich, lächelte, stammelte und brachte endlich hervor: „Wir wollen es versuchen, Excellenz!"

„Hm, hm — wollen es versuchen. Schon lange versucht Ihr, aber Erfolg habt Ihr keinen. Schon lange, lange versucht Ihr unsere Gegend von den Räubern zu befreien. Niemand versteht es, die Sache richtig anzufassen. Ja, aber warum auch ihn fangen? Die Räubereien von Dubrowsky sind eine Wohlthat für die Beamten. Die Fahrten, die Untersuchungen, die von den Gütern gestellten Wagen, das ist Alles reiner Gewinn

Google

in Eure Tasche. Wie kann man auch einem solchen Wohlthäter den Garaus machen? Nicht wahr, Herr Assessor?"

„Die reine Wahrheit, Excellenz," antwortete der ganz verwirrte Assessor.

Die Gäste fingen an zu lachen.

„Ich liebe den wackeren Burschen wegen seiner Aufrichtigkeit", sagte Kyrill Petrowitsch.

„Aber schade ist es um den seligen Assessor Taraß Alexejewitsch, hätte man ihn nicht verbrannt, so wäre es jetzt im Bezirk ruhiger. Und was hört man über Dubrowsky? Wo hat man ihn zum letzten Male gesehen?"

„Bei mir, Kyrill Petrowitsch," ertönte eine fette weibliche Stimme, „den letzten Dienstag hat er bei mir zu Mittag gegessen."

Alle Blicke richteten sich auf Anna Sawischna Globowa, eine einfache, wegen ihres guten und vergnügten Wesens bei Allen beliebte Wittwe. Alle waren neugierig, ihre Erzählung zu hören.

„Sie müssen wissen, daß ich vor drei Wochen den Verwalter mit einem Briefe für meinen Waniuscha zur Post geschickt hatte. Ich verwöhne meinen Sohn nicht, bin auch nicht in der Lage, ihn zu verwöhnen, wenn ich es auch wollte. Sie geruhen ja aber selbst zu wissen, daß ein Garde-Offizier anständig gehalten werden muß, und ich theile, so wie ich es vermag, meine kleinen Einnahmen mit meinem Waniuscha. Nun schicke ich ihm 2000 Rubel. Wenn mir auch Dubrowsky ein paar Mal dabei in den Sinn kam, so dachte ich doch: die Stadt ist nah, im Ganzen nur sieben Werst, am Ende hilft der liebe Gott. Abends kehrt mein Verwalter bleich, abgerissen und zu Fuß zurück. Ich stöhnte nur so auf: „Um Gottes Willen, was ist mit Dir geschehen?" „Mütterchen, Anna Sawischna," antwortete er, „die Räuber haben mich ausgeplündert, haben mich fast getödtet. Dubrowsky selbst war dabei und wollte mich aufhängen, aber er erbarmte sich meiner und entließ mich lebend. Dafür hat er mir Alles abgenommen, auch das Pferd und die Telega." Ich wurde fast ohnmächtig. Gott im Himmel! Was wird aus meinem Waniuscha? Es war nichts zu thun: ich schrieb ihm von Neuem einen Brief, erzählte ihm das Vorgefallene und schickte ihm meinen Segen, natürlich ohne einen Groschen Geld.

„Es verging eine Woche nach der anderen. Eines Tages fährt eine Kalesche auf meinen Hof. Irgend ein General bittet, mich besuchen zu dürfen, — er war mir willkommen! Es kommt ein Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren herein, braun von Gesicht, schwarzhaarig, mit einem Schnurrbart, das richtige Ebenbild von Kulzeff, und empfiehlt sich mir als Freund und Kameraden meines verstorbenen Mannes Iwan Andreïjewitsch, er wäre zufällig vorbeigefahren und hätte es nicht lassen können, bei der Wittwe einzukehren, da er wisse, daß ich hier lebe. Ich bewirthete ihn, so gut ich konnte. Wir sprachen von Dubrowsky. Ich erzählte ihm meinen Kummer. Meines Generals Miene verfinsterte sich.

Google

„Das ist sonderbar," sagte er, „ich habe gehört, daß Dubrowsky nicht Jeden anhält, sondern nur bekannte reiche Leute. Sogar mit diesen theilt er und plündert sie nicht vollkommen aus. Aber irgend welcher Mordthaten beschuldigt ihn Niemand: ist hier nicht eine Spitzbüberei im Spiele? Befehlen Sie, bitte, Ihren Verwalter zu rufen."

Man holte den Verwalter. Er erschien. Als er den General erblickte, erstarrte er vor Schrecken.

„Erzähle, Brüderchen, auf welche Art Dich Dubrowsky geplündert, und wie er Dich hat aufhängen wollen?"

Mein Verwalter fing an zu zittern und stürzte dem General zu Füßen.

„Väterchen, ich bekenne mich schuldig: die Sünde hat mich überwältigt . . . ich habe gelogen."

„Wenn es so ist," antwortete der General, „dann erzähle doch der gnädigen Frau, wie die ganze Sache verlaufen ist, und ich werde zuhören."

Der Verwalter konnte nicht zu sich kommen.

„Nun, was ist Dir?" fuhr der General fort, „erzähle, wo bist Du mit Dubrowsky zusammengekommen?"

„Bei den zwei Fichten, Väterchen, bei den zwei Fichten."

„Was hat er Dir da gesagt?"

„Er frug mich: wessen bist Du, wo fährst Du hin, wozu?"

„Nun und nachher?"

„Und nachher verlangte er den Brief und das Geld. Ich gab ihm Beides."

„Und er?"

„Nun, er . . . Väterchen, ich bin schuldig."

„Was hat er gethan?"

„Er gab mir den Brief und das Geld zurück und sagte: Geh' Du nur mit Gott, gieb es auf der Post ab. Väterchen, ich bin schuldig."

„Ich werde schon mit Dir, Bürschchen, fertig werden," sagte drohend der General. „Und Sie, gnädige Frau, befehlen Sie, daß man den Koffer dieses Spitzbuben untersucht, und überlassen Sie ihn mir, ich werde ihm schon eine gute Lehre geben. Ich muß Ihnen sagen, daß Dubrowsky selbst Gardeoffizier gewesen ist; er wird einen Kameraden nie kränken wollen."

Ich errieth, wer seine Excellenz sei — ich konnte mich mit ihm auf Verhandlungen nicht einlassen. Die Kutscher banden sofort den Verwalter auf dem Bock der Kalesche fest. Das Geld wurde bei ihm gefunden; der General aß bei mir zu Mittag, dann fuhr er gleich fort und nahm den Verwalter mit sich. Am anderen Tage fand man diesen im Walde an einer Eiche festgebunden und gehörig durchgehauen."

Alle, besonders aber die jungen Mädchen, hörten schweigend der Erzählung von Anna Sawischna zu. Viele von ihnen wollten im Geheimen dem Dubrowsky wohl; sie sahen in ihm einen Romanhelden. Besonders that es Maria Kyrilowna, eine feurige Träumerin, die von den Erzählungen der geheimnißvollen Greuel von Radcliff ganz erfüllt war.

Google

„Und Du, Anna Sawischna, nimmst an, daß Dubrowsky bei Dir war?" frug Kyrill Petrowitsch. „Du irrst Dich sehr. Ich weiß nicht, wer Dein Besuch war, aber Dubrowsky war es nicht."

„Wie, Väterchen, nicht Dubrowsky? Wer wird denn außer ihm die Vorübergehenden auf der Landstraße anhalten und sie durchsuchen?"

„Ich weiß es nicht, sicher aber nicht Dubrowsky. Ich erinnere mich seiner als Kind; ich weiß nicht, ob sein Haar nachgedunkelt hat, damals war er ein blondgelockter Junge — aber ich weiß ganz genau, daß Dubrowsky fünf Jahre älter ist als meine Mascha und daß er also nicht fünfunddreißig, sondern ungefähr dreiundzwanzig Jahre alt ist."

„Ganz richtig, Excellenz," verkündigte der Assessor, „ich habe das Signalement von Wladimir Dubrowsky in der Tasche. Darin ist gerade gesagt, daß er im dreiundzwanzigsten Jahre steht."

„Ah!" sagte Kyrill Petrowitsch, „das kommt recht gelegen, lesen Sie vor, und wir werden zuhören — es ist nicht übel, sein Signalement zu kennen. Am Ende kommt er Einem von uns unter die Augen, dann entkommt er nicht."

Der Assessor nahm ein ziemlich beschmutztes Blatt Papier aus der Tasche, faltete es mit Würde auseinander und fing an, gedehnt vorzulesen:

„Das Signalement von Dubrowsky, zusammengestellt nach den Aussagen seiner früheren Hofbediensteten. Von Geburt 22 Jahre alt, Größe mittel, von Gesicht klar, den Bart rasirt er, die Augen sind braun, die Haare braun, Nase gerade. Besondere Kennzeichen: solche sind nicht vorhanden."

„Und das ist Alles?" sagte Kyrill Petrowitsch.

„Alles!" antwortete der Assessor, indem er das Papier zusammenfaltete.

„Gratulire, Herr Assessor! Ach, was für ein Papier! Nach diesem Signalement wird es uns nicht schwer werden, Dubrowsky herauszufinden. Wer ist denn nicht mittlerer Größe, wer hat keine braunen Haare, keine grade Nase, keine braunen Augen? Ich halte eine Wette, drei Stunden hintereinander würdest Du mit Dubrowsky selbst reden und nicht ahnen, mit wem Dich Gott zusammengeführt hat. Man kann nicht anders sagen, gescheite Köpfe, die Gerichtsbeamten!"

Der Assessor steckte ergeben sein Papier in die Tasche und machte sich schweigend daran, die Gans mit Sauerkraut zu verzehren. Unterdessen hatten die Diener Zeit gehabt, etliche Male die Gäste zu bedienen und Jedem sein Glas zu füllen. Ein paar Flaschen gewöhnlichen Schaumweines waren entkorkt und wohlwollend unter dem Namen Champagner angenommen worden; die Gesichter fingen an zu glänzen, die Gespräche wurden lauter, unzusammenhängender und lustiger.

„Nein," fuhr Kyrill Petrowitsch fort, „wir werden schon keinen Assessor mehr sehen, wie den seligen Taraß Alexejewitsch! Er war sehr beschlagen, kein Maulaffe! Schade, daß man den wackeren Burschen verbrannt hat,

Google

ihm wäre sonst kein Mann von der ganzen Bande entgangen. Er hätte sie Alle, bis auf den Letzten abgefaßt. Dubrowsky selbst wäre ihm nicht durchgeschlüpft. Taraß Alexejewitsch würde allerdings Geld von ihm angenommen haben, aber ihn selbst hätte er trotzdem nicht durchgelassen. So war es Brauch bei dem Seligen. Ich sehe schon, ich muß die Sache selbst in die Hand nehmen und mit meinem Hausgesinde auf die Räuber Jagd machen. Bei der ersten Gelegenheit werde ich ungefähr zwanzig Mann beordern, und sie werden den diebischen Wald säubern: kein ängstliches Volk, jeder Einzelne geht auf einen Bären los, vor einem Räuber wird er nicht zurückweichen."

„Ist Ihr Bär gesund, Väterchen Kyrill Petrowitsch?" fragte Anton Pafnutjitsch, indem er sich bei diesen Worten an seinen struppigen Bekannten erinnerte, sowie an einzelne Späße, deren Opfer auch er einst gewesen.

„Mischa wünscht Euch ein langes Leben," antwortete Kyrill Petrowitsch, „er ist eines ruhmreichen Todes von der Hand eines Feindes gestorben. Da ist sein Besieger!" Kyrill Petrowitsch zeigte auf den französischen Hauslehrer: „Er hat Dich gerächt. Erinnerst Du Dich seiner noch?"

„Wie sollte ich mich nicht erinnern?" sagte Anton Pafnutjitsch, sich den Kopf kratzend, „ich erinnere mich sehr wohl. Also ist Mischa gestorben? schade um Mischa, bei Gott, schade um ihn! was war er für ein Spaßmacher, was war er gescheit! einen solchen Bären findet man nicht wieder! Und warum hat ihn der Mossieu getödtet?"

Kyrill Petrowitsch fing mit großem Vergnügen an die Heldenthat seines Franzosen zu erzählen, denn er hatte die glückliche Fähigkeit, mit Allem, was ihn umgab, zu prahlen. Die Gäste hörten mit Aufmerksamkeit der Erzählung von Mischas Tode zu und sahen mit Verwunderung auf Deforge, der, ohne zu ahnen, daß das Gespräch über seine Tapferkeit geführt wurde, ruhig auf seinem Platze saß und seinem lebhaften Zöglinge belehrende Bemerkungen machte.

Das Diner, das ungefähr drei Stunden gedauert hatte, war zu Ende. Der Hausherr legte die Serviette auf den Tisch. Alle standen auf und gingen in den Salon, wo der Kaffee, Karten und die Fortsetzung der bei Tische so herrlich angefangenen Zecherei ihrer warteten.

X.

Einzelne Gäste wollten Abends gegen sieben Uhr wegfahren, aber der vom Punsch angeheiterte Hausherr befahl, das Thor zu schließen, und erklärte, daß er bis zum nächsten Morgen Niemand aus dem Hofe lassen würde. Bald ertönte die Musik, die Thüren nach dem Saal wurden geöffnet, und der Ball nahm seinen Anfang. Der Hausherr und seine nächsten Freunde saßen in einer Ecke, tranken ein Glas nach dem anderen und er-

Google

götzten sich am Frohsinn der Jugend. Die alten Damen spielten Karten. Herren gab es wie überall, wo keine Cavallerie-Brigade steht, weniger als Damen; alle zum Tanze brauchbaren Herren waren mit Beschlag belegt worden. Der Hauslehrer zeichnete sich unter ihnen aus; alle jungen Mädchen holten ihn zum Tanze und fanden, daß es sich mit ihm ausgezeichnet Walzer tanzen ließ. Ein Paar Mal tanzte er mit Maria Kyrilowna herum, und die jungen Damen machten über sie spöttische Bemerkungen. Endlich gegen Mitternacht hob der müde Hausherr den Tanz auf, befahl, das Souper anzurichten, und ging selbst schlafen.

Die Abwesenheit von Kyrill Petrowitsch verlieh der Gesellschaft mehr Freiheit und Lebhaftigkeit; die Herren wagten es, die Plätze neben den Damen einzunehmen; die jungen Mädchen lachten und flüsterten mit ihren Nachbarn; die Damen sprachen laut über den Tisch. Die Herrn tranken, stritten und lachten aus vollem Halse, mit einem Wort, das Souper war unendlich lustig und hinterließ viele angenehme Erinnerungen.

Ein Mensch nur nahm an der allgemeinen Freude keinen Antheil. Anton Pafnutjitsch saß mürrisch und schweigsam auf seinem Platze, aß zerstreut und schien sehr unruhig zu sein. Die Gespräche über die Räuber hatten seine Einbildungskraft aufgeregt. Wir werden bald sehen, daß er genügenden Grund hatte, sie zu fürchten.

Als Anton Pafnutjitsch den lieben Gottt zum Zeugen aufrief, daß das rothe Kistchen wirklich leer sei, hatte er nicht gelogen und nicht gesündigt, die rothe Kiste war wirklich leer, aber die einst darin verwahrten Papiere waren in eine lederne Tasche gewandert, die er auf der Brust, unter dem Hemde trug. Nur durch diese Vorsichtsmaßregel beruhigte er sein geringes Vertrauen in seine Mitmenschen und seine ewige Furchtsamkeit. Genöthigt, in einem fremden Hause über Nacht zu bleiben, fürchtete er, man würde ihm seine Schlafstätte in irgend einem abgelegenen Zimmer anweisen, wo Diebe leicht einsteigen könnten; er suchte mit den Augen nach einem Vertrauen erweckenden Kameraden und wählte sich endlich Deforge aus. Sein Kraft verrathendes Aeußere und besonders der, bei der Begegnung mit dem Bären — an den der arme Anton Pafnutjitsch ohne Schaudern nicht denken konnte — bewiesene Muth entschieden seine Wahl. Als man vom Tische aufgestanden war, fing Anton Pafnutjitsch an, sich räuspernd und hüstelnd um den jungen Franzosen zu drehen, und endlich wandte er sich mit einer Erkärung an ihn:

„Hm! Hm! kann ich nicht, Mossieu, in Ihrem Zimmer, die Nacht zubringen, denn sehen Sie . . .“

„Que désire Monsiour?“ frug Deforge sich höflich verbeugend.

„Ach, was für ein Elend! Du, Mossieu, hast noch kein Russisch gelernt. Jé vé, moi chez vous coucher, verstehst Du denn?“

„Monsieur, très volontiers,“ antwortete Deforge, „veuillez donner des ordres en conséquence.“

Google

Mit seinen französischen Kenntnissen sehr zufrieden, ging Anton Pafnutjitsch, seine Anordnungen gleich zu treffen.

Die Gäste nahmen von einander Abschied. Jeder begab sich in das ihm angewiesene Zimmer, nur Anton Pafnutjitsch ging mit dem Hauslehrer nach dem von ihm bewohnten Flügel. Die Nacht war dunkel. Deforge beleuchtete den Weg mit einer Laterne. Anton Pafnutjitsch folgte ihm ziemlich muthig und drückte zuweilen verstohlen die verborgene Tasche an die Brust, um sich zu überzeugen, daß das Geld noch bei ihm sei.

Im Flügel angekommen, steckte der Hauslehrer ein Licht an, und Beide fingen an, sich auszukleiden. Anton Pafnutjitsch ging dabei im Zimmer auf und ab, besah die Schlösser und die Fenster und schüttelte den Kopf bei dieser wenig tröstlichen Besichtigung. Die Thüre konnte man nur mit einem Riegel schließen, und die Fenster hatten keine doppelte Rahmen. Er versuchte sein Leid Deforge zu klagen, aber seine französischen Kenntnisse waren für eine solche zusammenhängende Erklärung zu begrenzt. Der Franzose verstand ihn nicht, und Anton Pafnutjitsch war gezwungen, seine Klagen zu unterlassen. Die Betten standen einander gegenüber, Beide legten sich hin, und der Hauslehrer löschte das Licht aus.

„Pourquoi vous lösche, pourquoi vous lösche?" rief Anton Pafnutjitsch, indem er das Zeitwort löschen auf französisch conjugirte. „Ich kann nicht dormir im Dunkeln.

Deforge verstand seine Ausrufungen nicht und wünschte ihm eine gute Nacht.

„Verdammter Ungläubiger," brummte Spitzin, sich in seine Decke hüllend. „Brauchte er auch das Licht auszulöschen! Um so schlimmer für ihn. Ich kann nicht ohne Licht schlafen. Mossieu, Mossieu," fuhr er fort, „Jé vé avec vous parler".

Doch der Franzose gab keine Antwort und fing bald an zu schnarchen.

„Er schnarcht, die Bestie, der Franzose," dachte Anton Pafnutjitsch, und mir will der Schlaf gar nicht in die Augen kommen, ehe man sich's versieht, kommen die Diebe durch's Fenster herein, und ihn, die Bestie, kriegt man mit Kanonen nicht wach, Mossieu, Sie Mossieu! — Der Teufel hole Dich!"

Anton Pafnutjitsch schwieg. Die Müdigkeit und die Weindämpfe überwältigten nach und nach seine Furchtsamkeit; er fing an an zu schlummern, und bald umfing ihn tiefer Schlaf.

Ein sonderbares Erwachen stand ihm bevor. Er fühlte im Schlaf, daß ihn Jemand leise am Hemdkragen zupfte. Anton Pafnutjitsch öffnete die Augen und erblickte vor sich, beim fahlen Scheine des Herbstmorgens, Deforge; der Franzose hielt in der einen Hand eine Taschenpistole, mit der anderen knöpfte er die verhängnißvolle Tasche ab, Anton Pafnutjitsch vergingen die Sinne.

„Qu'est-ce qué c'est, Mossieu, qu'est-ce qué c'est?" brachte er mit zitternder Stimme hervor.

Google

„Stille! Schweigen Sie!“ antwortete der Hauslehrer in guter russischer Sprache, „schweigen Sie oder Sie sind verloren. Ich bin — Dubrowsky.“

XI.

Jetzt werden wir den Leser um Erlaubniß bitten, die letzten Ereignisse unserer Erzählung durch die vorangegangenen Umstände, die wir noch nicht Zeit gehabt haben mitzutheilen, zu erklären.

Auf der Station***, im Hause des Postmeisters, von dem wir schon gesprochen haben, saß in einer Ecke des Zimmers ein Durchreisender von bescheidenem und geduldigem Aussehen, das ihn als einen Ausländer kennzeichnete oder als einen Mann, dessen Wünsche auf den Postmeister keinen Einfluß ausübten. Seine Britschka, deren Räder geschmiert werden sollten, stand auf dem Hofe. Darin lag ein kleiner Koffer, ein deutlicher Beweis eines sehr bescheidenen Vermögens. Der Durchreisende verlangte weder Thee noch Kaffee, sah aus dem Fenster und pfiff, zum großen Mißvergnügen der Hausfrau, die hinter einer spanischen Wand saß.

„Da hat uns Gott einen Pfeifer geschickt,“ sagte sie halblaut, „was der pfeift! Daß er platze, der verdammte Ungläubige.“

„Nun und warum nicht?“ sagte der Postmeister, „was ist es denn für ein Unglück? laß' ihn nur pfeifen.“

„Was für ein Unglück?“ erwiderte die erzürnte Frau, „kennst Du denn nicht die Vorbedeutung?“

„Was für eine Vorbedeutung? Daß das Pfeifen das Geld heraustreibt? Ach, Pahomowna: ob man bei uns pfeift oder nicht, Geld ist doch keines da.“

„Aber so entlaß ihn doch, Sidoritsch. Was hast Du für eine Lust, ihn zurück zu halten. Gieb ihm Pferde und mag er zum Teufel gehen.“

„Er wird warten, Pahomowna, im Stalle sind im Ganzen nur drei Troïkas, die vierte ruht sich aus. Ehe man sich's versieht, kommen ordentliche Durchreisende an, ich will nicht mit meinem Kopfe für den Franzosen verantwortlich sein. Und siehe da: habe ich nicht Recht? Da kommt was und wie schnell! Ist es am Ende gar ein General?“

Die Kalesche blieb an der Treppe stehen. Der Diener sprang vom Bock herunter, öffnete den Schlag, und gleich darauf trat ein junger Mann, in einen Militärmantel gehüllt und mit einer weißen Mütze auf dem Kopfe ein; hinter ihm trug der Diener eine Kiste und stellte sie auf die Fensterbank.

„Pferde her!“ sagte der Offizier mit einer befehlenden Stimme.

„Sogleich!“ antwortete der Posthalter, „bitte gefälligst um den Reisepaß.“

„Habe keinen Reisepaß. Ich fahre seitwärts . . . Erkennst Du mich denn nicht?“

Der Vorsteher machte sich zu schaffen und lief, die Kutscher zur Eile anzutreiben. Der junge Mann fing an im Zimmer auf und abzugehen,

Google

trat hinter die spanische Wand und frug leise die Vorsteherin: „Wer ist der Durchreisende?"

„Gott weiß es," antwortete sie, „irgend ein Franzose, nun sind es schon fünf Stunden her, daß er auf Pferde wartet und pfeift. Er langweilt einen, der Verdammte."

Der junge Mann begann mit dem Durchreisenden französisch zu sprechen.

„Wo fahren Sie hin?" frug er ihn.

„In die nächste Stadt," antwortete der Franzose, „von da begebe ich mich zu einem Gutsbesitzer, der mich, ohne mich gesehen zu haben, zum Hauslehrer engagirt hat. Ich dachte schon heute an Ort und Stelle zu sein, aber der Herr Vorsteher hat anders beschlossen. In diesem Lande ist es schwer, Pferde zu bekommen, Herr Offizier.

„Und bei welchem der hiesigen Gutsbesitzer treten Sie in Dienst?" frug der Offizier.

„Bei Troekuroff," antwortete der Franzose.

„Bei Troekuroff? Wer ist dieser Troekuroff?"

„Ma foi, monsieur, ich habe wenig Gutes von ihm gehört. Man sagt, er sei ein stolzer und eigenwilliger Mann, grausam in der Behandlung seiner Hausgenossen, daß Niemand sich mit ihm einleben könne, daß Alle bei seinem Namen zittern, daß er mit den Hauslehrern wenig Umstände mache."

„Gott bewahre! und Sie entschließen sich, bei einem solchen Ungeheuer in den Dienst zu treten?"

„Was ist da zu machen, Herr Offizier? Er bietet mir ein gutes Gehalt, 3000 Rubel jährlich, und Alles frei. Ich habe eine alte Mutter: die Hälfte des Gehaltes werde ich ihr zum Leben schicken, von dem übrigen Gelde kann ich in fünf Jahren ein kleines Capital ersparen, welches genügt, meine zukünftige Unabhängigkeit zu sichern. Dann bon soir, ich fahre nach Paris und stürze mich in kaufmännische Unternehmungen."

„Kennt Sie Jemand im Hause Troekuroffs?"

„Niemand," antwortete der Hauslehrer, „er hat mich aus Moskau durch einen seiner Freunde kommen lassen, dessen Koch mein Landsmann ist und mich empfohlen hat. Sie müssen nämlich wissen, daß ich mich nicht als Lehrer, sondern als Conditor ausgebildet habe, aber man hat mir gesagt, daß in Ihrem Lande der Stand der Lehrer vortheilhafter sei."

Der Offizier wurde nachdenklich.

„Hören Sie," unterbrach er den Franzosen, „wie wäre es, wenn man Ihnen statt dieser Zukunft 10 000 Rubel baar, unter der Bedingung anböte, daß Sie augenblicklich nach Paris zurückkehren?"

Der Franzose sah den Offizier mit Staunen an, lächelte und schüttelte den Kopf.

„Die Pferde sind fertig!" sagte der eintretende Vorsteher.

Der Diener bestätigte dasselbe.

Google

„Gleich," antwortete der Offizier. „Geht auf einen Augenblick hinaus."

Der Vorsteher und der Diener entfernten sich.

„Ich scherze nicht," fuhr er auf französisch fort, „ich kann Ihnen 10 000 Rubel geben und verlange dafür nur Ihre Papiere und Ihr Verschwinden."

Bei diesen Worten öffnete er die Kiste und nahm ein paar Haufen Banknoten heraus. Der Franzose riß die Augen auf. Er wußte nicht, was er denken sollte.

„Mein Verschwinden . . . meine Papiere?" wiederholte er mit Staunen. „Hier sind meine Papiere . . . aber Sie spaßen! Wozu brauchen Sie meine Papiere?"

„Das geht Sie nichts an. Ich frage Sie, sind Sie einverstanden oder nicht?"

Der Franzose, immer noch seinen Ohren nicht trauend, reichte seine Papiere dem jungen Offizier, der sie rasch durchsah.

„Ihr Paß . . . gut; der Empfehlungsbrief . . . wollen wir sehen der Geburtsschein . . . vorzüglich. Nun, hier haben Sie Ihr Geld, kehren Sie zurück! Leben Sie wohl."

Der Franzose war wie versteinert. Der Offizier kam wieder.

„Ich hätte das Wichtigste fast vergessen: geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Alles, was geschehen ist, zwischen uns bleibt . . . Ihr Ehrenwort!"

„Mein Ehrenwort," antwortete der Franzose. „Aber meine Papiere? Was werde ich ohne sie anfangen?

„In der ersten Stadt theilen Sie mit, Dubrowsky habe Sie geplündert. Man wird Ihnen glauben und Ihnen die nöthigen Zeugnisse geben. Leben Sie wohl; gebe Gott, daß Sie bald Paris erreichen und Ihre Mutter in guter Gesundheit vorfinden."

Dubrowsky verließ das Zimmer, setzte sich in den Wagen und raste fort.

Der Postmeister sah aus dem Fenster, und als der Wagen fortgefahren war, wandte er sich zu seiner Frau mit dem Ausruf:

„Pahomowna! weißt Du was? das war ja Dubrowsky!"

Die Postmeisterin lief in der größten Eile zum Fenster, aber es war zu spät. Dubrowsky war schon weit. Sie fing an, ihren Mann auszuzanken.

„Den lieben Gott fürchtest Du nicht, warum hast Du es mir nicht früher gesagt, ich hätte wenigstens einen Blick auf Dubrowsky werfen können, jetzt aber kann man warten, bis er wieder einkehrt. Gewissenlos bist Du, wirklich gewissenlos!"

Der Franzose stand wie angenagelt. Die Verabredung mit dem Offizier, das Geld — Alles schien ihm ein Traum zu sein. Aber die Haufen Banknoten waren da, bei ihm in der Tasche, und bezeugten beredt die Wirklichkeit des wunderbaren Ereignisses.

Er entschloß sich, bis zur nächsten Stadt Pferde zu miethen. Aber der Kutscher fuhr ihn im Schritt und brachte ihn bei Nacht zur Stadt.

Google

Ehe sie den Schlagbaum, an welchem statt einer Schildwache ein verfallenes Schilderhaus stand, erreicht hatten, befahl der Franzose zu halten, kletterte aus der Britschka heraus und ging zu Fuß weiter, nachdem er durch Zeichen dem Kutscher erklärt hatte, daß er ihm die Britschke und den Koffer als Trinkgeld schenke. Der Kutscher war gerade so bestürzt über diese Freigiebigkeit, wie der Franzose über das Anerbieten von Dubrowsky gewesen war. Aber da er daraus den Schluß zog, der Franzose wäre verrückt geworden, dankte ihm der Kutscher nur durch einen eifrigen Gruß. Er hielt es nicht für angemessen, in die Stadt hineinzufahren, sondern er begab sich in ein ihm bekanntes Vergnügungslocal, dessen Wirth sein Freund war. Dort verbrachte er die ganze Nacht, und am anderen Morgen kehrte er mit den Pferden heim, aber ohne Britschka und ohne Koffer, mit einem geschwollenen Gesicht und rothen Augen.

Nachdem Dubrowsky von den Papieren des Franzosen Besitz ergriffen hatte, erschien er, wie wir es gesehen haben, dreist bei Troekuroff und ließ sich in dessen Hause nieder. Was er auch für geheime Absichten dabei hatte, (wir werden dieselben später erfahren), in seinem Benehmen zeigte sich nichts Tadelswerthes. Es ist wahr, daß er sich wenig um die Erziehung des kleinen Sascha kümmerte. Er gab ihm volle Freiheit, seine Streiche zu verüben, und sah nicht streng nach den Aufgaben, die nur der Form wegen aufgegeben wurden; dafür beobachtete er mit dem größten Fleiße die musikalischen Fortschritte seiner Schülerin und saß oft stundenlang mit ihr am Clavier. Alle liebten den jungen Hauslehrer: Kyrill Petrowitsch wegen seiner muthigen Gewandtheit auf der Jagd, Maria Kyrilowna wegen seiner grenzenlosen Aufmerksamkeit und sklavischen Ergebenheit, Sascha wegen der Nachsicht bei seinen Streichen, die Leute wegen seiner, mit seinem Vermögen scheinbar unvereinbaren Freigebigkeit. Er selbst schien an der ganzen Familie zu hängen und sich als deren Mitglied zu betrachten.

Ein paar Monate waren seit seinem Eintritt in den Hauslehrerstand bis zu dem denkwürdigen Feste verstrichen, und Niemand argwöhnte, daß sich hinter dem bescheidenen jungen Franzosen der schreckliche Räuber verbarg, dessen Name die benachbarten Gutsbesitzer in Schrecken versetzte. Während dieser ganzen Zeit hatte sich Dubrowsky von Pokrowskoe nicht entfernt. Trotzdem beruhigten sich die Gerüchte über seine Räubereien nicht, dank der erfinderischen Einbildungskraft der Landbewohner; aber es konnte auch sein, daß die Bande in Abwesenheit des Anführers ihre Thaten fortsetzte. Als er nun in einem Zimmer mit einem Manne übernachtete, den er als seinen persönlichen Feind und einen der Hauptschuldigen an seinem Unglücke betrachten mußte, hatte Dubrowsky der Versuchung nicht widerstehen können. Das Vorhandensein der Tasche war ihm bekannt, und er faßte den Entschluß, sich ihrer zu bemächtigen. Wir haben gesehen, in welche Bestürzung er den armen Anton Pafnutjitsch durch die Verwandlung des Hauslehrers in einen Räuber versetzt hatte.

Google

XII.

Morgens um neun Uhr versammelten sich die Gäste, welche in Pokrowskoe übernachtet hatten, Einer nach dem Anderen in dem Salon, wo der Samowar schon kochte, vor welchem Maria Kyrilowna im Morgenkleide saß und Kyrill Petrowitsch im Friesrock und in Pantoffeln seine breite, einem Spülnapfe ähnliche Tasse austrank. Ganz zuletzt erschien Anton Pafnutjitsch. Er war so blaß und schien so verstört, daß sein Aussehen Allen auffiel und Kyrill Petrowitsch sich nach seiner Gesundheit erkundigte. Spitzin antwortete ganz ohne Sinn und blickte mit Entsetzen nach dem Hauslehrer, der auch dabei saß, als ob nichts vorgefallen wäre. Nach ein Paar Minuten trat der Diener ein und meldete Spitzin, daß sein Wagen vorgefahren sei. Anton Pafnutjitsch beeilte sich, Abschied zu nehmen, verließ hastig, ohne auf die Ermahnungen des Hausherrn zu achten, das Zimmer und fuhr davon. Die Gäste und der Hausherr begriffen nicht, was mit ihm vorgegangen sei, und Kyrill Petrowitsch entschied, er habe sich überfressen. Nach dem Thee und dem Abschiedsfrühstück machten sich auch die anderen Gäste auf den Weg. Bald leerte sich Pokrowskoe, und Alles kehrte in die gewohnte Ordnung zurück.

Es vergingen ein paar Tage, und nichts Bemerkenswerthes fiel vor. Das Leben der Einwohner von Pokrowskoe war einförmig. Kyrill Petrowitsch fuhr täglich auf die Jagd. Lektüre, Spaziergänge, Musikstunden beschäftigten Maria Kyrillowna, besonders aber die Musikstunden. Sie fing an das eigene Herz zu verstehen und gestand sich mit unwillkürlichem Verdruß, daß es gegen die Eigenschaften des jungen Franzosen nicht gleichgültig sei. Er trat seinerseits nicht aus den Grenzen der Achtung und der strengen Schicklichkeit heraus und beruhigte dadurch ihren Stolz und ihre ängstlichen Zweifel. Sie gab sich mit immer größerem Vertrauen der süßen Gewohnheit des Zusammenseins hin. Sie langweilte sich ohne Deforge, beschäftigte sich in seiner Gegenwart fortwährend nur mit ihm, wollte über Alles seine Meinung kennen und war immer mit ihm einverstanden. Vielleicht war sie noch nicht verliebt, aber bei dem ersten unerwarteten Hinderniß, welches ein tückisches Schicksal ihr in den Weg stellen würde, mußte die Flamme der Leidenschaft in ihrem Herzen auflodern.

Als sie eines Tages in den Saal eintrat, wo sie der Hauslehrer erwartete, bemerkte Maria Kyrilowna mit Erstaunen Bestürzung auf seinem bleichen Gesicht. Sie öffnete das Clavier, sang ein paar Töne, aber unter dem Vorwande von Kopfschmerzen entschuldigte sich Dubrowsky, unterbrach die Stunde, und beim Schließen der Notenhefte übergab er ihr heimlich einen Zettel. Maria Kyrilowna nahm ihn an, ohne Zeit zu haben, sich die Sache zu überlegen, und bereute es im selben Augenblick, aber Dubrowsky war nicht mehr im Saale. Maria Kyrilowna ging in ihr Zimmer, entfaltete den Zettel und las folgendes: „Seien Sie heute um sieben Uhr in der Laube am Bache: ich muß Sie durchaus sprechen.“

Google

Ihre Neugierde war lebhaft erregt: Sie erwartete schon lange eine Erklärung, wünschte und fürchtete sie zugleich. Es wäre ihr angenehm gewesen, die Bestätigung dessen zu vernehmen, was sie vermuthete; sie fühlte aber, daß es nicht passend für sie sei, eine solche Erklärung von einem Manne zu hören, der wegen seiner Stellung nicht hoffen durfte, ihre Hand zu erringen. Sie entschloß sich dennoch, zur Zusammenkunft zu gehen, war aber schwankend, auf welche Weise sie die Erklärung des Hauslehrers aufnehmen sollte — ob mit aristokratischem Unwillen, mit einer Ermahnung zur Freundschaft, mit einem lustigen Scherz oder mit wortloser Theilnahme. Unterdessen sah sie jeden Augenblick nach der Uhr. Es fing an zu dämmern; man brachte die Lichter; Kyrill Petrowitsch setzte sich zum Boston mit angekommenen Nachbaren, die Eßzimmeruhr schlug ein Viertel vor sieben, und Maria Kyrilowna trat leise auf die Treppe, sah sich nach allen Seiten um und lief in den Garten.

Die Nacht war dunkel, der Himmel mit Wolken bedeckt, auf zwei Schritt Entfernung konnte man nicht sehen, aber Maria Kyrilowna ging trotzdem auf den bekannten Pfaden zu der Laube. Hier blieb sie stehen, um Athem zu holen und mit einem gleichgiltigen und ruhigen Gesicht vor Deforge zu treten. Aber Deforge stand schon vor ihr.

„Ich danke Ihnen," sagte er mit leiser und trauriger Stimme, daß Sie mir meine Bitte nicht abgeschlagen haben. Ich wäre in Verzweiflung gewesen, wenn Sie nicht eingewilligt hätten."

Maria Kyrilowna antwortete mit einer vorbereiteten Phrase: „Ich hoffe, daß Sie mich nicht zwingen werden, meine Nachsicht zu bereuen."

Er schwieg und sammelte, wie es schien, Muth.

„Die Verhältnisse verlangen . . . ich muß Sie verlassen," sagte er endlich, „Sie werden vielleicht bald hören . . . aber vor der Trennung muß ich selbst mich Ihnen erklären."

Maria Kyrilowna gab keine Antwort. Sie sah in diesen Worten die Einleitung zu seinem Liebesgeständniß.

„Ich bin nicht das, was Sie annehmen," fuhr er fort, den Kopf senkend, „ich bin nicht der Franzose Deforge — ich bin Dubrowsky."

Maria Kyrilowna schrie auf.

„Fürchten Sie nichts, um Gottes Willen; Sie dürfen sich nicht vor meinem Namen fürchten. Ja, ich bin dieser Unglückliche, den Ihr Vater, nachdem er ihn seines Brotes beraubt, aus seinem elterlichen Hause gejagt und auf die Landstraße getrieben hat. Aber Sie brauchen mich nicht zu fürchten, weder für sich noch für ihn. Es ist Alles vergessen . . . . ich habe ihm verziehen; Sie haben ihn gerettet. Meine erste blutige That sollte an ihm vollbracht werden. Ich umschlich sein Haus, die Stelle bezeichnend, wo das Feuer aufflackern sollte, von wo ich in sein Schlafzimmer eindringen, wie ich ihm alle Wege zur Flucht abschneiden würde. In diesem Augenblicke gingen Sie, wie eine himmlische Erscheinung, an mir vorüber, und mein

Google

Herz beruhigte sich alsbald. Ich verstand, daß das Haus, welches Sie bewohnen, geheiligt, daß kein einziges, durch die Bande des Blutes mit Ihnen verknüpfte Geschöpf meinem Fluche verfallen sei. Die Rache erschien mir als Wahnsinn. Tage lang streifte ich durch die Gärten von Pokrowskoe in der Hoffnung, Ihr weißes Kleid zu erblicken. Ich folgte Ihnen auf Ihren unvorsichtigen Spaziergängen, indem ich mich von Gebüsch zu Gebüsch schlich, glücklich im Gedanken, daß es für Sie keine Gefahr da giebt, wo ich heimlich anwesend bin. Endlich bot sich eine Gelegenheit .... ich ließ mich in Ihrem Hause nieder. Diese drei Wochen waren für mich Tage des Glücks, die Erinnerung an sie wird die Freude meines traurigen Lebens sein .... Heute habe ich eine Nachricht erhalten, nach welcher es mir unmöglich ist, hier zu bleiben. Ich trenne mich von Ihnen heute, sogleich .... Aber vorher mußte ich mich Ihnen entdecken, damit Sie mir nicht fluchen, mich nicht verachten. Denken Sie zuweilen an Dubrowsky, der für eine andere Bestimmung geboren war, dessen Seele Sie zu lieben verstand, welcher niemals ...."

Hier ertönte ein lauter Pfiff. Dubrowsky schwieg. Er ergriff ihre Hand und drückte sie an seine brennenden Lippen. Der Pfiff wiederholte sich. „Leben Sie wohl," sagte Dubrowsky, „man ruft mich; ein Augenblick länger kann mich in's Verderben stürzen."

Er entfernte sich ... Maria Kyrilowna stand unbeweglich! Dubrowsky kam zurück und ergriff von Neuem ihre Hand.

„Wenn Sie jemals ein Unglück erreicht und Sie von Niemandem Hilfe oder Schutz erwarten, versprechen Sie mir, sich dann an mich zu wenden, von mir Alles zu Ihrer Rettung zu verlangen? Versprechen Sie mir, meine Ergebenheit nicht von sich zu stoßen?"

Maria Kyrilowna weinte schweigend. Der Pfiff ertönte zum dritten Mal.

„Sie stürzen mich in's Verderben!" rief Dubrowsky, „aber ich werde Sie nicht verlassen, ehe Sie mir Antwort gegeben haben, versprechen Sie es oder nicht?"

„Ich verspreche es!" flüsterte das unglückliche Mädchen. — Durch die Zusammenkunft mit Dubrowsky lebhaft erregt, kehrte Maria Kyrilowna aus dem Garten zurück. Es kam ihr vor, als ob viele Menschen auf dem Hofe wären. An der Treppe stand eine Troïka, die Leute liefen umher, das Haus war in Bewegung; von Weitem hörte sie die Stimme von Kyrill Petrowitsch, und sie fürchtete, ihre Abwesenheit wäre bemerkt worden. Im Saale kam ihr Kyrill Petrowitsch entgegen; die Gäste hatten unseren Bekannten, den Assessor, umringt und bestürmten ihn mit Fragen. Der Assessor im Reiseanzuge, vom Kopf bis zu den Füßen bewaffnet, antwortete ihnen mit einem geheimnißvollen und geschäftigen Gesicht.

„Wo warst Du, Mascha?" frug Kyrill Petrowitsch, „bist Du Herrn Deforge begegnet?"

Mascha vermochte es kaum, verneinend zu antworten.

Google

„Denke Dir," fuhr Kyrill Petrowitsch fort, „der Assessor ist gekommen, ihn zu verhaften, und versichert mir, er wäre Dubrowsky selbst."

„Alle Kennzeichen, Excellenz . . ." sagte ehrerbietig der Assessor.

„Ach, Brüderchen," unterbrach ihn Kyrill Petrowitsch, „scheere Dich, Du weißt wohin, mit Deinen Kennzeichen. Ich gebe Dir meinen Franzosen nicht heraus, bis ich nicht selbst die Sache untersucht habe. Wie kann man dem Worte von Anton Pafnutjitsch, einem Feigling und Bauern, Glauben schenken? Es ist ihm vorgekommen, als ob der Hauslehrer ihn habe berauben wollen. Warum hat er mir am selben Morgen kein Wort davon gesagt . . ."

„Der Franzose hatte ihn eingeschüchtert, Excellenz," antwortete der Assessor, „und hatte ihm einen Eid abgenommen, zu schweigen."

„Albernes Geschwätz," entschied Petrowitsch, „ich werde gleich Alles in's Klare ziehen . . . Wo ist denn der Hauslehrer?" frug er den eintretenden Diener.

„Man kann ihn nirgends finden," antwortete dieser.

„So finde man ihn auf!" rief Troekuroff, der zu zweifeln begann. „Zeige mir Dein berühmtes Signalement," sagte er dem Assessor, der sogleich sein Papier überreichte. „Hm! hm! dreiundzwanzig Jahre u. s. w. Es ist so, aber es beweist noch nichts. Wie ist's mit dem Hauslehrer?"

„Man kann ihn nicht finden," war wieder die Antwort.

Kyrill Petrowitsch fing an sich zu beunruhigen. Maria Kyrilowna war mehr todt, als lebendig.

„Du bist blaß, Mascha," bemerkte ihr Vater, „hat man Dich erschreckt?"

„Nein, Papa," antwortete Mascha, „ich habe Kopfschmerzen."

„Geh' in Dein Zimmer, Mascha, und ängstige Dich nicht weiter."

Mascha küßte ihm die Hand und ging so schnell wie möglich in ihr Zimmer. Dort warf sie sich auf's Bett und schluchzte in einem hysterischen Anfall. Die Mädchen liefen herbei, kleideten sie aus und vermochten es kaum sie mit kaltem Wasser und allen möglichen Essenzen zu beruhigen. Man legte sie zu Bett, und sie schlummerte ein.

Den Franzosen konnte man inzwischen nicht finden. Kyrill Petrowitsch ging im Zimmer auf und ab, laut „der Donner des Sieges ertöne" pfeifend. Die Gäste flüsterten miteinander, und der Assessor schien gefoppt zu sein, denn den Franzosen fand man nicht. Er hatte Zeit gehabt zu verschwinden, war wohl gar gewarnt worden. Aber durch wen und wie? Das blieb ein Geheimniß.

Es schlug elf Uhr, und Niemand dachte an Schlaf. Endlich sagte Kyrill Petrowitsch gereizt zu dem Assessor: „Nun? Du willst doch nicht bis zum Morgen hier bleiben; mein Haus ist kein Wirthshaus. Mit Deiner Geschicklichkeit fängt man Dubrowsky nicht, wenn es wirklich Dubrowsky ist. Gehe also heim und sei in Zukunft gewandter. Auch für Sie ist es

Google

Zeit, nach Hause zu fahren," fuhr er fort, sich zu den Gästen wendend, „Lassen Sie anspannen, und ich will schlafen."

So ungnädig trennte Troekuroff sich von seinen Gästen.

XIII.

Es verging wieder einige Zeit ohne besonderen Zwischenfall, bis sich zu Anfang des folgenden Sommers viele Veränderungen im Familienleben von Kyrill Petrowitsch ereigneten. Dreißig Werst von ihm entfernt lag das reiche Besitzthum des Fürsten Wereisky. Der Fürst hatte sich lange im Auslande aufgehalten. Seine Güter wurden von einem verabschiedeten Major verwaltet, und es bestanden gar keine Beziehungen zwischen Pokrowskoe und Arbatow. Ende Mai kehrte der Fürst vom Auslande zurück und kam auf sein Gut, das er noch nie gesehen hatte. Er war an Zerstreuungen gewöhnt und konnte die Einsamkeit nicht vertragen. Drei Tage nach seiner Ankunft fuhr er zum Mittagessen zu Troekuroff, mit dem er in früherer Zeit bekannt gewesen war.

Der Fürst war fünfzig Jahre alt, schien aber viel älter zu sein. Ausschweifungen jeder Art hatten seine Gesundheit untergraben und ihm ihr unauslöschliches Siegel aufgedrückt. Trotzdem war sein Aeußeres ein angenehmes, bemerkenswerthes, und die Gewohnheit, immer in Gesellschaft zu sein, gab ihm besonders den Frauen gegenüber eine gewisse Liebenswürdigkeit. Er hatte ein immerwährendes Bedürfniß nach Zerstreuung, da er sich stets langweilte. Kyrill Petrowitsch war sehr mit seinem Besuche zufrieden, da er denselben als Zeichen der Achtung von Seiten eines die Welt kennenden Mannes betrachtete. Seiner Gewohnheit gemäß ehrte er ihn durch die Besichtigung seiner Anstalten und führte ihn auch nach dem Hundezwinger. Der Fürst jedoch erstickte fast in der Hundeatmosphäre und eilte wegzugehen, sich die Nase mit einem parfümirten Schnupftuche zuhaltend. Der alterthümliche Garten mit seinen beschnittenen Linden, dem viereckigen Teiche und den regelmäßigen Alleen gefiel ihm nicht: er liebte nicht die englischen Gärten und die sogenannte Natur, aber trotzdem lobte und bewunderte er Alles. Der Diener meldete, das Essen sei aufgetragen. Sie gingen zu Tisch. Der Fürst, von seinem Spaziergange ermüdet, bereute fast schon seinen Besuch.

Im Saale empfing sie Maria Kyrilowna, über deren Schönheit der alte Courmacher betroffen ward. Troekuroff setzte den Gast neben sie. Der Fürst war durch ihre Gegenwart angeregt und erheitert, und es gelang ihm verschiedene Male ihre Aufmerksamkeit durch seine interessanten Erzählungen zu fesseln. Nach Tische bot ihm Kyrill Petrowitsch an, einen Spazierritt zu machen. Der Fürst entschuldigte sich, indem er auf seine sammtnen Stiefel zeigte und über sein Podagra scherzte. Statt dessen schlug er eine Fahrt im Wagen vor, um sich von seiner lieben Nachbarin nicht trennen zu müssen. Der Wagen wurde angespannt, die alten Herrn setzten sich mit dieser zu drei hinein und fuhren davon. Das Gespräch stockte nicht. Maria Kyrilowna

Google

hörte mit Vergnügen die schmeichelhaften und unterhaltenden Redensarten des Weltmannes an, als sich plötzlich Wereisky zu Kyrill Petrowitsch wandte und ihn frug, was dieses abgebrannte Gebäude bedeute und ob es ihm gehöre. Kyrill Petrowitschs Gesicht verfinsterte sich; die Erinnerungen, welche der abgebrannte Hof wachrief, waren ihm unangenehm. Er antwortete, die Besitzung wäre jetzt die seinige; sie habe früher Dubrowsky angehört.

„Dubrowsky?“ wiederholte Wereisky, „wie, diesem tapferen Räuber?“

„Seinem Vater,“ antwortete Troekuroff, „auch sein Vater war ein gehöriger Räuber.“

„Wo ist denn unser Rinaldo geblieben? Ist er ergriffen, ist er noch am Leben?“

„Am Leben und in Freiheit. Doch da wir davon sprechen, Fürst, Dubrowsky war ja auch bei Dir in ***?“

„Ja, im vorigen Jahre hat er, wie es scheint, bei mir etwas in Brand gesteckt oder geplündert. Nicht wahr, Maria Kyrilowna, es wäre interessant, diesen Romanhelden näher kennen zu lernen?“

„Was ist daran Interessantes?“ sagte Troekuroff, „sie ist ja mit ihm bekannt. Er gab ihr während drei Wochen Musikstunden, doch hat er, Gott sei Dank, nichts dafür genommen.“

Hier fing Kyrill Petrowitsch an, die Geschichte vom vermeintlichen französischen Hauslehrer zu erzählen. Maria Kyrilowna saß wie auf Nadeln. Nachdem Wereisky Alles mit großer Aufmerksamkeit angehört hatte, fand er es höchst sonderbar, änderte aber das Gespräch. Nach der Rückkehr befahl er sofort seinen Wagen, und trotz der dringenden Bitten von Kyrill Petrowitsch, über Nacht zu bleiben, fuhr er gleich nach dem Thee fort, doch nicht ohne zuvor Kyrill Petrowitsch gebeten zu haben, ihn mit Maria Kyrilowna zu besuchen. Der stolze Troekuroff versprach es, da er Wereisky, der den Fürstentitel trug und im Besitze von zwei Ordenssternen und von 3000 ererbten Seelen war, gewissermaßen als seines Gleichen betrachtete.

XIV.

Zwei Tage nach dessen Besuche begab sich Kyrill Petrowitsch mit seiner Tochter zum Fürsten Wereisky. Als er nach *** heranfuhr, konnte er nicht genug die reinlichen und freundlichen Bauernhäuser und das steinerne, im Geschmacke englischer Schlösser gebaute Herrenhaus bewundern. Vor dem Hause breitete sich eine tiefgrüne Wiese aus, auf welcher Schweizer Kühe mit hellläutenden Schellen weideten. Ein geräumiger Park umgab das Haus von allen Seiten. Der Hausherr empfing die Gäste an der Treppe und bot der jungen Schönen seinen Arm an. Sie traten in einen prachtvollen Saal, wo der Tisch für drei Personen gedeckt war. Der Fürst führte seine Gäste an's Fenster, wo sich ihnen eine reizende Aussicht darbot. Vor ihnen floß die Wolga, auf der beladene Barken unter aufgespannten Segeln schwammen, und Schifferboote, die so bezeichnend Seelen-

Google

verkäufer heißen, blitzschnell vorüberflogen. Auf der anderen Seite des Flußes zogen sich Hügel und Felder hin, verschiedene Dörfer belebten die Umgegend. Dann besichtigten sie die Bildergalerie, die der Fürst im Auslande erworben hatte. Er erklärte Maria Kyrilowna den Gegenstand, welchen sie behandelten, ihre verschiedenen Eigenschaften, die Geschichte der Maler und hob ihre Vorzüge und Mängel hervor. Er besprach die Bilder nicht im conventionellen Tone eines pädagogischen Kenners, sondern mit Gefühl und Phantasie. Maria Kyrilowna hörte ihm mit Vergnügen zu. Man ging zu Tisch. Troekuroff zollte den Weinen seines Gastgebers, sowie der Kunst des Koches seine Anerkennung, und Maria Kyrilowna empfand weder Verlegenheit noch Zwang im Gespräche mit einem Manne, den sie erst zum zweiten Mal im Leben sah. Nach Tisch schlug der Hausherr seinen Gästen vor, in den Garten zu gehen. Sie tranken Kaffee in einer Laube, am Ufer eines breiten See, auf dem man einige Inseln erblickte. Plötzlich ertönte Musik von Blasinstrumenten, und ein sechsruderiges Boot legte an der Laube an. Sie bestiegen dasselbe und fuhren auf dem See herum an den Inseln vorbei, von denen sie einige betraten. Auf der einen fanden sie eine Marmorstatue, auf der anderen eine einsame Höhle, auf der dritten ein Denkmal mit einer geheimnißvollen Inschrift, welche die mädchenhafte Neugierde von Maria Kyrilowna reizte, die aber durch die höflichen und ausweichenden Erklärungen des Fürsten nicht vollkommen befriedigt wurde. Die Zeit verstrich unmerklich. Es fing an zu dämmern. Unter dem Vorwande der Kühle und des fallenden Abendthaues eilte der Fürst nach Hause, wo der Samowar sie erwartete. Der Fürst bat Maria Kyrilowna, die Wirthin im Hause des Junggesellen zu spielen. Sie goß den Thee ein und hörte die unerschöpflichen Erzählungen des liebenswürdigen Schwätzers an. Plötzlich ertönte ein Schuß, und eine Rakete beleuchtete den Himmel .... Der Fürst reichte Maria Kyrilowna einen Shawl und rief sie mit Troekuroff auf den Balkon. In der Dunkelheit flammten vor dem Hause verschiedenfarbige Feuer auf, drehten sich, erhoben sich in Garben, flossen als Fontainen nieder, zerstäubten als Regen, erloschen und flammten von Neuem wieder auf. Maria Kyrilowna unterhielt sich wie ein Kind. Der Fürst Wereisky freute sich ihres Entzückens, und Troekuroff war mit ihm sehr zufrieden, denn er nahm tous les frais des Fürsten als Zeichen der Achtung und als Wunsch, ihn zu befriedigen, auf.

Das Abendessen gab in seiner Güte in Nichts dem Diner nach. Die Gäste begaben sich in die ihnen angewiesenen Zimmer und trennten sich am anderen Morgen von dem liebenswürdigen Hausherrn, indem sie sich das Versprechen gaben, sich recht bald wiederzusehen.

XV.

Maria Kyrilowna saß in ihrem Zimmer und stickte am Rahmen beim offenen Fenster. Sie verwirrte nicht die Seidenfäden wie Conrads Ge-

Google

liebte, welche in ihrer verliebten Zerstreutheit eine Rose mit grüner Seide stickte. Unter ihrer Nadel wiederholten sich fehlerlos auf dem Stramin die Zeichnungen der Vorlage; trotzdem folgten ihre Gedanken nicht ihrer Arbeit — sie waren weit von derselben entfernt.

Plötzlich streckte sich eine Hand leise durch's Fenster, legte einen Brief auf den Rahmen und verschwand, ehe Maria Kyrilowna Zeit hatte, sich zu besinnen. Zur selben Zeit trat ein Diener bei ihr ein und rief sie zu Kyrill Petrowitsch. Sie versteckte bebend den Brief hinter ihr Busentuch und eilte zum Vater in dessen Zimmer.

Kyrill Petrowitsch war nicht allein. Der Fürst Wereisky saß bei ihm. Beim Erscheinen von Maria Kyrilowna stand der Fürst auf und verbeugte sich schweigend, mit einer bei ihm ungewöhnlichen Verlegenheit.

„Komm näher, Mascha," sagt Kyrill Petrowitsch. „Ich will Dir eine Neuigkeit sagen, die Dich hoffentlich erfreuen wird. Hier hast Du einen Bräutigam. Fürst Wereisky bittet um Deine Hand."

Mascha erstarrte; Todtenblässe bedeckte ihr Gesicht. Sie schwieg. Der Fürst näherte sich ihr, nahm ihre Hand und frug mit Rührung: ob sie einverstanden sei, sein Glück zu machen. Mascha schwieg noch immer.

„Einverstanden, natürlich einverstanden," sagte Kyrill Petrowitsch, „doch Du weißt ja, Fürst, einem jungen Mädchen ist es schwer, dieses Wort auszusprechen. Nun, Kinder, gebt Euch einen Kuß und werdet glücklich."

Mascha stand unbeweglich, der alte Fürst küßte ihre Hand; plötzlich liefen Thränen über ihr bleiches Gesicht. Der Fürst runzelte leicht die Stirn.

„Geh, geh, geh!" sagte Kyrill Petrowitsch, „trockne Deine Thränen, und komm vergnügt zu uns wieder zurück. Sie weinen Alle bei der Verlobung," fuhr er fort, sich zu Wereisky wendend, „es ist schon so bei ihnen eingeführt. Jetzt, Fürst," sprechen wir über's Geschäft, d. h. über die Aussteuer."

Maria Kyrilowna benutzte hastig die Erlaubniß, sich zu entfernen. Sie lief in ihr Zimmer, schloß sich ein und ließ ihren Thränen freien Lauf, indem sie sich als die Gattin des alten Fürsten dachte. Er erschien ihr auf ein Mal ekelhaft und hassenswerth. Die Ehe erschreckte sie, wie der Richtblock, wie das Grab . . .

„Nein, nein," wiederholte sie mit Verzweiflung, „lieber in's Kloster, lieber heirathe ich Dubrowsky . . ."

Hier erinnerte sie sich des Briefes. Eine Ahnung überkam sie, daß derselbe von ihm sei. In der That war er von ihm geschrieben und enthielt nur folgende Worte.

„Abends um zehn Uhr, an der früheren Stelle."

Der Mond schien, die ländliche Nacht war ruhig; von Zeit zu Zeit erhob sich ein Lüftchen, und ein sanftes Murmeln durchlief die Bäume des Gartens.

Google

Wie ein leichter Schatten näherte sich das junge Mädchen dem Orte der verabredeten Zusammenkunft. Es war noch Niemand zu sehen. Plötzlich erschien hinter der Laube Dubrowsky.

„Ich weiß Alles," sagte er zu ihr mit leiser und trauriger Stimme, „denken Sie an Ihr Versprechen."

„Sie bieten mir Ihren Schutz an?" antwortete Mascha, „aber werden Sie nicht böse, derselbe flößt mir Angst ein. Auf welche Weise werden Sie mir Hilfe bringen?"

„Ich könnte Sie von einem verhaßten Menschen befreien."

„Um Gottes willen, rühren Sie ihn nicht an. Wenn Sie mich lieben, wagen Sie es nicht, ihn zu berühren; ich will nicht schuld an einer Schreckensthat sein."

„Ich werde ihn nicht berühren. Ihr Wille ist mir heilig. Er verdankt Ihnen sein Leben. Nie wird eine Missethat in Ihrem Namen vollbracht werden. Sie müssen sogar in meinen Verbrechen rein bleiben. Aber wie werde ich Sie vor dem grausamen Vater retten?"

„Es ist noch Hoffnung vorhanden: ich hoffe, ihn durch meine Thränen und meine Verzweiflung zu rühren. Er ist eigensinnig, aber er liebt mich."

„Hoffen Sie nicht vergebens; in diesen Thränen wird er nur die gewöhnliche Aengstlichkeit und Abneigung sehen, die allen jungen Mädchen eigen ist, wenn sie nicht aus Leidenschaft heirathen. Aber wenn er es sich in den Kopf setzen würde, Ihr Glück Ihnen zum Trotz zu begründen? Wenn man Sie mit Gewalt zum Altar schleppen würde, um Ihr Schicksal auf ewig in die Gewalt eines hinfälligen Gatten zu geben . . ."

„Dann . . . dann kann ich es nicht ändern . . . holen Sie mich, ich werde Ihre Frau."

Dubrowsky erbebte. Sein bleiches Gesicht bedeckte sich mit flammender Röthe und wurde im selben Augenblick bleicher als zuvor. Er schwieg lange und senkte den Kopf.

„Sammeln Sie alle Ihre Seelenkräfte, flehen Sie Ihren Vater an, werfen Sie sich ihm zu Füßen; stellen Sie ihm das Entsetzliche der Zukunft, Ihre, an der Seite eines hinfälligen und ausschweifenden Greises verwelkende Jugend vor; sagen Sie, daß Reichthum Ihnen keinen Augenblick Glück verschaffen würde. Aufwand tröstet nur die Armuth und auch diese nur für kurze Zeit, so lange der Reiz der Neuheit dauert. Geben Sie ihm nicht nach. So lange noch ein Schatten von Hoffnung bleibt, erschrecken Sie weder vor seinem Zorn, noch vor seinen Drohungen. Um Gottes willen, geben Sie nicht nach! Wenn es aber gar kein anderes Mittel mehr giebt — dann entschließen Sie sich zu einer grausamen Erklärung; sagen Sie ihm, daß wenn er unerbittlich bliebe, daß . . . Sie eine furchtbare Vertheidigung finden würden . . ."

Hier bedeckte Dubrowsky sein Gesicht mit den Händen; er schien nach Athem zu ringen; Mascha weinte.

Google

„Traurig, traurig ist mein Schicksal!“ sagte er seufzend. „Ich würde für Sie mein Leben lassen. Sie von Weitem zu sehen, Ihre Hand zu berühren, war ein Entzücken für mich, und nun sich mir die Möglichkeit bietet, Sie an mein wogendes Herz zu drücken und zu sagen: ich bin Dein auf ewig — da Unglückseliger! muß ich mich vor der Seligkeit hüten, ich muß sie mit aller Gewalt von mir stoßen! Ich wage nicht, zu Ihren Füßen zu fallen und dem Himmel zu danken für die unbegreifliche, unverdiente Gnade. Oh! wie muß ich den hassen . . . doch ich fühle, daß in meinem Herzen kein Raum für Haß ist.“

Er umfaßte leise ihre schlanke Gestalt und zog sie sanft an sein Herz. Vertrauensvoll lehnte sie den Kopf an die Schulter des jungen Räubers. — Beide schwiegen.

Die Zeit verstrich.

„Wir müssen uns trennen,“ sagte endlich Mascha. Dubrowsky fuhr wie aus dem Schlafe empor. Er nahm ihre Hand und steckte ihr einen Ring an den Finger.

„Wenn Sie sich entschließen, sich an mich zu wenden,“ sagte er, „so bringen Sie diesen Ring hierher und versenken Sie ihn in die Höhlung dieser Eiche. Ich werde wissen, was ich zu thun habe.“

Dubrowsky küßte ihre Hand und verschwand zwischen den Bäumen.

XVI.

Die Brautwerbung des Fürsten Wereisky war schon kein Geheimniß mehr für die Nachbarschaft. Kyrill Petrowitsch nahm sogar schon Glückwünsche an und bereitete die Hochzeitsfeier. Mascha verschob ihre entscheidende Erklärung von einem Tage zum anderen. Inzwischen war ihr Benehmen dem alten Bräutigam gegenüber kalt und gezwungen. Der Fürst kümmerte sich nicht darum, er verlangte keine Liebe und war mit der wortlosen Einwilligung zufrieden.

Aber die Zeit verging. Mascha entschloß sich endlich zu handeln und schrieb dem Fürsten Wereisky einen Brief. Sie versuchte in seinem Herzen das Gefühl der Großmuth zu erwecken, gestand offen, daß sie nicht die geringste Neigung für ihn empfände, flehte ihn an, auf ihre Hand zu verzichten und sie sogar vor der Gewalt des Vaters zu schützen. Sie übergab den Brief heimlich dem Fürsten. Der las ihn in der Einsamkeit und war durch die Offenheit seiner Braut nicht im Geringsten gerührt. Im Gegentheil sah er ein, wie wünschenswerth es sei, die Heirath zu beschleunigen, und fand es darum nöthig, den Brief seinem zukünftigen Schwiegervater zu zeigen.

Kyrill Petrowitsch gerieth darüber in Wuth. Kaum konnte ihn der Fürst überreden, Mascha nicht merken zu lassen, daß er von ihrem Briefe Kenntniß habe. Kyrill Petrowitsch willigte ein, zu ihr davon nicht zu sprechen,

Google

aber er entschloß sich, keine Zeit mehr zu verlieren, und setzte die Hochzeit auf den anderen Tag fest. Der Fürst fand das sehr vernünftig, ging zu seiner Braut, sagte ihr, daß ihr Brief ihn sehr betrübt habe, daß er aber mit der Zeit hoffe, ihre Neigung zu verdienen, daß der Gedanke, sie aufzugeben, ihm zu schwer zu tragen sei, und daß er nicht die Kraft habe, sein Todesurtheil zu unterschreiben. Darauf küßte er ihr ehrerbietig die Hand, und ohne ihr ein Wort über die Entscheidung von Kyrill Petrowitsch zu sagen, fuhr er nach Hause.

Kaum hatte er den Hof verlassen, so trat ihr Vater zu ihr herein und befahl ihr kurz, für den nächsten Tag bereit zu sein. Maria Kyrilowna, die schon durch die Erklärung des Fürsten Wereisky aufgeregt war, zerfloß in Thränen und warf sich dem Vater zu Füßen.

„Mein Vater!" rief sie mit kläglicher Stimme, „mein Vater! richten Sie mich nicht zu Grunde, ich liebe den Fürsten nicht, ich will nicht seine Frau werden."

„Was bedeutet das?" fragte streng Kyrill Petrowitsch, „bis jetzt hast Du geschwiegen und warst einverstanden, und nun, wo Alles bestimmt ist, fällt es Dir ein, Dich anzustellen und Dein Wort zurückzunehmen. Mache keine Dummheiten. Du erreichst damit gar nichts bei mir."

„Richten Sie mich nicht zu Grunde!" wiederholte die arme Mascha, „warum jagen Sie mich von sich weg und geben mich einem ungeliebten Manne? Bin ich Ihnen denn lästig geworden? Ich will, wie früher, bei Ihnen bleiben. Papa, ohne mich werden Sie traurig sein; noch trauriger, wenn Sie denken werden, daß ich unglücklich bin. Papa, zwingen Sie mich nicht, ich will nicht heirathen."

Kyrill Petrowitsch war gerührt, doch verbarg er seine Bewegung und stieß sie von sich, indem er rauh sagte:

„Das ist Alles Unsinn, hörst Du? Ich weiß besser als Du, was zu Deinem Glücke nothwendig ist. Thränen werden Dir nicht helfen, übermorgen wird Deine Hochzeit sein."

„Uebermorgen?" rief Mascha. „O mein Gott! Nein, nein, unmöglich, das kann nicht sein! Papa, hören Sie, wenn Sie sich entschlossen haben, mich zu Grunde zu richten, so werde ich einen Vertheidiger finden, an den Sie nicht denken; Sie werden sich darüber entsetzen, wie weit Sie mich gebracht haben."

„Wie? wie?" sagte Troekuroff, „Drohungen! mir Drohungen? freche Dirne! Du wirst erleben, was ich noch mit Dir machen werde. Du wagst es, mir Angst einflößen zu wollen, Du Nichtswürdige! Wir wollen sehen, wer dieser Vertheidiger sein wird."

„Wladimir Dubrowsky," antwortete Mascha mit Verzweiflung.

Kyrill Petrowitsch dachte, sie wäre verrückt geworden, und sah sie mit Bestürzung an.

Google

„Gut," sagte er nach kurzem Schweigen, „erwarte ihn, wenn Du willst, als Retter, aber inzwischen bleibe in diesem Zimmer — Du wirst es bis zur Trauung nicht mehr verlassen.

Mit diesen Worten ging Kyrill Petrowitsch hinaus und verschloß hinter sich die Thür.

Das arme Mädchen weinte lange über die Zukunft, welche ihrer harrte, aber die stürmische Erklärung hatte ihr Herz erleichtert, und sie konnte ruhiger an ihr Schicksal und daran, was ihr zu thun blieb, denken. Die Hauptsache war für sie, von der verhaßten Heirath erlöst zu werden. Das Schicksal, Gattin eines Räubers zu sein, kam ihr wie ein Paradies im Vergleich zu dem ihr bestimmten Loose vor. Sie blickte auf den Ring, den ihr Dubrowsky gelassen hatte. Sie wünschte brennend, ihn zu sehen und mit ihm noch ein Mal vor dem entscheidenden Augenblick zu berathen. Eine Ahnung sagte ihr, daß sie Abends Dubrowsky im Garten an der Laube finden würde; sie entschloß sich, ihn dort zu erwarten. Als es zu dämmern anfing, machte sich Mascha bereit, zu gehen, fand aber ihre Thüre verschlossen. Hinter derselben rief ihr die Jungfer zu, daß Kyrill Petrowitsch verboten habe, sie herauszulassen. Sie war in Gefangenschaft. In ihrem Innersten tief gekränkt, ließ sie sich am Fenster nieder und saß da bis tief in die Nacht hinein, ohne sich auszukleiden, unbeweglich zum dunklen Himmel aufsehend. Beim Morgenroth schlummerte sie ein, aber ihr leiser Schlaf war durch traurige Träume beunruhigt, und die Strahlen der aufgehenden Sonne weckten sie auf.

XVII.

Sie erwachte, und mit dem ersten Gedanken empfand sie wieder voll das Entsetzliche ihrer Lage. Sie schellte. Das Mädchen kam herein und antwortete auf ihre Fragen, daß Kyrill Petrowitsch gestern nach *** gefahren und spät wiedergekommen sei, daß er den strengen Befehl gegeben habe, sie nicht herauszulassen und Acht zu geben, daß Niemand mit ihr spräche, daß man übrigens keine besonderen Vorbereitungen zur Hochzeit sähe, es sei denn, daß dem Popen befohlen sei, unter keinem Vorwande das Dorf zu verlassen. Nach diesen Nachrichten verließ das Mädchen Maria Kyrilowna und schloß von Neuem die Thüre ab.

Diese Mittheilungen erbitterten die junge Einsiedlerin. Ihr Kopf brannte, ihr Blut kochte. Sie entschloß sich, Dubrowsky von Allem zu benachrichtigen, und suchte nach einem Mittel, den Ring in die Höhlung der verhängnißvollen Eiche zu befördern. In diesem Augenblicke flog ein Steinchen an ihr Fenster, das Glas klirrte. Maria Kyrilowna schaute auf den Hof und erblickte den kleinen Sascha, der ihr Zeichen machte. Sie kannte seine Anhänglichkeit und freute sich, ihn zu sehen.

„Guten Morgen, Sascha, warum rufst Du mich?"

Google

„Ich komme, Schwesterchen, um von Dir zu erfahren, ob Du nicht etwas brauchst. Der Vater ist böse und hat dem ganzen Hause verboten, Dir zu gehorchen, aber befiehl mir, was Du willst, ich werde Alles für Dich thun."

„Danke, mein lieber, kleiner Sascha. Höre, kennst Du die alte Eiche mit der Höhlung im Stamme, die an der Laube steht?"

„Ich kenne sie, Schwesterchen."

„Dann, wenn Du mich lieb hast, laufe schnell dorthin und lege diesen Ring in die Höhlung; aber gieb Acht, daß Dich Niemand sieht."

Mit diesen Worten warf sie ihm den Ring zu und schloß das Fenster.

Der Junge hob den Ring auf, lief eilends davon und befand sich in drei Minuten an dem verhängnißvollen Baume. Hier blieb er stehen, holte Athem, sah sich nach allen Seiten um und legte dann den Ring in die Höhlung. Als er das Geschäft glücklich beendet hatte, wollte er es augenblicklich Maria Kyrilowna melden, als plötzlich ein rothhaariger und halb abgerissener Junge hinter der Laube hervorschoß, sich auf die Eiche warf und die Hand in die Höhlung steckte. Rascher als ein Eichhörnchen warf sich Sascha auf ihn und krallte sich mit beiden Händen fest.

„Was machst Du hier?" sagte er rauh.

„Was geht es Dich an?" antwortete der Bengel, indem er versuchte, sich von ihm zu befreien.

„Laß diesen Ring, Rothkopf," schrie Sascha, „oder ich werde Dir nach meiner Art eine Lehre geben."

Statt einer Antwort schlug ihn der Andere mit der Faust in's Gesicht, aber Sascha ließ ihn nicht los und rief aus vollem Halse:

„Diebe, Diebe! hierher! hierher!"

Der Bengel strengte sich an, von ihm loszukommen. Er war dem Ansehen nach zwei Jahre älter als Sascha und viel stärker als er, aber Sascha war gewandter. Sie rangen ein paar Minuten; endlich behielt der rothhaarige Bengel die Oberhand; er warf Sascha auf die Erde und packte ihn an der Kehle. Aber in diesem Augenblicke faßt eine starke Hand in seine rothen und borstigen Haare, und der Gärtner Stephan hob ihn eine halbe Arschine von der Erde auf.

„Ei, Du rothhaarige Bestie," sprach der Gärtner, „wie wagst Du es, den kleinen Herrn zu schlagen?"

Sascha hatte Zeit gehabt, aufzuspringen und zu sich zu kommen.

„Du hast mich unter die Arme gegriffen," sagte er, „sonst hättest Du mich nie zu Falle gebracht. Gieb gleich den Ring wieder und mache, daß Du fortkommst."

„Warum nicht gar," antwortete der Rothe, und plötzlich sich auf der Stelle umdrehend, befreite er seine Borsten aus Stephans Hand.

Er fing an zu laufen, aber Sascha holte ihn ein, stieß ihn in den Rücken, und der Junge fiel der Länge nach hin. Der Gärtner ergriff ihn von Neuem und fesselte ihn mit seinem Gurte.

Google

„Gieb den Ring wieder, schrie Sascha.

„Warte, Herr," sagte Stephan, „wir werden ihn zur Bestrafung zum Verwalter bringen."

Der Gärtner führte den Gefangenen auf den herrschaftlichen Hof, und Sascha begleitete ihn, mit Unruhe seine zerrissenen und beschmutzten Hosen betrachtend. Plötzlich befanden sich alle Drei vor Kyrill Petrowitsch, der den Stall besichtigen wollte.

„Was ist das?" frug er Stephan.

Stephan beschrieb mit kurzen Worten die Begebenheit.

Kyrill Petrowitsch hörte ihn mit Aufmerksamkeit bis zu Ende an.

„Du bist ein Taugenichts," sagte er, sich an Sascha wendend, „warum hast Du mit ihm angebändelt?"

„Er hat aus der Höhlung den Ring gestohlen, Papa; befehlen Sie ihm, den Ring wiederzugeben."

„Welchen Ring? aus welcher Höhlung?"

„Mir hat ja Maria Kyrilowna . . . aber der Ring . . ."

Sascha verwirrte und verwickelte sich. Kyrill Petrowitsch machte ein finsteres Gesicht und sagte, indem er den Kopf bewegte:

„Hier hat Maria Kyrilowna die Hand im Spiele. Gestehe Alles, oder ich haue Dich gleich durch."

„Bei Gott, Papa, ich . . . Papa . . . mir hat Maria Kyrilowna nichts befohlen, Papa."

„Stephan, gehe und schneide mir eine hübsche, frische Birkenruthe."

„Warten Sie, Papa, ich werde Ihnen Alles erzählen. Ich lief heute auf dem Hofe herum, und Schwesterchen Maria Kyrilowna öffnete das Fenster; ich lief heran, und das Schwesterchen ließ unabsichtlich den Ring fallen, und ich versteckte ihn in die Höhlung und . . . und . . . dieser rothhaarige Junge wollte den Ring stehlen."

„Nicht unabsichtlich hat sie ihn fallen lassen; Du wolltest ihn verstecken . . . Stephan! gehe, hole die Ruthe."

„Warten Sie, Papa, ich werde Alles erzählen. Das Schwesterchen Maria Kyrilowna befahl mir, zur Eiche zu laufen und den Ring in die Höhlung zu legen; ich lief auch hin und legte den Ring hinein, und dieser eklige Junge . . ."

Kyrill Petrowitsch sah den ekligen Jungen an und frug ihn finster: „Wem gehörst Du?"

„Ich bin vom Hofgesinde der Herrschaft Dubrowsky," antwortete er.

Das Gesicht von Kyrill Petrowitsch bewölkte sich.

„Du scheinst mich nicht als Herrn anzuerkennen — gut. Und was machtest Du in meinem Garten?"

„Stahl Himbeeren."

Google

„Aha. Der Diener, wie der Herr; wie der Geistliche, so auch die Gemeinde; und Himbeeren, wachsen sie bei mir auf Eichen? hast Du das schon gehört?"

Der Junge antwortete nicht.

„Papa, befehlen Sie ihm, den Ring wiederzugeben," sagte Sascha.

„Schweige, Alexander!" antwortete Kyrill Petrowitsch, „vergiß nicht, daß ich beabsichtige, mich noch mit Dir auseinanderzusetzen. Gehe in Dein Zimmer. Du, Scheeläugiger, Du scheinst mir sehr durchtrieben zu sein; wenn Du mir Alles gestehst, so werde ich Dich nicht auspeitschen lassen und werde Dir noch einen Fünfer für Nüsse geben. Gieb den Ring wieder und geh!"

Der Junge öffnete die Faust und zeigte, daß er nichts in der Hand habe.

„Du wirst noch sehen, was ich mit Dir mache. Nun?"

Der Junge schwieg, nahm einen blöden Ausdruck an und senkte den Kopf.

„Gut!" sagte Kyrill Petrowitsch, „man soll ihn irgendwo einsperren, aber Acht geben, daß er nicht wegläuft, oder ich ziehe dem ganzen Hause das Fell ab."

Stephan brachte den Jungen auf den Taubenschlag, schloß ihn da ein und beauftragte die alte Hühnermagd Agafja, auf ihn Acht zu geben.

„Hier giebt es keinen Zweifel, sie hat mit dem verdammten Dubrowsky Beziehungen unterhalten. Aber wenn sie ihn wirklich zu Hilfe gerufen hat!" dachte Kyrill Petrowitsch, indem er im Zimmer auf und ab ging und ärgerlich „Der Donner des Sieges ertöne" pfiff. „Wenigstens habe ich seine noch warme Spur gefunden, und er wird uns nicht entgehen. Wir werden diese Gelegenheit benutzen .... Horch! es läutet! Gott sei Dank, es ist der Assessor. Man soll den abgefaßten Jungen herbringen."

Unterdessen fuhr das Wägelchen auf den Hof, und der uns bekannte Assessor trat ganz bestaubt in's Zimmer,

„Vortreffliche Nachricht!" sagte Kyrill Petrowitsch, „ich habe Dubrowsky erwischt."

„Gott sei Dank, Excellenz!" sagte der Assessor mit einem erfreuten Gesicht. „Wo ist er denn?"

„Das heißt, nicht Dubrowsky selbst, aber einen von seiner Bande. Man wird ihn gleich bringen. Er wird uns behilflich sein, seine Anführer zu fangen. Hier ist er!"

Der Assessor, der einen wilden Räuber zu erblicken glaubte, war erstaunt, einen dreizehnjährigen Jungen von schwächlichem Aeußeren zu sehen. Er wandte sich zweifelnd zu Kyrill Petrowitsch und erwartete eine Erklärung. Kyrill Petrowitsch fing auch gleich an, allerdings ohne Maria Kyrilowna zu erwähnen, das Ereigniß vom Morgen zu erzählen.

Google

Der Assessor hörte ihm aufmerksam bis zu Ende zu, indem er in Einem fort den kleinen Taugenichts ansah, der sich ganz dumm stellte und anscheinend gar nicht auf das, was um ihn vorging, Acht gab.

„Erlauben, Excellenz, daß ich mit Ihnen unter vier Augen spreche," sagte endlich der Assessor.

Kyrill Petrowitsch führte ihn in ein anderes Zimmer und schloß hinter sich die Thüre.

Nach einer halben Stunde traten sie wieder in den Saal, wo der Gefangene auf die Entscheidung seines Schicksals wartete.

„Der gnädige Herr," sagte ihm der Assessor, „wollte Dich in das Stadtgefängniß setzen, Dich auspeitschen lassen und Dich dann auf eine Ansiedelung verbannen, aber ich bin für Dich eingetreten und habe Dir Verzeihung erwirkt. Bindet ihn los."

Der Junge wurde losgebunden.

„Bedanke Dich doch bei dem gnädigen Herrn," sagte der Assessor.

Der Junge näherte sich Kyrill Petrowitsch und küßte ihm die Hand.

„Gehe Du nach Hause," sagte ihm Kyrill Petrowitsch, „und in Zukunft stiehl keine Himbeeren mehr in den Baumlöchern.

Der Junge ging hinaus, sprang vergnügt die Treppe hinunter, und ohne sich umzusehen, lief er durch's Feld nach Kistenewka. Als er bis zum Dorfe gelaufen war, blieb er bei einer halbverfallenen Hütte stehen, der ersten an der Ecke, und klopfte an's Fenster. Das Fenster wurde geöffnet, und eine alte Frau zeigte sich.

„Großmutter, Brod!" sagte der Junge, „ich habe seit heute Morgen nichts gegessen, ich sterbe vor Hunger."

„Ach, Du bist es, Mitja! wo hast Du Dich herumgetrieben, kleiner Taugenichts?" antwortete die alte Frau.

„Nachher werde ich erzählen, Großmutter; um Gottes willen, Brod!"

„So komme doch in's Haus."

„Habe keine Zeit, Großmutter; ich muß noch weiter laufen. Brod, um Gottes willen, Brod!"

„Was bist Du für ein Unrast," brummte die Alte; „da hast Du einen Schnitten," und sie reichte ihm durch's Fenster ein Stück Schwarzbrod.

Der Junge biß gierig hinein und ging kauend langsam weiter.

Es fing an zu dämmern. Mitja schlich sich durch die Saat- und Gemüsefelder nach dem Walde von Kistenewka. Als er die zwei Fichten erreicht hatte, welche wie Wächter an dessen Rande standen, hielt er an, sah sich nach allen Seiten um, pfiff durchdringend und abgerissen und lauschte. Ein leiser, anhaltender Pfiff ertönte als Antwort. Eine Gestalt trat aus dem Walde und näherte sich ihm.

XVIII.

Kyrill Petrowitsch ging im Saale auf und ab und pfiff sein Lied lauter als gewöhnlich. Das ganze Haus war in Bewegung. Die Diener liefen

Google

hin und her, die Mädchen waren sehr geschäftig. Auf dem Hofe drängten sich die Leute. Im Ankleidezimmer des Fräuleins, von Jungfern umgeben, schmückte eine Dame die bleiche unbewegliche Maria Kyrilowna vor dem Spiegel. Ihr Kopf beugte sich schmachtend unter der Last der Brillanten. Sie erbebte leicht, wenn eine unvorsichtige Hand sie stach, schwieg aber und sah gedankenlos in den Spiegel.

„Wird's bald?“ ertönte an der Thüre die Stimme von Kyrill Petrowitsch.

„In einem Augenblick,“ antwortete die Dame.

„Maria Kyrilowna, stehen Sie auf, sehen Sie sich an, ob es so gut ist?“

Maria Kyrilowna stand auf und antwortete nichts. Die Thüre wurde geöffnet.

„Die Braut ist fertig,“ sagte die Dame. „Kyrill Petrowitsch, befehlen Sie, daß der Wagen vorfahre.

„In Gottes Namen!“ antwortete Kyrill Petrowitsch, und das Heiligenbild vom Tische nehmend — „komme zu mir, Mascha,“ sagte er zu ihr mit gerührter Stimme, „ich segne Dich . . .“

Das arme Mäden fiel ihm zu Füßen und schluchzte auf. Vater . . . Vater . . .“ sagte sie unter Thränen, die Stimme versagte ihr. Kyrill Petrowitsch beeilte sich, sie zu segnen. Man hob sie auf und trug sie fast in den Wagen. Zu ihr setzte sich die Ehrenmutter und eine von den Dienerinnen. Sie fuhren nach der Kirche, wo sie schon vom Bräutigam erwartet wurden. Er ging der Braut entgegen und war über ihre Blässe und ihr sonderbares Aussehen bestürzt. Sie traten zusammen in die kalte, leere Kirche; hinter ihnen wurden die Thüren geschlossen. Der Geistliche verließ den Altar, und die Cermonie begann. Maria Kyrilowna sah nichts, hörte nichts, dachte seit dem Morgen nur an Eins: sie wartete auf Dubrowsky. Die Hoffnung verließ sie nicht für einen Augenblick. Als aber der Geistliche sich an sie mit der üblichen Frage wandte, schauerte sie zusammen und war einer Ohnmacht nahe, zögerte aber noch, wartete immer noch. Ohne ihre Antwort abzuwarten, sprach der Geistliche die unwiderruflichen Worte. Die Handlung war zu Ende. Sie fühlte den kalten Kuß des ungeliebten Gatten, sie hörte die schmeichelnden Glückwünsche der Anwesenden und konnte immer noch nicht glauben, daß ihr Leben auf ewig gefesselt sei, daß Dubrowsky nicht herbeigeeilt sei, sie zu retten. Der Fürst sagte ihr einige herzliche Worte; sie verstand sie nicht. Sie verließen die Kirche, in deren Vorhalle sich die Bauern von Pokrowskoe drängten. Ihr Blick streifte sie rasch und zeigte unverändert die frühere Gefühllosigkeit. Die Neuvermählten setzten sich zusammen in den Wagen und fuhren nach ***, wohin Kyrill Petrowitsch schon vorangefahren war, die Neuvermählten zu empfangen. Als sich der Fürst allein mit seiner jungen Frau befand, war er nicht im Geringsten über ihr kaltes Aussehen verwirrt. Er versuchte nicht, sie mit heuchlerischen Erklärungen oder mit lächerlichen Zärtlichkeiten zu belästigen. Seine Worte waren einfach und forderten keine Antwort.

Google

In dieser Weise waren sie ungefähr zehn Werst gefahren. Die Pferde liefen schnell über die Unebenheiten der Landwege, und der Wagen schaukelte auf seinen englischen Federn fast gar nicht. Plötzlich ertönten Rufe. Der Wagen hielt, und ein Haufen bewaffneter Leute umringte ihn. Ein Mann, mit einer Halbmaske bedeckt, öffnete den Schlag von der Seite, wo die junge Fürstin saß, und sagte ihr: „Sie sind frei! Steigen sie aus."

„Was bedeutet das?" rief der Fürst, „wer bist Du?"

„Es ist Dubrowsky," antwortete die Fürstin. Ohne die Geistesgegenwart zu verlieren, nahm der Fürst aus einer Seitentasche eine Reisepistole und schoß auf den maskirten Räuber. Die Fürstin schrie auf und bedeckte entsetzt ihr Gesicht mit beiden Händen. Dubrowsky war an der Schulter verwundet, das Blut floß. Ohne einen Augenblick zu verlieren, nahm der Fürst eine andere Pistole heraus. Man ließ ihm aber keine Zeit, sie loszudrücken: von der anderen Seite wurde der Wagenschlag geöffnet, ein paar kräftige Arme zogen ihn aus dem Wagen und nahmen ihm die Pistole ab. Messer blitzten über ihm.

„Rührt ihn nicht an!" rief Dubrowsky, und seine finsteren Gefährten traten zurück. „Sie sind frei!" fuhr Dubrowsky fort, indem er sich zur bleichen Fürstin wandte.

„Nein," antwortete sie, „es ist zu spät, ich bin getraut, ich bin die Gattin des Fürsten Wereisky!"

„Was sagen Sie?" rief Dubrowsky mit Verzweiflung, „nein! Sie sind nicht seine Frau, Sie sind gezwungen worden, Sie hätten niemals einwilligen dürfen . . . ."

„Ich habe eingewilligt, ich habe den Schwur geleistet," erwiderte sie mit Festigkeit. „Der Fürst ist mein Mann; befehlen Sie, ihn zu befreien, und lassen Sie mich mit ihm. Ich habe Sie nicht betrogen, ich habe Sie bis zum letzten Augenblick erwartet . . . aber jetzt sage ich Ihnen, jetzt ist es zu spät. Lassen Sie uns frei." Aber Dubrowsky hörte sie nicht mehr. Der Schmerz der Wunde und die heftige Gemüthsbewegung raubten ihm die Besinnung. Er fiel neben dem Rade nieder. Die Räuber umringten ihn. Er konnte ihnen noch ein paar Worte sagen; sie setzten ihn aufs Pferd, zwei von ihnen unterstützten ihn, der Dritte nahm das Pferd am Zügel, und Alle ritten seitwärts in den Wald. Den Wagen ließen sie mitten auf dem Wege stehen, die Leute gefesselt und die Pferde ausgespannt. Nicht das Geringste war geplündert und kein Tropfen Blut als Rache für das Blut ihres Anführers vergossen worden.

XIX.

Mitten im dichten Walde, auf einer schmalen Wiese erhob sich eine kleine Erdbefestigung, die aus einem Walle und einem Graben bestand, hinter welchen sich ein paar Zelte und Erdhütten befanden. Eine Menge Leute, die man wegen der Mannigfaltigkeit der Anzüge und der allgemeinen Be-

Google

waffnung gleich als Räuber erkennen konnte, aßen auf dem Hofe, ohne Mützen beim gemeinschaftlichen Kessel sitzend. Auf dem Walle, neben einer kleinen Kanone saß der Wachtposten mit unter sich gekreuzten Beinen. Er setzte einen Flicken in einen gewissen Theil seines Anzuges ein, handhabte die Nadel mit einer Kunst, die ihn als erfahrenen Schneider kennzeichnete, und sah sich während der Arbeit jeden Augenblick nach allen Seiten um.

Obgleich der Humpen ein paar Mal von Hand zu Hand gegangen war, herrschte doch eine auffallende Schweigsamkeit unter der Menge. Die Räuber waren mit dem Essen fertig; einer nach dem anderen stand auf und betete; einzelne gingen in die Zelte, und andere zerstreuten sich im Walde oder legten sich, russischer Sitte gemäß, schlafen.

Der Wachthabende hatte seine Arbeit fertig, nahm seine Geräthe zusammen, bewunderte seinen Flicken, stach die Nadel in seinen Aermel, setzte sich rittlings auf die Kanone und fing an aus voller Kehle ein altes melancholisches Volkslied zu singen.

In diesem Augenblick wurde die Thür von einer der Erdhütten geöffnet, und eine alte, sauber und geziert angezogene Frau, mit einer weißen Haube, erschien auf der Schwelle.

„Höre doch auf, Stepka," sagte sie ärgerlich, „der gnädige Herr ruht, und Du gröhlst ja nur; Ihr habt doch weder Gewissen noch Mitgefühl."

„Bin schuldig, Petrowna," antwortete Stepka, „es ist gut, will's nicht mehr thun; möge er, unser Väterchen, ruhen und gesunden."

Das alte Mütterchen ging fort, und Stepka fing an auf dem Walle auf und ab zu gehen.

In der Hütte, aus welcher die alte Frau eben herausgetreten war, lag der verwundete Dubrowsky hinter einer Wand auf harter Bettstelle. Neben ihm auf einem Tischchen lagen seine Pistolen, und über dem Kopf hing sein Säbel. Die Erdhütte war mit kostbaren Teppichen belegt und behangen. In der Ecke stand eine silberne Damentoilette und ein großer Spiegel. Dubrowsky hielt ein offenes Buch in der Hand, aber seine Augen waren geschlossen. Die alte Frau, welche, hinter der Wand stehend, ihn verstohlen betrachtete, wußte nicht, ob er schlief oder in Gedanken versunken sei.

Plötzlich schreckte Dubrowsky zusammen. In der Festung entstand Unruhe, und Stepka steckte seinen Kopf durch das Fenster.

„Väterchen Wladimir Andreïewitsch!" rief er, „die Unsrigen gaben uns Zeichen: wir werden gesucht."

Dubrowsky sprang vom Bette auf, ergriff seine Waffen und verließ die Erdhütte. Die Räuber drängten sich lärmend auf dem Hofe; bei seinem Erscheinen entstand eine tiefe Stille.

„Sind Alle hier?" frug Dubrowsky.

„Alle, außer den Streifwächtern," antwortete man.

Google

„Auf Eure Plätze!“ rief Dubrowsky, und die Räuber nahmen jeder seinen bestimmten Platz ein. In diesem Augenblicke liefen drei Streifwächter an's Thor heran. Dubrowsky ging ihnen entgegen.

„Was giebt es?“ frug er.

„Die Soldaten sind im Walde,“ antworteten sie, wir werden umringt!“

Dubrowsky befahl, das Thor zu schließen, und ging selbst die Kanone zu besichtigen. Im Walde ertönten Stimmen, die sich zu nähern begannen. Die Räuber erwarteten sie schweigend. Plötzlich erschienen drei oder vier Soldaten; sie traten aber gleich wieder in das Dickicht zurück, indem sie durch Schüsse die Kameraden benachrichtigten.

„Bereitet Euch zum Kampfe,“ sagte Dubrowsky. Unter den Räubern entstand eine Bewegung, doch von Neuem wurde Alles wieder still. Dann hörte man den Lärm der herankommenden Truppen; die Gewehre blitzten zwischen den Bäumen. Ungefähr hundertfünfzig Mann strömten aus dem Walde heraus und warfen sich mit Geschrei auf den Wall. Dubrowsky legte die Lunte an die Kanone. Der Schuß gelang — dem Einen wurde der Kopf abgerissen, zwei Andere wurden verwundet. Unter den Soldaten entstand Verwirrung, aber der Offizier stürzte vor, die Soldaten ihm nach und in den Graben hinunter. Die Räuber schossen auf sie aus ihren Gewehren und Pistolen und vertheidigten mit ihren Aexten den Wall, auf den die ergrimmten Soldaten kletterten, nachdem sie im Graben ungefähr zwanzig verwundete Kameraden gelassen hatten. Ein Handgemenge entspann sich. Die Soldaten waren bereits auf dem Walle, die Räuber fingen an sich zurückzuziehen, als sich Dubrowsky dem Offizier näherte, ihm die Pistole auf die Brust setzte und losdrückte. Der Offizier stürzte rücklings hin, ein paar Soldaten fingen ihn in ihren Armen auf und trugen ihn eilig in den Wald zurück. Die Uebrigen, als sie ihren Anführer verloren hatten, blieben stehen. Die ermuthigten Räuber benutzten diesen Augenblick der Unentschlossenheit, stürzten sich auf sie und drängten sie in den Graben zurück. Die Belagerer flüchteten; die Räuber verfolgten sie mit Geschrei. Der Sieg war entschieden. Dubrowsky, der sich der vollständigen Niederlage des Feindes bewußt war, gebot nun den Seinigen Halt und schloß sich in die Festung ein. Er verdoppelte die Wachen und verbot Jedem, sich zu entfernen, nachdem er die Verwundeten hatte versorgen lassen.

Die letzten Ereignisse lenkten ernstlich die Aufmerksamkeit der Regierung auf die verwegenen Räubereien Dubrowskys. Es wurden Nachweise über seinen Aufenthalt gesammelt. Man schickte eine Compagnie Soldaten ab, um ihn todt oder lebend zu fangen. Es wurden einige von seiner Bande abgefaßt, und durch sie erfuhr man, daß Dubrowsky sich nicht mehr unter ihnen befand. Etliche Tage später versammelte er noch ein Mal seine Spießgesellen. Er theilte ihnen mit, daß er beabsichtigte, sie auf immer zu verlassen, und gab ihnen den Rath, auch ihre Lebensweise zu ändern.

Google

„Ihr seid unter meiner Herrschaft reich geworden, jeder von Euch hat einen Paß, mit welchem er gefahrlos in irgend ein fremdes Gouvernement gelangen kann, um dort sein Leben in ehrlicher Arbeit und in Wohlstand zu verbringen. Ihr Alle seid aber Spitzbuben, und wahrscheinlich werdet Ihr Euer Gewerbe nicht aufgeben wollen.“

Nach dieser Rede verließ er sie, nur von *** begleitet. Niemand wußte, wo er geblieben. Anfangs zweifelte man an der Wahrheit dieser Aussagen — die Anhänglichkeit der Räuber an ihren Anführer war bekannt — man nahm an, daß sie für seine Rettung sorgten, aber die Folgen gaben ihnen Recht. Die Feuersbrünste und Plünderungen hörten auf, die Wege wurden wieder sicher.

Nach anderen Nachrichten hieß es, daß Dubrowsky in's Ausland geflüchtet sei.

Google

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert. Von Richard Muther. G. Hirths Kunstverlag in München. 1893.

Richard Muther hat sich eine große und schwierige, aber auch eine überaus dankenswerthe Aufgabe gestellt. An einer Darstellung der Malerei in unserm Jahrhundert, die sich mit den Meistern der Malerei in allen Culturstaaten und ihren hervorragendsten Schöpfungen befaßt, die sowohl die Verschiedenartigkeit der Ausgangspunkte, Wege und Ziele in der Kunstschöpfung der verschiedenen Länder, wie auch die Berührungen, wechselseitigen Anregungen und den Zusammenhang der durch die Nationalität ihrer Urheber von einander getrennten Kunstwerke aufweist, hat es bisher gefehlt.

Das Verdienstliche einer solchen Gesammtdarstellung springt ohne Weiteres in die Augen. Das Wesen des Kunstwerkes kann nicht in vereinzelter Betrachtung erkannt und bestimmt werden. Das Verhältniß, in dem es zur allgemeinen Kunstschöpfung seiner Zeit und seines Landes steht, ob es in der Abhängigkeit von seiner zeitlichen und örtlichen Nachbarschaft entstanden ist oder sich vielmehr von den herrschenden Einflüssen freigemacht und bahnbrechend eine neue Richtung eingeschlagen hat, ist für die Beurtheilung seiner Eigenart, seines besondren und allgemeinen Werthes von hoher Wichtigkeit. Und wie um das Einzelne, so ist es um die Vereinigung die Kunstwerke, die in großen Zügen Uebereinstimmungen aufweisen, die besonderen Gruppen und „Schulen" bestellt. Auch sie werden erst in ihrem Zusammenhange mit den anderen oder in ihrer Auflehnung gegen die anderen richtig erfaßt werden können.

So glücklich also der Gedanke, der dem Muther'schen Werke zu Grunde liegt, auch ist, so schwierig ist aber auch die Verwirklichung. Der Stoff, der hier zu bewältigen ist, hat in seiner Massenhaftigkeit etwas geradezu Erschreckliches. Wenn es dem Verfasser auch selbstverständlich nicht in den Sinn kommen konnte, mit dem Anspruch auf irgendwelche Vollständigkeit die unabsehbare Schaar mehr oder minder begabter Künstler, die in unserm Jahrhundert den Pinsel geführt haben, in allen ihren respectablen Individuen zu schildern, wenn er vielmehr seine Aufgabe darin hat erblicken müssen, aus dem Troß

Go gle



Medea's Abschied. Von Anselm Feuerbach.
Aus: Richard Muther, Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert. München, G. Hirths Kunstverlag.



Algierische Frauen im Harem. Von E. Delacroix.
Aus: Richard Muther, Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert. München, G. Hirths Kunstverlag.

Google

die Tüchtigsten auszusondern und nur den bemerkenswerthesten, den führenden Künstlern seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, so bleibt die Arbeit darum doch noch erdrückend schwer. Denn die Zahl dieser Tüchtigsten, der Unumgänglichen ist noch immer Legion.

Schon die bloße Gliederung des gewaltigen Stoffes, die Vereinigung Derer, die zusammengehören, die Ausscheidung der Anderen, die richtige Stellung der Einzelnen und der Gruppen, die billige Ausmessung des Raumes, der ihnen in der Darstellung unter



Die Quelle. Von Jean Ingres.
Aus: Richard Muther, Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert. München, G. Hirths Kunstverlag.

Berücksichtigung ihrer Wichtigkeit zuzugestehen ist, — schon diese äußerliche Anordnung und Eintheilung setzt eine Sachkenntniß voraus, die unsern Respect herausfordert. Die Summe von Wissen und Können, von Umsicht und Arbeit, die in der bloßen Disposition steckt, wie sie in der Inhaltsangabe erkenntlich hervortritt, hat schon etwas Imponirendes.

Muther hat sein Werk auf drei starke Bände von je 40 Bogen angelegt. Es erscheint in zehn Lieferungen in Lexikon-Octav (die Lieferung kostet vier Mark) mit etwa tausend Illustrationen.

Google

„Das Vermächtniß des 18. Jahrhunderts“ bildet den Eingang. Die Anfänge der modernen Kunst in England (Hogarth) die hervorragendsten Maler des Continents (Goya, Watteau, Greuze, Chodowiecki, Graff u. s. w.), die klassicistische Reaction in Deutschland und Frankreich (Mengs, Carstens, Genelli, David), werden uns hier in knapper und scharfer Charakteristik vorgeführt. Daran schließt sich als zweiter Abschnitt „Die Flucht in die Vergangenheit“ mit den „Nazarenern“ Overbeck, Veit, Schnorr 2c., den „Münchenern“ unter Ludwig I: Cornelius, Kaulbach 2c., den „Düsseldorfern“ (Schadow, Lessing, Bendemann 2c.), denen die Romantiker in Deutschland und Frankreich, die Franzosen



Der blaue Knabe. Von Th. Gainsborough.
Aus: Richard Muther, Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert. München, G. Hirths Kunstverlag.

von 1830 u. s. w. folgen. In eingehender Weise werden die Vertreter des „coloristischen Umschwungs in Deutschland“ Anselm Feuerbach, Victor Müller mit den Berlinern Henneberg, Gustav Richter 2c., den Münchenern Piloty, Makart, Gabriel Max geschildert

Die „Ueberwindung des Pseudo-Idealismus“, insbesondere die Hervorhebung der Bedeutung von Leys, Meissonnier und Adolf Menzel „als Vermittler zwischen der Vergangenheit und dem Leben“, zwischen der edlen Kunst der ersten Hälfte und der intimen Kunst der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, beschließt den Inhalt des ersten Theiles.

Google

Das Muther'sche Werk, das einen Schatz von Wissen birgt, klar, faßlich und fesselnd geschrieben, frei von aller gespreizten Phrasenhaftigkeit, die sich namentlich in der Kunstschriftstellerei unserer Tage so oft unliebsam bemerkbar macht, gemessen, ruhig und erstarkend im Urtheil, darf allen Kunstfreunden auf das Wärmste empfohlen werden. Die zahlreichen und für das Verständniß in hohem Grade förderlichen Illustrationen machen dem bewährten künstlerischen Geschmack des G. Hirth'schen Verlags alle Ehre. Sie sind nicht nach dem berüchtigten Gefälligkeitsrecepte auf den billigen Beifall der großen Menge zugeschnitten; sie haben vielmehr den vornehmeren Zweck, mit den besten Mitteln unserer vorgeschrittenen Reproductionstechnik in Treue und Anschaulichkeit das Charakteristische des Originals wiederzugeben. Ueberhaupt ist die Ausstattung, Druck und Papier tadellos. —u.



Die Dachstube. Von C. Spitzweg.
Aus: Richard Muther, Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert. München, G. Hirths Kunstverlag.

Musikalische Notizen.

Berühmte Geiger der Vergangenheit und Gegenwart. Eine Sammlung von 87 Biographien und Portraits. Herausgegeben von A. Ehrlich. Leipzig, Verlag von A. H. Payne.

Was das splendid ausgestattete Buch enthält, sagt der Titel. Der Verfasser begnügt sich jedoch nicht damit, nur Portraits und einzelne Biographien nach den besten Quellen zu geben, sondern läßt es sich, was im Interesse der Geschichte der Kunst besonders anzuerkennen ist, auch angelegen sein, die Bedeutung der hervorragendsten Geiger für die Entwickelung der Kunst klar zu stellen. Bedauerlich ist, daß für manchen Virtuosen, so z. B. für A. J. M. Artôt

Google

keine brauchbaren Documente zu beschaffen waren und deshalb von einer eingehenden Charakteristik Abstand genommen werden mußte. Trotz dieses Mangels darf das Ehrlich'sche Werk in Fach- und Laienkreisen auch neben J. von Wasielewskis ausführlicherem, aber der Portraits ermangelndem Buche über denselben Gegenstand auf willige Aufnahme rechnen.

Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik. Von Alfred Bock. Leipzig, Verlag von Carl Reißner.

Die Aufgabe, darzustellen, wie die bedeutendsten deutschen Dichter über die Kunst der Töne gedacht haben, ist vom Verfasser in anziehender Weise gelöst worden. Nicht nur der Fachmann, sondern auch der Kunstliebhaber wird aus den ästhetischen Essays sowie aus den reichlich eingestreuten Citaten sich ein sicheres Bild über die Stellung der Classiker und Romantiker zur Musik machen können. Ein besonderer Nachdruck ist auf die Aussprüche gelegt, die sich auf das deutsche Lied und auf die deutsche Oper vom Singspiel des vorigen Jahrhunderts bis zu Wagners Musikdramen beziehen.

Dudler und Dulder. Studien über die Anmaßungen der Tonkunst. Von einem alten Musikfreund. Leipzig, Verlag von Carl Reißner.

Das Schriftchen wendet sich theils mit Humor, theils mit Ingrimm gegen das Uebermaß des dilettantischen Musicirens. Die von dem Verfasser gemachten Vorschläge, diesem Uebel zu steuern, sind gut gemeint, schießen aber leider so weit über das Ziel hinaus, daß es nicht denkbar, sie praktisch durchzuführen. Das „Jammergeheul der clavierenden Herren und gröhlenden Jungfrauen" wird vermuthlich noch lange ertragen werden müssen, und die „musikalische Vergewaltigung seitens der Klimperer, Kratzer, Dudler und Bläser" wird sich, wie zu fürchten steht, durch polizeiliche Vorschriften nicht aus der Welt schaffen lassen.

Deutschlands Tonkünstlerinnen. Biographische Skizzen aus der Gegenwart. Gesammelt und herausgegeben von Anna Morsch. Berlin, Verlag von Stern u. Ollendorf.

Das vorliegende Buch bildet eine Ergänzung des im Auftrage des deutschen Frauencomités für die Weltausstellung in Chicago von der Verfasserin zusammengestellten Tonkünstlerinnen-Albums und enthält ein mühevoll gesammeltes reiches Material über die deutschen Frauen, die sich die Pflege der Tonkunst als Lebensberuf erwählt haben. Es behandelt in vier Abschnitten die bedeutendsten Componistinnen und Musikschriftstellerinnen, Opern- und Concertsängerinnen, Instrumental-Virtuosinnen und Pädagoginnen und leidet nur an dem Fehler, daß das den einzelnen Persönlichkeiten gespendete Lob bisweilen nicht in richtigem Verhältnisse zu den wirklichen Leistungen steht. Es war nicht nothwendig, aus Vorsteherinnen bescheidener Musikinstitute und aus Sängerinnen und Virtuosinnen dritten und vierten Ranges Kunstheroen erster Größe zu machen.

Musikalische Werke der Kaiser Ferdinand III., Leopold I. und Joseph I. Herausgegeben von Guido Adler. Autorisirte Volksausgabe in Directions- und Auflagestimmen. Wien, Artaria & Co.

Vor Jahresfrist ist im Auftrage des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht eine Auslese kirchlicher Compositionen von den im Titel genannten drei österreichischen Kaisern herausgegeben werden. Die vorliegenden vier Nummern sind ein Extract daraus. Compositionen gekrönter Häupter sind im Allgemeinen mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen; aliud sceptrum, aliud plectrum. Das werthvollste Stück der Sammlung ist unstreitig das „Miserere" Ferdinands III. für Solostimmen, gemischten Chor und Orgel; interessante Einzelheiten enthält auch Leopolds I. „Missa Angelis Custodis." Für das größere Publikum wird der in Aussicht gestellte zweite Band, der weltliche Compositionen (Gesänge und Tänze) enthalten soll, vermuthlich dankbarer sein.

Mozart in Prag. Zum hundertjährigen Gedächtniß seines Todes von Rudolph Freiherrn Procházka. Prag, Verlag von H. Dominicus (Th. Gruß).

Prag ist die erste Stadt gewesen, die Mozarts „Figaro" und „Don Juan" verstand und würdigte; von Prag aus begannen beide Opern ihren Siegeslauf über die Bühnen der ganzen Welt. Wie Mozart in Prag gelebt und componirt hat, wie er daselbst gefeiert worden ist, das findet man in dem vorliegenden, mit pietätvoller Liebe und kritischem Scharfsinn geschriebenen

Google

Buch ausführlich erörtert. Es sind nicht nur die vorhandenen Quellen in ihrem ganzem Umfange gewissenhaft zu Rathe gezogen worden, sondern außerdem noch eine Fülle neuen Materials beigebracht worden, das geeignet ist, manches Dunkel aufzuhellen und manche Lücke auszufüllen.

Otto Nicolais Tagebücher nebst biographischen Ergänzungen von K. Schröder. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel.

„Die lustigen Weiber von Windsor" gehören zum eisernen Bestand jeder deutschen Opernbühne; über den der Kunst leider zu früh entrissenen Componisten weiß das Theaterpublikum so gut wie Nichts. Die obige Publication füllt diese Lücke in anziehender Weise aus. Dadurch, daß den Tagebuchaufzeichnungen biographische Ergänzungen beigegeben sind, ist es möglich geworden, dem Leser nicht eine Reihenfolge von zusammenhangslosen Bruchstücken zu bieten, sondern einen vollständigen und abgerundeten Ueberblick über den Lebensgang des genialen Künstlers.

The Natural Method of writing Music. By Levi Orser. Boston, Eastern Publishing Company.

Die Projecte, eine bequeme lesbare Notenschrift anstatt der jetzt üblichen zu schaffen, sind wiederum um eins vermehrt worden, und auch dieses wird aller Wahrscheinlichkeit nach nicht die Umwälzung in unserem Notensystem herbeiführen, die der Autor wünscht und hofft. Die der neuen Methode zu Grunde liegenden Gedanken sind nicht übel, aber eine Erleichterung im Notenlesen wird durch diese „natürliche Notation" nicht angebahnt. Die zahlreichen Notenbeispiele (32 Seiten) sind nicht geeignet, für die neue Erfindung Freunde und Anhänger zu werben; so geistreich Einzelnes ausgeklügelt ist, so ist doch der äußerliche Habitus der Orser'schen Methode derartig complicirt, daß an eine allgemeine Einführung nicht zu denken ist. Das Problem, unsere Notenschrift, die ja ihre Mängel hat, durch eine andere zu ersetzen, ist vorläufig noch nicht gelöst.

Vorträge über Orgelbau. Gehalten am Conservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien von L. A. Zellner. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Ein ebenso klar und verständlich geschriebenes, wie praktisch brauchbares Buch, das nicht den Zweck verfolgt, dem Orgelbauer ein Leitfaden für seine Arbeiten zu sein, sondern den Organisten mit der Construction des ihm anvertrauten Werkes gründlich bekannt zu machen und ihn zu befähigen, bei Stockungen, die bei jeder, auch der besten Orgel vorkommen, selbst Abhilfe treffen zu können.

Ueber Reinheit der Tonkunst von Ant. Friedr. Just. Thibaut. Siebente Ausgabe. Mit dem Vorwort von Dr. K. Ch. W. F. Bähr zur dritten Ausgabe. Freiburg i. B. und Leipzig, C. C. B. Mohr.

Das in seiner Art classische Buch des Heidelberger Juristen, der in einer Zeit, wo Sinn und Verständniß für ältere Kirchenmusik nur ausnahmsweise anzutreffen war, für die Meisterwerke der vergangenen Jahrhunderte Propaganda machte, ist zwar alt, aber keineswegs veraltet. Auch heute noch kann es als ein Mahnruf gelten, der werth ist, von Allen gehört und beherzigt zu werden, die in der Kunst nicht sinnlichen Ohrenkitzel, sondern Erbauung und Erhebung suchen. eb.

Bibliographische Notizen.

Fritz von Uhde. Mit dem Bildnisse des Meisters in Heliogravüre nach einem Gemälde Leo Sambergers von Otto Julius Bierbaum. München 1893. Dr. E. Albert & Co.

Wie der Ansturm der Modernen nicht gegen den wirklichen Idealismus sich gerichtet, wie diese „neue Kunst" vielmehr den Zauber echter Poesie begriffen und geschildert, nachdem man nur erst einmal in emsiger Arbeit eine neue eigene Formensprache sich errungen, das schildert der Autor in warmen Worten. In Fritz von Uhde verkörpert sich ihm die Entwickelung, die die junge moderne Kunst in der kurzen Zeit ihres Schaffens genommen, diese neue Kunst, die nicht dem Uebermuth einiger Uebereifrigen ihr Dasein verdankt, sondern

Google

die kommen mußte, da eine neue Zeit nach einem neuen eigenen Ausdruck verlangte. Der Verfasser führt aus, wie die Uhde'sche Kunst der Ausdruck modernsten Empfindens, wie sie deutsch ist, ihrer tiefsten Wesenheit nach, die Kunst des Mannes, den man in Deutschland so gern einen Franzosennachahmer nennt, dessen echt deutsche Wesensart aber gerade die Franzosen längst erkannt haben. Wie die Uhde'schen Evangelienbilder, die fern sind von jeder unkünstlerisch aufdringlichen Tendenz, religiös sind im höchsten Sinne des Wortes, zeigt der Verfasser, und wie auch in des Meisters Bildern profanen Stoffes jene Religion der Liebe lebt, die aus dem Mitleid erblüht.

Auch die Uhde'sche Technik wird zu würdigen gesucht.

Die Studie Bierbaums ist eine verdienstvolle Arbeit, in der nur hie und da der stellenweise angeschlagene polemische Ton etwas stört.

In Druck und Papier ist das Werk auf das Geschmackvollste ausgestattet. Die beigegebene Heliogravüre, die das Porträt Fritz von Uhdes zeigt, ist von außerordentlicher Feinheit. O. F.

Im römischen Palast. Roman von A. Evers. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Der Roman gewährt interessante Einblicke in das internationale Leben und Treiben der Fremden-Colonie in Rom. Das Hauptinteresse concentrirt sich um einen deutschen Maler und eine reiche Amerikanerin, in welche der Maler sich scheinbar verliebt, bei der er aber mehr Vergessen seiner, wie er glaubt, unglücklichen Liebe zu einem deutschen Mädchen sucht. Die Amerikanerin, welche für die Individualität des deutschen Künstlers gar kein Verständniß hat, übt einen unheilvollen Einfluß auf sein künstlerisches Schaffen, und er findet sich selbst und die wahren Aufgaben seiner Kunst erst wieder, nachdem das Verhältniß gelöst und ein Zufall ihn mit dem deutschen Mädchen zusammen, und ihr, die ihn nie vergessen, wieder zugeführt hatte.

Die romanhafte Verwickelung, Schürzung und Lösung des Knotens hat bedeutende Schwächen aufzuweisen, dem Zufall und unaufgeklärten Mißverständnissen ist eine allzu breite Rolle angewiesen, und schließlich geschieht die Lösung des Liebesverhältnisses zwischen dem Maler und der Amerikanerin nicht aus der Erkenntniß der sie trennenden Charaktereigenschaften, sondern durch das Intriguenspiel eines frühreifen, verschlagenen Kindes.

Recht unterhaltend ist das Episodenwerk, hier bietet sich dem Verfasser Gelegenheit, dem Leser ein kundiger Führer in der ewigen Stadt zu sein und ihn mit künstlerischem und archälogischem Verständniß durch die classischen Gefilde zu geleiten; so fesselt das Buch, trotzdem einem aufmerksamen Leser die Mängel in der Entwickelung und Motivirung der Handlung nicht verborgen bleiben werden. mz.

Leidende Menschen. Novellen von Arthur Holitscher. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Ein dünnes Bändchen und doch dick genug, um der Menschen ganzen Jammer in sich einzuschließen! Tod, Krankheit, Hunger, trostlose Liebe, kurz jede Gestalt, die das Elend annimmt, um die kurze Spanne Zeit, die dem menschlichen Dasein verstattet ist, zu verdüstern, finden wir in den sechs Novellen enthalten; — aber der pessimistische Verismus des Verfassers wirkt nicht abstoßend, sondern ergreifend, und wenn die kleine Sammlung auch nicht erfreulich auf den Leser wirkt, angewidert wird er von ihr nicht werden, sondern nur tief ernst und nachdenklich gestimmt, und solche Wirkungen zu erzielen, ist auch Beweis für ein künstlerisches Können.

mz.

Blätter aus meinem Skizzenbuch. Gesammelte kleine Erzählungen von Dr. E. Budde.

Angenehmer Plauderton, treffende Beobachtungsgabe in Verbindung mit großer Innigkeit und Gemüthstiefe sind die Eigenschaften, welche die Budde'schen Skizzen auszeichnen und es bewirken, daß wir dieselben immer wieder mit demselben hohen Genusse lesen. Wp.

Gedichte von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel.

Kruse hatte außer den kleinen in seine Dramen eingestreuten und zum Theil von Max Bruch schon ansprechend componirten Liedern wenig Lyrisches veröffentlicht, als er sich endlich durch nähere Freunde bewegen ließ, wenigstens eine Auswahl seiner Gedichte herauszugeben. Seine Sammlung enthält in der ersten Abtheilung elf Elegien, der Form oder dem Inhalte nach so genannt, und in der zweiten Abtheilung elf „Ver-

Google

mischte Gedichte", unter welchen auch zwei neue Seegeschichten Platz gefunden haben, 1891 auf Spiekeroog geschrieben, während die Elegie „Attika" 1837 entstanden. So liegt zwischen der Abfassung des ältesten und des jüngsten Gedichtes mehr als ein halbes Jahrhundert, und diese lange Zeit hat der frischen Schaffenskraft des glücklichen Dichters keinen merkbaren Eintrag gethan. Unter den Elegien zeichnet sich „Tibur" durch anmuthige Heiterkeit aus, und „Yevay", dem Andenken des engelhaften Francis Ashley geweiht, durch tiefe Empfindung. Grausig und erschütternd sind die Terzinen „Der Beifall der Welt", eigenartig das liebliche Idyll „Die gute Herrin". „Der Wachtelschlag", ein kurzes echtes Lied, ist von Max Bruch componirt.

W. F.

Eingegangene Bücher. Besprehung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Achelis, Th., Die Entwickelung der Ehe. Berlin, E. Felber.
Altena, C. E., Im Sansara. Neue Lieder und Dichtungen. Hamburg, Verlags-Anstalt A. G. (vorm. J. F. Richter).
Ballhorn, Der Antheil der Plastik an der Entstehung der griech. Götterwelt u. die Athene des Phidias. Hamburg, Verlags-Anstalt A. G. (vorm. J. F. Richter).
Baudouin de Courtenay, J., Vermenschlichung der Sprache. Hamburg. Verlags-Anstalt A. G. (vorm. J. F. Richter).
Baumbach, R., Abenteuer und Schwänke: Alten Meistern nacherzählt. Zeichnungen v. P. Mohn u. A. 13. Tausend. Leipzig, A. G. Liebeskind.
Benedikt, E., Bemerkungen über das Urheberrecht und den Gesetzentwurf der österreich. Regierung. Wien, Manz'sche Hof-Buchhandl.
Bergmann, J., Geschichte der Philosophie. Zweiter Band. 2. Abtheilung: Nach Fichte. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Bibliothek der Gesammtlitteratur. No. 687 bis 700. Halle. O. Hendel.
Biltz, K., Dramatische Humoresken. Nebst einem Prolog: „Warum die Deutschen keine Komödie haben." Berlin, Imberg & Lefson.
Brandes, G., Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts. Lieferung 5 u. 6. Leipzig, H. Barsdorf.
Braune, R., Lindenblüthen. Gedichte. Frankenhausen, Selbstverlag.
Brockhaus' Konversationslexikon, 14. vollständig neubearbeitete Auflage. In sechzehn Bänden. Siebenter Band. Foscari-Gilboa. Mit 50 Tafeln, darunter 6 Chromotafeln, 12 Karten und Pläne, und 282 Textabbildungen. F. A. Brockhaus in Leipzig, Berlin u. Wien.
Brombacher, Fr., Der Bauernkrieg. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, W. Friedrich.
— Fr., Kellers Bild. Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, W. Friedrich.
Croissant-Rust, A., Gedichte in Prosa. München, Dr. E. Albert & Co.
Delbrück, A., Ueber Hamlets Wahnsinn. Hamburg, Verlags-Anstalt A. G. (vorm. J. F. Richter).
Dorer, E., Nachgelassene Schriften. Herausgeg. von Adolf Friedrich Graf von Schack. Zwei Bände. Dresden, L. Ehlermann.
Epstein, M., Mit Lieb' bei Sang und Trank. Gedichte. Dresden, E. Pierson.
Gebell-Ennsburg, Gyulas Liebe. Gedicht in 10 Gesängen a. d. Ungar. des Alex. Kisfaludy. Dresden, E. Pierson.
Geffcken, J., Stimmen der Griechen am Grabe. Hamburg, L. Voss.
Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer. 6. Aufl. Herausg. von Rich. Engelmann. Lieferung 5—8. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.
Hofmann, K., Heinrich Mühlpfort und der Einfluss des Hohen Liedes auf die zweite schles. Schule. Heidelberg, Ph. Wiese.
Hohnerlein, M., Närrische und vernünftige Leute. Lustspiel in 5 Aufzügen nach einer Komödie des dänischen Dichters L. Holberg. Trier, Paulinus-Druckerei.
Jensen, W., Vom Wegrand. Kleine Bilder. Berlin E. Felber.
— Die Wunder auf Schloss Gottorp. Ein Gedächtnissblatt aus dem vorigen Jahrhundert. Berlin, E. Felber.
Joël, K., Die Zukunft der Philosophie. Antrittsvorlesung. Basel, B. Schwabe.
Kempf, J., Geschichte des Deutschen Reiches, während des grossen Interregnums 1245 bis 1273. Würzburg, A. Stuber.
Khuenberg, S. v., Plein air. Neue Prosa. Hamburg, C. Kloss.
Kirchner, Fr., Gründeutschland. Ein Streifzug durch die jüngste deutsche Dichtung. Wien, Kirchner & Schmidt.
Klings, C., Liebeswonne. Gedichte. Leipzig, R. Claussner.
Körner, Th., Tagebuch und Kriegslieder aus dem Jahre 1815. Mit d. Bildn. Körners. Nach d. Originalhandschrift veröffentlicht von W. E. Peschel. Freiburg, E. Fehsenfeld.
Kohut, A., Berühmte und berüchtigte Giftmischerinnen. Eine culturgeschichtlich-psycholog. Studie. Mit einem Vorwort von Dr. Fr. Friedmann. Berlin, Bibliogr. Bureau.
Kunst-Chronik, Allgemeine. Illustrirte Zeitschrift für Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater u. Literatur. 1893. Heft 14. München, J. Albert.
Kurz, F., Der Antheil der Münchener Studentenschaft an den Unruhen der Jahre 1847 und 1848. (Lola Montez-Studentenfreicorps.) München, Akadem. Verlag.
Lehmann, J., Der Günstling des Czaren. Eine Erzählung aus Russland. Mainz, Joh. Wirth'sche Hofbuchdruckerei.
Le livre et l'image, Revue documentaire illustrée mensuelle. 1893. No. 5. Paris, A. Fontaine.

Google

Meyers Kleines Konversationslexikon, Fünfte, umgearbeitete u. vermehrte Auflage. Mit über 100 Beilagen, Karten u. Bildertafeln in Holzschnitt, Kupferstich u. Chromodruck. Dritter Band. Pharisäer bis Zymotisch. Leipzig u. Wien. Bibliographisches Institut.

Mrazović, M., Selam. Skizzen und Novellen aus dem Bosnischen Volksleben. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.

Neitzel, O., Der Führer durch die Oper. I. Band. Deutsche Opern. III. Abtheilung. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Neumann-Strela, K., Deutschlands Helden in Krieg und Frieden. Deutsche Geschichte. Zweiter Band. Mit Vollbildern u. Textabbild. Hannover, C. Meyer.

Nier, Fr., Je länger, je lieber. Roman. Dresden, E. Pierson.

Nissen, H. A., Jugendgedichte eines Einsiedlers. Neumünster, Selbstverlag.

Olfers, M. v., Erzählungen. Berlin, E. Felber.

Paul, A., Alte Sünden. Spiessbürgerliches Schauspiel in drei Aufzügen und einem Intermezzo. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Penias, I. G., Natur-Klänge. Poesie und Prosa. Dresden, E. Pierson.

Picard d'Estelan, 1893, Guerre ou Paix. Berlin, R. Jassé.

Reder, H. v., Lyrisches Skizzenbuch. München, Dr. E. Albert & Co.

Reform, ostdeutsche., Blätter zur Förderung der Humanität. Zweiter Jahrg. Nr. 14 u. 15. Königsberg, Braun & Weber.

Rudow, W., Wittekind der Sachsenherzog. Leipzig, W. Opetz.

Sandvoss, R., Wahrheit, Wahrheit! Gedichte. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Schneegans, A., Kallia Kypris. Aus Alt-Syrakus. Roman. Berlin Verein der Bücherfreunde.

Schulz, A., Der Mensch u. seine natürliche Ausbildung. Wider das althergebrachte Verfahren in Erziehung und Unterricht. Berlin, R. Heinrich.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Die Grotten u. Höhlen des Karst. (Hartlebens Neue Reisebücher „Unterwegs" No. 7.) Wien, A. Hartleben.

Seidel, H., Gesammelte Schriften. XI. Band. Neues Glockenspiel. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Servaes, Fr., Berliner Kunstfrühling 1893. Berlin Speyer & Peters.

Stein, Fr. v., Das Laster. Roman. Leipzig, W. Friedrich.

Stümcke, H., Michael Georg Conrad. Eine litterarische Skizze. . Bremen, J. Kühtmann.

Uchtomskij, Fürst v., Orientreise des Grossfürsten-Thronfolgers von Russland. Lieferung 3—6. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Vasantasena oder Das irdene Wägelchen. Frei wiedergegeben von M. Haberlandt. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Warden, F., Das Haus am Moor. Roman in zwei Bänden. Autoris. Uebers. a. d. Englischen von F. Mangold. (Engelhorn's Allgem. Romanbibl. 9. Jahrg. Band 23. 24.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Webster, J., Lawn-Tennis. Anleitung zur Erlernung des Spiels und Rathschläge bei Anschaffung der dazu nöthigen Utensilien. Frankfurt a./M., H. Bechhold.

Winter und Wünsche, Die jüdische Literatur seit Abschluss des Kanons. Lieferung 13. Trier, S. Mayer.

Wolzogen, E. v., Das gute Krokodil und andere Geschichten aus Italien. Berlin, F. Fontane & Co.

Zahn, E., Herzenskämpfe. Eine Erzählung a. d. Schweizer Bergen. Zürich, Th. Schröter.

Zeitschrift für Hypnotismus. Jahrgang I. Heft 8 u. 9. Berlin, W. Brieger.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Google

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1893er. Frische Füllung. 1893er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58^{20}	R
Mühlbrunn .	40	"
Schlossbrunn	41^{8}	"
Theresienbrunn	47^{1}	"
Neubrunn . .	47^{3}	"
Marktbrunn .	34^{5}	"
Felsenquelle .	47	"
Kaiser Karls-Qu.	33^{4}	"
Kaiserbrunn	39^{1}	"

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte.

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Digitized by Google

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen an Flaschen und Krügen:—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

"*Die Beliebtheit des Apollinaris-Wassers ist begründet durch den tadellosen Character desselben.*"

THE TIMES, 20. *September* 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

Google

Rord und Süd.
Line deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
ron
Faul Lindau.
Sechsundsechzigfter Vand.
Mit den p»«lc>>!» Von:
Angnfi -.rinbbe.S. M»l »»"»hard. wi»i°m 5..in««7.
Schle,,sche Vuchdluckerei. «unst» »nl» Vellags-Anstalt
v. 5. 5<bo»tlaendel.

Inhalt des 66. Bandes.

Juli. — August. — September.

!893.

Sei!«

«548425

Inhalt V«5 es, Vandes,

Mit den siortraits von:

August ötrindberg, Max Vurckhard und William Steinway; radirt von
Johann lindner in München,

Iuti l8Y3.

Inhalt.

hierzu ein Portrait: August Strindberg.
Radirung von Johann lindner in München.

»N»il> »nd Lud' erschein! »m Anfang jede» Mona!» !n yeften mi! je einer «unllbeiloge,
—— Peel, pro «ynartal l« hefte) t Mail. —
All» snchhandlnngen »ob poftünstalten nehmen jederzei! Vestellungen an,
!
Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und Süd" be»
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Mord und Süd" Vreslau.
5iebenhufenerstr. 2/3.

Veilage zu diesem hefte
»on
v«>«°lll«c!l«N in 5,1t, (Veschrcibung d« Nordsee, und StahI.Vade! Sylt, wesieiland und weniiingstadt).

Ohne Schuld?

Novelle

von

ltonrad Oelmann. ' - ' '

— Rom, — .. : ^ /. -:

I ä, war danlals Referendar am Kreisgericht meiner Vaterstadt und sollte zum ersten Mal eine Vertheidigung vor dein Schwurgericht übernehmen. Das gehört zum vorgeschriebenen Ausbildungs-pensum. Es verstand sich aber von selbst, daß man »ms jungen, unerfahrenen Leuten nur solche Fälle übergab, bei denen nach der Ueberzeugung der Sachverständigen doch nichts zu verderben war, Fälle, denen sich die Official-vertheidiger gern entzogen, weil sie darin gegen ihre Ueberzeugung plaidiren oder sich mit einem: „Ich habe gegen den Antrag der Staatsanwaltschaft nichts einzuwenden, bitte aber um mildernde Umstände," begnügen mußten. Für uns kam es nur auf eine dialektische Uebung, auf das Erlernen einer gewissen Geschäftspraxis an, ohne daß die Angeklagten viel Nutzen oder Schaden davon haben konnten.

Ter Kreisgerichtsrath, welcher der diesmaligen Schwurgerichtssitzung präsidiren sollte, mar ein im Amte ergrauter Eriminalist, der sich ebenso durch seinen Scharfblick und sein bedeutendes, organisatorisches Talent, wie durch unerbittliche Strenge und starres Festhalten am Buchstaben aus-zeichnete. Er war der beste Gesetzeskenner an unserem Gericht. Seine un-erschütterliche Ruhe und die zähe, nie ermüdende Arbeitskraft, über die er verfügte,machten ihn im Vereine mit äußerem würdevollen Auftreten zum geborenen Leiter umfangreicher und verwickelter Strafvrocesse, durch die sein Name auch bereits in den weitesten Kreisen bekannt geworden war. Er war seit mehr als zwei Jahrzehnten am Häufigsten von allen Rächen des Gerichts zum Schwurgerichtsviäsidenten berufen worden, obgleich er im

Grunde seines Hertens ein Gegner der Schwurgerichte war, es seinen Erfahrungen nach auch wohl sein mußte, weil sich die Wahrsprüche der Geschworenen oft genug mit seinen juristischen Ueberzeuguugen, mit dem, was seiner Meinung nach das Recht verlangte, nicht decken wollten. Unter seinen Kollegen war er mehr geachtet, als beliebt, von uns wurde er gefürchtet.

Ich muß wohl glauben, daß er mir noch weniger zutraute, als den Uebrigen, und ihm zugestehn, daß er dabei in seinem Rechte war. Mein träumerisches Weseu mißfiel ihm. Ueberdies hatte ich von jeher an den Criminalfällen, mit denen ich mich befchäftigen mußte, immer mehr ein psychologisches oder rein-menschliches Interesse bekundet, als ihnen gegenüber juristischen Scharfsinn gezeigt. Mir war's stets eher auf ein Verstehen der Strafthat, als auf ihre Nubricirnng unter den richtigen Paragraphen des Strafgesetzbuchs angekommen. Mit einem Wort: ich stand den Verbrechern nicht als prüfender Jurist, sondern als theilnehmender, mitfühlender Menfch, vielleicht sogar als Dichter gegenüber, der keine lohnendere und 'Eckenden'..AMaHs tennt, als die, in den Abgründen armer, irrender Menschenseelen 'zu lesen und zu forscheu. Darüber mochten denn freilich 'meiM- Leistungen .-)wch >' hinter dem üblichen Durchschnittsmaß zurückgebliebeü sein.

Kein Wunder also, wenn Kreisgerichtsrath Oesfeldt, als die Reihe an mich kam, eine Officialuertheidigung vor den Gefchworenen zu übernehmen, für mich den verzweifeltsten nnter allen verzweifelten Fällen heruorfuchte. Er sagte mir das mich in der ihm eigenen, ehrlichen Weise. „Zu verderben ist da nichts," meinte er, behaglich seinen grauen Stoppelbart gegen den Handrücken reibend, „die Angeklagte ist geständig, der Fall liegt einfach, bleiben also nur die Formalien zu erledigen. Na, dazu wird's ja wohl reichen." Das waren die Worte, mit denen er mich entließ, nachdem er mir meinen „Fall" zugetheilt hatte.

Besonders ehrenvoll waren sie nicht, aber ich hatte es ja nicht besser verdient. Ich glanbe auch kaum, daß sie meinen Ehrgeiz stachelten und daß ich mir daraufhin vornahm, die Sache genauer zu prüfen, um vielleicht doch noch darin einen Anhaltspunkt für die Entwickelung meiner ersten forensischen Veredtsamkeit zu entdecken. Ich wollte, als ich nn Gerichtsstelle nnn die bezüglichen Acten einsah, vielmehr einfach meine Pflicht thun nnd mich über die Sachlage informiren, ohne im Nebligen daran zu zweifeln, daß hier sich wirklich für mich kein Arbeitsfeld eröffnete. Ohnedies war ich von meinem Mangel an oratorifcher Vegnbung überzeugt und wußte, daß ich, auch iu Rücksicht auf meine Schüchternheit, hier schwerlich jemals Lorbeeren würde ernten können.

Aber die Dnrchlesung der Nctenstückc, die sich auf die Anklagesache „wider die unverehelichte Regine Stirner" bezogen, erregte mein Interesse für den Fall nun doch in liöberem Maße, als ich gemeint hatte. Richt

weil er weniger „klar lag", als der Gerichtsrath annahm, — was tonnt' es
bei einem unumwundenen (Geständnis; der Angeklagten noch zu eruircn geben?
— sondern weil der Fall selber wieder in psychologischer Hinsicht mich zu
fesseln begann. Ein junges Mädchen, — die Angeklagte war eben zwei-
undzwanzig Jahre alt geworden, — das zur Mörderin wird, war mir von
vornherein eine Erscheinung, welche meine regste Aufmerksamkeit heraus-
forderte, um so mehr, als es sich offenbar hier um Eine handelte, die weder
durch Uichildung noch durch die sittliche Verwahrlosung, in welcher sie
etwa aufgewachsen, über das, was sie that, im Unklaren geblieben seiu
konnte.
Negine Stirner mar die Tochter eines jener vermöglichen Hofbesitzer
aus unserer Gegend und hatte, wie sich aus den Acten ergab, eine gute
Erziehung genossen, war iogar zwei Jahre in einem Mädchenpensionat
gewesen. Man stellte ihr von allen Seiten ein günstiges Lenmunds-
zeugniß aus. Sie war klug, fleißig und mildthätig gewesen; „nur immer
ein bischen sonderbar," wie es in den Zeugenaussagen hieß. Seit dem
Tode ihrer Schwester, der vor etwa einem halben Jahre erfolgt war,
hatte sie ein seltsam verstörtes Wesen gezeigt und war völlig menschenscheu
geworden. Besonders dem Schwager gegenüber war diese Schen in krank-
hafte Abneigung, sogar in finsteren Haß ausgeartet. Feindselig hatte sie
diesem zwar von jeher gegenübergestanden, aber zuletzt mußte sich ihrer noch
dazu der Argwohn bemächtigt haben, daß er an dem Tode ihrer Schwester
betheiligt, wohl gar schuld daran sei. Unter dem Vann dieser Wahnidee
hatte sich ihr Gemüth mehr und mehr verdüstert, zumal sie mit schwärme-
rischer Liebe an der Todten gehangen hatte, die im blühendsten Lebens-
alter durch einen Unglücksfall um's Leben gekommen war. Beim Sand-
gruben war sie durch einen Abstur; verschüttet worden und, ehe man ihr
hatte zu Hilfe eilen können, erstickt. Jede Möglichkeit, daß den überlebenden
Gatten wirklich eine Schuld an dem traurigen Vorkommniß treffen könne,
war ausgeschlossen. Zur Zeit desselben war er überhaupt weit vom That-
orte entfernt gewesen, und die sorgfältig angestellte Untersuchung hatte nicht
einmal den Verdacht einer etwaigen Fahrlässigkeit von irgend einer Seite
her ergeben. Zudem war nach den übereinstimmenden Aussagen aller ver-
nommenen Zeugen die Ehe die denkbar glücklichste gewesen. Woher also
Regine Etirner den grauenvollen Argwohn gegen ihren Schwager gefaßt
haben konnte, wenn derselbe nicht eben ihrem blinden Hasse entsprang, war
unerklärlich. Uebrigens hatte sie selber ihm auch niemals Ausdruck gegebe»,
aber ihr Wesen ließ sich kaum anders, als hierdurch, deuten.
Ter Schwager selbst, Gottfried Nubow, der als ein tüchtiger Land-
wirt!, sowie als ruhiger, fleißiger und nüchterner Mensch geschildert wurde,
batte seinerseits dein Mädchen keinen Anlaß zu Groll uud Haß geboten.
Es ivaren vielmehr Zeugnisse genug dafür vorhanden, daß er sie jederzeit
freundlich behandelt hatte, wie das überhaupt iu seiner Natur lag, ja. Alles

hatte darauf hingedeutet, daß er am Liebsten die Schwägerin zu seiner Frau gemacht hätte. Trotz der offenkundigen Abneigung Regines gegen ihn hatte man in: Dorfe auch eigentlich nicht daran gezweifelt, daß es früher oder fpäter dahin kommen werde; nach den herrschenden, ländlichen Gepflogenheiten und in Anbetracht der hier waltenden Verhältnisse war es zweifellos das Beste und Einfachste, was geschehen konnte. Der alte Friedrich Stirner war ohne Hinterlassung eines Sohnes gestorben und der Hof an seine beiden Töchter zu gleichen Rechten vererbt worden. Gottfried Rubow felbst war mittellos gewesen. Nach dem Tode seiner Frau hätte der gesammte Stirner'sche Grundbesitz in Ermanglung einer Nachkommenschaft des Nubow'schen Ehepaares an Negine Stirner fallen müssen, wenn sich nicht unerwarteter Weise ein Testament der in so jugendlichem Alter und so jäh verunglückten Frau Luise Rubow vorgefunden hätte, in welchem deren Ehemann znm Erben aller ihrer Rechte an dem väterlichen Besitz eingesetzt worden war. Durch dies Testament, dessen Giltigkeit unanfechtbar war, konnten schwere Unzuträglichkeiten hervorgerufen werden, falls Gottfried Rubow eine neue Ehe schloß und auch Negine Stirner sich verheirathete; zwei verschiedene Besitzer auf demselben Hofe taugten nun einmal nicht, am Allerwenigsten, wenn sie Neide Fremde darauf waren. Eine Verheiratung zwischen Schwager und Schwägerin hätte jeder Möglichkeit späterer Eonflicte also vorgebeugt und mochte aus diesem Grunde auch, wenn nicht uni anderer willen, von Gottfried Rubow beabsichtigt gewesen sein.

Andrerseits war es aller Wahrscheinlichkeit nach gerade dies Testament, was Regine Stirners Haß gegen den Schwager geschürt, ja, ihr endlich den Gedanken eingegeben hatte, ihn aus dem Wege zu schaffen. Mußte sie ihn nach dem Tode der Schwester doch als einen frechen Eindringling auf dem alten Familiensitz betrachten, an dem er nach der starren Rechtsauffassung der ländlichen Bevölkerung jetzt kein Recht mehr hatte. Möglicherweise hielt sie das Testament der Schwester auch für erschlichen und brachte es sogar in engen Zusammenhang mit deren jähem Tode, an dem sie, ja Gottfried Rubow einen Theil der Schuld, wenn nicht die ganze Schuld, beimaß. Hier waren fraglos die Wurzeln, aus denen der verbrecherische Entschluß in ihr emporgewachsen war. Vielleicht kam dazu, daß sie selber die Eingehung einer Ehe mit einen« anderen Manne in Aussicht genommen hatte und alle Unzuträglichkeiten einer Doppelherrschaft auf dem väterlichen Hofe voraussah, zumal Gottfried Rubow dann vermuthlich ebenfalls sich zu einer anderweitigen Heirath entschließen würde. An Zank, Eifersüchteleien und Zwistigkeiten jeder Art konnte es demnach nicht fehlen, und Gottfried Rubow hätte als der früher eingesessene Alleinherrscher, an den die Dienstleute sich bereits gewöhnt hatten und auf dessen Befehle sie warteten, naturgemäß das Uebergewicht besessen. Ohnedies wäre durch die Zurückweisung seiner Werbung eine feindselige Stimmung gegeu Negine bei ihm geweckt worden, und der Ausblick in die Zukunft konnte also nur

ein trostloser sein; der Friede war offenbar für immer vom Stirner'schen Hofe gewichen, oder für Regine und Gottfried Rudow zugleich war keiu Platz darauf. Einer von ihnen Beiden mußte das Feld räumen. Für Regine konnte kein Zweifel darüber bestehn, daß dieser Eine Gottfried Rudow sein mußte, denn sie selber war die Tochter des Geschlechts, das seit mehr als hundert Jahren auf dem Hofe gesessen hatte. Aber Gottfried Rudow war weder in Güte zu bestimmen, den Hof zu räumen, noch gab es ein Mittel, ihn gewaltfam von dort zu vertreiben. Es war actenmäßig festgestellt, daß Rcgiue Stirner versucht hatte, ihrem Schwager sein Erb-recht am Hofe abzukaufen und ihn zur Auswanderung zu bewegen. Beides Ansinnen, die er mit Hohn und Entrüstung abgewiescu hatte. Und dann war aus ihrer Rathlosigkeit, wie sie sich anders helfen sollte, allmälich der verbrecherische Plan in ihr herangereift, und in einer unglückseligen Stunde hatte der Wahnsinn Macht über sie gewonnen: das Gräßliche war geschehn.

So ungefähr stellte sich mir nach den Untersuchungsacten der merk-würdige Fall dar. Da die Angeklagte ein unumwundenes Geständnis; ab-gelegt, auch den Grund für ihre That so bestätigt hatte, wie man ihn nach der Prüfung der Verhältnisse und nach den Zeugenaussagen angenommen, blieb für den Richter nichts mehr zu erforschen übrig, und sein Urtheil mußte feststehn. Um so regeres Interesse erweckte das ganze Geschehniß bei dem Psychologen, und für ihn war hier noch manches Dunkel zu lichten, ehe er völlig verstehen konnte. Der Verdacht geistiger Unzurechnungs-fähigkeit bei der jugendlichen Verbrecherin lag so nahe, daß das Gericht während der Untersuchungshaft derselben eine Devloration ihres Gemüths-zuftandes durch die Sachverständigen von Amtswegen angeordnet hatte, trotzdem die Angeklagte auf Befragen selbst erklärt hatte, daß sie die That bei voller Besinnung und in Folge reiflicher Ueberlcgnng ausgeführt habe. Die ärztliche Beobachtung hatte zu dem Resultat geführt, daß die Ange-klagte als geistig vollkommen gesund und normal zu betrachten sei; weder zeitweilige, durch Schwermut!) hervorgerufene Verdüsteruugen ihres Erkenntniß-vermögens, noch ein Defect in ihren moralischen Anschauungen oder ein Irresein in ihrem Denken ließen sich nachweisen. Daß sie trotzdem unter dem Zwang einer fixen Idee gehandelt hatte, war möglich, konnte aber durch nichts festgestellt werden. Die Anklage lautete sonach mit vollem Recht auf „schuldig des Mordes".

Mir aber war das Herz vou irren Zweifeln erfüllt. Trotz der ärzt-lichen Gutachten könnt' ich nicht glauben, daß hier ein kalt berechneter, wohlüberlegter Mord verübt worden war. Nur ein tief krankes Gemüt!) konnte das Furchtbare ausgebrütet haben. Ich beschloß, die Angeklagte selber zu besuchen. Es war ja ohnehin meine Pflicht, mich vor dein Ver-hcmdlungstage mit ihr zu unterreden, um Alles zu erfahren, was sie zn ihrer Verteidigung vorbringen konnte und von mir vorgebracht wissen

wollte. Zinn Wenigsten mußten mildernde Umstünde geltend gemacht
werden können, um das Schlimmste von ihr fernzuhalten.
Während ich durch den langen, hallenden Eorridor des Untersuchungs-
gefängnisses schritt, das unmittelbar an das Kreisgerichtsgebäude grenzte,
neben mir der Wärter, der mit seinem mächtigen Schlüsselbunde rasselte
und kopfschüttelnd den Erlaubnihschein studirte, den mir der Untersuchungs-
richter behufs einer Unterredung mit der Angeklagten Regine Stirner aus-
gestellt hatte, mußte ich der actenmäßigeu Darstellung über den Thatbefund
gedenken. Man hatte den Leichnam Gottfried Rudows mitten in der großen,
gemeinsamen Wohnstube des Hauses am Boden liegend gefunden, als man
gekommen war, den „Herrn" zu suchen, der ganz gegen seine Gewohnheit
nicht zu der üblichen, frühen Morgenstunde draußen in den Wirtschafts-
gebäuden erschienen war. Dem Leichnam war eine Decke übergeworfen
worden, während er im Uebrigen fast unbekleidet war. Das große Tifch-
messer, mit dem die That verübt worden, steckte noch in der breitklaffenden,
von geronnenem Blut umgebenen Brustwunde. Der Tod mußte feit
Stunden eingetreten fein. Merkwürdiger Weise führten von der Stelle,
wo der Leichnam lag, Vlutfpuren bis zur Thür des Rebenraums. Dort
war Regiues Schlafkammer. Sonst fanden sich nirgends Zeichen vor, die
auf einen stattgehabten Kampf gedeutet oder überhaupt Licht auf die
unHeren Umstünde geworfen Hütten, unter denen die That vor sich gegangen
war. Die Leute des Hofes hatten vor einem Räthsel gestanden. Auch
in der Rächt waren keinerlei Geräusche von ihnen wahrgenommen worden,
die verdächtig hätten erscheinen können. Wer war also der Mörder?
deiner von ihnen hatte einen Argwohn gehegt, am Allerwenigsten gegen
Regine. Auch diese selbst hatte sich uicht verrathen, als man ihr das
Furchtbare berichtet und sie an den Leichnam des Schwagers gerufen hatte.
Starr uud stumm hatte sie dein Ungeheuerlichen gegenüber dagestanden.
Erst als die Behörden benachrichtigt worden waren und die ersten Ver-
nehmungen an, Thatorte selber stattgefunden hatten, war der Verdacht des
Richters, welcher das Verhör leitete, auf sie gelenkt worden. Und auf
seine Frage, ob sie sich schuldig bekenne, hatte sie gleich mit ruhiger, klarer
Stimme „ja" geantwortet; dann hatte man sie in's Gefüngniß abgeführt.
Warum sie es gethan hatte, war mit der gleichen Sicherheit dagegen
bisher noch nicht festzustellen gewesen. Die Gründe, welche die Antlageacte auf-
führte und die ja glaubhaft genug klangen, hatte Regine zwar auf Befragen
bestätigt, selber aber uiemals auf das Weshalb? eine Antwort gegeben,
fondern dann in ihrem Schweigen verharrt, als ob sie sich scheue, von
ihren Beweggründen zu reden, die theils in das pathologische Gebiet hin-
überreichten, theils auf gemeinem Eigennutz und unedler Habsucht beruhten.
Sie war überhaupt schwer zum Spreche» zu bewegeu, und Auskömmliches
vernahm mau über ihre That niemals von ihr. Sie beschränkte sich da-
rauf, die Vermuthungen des Verhörrickters zu bejahen.

Ick, fragte den Schließer nach der Gefangeneu. „Ist sie noch immer so still?"
„Wie eine Taubstumme," erwiderte mir der Alte. „Von der werden
Herr Nessendar nichts nicht herausbringen. Die ist entweder höllisch ver-
stockt, oder es muß nicht so recht richtig bei ihr sein. Manchmal hat sie über-
haupt so' uen Blick, daß es Einem ganz ungemüthlich werden kann. Und dabei
muß man von Rechts wegen doch Mitleid mit solch' junges Kind haben,
Herr Reffendar. Denken Sie doch man blos an! Einen Mord auf's Ge-
wissen! Und dabei die unschuldigen Augen! Na, ich bin neugierig, wie Sie
das arme Wurm 'rausreden wollen, Herr Reffendar. Das könnt' der allste
Iustizrath noch nicht 'mal, aber freuen würd's mich."
Wir waren an die Zelle gelangt, und der Alte schloß sie auf. Als
ich eintrat, mußte ich mich erst eine Weile an das herrschende Zwitterlicht
gewöhnen, ehe ich die Gestalt des jungen Mädchens, das auf dem Stroh-
stuhl neben ihrem Lager saß, aufrecht, den Kopf leicht gesenkt, die Hände
im Schoß gefaltet, zu unterscheiden vermochte. Als ich ihr einen Gruß zu-
rief, erwiderte sie denselben mit ruhiger, etwas verschleierter Stimme, wobei
sie das Haupt müde aufhob.
Und dann sah ich ihre Züge, ihre Augen. Es war ein feines, stilles,
ernstes Gesicht, in das ich blickte. Es war sehr bleich, ohne eigentlich
verhärmt zu sein, etwas Starres lag darin ausgeprägt, aber vorherrschend
blieb doch der Ausdruck jungfräulicher Keuschheit und Lieblichkeit. Die
welligen, blonden Haare, die unter dem Rand der weißen Haube her-
vorquollen, gaben dem Antlitz etwas Rührendes. Das Merkwürdigste aber
waren die Augen. Es waren auffallend große, lichtgraue Allgen unter
langen Wimpern. Ein Zug von finsterer Entschlossenheit paarte sich darin
init kindlichem Erstaunen und schamhafter Angst. Ich hatte nie im Leben
ähnliche Augen gesehen. Es durchfuhr mich, wie ein Wetterschlag, als dies
unglückselige Geschöpf diese Augen zu nur aufhob, um sie dann wieder gleich-
giltig oder vielmehr stumpf zu Boden zu senken. Gerührt hatte sie sich
nicht. Mch aber überkam es mit einer halb freudigen, halb traurigen Zu-
versicht: sie kann nicht schuldig sein! So sieht keine Mörderin aus!
Und doch: was hatte ich während meiner kurzen, juristischen Praxis
schon für Erfahrungen darin sammeln können, daß Verbrecher selten genug
dem Bilde entsprachen, das man sich nach ihren Dhaten von ihnen macht!
Ich konnte wissen, daß es nicht möglich ist, in den Allgell, in den Mienen
eines Menschen zu lesen, was sein Inneres an grausigen Plänen, an wilden
Gedanken beherbergt. Aber dies Mädchen als eine Mörderin anznsehen,
ihr den bei klarer Besinnung gefaßten Entschluß zuzutrauen, ein Menscheu-
leben zu vernichten, fiel mir unmöglich. Ich hätte eher mich selber für
fähig gehalten, eine Blutthat zu begeheu.
Es wurde mir schwer, eine Einleitung zu unserem Gespräch zu finden.
Das Mädchen saß so theilnahmlos da, als ob sie meine Anwesenheit schon
wieder vergessen hätte oder dieselbe sie doch nicht kümmere. Endlich sagte

ich: „Ich bin zu Ihrem Vertheidiger vor dem Schwurgericht ernannt worden, Negine Stirner, und bin gekommen, mich mit Ihnen über Ihreu Fall zu unterreden."
Ich hatte es mit beklommener Stimme vorgebracht, und sie erwiderte tonlos: „Ich danke Ihnen. Ich habe keinen Vertheidiger verlangt, und ich brauche keinen."
„Das Gesetz verlangt es so," enviderte ich ihr. „Kein Angeklagter darf vor den Geschworenen ohne Vertheidiger bleiben, und wenn er selbst sich keinen solchen erwählt, ertheilt das Gericht ihn: aus eigener Machtvollkommenheit einen zu. Deshalb bin ich hier."
Daraufhin schwieg sie. „Ich möchte Alles von Ihnen hören," sagte ich nach einer Weile dringend, während mir das Herz zu klopfen begann. „Es ist ja nur in Ihrem eigenen Interesse, daß Sie mir Alles genau nach der Wahrheit erzählen. Sie dürfen Vertrauen zu mir haben. Es ist «leine Pflicht und zugleich mein aufrichtiger Wunsch, Ihnen zu helfen, soweit es irgend möglich ist."
Sie schüttelte leise den Kopf. „Mir kann Keiner helfen. Und ich habe ja schon gesagt, wie es gewesen ist und daß ich die That begangen habe. Weshalb quält man mich immer wieder? Weshalb macht man nicht ein Ende?"
So sanft sie sprach, meinte ich doch einen Aufschrei der Verzweiflung aus ihren letzten Worten zu entnehmen. Es schnitt mir in's Herz. Sie hatte ihr Gesicht noch immer nicht zn mir aufgehoben; wie ein Bild stummer, starrer Qual fast sie vor mir da, regungslos und willenlos. In nur aber wuchs und wuchs das heiße Verlangen, sie zum Reden zu bringen, weil ich an ihre Blutschuld nicht glauben konnte, nicht glauben wollte, — trotz Allen: nicht. Weil ein ungeheures Mitleid mit ihr in mir aufstieg, je länger ich diefe schlanke, anmuthige, rührende Mädchengestalt in ihren: Schmerz und in ihrer wortlosen Ergebung in das Furchtbare, das ihrer wartete, betrachten durfte. „Fräulein Regine Stirner," sagte ich und ließ mich auf den Bettrand vor ihr nieder, „man wird nicht eher aufhören, Sie zu quälen, als bis Sie die volle Wahrheit erzählen und Ihr Gewissen endlich entlastet haben. Das haben Sie bis zu dieser Stunde nicht gethan."
Die Bestimmtheit, mit der ich sprach, machte sichtlich Eindruck auf sie. Sie zuckte leicht zusammen und warf nur einen halb fragenden, halb vorwurfsvollen Blick zu. Es war der erste, der mich aus ihren Augen traf. Mir kau: es vor, als verwunderte sie sich, einen so jungen Mann zu sehen und einen, der ihr bei früheren Verhören noch niemals entgegengetreten war. Sie mochte nach meinen Worten Anderes vermuthet haben. Ihre Augen blieben auf nur ruhen. „Weshalb sagen Sie das?" fragte sie leise.
„Weil ich weiß, daß es so ist."
„Woher könnten Sie das wissen?" Es war zwar immer noch der gleiche, müde, theilnahmlose Klang in ihrer Stimme, aber doch zitterte auch etwas darin, wie ein leises Erschrecken.

Ich hatte die Empfindung, daß ich jetzt nicht zurückweichen, sondern
mit fester Entschiedenheit weiter in sie dringen müsse, um vielleicht doch
endlich etwas von dem zu erfahren, was hier Düsteres und Geheimnißuolles
noch zu entschleiern war. „Ick weiß es," sagte ich und sah sie ernst, fast
drohend an, während ich leise erschauerte. „Ich lese es in Ihren Augen,
mein Herz sagt es mir. Sie haben sich damit begnügt, immer das zu be-
jahen, was man Sie fragte. Sie wollten deni Richter zu Willen sein,
wollten nichts, als nur fertig fein, nur zu Ende kommen, damit diese ganze
Tortur einmal aufhörte. Wenn Sie nur selber von all' jenen furchtbaren
Dingen nichts zu berichten brauchten, war Ihnen das Uebrige Alles gleich-
giltig. Der Wahrheit aber haben Sie nicht die Ehre gegeben. Regine
Stirner. Ihnen lag nichts daran, das; sie an's Licht kam, denn das Schlimmste,
was man über Sie verhängen würde, galt Ihnen gerade recht, weil Sie
sich schuldig fühlten. Ist es nicht so? Ich aber muß die Wahrheit er-
fahren, — hören Sie wohl? die volle Wahrheit. Und wenn ich auch niemals
davon Gebrauch machen soll und darf, — selbst zu Ihren Gunsten nicht,
— erfahren muß ich sie. Eher gehe ich nicht von Ihnen fort."
Ich hatte das Alles mit halblauter, langfamer und eindringlicher
Stimme gesprochen, ohne den Blick von ihr abzuwenden, und mir entging
nicht, wie es sie einmal über's andere Mal durchfröstelte. Ihre Zähne
schlugen zuletzt hörbar aufeinander. Es fah aus, als wenn ein Krampf
an ihr rüttelte. Jetzt durfte ich nicht von ihr lassen. Ein unendliches
Erbarmen mit ihr erfüllte mich. „Sprechen Sie!" bat ich und streckte ihr
in heftiger Gemüthsmallung meine beiden Hände hin, immer ihre Augen suchend,
„befreien Sie sich doch endlich einmal von der schrecklichen Bürde, die Sie
drückt! Sagen Sie mir Alles! Sie dürfen Vertrauen zu mir haben. Ich
meine es ehrlich mit Ihnen, ich habe aufrichtiges Mitleid mit Ihnen! Nur
verharren Sie nicht in diesem unnatürlichen, unerträglichen Schweigen!
Sie haben den Pastor neulich wieder fortgehen lassen, ohne ihm ein Ge-
ständnis zu machen, — lassen Sie mich nicht auch wieder so fortgehen!
Ich will Ihnen geloben, daß ich von Allem, was Sie mir sagen werden,
nur dann Gebrauch machen will, wenn Sie es mir erlauben. Aber sprechen
Sie, sprechen Sie endlich!"
Ich sah, wie es in ihr kämpfte, wie es an ihr zerrte und riß. Meine
Worte blieben nicht ohne Eindruck auf sie, aber sie wollte nicht reden. Sie
schüttelte immer wieder den Kopf, sie sank immer mehr in sich zusammen, ein
Schluchzen durchschütterte ihren Körper. „Ich habe ja gestanden," flüsterte
sie, „was wollen Sie denn noch mehr? Ich habe ja gestanden. Ich will
meine Strafe ja erdulden. Aber man soll mir doch Frieden gönnen bis
dahin. Ich möchte Frieden haben."
„Frieden?" wiederholte ich. „Und Sie glauben, Frieden finden zu können,
ohne der Wahrheit die Ehre zu geben? Ehe Sie das gethan haben, werden Sie
ihn nicht finden. Und wissen Sie denn auch, welche Strafe Ihrer wartet?"

Sie gab keine Antwort. „Wer Menschcnblut vergießt," sagte ich nach
einer kleinen Weile ernst, „des! Blut soll wieder vergossen werden."
„Ich will ja sterben." Es kam nur wie ein Hauch über ihre Lippen.
„Weil Sie Gottfried Nubow getüdtet haben?" fragte ich. Und als
sie nicht gleis) etwas erwiderte, setzte ich hinzu: „Sie haben ihn doch
getödtet?"
„Ja," sagte sie ganz ruhig und fest.
„Warum haben Sie ihn getüdtet?" Ich hatte ihre beiden Hände er-
griffen, die eiskalt waren, und hielt sie in den meinen, wie um das Mädchen
jetzt festzuhalten, um sie mir nun nicht mehr entschlüpfen zu lassen. Und
ich fühlte, daß sie sich befreien wollte. Ihre Brust keuchte, wie wenn ihr
eine ungeheure Last darauf drückte und ihr das Athmeu erschwerte. Die
Schweißtropfen standen auf ihrer Stirn. „Warum haben Sie ihn ge-
tödtet?" fragte ich noch einmal dringlicher.
Da entflog ihr's: „Ich mußte. Ich konnte mich nicht mehr vor ihm
retten."
Nnn durchzuckte mich's plötzlich, wie ein Vlitz. „Heiliger Gott!"
rief ich, „aber dann war's ja kein Mord, dann war's ein Todtschlag, —
oder nein, nein, auch das nicht, Nothwehr war's, nichts als Nothwehr, und
dann sind Sie frei, sind Sie gerettet!"
Ich hätte bei dieser blitzartigen Erkenntnis; am Liebsten einen Iubel-
schrei ausgestoßen, so erlöst fühlte ich mich. Nun begriff ich Alles. Gott-
fried Nubow hatte um dies Mädchen geworben, wahrscheinlich weniger,
weil er sie liebte, als um in den ungetheilten Besitz des Hofes zu gelangen.
Und da sie ihn mit Abscheu von sich gewiesen hatte, ihn, dein sie sogar
die Mitschuld am Tode der geliebten Schwester beimaß und den sie der
Erbschleicherei bezichtigte, war er in seinein verbrecherischen Wunsche schließ-
lich dahin getrieben worden, ihr Gewalt anzuthun, um sie so zu zwingen,
auch vor der Welt die Seine zn werden. In jener Nacht war er heimlich
zil ihr geschlichen, sie aber hatte ihn abgewehrt und endlich, um seiner
brutalen Kraft nickt zu erliegen, in ihrer Verzweiflung ihu uiedergestoßen.
So erklärte sich Alles. Auch die Nlutspuren, die vom Fundort der Leiche bis
zu Negines Schlafzimmer leiteten, und der Umstand überhaupt, daß Gottfried
Nubows Leichnam unbekleidet mitten in der Wohnstube liegend gefunden
worden war, ließen sich nun unschwer deuten. Die That war in Negines
Kammer geschehen und sie hatte den Körper des Gerichteten — denn das
war er und kein Gemordeter — alsbald in die Wohnstube hinübergezerrt,
um dort, weil ihr vor ihm ekelte, ein Tuch darüber zu werfen. Ich sah
das Alles deutlich vor mir. Stein fügte sich mir an Stein, und in fieber-
hafter Hast und Erregung baute ich mir die Vertheidigmig, die Errettung
dieses unglückseligen Mädchens auf. Sie mußU' ja gerettet werden; jetzt
war's die Gerechtigkeit selber, deren Jünger ich sein wollte, die es von
mir verlangte, sie zn retten.

Aber warum hatte sie selber nichts gethan, um diese Rettung zu ermöglichen? Warum hatte sie geschwiegen, schwieg sie noch jetzt und ließ sich die Worte, die Leben und Freiheit für sie bedeuteten, gleichsam mit Gewalt abringen? War das nur das natürliche, weibliche Schamgefühl, wodurch ihr der Mund verschlossen wurde? Doch weshalb hatte sie dann alle richterlichen Permuthungen über die blutige That und deren Beweggründe, Vermuthungen, die mit der Wahrheit offenbar so garnicht übereinstimmten, ausdrücklich bestätigt? Sie hatte ja gelogen, und diese Lüge konnte — nein, mußte ihr Verderben besiegeln. Warum war das geschehen? Soweit hatte die Scham sie doch nicht fortreißen können. Oder wollte sie sterben? War ihr das Leben nach den: Traurigen und Schrecklichen, das sie darin erfahren, zum Ueberdruß, zu einer unerträglichen Last geworden, die sie von ''ich abschütteln wollte um ieden Preis? Sterben?! Aber wenn man sie nun nicht würde sterben lassen, sondern statt dessen lebenslang in die Zelle eines Zuchthauses einschloß, wo sie unter tausend Märten, hinwelken und ein grauenvolles Altem erwarten sollte? Ahnte sie von solcher Möglichkeit nichts, die doch nur allzu nahe lag? Oder war's wirklich der Irrsinn, der ihren Geist beschattete und ihr alles klare Denken, alle Ruhe der Ueberlegung raubte?

Die Gedanken wogten mir in toller Flucht durcheinander. Und während alledem saß Regine vor mir in starrer Unbeweglichkeit, die beiden Hände vor ihr Antlitz geschlagen, der jugendlich-schlanke Leib hin und wieder wie von einem Krampf durchschüttert. Wußte sie, daß sie mir mit den wenigen ihr ungewollt entfahrenen Worten mehr verrathen hatte, als ihrem Richter? Bereute sie, was sie gesagt, weil ihr ahnte, welche Folgen es haben konnte?

„Fräulein Regine Stirner," sagte ich endlich, da sie selbst nicht sprechen zu wollen schien, „ich verstehe, daß Sie sich gescheut haben, vor dem Untersuchungsrichter zu bekennen, weshalb Sie Gottfried Nubow getödtet haben, lieber, als das einem fremden Manne in's Gesicht sagen, wollten Sie als eine Schuldige dastehn. Aber nun haben Sie es ausgefvrocheu, und nun können Sie nicht mehr zurück. Und Tod und Leben hängt ja davon für Sie ab. Es muh nun Angesichts Aller und in voller Oeffentlichkeit ausgesagt werden, daß Gottfried Nubow fiel, als Sie sich gegeu ihn veriheidigen mußten. (5s werden furchtbare Stunden für Sie fein, aber ich kann sie Ihnen nicht ersparen. Auch das wird vorübergehn. Und ich oante Gott, der Sie wider Ihren Willen sprechen ließ, was Sie nuu frei ausgehn lassen wird nnd einen Justizmord — das Fürchterlichste, was es auf der Welt giebt — uoch im letzten Augenblicke verhindert."

Ich hatte in heißer Erregung gesprochen, aber ich gewahrte trotzdem, wie das Mädchen mich mit großen, schreckhaft aufgeweiteten Augen betrachtete, in denen das ganze Granen gespiegelt lag, das ihre Seele erfüllte. Sie hob die beiden Hände auf, als ob sie etwas Entsetzliches von sich abwehren

wolle. Und dann sagte sie, halb erstaunt, halb eigenwillig, mit scharfer Stimme: „Aber ich habe ihn ja ermordet."

„Nein, nein," fiel ich ein, „das haben Sie nicht. Sie haben sich gegen einen frechen Angreifer, der Sie vergewaltigen wollte, gewehrt und, da Sie sich nicht anders zn helfen muhten, ihn erstochen. Das war Ihr gutes Recht, dafür kann Niemand Sie zur Rechenschaft ziehen. Es war eine traurige Nothwendigkeit."

Sie schüttelte langsam den Kopf, offenbar noch immer fassungslos dem Neuen, Ungeheuerlichen gegenüber, das sich durch meine Worte vor ihr kund-gab. „Nein, nein," stieß sie heraus, wie in Angst. Und dann setzte sie fragend hinzu: „Wer hat Ihnen das gesagt?"

Sie schien vergessen zu haben, was sie selber vorher gesprochen, oder wollte versuchen, mich glauben zu machen, daß ich sie falsch verstanden. Ich aber ließ mich jetzt nicht mehr irre machen. „Fräulein Negine Stirner," sagte ich, und meine Stimme mochte von dem warmen Mit-gefühl zittern, das in meiner Seele brannte, „wozu wollen Sie jetzt noch Verstecken mit nur spielen? Es nützt Ihnen ja doch nichts. Und wenn Sie selbst wieder zurücknehmen wollten, was Sie gesagt haben, ich würde Ihnen ja doch nicht mehr glauben. Und wenn Sie auch garnicht gerettet sein wollen, ich rette Sie dennoch, ich mnß es, es ist meine Pflicht. Nicht um Ihretwillen, aber um der Gerechtigkeit willen, der ich diene, deren makellose Reinheit zu wahren meine heilige Aufgabe ist. Also weshalb sperren Sie sich noch länger? Als ich Sie sah, wußte ich ja gleich, daß Sie keine Mörderin sein konnten. Und nun ist mir Alles, Alles klar ge-worden. Aber nun bitte, nun beschwöre ich Sie auch, helfen Sie mir bei dem, was ich vorhabe und was ich felbst ohne Sie und gegen Sie thun würde und müßte! Helfen Sie mir dabei, Sie zu retten!"

Ich hatte zuletzt, von meiner Wallung fortgerissen, ihre beiden Hände ergriffen, die eiskalt und reglos wieder in den meinen lagen. In Angst und Entsetzen ruhteu ihre Augen auf mir. Es war gerade, als hätte ich ihr etwas Fürchterliches angekündigt, als hätte ich ihr das Todesurtheil ge-sprochen, statt daß ich ihr Rettung verheißen. Ich begriff sie nicht mehr. Dieses Krauen vor dem Gerettetwerden ließ sich auf natürlichem Wege, ließ sich durch das weibliche Schamgefühl, durch die Furcht vor dem, was als Rettungsmittel hier angewandt werden mußte, nicht mehr erkläre«. Entweder steckte ein noch unentschleiertes Geheimnis; dahinter oder der Geist dieser Unglücklichen war trotz des Leugnens der Aerzte verwirrt.

„Fräulein Regine," sagte ich nochmals bittend, „haben Sie doch Ver-trauen zu mir! Kommen Sie doch zu sich! Sie sind ja keine Mörderin, Sie sollen ja frei werden!"

„Nein, nein, nein," brach sie nun plötzlich in wilder Leidenschaftlichkeit aus, „ich kann nicht, ich will nicht. Verstehen Sie denn nicht? Sie können mich ja doch nicht zwingen, zn leben!"

Was war das? Sie gestand also wirtlich unumwunden ein, daß sie
sterben wollte, und deshalb, nur deshalb hatte sie ihren Nichtern die
Wahrheit über das Geschehene verborgen? Ich erschrak im Tiefsten. Und
weshalb wollte sie denn sterben? Weil das Leben ihr zum Ueberdruß ge-
worden war, oder weil das, was sie gethan, auch trotz der Gesetzesvorschriften
und trotz der richterlichen Anschauungen sie ein todeswürdiges Verbrechen
dünkte, auch dann so dünkte, wenn sie von seiner Notwendigkeit durch-
drungen war und es nicht bereute, es in jeder Stunde unter dem gleichen
Zwange der Umstände wieder thun würde? Darüber mußte ich Klarheit
haben.
„Fräulein Negine," sagte ich ernst und traurig, „Sie irren. Nickt
ich, aber Andere können Sie zwingen, zu leben. Auch wenn Sie sich
weigern, die Wahrheit zu sagen. Ja, dann erst recht. Nur daß Sie dann
nicht in der Freiheit ein menschenwürdiges Dasein führen werden, sondern
daß man Sie, wie ein wildes Thier, für Ihr ganzes Leben in eine Zelle
einsperren wird, — verstehen Sie mich nur recht: in ein Zuchthaus!"
Ein Auffchrei quoll von ihren Lippen. Sie war in irrer Angst auf-
gesprungen, die Augen quollen ihr fast aus den Höhlen, ihre Vrust rang
keuchend nach Athem. „Das" — stammelte sie, „das wäre möglich? In
ein Zuchthaus? O du allmächtiger Gott!" Sie sank wieder auf ihren
Schemel zurück, die Kniee brachen ihr. Wie ein Bild fassungslosen Jammers
saß sie vor mir.
„Das ist nicht nur möglich", sagte ich mit starker Summe, „das ist
sogar gewiß, — wenn Sie die Wahrheit nicht sprechen."
„Ich habe ihn ja getödtet," murmelte sie dumpf.
„Aber nicht gemordet," erwiderte ich. „Nur auf Mord steht die
Todesstrafe. Und felbst dann würde man Sie vermuthlich zu lebenslänglichem
Zuchthaus — begnadigen."
Wieder ein dumpfes Aechzen. Mehr uud mehr sank die schmächtige
Mädchengestalt vor mir zusammen, ein Froftschauer nach dem andern schien
sie zu rütteln. Sie sprach nichts, sie mochte meine Anwesenheit überhaupt
vergessen haben. Ich gönnte ihr eine Weile Ruhe. Dann aber sagte ich
leise, doch mit eindringlichem Ton: „Sie wollten gern sterben, nicht wahr,
Fräulein Negine? Und wenn es selbst der Tod durch Henkershand gewesen
märe, den Sie hätten erleiden müssen. Aber das ist ein häßlicher, widriger
Tod, Fräulein Negine."
Sie erschauerte frierend, aber sie entgegnete nichts. Ich hörte ihre
Zähne aufeinanderknirschen. Und wieder nach einer Weile setzte ich in
gleichem Tone hinzu: „Warum wollten Sie sterben, Fräulein Negine?"
„Weil ich den Tod verdient habe," antwortete sie dumpf und stierte
vo, sich hin nnt einem Ausdruck, der nur den Irrsinn zn verrathen schien.
„Ich sage Ihnen ja, daß Sie sich irren," fiel ich nnt leichter Ungeduld
ein. „Das Gesetz beurtheilt Ihre That anders."

„Was weiß das Gesetz?!" Es lag etwas unsäglich Verächtliches und Trauriges zugleich in ihrem Ausruf. „Ich weift es besser."

Mir dämmerte etwas auf. Das Mädchen war vermuthlich eine streng-gläubige Christin, sie dachte an den Ausspruch der Vibel, verschmähte in ihrer kindlichen Aufrichtigkeit alle spitzfindigen, juristischen Unterscheidungen und hielt sich einfach an das Wort: „Auge um Auge, Zahn um Zahu." Ich sagte es ihr. „Sie sind fromm, nicht wahr? Sie meinen, es wäre nicht nach Gottes Willen, wenn ein Mensch, der eines Anderen Blut vergossen hat, straflos bleibt und frei ausgeht, das köune nicht nach der biblischen Lehre sein. Aber denken Sie doch einmal an den Krieg! Wieviel Menschcn-blut wird da vergossen! Jeder Einzelne vergießt es und muß es vergießen, ohne daß ihn Strafe dafür träfe. Der Krieg ist sogar von Gott verordnet, und in der Vibel heißt es oft genug, daß das auserwählte Volk Gottes auf dessen Gebot gegen die Ungläubigen ausgezogen ist. Nun, in solchem Kriegszustande haben Sie sich auch befunden. Sie mußten Ihr höchstes Gut vertheidigen gegen einen gewaltthätigen Räuber. Ihm ist geworden, was er verdient hat."

Ich hatte langsam gesprochen und das Mädchen unverwandt dabei an-geblickt in der Hoffnung, eine Wandlung in ihren Mienen zn gewahren. Aber die gleiche, dumpfe Verzweiflung blieb darin gespiegelt, wie vorher. Und den Kopf langsam schüttelnd, sagte sie: „Nein, nein, es ist nicht das, — nicht das."

Ich war rathlos, ich wußte nicht mehr, welch' Mittel ich anwenden sollte, um diese Unglückselige zum Sprechen zu bringen. Und doch konnte ich so nicht von ihr gehen. Und wie sollte ich vor den Geschworenen auch nachweisen, daß sie sich im Stande der Nothwehr befunden hatte, als sie Gottfried Rudow erstochen, wenn sie es von sich wies, mir die näheren Thatumstänbe zn verrathen, unter denen es geschehen war? Ich schritt un-ruhig in der engen Zelle hin und wider. Solch' ein Raum würde diesem anmuthigen, liebenswerthen Geschöpf mm zeitlebens zum Aufenthaltsort werden, wenn es mir nicht gelang, ihren Freispruch zu erwirken. Solch' ein Raum, uud dann Wolle spulen Tag um Tag, Jahr um Jahr. Und dabei die Jugend verlieren, hinwelken und altern. Oh, sie konnte ja alt werden, steinalt im Zuchthause. Man hatte dergleichen erlebt. Und der Wahnsinn streckte seine Krallen nach ihr aus, langsam, ganz langsam, im ewigen Gleichlauf der unendlichen Jahre. Aber er that's, ohne ihr Denk-vermögen ganz zu vernichten, ohne sie ganz zu zerdrücken und zu zerstören. Nur stumpf und blöde wurde sie allmälich, immer stumpfer und immer blöder. Und sie lächelte dabei. Mit dem Lächeln des Irrsinns sah sie die Tage gehen und zu Jahren werden. Darüber ging dann ein Menschen-leben hin, das Leben eines Weibes, das geschaffen war, um Glück zu spenden und Glück zu genichen. Und all' diese Anmuth, dieser Reiz, diese Güte und Frömmigkeit verflechten in der Zelle eines Zuchthauses, ohne daß Einer darum wußte. Das Alles um einer einzigen Stunde willen, in welcher die

Hand verübte, was der Kopf und das Herz nicht wollten. Nein! Nein!
Nein! Nicht einmal das war es. Nur weil dieser spröde Mund nicht sprechen,
weil dies keusche Empfinden sich nicht entschleiern wollte, sollte das Grauen-
volle, das Unausdenkbare geschehen! Es war unmöglich, es durfte nicht sein.
Ich war in eine sich immer steigernde Aufregung hineingerathen, mein
Blut wogte, der Zorn wollte mich übermannen. Und doch mußte ich mir
selber sagen, daß ich mit Zorn und befehlshaberischem Wesen am Allerwenigsten
etwas bei diesem eigenartigen Geschöpf würde ausrichten können, daß ich
dies höchstens erhoffen durfte, wenn es mir gelang, sie zu rühren und zu
erschüttern. Ich mußte in ihr das Mitleid mit ihr selber wecken. Viel-
leicht mar es besser, wenn ich sie jetzt verließ, um ihr Zeit zu Ruhe und
Sammlung zu gönnen. Aber ich konnte so nicht fortgehen.
„Fräulein Regine," sagte ich und blieb dicht vor ihr stehen, die
regungslos, die Hände auf den Knieen, vor sich hinausstarrte, „wollen
Sie mir nichts mehr sagen? Soll ich Sie so verlassen? Und ich nieine es
so gut mit Ihnen, möchte Ihnen so gern helfen. Und zu wissen, daß ich
es tonnte, wenn Sie nur wollten? Warum wollen Sie denn nicht! Miß-
trauen Sie mir?"
Sie hob ihre Augen plötzlich auf und sah mich mit einem langen, langen
Vlicke an. Es war, als ob sie mich prüfen, nur bis auf den Grund meiner
Seele fchauen wollte. Ich hielt den Blick aus, wenngleich es mich sonderbar
darunter durchschauerte. So hatte mich noch nie ein Mensch im Leben an-
gesehen. Und in meine Empfindungen heißen Mitleids mit diesen: Mädchen
begann sich plötzlich etwas Anderes einzumischen, etwas, wovor mir grauste
und was mich doch auch wieder mit süßen uud wonnigen Regungen erfüllte.
Was war das? Ich verstand es nicht, wagte es nicht, mir's zu gestehen.
Nur daß ich dies anmuthige Geschöpf, über dem ein dunkles Verhängniß
schattete, erlösen wollte und mußte, was immer es kosten mochte, wurde mir
immer mehr zu helligem Entschluß. „Nun?" fragte ich nach einer langen,
bangen Pause.
„Ich glaube Ihnen, daß Sie es gut mit mir im Sinne haben," entgegnete
sie leise, wiederum in sich zusammensinkend. Und dann nach einer kleinen
Weile: „Sie wissen nur nicht, wie es gut für mich ist."
„Ich müßte eben zunächst Alles von Ihnen erfahren, Fräulein Regine,"
sagte ich lauernd.
Sie athmete schwer, stand dann auf, legte die Hand auf's Herz, als
ob ihr eng und fchwül zu Muthe geworden sei, und lehnte sich endlich
müde, wie erlahmend gegen die Wand. Sie rang sichtlich mit einem Ent-
schlüsse. Ich wollte ihn ihr leichter machen, indem ich jetzt ging. Wenn
ich morgen wiederkam, würde sie eher geneigt sein, zu sprechen. Und zum
Sprechen mußte ich sie ja bringen.
Ich bot ihr die Hand. „Leben Sie für heute wohl, Fräuleiu Negine.
Ich muß jetzt fort, muß Sie jetzt allein lassen. Morgen komm' ich wieder

zu Ihnen. Vielleicht haben Sie bis dahin Ihren Vorsatz aufgegeben, auch mir gegenüber unverbrüchliches Schweigen zu bewahren. Nur darauf will ich Sie noch aufmerksam machen, daß ich als Ihr Vertheidiger die Pflicht habe, über Alles reinen Mund zu halten, was Sie mir anvertrauen, wenn Sie selber mich nicht ausdrücklich ermächtigen, Gebrauch davon zu machen. Sie haben also, auch wenn Sie sprechen, nichts zu fürchten. Ohne Ihren Willen bin ich pflichtgemäß stumm und bleibe es, selbst wenn ich Sie durch mein Sprechen retten könnte. Es würde sein, als ob ich ein Beichtgeheimnis; von Ihnen zu bewahren hätte."

Ich wartete einen Moment darauf, daß sie ein Wort sprechen sollte. Als es nicht geschah, bot ich ihr noch einmal die Hand, drückte die ihre und verließ nach einem letzten, traurigen Vlick auf sie die Zelle, die der Wärter hinter mir wieder verschloß.

„Na, Herr Reffendar," sagte der Alte, als ich an seiner Seite wieder durch den Corridor schritt, „kriegen wir sie frei?" Er blinzelte mich ironifch an.

„Mt Gottes Hilfe," erwiderte ich fest, „ja".

Und es war mir wahrlich heiliger Ernst damit. In stürmischer Erregung, die zu dämpfen und zu verbergen ich Mühe hatte, legte ich den Weg vom Kreisgericht zu meiner Behausung zurück. Nur über Eines war ich mir unklar. Sollte ich den Gerichtsrath aufsuchen und ihm Mttheilung davon »mchen, daß der „zweifellose" Fall, an dem nichts zu verderben möglich sein sollte, in Wahrheit ein sehr interessanter, ja, der merkwürdigste und bedeutsamste Fall war, der mir noch jemals vorgekommen? Daß ich mit allen Kräften dahin streben wollte, einen Freispruch in diesem Falle zu erzielen, weil anderenfalls ein Justizmord begangen werden würde? Sollte ich mir feine Hilfe und seinen Rath erbitten in dieser schwierigen, verantwortungsvollen Lage, von der er in seiner Ueberzeugungsruhe nichts ahnte? Aber was würde die Folge davon sein? Entweder würde er mir nicht glauben, würde an Phantasterei meinerseits denken und mich gar in Verdacht haben, blos wichtig thun zu wollen, wo doch Alles so sonnenklar vorlag; oder wenn er mir glaubte, würde er den interessanten und bedeutungsvollen Fall mir entziehen, da ich nicht einer so großen Aufgabe gewachsen erschien und das Schicksal der Angeklagten bewährteren Händen anvertraut werden mußte. Er würde meinen, daß er sonst nicht Alles gethan, was dazu dienen konnte, der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen.

Das aber gerade war's, was ich nicht wollte. Ich wollte keinem Andern weichen. Ich wollte selber die Wahrheit cm's Licht bringen, und ich traute mir's zu, ich würde es können. Ich glühte danach, dies Mädchen aus eigener Kraft ihrem furchtbaren Verhängnis; zu entreißen. Es war wahrlich nicht Eitelkeit, was mich trieb, ich wollte nicht glänzen, ich dachte garnicht daran, daß ich Ruhm und Ehren bei meiner Verteidigung einernten könne. Negines Schicksal allein lag nur an, Herzen, und ich wollte, ich konnte es keinem Andern anvertraue,,. War ich doch im Innersten

voller Hoffnung, daß es nur gelingen werde, das Mädchen noch zum
Sprechen zu bewegen, während sie einem Andern, einen« Fremden gegen-
über, der, wenn auch mit den besten Absichten, vor sie hintreten würde,
aller Voraussicht nach ihr Schweigen nicht würde brechen wollen. Und
wie leicht war es überdies möglich, daß ein anderer Vertheidiger, der an
meine Stelle trat, meine Anschauungen gar nicht theilte, daß er, als ein im
Formelzwang der Praxis ergrauter Jurist, sich nicht den freien Nlick und
das rein-menschliche Mitempfinden mehr bewahrt hatte, die doch hierin erster
Linie zu ihrem Recht kommen mußten! Nein, ich mußte es selber zu Ende
führen, und gerade das Bewußtsein der auf mir lastenden Verantwortung
würde mich, wenn nichts Anderes, stacheln, hier das Aeußerste zu versuchen.
Nicht einmal um den Rath eines der älteren Rechtsanwälte, die in
unserer Stadt den Ruf gewiegter Vertheidiger besaßen, bemühte ich mich.
Ich mochte mich Keinen: offenbaren, well ich in dieser eigenartigen Sache
auf kein Verständniß zu rechnen wagte. Wie in einem Rausch befangen,
schritt ich einher.

Ich weih nicht, wie mir der Tag hinging. Ich stöberte in den
Eoinmentaren zum Strafgesetzbuch, um irgendwo eine Analogie des Falls
zu finden, der mich beschäftigte und ausfüllte, ich las in den Eompendien
berühmter Nechtslehrer nach, was dort über Nothwehr und Nothstand fowie
über deren berechtigte Grenzen und ihre Straflosigkeit gesagt worden war.
Aber das Alles förderte mich nickt. Ich mußte die Facten wissen. Wenn
Regine nicht sprach, konnte all' ineine Gelehrsamkeit nichts helfen. Man
würde mich auf den Bänken der Geschworenen einfach für einen fantasie-
reichen, jungen Streber halten, der um jeden Preis Aufsehen erregen
wollte. Und selbst wenn sie sich entschloß, zu sprechen: man mußte das,
was sie sagte, auch beweisen, wenigstens glaubhaft machen können. Und
würde das möglich sein?

So, von immer neuen, schweren Zweifeln gequält, trat ich am andern
Tage den Gang nach dem Kreisgericht an. Es war keine leichte Aufgabe
für mich, in meiner Gemüthsuerfnssung, den größeren Theil des Tages in:
Sessionszimmer als protocollirender Gerichtsschreiber zu verbringen. Und
gerade heute wollten die Sitzungen kein Ende nehmen, gerade heute waren
sie von erdrückender Einförmigkeit. Ich war sehr erschöpft, als ich mich
endlich in ein nahegelegenes Restaurant schleppte. Und dann erst konnte
ich Regine aufsuchen. Es war inzwischen Spätnachmittag geworden, die
frühe Tammerung eines Ianuartages brach bereits herein. Ter gefrorene
Schnee knirschte und klirrte draußen unter meinen Füßen, und trotz der
Flasche Wein, die ich getrunken, fror mich. Hin und wieder schüttelte es
mich förmlich. Aber ich wußte ganz gut, daß es nicht die Winterluft
draußen war, die mich frösteln machte, sondern meine Neruenerregung und
die Vorstellung der dunklen, einsamen Zelle, in welcher Regine hauste, in
welcher sie lebenslang Hausen würde, wenn es mir nicht gelang, sie zu erlösen.

Endlich war ich angelangt, endlich hatte sich die Zellenthür vor nur
geöffnet. Es war fast dunkel drinnen, nur die kleine Oellampe brannte
mit trübein Schwelen. Mir klopfte das Herz znm Zerspringen, als ich
eintrat. Mir war's, als mühte sich heilte und hier ein Schicksal für mich
enthüllen.
Negine Stirner saß auf ihrem Bette, die beiden Arme über den Rand
der Bettstatt geworfen, den Kopf darin vergraben. Sie rührte sich gar-
nicht, als ich eintrat, obgleich die eisenbeschlagene Thür hinter mir lärmend
genug in's Schloß fiel. Und doch schlief sie nicht, denn ich gewahrte die
jeweiligen Zuckungen ihres Körpers; eher schien's, als ob sie lange und
viel geweint und nun sich ihrer ein Zustand völliger Apathie bemächtigt
hätte. Inniger, als je, wallte mein Mitleid mit ihr auf. Eine Zeitlang
wagte ich garnicht, sie zu stören oder ihr überhaupt meine Nähe bemerkbar
zu machen. Tann aber rief ich doch leise ihren Namen: „Regine!
Fräulein Negine!"
Sie richtete sich müde auf und fah mich mit einein Hoffnungsleeren
Blick an, vor dem ich, erschauerte. „Was wollen Sie? Ich habe Sie
nicht gerufen. Was wollen Sie fchon wieder?"
„Ich habe Ihnen gestern gesagt, daß ich miederkommen würde, Fräulein
Regine."
„Warum?" Eine angstvolle Abwehr lag in ihren Worten und
Geberden.
„Ich will von Ihnen hören, wie Alles gewesen ist. Und ich lebe
der Heften Zuversicht, daß Sie es mir sagen werden, weil ich nicht aus
Neugierde oder Aufdringlichkeit frage, fondern allein um Ihret- und um
der Gerechtigkeit willen. Wozu foll ich Ihnen das Alles immer und immer
wiederholen? Nicht wahr? Sie weiden es mir fagen!"
Es kam keine Erwiderung. Ich rückte mir den Schemel heran und
setzte mich. Ich nahm ihre Hand in die meine. Wie ein krankes Kind
behandelte ich sie, deni man zureden, das man begütigen, durch Güte sanft
machen muß. Und sie duldete das Alles. Aber noch immer schwieg sie.
Da begann ich nach einer Weile zu fragen: „Nicht wahr. Regine, dieser
Gottfried Nubow hat Sie geliebt?"
Ich spürte das Zittern, das ihren Körper durchrann. Tann ant-
wortete sie mir. Ganz leise kam es von ihren Lippen: „Ja — nein —
ich weiß nicht."
„Vielleicht wollte er Sie nur besitzen, damit Sie keinen Andern
Heimchen konnten, — damit der Hof ganz und ungetheilt an ihn siel."
„Nein, nein," stieß sie entsetzt aus, „das war es nicht, das glaub'
ich nicht."
„Dann — also?" fragte ich bebend. Und nun kam es mir plötzlich
mit einer blitzartigen Erleuchtung, daß ich rasch hinzusehte, noch ehe sie
etwas entgegnen konnte: „Dann haben Sie ihn also wohl auch geliebt?"

Gott weiß, wie wir das Wort auf die Zunge gelegt wurde. Ein
Schrei brach von ihren Lippen. Sie riß sich von wir los, sie starrte mich
an, wie einen Geist, wie ein Phantom, das! l'chreckensvoll vor ihr auf-
gestiegen war. „Wer — wer hat Ihnen das gesagt?" stammelte sie irr.
Ter Angstschweiß perlte auf ihrer Stirn.
Mir selbst wirrten sich jetzt die Gedanken durcheinander. Sie hatte
ihn also geliebt! Und doch gemordet! Warum? Weil er ihr die jung-
fräuliche Ehre hatte rauben wollen? War das ein Grund, wenn sie ihn
liebte? Mir wurde das, was hier geschehen mar, immer unklarer, nur wirbelte
gleichsam das Hirn. Ich versuchte, nachzudenken, aber mir verschwamm
Alles. Geliebt und doch gemordet!
Ich weiß nicht, ob ich die Worte endlich laut vor mich hinsprach
oder ob das Mädchen sie mir von den Lippen, aus der Seele las. Aber
plötzlich sagte sie, während ihre Augen den alten, starren Ausdruck wieder
annahmen: „Ja, so war es."
Ich wagte kaum mehr zu athmen, aus Furcht, sie könne durch irgend
etwas aus dem Banne emporgeschreckt werden, in dem sie jetzt gefangen
lag und in dem ich endlich ein Vekenntniß, eine voll genügende Erklärung
von ihr zu hören hoffte. Wie eine Nachtwandlerin erschien sie mir, die man
um keinen Preis aufwecken durfte. Wir sahen uns Neide an, wie wenn
Jeder auf das gespannt wäre, was der Andere nun thun oder sagen würde.
Endlich sing ich auf's Gerathewohl zu reden an, in der Absicht,
ihren Widerspruch herauszufordern und fo allmälich doch der Wahrheit
in's Gesicht blicken zu köunen. „Sie hätten ihn erhört", sagte ich langsam,
aber ohne jede Betonung, „weil Sie ihn ja liebten, wenn nur nicht der
furchtbare Argwohn in Ihnen erwacht wäre, er könne am Tode seiner
Frau, Ihrer Schwester, mitschuldig sein. Aber deshalb, weil sie diesen
Argwohn aus Ihrer Seele nicht verscheuchen konnten, — trotz Allein nicht,
— siel es Ihnen unmöglich, an Stelle jener Todten die Seine zu werden.
Er jedoch wollte Sie dazu machen, weil er sich unschuldig wußte. Und
um Sie zu zwingen und Ihnen mit einem Schlage Ihre Zweifel und
Bedenken zu rauben, entfchloß er sich, mit Gewalt —"
Ihre Augen hatten sich immer schreckhafter erweitert, während ich
sprach, jetzt unterbrach sie mich mitten im Satz mit einer heftig abweisenden
Handbewegung und einem nnartikulirten Ausruf, dem sie gleich danach die
Worte folgen ließ: „Weil er sich unschuldig wußte? Wer hat Ihnen das
gesagt? Er sich unschuldig wissen! Er! Aber zwingen wollte er mich, das
ist wahr. Und er hätte mich ja auch gezwungen. Dann blieb mir nichts,
als das Messer nach ihm zu stoßen. Und es war gut so. Und gut ist
auch das, was nun kommen wird. Es mußte Alles so sein. Was hätte
sonst werden sollen?"
„Die Zelle eines Zuchthauses für Lebenszeit", murmelte ich und fah
sie fest an, während das Herz mir bis zum Hälfe hinauf klopfte.

Es war, als stiege etwas in ihr auf, was sie würgte, was ihr den
Athem benahm. Sie erhob sich, wahrend ihre Hände krampfhaft nach den
Kanten des kleinen Holztisches griffen, der neben ihrem Sitz in die Wand
eingeklemmt war. Sie hielt sich daran, als ob sie einer Stütze bedürfe.
Dann machte sie gesenkten Kopfes ein paar Gänge durch den engen Raum
und rang die Hände dabei. Sie war in rathloser Verzweiflung. Ich
gewahrte das Alles und hätte zu ihr hinstürzen und ihre Hände ergreifen
und ihren schlanken Leib umklammern mögen, um sie an mich zu pressen,
uni ihr zu helfen, sie zu retten, — sie für mich zu retten! Mitleid, Angst
und heiße Leidenschaft wogten in mir durcheinander. Aber niitten in meiner
stürmischen Wallung war's doch ein Gefühl von heiliger Scheu, das mich
gefesselt hielt. Ich wollte sie nicht an mir irre machen, zumal ihre
verstörte Seele ohnehin zuni Argwohn geneigt war, und ich wollte meine
Macht nicht mißbrauchen. Ich hatte schon vieles von ihr erreicht, aber
noch immer sah ich nicht klar in dieser Wirrnis; von seelischen Eonflicten,
die endlich zu einem Todtschlag geführt hatten. Ich wollte klar sehn.
Regine war plötzlich dicht vor mir stehen geblieben. Ihre Augen
glimmerten mich mit einem fast unheimlichen Ausdruck an. „Können Sie
nicht machen, daß man mich doch sterben läßt?" raunte sie mir zu.
„Negine!" schrie ich auf. Und als ihr Antlitz ganz unbewegt blieb,
setzte ich schaudernd hinzu: „Sie sehnen sich danach, durch Henkershand zu
sterben. Regine? Gott im Himmel, sind Sie denn wirklich wahnsinnig?
Nein, nein, ich kann das nicht, und wenn ich's könnte, ich würd' es nicht
wollen. Sie müssen leben, Sie werden es lernen, wieder zu leben, so
schwer es Ihnen auch anfangs fallen »nag nach dem Schrecklichen, das Sie
erfahren haben. Sie müsseu leben. Und nur von Ihnen allein hängt
es jetzt ab, ob Sie in einer Zuchthauszelle leben wollen oder in der Freiheit.
Dazwischen haben Sie die Wahl."
„In der Freiheit," wiederholte sie mit einem unsäglich bitteren Aus-
druck und Ton.
Da hielt ich mich nicht länger. „Ja, und im Glück, Regine," rief
ich. „Wenn Sie mir wollten, — es liegt ja Alles vor Ihnen: Freiheit
und Liebe und Glück. Sie brauchen nur die Hand danach auszustrecken."
Sie blickte mich mit starrem Entsetzen an, sie wollte mich nicht ver-
steh». Ich aber mar in einen solchen Taumel gerathen, daß ich nun aus-
brach: „Ja, ich liebe Sie, Negine; ich habe nicht nur unendliches Wtleid
mit Ihnen, ich habe Sie auch sehr, sehr lieb. Ich mochte Alles für Sie
thun. Ich will Sie retten, — aber für mich. Sagen Sie nur ein Wort,
ein einziges, gutes Wort! Geben Sie mir eine Hoffnung, daß ich später
— daß Sie einmal —"
Ich tonnte nicht weiter, ich verwirrte mich. Ihre Blicke machten mich ver-
stummen. Und dann fragte sie mich mit fassungslos-erstauntem Ton: „Sie
— haben mich lieb? Mich? Und Sie wissen, daß ich eine Mörderin bin?"

„Ich weiß, daß Sie keine Mörderin sind. Aber auch wenn Sie es
wären, — ich würde Sie dennoch lieb haben und könnte nicht anders."
„Tann —" sie athmete schwer — „dann werden Sie wich auch
sterben lassen."
„Regine! Nenn ich Sie liebe! — Will man denn den todt sehen,
den man liebt?"
„Wenn ich Ihnen sage, daß ich sterben muß und will, und daß ich
das Leben nicht ertragen könnte, dies Leben, das eine so unermeßliche Last
für mich sein würde, — würden Sie auch dann von mir verlangen, weiter
zu leben? Das kann doch keine Liebe sein, die das verlangte! Aus Liebe
müßten Sie mich dann doch sterben lassen. Wenn man Einen lieb hat,
will man ihm doch nur Gutes, nur das Beste anthun, nicht ihn quälen
und martern."
„Und ich. Regine?" siel ich mit anklagendem Ton ein, „ich? Was
soll dann aus mir werden? Denken Sie denn garnicht an mich?"
„Für Sie ist es auch so am Besten," sagte sie. „Glauben Sie mir
doch! Für Sie mich."
Ich hatte die Augen geschlossen, weil mir schwindelte. Da fühlte ich
plötzlich ihre Hand auf meinem Haar, über das sie einen Moment wie
liebkosend hinstrich. Ich erzitterte. „Regine," flüsterte ich in ausbrechendem
Schmerz, „weshalb wollen Sie denn nicht leben?"
„Ich kann nicht," klang es mir mit ersterbender Stimme cm's Ohr,
„ich kann nicht."
„Sie bleiben dabei, daß eine Blutschuld auf Ihnen ruht und daß
Sie die sühnen müssen, nicht wahr? Und doch —"
„Eine Blutschuld," wiederholte sie mit eigenartiger Betonung, „ja, ja,
eine Blutschuld." Wie entgeistert stierte sie wieder in's Leere.
So kamen wir nicht weiter. „Regine!" sagte ich, „wenn Sie mich
auch lieb hätten, — nur ein klein wenig lieb hätten, — und wenn das
Gericht Sie nun freispricht, wie es ja muß — warum sollten Sie dann
nicht leben können — um meinetwillen? Bloß um meinetwillen? Sehen
Sie, ich kann ja nicht mehr leben ohne Sie. Das ist Alles so schnell, so
überraschend gekommen, so augenblendend, wie ein Blitz vom Himmel. Und
ich werde Sie schon wieder lehren, das Leben zu ertragen, das hat keine
Roth. Das Leben wird schön werden. Regine. Wir werden in eine ganz
andere Gegend ziehn, wo kein Mensch uns kennt, wo kein Mensch etwas
von dem weiß, was hier geschehen ist. In eine Gegend, wo der Himmel
viel blauer ist und die Menschen viel lustiger sind, als hier, wo man ver-
steht zu lebm, wo man begreift, wozu man überhaupt lebt. Sie werden
das auch begreifen. Regine. Und vergessen werden Sie und ein neues
Dasein anfangen. Und Ihre große Lehrmeisterin wird immer die Liebe
sein. Regine! Wollen Sie so? Ich bitte, ich beschwöre Sie: wollen
Sie so?"

Ich war, mit meinen beiden Armen ihren Leib unischlingend, an ihr niedergeglitten und barg nun in stürmisch ausbrechender Leidenschaft meinen Kopf iu ihrem Schoß. Ich glaube, ich bebte, wie von einem Wirbelwind erfaßt und durchschüttelt. Sie aber nahm meinen Kopf in ihre beiden Hände und strich mir eine Weile liebevoll darüber hin. Dann, als ich meine Augen geschlossen hatte, neigte sie sich plötzlich herab und küßte mich auf die Stirn. „Und nun geh'! Nun geh'!" flüsterte sie mit heiserer Dringlichkeit.
Trotz des Rausches, der über mich herabgeschauert war, begriff ich, daß sie jetzt allein sein wollte, daß sie jetzt nicht weiter sprechen konnte von all' dem Ungeheuerlichen, was über sie hereingestürmt war, daß sie Ruhe und Sammlung nüthig hatte. Sie, die vom Rande des Abgrunds plötzlich mitten in das blühende, lachende Leben zurüögeschleudert war, muhte sich erst zu sich selber zurückfinden, ehe sie mich wiedersehn, zu mir wieder sprechen konnte. Sie mochte sich vor sich selber in dieser Mnute schämen und konnte mir nicht in's Gesicht sehn. Ich taumelte empor. „Auf morgen!" stotterte ich und hielt ihre Hand noch mit starkem Druck umschlossen, „auf morgen, Negine!"
Sie nickte, wie traumverloren. Mir war's, als fühlte ich ihre Hand in der meinen erkalten. Wie von einem Schwächeanfall angewandelt, lehnte sie sich gegen die Wand zurück. Ich hegte das heiße Verlangen, sie zu küssen, aber ich wagte es nicht, ich bezwang mich. „Leb' wohl!" flüsterte ich, wandte mich und wankte hinaus. (3chwß f°l«t.i

August strindberg.

von

Laura Marholm.

— 3. Z. Ichliersee (Vberbaiein). —

^ines Tages, im Porfrühling vor ein paar Jahren, stand ich in
der Thür des kleinen Landhauses, das wir damals in Süd-
schweden bewohnten, sah die Fahrstraße nach der nahen Station
hinunter und war neugierig. August Strindberg hatte seinen Besuch ange-
kündigt, und der Zug hatte schon abgepfiffen. Er mußte gleich kommen!
Herzklopfen hatte ich auch. Ich war von meinem Gatten zur größten Ehr-
furcht gegen Strindberg angehalten worden, und ich sollte Schwedens „größten
Dichter" heute mit Augen sehen. Seine indirecte Bekanntschaft hatte ich
allerdings schon zwei oder drei Jahre früher und nicht auf eine ganz auf-
munternde Weise gemacht. Eines Tages kam nämlich auf der Straße in
Kopenhagen ein Bekannter zu mir und sagte: „Was haben Sie denn
Strindberg gethan? er will Sie ja verklagen." Ich war sehr erstaunt und
versicherte: ich hätte ihm gar nichts gethan. Ter Bekannte aber zog die
Tagesnummer einer Zeitung hervor, in der Strindberg einen zornigen Protest
gegen einen Aufsatz von nur in der „Gegenwart" einlegte und öffentlich er-
klärte, mich dafür vor Gericht ziehen zu wollen. Ter Aufsatz hieß, wenn
ich nicht irre: „Ein Dichter als Weiberfeind" und war wohl das Erste, was
ausführlicher, sympathisch und orientirend über Strindberg in Deutschland
geschrieben worden. Aber es kam, auch zur Orientirung fremder Leser, die
seinen (schwedisch erschienenen) „Vater" nach meiner Voraussetzung nicht
mit Leichtigkeit würden begreifen können, der Ausdruck „ein Genie an der
Grenze des Wahnsinns" darin vor. Tas war das strafbare Wort, doppelt

verbrecherisch da es von einen«, den: männlichen Gehirn an Gewicht weit unterlegenen weiblichen Gehirn gedacht worden.

Strindberg stand damals gerade in hitziger Fehde mit den schwedischen Emancipationsdamen, die, auf der Gleichheit von Mann und Weib tapfer fußend, ihm nichts schuldig blieben. Da mar ihm denn so der verzeihliche Irrthum mit untergelaufen, daß ich auch eine von den kriegsgewohnten Amazonen sei. Die falsche Annahme klärte sich auf und hatte keine Folgen.

Und jetzt stand ich also bangend in der Thür, um den verehrten Mann herankommen zu sehen. Es dauerte lange, aber schließlich sah ich doch zwei Gestalten auf dein leeren Wege auftauchen. Sie kamen näher. In der einen erkannte ich meinen Gatten in respectuoller Haltung, die andere war etwas kleiner, breiter und schwerer. Ich sah von Weitem einen gesammelten bohrenden Blick unter einer grauen, vornüberschlappenden Tellermütze, der hellgraue Ueberrock wehte weit zurück von einein stattlichen Körper, und der Fremde schritt mit kurzen, würdigen Schritten auf kleinen Füßen immer näher. Ich verduftete in die Küche.

Seitdem habe ich Strindberg noch manches Mal gesehen, und, da das Herzklopfen nicht chronisch au mir ist, mit allmählig sich beruhigendem Gemüth. Was sich an ihm immer gleichblieb, das war das Auftreten. Er verlangte Ehrfurcht, und er behandelte sich selbst mit Ehrfurcht. In seinem Wesen lag immer etwas Gedämpftes und Strenges, als hüte er ein unsichtbares Heiligthum, an dein weder er noch andere sich versündigen durften, seiue Stimme, wenn er sprach, war leise, discret, gebieterisch, sein drohender Blick immer bereit, weibliche Naseweisheit abzuschrecken, die er doch sehr ungern entbehren mochte.

Las mar der eroterische Strindberg für die Vielen. Aber für die, welche ihn näher kannten, gab es auch einen esoterischen Strindberg, gewiß nicht umgänglicher und zugänglicher als der Andere, aber durchaus nicht feierlich, ein echt fchwedischer lustiger Bruder, dessen gute Stunden um den ersten Hahnschrei fielen, ein Humorist mit einem undefinirbaren Lächeln, ein Schachspieler mit dem Leben, dem es wenig auf die Resultate, aber desto mehr auf die taktischen Feinheiten und die tiefausgeklügelten Züge ankam, ein mit weiter Voraussicht operirender, unberechenbarer, vergeßlicher Augenblicksmensch, ein imponirender und imponirenwollender Gehirnmensch mit der Durchtriebenheit eines Knaben.

Und der Grundton, in den dieses widerspruchsvolle, sich absichtlich verdunkelnde Wesen sich auflösen ließ: ein Mißtrauen ohne Boden und ohne Grenze, ein Mißtrauen um des Mißtrauens willen, ein Mißtrauen als Princiv, als die Prärogative des überlegenen Geistes, ein Mißtrauen gegen Alles und Alle, das doch im letzten Grunde ein Mißtrauen gegen sich selbst war.

August Strindberg ist eins der merkwürdigsten nnd vollausgereiftesten Beispiele eines Typus, der in unseren, Zeitalter der regellosen Fluctuation besonders zahlreich obenaufschwimmt und sein Gepräge mit einem besonderen

Ungestüm überall unl sich herum aufzudrücken strebt, eines Typus voller Angriffslust und Ungeduld, in sich selbst selten aus einein Guß, häusig voller Sprünge und Nisse, voller genialer Züge und öder Strecken, eines Typus voller Atavismen und Iukunftselementen. Es ist der Mischtypus.
Seine oft sonderbare gequälte Zusammensetzung, seine zur Individualität verschmolzenen Widersprüche, seine Eulturklüfte sind aber sehr schwer an Durchschnittsmenschen studiren. Es muß einmal ein Genie kommen, in den« alle feindlichen Bestandtheile mikroskopisch vergrößert erscheinen, damit das möglich wird. Tic Rassenmischung, dieser integrirende Theil der menschlichen Physiologie, ist noch ein unentdecktes Land der Forschung. In Strindberg selbst hat diese Frage wie ein Wurm genagt, und er hat selbst ein gut Stück Material zu ihrer Lösung herbeigetragen.
Noch mehr. Die große, reiche Literatur, die er geschaffen, ist für den Psychologen ein unschätzbarer Rohstoff in weit höherem Grad, als sie für ihn ein unschätzbares Kunstwerk ist. Strindberg beschäftigt bei Allem, was er schreibt, den Geist des Lesers immer in doppelter Weise: 1) durch die psychologischen Resultate, zu denen er selbst gelangt; 2) durch die psychologischen Resultate, zu denen man mnl^rö lui gelangt und die den ersteren oft in den Hauptpunkten widersprechen. Wer sich in Strindberg vertieft, befindet sich dabei immer vor einer doppelten Spiegelung: zuerst sieht er, wie sich die Umwelt im Strindberg'schen Geist spiegelt, und als Eorrectur daneben stellt sich der Strindberg'sche Geist, sich selbst auflösend in seine Entstehungsmomente und sich wieder zusammenziehend zu seiner eigenen Psychologie in der Seele des Beschauers.
Strindbergs sämmtliche Werke sind eigentlich nur biographische Beiträge zur Lösung seines Ich-Räthsels. Er hat unablässig an seiner eigenen Räthsellmftigteit herumgegrübelt, und dieses Gegrübel hat sich immer in furchtbaren Sturmläufen gegen äußere Feinde Ausdruck gegeben. Was ist sein wüthendes Herumräthseln au der Weib-Svhinr? Man kehre diese Svhinr doch einmal um! Ihre Rückseite ist kein Weib mehr. Ihre Rückseite ist die Mann-Svhiur, — das Näthsel, das er sich selbst ist.
Nie ist eine Dichtung persönlicher gewesen, als die Strindberg'sche. Vielleicht ist aber auch nie eine Dichtung weniger aus der Totalität eines Ichs hervorgegangen. Ich möchte das so ausdrücken: in Mischtypeu wie der Strindberg'sche hat sich noch keine Einheitlichkeit unter der Bewußtseinsschwelle bilden können, da fahren die Instincte verschiedener Culturepochen wild herum. Alles, was er geschrieben, war Momenlrefler, auf seine Seele gefallen und in einein dichterischen Momentbild wieder zurückgeworfen. In den Strindberg'fchen Werken findet mau keine Uebergänge, der beliebte rothe Faden schlängelt sich keineswegs hindurch. Und da er sich selbst als Räthsel immerwährend der vorbeilaufenden Menge vorgeworfen hat, so ist dies Räthsel ein Gemeingut, das Jeder zu lösen versuchen darf, der nicht fürchtet, sich daran die Zähne auszubeißen. Ehe wir uns aber an dies gefährliche Spiel wagen.

möchte ich in den allernöthigsten Zügen die mächtige Ichliteratur durchgehen, die Strindberg in» Laufe von 15 Jahren dem scheidenden Jahrhundert auf den Rücken geladen hat, damit es sie als eins seiner hauptsächlichen Gepäckstücke zur Psychologie des nächsten in dasselbe mit hinüberschleppe.

II.

August Strindberg wurde im Jahre 1849 in Stockholm als Sohn eines reich mit Kindern gesegneten Mitrheders einer Localdampfbootgesellschaft geboren. Seine Familie, wie er selbst oft erwähnt hat, stammte aus Finmarken und vererbte ihm lappländisches Blut. Bis zum Jahre 1879 mußte man nichts von ihm in der Welt; in Stockholm kannte man ihn in Zeitungskreisen als Journalisten und Mitarbeiter eines Tageblattes; daß er auch schon allerlei Belletristisches und Dramatisches geschrieben, hatte so wenig Beachtung gefunden, daß es kam« in Betracht kam. Man war am Ausgang der siebziger Jahre, und der ganze Norden gährte literarisch. Bjornson hätte sich aus der Vorzeitdichtung in die Gesellschaftskritik geworfen: „Das Falissement" erschütterte eben das Dogma der kaufmännischen Redlichkeit, „Magnhild" griff die heilige Institution der Ehe an, „Das neue System", Leonarda", Ter Redacteur", „Der König" liefen Sturm gegen das konstitutionelle Königthum, die conventionelle Sitte, die Eorruption der Presse; tiefergrabender als der große Wortemacher legte Ibsen seine Torpedos unter das Bürgerthum und Alles was sein ist in den „Stützen der Gesellschaft", deni „Bund der Jugend", dem „Puppenheim"; aber mehr als Neide war Kjelland, der jetzt Bürgermeister von Stavanger und in der Literatur schon fast vergessen ist, der Held des Tages. Er, selber Bourgeois vom glatten englischen Scheitel bis zu den spitzen Sohlen seiner Schuhe, brachte die ganze Intimität der guten bürgerlichen Gesellschaft in seine giftig witzigen Schilderungen des dritten und iu seine Nachtisch-warm gefühlvolle Anwaltschaft für den vierten Stand. In Dänemark standen so große nnd innerliche Dichter wie Holger Drachmann und I. P. Iakobsen schon in ihrer Vlüthe, Beide erfüllt bis zum Rand von der Pein eines Lebens im eisernen Ring der bürgerlichen Decadence; Schandorph schrieb seine humoristischen Schilderungen der Erbärmlichkeit des Kleinbürgerthums, Brandes ließ seine, von den Feuerwerken von 1830 und 48 geholten Raketen steigen. Eine ungeheure Neugier, ein Heißhunger nach guter und bester Literatur wühlte in eben dieser bürgerlichen Gesellschaft, der von eben dieser Literatur das Urtheil gesprochen wurde. Es war eine Empfänglichkeit der Stimmung, von der man sich in dem heutigen Deutschland keine Vorstellung machen kann. Es waren wirkliche Dichter ersten Ranges im Norden da, und es war ein Publikum da, das das begriff, das mit den klopfenden Pulsen der Spannung, der Entrüstung, des Jubels, der bereitstehenden Theilnahme Für und Wider, das gleichsam auf den Zehen und mit gestreckten Hälsen jedes neue Buch erwartete und empfing. Die

Dichtung war eine Nationalangelegenheit, die Träger des Neuen empfingen Dichtergage, das dänische und das norwegische Volk nahm es als eine Landespflicht auf sich, für die Sicherstellung der Eristenz ihrer productiven Geister zu sorgen. Ich will mich aller Vergleiche mit den« Deutschland von heute enthalten; kann sein, daß es das Gleiche thäte, daß es die gleiche Ergriffenheit einfände, wenn es die gleichen Talente unter seinen jungen Schriftstellern hätte.

Nur in Schweden war noch Alles stumm, stumm vor dem Erscheinen seiner großen Dichter, wie es jetzt dort stumm ist, nachdem es seine reichsten schöpferischen Geister aus dein Lande gegrault hat. Aber von Süden und Westen hinein drang das dumpfe Tonnern der dänischen und norwegischen Geiftes-Nrandung.

Da erschien 1879 zu Weihnachten auf dem schwedischen Büchermarkt das erste Buch der neuen schwedischen Aera. Es hieß: „Das rothe Zimmer" und war von dem unbekannten Verfasser August Strindberg. Es war neu durch und durch. Es hatte eine neue Technik und einen neuen Blick auf die Dinge. Es war ein Temperament darin, das nicht zur Besinnung kommen ließ, das mitschleppte und mitriß und doch nur erst mit halber Kraft zu arbeiten schien. Es war ein rücksichtsloses Buch in der Schilderung der Stockholmer Misere auf allen Gebieten: in der Journalistik, in der Verwaltung, in den Geschäften, in der Kunst; es war ein Buch, das weder so tief, noch so fein war, als daß es über die Köpfe der literarisch interessirten Masse weggegangen wäre. Es war ein Buch, das in abgerissenen Scenen Wirklichkeitsbilder von quälender Ungeschminttheit gab, technisch ein Buch ohne Anfang und Ende.

Mit einem Schlage war der Name Strindberg berühmt, — berühmt im ganzen Norden. Ein kleiner Journalist war über Nacht ein großer Mann, ein Uebersehener an einem Tage das stiegende Banner der Jugend und Zukunft geworden. — Wie empfand er sich felbst dabei?

In deni „Rochen Zimmer" werden die losen Bilder aus dem Stockholmer Leben von einer Persönlichkeit zusammengehalten, die still, verschüchtert und leidend durch all die fremde und eigener Misere geht. Dieser junge Mann, Namens Arvid Falk, ist Strindberg selbst. Er ist ein Mensch, der sich selbst noch nicht gefunden hat, der nicht wagt, an sich zu glauben, der auf keine Zukunft hofft, ein armer Junge ohne Mittel, der sich von jeder großmäuligen Zelbstsicheiheit einschüchtern läßt, — mit einem Worte die gepeinigte, herumgestoßene, eigenartige Persönlichkeit vor ihrem Erwachen zum Bewußtsein.

Es ist nur ein Weib in diesem Buch, die Schwägerin Arvid Falks, die sich heraufgeheirathet hat, eine faule Langschläferin, eine grobe, lügenhafte Person, dumm und gemein.

Diefe beiden Tnpen: der schüchterne Mann, der scheue Wilde, und das satte, rohe Weib, die allerdings hier noch nichts mit einander zu thun haben, sind keine zufälligen Gestalten: sie sind das, worauf der Blick des jungen

Genies zuerst gefallen und wovon ei hnpnotisirt worden: sein Ich und
jener Weibtnpus, der, hier nur in seiner plumpsten Forin, unendlich variirt,
immer und immer wiederkehrt.
Auf das „Rothe Zimmer" folgten in den nächsten Jahren meist
Ellchen, die Strindberg schon in seiner Unberühmtheit geschrieben: „Meister
3)los", ein Reformlltionsschllusviel, ein Drama von intensiver Macht, „Früh-
lingsanbruch", Erzählungen, „Das Geheimnis; der Gilde" und „Herrn
Vengts Gattin."
Die übrigen Sachen will ich bei Seite lassen, da sie für ein fremdes
Publicum zu ausgesprochen schwedisch sind, — selbst von dem „Rochen
Zimmer" glaube ich kaum, daß es sich in Deutschland einbürgern würde —
etwas Anderes ist es mit „Herrn Vengts Gattin".
Dies ist ein Stück mit einer Nravour-Nolle für eine Schauspielerin
mit Temperament und einigermaßen Intelligenz. Man wird mir einwenden,
das sei ein seltener Vogel; ja gewiß! aber er kommt ja manchmal vor. Es
wäre eine Aufgabe für Franziska Ellmenreich, wie ich sie zuletzt, d. h. vor
zehn Jahren gesehen. Was diese Rolle für unsere gegenwärtigen Schau-
spielerinnen erleichtert, das ist ihre verzogene Fräuleinnatur, ihre Nervosität.
Es ist ein Stück über alle Phasen des Weibes: Schmachten, Liebeseligkeit,
das Kind, Ehezerwürfnisse, Koketterie mit Anderen, Versöhnung. Was dieses
Stück literarisch interessant macht, das ist: in ihm bricht der Weibtypus,
den Strindberg seitdem immer geschildert, von dein er besessen gewesen ist,
zum ersten Mal, und, wie sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen läßt, ihm
selbst unbewußt hervor; denn es ist ein Stück, wie geschrieben im Liebes-
rausch. Es ist eine Weibschilderung voller Newunderung nach außen, voll
psychologischer Enträtselung nach innen. Es ist ein Stück wie von einem
Llairvcmant geschrieben, der im Wachen die Frau anbetet, die er im Schlaf
durchschaut und schon verabscheut. „Herrn Vengts Gattin" wurde mit
Strindbergs Gattin in der Titelrolle auf dein „Dramatischen Theater" von
Stockholm mit großein Erfolg für den Dichter und feine adelige, als Schau-
spielerin damit durchschlagende Frau gegeben.
Strindbergs Ruhm war noch keine drei Jahre alt geworden, als sein
Träger eine Reihe Satiren über in Stockholm mächtige Personen und
Institutionen herauszugeben nicht unterlassen konnte. Die Sammlung hieß:
„Das neue Reich", Schilderungen aus dem Jahrhundert der Attentate
und Jubiläen. Die Wirkung war, daß er zwar nicht die Lacher auf seiner
Seite, aber die Getroffenen so gründlich in seinem Nacken hatte, daß sie mit
vereinten Kräften ihn aus seinen: Vaterland hinauszubeflügeln vermochten.
Er zog mit Weib und Kind in's Ausland.
Im nächsten Jahr erschien das Vuch von ihm, das in seiner ganzen
Production der Granitblock ist, ans dem einst die Nachwelt sein Monument
hauen wird. Es hieß: „Heirathen", zwölf Ehegeschichten. Es erregte
in Schweden einen Sturm von Entrüstung. Es trug seinen, Verfasser eine

Anklage auf Gotteslästerung ein, dll man doch eben das Gesetz an dem
Ende anfassen mußte, wo es einen Griff hatte, und ein Strafartitel wegen
Morallästerung in ihm leider nicht vorgesehen war. Auf das Flehen seines
zu Tode erschrockenen Verlegers kam Strindberg selbst nach Stockholm, um
sich dem Gericht zu stellen. Die Jugend empfing ihn mit Begeisterung,
überall, wo er in der Oeffentlichkeit erschien, wurden ihm Ovationen bereitet,
die Nichter wagten der öffentlichen Meinung nicht zu trotzen und sprachen
ihn frei. Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen reiste er nach der
Schweiz zu seiner Familie zurück.
Das war der Augenblick seiner höchsten Popularität, jener Sieges-
moment — aus Verständnis; und Mißverständnis; zusammengesetzt — den
jeder große Dichter nur einmal hat. Von da an begannen für ihn, mit
kurzen Unterbrechungen, jene Zeiten der öffentlichen Kälte und Verkennung,
die ihn schließlich zu dem im Oktober vorigen Jahres veröffentlichten Brief
an Ola Hansson und zur Uebersiedelung nach Deutschland trieben.
Eine jede Zeit hat etwas, was sie um keinen Preis gesagt haben
niöchte, eine heimliche, tödtliche Wunde, von deren Tödtlichkeit sie unter
keiner Bedingung höreil will. Der ist ihr Dichter, der Blumen auf die
Stelle pflanzt, wo dies getünchte Grab liegt. Darum hat auch jede Zeit
ihre berühmten Dichter mit den großen Einnahmen und dem heitern Selbst-
genügen, große Dichter, deren Ruf fünf Jahre oder zehn Jahre, vielleicht
sogar zwanzig und dreißig Jahre dauert und für die in allen Zeitungen
getrommelt wird. Später weiß kein Mensch mehr von ihnen, und keiner will
mehr von ihnen hören, und die Zeitungen trommeln wieder ohrenbetäubend für
ein paar ganz funkelnagelneue große Dichter, deren Ruhin, wenn es gut geht,
ebenso lange währt. Aber unser Zeitalter keucht mit immer kürzerem Athem
seinem Ende zu, und je neuer ein Dichter jetzt ist, je kürzere Zeit hat er vor-
aussichtlich zu leben. Denn das wirklich Neue, die Umwerthung der alten
Werthe dämmert schon in einen» ersten schwachen Roth am Horizont herauf.
Vorher aber wird das große sociale Gewitter, das das Hüben vom
Trüben scheidet, sich entladen haben müssen.
Dies Gewitter, das über ganz Europa hängt, ging damals am
nordischen Horizont mit ein bischen Geknall und Geprassel vorübergehend
nieder in einer alsbald steckenbleibenden kurzsichtigen Frauenbewegung, in
einer ebensolchen Arbeiterbewegung, dito Bewegung gegen die Prostitution
und für die Keuschheit beider Geschlechter, und da man überall geschickte
Flickschneider in voller Thätigkeit sah, die schadhafte Gesellschaftsordnung frisch
auszubügeln und mit möglichst wenig sichtbaren Lappen zu unterflicken, so
fand man Alles auf's Beste vorgearbeitet für eine „bessere Zukunft".
In Schweden war inzwischen eine „junge Literatur" meist mit Talenten
zweiten Ranges und eine Frauenliteratur mit weiblichen Talenten ersten
Ranges und Intelligenzen dritten Ranges in. Heraufkommen, eine Literatur,
die für die nächsten Jahre den Parnaß mit Euolutionsoptimisnius einzäunte

und keinen hereinließ, der nicht gläubig bekannte, daß Alles in nicht zu ferner Zeit bei redlichem Vielschreiben besser werden würde.
Man ging damals und wartete auf Noras „Wunderbares", darum waren Strindbergs Ehegeschichten, ein Buch, das schwarz mar wie der Einschlagfaden des Lebens, der Schmerz am Anfang und Tod am Ende heißt. Allen gleich fremd und zuwider. Die tiefe Erbitterung und Entfremdung, die es gegen den Verfasser erweckte, wird einem Nichtschweden schwer zu begreifen. Ich begreife sie nicht. Tagegen begreife ich, daß dies Buch ein unvergleichliches Sittenbild aus dein Stockholm von 1889 ist.
In diesen zwölf kürzeren und längeren, manchmal ganz kurz skizzirten, manchmal voll ausgeführten Erzählungen ist Strindberg das einzige Mal in seinem Leben voll und ganz Realist. In der schwedischen Literatur stellt sich neben dieses Buch nur eine einzige Novelle, Frau Edgren-Lesflers: „Aus der Gesellschaft", wahrscheinlich anch das einzige aus ihrer Production, was kulturhistorisch und dadurch auch literarisch Tauer haben wird. Während sonst Strindberg alles Mögliche, worüber er gerade grübelt, oder wovon seine Phantasie gefangen ist, in seine Bücher hineinträgt, halten sich die Ehegeschichten einfach an die Sache. Sie fchildern die zahme Liebe vom Schluß des neunzehnten Jahrhunderts, die, wohlgebunden an Händen und Füßen, über ökonomischen, pathologischen und „allgemein menschlichen" Abgründen ihre Spanne Dasein hinlebt. Sie schildern den jungen Mann, der als StudeM sich mit dein vollentwickelten vierzehnjährigen Mädchen verlobt und dem im zehnjährigen Brautstand die blühende Geliebte zu einem mageren, nervösen, flachbusigen Wesen einschrumpft, das er ohne Liebe heirathet, das immer dürftiger wird unter zahlreichen Geburten, bis er, altgeworden wie sie, „die alte Mutter" wieder mit einer anderen, müden, wehmüthigen Zärtlichkeit lieb hat uud das schöne Bild seiner ersten Liebe in der vierzehnjährigen Tochter aufleben sieht. — Sie schildern, wie der mittellose junge Mann das arme junge Mädchen heimführt und sie dem Kindersegen nicht zu steuern wissen, für den die Einnahmen nicht zureichen, der sie beide aus ihren gesellschaftlichen Kreisen verdrängt, im Hause isolirt, in Hintergassen zu wohnen zwingt, wo die spielenden Kinder von den Abflüssen der Gossen mit Schmutz bespritzt werden, und wie sie auf den Kirchhof gehen, um dort im Grünen zn sein, vertreibt sie der Schutzmann von den Grabmälern der Reichen, auf die sie uicht treten, nnd den Blunien, die sie nicht anrühren dürfen.
Sie schildern, wie der junge Notar und seine junge Frau gar zu leichtsinnig glücklich ihrer jungen Ehe bei feinen Mittagen leben, weil man doch nur einmal jung und eben verheirathet ist. Und als das Kind kommt, da kommt auch der Erecutor, und die schöne Einrichtung wandert in die Taschen der Gläubiger, und der alte Major Schwiegerpapa, der das schon Alles hat kommen sehen, nimmt brummend Tochter und Großkind zu sich, und der junge Ehemann wird Eölibatär, bis er sich wieder emporgearbeitet, und darf

seine Frau nur Sonntags unter Aufsicht sehen. Aber wer arbeitet sich unter
solchen Bedingungen wieder empor?
Oder sie schildern, wie ein Mann nach langjähriger Ehe eine Reise
macht und seine Frau sich entgegenbestellt auf die Station, wo sie sich zum
ersten Mal kennen und verstehen lernten, uni jene glückliche Zeit noch ein-
mal zu leben. Aber die Stimmung kommt nicht, sie ist nicht mehr „Liebste",
sie ist „Mutter" für ihn, und Neide sehnen sich im Geheimen nach den
Kindern, um über das halb lächerliche, halb unheimliche Gespenst ibrer tobten
Erotik hinwegzukommen.
Oder ein Mann, der durch Anlage und Temperament anhänglich und
mr ehelichen Treue disponirt ist, nimmt sich eine Frau aus guter Familie
und findet sie liederlich und verworfen durch Anlage und Temperament.
Er muß ihre Reitstunden bezahlen und ihre Liebhaber bewirthen, ihre
Kinder warten und ihre Trunksucht verheimlichen, — denn er hängt an ihr
fest, er kann nicht weg von ihr, er ist monogam, trotz seiner besseren Einsicht.
Oder er schildert die Ehe eines Privatdocenten mit einer schönen
geschlechtslosen Adelsdame, einem Weib, in dem nie ein Weibgefühl sich
geregt hat, das seinen Naturzweck verabscheut, aber die gesellschaftlichen Vor-
teile der verheiratheten Frau genießen will und sich ihrem Mann nur dann
nicht versagt, wenn sie etwas von ihm erreichen will. Und der arme, ehrliche
Kerl läßt sich um ihrer knapp bemessenen Liebkosungen willen in alle Vereine
und öffentliche Veranstaltungen wählen, in denen ihr leerer Ergeiz zu glänzen
liebt. Und wird schließlich sehr gegen seine Neigung auf ihre« Wunsch
Reichtagsabgeordneter.
Nie man sieht, es ist das wirtliche Leben, das Strindberg in seinen
„Heirathen" geschildert hat, das wirkliche Leben, das Alle leben und das
Hein« sich eingesteht. Es ist die tiefe Unzulänglichkeit der intimsten Ver-
hältnisse, wie sie weder von unseren Großvätern, noch von unseren Vätern,
wie sie nur von uns, den Menschen der achtziger Jahre des neunzehnten
Jahrhunderts, wie sie mehr noch von unseren Kindern empfunden werden
wird. Tem Geschlecht unserer Tage bleibt von Allein ein bitterer Nach-
geschmack auf der Zunge, von der Freude, wie vom Leid, ein Nachgeschmack,
den es mit Mineralwässern und Badereisen und Verdcmungspillen und
Pastillen umsonst loszuwerden sucht, denn er kommt nicht aus dem Magen,
sondern aus der Seele, aus der Unfähigkeit zum vegetativen ^eben, zur
unbewußten Resignation. Und mitten in dieser allgemeinen Gegnältheit, in
diesen ökonomischen und seelischen Entbehrungen, hat Strindberg sich selbst
geschildert in der Novelle: „Ter Familienuersorger", ein Schriftsteller-
interieur, das fast alle feine Berufsgenossen als ihr eigenes wiedererkennen
weiden. Ta handelt es sich vom Morgen, wo der große Dichter aufsteht und
sich selbst seinen Kaffee kocht, weil Frau uud Tienstboten noch schlafen, bis
;um Abend, wo er sich todtmatt auf's Bett wirft, nur um Geld! Geld! Geld!
um jene einzige sterile Sehnsucht, von der unsere Zeit besessen ist, um das

ewige Mittel, das ewig zum Zweck wird. Die Kinder laufen ohne Aufsicht
herum, während die Dienstmädchen Romane lesen und die Gattin sich von
ihren Freundinnen wegen der Vernachlässigungen ihres Mannes beklagen läßt.
Sein Morgen geht hin mit fieberhafter Production, die ihn bis zur Ohn-
macht erschöpft, da er die Peitsche der Angst und Ungewißheit immer im
Nacken fühlt, dann kommt die Post, die er mit Herzklopfen aufmacht, der
übrige Tag bis zum späten Wttagessen verstreicht unter Verhandlungen
mit habgierigen Verlegern, mit drängenden Gläubigern, unter Correspondenzen
in drei Sprachen mit fremden Blättern, unter Lectüre von Recensionen, wo
anonyme Neider ihn um die Gunst des Publicums, von der er lebt, zu
bringen suchen, ihn betasten niit schmutzigen Fingern und Schmutzflecken auf
seine Dichtung und seinen Namen setzen. Und er ist wehrlos. Wie soll
er das namenlose Ungeziefer treffen, das ihm seine Maden in's Fleisch legt
und wieder davonfliegt? Dann kommt das Mittagessen in der fremden
Pension, wo man von dem berühmten Dichter Geist und witzige Unterhaltung
verlangt und sich beleidigt fühlt, wenn der erschöpfte Mann mürrisch und
dyspeptisch auf seinen Deller stiert. Und Abends, wenn er bei seiner Familie
sein möchte, dann sind sie alle in Gesellschaft auf Vergnügungstouren. Und
eines Tages ist der überarbeitete „Familienversorger" plötzlich verstorben,
seine Frau fällt vor der Leiche in die erforderliche Ohnmacht, uud die
Freundinnen und alten Weiber mit und ohne Unterrock rufen in schmerz-
lichem Beileid: die arme beklagenswerthe Frau! Immer war er unzart
gegen sie, im Leben wie im Tode!
Man kann nicht leugnen, das; dies Portrait des Dichters als Familien-
versorger trotz Allem noch ein idealisirtes ist. Dieser „Familienversorger"
verkauft noch nicht sein Talent für fu und so viel Tausend baar, er liefert
dm literarischen Agenturen noch nicht das Lesefutter für Zeitungen, er schreibt
noch, was er will, nicht was er muß, er hat sich noch nicht prostituirt.
Hätte Strindberg nicht blos sich selbst schildern, sondern ein treues Moment-
bild der gegenwärtigen Lage der Literatur geben wollen, er hätte diesen Zug
im Drang nach Geld, viel Geld, immer Geld, er hätte die Börsenjobber«
der Literatur, er hätte den Selbstmord der Seelen und Talente nicht ver-
gessen dürfen.
Kaum zwei Jahre später erschien von Strindberg ein neues Buch. Es
hieß „Utopien in der Wirklichkeit", und es war nicht mehr der starre,
hoffnungslose Blick, das ausweglose Brüten darin, wie in den „Heimchen".
Strindberg hatte den Ausweg gefunden: er war Socialist geworden.
Während er niit seiner sich vermehrenden Familie in Deutschland, der Schweiz,
Frankreich herumzog, hatte er den Socialismus praktisch und theoretisch kennen
gelernt, und sein in Schweden nahrungslos gebliebener Mellect hatte sich
mit Heißhunger auf dies moderne und Zukunftsproblem geworfen. Er wurde,
wie eres auch in „Schlafwandlernächten am hellen Tage" ansspräch,
ein fanatischer Anhänger des Utilismus, und in den „Utopien" begegnen

wir zum eisten Male seinein Kampf gegen die Gefühle, gegen alle die unend-
lichen, mannigfachen, anscheinend zwecklosen Regungen der Sensibilität, die
er als etwas Unnützes unterdrückt, ausgerottet, überwunden wissen wollte.
In den vier Novellen der „Utopien" untersuchte er diese hinderlichen und
wunderlichen Uebergefühle mit sympathisch zuckenden Nerven und feindlich
hartein Verstand. Es ist ein flaches Evangelium, das er hier verkündet,
flach wie alle Beglückungstheorien, aber gehüllt in ein stürmendes Feuer
des dichterischen Vortrags, getragen von einem relativen inneren Frieden,
gesättigt von einer südlichen Fülle, von eineni Duft und einer Pracht
der Farben, voll von einem reichen, tiefen, glühenden Eolorit, wie er es
weder früher noch später in seiner Sprache besessen, wie es ihm aus der
südlichen Landschaft zuströmte, die sich selber in diesen Erzählungen hin-
schrieb. Diese leuchtende Wärme und die Nüchternheit des altruistischen
Utilismus, der in den vier Novellen das Wort führt, stechen wunderlich
von einander ab.
Im Uebrigen sind sie aus der ganzen Strindberg'schen Produktion das-
jenige, was augenblicklich in Deutschland am stärksten wirken würde. Denn
sie behandeln Probleme, an denen sich jetzt gerade die Neueren abquälen und
die auch im Publicum ein immer breiteres Interesse gewinnen, ohne daß
noch bis jetzt eine dichterische Kraft sie voll lebendig zu machen vermocht hätte.
„Neubau" heißt bezeichnend die erste Erzählung und handelt von dem Medicin
studirenden Mädchen. Es ist eine traurige Geschichte der gequälten ver-
siechenden Iugendtraft, die unter streng sittlicher Beaufsichtigung von zwei
alten Tanten nur die Kehrseite des studentischen Lebens, das dumpfe Büffeln,
das Dienstthun am Secirtisch, den blutlosen Ehrenpunkt der „weiblichen
Leistungsfähigkeit" kennen lernt. Und als der weibliche Arzt fertig ist, fällt
ihm als Tank für die Unterstützung der Tanten jetzt seinerseits die Aufgabe
zu, die alten Jungfern zu ernähren. Nun kommt das Elend einer schlechten
aufreibenden uneinträglichen Praxis. Das arme Mädchen, in allen Anstands-
begriffen der bürgerlichen Oberklassen aufgewachsen, unerfahren in dem wirk-
lichen, unabänderlichen Lauf der Welt, freudlos, verblühend ohne Jugend,
gelangweilt von einförmigen Krankenbesuchen, fühlt seine Lebenskraft mit
einer müden Gleichgültigkeit schwinden. Da erhält es einen Ruf als Anstalts-
arzt an das Familistöre in Guise, einer, glaube ich, längst wieder eingegangenen
socialistischen Mustereinrichtung. Hier ist Alles wohlgeordnet und schön einge-
theilt, so daß weder die Gefühle, noch die Küiperkmfte zu stark in Anspruch
genommen werden. Hier wirkt auch jener russische Mitstudent als Arzt, der
sie einmal vergeblich aus der engen geistigen Sphäre des Weibdenkens zu
reißen versucht hatte. In dieser Umgebung lernt sie verstehen, sie heirathen
sich, werden glücklich und prakticiren zusammen.
Die Erzählung „Rückfall" behandelt das Zusammenleben zweier
geistig freigewordener Menschen, eines russischen Flüchtlings und seiner Frau,
die sich in der Schweiz dürftig mit Blumenzucht ernäbren. Im Mittel-

punkt steht die unbeschreiblich tief gefühlte Schilderung der schweren Geburt des Kindes, wobei der gequälte Mann, der alle Schmerzen und die ganze Hilfslosigkeit des geliebten Weibes in seinem eigenen Fleisch und seiner eigenen Seele empfindet, von ihr weg, weit nach dem Arzt laufen muh, mährend sie einsam in den Wehen liegt. Ter Rückfall besteht darin, daß die freidenkende Frau doch verlangt, ihr Kind getauft zu fehen. Eine russische, nihilistische Geheimverbindung spielt hinein.

Die Novelle „Gewissensquäl" richtet sich gegen den Krieg. Ein stiller deutscher Gelehrter, Offizier im deutsch-franzosischen Krieg, erhält, während er eben einen Brief an seine junge Frau nach Hause schreibt, den Befehl, drei französische Kriegsgefangene, die unten beim Dominospiel sitzen, erschießen zu lassen. Der Befehl wird vollzogen, aber der Mann wird geisteskrank darüber. Er kann den Fleck, wo ihr Gehirn angefpritzt ist, nicht vergessen, er sucht sich vergebens das rohe Erlebniß, dies Niederschießen von drei wehrlosen Menschen, wegzudisputiren als Pflicht und Kriegs-nothwendigkeit, seine Nerven sind nicht so stark wie seine Disciplin, sein Verstand verwirrt sich; in einer Schweizer Irrenanstalt kommt er langsam wieder zn sich, in den einfachsten, mildesten, menschlichen Verhältnissen, in einem Bunde von Männern und Frauen, den ersten Trägern der Idee des Weltfriedens, erholt er sich und kehrt, selbst ein Träger der Friedensidee, zu seiner jungen Frau, die ihm inzwischen einen Nachkommen geschenkt, zurück.

„Ueber den Wolken" handelt von der Begegnung zweier Schriftsteller, die sich in ihrem Berufe und im gegenseitigen Bekämpfen zu Tode gearbeitet haben, in einen: Schweizer Luftkurort, ihrer letzten Station vor dem Grabe.

Das sind Themata, die jetzt tastend in Deutschland angeschlagen werden. Stnndberg hat sie schon vor 19 Jahren mit vollem Orchester als mächtige Svmphonien gespielt. Eine friedliche Note, die Hosfnungs-freudigkeit des Utilismus, ist in ihnen allen. Dieser Friede sollte nicht lange währen. Strindberg war keineswegs die mit einem allgemeinen Gehirn denkende Heerdennatur, die lange Socialist bleiben konnte. Auf diesem Stadium angekommen, vollgesogen von der ganzen europäischen Wissenschaft in ihrer neuesten Phase, eingetreten in das volle Bewußtsein seiner Kraft, ein fünftmddreißigjähriger Mann, geschwellt von: Borausgefühl ungeheurer Leistungen, besann er sich auf sich selbst, stellte sich aus sich selbst heraus und schrieb jene fremdartigste aller Selbstbiographien: „Der Sohn der Magd", von der drei Bände, die in der Zeit weiter zurückliegenden und daher weniger peinlich actuellen, bis jetzt erschienen sind.

III.

. . . „Es gab noch keine besonderen Quartiere in der Stadt (Stock-holm), wo die Oberklasse das ganze Haus bewohnt, abgesondert durch hohe Miethen, feine Aufgänge und strenge Portiers. Darum ist das Haus am Clara-Kirchhof, ungeachtet feiner vorthcilhaften Lage und hohen Tarirung,

am Anfang der fünfziger Jahre noch ein ganz demokratisches Familistdre.
Tie Straßenfront wird im Parterre vom Baron bewohnt, im ersten Stock
wohnt der General, im zweiten der Iustizrath, im dritten der Gewttrzkrämer
(Ttrindbergs Vater, ehe er feinen Platz auf dem Dampffchiffs-Eomptoir
erhielt), im vierten des feligen Königs Karl Johann pensionirter Küchen-
meister. Im linken Hofflügel wohnt der Schneider, ein armer Lump, im
zweiten Hofssügel wohnt der Lederhändler und ein paar Wittwen, im dritten
wohnt die Kupplerin mit ihren Mädchen.
Im dritten Stock des Hauptgebäudes erwachte der Sohn des Gewürz -
krämers und der Magd zum Selbstbewußtfein und Bewußtsein des Lebens
mit feinen Pflichten. Seine ersten Empfindungen, wie er sich nachher daran
erinnerte, waren Furcht und Hunger. Er hatte Dunkelfurcht, Prügelfurcht,
Furcht, es Keinem rechtzumachen, Furcht, zu fallen, sich zu stoßen, im Wige
zu sein. Er hatte Furcht vor den Fäusten der Brüder, dem Haarraufen
der Mädchen, den Knuffen der Großmutter, der Ruthe der Mutter und dem
Kantfchu des Vaters . . .
Diese Farcht war vermuthlich nichts für das Kind besonders Eigen-
thümliches, insofern nicht die Stürme, die über die Eltern hingegangen,
mährend er im Mutterleibe lag, einen besonderen Einfluß auf ihn gehabt
hatten. Und es hatte bedeutend gestürmt. Drei Kinder wurden vor der
Ehe geboren und Johann bald nach der Trauung. Er war wahrscheinlich
gar kein Wunschkind, umsoweniger, da Konkurs seiner Geburt vorausgegangen
war und er in einem verwüsteten, ehemals wohlhabenden Hause zur Welt
tan,, wo jetzt nur noch Bett, Tisch und ein paar Stühle zu finden waren.
Ter Onkel war als Feind des Vaters gestorben, weil dieser seine freie Ver-
bindung nicht aufgeben wollte, fondein für's Leben knüpfte.
Ter Vater war eine verschlossene Natur, Aristokrat durch Geburt und
Erziehung. Es gab einen alten Stammbaum, der adlige Herkunft vom
17. Jahrhundert aufwies. Darauf waren die Vorväter Pastoren gewesen,
väterlicherseits alle aus Iemtlaud, vielleicht mit Finnenblut. Unterwegs
hatte sich's vermischt. Des Vaters Mutter war von deutscher Geburt, aus
einer Tischlerfamilie. Die Mutter war eine arme Schneiderstochter, von
einein Stiefvater als Dienstmagd in's Leben gestoßen, später Wirthshaus-
mädchen, in welcher Stellung der Vater sie entdeckte.
Die Mutter blieb Demokrat in ihrem Innersten. Sie war immer
einfach und rein gekleidet. Vertraut mit den Dienstlenten, barmherzig gegen
Vettler. Alle alten Ammen, vier Stück, kamen oft auf Besuch und wurden
wie alte Freunde empfangen.
Der Sturm war mächtig über die Familie hingefahren, und wie auf-
gescheuchte Hühner krochen alle zerstreuten Mitglieder derselben. Freunde und
Feinde, zusammen, uni einander zu schützen.
Zwei Zimmer vom dritten Stock miethete die Tante väterlicherseits
mit zwei feinerzogenen Töchtern. Sie hatte eine Pension, trank Thee und

las englische Bücher. Ein anderes Zimmer bewohnte der Onkel mütterlicher-
seits, Diversehändler vom Heumarkt, mit einem Vetter, Eleve am techno-
logischen Institut.
In der Kinderstube hielt sich Mutters Mutter. Eine scharfe Alte, die
Hosen und Blousen flickte, ABE lehrte, wiegte und an den Haaren riß.
Sie mar fromm und kam jeden Morgen um 7, nachdem sie erst zum
Frühdienst in der Elara-Kirche gewesen. Sie hatte nichts zu sagen.
In drei Zimmern wohnten Vater und Mutter mit sieben Kindern und
zwei Dienstboten. Das Meublement bestand meist aus Wiegen und
Netten. Kinder lagen auf Plättbrettern und Stühlen. Kinder in Wiegen
und Betten. — Kindertaufe, Begräbniß, Kindertaufe, Begräbnis;. Zuweilen
zwei Taufen ohne Begräbniß dazwifchen. Die Mutter war bleich; sie
machte zwölf Wochenbetten durch und wurde fchwindfüchtig. Den Vater
sah man nur bei den Mahlzeiten. Trist, müde, streng, ernst, aber nicht
hart. Sein Name wurde immer gebraucht, um die Kinder zu schrecken.
„Das soll Papa hören", war gleichbedeutend mit Prügel.
Das ist des Vaters undankbare Stellung in der Familie. Aller
Versorger, Aller Feind. Kam er müde, hungrig, düster heim, fand er die
Dielen frifch gescheuert, das Essen schlecht bereitet, wagte er eine Bemerkung,
erhielt er eine kurze Antwort. Er war wie auf Gnade in feinem eigenen
Haus, und die Kinder versteckten sich vor ihm . . .
Die Familie war eigentlich ein Speiseinstitut und eine Wasch« und
Plättanstalt, aber eine unökonomische. Nie etwas Anderes als Essenmachen,
Markteinkäufe, Vudenlaufen, Milchholen, Waschen, Plätten, Stärken,
Scheuern. Soviele Kräfte in Gang für fo wenig Menschen. Der Restau-
rateur, der ein paar Hundert beköstigt, wendet kaum mehr auf.
Die Erziehung bestand in Anschnauzen und Haarraufen, „Vater unser"
und Gehorchen. Das Leben empfing das Kind mit Pflichten, nur Pflichten,
keine Rechte. Aller Wünsche sollten geschehen, die des Kindes unterdrückt
werden. Es durfte nichts anfassen, ohne Unrecht zu thun, «irgendwohin
gehen, ohne im Wege zu sein, kein Wort sagen, ohne zu stören. Es wagte
sich schließlich nicht zu rühren.
„Du hast keinen Willen!" hieß es immer, und damit wurde der Grund
zu einem willenlosen Charakter gelegt.
„Was werden die Leute sagen?" hieß es später, und damit wurde
sein Selbst zernagt, so daß er nie er selbst sein, immer von Anderer
schwankender Meinung abhängen mußte, sich nie etwas zutraute, außer in
den wenigen Augenblicken, wo er seine energische Seele unabhängig von
seinem Willen arbeiten fühlte."
Ich habe diefen Auszug aus den ersten Seiten des dreibändigen Buchs
(das Strindberg selbst als seine Selbstbiographie bezeichnet und das in jeder
Zeile das Gepräge des höchst persönlich Erlebten trägt», in einer genauen
Uebersehung des blos schwedisch vorhandenen Originals hierhergesetzt, um dem

Leser das zu vermitteln, was nur aus erster Hand die ganz ungebrochene Wirkung machen kann: den Eindruck von Strindbergs Stil, von Strindbergs Temperament, von den ersten Erlebnissen des Kindes, die gewisse Seiten seiner Seele für immer prägten, von der Umgebung, in der er aufwuchs und von dein Blick des Mannes aufs Leben. Unter den vielen verbitternden Erfahrungen, für die er ein so sicheres Gedächtnis; hatte, möchte ich eines der frühesten noch hinzufügen.

„Sein ältester Bruder war der Liebling der Mntter, fein zweiter der Liebling des Vaters. Lieblinge giebt es in allen Familien. Er war Keines Liebling. Die Großmutter fah es und nahm sich seiner an. Aber diese Liebe genügte ihm nicht . . .

Im Hause wurde strenge Mannszucht geführt. Lügen wurden fchonungslos bestraft und Ungehorsam ebenfo.

Kleine Kinder lügen oft aus Gedächtnißmangel.

Eines Tages besichtigte der Vater die Weinflasche, aus der die feine Tante trank. (Es fcheint, daß alle, die den dritten Stock bewohnten, gemeinsam bei Strindbergs Eltern zu Mittag aßen).

„Wer hat vom Wem getrunken?" fragt er und sieht sich rings um den Tisch um.

Alle schwiegen. Aber Johann erröthete.

„Ja so. Tu bist's!" fagt der Vater.

Johann wußte gar nicht, wo der Wein verwahrt wurde, fängt an zu weinen und schluchzt:

„Ich bin's nicht, ich habe nicht vom Wein getrunken!"

„So! Tu leugnest auch noch!"

Auch noch!

„Tu wirft schon sehen, wenn wir vom Tisch aufgestanden sind."

Man steht auf.

„Komm herein. Du!" fagt der Vater und geht in die Schlafkammer.

Die Mutter folgt.

„Bitte Papa um Verzeihung," sagt sie.

„Ich habe es aber nicht gethan," schreit er jetzt.

„Bitte Papa um Verzeihung," sagt die Mutter und zieht ihn an denHaaren.

Der Papa nimmt die Nuthe hinter dein Spiegel hervor.

„Lieber Papa, verzeihe nur," brüllt der Unschuldige.

Aber nun ist es zu spät. Das Bekenntnis; ist abgegeben. Die Mutter hilft bei der Erecution.

Das Kind heult, vor Zorn, vor Bosheit, vor Schmerz, aber meist aus Entehrung und Temüthigung.

„Bitte jetzt Papa um Verzeihung," sagt die Mutter.

Das Kind sieht sie an und verachtet sie. Es fühlt sich einsam, verlassen von der, zu der es immer fluchtete, um Milde und Trost, aber so selten Gerechtigkeit zu finden.

„Lieber Papa, verzeih," sagt er mit zusammengepreßten, lügenden Lippen.
Und dann schleicht er sich in die Küche zum Kindermädchen hinaus
und weint sich aus in ihrer Schürze.
„Was hast Du gethan?" fragt sie theilnehmend.
„Nichts," antwortet er. „Ich habe es nicht gethan."
Mama kommt heraus.
„Was sagt er?" fragt sie das Mädchen.
„Er sagt, er hat es nicht gethan."
„Lengnet er noch?"
Und er wird wieder hereingeführt, und wieder wird ihm das Einge-
ständnis; dessen abgemartert, was er nicht begangen.
Und er bekennt, was er nie begangen hat."
Und Strindberg schließt diese Erzählung mit folgender Anrufung:
„Herrliche, sittliche Institution, heilige Familie, unantastliche, göttliche
Einrichtung, die Mitbürger zur Wahrheit und Tugend erziehen soll! Du
vorgebliche Heimat der Tugenden, wo aus unschuldigen Kindern die erste
Lüge herausgemartert wird, wo die Willenskraft unter Despotie zermürbt, wo
das Selbstgefühl von engherzigen Egoisten ertödtet wird, Familie, Du bist das
Heim aller socialen Laster, die Verforgungsanstalt aller bequemen Frauen-
zimmer, die Ankerkette des Familienversorgers und die Hölle der Kinder!"
Als August Strindberg den „Sohn der Dienstmagd" schrieb, dessen
vierter Band vom Verleger aus zarter Rücksicht auf noch lebende und mächtige
Personen im Manuscriptschrank zurückgehalten wird, da stand er mitten in
seiner altruistisch-socialistischen Periode und glaubte an eine, radicale Abhilfe
persönlicher Leiden durch eine Umwälzung der Gesellschaftsordnung. Die
drei Bände sind voll von Ausbrüchen wie der obige, und alle sind ebenso
berechtigt und ebenso zwecklos wie er. Strindberg ist in dieser Richtung
das Glied einer Kette, die sich in tausend Windungen durch Nord- und
Mitteldeutschland zieht und von der nur verhältnißmäßig wenige Ausläufer
nach dem Norden gedrungen sind. Denn der Norden ist ein Nauernland und
daher schwer zugänglich für den Socialismus. Es ist der.Aeinbürgerstand
mit seinen Abflüssen in's Proletarierthum, welcher der Nährboden desselben
ist. Aus einem Haus, wie Strindberg es im Vorstehenden fchildert, müssen
die begabteren Söhne mit Nothwendigkeit als Socialisten hervorgehen, wenn
sie speculative Köpfe und sensible Seelen sind, als Jobber und Snobs,
wenn sie das Streberthum im Blut haben, in das die „honette Ambition"
des Kleinbürgers ausgemündet ist, als „Uebermenschen", die sich mit einem
Iongleur-Saltomortale über die ganze Misere in's Blaue schnellen, wenn sie
das Genie sind. Von allen drei Kategorien hatte Strindberg ansehnliche Be-
standtheile in seiner Natur. An: meisten vom Genie, das unter den vielen
Überraschungen des Lebens sich selbst immer die grüßten bereitet, dessen Träger
immer wieder staunend vor den Offenbarungen des großen Unbekannten in
seinem Innern steht und schließlich, wie auch Strindberg thut, mit einer unsicht-

baren Krone auf dem Kopf, man könnte sagen mit einem gekrönten Bewußt-
sein umhergeht, für das er Ehrfurcht heischt von allem Volk. Das Be-
zeichnende für den Kleinbürgersohn aus den« Gewimmel der Städte ist dabei,
daß er immer der Vielen bedarf, um sich in ihnen zu spiegeln. Sein
Selbstgefühl bedarf der tausendfachen Resonnanz, um seiner selbst gewiß zu
sein. Daher die Jagd nach Anerkennung, nach Reclame, das Bedürfnis;,
sich puffen zu lassen, das der ganzen neuesten, aus dem Kleinbürgerthum,
oder der Kleinbürgergesinnung hervorgegangenen Literatur eigenthümlich ist.
Taher die langen Verzweiflungsschreie, wenn diefe Anerkennung, oder ihr
materieller Ausdruck ausbleiben. Den Horizont des kleinbürgerlichen Städters
bildet naturgemäß die dünne leuchtende Linie der Besitzenden, derer, die
vollauf und Ueberfluß haben, die goldnen Inseln, auf denen der Genuß
wohnt, und zu denen er sich hinaufsehnt, ob er sie nun erstürmen möchte
als Revolutionär oder in sie einziehen möchte als gekröntes Genie. Nicht
seine Individualität prägt die Dinge mit seiner persönlichen Werthschätzuug:
sie haben abgeschätzte, eingeaichte Werthe, und erst wenn er diese Werthe er-
reicht hat, das ganz äußerlich Feine und Vornehme: die elegante Wohnung,
die neueste Mode in der Kleidung, das Weib der Oberklasse als Gattin
und Newunderin — mit einem Worte: Alles erster Klasse, erst dann fühlt
er sich in, Vollbesitze seines Ichs. Solche Züge zeigen sich früh. Solche
Züge sind Zeitphänomene. Es ist charakteristisch, ob bei einem Kinde als eine
erste Penönlichkeitsregung das Bedürfniß nach Zärtlichkeit oder der Drang
nach oben das Uebergewicht erhält. Bei dem kleinen Johann in der Selbst-
biographie war es das Letztere: er wollte Liebling sein, aber bei den höchsten
Instanzen: Vater und Mutter. Als er die Plätze dort besetzt fand und
ihm die Großmutter dafür eine Zuflucht bot, die von Großkindern sonst be-
sonders gern angenommen wird, da verachtete er sie: denn seine Großmutter
mar im Hause keine Standesperson.

Dieser Mangel an unmittelbar affectivem Nedürfniß ist ein Zug, dem
wir überall in Strindbergs Selbstbiographie und in seiner Production be-
gegnen — er ist eine Eigentümlichkeit, die in unserer Zeit äußerst all-
gemein ist, aber sie ist selten am Genie, weil es einer hohen Wärmetemveratur
bedarf, um sich selber zu tragen. Ein Theil der Erklärung dafür liegt in
dem oberschwedischen Volkstemperament, das im höchsten Grade das hat,
was die Franzosen „1a touFns" nennen, dessen Feuer sich aber wie eine
Entzündung äußert, nicht wie eine Alles durchdringende anhaltende Wärme.
Eie liegt aber noch tiefer, in einer Isolirung, einer innersten Unzugänglichkeit
der Natur Strindbergs; in etwas Unstätem, Nomadenhaftem, Scheuem, in
dem Trieb des Wilden, seine Spuren zu verwischen und sich nach außen
unzugänglich, geheimnißuoll, schreckend zu machen, ein Trieb, für den feine
Selbstbiographie einen Beleg bietet. Es ist das unruhige, unhäusliche Finn-
lappenblut, das in einer Kleinbürgerfamilie eingefangen, mißtrauisch um
sich starrt, wie ein wildes Thier im Käsig. Es ist das Blut, welches

immer allein bleibt, sich nicht fassen läßt, da es aus Nomadeninstinct
immer gleich wieder seine Spuren verwischt, sich nicht hingiebt und als Kind
keine Kameraden, als Mann keine Freunde, dagegen Festbrüder und Zech-
genossen hat. Es ist das Blut, das überall Feinde wittert. Feinde fürchtet
und Feinde finden will, aus den Nachklängen und aus dem Bedürfnis; der
langen Einsamkeiten und unheimlichen Streifzüge heraus. Was an anderen
Zeiterscheinungen ein Absterben, eine vollständige Verdorrung der ervansiven
Fähigkeiten bedeuteu würde, das war an Strindberg offenbar ein solcher Anfang,
eine solche Jugendlichkeit der Cultur, das; man ihn mit ziemlicher Sicherheit
als einen Atavismus bezeichnen kann — einen Rückfall, der von einein un-
geheuren Vorstoß balcmcirt wird: die Vereinigung von Atavismus und Genie.
Auf einem Punkt ist dieses Unaffective in der Selbstbiographie be-
sonders auffällig und bezeichnend: der Knabe ist nicht nur einsam seinen
Eltern, seinen Geschwistern, seinen Kaineraden gegenüber, er ist auch einsam in
seinen ersten Geschlechtsregungen. Strindberg hat nicht ermangelt, ein großes
Stück Eerualgeschichte in dieser „Entwicklungsgeschichte einer Seele" lwie
der Untertitel lautet) zu geben. Psycho-phnsiologische Schilderungen auf diesem
Gebiet sind in der modernen skandinavischen Literatur häusig, und einige
davon, z. V. Hans Jägers: „Ehristiania-Äohsme", Arne Garborgs:
„Mannsleute" sind Documente von dauernde!» Eulturwerthe, Veiträge zur
Kenntnis; des Menschen, die in ihrer tapferen Aufrichtigkeit das centralste
und unbekannteste Gebiet des menschlichen Lebens durchleuchten und erst in
einer verfeinerten und weniger prüden Zukunft verstanden und gewürdigt
werden werden.
Mit der Strindberg'schen Beisteuer auf diesem Punkt ist es eine andere
Sache. Gewiß ist, was die beiden Norweger beibringen, das Aufgewühlteste,
Ausweglosestе und Unverblümteste, was zur Geschichte des stärksten animalischen
Triebes geschrieben worden ist, und gewiß liegt in diesen ersten ungestümen
Anlaufen einer der Keime einer kommenden — vielleicht erst nach uns
kommenden — pangermanischen Literatur. Denn hier ist Alles natürlich,
fruchtbar, gerade, Seele und Körper, physische und affective Schwingungen
eins. Nicht so bei Strindberg. Es bedürfte einer eingehenden Erörterung,
einer Darlegung und Verfolgung jedes einzelnen Punkts in feiner Selbst-
biographie, um die offenen und versteckten krummen Linien, das Abreißen,
Abbröckeln der Regungen, das Giftige, Feindselige des erschreckenden, starrenden
Blicks auf das andere Geschlecht nachzuweisen. Sein Verhältnis; zum Weibe
ist von Anfang an nüchtern wie gewöhnlich im ,^leinbürgeithum und brutal
wie die Wildheit des Nomaden. Das Warme, Schwellende in der ersten
Liebesregung des Germanen, das Verlangen nach Erwiderung, nach der
gleichen hingebenden Wärme im Weibe, — die Lyrik ist da nicht vorhanden.
Es ist wichtig, hierbei zu verweilen, da wir hierin die Vorstufen feiner
späteren berühmten und genialen Dramen mit der Devise: „Kampf der
Gefchlechter" haben. Es ist noch eins dabei wichtig: Strindberg stellt den

Mann von Anfang an als den Guten, den Leidenden, den Zärtlichen, dm
Normalen hin. Das ist keine Psychologie. , Das bleibt auch später so.
Während seine Psychologie der Bestie Weib sehr tief ist, ist der Mann, das
unglückliche Opfer dieses Weibes, immer derselbe brave, redliche, feine und
gute Kerl. Das hat zwei Seiten. Erstens wird es wohl Schönfärberei
fein, zweitens meist es auf einen Rassezug.
Und hier finden wir eine Analogie, die die Wenigsten bei Strindberg
gesucht haben werden, die unter seinen Landsleuten jedenfalls Niemand
wahrgenommen hat. Dieser Zug weist uns nach Osten. Er weist uns nach
Rußland. Nicht nur zu dem Rußland Tolstojs und Dostojewskis, mit denen
ja die Berührungspunkte in der Wirkung der Geschlechter auf einander
hervorspringen, sondern weiter nach Osten und tiefer in die Geheimgeschichte
der Rassen hinein. Er weist uns nach Asien, auf die öde Hochebene, wo
die mongolischen Horden schweiften, gelbe Gesichter mit vorspringenden
Backenknochen und nach oben ausladenden Köpfen, Gesichter mit einem
Zug von Grausamkeit und Leiden, von Quietismus und Gier, Männerge-
stalten mit weiblichen Rundungen, furchtbare Eroberer, die in Rußland die
llltskllndinavischen Herrschergeschlechter und das nordische Blut ausrotteten
und das weiche, lyrische, slavische Temperament mit ihrem fürchterlichen
Blut durchsetzten, diesem Blut, das seinen Eiegeszug bezeichnete mit Denk-
mälern gethürmter Schädel. Und seitdem findet jeder, der die russische
Rasse kennt, den selbstzerstürerischen Dualismus in ihr: die weiche Lyrik, die
melancholische Sensibilität, die den Russen zun: geborenen Psychologen, zu
deni einzigen intuitiv psychologischen Volk der Erde macht, und die Bestialität
des mongolischen Bluts, das in denselben Menschen nach langen quietistischen
Pausen zu gräßlichen Gräuelthaten aufspringt. Daher die tiefe Unzuverlässigkeit,
die völlige Unberechenbarkeit, der grauenhafte Arriörefonds der russischen Natur.
Hier muß man die Anknüpfungspunkte suchen, um Strindberg zu verstehen.
Denn dieses selbe Mongolenblut, verdünnt und besänftigt, aber doch das-
selbe, nomadisirt als Finnlappen im nördlichen Schweden, und Strindberg
selbst leitet seine Abkunft von ihm her. Es bildet die Unterklasse in Finnland,
von wo seine adlige Gattin stammt, die den finnischen Typus so deutlich
in den Zügen trägt wie Strindberg. Und vielleicht ist auch das als er-
klärender Zug nicht zu übersehen, daß sich dieser Typus durch denselben
Typus angezogen fühlte, um sich zu completiren.
Der finnische Stamm in Finnland ist ein Volk von alter Eultur, —
das poetischste Volk. Die nissischen Mongolen und die schwedischen Lappen
habeu gar keine. In Strindberg ist das Eharcckterische das Nebeneinander
von Genie und Barbarei.
Strindbergs Aeußeres ist sehr unschwedisch. Der schwedische Typus
ist hoch, schlank, breitschultrig und schmal um den Leib, die Gesichtsfarbe,
wo sie nicht punfchgrau ist, frisch und zart, der Kopf klein, das Haar blond.
Strindbergs starker Körper hat die vom Halse abwärtsfallenden und sich

dann vorstreckenden Schultern und in späteren Jahren das Fleischige, das dem Russen eigenthümlich ist, sein bohrender, fernhaltender Blick hat die unbestimmte Bleifarbe, die man im Norden bei unuermischtem Blut nicht trifft, die Backenknochen und Kinnlade sind breit und vorspringend, das Haar langlockig und fettschwärzlich, der geringe Schnurrbart nach oben gesträubt, der Mund sehr klein, gespitzt, als pfiffe er, die Lippen mit eigenthümlichen graziösen Einsenkungen, der Teint lederfarbig. Und diese Erscheinung ladet sich nach oben hin in eine mächtige, viereckige Stirn in einein mächtigen viereckigen Schädel aus. Die Ohren sind winzig nnd dicht am Kopf liegend. Seine Hände und Füße sind auffallend zierlich und klein.

Hinter dieser mächtigen Stirn hat Alles gegcihrt, was die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts bewegte, etwas ursprünglich Neues hat sich hinter ihr nur in einem Fall gestaltet, — in der Gestaltung des dunklen Instincts des Geschlechtshasses. Diese Feindschaft unter der Bewußtseinsschwelle, wo sie bisher gelegen, hervorgezogen, ihr eine Sprache, eine Dialektik, einen künstlerischen .«orper verliehen zu haben, das ist Strindbergs That. Er faßt das Weib auf wie ein aus Nand und Band gegangener Spießbürger, und er behandelt es wie ein eingefangener Wilder. In beiden Fällen aber möchte ich den Spießbürger und den Wilden in's Gigantische gesteigert gedacht wissen. Strindberg ist wie ein Instrument, auf dem seine Zeit alle ihre schrillen Weisen gespielt hat, ohne daß in den Saiten eine Erinnerung davon zurückgeblieben wäre. Er war als junger Mensch Pietist und das gründlich, später pessimistischer Altruist, dann Socialist und Utilist, er hat die Klassengegensätze und Klassenkämpfe empfunden wie Wenige, und veranschaulicht wie kein anderer seiner Zeitgenossen, er hat uuter dem unausrottbaren Bewußtsein, Unterklasse zu sein, geknirscht, und seine täglichen Gewohnheiten und sein Drang gingen darauf aus, sich als Oberklasse vor sich selbst zu behaupten; er war schrankenlos, rücksichtlos, unzügelbar, aber er scheint nichts von dem unreflectirten Souveränetätsgefühl der großen Persönlichkeit gehabt zu haben, die sich naiv und selbstverständlich als Anfangs- und Ausgangspunkt ansieht und sich's nicht einfallen läßt, sich abzujagen im Wettlauf uni das, was ihr von selbst gehurt. Strindberg ist der echte zwiespältige Sohn dieses Plebejerzeitalters, der eines Nietzsche bedurfte — auch ein mit eruptiver Kraft sich über sich selbst hinausschnellender getaufter Plebejer — um mit einem Luftsprung über sich hinaus sich als Uebermensch zu proclamiren. Ich will damit Nietzsche nicht verkleinern: er ist einer der großen Hauptringe in der Newußtsseinskette der Menschheit; er hat sich nicht umsonst in einer bis jetzt zurückgehaltenen Schrift: Neos Huwn! selbst so genannt; er hat, ein anderer Jesus, in der fürchterlichsten aller Opferungen sich felbst zerbrochen, um das Zukünftige aus sich herauszusprengen; und er ist daran zerbrochen. Neben dieser schrecklichen Selbstopferungsthat erscheint alles andere Uebermenschenspielen wie Parodie. Auch Strindberg hat einen Uebermenschroman „An offener See" geschrieben, auf

den ich später zurückkomme. In der Periode, als er den „Sohn der Dienst-
üiagd" verfaßte, kannte er Nietzsche, mit dem er kurz vor dessen letzter Er-
krankung eine Zeitlang corresvondirte, noch nicht.
Etwas dagegen, was neben seiner ganzen Production herlief und was
er immer über dieselbe stellte, das war das Erfinder- und Entdeckerthum.
Er hat sich auf allen möglichen Gebieten versucht und geniale Blitze gehabt.
Er hat unter den schwedischen Gelehrten als Kenner mit einem Buch über
das Ehinesische geglänzt und die Herren vom Ludeuser Observatorium durch
eine astronomische Hypothese auf den Rücken geworfen; er hat erst vor einem
Hahr einen Verkauf seiner impressionistischen Gemälde veranstaltet, viel
und lange über Farbenphotographien gegrübelt und ein Buch über die
diplomatischen Beziehungen Schwedens und Frankreichs veröffentlicht; er
hatte schon vor seiner Bekanntschaft mit Nietzsche eine eigenthümliche Theorie
über den „Großgehirnadel" entwickelt und eine Novelle „Der Kampf der
Gehirne" geschrieben, wo die alte Lust des Mongolen am Köpfeabschlagen
durch den verfeinerten Genuß, die Gehirne seiner Feinde auszusaugen, ersetzt
wird. Es ist eine nur den Slaven eigene Neugier und dilettantische Genia-
lität in diesen Zügen, die wir in der „Entwickelungsgeschichte einer Seele"
alle nach und nach auftauchen sehen, commentirt von ihm selbst mit vielen
widersprechenden Erklärungen.
Wo aber die Widersprüche am gehäuftesten sind und als psychologisch
nothmendig verkündet werden, das ist in seiner Selbstvsnchologie. Hier hat
der Leser einen Unterstrom von entschlüpften Bekenntnissen von der auf der
Oberfläche ausgebreiteten künstlerischen Arbeit der Persönlichkeit mit sich selbst
aufmerksam uud kritisch auseinanderzuhalten. Es ist sehr interessant, oft seiten-
lang verfolgen zu können, wie der Mangel an affectiver Unmittelbarkeit sich
in ihm in eine peinigende affective Sehnsucht versetzt, z. B. als Kind in dem
Abhängigkeitsgefühl von der vielbeanfpruchten, gewöhnlichen nnd ihm offen-
bar nichts entgegenbringenden Mutter. Es ist noch interessanter, zu ver-
folgen, wie beim Auftreten der Liebe er immer erst aus Gründen zu lieben
scheint. Ta ist seine erste Verliebtheit als Fünfzehnjähriger in ein dreißig-
jähriges, aufgeregtes und kränkelndes Mädchen. Sie ist der Mittelpunkt
ihres ganzen Kreises, verlobt, bewundert und umschwärmt von jungen uud
alten Herren, darunter seinein Vater, und es ist ihm ein kitzelnder Ehren-
Mnkt, sie von allen abzuziehen.
Ein Gefühl von Widerwillen, das er später so oft neben der Liebe
schildert, geht schon hier durch ihre zärtlichen tuw-ä-ttztLs, in denen sie
die mütterliche Ueberlegenheit — ob echt, ob unecht, ist nicht zu entscheiden
^ stark hervorkehrt, wodurch sie ihn vollständig bezaubert und gewinnt —
immer das gleiche Manöver aller später von ihm geschilderten Frauen. In
der Erinnerung beim Niederschreiben aber kann er sie nicht lächerlich uud
abstoßend genug schildern, sich nicht genug thun in Aeußernngen des Ab-
scheuos und Widerwillens gegen sie, und diesen selben Zug finden wir auch

in dem neulich erschienenen Buch: „Die Beichte eines Thoren", das ich zuerst handschriftlich im französischen Text gelesen. Auch hier wird eine gewesene Geliebte und halbe Braut wie ein Abschaum geschildert, ebenso wie die andere, später geheirathete, vornehme Geliebte sich als ein Abgrund von Verworfenheit entpuppt. Und dasselbe ist mit der Braut des Uebermenschen in „An offener See" der Fall. Dieser immer wiederkehrende Zug, sich nach genossener, seelischer oder physischer Liebe mit einem Ekelschauer, in eineni Wuth- und Haßparoxysmus zu entfernen, ist durchgängig in der Strindberg'fchen Dichtung.

Dieser Zug ist sehr slavisch und beim Slaven vielleicht auf das mongolische Wildenblut zurückzuführen. Man trifft ihn immer, nur schwächer, in den sonst so delicaten Liebesschilderungen Tolstojs. Und in der Production Strindbergs ist nur eine zwiefache Erklärung möglich: entweder das Temperament des Verfassers, oder das Weib, bei dem er allzu übel ankam.

Ich habe lange fest an das letztere geglaubt. Aber nachdem ich fein ganzes Schaffen kennen gelernt und oft gelesen habe, glaube ich, das ist eine zu flache Auslegung.

Diese Wuth gegen das Weib steht im Zusammenhang mit der Empörung gegen jedes Band, jeden Zwang, jede Beziehung, jedes Verhältnis;, das dauernd werden zu wollen scheint. Ueberall der gleiche Drang, zu entfliehen, seine Spuren zu verwischen, sich zu isoliren, zu verstecken, undurchsichtig zu macheu. Ueberall in seinen Studie«, seinen Interessen, seinen Gesinnungen dasselbe plötzliche Abreißen, der verfolgungssüchtige Umschlag, überall derselbe Haß gegen die gesprengte Fessel, und jedes durchgemachte geistige und seelische Stadium erscheint ihm nachher immer als eine gesprengte Fessel. In Strindbergs ganzer Dichtung können wir den ewigen Kampf uni fein ewig wechselndes Ich verfolgen; stets sehen wir ein in's Ungeheure gesteigertes Selbstgefühl, das vergeblich und wüthend nach dem eigenen Selbst Jagd macht, das die ganze moderne Wissenschaft aufbietet, um die Abwesenheit eines Mittelpunktes, einer Einheit des Ichs, um den mangelnden Schwerpunkt im Unbewußten zu rechtfertigen, zu erklären und zu verklären. Alles an ihm ist Temperament, nichts zusammenhängendes Denken; er haßt den Zusnmmeuhang wie eine persönliche Verkleinerung, er will der Unfaßbare fein, über den Niemand Bescheid weiß und vor den er als Strohmann einen Viustermann schiebt, wie den unglücklichen „Vater", wie Arel in den „Kameraden", der seine eigenen Bilder vom „Salon" zurückzieht, damit die von ihm gemalten Bilder seiner Frau angenommen werden, wie der zweite Mann in den „Gläubigern", der sich ergeben von einem weiblichen Vampvr aussaugen läßt, wie der „Thor" in der „Beichte eines Thoren", der die Frau eines Andern mit einem reinen Madonnencultus liebt, und als er das Dampfschiff vorüberkommen sieht, mit dem sie eine Besuchsreise zu Verwandten »nacht, in die See geht, immer weiter.

weiter, magnetisch von dem Schiff angezogen, von dem er weih, daß sie
sich darauf befindet, der darauf später ihr Mann wird und nach und nach
unglaubliche Details von Verworfenheit an ihr entdeckt, ohne sich loszu-
reißen, ohne jenen entscheidenden, unbezwinglichen Ekel zu empfinden, durch
den das Losreißen nicht mehr ein Willensact, sondern ein unbewußtes Rea-
giren wird. Wer kennt alle diese Züge nicht aus der russischen Literatur?
Schon Turgenjew hat den schwachen Mann geschildert, den ein brutal
wollüstiges Weib gefangen hält (Sacher-Masocks, der einer Perversität den
Namen gegeben, brauche ich nicht erst zu ermähnen), der im Liebes-
verhältnis der Passive ist, der sich aussaugen und zu ttrunde richten läßt,
der sich- dabei selber zusieht und sich verachtet.
Sich verachtet! Da finden wir den Unterschied und vielleicht auch,
wenn ich so sagen darf, den psychologischen Triebsand in der Strindberg-
scken Dichtung. Ich nehme an, wir sind im Voraus darüber einig, die
großen russischen Dichter seien ehrliche Psychologen. Dostojewski möchte ich
freilich in Manchem davon ausnehmen, er hat Manches zu verheimlichen, man
könnte stellenweise den Finger darauf legen, wo er einen falschen Zug unter-
schiebt, wo er Erfahrungen unterschlägt, auf die im dichterischen Empfängnis;-
augenblick der Plan gebaut war. Aber Turgenjews, Oarschins, Tolstojs
Dichtung hat nie geschielt, weder in sich hinein, noch nach dem Publikum.
Und ihre von einein, die „männliche Prärogative" (wie Strindberg sagt) an
sich reißenden Weib geliebten Männer fahen klar in sich und verachteten sich.
Nicht so der Strindberg'sche Mann. Er schreit wehe unter dem eisen-
beichlagenen Pantoffel, aber er achtet sich; er achtet sich unbegrenzt hoch;
er achtet sich doppelt hoch wegen seines Aushaltens bei der frechen Teufelin,
die ihn deswegen verhöhnt; er bezeichnet eine höhere Entwicklungsstufe, und
vor allen Dingen: er ist unglaublich moralisch. Der Strindberg'sche Mann
im Allgemeinen und besonders in den Weiberhaßstücken, ist von einer
Moralität, wie sie das Neue Testament nur von den Nischöfen verlangt,
wenn es sagt: „er sei eines Weibes Mann" mit dem Nachdruck auf eines,
und wie sie sonst nur von Njörnson und in christlichen Iünglingsuereinen
gefordert wird; er ist immer streng monogam, denn die Monogamie ist eine
höhere Entwicklungsstufe; das Weib dagegen ist immer polygamisch, denn
das Weib und die Polygamie bezeichnen eine niedere Entwicklungsstufe.
Und dieser monogamische Mann ist auf das Weib mit den Mehrzahlgelüsten
verpicht, desto verpichter, je verworfener es ist, desto gefesselter, je nichts-
würdiger es ihn behandelt; siehe „Die Beichte eines Thoren". Mir scheint,
es liegt darin ein verwandter Zug mit der Neigung des „Sohns der Magd",
von dem in der Selbstbiographie erzählt wird: die frischen, rothwangigen
Mädchen in der Tanzstunde seien ihm gleichgiltig gewesen, die wachsbleichen
dagegen mit den schwarzen Schatten unter den unnatürlich glänzenden
Augen, diese hochgradig anämisch Hysterischen, zogen ihn unwiderstehlich
an ... .

IV

Um den Zeitpunkt, wo er den „Sohn der Dienstmagd" schrieb, entfaltete Strindberg eine unglaubliche Productivität. Von 1886—1888 erschienen: „Der Sohn der Magd," „Der Vater," „Die Kameraden," „Die Gläubiger", Fräulein Julie", „Tschandala", „Die Leute von Hemmsö" und „Scheerenuolksleben", sowie Fortsetzungen zu seinen „Schwedischen Schicksalen uud Abenteuern", eine Sammlung barocker und ausgezeichneter historischer Erzählungen in Lieferungen. Dann floß die Quelle sparsamer und sparsamer. 1889 entstand der Uebermenschroman: „An offener See", bis 1893 sind dann nur die kleinen Einacter: „Herbstzeichen", „Vor dem Tode", Das Band", „Das Spiel mit dem Feuer", „Credit und Debet" geschrieben. „Die Beichte eines Thoren" gehört einer früheren Zeit au.

Alle oben genannten Dichtungen, mit Ausnahme der „Kameraden" und des „Tschandala" liegen deutsch vor und haben Strindbergs rasch entstandenen Ruhm in Deutschlaud begründet. Obenan in dieser Hinsicht stehen: „Der Vater", „Fräulein Julie" und „Gläubiger", die drei Stücke, auf die er selbst den meisten Wert!) legt.

Die Fabel des „Vaters" ist wohl schon ziemlich bekannt. Ein Rittmeister unterliegt den drei Weibern in seinem Hause, wird von ihnen halbwahnsinnig gemacht und für ganz wahnsinnig erklärt und (nicht blos figürlich zu nehmen) in die Zwangsjacke gesteckt. Diese drei Weiber sind: seine Frau, seine (unsichtbare) Schwiegermutter und seine Amme. Alle drei halten zusammen. Die Frau uud die Amme machen ihn verrückt mit ihrer Kleingehirndialektik, die Schwiegermutter läßt nur von Zeit zu Zeit ein imperajorisches Klingeln hören, das seine augenblickliche Vernachlässigung herbeiführt. Warum halten aber diese drei Frauen zusammen gegen den Mann und Hausherrn? Die Amme und die Schwiegermutter, sagt Strindberg, sind über die Jahre, demzufolge geschlechtslos, demzufolge Mannhasser. Gut. Aber die Gattin? Die Gattin ist auch Mannhasser. Warum? weil alle Weiber Mamihasserinnen sind — mit intermittirenden Augenblicken. So? Schön! Aber damit haben wir noch keine Erklärung, weshalb die Amme, die Schwiegermutter und die Frau zusammenhalten? Verträglichkeit unter einander ist nicht gerade eine spezifisch weibliche Eigenschaft und daß seine Amme sich mit ihrer Mutter vertragen sollte in unausgesetztem täglichen Zusammensein, das ist schon beinahe unwahrscheinlich. Aber sie halten trotzdem zusammen! Warum? Um ihm Vüchersendungen zu unterschlagen, die Schwiegermutter herauszupflegen und das Kind zu verziehen. Also aus angeborener Bosheit. Schön. Aber warum kehren sie diese Bosheit nicht gegen einander? Well sie alle drei gleich dumm sind und sich darum in ihrer gegenseitigen Gesellschaft am besten befinden. Merkwürdig! die noch junge, noch hübsche Gattin langweilt sich nicht mit zwei alten Weibern? Da ist wohl was faul im Staate. Dänemark? Nein, es ist nichts faul, das ist der normale Zustand

in allen Familien. Ja, aber Herr Rittmeister, haben Sie sich anch schon jemals gefragt, ob Ihre Frau auch von Ihnen befriedigt ist? Auf diese Frage pflegt der Verfasser eine Antwort zu geben, die wir ihrer Unuerblümtheit wegen nicht hierher setzen können. Ich glaube aber, der Verfasser macht sich damit die Psychologie des Weibes zu leicht. Die Herren der Schöpfung sind manchmal etwas eitel. Das Weib nimmt in den meisten Fällen, da die Auswahl beschränkt und das Terrain kurz ist, den es kriegt, aber in vielen Fällen mag es nachher den nicht, den es gekriegt hat. Um so weniger, je verliebter er ist. Und da ist gleich der tragische Eonflict. Der Mann merkt's nach Männerart nicht und liebt weiter, das Weib merkt, daß er nichts merkt, :mrd an seiner empfindlichsten Stelle beleidigt und legt sich auf's Quälen. Er duldet und liebt. Aber er liebt täppisch und brutal. Nun ist die Frau obenauf. Sie sieht, daß er sie nicht durchschaut, und damit ist sie seiner sicher, sie weiß, daß sie ihn nicht los wird, und das stachelt ihre Galle immerwährend auf, sie fühlt, daß sie straflos ist, und darum wird sie nach und nach zur Furie. Wer ist nun der Dumme vou den Vieren?

Ans diesem trivialen Mißverständnis; hat Strindberg eine der erschütterndsten ehelichen Tragödien aufgebaut, und während man ihr beiwohnt, glaubt man die fchweren Flügelschläge des Schicksals über sich rauschen zu hören.

„Die Kameraden" behandeln dasselbe Problem. Arel opfert sich, in einem eigensinnigen Drang, sein Weib ganz zu besitzen, ganz für sie; aber sie bleibt ewig außer ihm, fremd, kalt, plump kokett, leicht gereizt von anderen Männern, eine zärtliche Freundin ihrer unverheirntheten Freundin. Hier wie dort dieselbe Dialektik des Großgehirns mit dem Kleingehirn, die immer damit endet, das Großgehirn ganz wirrig und doch ganz verpicht auf Fortsetzung der Klopffechtereien zu machen. Eine noch viel schlechtere Ehe läuft nebenher. Facit: Frau hinauswerfen und Lebensekel.

Oder: „Die Gläubiger". Dasselbe Weib, derselbe Mann, letzterer diesmal in zwei Hälften gefpalten — ein dialektifches Großgehirn und ein sensibler Nervenknäuel. Der sensible Nervenknäuel wird epileptisch vor Erschöpfung, das Großgehirn, das so lange ohne weibliche Hälfte gelebt hat, hat alle Kräfte beisammen und ans Iinseszins gelegt und seine Dialektik gewetzt zu der Schärfe eines Rasirmessers. Vermöge dieses dialektischen Nasirmessers vollzieht es den Schnitt zwischen Tekla und Adolf; da sie sich aber schluchzend über den vom Schlage vor ihren Augen Getroffenen wirft, steht das Großgehirn durchdonnert: sie hat ihn doch geliebt! — Ob?

Zwischen die Aufführung vom „Vater" und den „Gläubigern" in Kopenhagen fällt 1889 das Erscheinen des Romans „Tfchandala". Literarisch eine seinermeniger bedeutenden Arbeiten ist er alsNeitrag zur Psychologie Strindbergs durch seine Entstehungsgeschichte für den Forscher von ungewöhnlichem Nerth. Strindberg war beim Miethen einer Sommerwohnung an in der Gegend bereits berüchtigte Wirthsleute und in ein schlechtes Logis gerathen. Mit diesen beiden Uebelständen, die ein gewöhnlicher Mensch wahrscheinlich sofort

durchschaut hätte, begann seine Phantasie zu arbeiten und ließ sie zu einem ganzen Auch mit riesigen geistigen Proportionen anschwellen. Die äußeren Umstände bleiben dieselben, die Handlung ist um ein Jahrhundert zurückverlegt und wird zu einem Kampf zwischen dem Adelsmenschen, dem Großgehirn, mit Pöbelnaturen und Kleingehirnmenschen, die ihn umgarnen, aussaugen und zu Grunde richten wollen. Ein Grund ist dazu nur vorhanden in dem Neid der niedrigen Geister und kleinen Seelen auf das Hohe und Große. Man begreift zwar nicht recht, wie der gelehrte und ausgezeichnete Mann in der als äußerst ekelhaft geschilderten Umgebung mit seinen Kindern aushalten kann — es sei denn ans Geldmangel für einen Umzng — und mau begreift noch weniger, weshalb er sich mit dem Pöbel, der ihn umgiebt, einläßt, es sei denn aus psychologischer Neugier. Schon hat der Zigeuner, der das Haus als Liebhaber der Wirthin regiert, ihn fast in feiner Macht, da beschließt der gepeinigte Miether ihn durch Schrecken, dem der unwissende Mensch so zugänglich ist, zu vernichten. Er lockt ihn Nachts auf die Wiefe hiuaus und läßt aus einer I^wi-na muxic« übermenschlich große Schreckgestalten an ihn: uorüberwandern. Das Ziel wird erreicht. Ter gepeinigte und beschränkte Zuschauer und Hciuswirth stirbt an Gespensterfurcht.

Man sieht an diesem einen Zuge, in welcher Weise Striudberg Erlebnisse verarbeitet; man sieht auch, daß seine Phantasie so beschaffen ist. Alles in's Ungeheure und Ungeheuerliche zu steigern. Dieser Zug ist typisch an ihm. Diese Phantasie ist keine zahme und gesittete Nürgersmannsphantasie mit geschwächten und abgestumpften Organen, wie sie sonst in der Literatur gewöhnlich ist. Sie ist die Phantasie eines Wilden, in dem auf dem Resonnanzboden der Furcht jeder Eindruck einen tausendfältigen Widerhall findet. Sie ist frisch, wie der Wind, der aus den Vergen weht und unaufhaltsam wie er. Sie giebt Alles aus erster Hand. Darauf beruht ihre Macht. Man mag hinterher noch soviel gegen Strindbergs Begründungen einzuwenden haben, im Augenblick, wo man sie liest, ist man gefangen. Es hat nie einen Dichter gegeben, der mit so brutaler Autorität suggerirt wie er. Während man im Nann seiner großartigen Schöpfungen ist, erscheint immer Alles glaubwürdig, ja einzig so möglich. Ueber der allgemeinen Wahrheit der Hauptzüge vergißt man die vielen Schrullen, die nie fehlen, die Ueberhäufung mit Schlechtigkeitszügen, mit denen er nie unterläßt, feine Feinde: das Weib und den Unterklassenmenschen — den: er sich einst verwandt und von dem er sich jetzt verfolgt fühlt — zu bedenken.

Der zweite Grund seiner ungeheuren Wirkung, die er auf die jüngere Generation im Norden ausgeübt hat und jetzt in Deutschland auszuüben anfängt, — obgleich wohl die norddeutsche Grenze auch seine Grenze sein wird — ist, daß er so vollkommen ein Sohn dieser zerrissenen, friedlosen, überreizten Zeit ist, dieser Zeit mit ihrer D6cadence und Barbarei, die in einandergleiten. Er bat das Plebejertbum, den Snobbismus, die nw-

ralisirende Heuchelei, die verkriimmten Triebe des Gegenwartsmenschen in
seiner Dichtung und zugleich das Gegentheil von Allem: die übermenschliche
Anstrengung des Sichübersichhinausschnellens, das Jenseits von Gut und
Böse, die ungetanste, grandiose Sinnlichkeit, die Empörung gegen den Fe-
mininismus des Frauencultus. Er ist der Schrei der sich empörenden
Natur in einer faulen Gesittung. Er ist der Toppelmensch von heute,
der zugleich angefressen und gesund, zugleich die getünchte Grabstätte abge-
storbener Vergangenheit und das Gesas; der Zukunft ist. Er spiegelt dessen
geheime Leiden, dessen halbbewußte Verlogenheit, dessen selbstdurchschaute
Ueberhebung, den Gott und die Bestie in ihm.

Und das Alles zusammen hätte seinen Namen doch nicht zu einer
Fackel gemacht, die lange brennen und leuchten und noch längere Zeit für
das gehalten werden wird, was sie doch nicht ist: einer von den ewig neu-
aufziehenden Sternen.

Was dazu mitwirkte, den rothen Feuerschein zu schaffen, der von ihm
ausgeht, das war zweierlei: erstens seine Sprache, die nur schwedisch ihre
ganze Wirkung hat. Deutsch hat sie einen ganz anderen Eharattcr, da ist
sie hart, nüchtern, blechern. Aber schwedisch ist sie wie das Meer, das an
den Küsten brandet und von ferne donnert, wie die Trompete, die ihre
Kampfsignale durch die Nacht schmettert, wie das Schicksal, das iu kurzen,
dumpfen Schlägen pocht: ich bin da, ich bin da!

Es giebt nordische Dichter, bei deren Uebertragung man die deutsche
Sprache Symphonien spielen lassen kann, durch die man sie neue Nuancen
lehrt und sie mit neuen Rhythmen und Worten bereichert. Aber wenn man
Strindberg übertragen will, so steht man da leer und arm: schwedisch klingt
es wie Glockenerz, deutsch klingt es wie Nlechgeklimper.

Ter zweite Zug, der Strindberg in seiner Zeit dastehen läßt wie ein
Niese, ist sein Materialismus. Er hat die materialistische Lebensanschauung,
die materialistischen Ideale, den materialistischen Verstandescultus, die materia-
listische Auffassung des Geschlechtslebens. So tief die Probleme sind, die er
aufgräbt, so flach ist immer seine Erklärung. Alles in seinen Schilderungen
ist rechtwinkelig, klar, scharf, unnuancirt; er ist wie ein Untersuchungsrichter
der nur das, was über der Bewußtseinsschwelle liegt, herausinquirirt, der
nur das sieht, was auf diesem dürren Boden wächst. Tas reiche, frucht-
bare Land unter dem Bewußtsein, das Land, wo Alles, was ist, organisch
wachsen muß, wie die Frucht im Mutterschoß, das ist für den materialistischen
('iroßgehirn-Adelsmenschen noch nicht entdeckt.

An dieser Eckigkeit und Grobzugehaucnheit des Intellects ist besonders
sein Uebermensch in „An offener See" gescheitert, an ihr scheitert jedesmal
seine Psychologie des Verhältnisses zwischen Mann und Weib. Es ist eine
sehr gemeine Sorte Weiber, für die allein er den psychologischen Blick hat,
oder ist er nur mit den, Meib, das voll geheimer wüthender Antipntlne gegen
den Mann ist, der es besitzt, in Berührung gekommen?

Als Materialist giebt er das Mystische im Geschlechtsuerhältniß, das eben die Liebe ist, nicht zu, aber die Vereinigung zweier Culturmenschen ohne Liebe führt im Nenntempo zur Entartung, und diese Entartung hat er sehr consequent immer geschildert.
Die Production der drei letzten Jahre wiegt seine früheren nicht auf. Die sechs Einacter, die neulich in Berlin erschienen, sind alle Variationen des alten Sujets von dem vortrefflichen, treuen, moralifchen Mann und dem schlechten, unmoralischen Weib. Bei einer psychologischeren Schauspielkunst, als sie gegenwärtig auf deutschen Bühnen geübt wird, werden mehrere von ihnen freilich eine ebenso tiefe und dauernde Wirkung haben, wie „Die Gläubiger".
Seine letzte große Dichtung war „Fräulein Julie", in der die Ober-klllß- und, Unterklaßinstincte auf dem centralsten Gebiet mit fürchterlicher Wuth aneinanderprallen. Hier siegt Jean, der Sohn der Magd, im brutalen Kampf mit dem Weibe, der aufrichtigst gezeichnete Mann, den Strindberg geschaffen hat. Dies Stück war wie ein großer Vefreiungsact vom Weibe für Strindberg; später in dein „Spiel mit dem Feuer" siegt wieder der Mann — zum Siege gehört immer ein ungezwungenes Herunter-machen der Gegnerin — und in „An offener See" triumphirt der Ueber-menfch über die zweideutige Jungfrau, deren unzweideutige Liederlichkeit er merkwürdig fpät für einen Großgehirnadelsmenschen durchschaut, indem er zur Strafe eine Nacht bei ihr verbringt und sie dann nngeheirathet sitzen läßt. — Aus diesem Anzeichen sieht man, daß Strindberg jetzt in einer Krise, oder an einem Wendepunkt zu stehen scheint. Was sich daraus entpuppen wird — wer kann's sagen? Seine erste Auswanderung aus Schweden be-zeichnete eine Periode unglaublicher Fruchtbarkeit, einen geistigen Durchbruch. Was wird seine zweite bezeichnen?
Wenn jetzt, nach diesem Versuch einer Porträtzeichnung, ein abschließen-des Wort von mir verlangt würde, — ich konnte blos antworten: was mir vorlag als Material, um sein Wesen zu schildern — und mir lag recht viel Material vor — war wie ein durcheinandergewirrter Knäuel, den ich ab-wickeln sollte. Ich ging behutsam dran und suchte den Faden, der der Aus-gangspunkt war. Hat man nur erst den Faden, dann wickelt man den Knäuel reinlich ab. Ich fand den Faden, wickelte, knotete ans — da war er zu Ende. Ein anderer Faden — auch zu Ende; ein dritter und vierter — dasselbe. Lauter Etümpfchen hängen heraus, alle Zusammenhänge sind abgesprengt. Noch ist der Knäuel groß und überall Knoten und verwirrte Stellen. Hier sind einige ausgezogene Fäden. Ein Schelm, wer mehr giebt, als er hat.
.'»>.'» >^

Boetticher wider öchliemann.

von

Gilstnv Schröder.

— Veilin. —

? „Drucksache" und ohne schriftlichen Geleitschein, statt dessen
nur eine Visitenkarte beilag, ging mir in eine»! Sonderabdrnck
aus „Nord und Süd" die neueste Noetticher'sche Streitschrift*) zu.
Ich fasse diese Zusendung als einen Act der Höflichkeit oder der Dankbarkeit für abgegebenes günstiges Zeugnis, auf. Wenn diese Auffassung richtig ist, so liegt die erste und einzige directe Beziehung zwischen mir und dem Anstifter und Führer des Schliemann-Trojannchen Federkrieges vor. Derselbe hat meine Zeugeuschaft nicht erbeten- er hatte es mich nicht nothig; was gedruckt ist, konnte er beliebig verwerthen, wenn er es nur ehrlich und gewissenhaft that. Das hat er gethan. Er citirt wörtlich meine Incomvetenz-Erklärung bezüglich des positiven Theils der Frage: Ist der Schutthaufen Hifsarlik eine Verbrennungsstätte, eine „Feuer-Nekropole?"; er beschränkt sich auf die Wiedergabe meines Urtheils aus bantechnischen, insbesondere kriegsbau-technischen und -geschichtlichen Gründen, dahin lautend, daß das Aufgedeckte nicht genüge, die Ruine als die eines Vurgbaues oder wiederholter Burganlagen anzuerkennen. Ein kleiner Irrthum ist ihm dabei begegnet, indem er mich als Lehrer der Geschichte der Kriegsbaukunst au der vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule vorstellt, während ich daselbst „Wasserbau" docire. Klein ist der Irrthum nur, da die Augabe, die jekt nicht zutrifft, vor einigen dreißig Jahren zutreffend gewesen wäre, und da ich mich in der Muße meiner Inactiuität mit allerlei Zubehör meines ehemaligen Berufes und namentlich mit kriegsbangeschichtlichen Studien be-

*) „Die Wahrheit über die trojanischen' Wcrthümer und ihre Tragweite". Ernst Noetticher. „Nord und Süd", Heft 139.

Von

schäftige. Hauptmann Boetticher führt die militärische Fachzeitschrift an (Archiv f. d. Art.- und Ing.-Offic.), in der ich gegen fortificationsgeschichtlichen Dilettantismus aufgetreten bin. Dieses Organ, an dessen Ncdaction ich seit 18 Jahren betheiligt bin, enthält mancherlei Belege für meine Studien, insbesondere auch die kriegsbau-geschichtlichen. Der wichtigste hierher gehörige ist ein längerer Aufsatz aus dem Jahrgänge 1888: „Tirvus, Mvkeuai und Troja, die ältesten Denkmäler der Festungs-Nautunst aus dem Heroen-Zeitalter." Um diesen schreiben zu können, hatte ich die bis dahin erschienenen Schliemann'schen Schriften sorgfältig durchforscht. Die Gegnerschaft Boetticherö war nur nicht unbekannt, aber ich theilte die von der Tagespresse formulirte öffentliche Meinung — ich nahm ihn nicht ernst. Ueberdies schien die Angelegenheit zur Zeit erledigt. Schliemaun, und noch mehr seine Kampfgefährten Virchow, der Gelehrte, und Dörpfeld der Bautechniker, hatten den Angriff des in Archäologie dilettircnden Artilleristen abgeschlagen. So schien es zur Zeit.

Im folgenden Jahre entbrannte der Kampf von Neuem und führte zur persönlichen Zusammenkunft. Von Schliemaun eingeladen, mit Reisegeld versorgt und au Ort und Stelle dessen Gast, ging Hauptmann Boetticher in die Troas. Schliemaun war selbstredend von dem eigentlichen Ausgräber Dörpfeld begleitet und hatte außerdem zwei „uuvarteiische Zeugen" berufen, einen Wiener Gelehrten und eiueu preußischen Artilleriemajor. Letzteren kannte er persönlich aus der Zeit seiner Ausgrabungen in Mvtene, dessen Umgegend der damalige Hauptmann Steffen im Auftrage des deutscheu archäologischen Institutes in Athen aufgenommeu hatte.

Zu seiner Information erbat sich Steffen meinen oben bezeichneten Aufsatz, iu dem er allerdings die Nuiue Hissarlik als Troja oder genauer als die Burg von Troja ans Schliemann-Dürpfeld'sches Zeugniß hin auf Treu und Glauben angenommen uud anerkannt fand; nur die Dörpfeld'scheu „Thürine" (gleich denen von Tiryns) sind dort schon beanstandet (Boetticher sagt schärfer „persiflirt", was ich nicht unterschreibe).

Was mir nachmals Steffen über den Ausfall der Hissarlik-Lonferenz schrieb — obgleich es ganz so Änti-Boetticherisch lautete, wie das veröffentlichte Protokoll — regte mich zum Studium der Voetticher'schen Streitschriften an, uud ich war sehr gut orientirt, als sich das ereignete, wodurch Boetticher bewogen wurde, mich zu seinen literarischen Gegnern zu rechnen.

Noch Schliemanns Tode brachte „Unsere Zeit" einen Artikel, in dem ich ungefähr (der Wortlaut ist mir uicht mehr gegenwärtig) fagte: „Niemand hat in seinen letzten Lebensjahren Schliemann so viel Aergcr bereitet, als der ehemalige Artillerie-Hauptmann Boetticher, der sein Troja durchaus nur für eine Feuer-Nekropole gelten lassen will."

Sofort packte Boetticher seine Streitschriften zusammen, übersandte sie der Redaction von „Unsere Zeit" und bat, sie dem ihm unbekannten Verfasser jenes Artikels zuzustellen, der ersichtlich über ihn nicht orientirt sei.

Gegen diese Unterstellung protestirte ich in meiner Antwort an die Nedaction und fügte hinzu, es schiene mir ganz angebracht, wenn ein sich völlig unparteiisch und unbefangen Wissender die Boetticher-Schliemann-Fehde historisch schildern wollte.

Ich habe diesen Gedanken später nebenbei ausgeführt in dem Archiv-Artikel, dessen Noetticher <S. 16 des Sonderabdrucks aus „Nord und Süd"*), gedenkt. Derselbe ist im Februarheft des vorigen Jahres S. 65 enthalten und hat den Titel „Schliemanns Troja". Nebenbei ausgeführt; deun die Hauptsache war mir das Nautechnische und Baugefchichtliche. Aber Voettichers mußte dabei gedacht werden, denn seine Opposition hatte doch Einfluß auf den Urtheils-Standpuntt. Unter Hinweis auf den Artikel von 1888 heißt es in dein von 92: „Wir hatten unfererfeits im Schliemann'schen Troja etwas fortisicationsgefchichtlich Besonderes nicht gefunden; wir sahen höchstens eine polygonale Umschließung, oder genauer, deren Unterbali im Charakter einer den unregelmäßigen Abhang zur Terrasse gestaltenden Stützmauer. Die Thürme, die Dr. Dörpfeld der Mauer zugeschrieben hatte, ließen wir nicht gelten; ihrer Lage und geringen Ausdehnung nach konnten die als „Thurm-substructionen" angesprochenen Mauervorfprünge nur für Strebepfeiler angesehen werden." „An fortisicationsgeschichtlichem und bautechnischem Interesse bleibt hiernach für Schliemanns Troja herzlich wenig übrig. Aber auch dieses Wenige wird ihm noch streitig gemacht." Dies ist der Uebergang zu Boetticher. Ter Artikel hat lange in Vereitschaft gelegen, bevor sich Platz zum Abdruck fand. Ich habe, nachdem er geschrieben mar, die Sache nicht weiter verfolgt; daß Boetticher noch lebt und weiter kämpft, hat mir jetzt der Artikel in Nord und Süd gezeigt. Es freut mich, daß Boetticher wieder auf eine Nedaction gestoßen ist, die ihn zu Worte hat kommen lassen. Das Gegentheil ist ihm häufiger passirt.

Dieselbe Nedaction hilft nun auch ausführen, was ich schon vor zwei Jahren der Nedaction von „Unsere Zeit" (inzwischen auch zur literarischen „Vergangenheit" geworden) vorgeschlagen habe. Die Sachlage ist heut noch wie damals. Wie sie ist, oder genauer, wie der „unentwegte" Schliemann-Troja-Netampfer sie ansieht, fchildert er am Schlüsse seines „Nord nnd Süd"-Ärtikels lebhaft genug.

Doch nun zur Sache.

Schliemann ist todt. Es gab keine deutsche Zeitschrift, die ihm nicht einen ehrenden Nachruf gewidmet hätte; er war wieder in Aller Munde; sein Gedächtniß wurde im weitesten kreise aller Lesenden aufgefrifcht. Jetzt ist es still geworden. Den Ausbau und Schmuck seiner Grabstätte in Athen schilderten unlängst die Tageszeitungen.

Schliemann starb mitten in einem Unternehmen. Das würde dem Rastlosen, Unermüdlichen, Forschungseifrigen begegnet sein, auch wenn er

*> Z?
) S. 348 in Heft 189.

noch viel länger gelebt hätte. Brütete er doch schon seit Jahren über dein
Plane, in seiner Weise Kreta um- und auszugraben, wo er die Quelle
Dessen vermuthete, was die Archäologie seinen früheren Schatzgräbereien im
Peloponnes verdankt, die Quelle der „mnkenischen Cultur". Die Verhältnisse,
namentlich die auf Kreta ausgebrochenen Unruhen, haben ihn gehindert, an
jenes Unternehmen Hand anzulegen. Dafür ist er noch einmal in die Troas
gegangen und hat den Hügel Hissarlit, von dem er im Jahre 1882 für
immer Abschied genommen zu haben glaubte, weiter abgedeckt. Diese Arbeit
wurde im November 1889 begonnen, über Winter unterbrochen und vom
März bis August 1890 weiter geführt. Dann stellte sie Schliemann ein
mit dem festen Vorsatze, sie am 1. März 1891 wieder aufzunehmen.
Das ist ihnl nun nicht beschieden gewesen. Ihm persönlich nicht.
Aber er hat Sorge getragen, daß sein Fortgehen der Sache keinen Schaden
bringen solle. Seine Wittwe gewährt die Mittel, die Ausgrabungen auf
Hissarlit in seinen: Sinne zum Abschlüsse zu bringen.*)
Außer diesem Erbe hat er auch ein literarisches hinterlassen. Es
ist der zum Dheil von Schliemann, zum Theil von seinem getreuen
Freunde und Mitarbeiter Dörvfeld verfaßte Bericht über die bisherigen Er-
gebnisse der neuen Arbeit.
Diesen Bericht leitet Schliemann mit der Erklärung ein, er habe sich
zu der Wiederaufnahme der Aufräumungsarbeiten entschlossen gegenüber den
seit mehr als sechs Jahren**) wider ihn und Dürvfeld von dem ehemaligen
Hauptmann Ernst Noetticher geführten Angriffen.
In dem Processe Noetticher wider Schliemann hat sich bereits ein
umfangreiches Aktenmaterial angesammelt. Aber fast alle bezüglichen Documente
sind Auslassungen der Parteien. Einige wenige Meinungsäußerungen seitens
Unbetheiligter (von Schliemann angerufener Zeugen) begniigen sich mit der
Verwerfung der gegnerischen Behauptung, ohne dieser eigentlich kritisch zu
Leibe zu gehen.
Weitaus die Mehrzahl der Leser wird nur dann und wann im Lanfe
der Zeit eine oberflächliche Zeitungsnotiz gelesen und — vergessen, jedenfalls
kein klares Bild von der in Rede stehenden Streitfrage gewonnen haben.
Und dieselbe gehört immerhin auch zu den deutschen Zeit- und Streitfragen!
Zwar nicht zu deu brennenden in Politik und Religion, Gesellschaftsordnung
und Unterrichtswesen, aber doch zu den dem Gebiete der allgemeinen Bildung,
der Culturgeschichte nngehörigen; sie verdient Beachtung schon, weil sie
Schliemann betrifft, dem doch unweigerlich um seiner eigenartigen Persön-
lichkeit, um seines Lebens und seiner Leistungen willen für alle Zeit ein
Ehrenplatz in der Ruhmeshalle deutscher Geistesgrößen gebührt.
Das bezügliche Quellenstudium, das Lesen der Voetticher'schen Streit-

*) Toll 1W3 geschehen.

**) Ter erste Angriff erfolgte in No. 51 des „Ausland" vom 17. Dccembei 1883:
also vor jetzt mehr nls neun Jahren.

schritten war weder leicht noch behaglich; aber es war lehrreich. Es sind
eben Streitschriften; die Angegriffenen halten sich für berechtigt, sie Schmäh-
schriften zu nennen!
Auf den folgenden Seiten soll der Versuch gemacht werden, Wesen und
Verlauf des Kampfes kurz, klar und ohne Voreingenommenheit zu schildern;
insbesondere aus den Streitschriften das Herbe auszuscheiden, und von den
persönlichen Angriffen nur so viel zu berücksichtigen, als unerläßlich ist,
um den sachlichen Verlauf zu verstehen und zu würdigen.
Boetticher wurde bei feinein Auftreten von Schliemann und dessen
Anhängern mit Mißtrauen empfangen. Erklärlicherweise! Welche Be-
rechtigung konnte ein ehemaliger Artillerie-Hauptmann haben — auch wenn
er die acht Muße-Jahre seiner Außerdienststellung benutzt haben mochte, aus
Liebhaberei für den Wissenszweig in Bibliotheken und Sammlungen sich über
archäologische Forschungen und Funde zu unterrichten — welche Berechtigung,
sich gegen eine Treiheit theoretisch und praktisch geschulter Männer des
Fachs, wie Schliemann, Virchow und Dörpfeld, aufzulehnen? zu be-
haupten, der Hügel Hissarlik fei nicht ein befestigter Wohnplatz Lebender,
sondern ein Schutt- und Scherbenberg aus Leichenbrand-Resten?
Tas Wort „Feuer-Nekropole", mit dem Boetticher seine Hypothese be-
zeichnete, war eine Neubildung, eine von Boetticher geschaffene! Gegen
den Begriff, den das Wort ausdrücken follte, konnte die Wissenschaft nichts
einwenden. „Gräberfelder" — das, was wir in: gewöhnlichen Leben, wenn
auch nicht mehr zutreffend, Kirchhöfe nennen, derartige Anlagen mußten
selbstredend sich als Bedürfniß herausstellen, sobald seßhaft gewordene Völker
in Nohnvlätze von großer Einwohnerzahl zusammenrückten. Neben der Stadt
der Lebenden entstand eine Stadt der Todten; am nothwendigsten da, wo
die Todten in voller Leiblichkeit erhalten, dem Naturgesetz des Stoffwechsels
abgetrotzt werden sollten, wie bei den Egvptern. Für die ausgedehnten
Höhlenanlagen, in denen sie ihre Mumien beisetzten, wählte die moderne Wissen-
schaft die Bezeichnung „Nekropole"*). Daß auch Völker, die ihre Todten
verbrannten, aus ethischen, ästhetischen, gesundheitspolizeilichen Gründen
Anlagen ähnlicher Art besessen haben mögen, leuchtet ein. Auf dem Monte
Litorio lagen Verbrennungsstätten römischer Kaiser, nstrinil ^»ssnruin.
Ein besonders schönes Beispiel (bereits seit 1704 bekannt) ist das „Ustrinnm
der Antonine". Tic Anlage bestand in einem äußeren Säulengange, dessen
Rückwand eine geschlossene Mailer bildete; innerhalb des so umschlossenen
lmadiatischen Hofes lag ein engeres Mauerquadrat (daher die ganze Anlage
„ttiolex ^u^ratÄ", d. h. dreifach quadrirt genannt wurde), innerhalb dessen
der die Marmorwände überragende Scheiterhaufen aufgebaut wnrde. Ter-

*) Netroftolis ^ Todtenstadt. Tas Wort ist sprachgerecht gebildet, aber doch kein
classisches Griechisch, „rohanärinn" war gebräuchlich: „ein Ort für Viele". Auch
„iloimoterion": „Stätte des Schlafes". Von letzterem kommt — auf dem Umwege
durch die lateinische Form «imstsrium — das französische oimstwre.

artig üppige Anlagen entsprachen den heutigen Erbbegräbnissen und Mausoleen. Sie bildeten ein Erematorium «Brandstätte) und zugleich ein Columbarium, die Afchenurnen-Aufbewahrungsstätte. Wie auf unseren heutigen Begräbniß-plätzen, außer baulich ausgezeichneten Familien- und Einzelgrüften, ein großes Leichenfeld besteht, das Gräber uud Denkmäler enthält, so werden höchst-wahrscheinlich die feuerbestllttenden Völker für die große Masse jederzeit eine größere Anzahl an einander gereihter, wenn auch baulich viel bescheidener ausgestatteter Ustrinen oder Verbrennungshöfe in Gebrauch gehabt habe».

Dieser naheliegende Gedanke war gleichwohl bisher unter den Archäo-logen noch nicht zur Erörterung gekommen; wahrscheinlich weil bisher noch keine Stätte ausfindig gemacht worden war, die diese Vorstellung durch tatsächliche Wahrnehmung hätte hervorrufen müssen.

Es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn man dem Ersten, der die Vorstellung von einer wohl organisirten, öffentlichen, von Staats- oder Stadt wegen angeordneten und geleiteten Leichenverbrennungs-Anstalt und dem muthmahlichen Netriebe einer solchen zuerst ausgesprochen hat — eine wissenschaftliche Thal zugesteht. Und dieser Erste scheint doch der „Stubengelehrte" und Artilleriehauptmann a. D. Ernst Voetticher gewesen zu sein!

Voetticher wählte die Bezeichnung „Fener-Nekrovole"; die Wissenschaft acceptirte den Namen; vier Jahre später schrieb Robert Koldewev in dem Berichte über seine Aufdeckungen zweier Schutthügel in der Alluvial-Ebene des Euphrat: „So vielerlei Fragen auch unerledigt geblieben find, so liegt doch die eine Thatsache klar vor, daß wir in Surgul und El Hibba die Ruinen von altbabylonischcn Feuernekropolen zu erblicke» haben*)."

Freilich — derselbe Gelehrte schrieb, als Hauptmann Voetticher ihm gegenüber «der seiner mit keinem Worte gedacht hatte) seinen Prioritäts-anspruch erhob: es habe ihm fern gelegen, durch den Gebrauch einer Vokabel, die feit etlichen Jahren bekannt fei, feine Entdeckingen „mit den Feuer-nekropolen, die Herr Hauptmann a. D. Noetticher entdeckt hat, identificiren zu wollen." Das war's! Begriff und Bezeichnung nahm die Wissenfchaft an und auf; aber, fozufagen, anonym; daß die erstentdeckte Feneruekropole im Hügel Hiffarlik gesteckt haben füllte, das wurde <und nicht etwa im zwanglosen Gespräche am Stammtische, sondern von der Redncrbühne im Wiener Anthropologen - Eongresse 1889) für furchtbaren Unsinn" erklärt.

Als Hauptmann Boetticher (in Nr. 51 der Zeitschrift „Ausland", vom 17. December 1883> feine Thefe „Schliemanns Droja eine urzeitliche Feuer-nekropole"! verkündete, stand ihm zu deren Begründung nur die 1881 er-

*) Terrassen; Maucreinhcauuam und Brandstätten; Todtcnhäuser, b. h. mil Tach versühene Vtaueiumschliehimam; Lcichmieste, Aschcnumen, Todtenbciaabm!

schienene Schliemann-Schrift „Ilios; Land und Volt der Trojaner" und
die trojanische Fund-Sammlung zu Gebote, die Schliemann dem Deutschen
Reiche geschenkt und vorläufig in dem damals eben fertig gewordenen
Berliner Kunstgewerbe-Museum aufgestellt hatte*).
Ein entschiedener Gegner seiner Hypothese «Professor Niemann in Wien)
gesteht Boetticher zu, derselbe habe Schliemanns Schrift „Ilios" fo genau
studirt, wie vielleicht kein Anderer. Auch die Sammlung hat Boetticher
gleich fleißig studirt und zwar vergleichend mit anderen ähnlichen, namentlich
egyptischen.
Im Buche „Ilios" gilt das auf Hissarlit aufgedeckte Bauwesen für
das ganze Troja. An diefer Thatsache nahmen Viele Anstoß; Schliemann
selbst nicht am wenigsten. Noch manche andere Umstände verlangten nach
näherer Prüfung, und fo entschloß sich Schliemann, die großen Sorgen,
Anstrengungen und Kosten einer Wideraufnahme der Arbeiten zu tragen,
und führte diesen Entschluß 1882 aus. Hierbei war Dr. Dörpfeld fein
Arbeitsgehilse und Berather in allen das Bauwesen betreffenden Dingen.
Die neue Arbeit entsprach allen Erwartungen der Ausführenden; Zeugniß
davon legte das im Herbst 1883 fertiggestellte Buch „Troja" ab, durch das
„Ilios" erheblich ergänzt und berichtigt wurde.
Inzwischen hatte Hauptmann Boetticher sich zun» Kampfe gerüstet.
Aber sein Angriff galt jenem Hissarlik und jenem Ausgrabungsbefunde,
die er aus dem Buche „Ilios" kennen gelernt hatte; allein aus diesem!
Dieser sein erster Angriff ist die Grundlage alles Folgenden, und es
ist unerläßlich, deniselben nach Inhalt und Form etwas näher zu treten.
So ungefähr wird Boetticher gefolgert haben:
Alle Welt wundert sich, daß das homerische Troja ein solches erbärm-
liches IIest gewesen sein soll. Wer zwingt uns denn, das zu glauben?
Ich ersehe aus dem von Burnouf aufgenommenen Plane der Arbeitsstätte
ein Labyrinth von Mauerzügen, die kreuz und quer ein engmaschiges Netz
bilden. Da ist kein vernünftiger Grundriß herauszufinden. Nicht von
einzelnen Häusern, nicht von Stadtvierteln und Straßenzügen, lind vollends
von einer Festungsmauer ist gar nichts zn entdecken. Ich erkenne nur,
daß an einem Hügelabhange eine flache Terrasse hergestellt ist, deren Absatz
nicht in Erde geböscht, sondern mit einer rohen Futtermauer versehen ist.
Tas ist nicht blos nicht Troj«, es ist überhaupt keine menschliche Wohn-
stätte! Aber was denn?
Er grübelte nach. Er studirte die Sammlung der Hissarlik-Funoe,
und ihm ging (seiner Meinung nach) ein Licht auf. Das sind ja Alles in
Allem Gräberfunde! Die Töpferwaare, die Bronzewaffen und Gerüche,
die Schmucksachen, selbst die Speisereste — alles Todtenbeigaben! Und wo
*) Jetzt im Museum bei Völkerkunde m „Schliemaun-Saal I und II", Erdgeschoß,
Ntftslügel.

sind die Todten? Die Todten sind verbrannt! Laut „Ilios" sind ja eine Menge Aschenurnen gefunden worden. Darunter auch die wunderlichen sogenannten Gesichtsvasen, deren Deckel in gröberer oder feinerer Modellirung Menschen- und Thiergesichter nachahmen; die specifischen Aschenurnen — aus dem egyptischen Alterthume langst unter dem Namen „Kanopen" bekannt!*) Und nun entstand ihm die Idee, die er „Feuer-Nekropole" taufte!

Da war mit Eins das Mauergewirr erklärt als Verbrennungs- und auch Urnen-Aufbewahrungsstllttten, Erematorien und Columbarien! Da waren auch die ? Städte übereinander erklärt! Denn Leichenverbrennung ergiebt viel Brandschutt. Jeder kleine Verbrennungshof mnßte nach wenigen Bestattungen voll sein bis zum Rande der gemauerten Einhegung. Man legte einen neuen daneben an. Aber im Laufe der Zeit war die ganze Terrasse besetzt. Da räumte man gründlich ans, regulirte die ganze Schuttfläche und begann in höherer Lage die alte Verwerthung des Platzes von Neuem. Macht man nicht in jeder alten Stadt, die ini Mittelalter verschiedene Male abgebrannt ist, die Erfahrung, daß Arbeiter beim Grundgraben zu einem neuen Halisbau oder beim Brnnnensenken metertief unter dem heutigen Straßenvflllster auf ein wohl erhaltenes altes, etwa gar auf eine stattliche Nömerstraße stoßen?

Als das Nekrovolen-Feuer im Kopfe des Entdeckers erst entzündet war, sah er noch Manches in diesem neuen Lichte. Er fand anch Ilios-Stellen (wenn auch nur vereinzelt), die ausdrücklich auf Leichenverbrennung deuteten**). Besonders wichtig war es ihm, nun die völlig befriedigende Lösung der bis dahin rcithselhaften Thatsache gewonnen zu haben, daß Schliemann, seine Arbeitsgenossen und seine Besucher ausnahmslos die Spuren eines ungeheuren Brandes bezeugten, der den Lehmestrich zu oberst verglast, darunter roth gebrannt, darunter den Boden durch Qualm geschwärzt hat, der selbst den Kalkstein in den unteren Theilen der Mauern gebrannt hat, der ersichtlich vielfach Weißgluth erzeugt hat — und daß bei so ungeheurer Nrandwirkung vergeblich nach einer entsprechenden Brand Ursache gefragt wurde! Ihm jedenfalls war es unwiderleglich klar, daß bei der anzunehmenden Bauart von Trojn entfernt nicht genügend Brennmaterial vorhanden gewesen sein konnte, um bei eiuer ordinären Feuersbrunst, wie sie in Folge feindlicher Einnahme des Platzes ausgekommen sein mochte, die vor Augen liegende Wirkung herbeizuführen.

Mit diesem Nüstzeuge trat Hauptmann Noetticher auf; das war seine schwere Artillerie gegen „Schliemanns Troja".

*) In Kanopen wurden auch die zum Zwecke der Mumificirung aus den Leichen noihwcndig entfernten Eingeweide aufbewahrt.

**) Ein eigenartiger Beleg sind die beiden Stelet-Reste von Frühgeburten in den Aschenurnen ihrer Mütter, die an ihnen zu Grunde gegangen sei» mögen. (Schlicmann-Sülll I: südliche Itirnwand).

Voetticher widei Zchliemann. 5)

Es war anscheinend sehr leicht, den Angriff abzuschlagen. Man brauchte nur gegen Boetttichers „Schliemanns Troja" wirklich Schliemanns „Troja", d. h. das neue Schriftwerk dieses Namens, auszuspielen. Sobald Voetticher dieses gelesen haben würde, mußte er einsehen, daß seine Verspottung des „erbärmlichen Nestes" hinfällig war. Denn erstens mar die Bebauung des Hügels doch umfangreicher, als es zuerst geschienen hatte, dann lag hier nicht Troja, sondern nur dessen Burg, an die — gleich wie an eine moderne Eitadelle — eine auf den sanft verlaufenden Abhängen des Bergzuges sich ausbreitende Unterstadt sich angeschlossen haben muhte (von der allerdings noch keine Neste gefunden waren)*); auch war jetzt unverkennbar, daß die Terrassen-Stützmauer nur den Unterbau einer freistehenden Festungsmauer bildete, einer Mauer aus den derzeit landesüblichen an der Sonne getrockneten Lehmziegeln (wie in Aegypten und in Mesopotamiens einer Mauer mit flantirenden Thürmen! Und innerhalb diefes Mauergürtels? Tas engmaschige Netz, das Mauern-Labyrinth des Burnouf'fchen Planes von 1879 war gelichtet. Alle Häusermauern der sogenannten 4. und 5. Stadt, schlechter dorfähnlicher Ansiedelungen, die — lange nachdem das alte Troja in Trümmern gefunken gewesen war und der Platz verödet gelegen hatte — von Menschen eines viel jüngeren Geschlechtes gestiftet worden waren, diese baulich ganz werthlosen Anlagen waren beseitigt, um die „trojanische Schicht" aufzudecken und klar zu stellen, und fo zeigte sich nun auf dem Torpfeldscheu Plane von 1882 der wahre Zustand, zeigte es sich, daß die Burg von Troja in: Centrum ihres Innenraumes Bauwerke von stattlichen Abmessungen besessen hatte.

Ter Nachweis mußte genügen; die Feuernekropole ging in Rauch auf; damit sielen von selbst die Folgerungen: die Charakterisirung der Funde als Gräberfunde und Leichenverbrennungs-Zeugnisse; die Behauptung eines unbegreiflichen Mißverhältnisses zwischen Brandursache und Brandwirkung. Hauptmann Voetticher bekannte sich nicht besiegt; er hielt seine Venauptung aufrecht.

Bevor mir weiter gehen, mag zum Verständnis, des Verlaufs in Kürze angemerkt weiden, daß die erste Periode des Kampfes von Voettichers Auftreten (Ende 1883) bis in das Jahr 1886 reicht. Tann schwieg die Schliemann-Partei, und auch Voetticher schwieg. Unter seinen massenhaften Auslassungen findet sich die Bemerkung, er habe die Waffen ruhen lassen, um bei sich Einkehr zu halten und sich zu prüfen, ob er nicht etwa doch

*) Und eisseullich bis heut nicht sind. Voetticher sucht Troja nicht dort, aber ganz in der Nähe. Er hat überaus geschickt, fleimg und umsichtig nach Belegstellen — vielfach Schliemann'sche Aeuhcrungcn benützend — gesucht. Wir sonnen nicht daran denken, hier auf diese Seite der Frage einzugehen: ich lehne auch jede Stellungnahme ab: ich mache nur darauf aufmerlsam, daß N. ein fleißiger Forscher ist, der nicht in'Z Blaue hinein vbaniasirt.

einlenken solle; er sei aber zum Entschlüsse gekommen, im Interesse der Wissenschaft den Kampf fortzuführen.

Er fand die größte materielle Schwierigkeit beim deutschen Buchhandel und der deutschen periodischen Presse. Die Nedacteure wollten seine kurzen Artikel nicht drucken, und kein Buchhändler fand sich für ein oder zwei Werke, die er anbot, verlagbereit. Da schrieb er seinen ersten Kampfartikel von 1883, erweitert, namentlich durch die Einbeziehung des Buches „Troja" — französisch. Damit kam er bei der in der belgischen Universitätsstadt Löwen (I^ouvain) erscheinenden internationalen Neune 1^6 NuzOon an. Diese Artitel-Neihe, zum Buche verschmolzen, lies; er dann 1882 erscheinen unter dem Titel: „I>a I>oi6 6y Zctilismanu uue nöei'onole «, incintzrntiou il la niuni^r« »88vrodadvIonierin6." Der letzte Zusatz gründete sich auf die inzwischen (1887) von Koldewep in der Euphrat-Ebene gemachten Entdeckungen.

Nur zum „In Commission" verstand sich ein deutscher Buchhändler lNiersemann in Leipzig)! Einer der Löwener Professoren (C. de Harlez) hatte eine Borrede geschrieben, die Vuctticher und seiner „Entdeckung" unbedingte-? Lob und Zustimmung zu Dheil werden lästt*).

Mit dein Erscheinen von „IH ^ruis" beginnt die zweite Periode des Kampfes. Es ist aber nicht nur ein neuer Zeitabschnitt; es änderte sich auch der Eharakter des Kampfes.

Es ist der Burnouf'sche Pla» von 1879 und der Dürpfeld'sche von 1882 erwähnt. Zur Orientirung des Lesers müssen wir einen Augenblick dabei verweilen.

1879 war Echliemann allein am Werk; ohne technischen und wissenschaftlichen Beirath. Er war voll Begeisterung, persönlich unermüdlich, hingegeben an seinen idealen Zweck, und scheute keine Kosten. Aber er verstand nichts oder fast nichts — weder von Archäologie noch von Erd- und Aufräumungs-Arbeiten. Unter seinen Besuchern war Nurnouf, ein französischer Ingenieur, den seine Regierung auf Necognoscirung geschickt hatte. Dessen erfahrenem Auge entgingen die Mängel des dilettantischen Betriebes nicht. Er half einem der wichtigsten ab, indem er ausführte, woran Schliemcmn nicht gedacht hatte nnd was zu thun er auch nicht fähig gewesen wäre, indem er Grundriß und Profile der Arbeitsstätte aufuabm.

In Erkenntnis; der eigenen Unzulänglichkeit sah sich Schliemann für die neue Camungne von 1882 besser vor, indem er Dr. Dörpfeld zum

*) Aou» »oiume» convlliueu «zu'll^liig un Premier mnment 6« gui-priso P2838, cleü dommeg 6'une Vüleur 8cienti<i^»e et ä'une elevlltion äe <ü>rÄ<:t>>i« telü <zun I'iII»8tre pi-<)fe»«eur Vii-rlwv, «eront lez Premier« n renäre sültiee » I'nn eomme » 1'autre (nümlich Voctticlici so gut wie Schliemann) et » »nir 6-lnü un mume tridut <!e leronnni«8nnce le nom äu ^ranä et nndle ex^IorZteur 6'üi8««rlilc »veo eellii l!u »avLnt ,s»c!i<'ie»x et äeüinterez^ö ,>ui n 6onns » I'»ntique ne,-rnpole 8on veritndle «»raetere. Im Professor Virckow lmt sick sein Löwmer College actäusckt.

Gehilfen warb. Tiefer war seiner Zeit vom Eisenbahnbau hinweg als Erdarbeit-Berständiger nach Olympia geschickt worden und gehörte zur Zeit dein deutschen archäologischen Institute in Athen an, dessen Leiter er noch heute ist.

Tic Schrift „Troja" hat das Erscheinungsjahr 1884 auf dem Titel, gemäß einer buchhändlerischen Gepflogenheit, vorzudatiren, damit die Sachen länger als Novitäten erscheinen. Thatsächlich kam das Werk schon Ausgang 1883 zur Bertheilung. Ein wunderlicher Zufall hat es gefügt, daß es in derselben Nummer des „Ausland" angekündigt worden ist, die Noettichers Angriff brachte. Tiefer war aber, wie schon bemerkt, einzig und allein auf das vorhergegangene Werk „Ilios" und den mit diefem veröffentlichten Nurnouf'schen Plan gegründet.

Tie Erwartung der Schliemann-Partei, das; das Werk „Troja" „nd der Törpfeld'fche Plan den Gegner andern Sinnes machen würden, erfüllte sich nicht. Tiefer folgerte vielmehr: „,Ilios° ist das authentifche Ausgrabungs-Protokoll. Naiv, unbefangen, ohne Hintergedanken, wie er sie damals gefehen, so schildert hier Tchliemann seine Funde. Er war nach dem Erscheinen seines Berichtes überrascht, als er inne wurde, das; die Kritik an demfelben mäkelte. Sah man denn feine Entdeckung nicht allgemein fo an, wie er sie ansah? Er nahm die Aufgrabung wieder auf. Als dann „Troja" geschrieben wurde, waren Schliemann und seine Gehilfen vorsichtiger geworden. Mau schrieb, und während des Schreibens hielt man sich stets vor Augen, was bewiesen werden sollte. Taß Hissarlik die Burg von Troja berge, sollte bewiesen werden! Ja, nicht erst, als man schrieb, hielt man sich das vor Augen; als man grub und „aufräumte", hatte man das bereits gethan. Uud fo ist denn „aufgeräumt" worden, bis ein Grundriß entstanden war, der sich als Tempel oder Palast auf der Burg von Troja fehen lassen konnte."

Es sind Worte Schliemanns <in dem lebten von ihm verfaßten, nach seinen, Tode herausgekommenen Ausgrabnngsberichte), mit denen zu belegen iit, welcher bedenklichen Waffe Hauptmann Boetticher sich nunmehr bediente: „. . . . und uns anschuldigte, die Quermauern der ^efen zur Leichenverbrennung absichtlich weggebrochen und somit die Pläne gefälscht zu haben."

Gegen Ende feiner neuesten Streitschrift beklagt sich Boetticher, daß die Presse „die persönliche Seite der Sache, die Beschwerden der Herren Tchliemann und Torpfeld über meineu Mangel an Bertrcmen in ihre wissenschaftliche Ehrlichkeit, in den Vordergrund aller Erörterungen rückt." So bezeugen beide Parteien die gleiche Thatsache; jeder in seiner Weise und von seinem Standpunkte, und der unparteiische Zuschauer begreift, daß der Kampf von da an schwer in den Schranken der wissenschaftlichen Eontroverse zu halten war, wenn es nicht gelang, das versünliche, das Berdächtigungs-Moment wieder auszuscheiden.

Seit Erscheinen von ,,1.» Irois" wurde eifrig herüber und hinüber scharmuzirt zwischen Voetticher einerseits, Schliemann, Virchow und Törpfeld andererseits; schriftlich, aber nicht in directem brieflichen Verkehr, sondern in der Forin von Sendschreiben oder offenen Briefen auf der einen (Voettichers), von Zeitungsartikeln auf der andern Seite (für welche die Nedactionen ungleich mehr weißes Papier zur Verfügung hatten, als für deu ihrer Sympathie nicht theilhaften Schliemann-Gegner).
Zuletzt fpielte Schliemann feinen Haupttrumpf aus: „Ter Stubengelehrte foll mit eigenen Augen fehen. Ich bezahl's. Voetticher soll nach Hissarlik kommen."
Die Eonferenz hat stattgefunden, aber kein Ausgleich.
Voetticher verweigerte das Zugeständnis;, er habe Dr. Törpfeld „verläumdct", weil er — wie er sagt — damit zugestanden hätte, böswillig gehandelt zu haben, wider besseres Wissen. Er habe aber alles Ernstes geglaubt, Törpfeld habe mit Vewußtfein feine Grundritzberichtigungen ausgeführt. Daß er das jetzt nicht mehr glaube, wolle er zu Protokoll erklären, daß er es früher nicht geglaubt und es zu glauben nur vorgegeben habe, könne er nicht einräumen!
Tas während der Confcrenz von den Zeugen geführte Protokoll (es ist unter dem Titel „Hissarlik-Ilion" 1890 als Mannscript gedruckt bei Vrockhcms erschienen) endet mit den Worten: „Tarauf wurde ihm (Voetticher) durch llr. Schliemann mitgetheilt, daß nunmehr jeglicher Verkehr zwifchen ihnen abgebrochen sei." Voetticher selbst schildert die Schlußscene (Hissarlik, wie es ist, S. 59) drastischer. Es war am Morgen des 6. December. Die Pferde standen gefältelt, um die füuf Eonferenz-Mitgliedcr nach einem benachbarten, gleichfalls aufgedeckten, Hissarlik ähnlichen Schutthügel „Haucn-Tepe zu bringen, wo Leichenbestattung und Leichenbrand ans verschiedenen Zeitaltem thatsächlich und auch von Schliemann anerkannt nachgewiesen war; ein sehr wichtiger Punkt des Programms, um des Vergleichs willen, und noch nicht der letzte Puukt; also mitten in der Untersuchung, um derentwillen man an so weit entlegener Stätte zusammengekommen war. Ta stellte Schliemann das Ultimatum: Ocffentliclie Zurücknahme der Veschuldigung und um Verzeihung bitten! Testen weigerte sich Hauptmann Voetticher; worauf Schliemann erwidert hat: „Sie können sofort abreisen."
Man befand sich in der öden Troas. Ein Hotel giebt es da nicht.
Alle Anwesenden waren Schliemanns Käste; mußten es sein; nur er konnte ihnen Unterkunft und Verpflegung gewähren.
Ta gab es natürlich keinen Widerspruch gegen seine Erlaubniß, sofort abzureifen; ein Pferd stand ja gesattelt bereit!
Außer dem erwähnten Eonferenz-Prototoll haben die Zeugen d. ll. ,^onstantinopel 1<>. Tecember 1889 eine kurze Erklärung veröffentlicht, die mit den Worten schließt, „daß sie in den zu Hissarlik aufgedeckten Ruinen nicht

eine Feuer-Nekropole erblicken, sondern Wohnstätten, bezw. Tempel und Be-
festigungs-Anlagen.* >"
Ueber die Hifsarlik-Conferenz nnd die Veranlassung zu derselben hat
später der Wiener Zeuge einen Vortrag gehalten (derselbe ist auch gedruckt
worden), dessen Schluß lautet: „Der Plan Törpfelds" (von dem zuvor
gesagt ist, daß er „zu Recht besteht") zeigt uns eine Burg von mäßigem
Umfange, aber keine Netropole, und dieser Plan wirft Boettichers Hypo-
these über den Haufen."
Aoetticher war ab- nnd ausgewiesen; aber stumm gemacht war er
keineswegs. Dadurch sah sich Schliemann bewogen, ein neues Richter-
Lollegium einzuladen, das er im März 1890, wo er die über Winter
unterbrochenen neuen Äusgrabungsarbeiten wieder aufgenommen hatte, auf
Hissarlit bei sich sah. Acht, oder — wenn Professor Virchow als Mit-
betheiligter abgerechnet wird — sieben gelehrte Herren aus allen Theilen
Teutschlands, ein Vertreter Frankreichs, zwei der Vereinigten Staaten —
iludirtcn die Hissarlit-Frage an Ort und Stelle, nachdem sie sich zuvor
mit den Voetticher'schen Schriften bekannt gemacht hatten. Auch sie ver-
warfen die Feuer-Nekropole. Sie erkannten an, der Punkt, auf dem
Hissarlit liegt, erscheine vollkommen geeignet zur Anlage eines befestigten
Platzes, und bezeugten: „Man sieht dort Maliern, Thürme und Thore,
welche Befestigungswerke aus verschiedenen Epochen darstellen."
Also drei Zeugnisse von „zehn Archäologen und belehrten ersten
Ranges", daß der Mauerring von Hissarlit eine Burgmauer ist!
Aber in keinem der drei Zeugnisse das Wort „Troja"!
Ist das Zufall? Auslassung wegen Selbstverständlichkeit? oder Borsicht?
Vielleicht war es doch Borsicht, daß in den drei Zeugnissen nur die Burg,
aber nicht die Burg von Troja anerkannt worden ist. Ob das Schliemann
bemerkt haben mag?
3ehen wir uns noch einmal »ach Boetticher um.
Sein erstes Wort in seiner neuesten Streitschrift ist: „Nun bin ich
also an Ort und Stelle gewesen" mW sein letztes: „Hissarlit bleibt eine
Fmernetropole!"
Waisen wir ihn nun auch noch einmal seine Meinung uerthcioigen.
Tie Grundriß-Wandlung von Burnouf bis Türpfeld hat ihm Berdruß
genug bereitet. Er null sich nicht länger sträuben; der Törpfeld'sche Plan
mag gelten.

') Statt „Tempel" hätten sie besser gesagt „einen Herischcrsitz" oder ein „Anaktcn-
haus": sie hätten sich dann nicht mit der zur Zeit antiauirte», sondern mit der jetzt
gütigen Ansicht von Schliemann nnd Törpfcld einverstanden erklärt, was Letzteren doch
gewiss lieber gewesen wäre.

Als das große Bauwerk im Centrum aus dem Wust von Kreuz- und Quermauern reinlich herausgeschält war, sah Schliemann in ihm den Palast des Priamos. Seine architektonischen Berather waren anderer Meinung; er gab nach; er erklärte in der Ichlift „Troja" die beiden auffallendsten Räume für Tempel. Dann machte er sich an Tirnns. Hier wurde unzweifelhaft*) ein prähistorischer Palast aufgedeckt. Ueberraschende Uebereinstimmung! Propyläen; die Aulen (der Innenhof), das Megaron (der Männersaal)! Wir wollen doch lieber, beschlossen die Forscher, den Centralbau von Hissarlik als den trojanischen Herrschersitz gelten lassen!

Hauptmann Boetticher sagt: Ich bin ganz damit einverstanden, daß ein Bauwerk von diesem Grundriß, dieser Anordnung der Theile bei der großen Uebereinstimmung im Zwecke der Anlage (festliche große Versammlung zu feierlichen Handlungen) eben so gut für einen Tempel sich schickt, wie für einen Palast. Es schickt sich aber auch eben so gut für ein Ustrinum, für die königlich-trojanische Familien-Leichenuerbrennungsstätte!

Seine übrigen Begründungen bält er aufreckt. Freilich — fügt er ironisch hinzu — es ist so gelichtet, so aufgeräumt worden, es sind so viele Mauern verschwunden, der Ofen-Charakter, ausgeprägt in dem gleichmäßigen Brand- und Verglasungszustande eines den Beschauer eng umschließenden Vierecks, ist so gänzlich verloren gegangen, daß der heutige Besucher von deni Mißverhältnisse zwischen Brandwirkung und Braudursacke nicht mehr so betroffen wird, wie das ursprünglich der Fall gewesen sein muß. Ferner: Asche und Schutt sind fortgekarrt, die Aschenurnen und Todtenbeigaben sind an die Museen abgeliefert — kein Wunder, wenn die gelehrten Gäste im März 18N0 in der Lage waren, zu bescheinigen: „in keinem Theile der Ruinen irgendwelche Anzeichen gefunden zu haben, die auf Leichenverbrennung schließen lassen."

Hauptmann Boetticher muß anerkennen, daß alle Dialektik vergeblick ist, wenn die „Frage der Befestigungswerte" bejahend entschieden wird. Cr wendet an ihre Verneinung s, Seiten seiner neuesten Haupt-Streitschrisl („Hissarlik, wie es ist", S. 84 bis 89).

Der Hügel Hissaret fällt nach Norden in steilem Felshange zur Tlialsohle ab. Diese Seite ist daher schwer, aber nicht unzugänglich. Die Beschaffenheit des Geländes würde den Kriegsbaumeister nicht davon entbinden, einen geschlossenen Ring herzustellen. Daß ein solcher bestanden habe, nehmen Schliemann und Dörpfcld an, nachgewiesen ist er bis jetzt noch nicht!

*) Hauptmann Boetticher sieht auch in Tinins eine Feucrnekiopole! Vr hat das gelegentlich so hingeworfen. Den Kampf um TiNM will er aufnehmen, wenn er den Kampf um Hissarlik gewonnen haben wrd! Ter bedanke, Tin,ns so umzudeuten, iit noch viel kühner als die Hissarlit-Deutung.

Die neuesten Ausgrabungen (im südöstlichen Drittel des Ringes) haben
die Annahme bestätigt, daß auf der Futter- oder Terrassenstützmauer eine
freistehende Mauer aus Luftziegeln gestanden hat. Tic ist durchschnittlich
noch 3 bis 4 m hoch und zwischen 2,7 und 4 m dick; sie besitzt theilweise
äußere Strebepfeiler oder Contreforts. Es kann zugegeben werden, daß
diese Anlagen der Vertheidigungsfähigkeit der Mauer einen lsehr geringen)
Vortheil bringen würden; an sich allein aber beweisen sie durch ihr Vor-
handensein nicht, daß die Mauer eine Festungsmauer gewesen ist. An
den unzweifelhaften Analogien der trojanischen Baukunst <der egyptischen
und assyro-babylonischen) sind derartige Pfeiler sehr häusig, auch bei ent-
schieden nicht zur Verteidigung bestimmten Mauern.
Wer in den auf Hissarlit vorgefundenen Marmorstumpfen Festungs-
nmuern sehen will, kann sie nach den, Muster der Themistokleischen Mauer
in Athen ergänzen; der vorhandene Torso widerspricht dem nicht. Aber mit
einer Mauer verhält es sich nicht wie mit einen» Naumstubben, aus dem
der Forstmann mit Sicherheit die Art des Baumes erkennt; bei der Mauer
kann nur die Ausbildung der Krone bezeugen, ob das Werk zur Ver-
teidigung eingerichtet gewesen ist. Es könnte, dem vorliegenden Befunde
nach, auch nur eine Einfriedigung gewesen sein. Eine stattliche allerdings,
aber doch auch nur assyrisch-babylonischen Vorbildern entsprechend, und der
Würde einer Eultstätte, als welche die Feuernekrovole doch zu gelten hat,
zumal eine solche, die ein „Ustrinum der Könige" enthalten hat — durchaus
angemessen.
Ich nehme nicht Partei für Noetticher. Aber auch nicht gegen ihn.
Ich will nicht anmaßend fein; ich halte mich für incompetent in einer archäo-
logischen Frage, einer wissenschaftlichen Controuerse. Das müssen die Ge-
lehrten ausmachen. Aber unbefangen müssen sie an die Untersuchung Heran-
gehen. Sie müssen nicht Abneigung und Mißtrauen gegen Noetticher em-
pfinden und auf sich wirken lassen, weil er kein akademisch gebildeter Gelehrter
ist, und weil seine Schreibweise ihnen nicht gefällt, oder weil sie ihm seinen
„Mangel mi Vertrauen in die wissenschaftliche Ehrlichkeit" übel nehmen.
Im Studiren von Sammlungen und der einschlägigen Literatur hat Noetticher
unbestreitbar enormen Fleiß und Eifer bethätigt; er ist darin beschlagen,
wie nur Einer. Man kann ihm vorwerfen, daß er, eingenommen von
seiner Idee, seine Studien einseitig verwerthet; aber die Studien darf man
ihm nicht aberkennen, man darf sagen: sein Angriff ist ungerecht, wer aber
hat in seine Seele gesehen, daß er sagen darf, er sei frivol? Es wird
Noetticher vorgeworfen, daß er seine Gegner absprechend behandele. Aber
wie behandelt man ihn selbst? Nur ein Beispiel.
Auf Grund seiner Studien hatte er bereits 1883 geschrieben: „Wenn
man in den babylonischen Schutthügeln der Euphratebene nachgrabe, werde

man gewiß das Bild des aufgedeckten Hissarlik wiederfinden." Im Jahre
1887 kam es zu solchen Ausgrabungen. Ein reicher Berliner Mäcen be-
willigte die Kosten; ein junger Architekt Koldewey leitete sie und berichtete
darüber noch in demselben Jahre in der Zeitschrift für Assyriologie. Ich
habe den Bericht selbst nachgelesen. Die Übereinstimmung ist frappant.
Noetticher citirt meine an diese Wahrnehmung geknüpfte humoristische Be-
merkung, er müsse wohl mit dem zweiten Gesicht begabt sein, daß er im
.Hügel Hissarlik vorausgesehen, was Koldewey vier Jahre später im
Euphratthale aufgedeckt habe. Es hat auch feine Richtigkeit, daß der junge
Schatzgräber in aller Unschuld von „babylonischer Feuer-Nekropole" berichtet;
als ihn aber später Boetticher zum Zeugniß anruft, empfiehlt er dem Leser,
„Rekropole" schlechtweg zu lesen. So ist denn auch der Anfangs von der
Wissenschaft dem Begriffe nach zugestandene, wenn auch in der Anwendung
auf Schliemanns Troja perhorrescirte, von Boetticher „creirte" Terminus
„Feuernekropole" auf den Inder gekommen, und El Hibba hat nnr „Leicheu-
verbrennungsstätten." *)

Die Fundstücke von Hissarlik sind hochinteressant; vom großen Gold-
und Silber-Schatze bis zu dem Skelet-Fragment eines 4W0 Jahre alten
Sechs-Monat-Foetus. Die Hissarlik-Funde sind eine Bereicherung der
Wissenschaft, ein Schmuck der Mufeen, eine schone Erinnerung an einen be-
deutenden und verehruugswürdigen Menschen. Was liegt daran, ob das
ausgeräumte Gehäuse, das diese Schätze barg, ob die Ruine Hissarlik die
Burg von Troja, oder eine unbenannte Burg „von mäßigem Umfange",
oder das ersterkannte Beispiel eines neuen wissenschaftlichen Begriffs,
des Begriffs „Feuernekropole" ist? Das wissenschaftlich Interessanteste wäre
sie doch eigentlich, wenn Boetticher Recht hätte!

Als anonyme Burg ist die Ruine Hissarlik geradezu werthlos; wir
kennen bereits aus Egypteu und den Euphratländern ungleich interessanteres
und viel besser erhaltenes altes Lehmziegel-Manerwerk.

Und endlich — als Burg von Troja!?

In irgend einer seiner Schriften citirt Boetticher eine Auslassung
Birchows, worin dieser bekennt, daß er verwundert gewesen sei, als er zum
ersten Male vom Kraterrande des ausgehöhlteu Schuttbügels auf die dürftigen,
wenig umfangreichen Ruinen hinabgeblickt habe. Aber es habe ihn doch
poetisch angehaucht in dem Gedanken: da ist Homers Ilios! „Die wirkliche
Poesie liebe ich auch," fügt Noetticher hinzu, „aber das kann ich nicht be-
greifen, daß die Umwandlung der homerischen Ilios in dieses elende Rest
sonderlich poetisch sein soll."

Der Meinung werden wohl sehr Viele sein, daß auf die Reste von
Homers Ilios Virchow nicht hinabgeblickt haben kann. Wie alt die Dich-

*) Im Musenms-Katnloge! Ei» unlängst in WesterinmmI illnsti. Monatsheften
erschienener Artikel ans der Feder eines der Tirections-Asslstcnlcn bezeichnet KoldcwnO
höchst weithvolle Entdeckung wieder mit „Fcucrnckroftolc."

tungen sind, die unter dem Namen Homers gehen, wird nie festgestellt werden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie lange nur als mündliche Tradition von Geschlecht zu Geschlecht der Rhapsoden sich vererbt haben; in die heutige Form gebracht und firirt sind sie erst unter dem Athenischen Alleinherrscher Peisistratos, und zwischen diesem und dem trojanischen Kriege liegen rund WO Jahre. Aber wann immer gedichtet — erdichtet ist der Verlauf des Kampfes um Troja, erdichtet, ein Phantasiegemälde, die Stätte des Kampfes.

Die landschaftliche Umgebung der von den Türken Hissarlik (d. h. etwa so viel wie Burgwall) benannten Oertlichkeit paßt so gut zu der Oertlichkeitsschilderung der Jims, daß anzunehmen ist, der Dichter habe seinerseits das Troja des trojanischen Krieges eben da gesucht, wo Schliemann es gesucht hat. Aber da er nicht gleich diesem gegraben hat, so hat er es auch nicht gefunden, denn es lag höchstwahrscheinlich zu seiner Zeit unter Schutt und Scherben. Nachmals hat es ja ein Neu-Ilium gegeben, von dem wir Kunde haben bis zur Zeit von Kaiser Julian Apostat«, wo noch' immer die Altgläubigen, die, gleich dem Kaiser, vom Galiläer nichts wissen wollten, zum altehrwürdigen Heiligthume der ilischen Athene wallfahrteten.

Vor ganz Kurzem ist nur eine Auffassung bekannt geworden, die ich dem Leser nicht vorenthalten will, obgleich sie mich selbst betrifft und trifft. Sie stammt von einem entschieden Urtheilsfähigen und Stimmberechtigten, einem Fachgelehrten in amtlicher Stellung.

Ich kann sie wörtlich mittheilen, da sie in einem Briefe ausgesprochen ist, den der Empfänger mir mitgetheilt hat. Ten Schreiber des Briefes kenne ich nicht. Ich darf zuvor bemerken, daß derselbe sich von dem Aufsatze, den Hauptmann Noetticher zu seinen Gunsten ausgenützt hat, befriedigt erklärt. Dann heißt es: „Gener. Schröder will am Schlüsse des Aufsatzes Troja aus dem Verzeichnisse der ältesten Denkmäler der Festungsbaukunst löschen. Ich glaube aber, daß es gerade durch seine Besprechung einen festen, unverrückbaren Platz gefunden hat. Wir halten es für sicher, daß das Troja auf Hissarlik älter sei, als Tiruns und Mnkene, und überhaupt innerhalb Griechenlands von einer anderen Anlage an Alter nicht übertrossen werde. Dazu hat nun Gener. Schröder deutlich gezeigt, worin die Alterthümlichkeit der Bauweise und der Befestigungskunst besteht . . ." (Die Dörpfeld'sche Ergänzung ist dem Schreiber des Briefes nicht plausibel).

So gilt denn wohl in der Troja-Controverse nicht das zum geflügelten Wort gewordene: „Der Lebende hat Necht." Recht hat oder Recht bekommt von der überwiegenden Majorität der todte Schliemann, und der lebende Boetticher — hält Monologe!

In seinem Neuesten appellirt er an die Gebildeten. Aber wie könnten mir ihm helfen? Interessirt sind wir allerdings bei der Sache. Der Staat legt Tllmmlungen an; er packt Topffcherben, Obsidian- und Feuerstein-Splitter u. s. w. in die schönsten Glasschränte und stellt diese „Vitrinen"

in weiten lichten Sälen auf; er besoldet hohe und niedere Museumsbeamte, und das Alles doch nur zu unserer Belehrung. Da sollte er nun auch dafür sorgen, daß wir nicht gestört und beunruhigt werden. Und dieser laute, unermüdliche Gegner beunruhigt doch wohl Manchen, der sich in den archäologischen Sammlungen gern belehren mochte. So allgemeine Redensarten wie „Stempel wissenschaftlicher Unzulänglichkeit und der Unreife", „frivoler Angriff", „Dilettant" genügen uns nicht. Der Gegner verdächtigt dafür wieder die „gelehrte Zunft", die „Enteric".

Ich habe angeführt, das; Major Steffen nach der mißglückten Hissarlik-Eonferenz sich gegen mich anti-Noetticherisch ausgesprochen habe. Er schrieb damals wörtlich: „Noetticher hält sich für einen archäologischen Heiland." Dieses Urtheil dünkte mich zu scharf; aber wenn wir es allenfalls auf „Reformator" mildern, dann wird es zutreffen.

Ich will nur einige wenige Belegstellen aus der neuesten Kundgebung in „Nord und Süd" herausgreifen:

„Die Vertreter der durch den Sieg meiner Funddeutungen bedrohten herrschenden vorgeschichtlichen Theorie . . .";

„ . . . Auf meine Untersuchungen über die Wirtel-Gesichtsurnen und Opfergefäße ist! von deutschen, wie von französischen Forschern besonderes Gewicht gelegt worden";

„ . . . welche Revolution meine Lehre in dem Studium der Vorgeschichte hervorruft, liegt klar zu Tage. Wenn aber Virchow die Losung ausgegeben hat: „Noetticher kann noch viel Verwirrung in das System der prähistorischen Funde hineintragen, wenn es ihm gelingt, seinen Ansichten Geltung zu verschaffen," so sagen wir statt Verwirrung — Klärung."

Also Virchow hält ihn für gefährlich. Wie das ja in der That zu allen Zeiten Ketzer lind Schwärmer — dafür gilt er doch bei der Gegenpartei — gewesen sind!

„Gegen Unterdrückung anstatt Untersuchung muß ich das Eintreten aller Gebildeten anrufen," schreibt Noetticher in „Nord und Süd".

Ich habe durch diesen Aufsatz seinem Anruf Folge geben wollen. Ein Urtheil zu fälleu in dem Processe Boetticker wider Schliemann (oder genauer: wider die Mehrheitsauffassung der vorgeschichtlichen Forschung), maß' ich mir nicht an; aber auch nur deu bisherigen Verlauf des Processes zu schildern, schien mir ein nützlicher Veitrag zu den Proceß-Acten; und dem fühlte ich mich gewachsen, nach Wissen, wie nach Wollen.

öprachentwicklung und geistiger Fortschritt.

<Lin Veitrag zur Sprachpsychologie der Gegenwart,

von

Alexander Lille.

— Glasgow. —

!!us den Zeiten der Bekehrung der Deutschen zum Christenthum sind uns zwei große Dichtungen erhalten, welche die Sagen des neuen Testamentes behandeln: der sächsisch geschriebene Heliand und das Evangelienbuch des Rheinfranten Otfrieo. Beide liegen etwa ein halbes Jahrhundert auseinander. Der erstere war 825 vollendet, das letztere 880. Zwischen beiden gähnt eine weite Kluft. Der Heliand behandelt seinen Stoff in Stabreimverfen mit dem gesammten Formelfchatz der alten Heldendichtung, Otfrieds Evangelienbuch in dürren, lehrhaften Wendungen, holprigen Verfen und unreinen Reimen. Wenn man noch vor zwanzig Jahren beide Werte verglich, fo erhielt der Weitzenburger Mönch immer Unrecht. Was für eine Dürre hier, und was für ein Leben, ein frisches quellendes Leben dort! Heute denkt man anders. Man hat sich gewohnt, von dem Ideal einer absoluten Kunst nnd Kunstleistung abzusehen und be-nutzt die Größe einer Leistung nach der in ihr aufgewendeten geistigen Arbeit. Der Dichter des Heliand schuf in einer überkommenen Kunst, in einer Kunst, die bereits eine lange Entwickelung hinter sich hatte. Ihm standen nicht nur ganze epische Formeln, sondern ganze Stabketten, ganze Verse und überhaupt eine ganze Welt von Ausdrücken zur Verfügung, die seinen Volksgenossen als hoher ästhetischer Werth galt. Die Gemeinsamkeit seines Formelschatzes mit demjenigen eines Theiles der angelsächsischen Genesis lätzt uns erst recht ahnen, welche Bedeutung die formelhaften Elemente in der epischen Sprache der Germanen hatten. Der Dichter des Heliand schrieb in einer ausgelebten Sprache, in einer ausgelebten Form, deren Styl und Eigenheiten fest bestimmt waren.

Otfried machte den Versuch, nach dein Muster der lateinischen Kirchen-
sprache eine deutsche zu schaffen und führte für all die spitzfindigen Begriffe
der neuen Religion neue deutsche Ausdrücke ein. Wie jeder Sprachschöpfer
hat auch er unter drei Fällen zweimal fehlgegriffen, aber so sehr sein
Deutsch an Lebendigkeit und Greifbarkeit eingebüßt haben mag, so hoch ist
doch auch der Fortschritt zu schätzen, den durch ihn die Sprache in der
Nusdrucksfähigkeit für abstraktere Gegenstände machte. In vielleicht ebenfo
hohem Maße war er formschöpferisch. Er dichtete nicht nur iu einer rhyth-
mischen Form, die er sich selbst nach dem Muster der lateinischen Hymnen-
strophe schuf, fondern er schrieb auch das erste größere gereimte deutsche
Gedicht; denn vor ihm gab es schwerlich viel mehr Gereimtes als etwa ein
Petruslied. Er selbst schuf sich die Hunderte von Formeln, die der am
Ende jeder Kurzzeile wiederkehrende Reim verlangt. Aber er fchuf noch
mehr, er fchuf auch einen völlig neuen Styl. Freilich ist seine Sprache in
den Theilen seines Evangelienbuches, die sich selbst als zuerst gedichtet aus-
weisen, oft wenig mehr als ein endloses Breitziehen winziger Gedanken, ja
als ein bloßes Stammeln, das kaum noch etwas bedeutet. Selbst dem
Reim wird Hohn gesprochen, aber bald genug wird er mehr zum Beherrscher
der Sprache, und buiu.8 liußuaß vermeintliche dar>>ai-i68 stört ihn nicht mehr.
Allerdings können wir heute nicht mehr im Einzelnen verfolgen, für welche
bestimmten Ausdrücke er wirklich das Erfindungspatent beanspruchen kann,
und welche er von Anderen übernommen hat, weil die poetischen Denk-
mäler, welche älter sind, als sein Werk, nur eine sehr geringe Aus-
dehnung besitzen; aber das ist gewiß, daß die deutsche christliche Sprache
ihm mehr verdankt, als irgend einen« anderen Menschen. Die Ge-
walt der neugewonnenen Anschauung und sein starker Wille waren
es, was ihn zum Sprachbereicherer, zum Sprachschöpfer weiden ließ.
Die christliche Weltanschauung hat Otfried trotz aller seiner Ver-
dienste doch nicht in deutscher Sprache zu entsprechend klaren: Ausdrucke
gebracht. Dazu reichte wohl seine dichterische Begabung nicht aus. Er
wiederholt lehrhaft immer wieder seine Sätzchen von dem einzigen Heile,
das es seiner Ansicht nach giebt, aber es ist ihni nicht gelungen, die Welt
selbst völlig im Lichte dieser neuen Anschauung zu sehen.
Wenn wir heute von Sprachgeschichte, von Sprachentwicklung sprechen,
wenn unsere Universitäten Vorlesungen darüber anzeigen, wenn wissenschaft-
liche Werke darüber erscheinen, dann handelt es sich immer nur um die
Geschichte der sprachlichen Formen, um die geschichtliche Grammatik. Wie
die germanischen Sprachen sich durch eine Verschiebung der Mutä aus dem
Indogermanischen heraushoben, wie sich dieser Vorgang bei der Entstehung
des Althochdeutschen fortsetzte, wie die klingenden Endungen verloren gingen
und damit eine wesentliche Vereinfachung des Flerionssysteins zu Stande
kam, wie Hauptworts, Zeitworte zu anderen Klassen übertraten, wie sich
nach und nach neue Typen bildeten, das ist der wesentliche Inhalt unserer

Sprachgeschichte, und trotz Volksschule und wissenschaftlicher Schulmeisterei, die beide den gegenwärtigen Lautftand für immer festzuhalten versuchen, wird sich die Sprache in dieser Beziehung weiter entwickeln, so wenig auch der gebildete Schriftsteller eine Ahnung von diesem Leben hat. Alle Tage kann man auf Aeußerungen stoßen, die das belegen. „Die deutsche Sprache der Gegenwart", heißt es in den „Kritischen Waffengängen" der Brüder Hart, „befindet sich auf einer Hohe, die weder einen entscheidenden Fortgang voraussehen läßt, noch aber auch einen baldigen allgemeinen Verfall; ihr Stamm ist fertig, sie setzt noch neue Blüthen und Blätter an, aber sie wächst nicht mehr, ebensowenig jedoch verfault und welkt sie.

Aber diese formelle Fortbildung der Sprache, der Gegenstand der historischen Grammatik, ist bei Weiten, nicht das Wichtigste an ihr. Weit wichtiger ist ihre inhaltliche Entwicklung. Dies schon darum, weil sie in den engsten Beziehungen zu dein geistigen Leben der eigenen Zeit steht, ohne daß jedoch dieses jemals erschöpfend in ihr zum Ausdruck käme. Die Sprache drückt Beziehungen aller Art aus, Beziehungen zwischen Ideen und Dingen, Dingen und Vorgängen, Ereignissen und Abstraktionen aller Ordnungen, und zwar diejenigen Beziehungen, in welchen diese Ideen und Gegenstände in unserem Bewußtseiu zu einander stehen. Je nach dem Erkenntnißmaß verschiedener Zeiten nnd den Fähigkeiten des Einzelnen sind die Beziehungen, in die unser Kopf die Außendinge bringt, durchaus verschieden. Der Wilde denkt sich die Blume des Frühlings von seinen, Holzgötzen auf den Stengel geklebt, er nimmt einen ursächlichen Zusammenhang zwischen seinein Gebet und dem Eintritt des Regens an, schließt aus dem Gewitter auf den Zorn seines Gottes und führt das körperliche Uebelbefmden auf die Anwesenheit böser Geister in seinem Leibe zurück. Alle diese Beziehungen finden ihren Ausdruck in seiner Sprache und sind wesentlich verschieden von den Beziehungen, in denen der naturwissenschaftlich gebildete Mensch diese Dinge erblickt, und ihre sprachlichen Beziehungen verschieden von der Ausdruckswelt, mit der dieser diese Vorgänge eindeutig kennzeichnet.

Von dem Standpunkte des Wilden bis zu dem des Transfcendentalphilosophen, der in seinen Wahrnehmungen nur persönliche Einbildungen, oder des Ertenntnißtheoretiters, der in ihnen wesentlich von den Erscheinungen der transscendenten wirklichen Welt verschiedene Vorgänge sieht — giebt es eine fortlaufende ununterbrochene Kette der Entwicklung, bald in gerader, bald in krummer Linie gehend, bald ein Stück nach rückwärts umbiegend, bald wieder eilends vorwärts fliegend, aber fast niemals stillstehend. Und bei jedem Punkte dieser Kette der geistigen Entwicklung ist es versucht, mindestens versucht worden, den augenblicklichen geistigen Stand klar und deutlich in der Sprache auszudrücken. Der einsame Denker, der die Dinge in neuen Beziehungen erblickte, hatte immer erst das Trugbild der alten Beziehungen, die in der Sprache fest gefroren zu sein schienen, zu

überwinden, er mußte immer erst neue Ausdrücke schaffen, während seine Zeitgenossen, die noch auf dem Boden des Alten standen, das bequeme Auskunftsmittel einer ausgebildeten Phraseologie zu ihrer Verfügung hatten.
Es ist eine überwundene Ansicht, daß der allgemeine geistige Fortschritt immer nur dadurch zu Stande komme, daß jeder Einzelne in sich das Mehr der geistigen Errungenschaften, über das die Gebildetsten seiner Zeit den Zurückgebliebene« gegenüber verfügen, dnrch eigenes Nachdenken erzeugt; fondern neue Anfchauungen wirken, wie sie nur durch die Sprache mitgetheilt werden können, auf die Menge immer weit weniger durch ihre logifche Wucht oder ihre Ueberzeugungskraft, sie finden weit mebr Verbreitung durch gewohnheitsmäßiges Aachsprechen.
Wie hätten sich sonst die abenteuerlichsten sinnlosesten Dogmen je einer weiten Verbreitung erfreuen tonnen? Willkürliche Bestimmungen über die Dheilbarteit eines Gottes durch drei leiden doch wahrlich nicht an zu großer Ueberzeugungskraft. Erst von diesem Gesichtspunkt aus fällt Licht auf die Bedeutung der Sprache für die geistige Entwickelung namentlich der Massen. Eine Art der Auffassung einer Sache, der Fragestellung eines Problemes, der Erklärung von etwas Schwierigem, die einmal in den sprachlichen Ausdruck «bergegangen ist und darin ihre Firirung gefunden hat, gehört dadurch dem Volksbewußtsei« und Zeitbewußtsein au, und bildet, auch wo sie nie allsgesprochen oder auch nicht einmal klar gedacht wird, doch unvermeidlich die Voraussetzung beim Denken und Sprechen. Sie ist nicht einfach dadurch auszumerzen, daß die ausgegebene Sprachmünze eingezogen wird — denn wie wäre das möglich? — sondern einzig dadurch, daß sie von oben durch Ersatz verdrängt wird, durch einen Ersatz, der die Sacke in den Augen der Gebildeten besser, schärfer und klarer bezeichnet.
Ein Haupthindernis;, das der Fortbildung der Sprache durch die Gebildeten, durch die Dichter und Denker entgegen steht, ist ihre bewußte Anwendung. Schon die Volksschule lehrt die Sprache als Objekt betrachten, den: es Aufmerksamkeit zuzuwenden gilt. Das beeinträchtigt ihren unbewußten, naiven, unbefangenen, zügellosen Gebrauch uud namentlich ihre Lebendigkeit. Die unwillkürliche Anpassung sprachlicher Wendungen an den Gedanken wird durch deu Hinweis auf Muster und durch die Achtung vor Autoritäten aufgehalten, und dies gereicht der sprachlichen Entwicklung zu dauerndein Schaden, obgleich nicht zu verkennen ist, daß der Sprachgebrauch des Einzelnen ganz bedeutend dadurch gehoben wird. Aber gerade die Dichter, die Schriftsteller, die denkenden «öpfe des Volkes, haben darum die doppelte Pflicht, darüber zu wachen, daß die Sprachwelt, die Ausdrucksmittel in Wortschatz und Satzbezügen, nicht hinter der Anschauungswelt zurückbleibt, und wo sich nicht unwillkürlich ein bezeichnender Ausdruck für einen neuen Gedanken einstellt, haben sie zum bewußten Denken zu greifen. Proudhon hat einmal gefügt, daß jeder Gedanke fchon gedacht, und jeder Vers schon geschrieben sei. Demnach gäbe es wirklich nichts

Neues unter der Sonne, damit wäre alle Entwicklung überhaupt geleugnet, aller Fortschritt aufgehoben. Proudhon würde sich wohl gehütet haben, diese Behauptung für das wirthschaftliche Gebiet aufzustellen, aber auf dein Gebiet der Sprache glaubt sich Jeder, auch wer sich niemals um ihre Entwicklung gekümmert hat, berechtigt, solche Weisheitssprüche hinzuwerfen. Das mächtigste Verkehrsmittel, die Sprache, hat traft der logischen Abstraktion des menschlichen Geistes eine große Anzahl Begriffe geschaffen — mir haben diefelben von unseren Vätern überkommen, und der Laie bildet sich nun ein, denselben entspreche auch in der transscendenten Wirklichkeit eine solche Scheidung wie Kraft, Stoff, Bewegung, Schnelligkeit, Verhältnis^, Fähigkeit, Seele. Für die Vergangenheit kann eine Entwicklung der Sprache in inhaltlichem Sinne unmöglich geleugnet werden. Man muß schon ganz beschränkt sein, um nicht einzusehen, daß Homer eine andere Sprache redete, als wir reden. Aber heute stehen wir ja bekanntlich auf der Hohe aller Entwicklung. Unsere Sprachform, unsere Ausdrücke sind ja hiftorifch gewordene. Was geworden ist, ist bekanntermaßen nach Hegel trefflich, und es ist ein großes Unrecht, ist jugendliche Ueberhebung und zeigt Mangel an historischen: Sinn, das nun wieder ändern, fortbilden zu wollen. Als man vor fechzig Jahren statt Madame schüchtern Frau zu sagen begann, schlugen alle Madames die Hände über dem Kopfe zufammen ob solcher Ungeheuerlichkeit. Und heute fällt auf Madame derselbe Fluch der Lächerlichkeit.

Die innere Fortentwicklung der Sprache, welcher dje äußere, die formelle, gegenübersteht, kommt in der Hauptsacke in zweifacher Weife zu Stande. Einmal wandeln sich die Begriffe ununterbrochen um, die dem einzelnen Worte der Sprache entsprechen, und dadurch erhält dieses ununterbrochen einen neuen Sinn: die sogenannte Vedeutungsentwicklung. Dann bilden sich fortwährend neue Worte, neue Wendungen und Ausdrücke, da es jeden begabten Menschen drängt, das zu sagen, was in ihm lebt uud der ihm dazu vorliegende Sprachschatz ihm nicht genügt. Andere Worte und Wendungen verschwinden dafür aus der Sprache. Im Ganzen aber ist, wie die einfachste Statistik zeigt, die Zahl der Reuschöpfungen bedeutend größer, so daß eine ununterbrochene Bereicherung der Sprache stattfindet. Unter den lebenden Sprachen wächst das Deutsche am stärksten, und wir sind feit etwa zehn Jahren in eine wortbildende Periode eingetreten, deren zahlreiche Schöpfungen für längere Zeit dauerndes Eigenthum unferer Sprache zu bleiben versprechen. Die sogenannte Sprachreinigung ist nur eine Seite dieser Bewegung. Die Fremdwörterei ist ja sicher das wesentlichste Hinderniß des Eindringens einer höheren Bildung und einer wissenschaftlichen Weltanschauung in weitere Kreise des Volles, ja sie halt alle diese Dinge auch von der Literatur und namentlich von Reim und Vers fern, und die bewußte Verdrängung der fremdsprachlichen Bezeichnungen hat manche gelungene Neuschöpfung zu Tage gefördert. Aber eine weit wichtigere Rolle

spielt die Schaffung neuer Worte durch neue Begriffe, wie sie namentlich
durch Friedrich Nietzsche und Wilhelni Jordan in reichem Maße erfolgt ist.
Aber auch das Sprachgenie vermag nicht immer auf die Sprache
seiner Zeit bleibenden Einfluß zu gewinnen. Wolfram von Eschenbach war
gewiß sprachgewaltig wie kein anderer Dichter des dreizehnten Jahrhunderts,
wie selbst Walther von der Vogelweide nicht, und doch sind die Tausend «euer
Wendungen, Vilder und Bezeichnungen, die er seiner Muttersprache schenkte,
nicht in ihren Erbschatz übergegangen. Goethe hat da ganz anders gewirkt.
Wir haben heute kein Sprachgenie vom Range eines Wolfram oder
Goethe: aber wir haben eine Reihe sprachbegabter Männer, und wenn sie
die Anschauungen unserer Zeit nicht in der Sprache zum Ausdruck bringen
helfen, so versäumen sie eine hohe Pflicht, die sie ihrem Volke zu leisten
schuldig sind. Die Gesmnmtheit des Voltes ist nie sprachschöpferisch. Immer
sind es nur die besten Köpfe jeden Volkes und jeder Zeit gewesen, und so
ist es auch heute noch. Die Arbeit vieler Vegabter leistet oft ein größeres
Stück, als die des selten auftretenden Genies.

Der Laie hat eine unauslöschliche Angst vor dem Umsichgreifen sprach«
licher Mißbildungen, und doch ist das ganz unbegründet. Nicht ein Zehntel
aller Neubildungen erhält sich. Was die Mehrzahl als häßlich empfindet,
scheidet sich ganz von selbst wieder aus. Oft herrscht auch blinde Willkür.
Philipp von Zesens Wort „Selbststand" für Person ist uns verloren; das
davon gebildete Adjectivum „selbstständig" ist uns erhalten. Die Ungeheuer-
lichkeiten der Sprache in Jordans „Zwei Wiegen" werden voraussichtlich
niemals deutsches Sprachgut werden. Und doch ist Jordan ein hervor-
ragender Sprachschüpfer. Worte wie „Weltfrcude" beginnen bereits in
weiteren Kreisen gebraucht zu werden.

Auch auf sprachlichem Gebiete krankt unsere Zeit an einem inneren
Zwiespalt. Gewiß ist unsere Sprache nicht mehr die Schillers und Goethes,
aber diese haben ihr doch ein Gepräge aufgedrückt, das auch der häufigste
Gebrauch nicht sogleich abgreifen wird. Aber erst nach Schiller und Goethe
fällt die Wirkung des ungeheuren Aufschwungs der Naturwissenschaften und die
unendliche Bereicherung unserer Anschauung«- uud Begriffswelt durch sie.
Das Ansehen, das unsere beiden großen Volksdichter genießen, ist wohl zum
großen Theil daran Schuld, daß noch so wenig von jenem neuen Be-
wußtseinsinhalt, der bereits zum geistigen Erbgut der Fortgeschritteneren ge-
worden ist, auch im sprachlichen Ausdruck zur Entfaltung gekommen, daß
unfere Sprache noch so verhältnißmäßig wenig Entsprechungen für längst
vorhandene Begriffe besitzt. Wir sind gegenwärtig noch unvermögend, die
Stellung, welche jedem Dinge der organischen und unorganischen Natur
in der Kette der Entwicklung zukommt, und die Beziehungen, in denen
wir es zu Vergangenheit und Zukunft sehen, mit sprachlichen Mitteln ohne
endlose Weitschweifigkeiten auszudrücken. Häckel's „Natürliche Schöpfungs-
geschichte" ist ein sprechender Beleg dafür. Obgleich sich der große Forscher

ausdrücklich des sachlichen Widerspruchs bewußt war und ihn selbst be-
spricht, schuf er doch der neuen Idee nicht eine kurze knappe Titelform.
Zwischen den Anschauungen der Besten unseres Volkes üb^r die trans-
scendente Welt und insbesondere über die Gegenstände und Vorgänge der
Natur, und den Ausdrücken, welche sie in Folge des Mangels an genauen
sprachlichen Entsprechungen zu gebrauchen genötigt sind, gähnt eine weite
itluft. Um sie zu überbrücken giebt es nur einen einzigen Weg.
„Je mehr unser Bestreben", sagt Albert Lange in seiner „Geschichte
des Materialismus", „darauf gerichtet ist, die Dinge möglichst rein auf uns
wicken zu lassen und die Erfahrung und Naturfurschung zur Grundlage
unserer Ansichten zu machen, desto mehr werden wir auch das Bedürfnis;
empfinden, unsere Schlüsse an streng präcisirte Zeichen für Dasjenige,
ms wir sagen wollen, anzuknüpfen, statt uns von den natürlichen Sprach-
smnen die Vorurtheile vergangener Jahrhunderte und kindlicher Entwicklungs-
slufen des menschlichen Geistes in unsere Behauptungen einmischen zu lassen."
Zu allen Zeiten hat der sprachliche Ausdruck etwas hinter der gedank-
lichen Entwickelung hergehinkt, und so wird es auch immer bleiben. Denn
die Fortbildung des Begriffs ist das Treibende und die Fortbildung der
Sprache das Erzeugnis;. Aber so groß wie in der Gegenwart ist die Kluft
iiliwerlich schon einmal gewesen, schon weil nie die Bedeutung der Literatur,
d, h. der Gesammtheit alles Geschriebenen eine so große war. Wenn der
Ttillstand der sprachlichen Entwicklung, der erst seit einen: Jahrzehnt zu
weichen beginnt, noch einige Zeit gedauert hätte, würde das Mißverhältnis;
immer größer und die festgefrorene Sprache, deren Autorität unterdessen
durch den Gebrauch eines Jahrhunderts noch mehr erstarkt wäre, zum Hemm-
schuh der geistigm Entwickelung geworden fein. Schon machen sich ganz
bedeutsame Vorzeichen geltend für das Festfrieren vieler Ausdrücke. Nament-
lich das Schulmeistern der Kritik am sprachlichen Ausdruck der Schriftsteller.
Ticher mögen sich diese aus Unachtsamkeit hin und wieder einmal versehen,
und dann mag es ihnen vorgerechnet werden; in der Mehrzahl der Fälle
ist es bloße Schulmeistern. Das Eintreten der Inversion nach „und" und
das Weglassen von „ich" vor dem Verbum empfinden wir heute noch als
büßlich. Aber das Erstere hat sich bereits den ganzen Geschäftsstyl erobert,
dringt in die sonstige Brief- und Literatursprache ein und wird vermöge
des Kraftgesehes dadurch gestützt, daß die Mehrzahl der deutschen Partikeln
Inversion in« Gefolge hat. Und das Fehlen des Kss» u. s. w. im
lateinischen oder Griechischen wird Niemand häßlich nennen wollen. Ganz
mit Unrecht wird oft unser Zeitungsstyl verlästert. Tas Telegramm hat
dm Telegrammstyl geschaffen, und das Bedürfnis;, das Bemert'enc'werlheste
rasch und leicht hervorzuheben, liegt unserem Zeitungsdeutsch zu Grunde.
Es soll damit nicht in Abrede gestellt werden, daß sich gelegentlich selbst in
den spalten unserer größten Zeitungen 00.5 reinste kauderwelsch findet,
aber viele gegen das Zeitungsdeutsch erhobene Vorwürfe entspringen nur

der Befangenheit Derer, die sie erhoben. Ueberdies muß man auch hier nicht zu sehr verallgemeinern. Zwischen der charakteristischen Kürze der einen Zeitung und dein weitmaschigen Gewäsch der anderen besteht ein gewaltiger Unterschied. Unsere Zeit hat keine Zeit mehr für die langathmigen Perioden, und eine freiere und losere Anknüpfung kann angesichts der um sich greifenden Sprachmeisterei nur Nutzen stiften. Wie frei knüpft z. B. Wolfram von Eschenbach oft seine Sätze an, und wie selten ergiebt sich einmal nicht ohne Weiteres, auf welche Person sich ein Er bezieht. Man braucht in der Duldsamkeit nicht so weit zu gehen, wie W. Jordan, der sogar den „ledernen Handschuhfabrikanten" vertheidigt, aber allzu ängstlich geschnürte spanische Stiefel haben der Fortbildung der Sprachmittel noch nie wohl gethcm.

Vor Allein aber gilt es, das Wortzeugungsrecht des Begriffes zu wahren. Der Begriff des Schienenweges hat das Wort Eisenbahn, und der Begriff des Luftschiffes das Wort Luftschiff geschaffen. Bor fünf Jahren lächelte man über den „Fernsprecher", heute ist er allgemein. Der Entdecker der gasförmigen Körper schuf das Weltwort Gas; Darwin mit dein Begriff zugleich deutliche Ausdrücke für Zuchtwahl, Kampf um's Dasein; erst.mit dem Begriffe einer Weltliteratur, einer Weltkunst kamen diese Worte auf.

Es ist sicher kein Fehler einer Zeit, wenn sie reich an Ideen ist, wenn in ihr neue Begriffe und neue Anschauungen, neue Beziehungen, Empfindungen und Werthurtheile auftauchen. Aber es läßt auf eine geringe fchüpferische Fähigkeit schließen, wenn sie die Gelegenheit, diese Ideen gleich fertig sprachlich auszumünzen, unbenutzt vorüber gehen läßt. Bis in das vorige Jahrhundert taunte man den Begriff des volts-thümlichen Liedes, dessen Verfasser unbekannt ist, noch nicht. Erst er schuf das Wort Volkslied. Die ganze Welt, welche sich denen aufthat, die sich in die Natur versenken, schuf den Begriff und das Wort Naturgefühl und alle die auf die Beziehungen des Menschen zur Natur bezüglichen Ausdrücke ungefähr zu der gleichen Zeit.

Immer aber ist der Einzelne Sprackschüpfer. Die Gesmnmtheit schafft eben so wenig Worte, wie sie Lieder dichtet. Jede Wortschöpfung ist die Thal eines Einzelnen, nnd die Menge thut nichts als Annehmen oder Verwerfen. Tb ein Wort sich Eingang verschaffen wird in den Erb-schatz der Sprache, ist selbst bei den glücklichsten Bildungen ungewiß. Der Erfolg allein entscheidet über sein Recht. Als Jordan das „Bureau für kaufmännische Information" seines Schwiegersohnes in „kaufmännische Auskunftei" umtaufte, da gab es hie und da hämisches Lachen. Aber die Auskunftei hat sich behauptet und ist schließlich nicht schlechter als Kauf-fahrtei. Man nennt solch' ein Wort gern „undcutsch". Aber das Ein-dringen der Endung ei aus dem Französischen und die Enstehung all der Nildungen mit ihr, die sich noch heute durch ihren Ton auf der letzten Silbe als fremdartig ausweisen, war einst auch „undeutsch".

Die Gesammtheit richtet, sondert, der Einzelne schafft. Iolas aber-
gläubische Furcht, ja kein Wort zu gebrauchen, das er nicht selbst gehört
hat, ist völlig sinnlos. Hier zeigt der Vorkämpfer der Entwicklungslehre
eine Lücke in seinem weiten Wissen, und vielleicht eine verhängnisvolle.
Er selbst will nur gewissenhafter Protokollant seiner Zeit sein, aber gerade
er mit seiner Wucht und Kraft wäre vielleicht wie wenige Andere befähigt
,iii veredeln, seiner aalglatten, überfeinen und oft weibisch eleganten Vtutter-
wrache etwas mehr Nachdruck und Würde zu verleihen.
Als zuerst in der realistischen und naturalistischen Kunst der letzten
zwölf Jahre der Versuch gemacht wurde, die Vorgänge in uns, unsere
körperlichen. Schmerzempfindungen und psychologischen Regungen deutlicher
M bezeichnen, örtlich zu bestimmen, kurz in diesen Dingen tiefer zu greifen,
als man es bisher gewohnt gewesen war, da hat sich von verschiedenen
leiten nachdrücklicher Widerspruch dagegen erhoben. Man protestirte allen
Ernstes dagegen, den Schleier sich wegziehen zu lassen, der selbst für den
Gebildeten über den Funktionen seines eigenen Leibes liegt. Und doch ist
der Schah von Ausdrücken, welchen unsere Sprache, d. h. unsere Literatur-
sprache in Bezug auf unseren Körper und seine Theile besitzt, auch nicht
entfernt fo groß, wie derjenige, über welchen Homer auf diesem Gebiete
verfügte. Das hängt natürlich zusammen mit der zweitausendjährigen Ver-
lästerung alles Natürlichen und Gesunden, mit der Stellung des Leibes als
Bruder Esel, die ihm der Aberglaube anmies — aber ist es darum viel-
leicht weniger bedauerlich? Wenn seit Homer nur eine annähernd so be-
deutende Entwickelung auf diesem Gebiete stattgefunden hätte, wie auf dem
der Erkenntnis? unseres Körpers seit dein achtzehnten Jahrhundert, welch'
eine Fülle von Wendungen müßte dann heute hier zur Verfügung stehen!
Die übliche Zimperlichkeit möchte den Abstand eher noch vergrößern. Aber
schon ist das Gebiet erschlossen, aus den» in diesem Falle zunächst zu schöpfen
ist: die Sprache der Wissenschaft, soweit sie nämlich deutsche Ausdrücke bietet,
diez.TH. selbst erst aus mundartlichen Worten zu Wissenschaftsworten geworden
sind. Ist dieser Vorn erschöpft, wird der Schriftsteller eben auch selbst-
schöpferisch vorgehen müssen. Das Fremdwort ist auch hier das Mittel, das
wissenschaftliche Erkenntniß hindert, in weite Kreise des Volkes einzudringen.
Die deutsche Sprache ist heute auf den: gefammten Sprachgebiete eine
dreigespaltene. Alltagssprache, Poesicsprache und Wissenschaftssprache stehen
neben einander, wobei natürlich zu bemerkeu ist, daß jede wissenschaftliche
Disciplin wieder ihre eigene Sprache hat. Ihr geschichtliches Verhältnis;
i't zunächst natürlich Folgendes: die Alltagssprache ist die Grundlage,
Literatursprache und Wissenschaftssprache sind aus ihr abgeleitet, wie
Äteratur und Wissenschaft aus der Alltagsbeobachtung. Die Poesie betont
den Wahrnehmungswerth, den Gefühlswert!) oder ästhetischen Werth der Dinge,
die Wissenschaft abstrahirt von ihm. Das spiegelt sich denn auch in der
Tvmche wieder: der dürre wissenschaftliche Ausdruck ist uns unsympathisch.

Die große formelle Frage der Dichtung, um die sich die lllte Tradition
und der Naturalismus streiten, ist nun folgende: Soll der Dichter Goethes
Sprache zur Dichterfprache der Gegenwart fortbilden, indem er iu sie alles
nachträgt, was ihr vom Leben der Gegenwart fehlt, oder foll er die Alltags-
sprache zu einer neuen Poesiesprache erheben? Die Literaturtradition fordert
das Erstere. Gerhardt Hauptmann hat in „Vor Sonnenaufgang", „Friedens-
fest" und „Einsame Menschen", und Holz und Schlaf haben schon vor ihm
in der „Familie Selicke" das zweite «ersucht, und sind allerdings einer
Kopie der Beobachtung bedenklich nahe gekommen. In Hauptmanns „Webern"
ist selbst über die „Familie Selicke" hinausgegangen. Sicher ist das zweite
das Natürlichere, Gesündere, aber jeder Literaturhistoriker weiß, wie unendlich
groß die Macht der Tradition auf dem Literaturgebiet ist.
Der bildende Künstler bekommt zu seinem Werke wirklichen Roh-
stoff. Alle Form bleibt ihm überlassen. Marmorblock, Leinwand und Farben
tragen noch keines der Ingredienzien eines Kunstwerkes in sich. Anders
der Dichter. Der Rohstoff, in dem er seine Werke aushaut, ist die
Sprache, aber sie ist nicht in demselben Sinne äußerlich Rohstoff wie
Marmor oder Leinwand. Sie ist für den Dichter jeder Zeit eine andere,
und zwar eine passende. Jeder Dichter hat mit der Sprache seiner Zeit
zu rechnen, auf ihr zu fußen. Gewiß giebt es auch Rückfälle. So griff
Bergil auf Homer und Ekkehart auf Bergil zurück. So dichtete« die
epischen Epigonen des fünfzehnten Jahrhunderts fast in der Sprache des
dreizehnten, und Felir Dahn schuf sich zur Priuatbenutznng ein Deutsch, wie
es nirgends und niemals gesprochen worden ist. Die festen Wendungen der
Sprache drücken feste Anschauungen aus, und der Dichter jeder Zeit steht
mitten in diesen. Er kann sie hie und da fortbilden, aber wenn er sich
überhaupt nicht um sie kümmeru wollte, oder auch nur zu weit iu die Zukunft
griffe, würde er einfach keinen Anklang finden. Die Literaturgeschichte
kennt Beispiele dafür.
Eine Versdichtung insbesondere setzt immer voraus, daß es bereits eine
große Anzahl fest als schön empfundener Ausdrücke uud Wendungen giebt,
die eine bestimmte Weltanschauung klar zum Ausdruck bringen. Müssen
jene erst gebildet werden, und geschieht das in Versen, so empfindet sie der
Leser als geschmacklos und wendet sich nb. Die Vertrautheit mit ibrer
Grundlage, die sachliche Vorbedingung jeder hohen ästhetischen Wirkung fehlt.
Verzichtet andererseits selbst der Lunker in einer Zeit wie der unseren auf
die Fortbildung der Auodruckswelt, so ist er Stillstands-Dichter.
Das ist der thatsächliche Grund, der der Behauptung zu Grunde liegt,
es gelte für die Gegenwart zunächst, in der Prosa eine neue Ausdrnckswclt
für alle die neuen «bedanken und Begriffe zu fchaffen.
Wer weiß, ob nicht vielleicht der Bers einer fernen Zukunft eine neue
Rhythmik besitzen wird, die der Alltagssprache der Zukunft entlehnt ist. Durch
unausgesetzte Beschäftigung mit dem Vers der Vergangenheit ist uns die alle

Wychmik künstlich nahe gebracht worden. Aber während das fünfzehnte Jahrhundert an jeder Art von Reimerei eine geradezu kindliche Freude hatte, sprechen wir gern von Versgetlapper und meiden Versdichtungen, wo wir nur tonnen.
In England ist die Verssprache, die ja stets hinter der modernen Prosa zurückbleiben wird, noch um Vieles weiter von der lebendigen Sprache der gebildeten Stände entfernt als in Teutschland. Sie strotzt von ^rganstummeln der Vergangenheit, die in dieser Verbindung und in der Sprache der Kirche noch hohe ästhetische Werthe für den Engländer bedeuten, während >'ie sonst im Leben lächerlich erscheinen würden. Auf fachlichen» Gebiete kennt Teutschland denselben Zwiespalt. Unser großes Publikum findet alle Tage im geschichtlichen Romane Tinge herrlich, die in einem Gegenwartsromane jeden Menschen mit einiger Bildung unausbleiblich abstoßen würden.
Unstreitig das haarsträubendste Beifpiel für dasFestfrieren von Ausdrücken, welche das Geschlecht, das sie braucht, nicht einmal mehr versteht, sind die ioZenannten Kenningar der nordischen Skaldenpoesie. Im dreizehnten Jahrhundert hatte sich auf Island eine Prof« entwickelt, wie sie schöner, klarer und reiner kein germanisches Volk so früh gehabt hat, und unter keltischem Linstuß war eine neue poetische Gattung, die historische Novelle, die Saga entstanden, die Alles zum Ausdruck brachte, was die Gegenwart dachte. Aber mitten in dieser Umgebung erhielten sich in der Poesie, in den Tkaldensttophen noch immer die Kenningar, die alten längst unverständlichen festZefrorenen evifchen Umschreibungen, die den Kampf „der Hadeninge Sturm" das Weib den „Baum der Ringe" und das Schiff als das „Roß der See" bezeichneten und statt: „der spangengeschmückte Arn: des Weibes" „das Vorgebirge des guten Baumes des gemeinsamen Lagers des Schlangengeschlechtes" sagten. Tas Weib ist der Baum. Ihm wird mit kühnem Wechsel des Äildes nicht ein Ast, sondern ein Vorgebirge beigegeben. Ans dem Golde aber ruhte nach der Sage einst ein Trache mit seiner Brut. Tafür daß viele dieser mythologischen Anspielungen wirklich unverständlich waren, haben wir einen positiven Beweis darin, daß Snorri Sturluson die sogenannte Jüngere Edda eben zur Erklärung dieser Kenningar für die Jünger der Zkaloenkunst schrieb.
Auch die neuhochdeutsche Literatursprache hat ihre Kenningar, und es wäre eine lohnende Aufgabe, einmal aus den Epigonendichtungen unserer Zeit ein paar hundert herauszulesen. Noch Spielhagen spricht mit Vorliebe uon den Gaben des Bacchus und der Eeres. Unsere Schriftsteller schreiben nicht selten in Versen Zeug, das sie selbst als Kritiker für baaren Unsinn erklären würden, wenn sie es irgendwo in Prosa fänden. Aber wie kann man auch ein Taschenmesser in Versen ein Taschenmesser und ein Tischtuch ein Tischtuch nennen? Theoretisch haben die jüngeren Schriftsteller, namentlich die „Realisten" dagegen Einspruch erhoben, aber praktisch stehen Bücher wie die „Modernen Tichtercharaktere" lIung-Teutschland) völlig auf dem alten Boden Erst ganz neuerdings zeigt sich eine Wendung zun« Besseren.

In Hunderten von Wendungen, die noch uuter uns lebendig sind, liegen noch Rudimente einstiger Sprachglieder vor, deren geistigen Inhalt unsere Zeit längst abgestreift hat. Zum Theil sind diese Sprachreste die einzigen Denkmäler dieser vergangenen Geistesepoche. Nur der Sprachforscher achtet ihrer noch. Für den Laien sind sie längst unverständlich geworden und haben dadurch ihre inhaltliche Spannkraft für ihn verloren.

Von besonderer Wichtigkeit für die Bildung des sprachlichen Ausdrucks ist die sogenannte Fragestellung. Wie das Wort den Begriff zum Ausdruck bringt, so zeigt sie die Stellung des Sprechenden ;n einem bestimmten Probten,. Wie Jemand fragt, das gestattet oft weitgehende Schlüsse auf seine geistige Klarheit.

Wir sprechen noch heute von .Humanismus und humanistischen Gymnasien. Diese Bezeichnung beruht auf der Annahme, als ob das griechisch-lateinifche Alterthum so etwas wie einen Ertract aus dem „Allgemein Menschlichen" enthalte, dessen Grundzüge als für immer feststehend vorausgesetzt werden. Heute wissen wir recht gut, daß es dergleichen nicht giebt. Der alte sinnlos gewordene Ausdruck wird aber ruhig für das griechisch-lateinische Gymnasium beibehalten.

Es gab eine Zeit — und deren letzte Ausläufer liegen noch gar nicht fo weit hinter uns — wo man Licht, Wärme, Electricität, Seele, Leben für etwas Körperhaftes, für dünne Stoffe, für Fluide hielt. Die Seele hielt man für einen Hauch, der beim letzten Athemzuge entfloh, oder nach der Auffassung des Mittelalters und noch unferes heutigen Volksaberglaubens in Gestalt eines Dhieres aus dem Munde entschlüpfte. Dann fastte man sie als eine Abstraction höherer Ordnung, als eine „Fähigkeit" auf. Dadurch, dast Lotze die Lebenskraft beseitigte, vernichtete er den letzten Schimmer eines substanziellen Seelenbegriffes in der Metaphysik. Der heutigen Wissenschaft ist Seele ein Vorgang, ein Geschehen, ein langedauerndes Ereignis;, ein Oberbegriff für die Summe der physiologischen und psychologischen Ve wegungs- und Auslüsungserscheinungen im Menschen, der mit dem Aufhören des selbständigen Zellenlebens im Augenblick des Tode? ebenfalls aufhört.

Alle unfcre Ausdrücke für das seelische Geschehen, alle Wendungen, in denen Worte wie Seele, Leben vorkommt, sind ungeprüft aus einer Zeit herübergenommen, die von alle dem noch nichts wußte, die diese Bewegungen und Geschehnisse noch für Dinge, für etwas Räumliches, Greifbares hielt. Auch wer da weist, daß mit dem Aufhören physiologischen Lebens ein rein chemischer Zerselmngsprozest beginnt, laßt noch Menschen „ihren Geist aufgeben", ihre „Seele aushauchen", oder „die Seele aus dem sterblichen Leibe entfliehen".

Von besonders ausgebildetem Denkvermögen zeugen solche Züge keinesfalls. Es wird die Sache des denkenden Dheiles unserer Schriftsteller sein, hier bahnbrechend voranzugehen und Ausdrücke zu schaffen, die den neuen Anschauungen wirklich entsprechen. Ein Licht, ein Feuer löschen wir

aus, aber die Seele wird noch immer ausgehaucht, nicht ausgelöscht. Das
Leben entflieht noch immer, als ob es ein Schmetterling wäre und erstirbt
noch nicht. Ob Jemand die Seele fortfliegen oder aufhören läßt, das ge-
stattet die weitgehendsten Schlüsse auf seine Weltanschauung, und wer da
weiß, daß sein Herz nichts ist als ein zuckender Muskel, und seine Ge-
liebte doch noch „im Herzen trägt"; statt seine Gefühlswelt sein „Herz"
bei einer Sache betheiligt sein läßt. Jemanden „in's Herz schließt" und
etwas „aus seinem Herzen verbannt", der spricht gedankenlos gegen die
bessere eigene Ueberzeugung das mit, was andere sprechen. In anderen
Wendungen schleppen mir noch die ganze christliche Mythologie mit uns
herum. Fürsten werden „zu ihren Vätern versammelt", andere „gehen
dahin, von wo es keine Rückkehr giebt", „wandern in's Jenseits", „gehen
beim" und werden, „aus dieser Welt in jene Welt abgerufen."

Es ist verhältnißmäßig leicht, und ein fehr billiges Vergnügen, mit
Berufung auf den „gesunden Menschenverstand", d. h. auf die beschränkte
Gewohnheit der lieben Mitmenschen über eine sprachliche Neubildung, ein
neues Wort, eine neue Wendung, eine neue Satzform zu lächeln, zn höhnen
und zu zetern —- die neue Anschauung wird sich doch endlich zu ihrem
Rechte verhelfen und einen Vorgang nicht mehr fortfliegen, sondern einfach
aufhören lassen. Es kann oft Jahrhunderte währen, bis der Gedanke end-
lich klar zum Ausdruck kommt. Seit dem vierten Jahrhundert geht durch
das Lhristenthum der Gedanke, daß ein Gott es sei, der alles Wachsen
und Werden direct veranlaßt, der bewegt, bant, treibt, zieht, hebt, wirft
und fallen läßt, und mit dem Lhristenthum kam dieser Gedanke nach
Deutschland, aber erst Wolfram von Eschenbach gab ihm in deutscher Sprache
seinen deckenden Ausdruck in Hinsicht auf den Menschen. Er will sagen,
Naß der Knabe Parcival über Alles schön war. Und er sagt einfach: „Er
war schön; hatte ihn doch Gott nach seinem Ideale gebildet."

Auch die naturwissenschaftliche Weltanschauung wird eine gewisse Zeit
brauchen, bis sie zur Grundlage des sprachlichen Denkens geworden ist.
Hier und da giebt es bereits gesunde Ansätze dazu. Aber die Gebildeten
stemmen und sträuben sich dagegen, und zeigen dabei doch nur ihre Unbil-
dung in sprachlicher Hinsicht. Keine Zimperlichkeit kann den Fortschritt nach
der Richtung aufhalten, auf der das größere logische Gewicht und die un-
unterbrochene Bestätigung ihrer Aussagen durch die Sinne stehen, und darum
beißt es, den Trieb der Weiterentfaltung nur frei gewähren lassen nnd ihm
leine Schulmeistern entgegensetzen. Und derjenige Lehrer, der seinen Lehr-
stoff wirklich beherrscht, wird hierin gerade am wenigsten schulmeisterliche
Ansichten haben.

^

Eigenes von Carl ^eydelmann.

angedrückte Vriefe und Regiebemerkungen,
veröffentlicht von
li. Tüwenfeld.

— Verlin. —

Hart Seydelmann, dessen hilndertjährigen Geburtstag Deutschland
im April gefeiert hat, war nicht nur, wie die Zeitgenossen und
die Nachwelt anerkannt, ein hervorragender Schauspieler, er war
in vielen Beziehungen eine ungewöhnliche Persönlichkeit. Obgleich er eine
lückenhafte unmethodische Bildung besaß, denn er hatte in jungen Jahren
das Gymnasium verlassen und nie in irgend einer Weise sich regelmäßig
weiter gebildet, setzte er doch seine Freunde durch sein umfangreiches
Wissen oft in Erstaunen, und die außerordentliche Nabe des Ausdrucks, die
ihm eigen war, prägte sich auch in allen seinen schriftlichen Kundgebungen
aus. Er war ein Freund ausführlicher Eorrespondenz und ein fleißiger
Sammler von Regiebemerkungen. Sein Biograph Rutscher hat eine große
Zahl von Briefen Sendelmanns an seinen Frennd Goldncr, an Karl
Gutzkow, an Hofrath Teichmann, an Glaßbrenner, an Rutscher selbst, un
Tendelmanns Sohn in ihren: ganzen Umfange oder in Theilen veröffent-
licht. Diese Briefe enthalten werthuolle Bemerkungen über Alles, was die
dramatische Kunst betrifft und sind in der Form fo vortrefflich, daß man
mit Rutscher bedauern möchte, daß Sepdelmann es stets verfchmäht hat,
seine ausgereiften Gedanken über die Kunst, in der er ein Meister war, in
methodischer Weise niederzuschreiben. Diese Abneigung vor der Oeffent-
lichkeit entspricht indeß ganz seinem starken harmonifchen Wesen. Was er
war, wollte er ganz sein. Seine schauspielerische Begabung schätzte er selbst
mit berechtigtem Stolze, und aus der Ueberzeugung von seinen großen
Leistungen erwuchs sein nnermüdliches Streben nach Veruollkomnmuug seiner

äusseren Mittel und nach Vertiefung seiner Rollen. Suchte er Ruhm, so
war es der Ruhm des vorzüglichen Interpreten der großen Schriftsteller
der Nation; einen anderen Kranz, als den des Schauspielers zu erringen,
lag seinen Wünschen fem.
Liest man aber die werthvollen Betrachtungen, die Rotscher in seinem
<im Jahre 1845 erschienenen) Buche „Eeydelmanns Leben und Wirken" in
systematischer Ordnung zusammengestellt hat, so bekommt man doch Achtung
vor der Tiefe des Denkens und der Klarheit der stilistischen Darstellung,
die diesem Schauspieler eigen war.
Durch die Güte der in Berlin lebenden Verwandten Sendelmanns bin
ich in den Besitz einer Anzahl von Briefen und feines interessanten Regie-
buchs zu „Clauigo" gelangt.
Die Briefe, von denen ich eine Auswahl folgen lasse, bestätigen voll-
kommen das Bild, das uns Rotscher von dem Künstler entworfen hat; das
Mgiebuch zeugt vou feiner Gewissenhaftigkeit und seinen, ernsten, künst-
lerischen Streben.
Carlos war bekanntlich die Rolle, mit der Sendelmann am liebsten
vor ein neues Publicum trat. Auch als er im April 1835 der Haupt-
stadt seines preußischen Vaterlandes seinen ersten Besuch machte, gewann er
seinen ersten Sieg mit dem Carlos in Goethes Clavigo. Fünf Jahre vor-
her hatte er in Weimar viermal unter Goethes Augen gespielt und mit
dem Dichter über die Auffassung von Carlos' Charakter gesprochen. Die
Persönlichkeit Goethes hat damals einen so tiefen Eindruck anf ihn gemacht,
daß er in seinenBemerkungen über Haltung und Redeweise des Carlos sehr
häufig nur den Namen Goethe einträgt, um damit anzudeuten, es sei an
dieser Stelle die äußere Art und die Sprache des Dichters nachzuahmen.
Sein Carlos wich ganz und gar von Allem ab, was das Publikum
von dem Darsteller dieser Rolle zu sehen gewohnt war. Carlos war bis-
her der übliche Theaterbösewicht gewesen, Sendelmann bot einen feinen,
gewandten Weltmann, „der sich nur durch keine Rücksicht des Gemüths in
dem irre machen läßt, was sein klarer Geist als zweckmäßig erkannt hat;
einen Verstandesmenschen, dem nichts mehr widerstrebt, als die sentimentale
Halbheit und Unentschlossenheit Clavigos".
Das königliche Schauspielhaus war bis auf die letzten Plätze gefüllt;
Tendelmllnns Ruf hatte das theaterliebende Berlin vollzählig angelockt.
Mer während der ersten drei Acte herrschte tiefes Schweigen. Die Art
des Künstlers war zu neu, seine Auffassung der Rolle mußte erst klarer
und klarer werden. Da — in der großen Scene des vierten Acts, in der
der Schwerpunkt des Dramas und der Rolle liegt, schlug plötzlich die kühle
Zurückhaltung in die feurigste Bewunderung um. Sendelmann ward der
Schöpfer eines neuen Carlos.
Durchblättert man das vortrefflich erhaltene Regiebuch des Künstlers,
so wird man in diesem Triumph den verdienten Lohn ernsten Ringens

anerkennen. Es ist die Ausgabe des Clavigo aus dein Jahre 177-t
(Frankfurt nnd Leipzig); zu den Personen des Stückes hat Seydelmann
die verschiedenen Darsteller hinzugeschrieben, mit denen er in dein Stücke
gespielt hat, darunter sind Namen wie Löwe, Hendrichs, Deurient, Anschütz. Das ganze Auch ist mit weiften, Papier durchschossen, und kaum
auf einer Seite des Tertes oder des eingelegten Papiers fehlt eine Bemerkung. Es sind zum Theil unwesentliche Notizen, zun» Dheil kurze,
schlagende, den Charakter beleuchtende geistreiche Worte, zum Theil sogar
ziemlich umfangreiche aesthetische Betrachtungen. So entwickelt Seydelmann
an einer Stelle „die Uebereinstimmung des Aeußeren mit dem Inneren".
Er sagt von sich selbst, er würde mit sich erst zufrieden fein tonnen, wenn
es ihm gelungen fein wird, eine größere Uebereinstimmung des Aeußeren
mit dem Inneren zu zeigen. „Von der Grandezza des Spaniers habe
ich noch soviel hinzuzuthun, als mit der Eonversatio« im Frack sich verträgt.
Ich habe Goethe leider noch nicht gesehen, sonst würde ich vielleicht durch
Nachahmung seiner Art sich zu haben, am schnellsten zum Ziele kommen."
Die fchaufpielerifche Auffassung des Earlos aber entwickelt er in
folgender Weise:

Carlos ist eine bei schwersten Rollen. Ter verständige Schauspieler sieht wohl ein,
daß dieser Charakter nicht unter die sogenannten Intriganten oder gar unter die Böse»
wichter zu werfen sei. Anstand, Leichtigkeit der Sprache, eine vornehme ruhig taltc
Haltung dürfen dem Darsteller des Carlos, wenn wir die Meinung des Lichters wiederfinden sollen, durchaus nicht fehlen. Carlos ist in seinen Ausdrücken zwar derb, aber
der Ton des feinen wohlerzogenen Mannes, der mit den Vornehmsten lebt, muh ihm
vollkommen eigen sein. Als Weltmann, als älterer Mann von Erfahrung, sieht er Alles
mit kalter Klugheit: er arbeitet, er denkt nur für den Frcnnd, den er — so abgeschlossen
er ist, so sehr er die Menschen verachtet — innig liebt: wieviel in dieser Liebe Egoismus
ober Herrschsucht sein mag, hat uns der Dichter nicht vcrrathcn, doch sind diese auch nicht
einmal nötig, nm den Charakter, so wie er vor uns liegt, zu verstehen. Er ist dem
weichen Clavigo gegenüber prosaisch, selbst hart. Allein er geht durchaus redlich mit ihm
zu Weile. Er opfert ihm endlich sogar seine Uebeizeugung auf und verlangt nur, dieser
soll entschlossen handeln, er soll wissen, was er eigentlich will. Diese Aussprückie und
Forderungen des geraden Menschenverstandes sind es freilich, die so oft im Leben dem
verweichlichten Egoismus als Bosheit erscheinen — und es ist eine große Feinheit deü
Dichters, daß der einfache, derbe Carlos (der freilich in der Welt mitgelaufen ist und
auch die unerlaubten Mittel nicht scheut) auf den schwankenden Freund gerade so einwirkt, wie in so vielen Schauspielen und Tragödien ein verachteter Bösewicht es thut.
In dieser Politik und Welttlugheit thut sich freilich immer jener Fehler hervor, daß
sie allzu klug ist („Alba im Egmont", bemerkt Seydelmann mit Bleistift an der Seite),
daß sie Schwächen und Empfindungen zu wenig in Rechnung bringt, die sie selber nickt
kennt, und darüber auch das wahrhaft Edle der menschlichen Natur mifjtennt und übersieht, das sich so oft aus gering geschätzten Schwächen, ans verächtlichen Fehlem plötzlick
und wahrhaft tragisch entwickelt. Anch dies hat uns der große Dichter gezeigt, und
lieber die Wirklichkeit und Geschichte verletzt, als daß er seinem Schauspiele einen ungenügenden, untragischen Ausgang gegeben hätte."

Bei der großen Scene des vierten Acts, in der Carlos all seine
weltmännische Klugheit auf Clavigo einwirken läßt, ergänzt Sevdelmnnn
seine Charakteristik noch durch folgende ausführliche Betrachtung:

Carlos ist Spanier wie Beaumarchais — Franzos. Das Tempo der Rede wird
dies mit bezeichnen; Carlos soll, wie es mir vorkommt, mit der täuschenden Oberfläche
einer behaglichen Ruhe gegen Clavigo vorschreitlii; indem er mehr darauf bedacht ist, dem
Pfeile die schärfsten Spitzen und Widerhaken zu geben, als ihn mit unruhiger Heftigkeit
abzudrücken. Wenn sein inneres Feuer, das er gegen Clavigo wenden will, gleichsam
unter einer Decke von Schnee brennt, aus dem aber von Zeit zu Zeit einzelne Rauchsäulen
hervorwirbeln, welche das fortschreitende Leben einer vulkanischen Flamme schildern; dann
möchte vielleicht das Bild einer Voltsthümlichkeit entstehen, wie es Carlos, dem Spanier,
eignet.

Das Pathos, die Pracht des spanischen Stolzes wiegt sich auf den Wellen der
Sprache, wenn Carlos von Clavigos Triumphen über die Frauen redet, um ihn von
Marien abzuziehen. Ich meine, diese Worte müssen dem wankenden Clcirigo alle Bitter-
keit seines getäuschten Ehrgeizes in Tropfen zuträufelu, ohne bau die Rede deshalb
ungebührlich schleicht — es giebt ein Hingleiten und zugleich ein Schleifen, ich mochte
lagen — ein Einreiben der Stimme, das durch die gehörigen Accente das Gift in
Strömen verbreitet, obwohl es klingt, wie das Niedersäuseln eines Staubregens.

Carlos mutz sodann als Hofmann die Schlinge auch nicht zu früh und eilig zuziehe»;
je mehr er seinem Gespräch mit Clavigo die annähernde Form eines Monologes anzu-
passen wein ^ je tiefer er seine Absichtlichteit versteckt, indem er das künftige Herab-
sinken seines Freundes als ein bereits vorhandenes hinstellt und mit sicherer, marternder
Gewißheit und Gründlichkeit ausmalt: desto schneller, unaufhaltsamer zieht, ja reitzt er
jenen zu sich hinüber.

Auch die Gcsticulation sollte billig unter diesem Gesichtspunkte nicht immer direct
eingreifen, nicht unmittelbar Clavigo beziele»; denn — theils geht dieser, wenn Carlos
halb und halb, ja zuweilen ganz von ihm absieht, desto bequemer in die gemachten
Vorstellungen ein, je weniger sie unter dem Mikroskope einer scharfen Beobachtung sich
zudillngen; theils reizen sie auch durch die verlorene Gestalt, in welcher sie ihn wie
einen Vernichteten umgeben, seine Kraft zum heftigsten Widerstände.

Damit hängt drittens auch die Eigenthümlichteit des Humors zusammen, den Carlos
gegen Clavigo aufzubieten hat. Viele Darsteller des Carlos legen es auf starken Lachreiz
an, wenn sie z. B. von der trippelnden, kleinen, hohläugigen Französin, ihrem ange-
pinselten Roth und Weih reden; ja Mancher patscht sich wohl gar recht handgreiflich auf
den Bauch, um den Worten des Dichters nachzukommen; sie opfern die fressende, mark-
llnshöhlmde Schärfe der hüpfenden Beweglichkeit auf; ihr Vortrag wird vielleicht wirtsam,
»bei auf Kosten des tragischen Ernstes, der auch den Spiclball des heitersten Witzes nicht
über gewisse Grenzen hinaus werfen soll. Nirgend errege der Vortrag Lachen; nie
erinnere der Ton an eine Vertraulichkeit der Burleske, wie sie diesem Trauerspiel durchaus
nicht ziemt, obschon es mehr als manches andere verträgt. Tas gelungene Spiel belohne
höchstens Lächeln. Denn man mutz nicht vergessen, datz ein an die rechte Stelle gelegter
Acceut, wenn er zu stark ist, wieder ein falscher wird. So schwer es immer sein mag,
den akustischen Ausdruck des Humors jedesmal mit dem vorschwebenden Gegenstände in
Ilebereinstimmung zu setzen, so nothwendig und uerdieustlich bleibt es auch.

Die nutzere Haltung spreche Matz, Anstand und Würde aus. (Goethe.)

Von geistvollen Bemerkungen strotzt Seydelmamis Clavigoeremvlar fast
an jeder Stelle, wo Carlos auftritt. Bald macht er eine kurze Bemerkung,
die nur dem Schauspieler gilt: z. B. im zweiten Act, wo Carlos den
Clavigo mit Humor über den verhängnißvollen Besuch Beaumarchais' hin-
wegbringen will.

„Was hat's denn gegeben? Eine Ausfordcrung? Eine Ehrenerklärung?
War er fein hitzig, der Bursch?" hat Carlos zu sagen, und Seudelmann

bemerkt dazu: Hierin liegt die weltkluge Parodie alles Pomp- und Roman-
haften.
Nach der Schilderung, die der Dichter von Carlos' Aeutzerem giebt,
„weder meine Stumpfnafe, noch mein Krauskopf .... kann mir so was
zuziehen", (daß mir die Weiber nachlaufen,) fagt Seudelmann erklärend:
Goethe hat sich hier sogar auf eine ganz bestimmte äußere Form hiiyudeuten ge-
fallen. — Tas ist wie Shakespeare, Schiller — wie die Welt es durch tausend Beispiele
beweist, mehr als leichte ganz willkürliche Spielerei, und wird, beachtet es der Schau-
spieler — verbindet ei das Aeußcre nur künstlerisch auch mit dem Inneren, den Tadel so-
genannter Mästerei mißachten dürfen, den witzelnde, leichthin raisonnirende Freunde
schöner Künste so oft an unpassender Stelle äußern. —
Bei Carlos' Worten: „Schön? oh! sagt die Cine, es geht an! Ich
habe sie in sechs Jahren nicht gesehen, da kann sich schon was verändern,
sagt die Andere. Man muß doch Acht geben, er wird sie bald vroduciren,
sagt die Dritte" — finden sich an der Seite drei weibliche Namen: Miete,
Pepsche und Iule und dazu die Bemerkung: „nicht komisch!" Der Künstler
hat sich offenbar die Art des Vortrags dieser Worte klar machen wollen
durch die Nachahmung bekannter Personen, um so desto sinnlicher zu wirken.
Ganz entsprechend der Gesammtauffassung des Carlos als eines klugen
Weltmanns, der von dem gemeinen Theaterbösewicht weit entfernt ist, läs;t
er ihn da, wo die Ueberredung des Carlos ihren Gipfelpunkt erreicht, ganz
nur aus innerem Antheil sprechen. „Tu bist hin, verloren auf ewig" u. s. w.
hat Carlos zu sagen. Sepdelmann bemerkt: „Höchste Wahrheit in seiner
Ansicht — tief erregt — fast zur Thräne über das Schicksal seines einzigen,
sehr geliebten Freundes hingerissen. So wird auch den Zuhören: Carlos
nicht widerwärtig — er reißt sie wohl gar im Augenblick hin durch die
wahre und tiefe Lebendigkeit feiner Meinung!" —
Tiefe Auffassung war es, die Sendelmann überall, wo er den Carlos
spielte, den Triumph sicherte. —
Tas Iahrzehut, das Seydelmmm vor seinem ersten Auftreten in Nerlin
hauptsächlich iu Stuttgart und Lasset verbrachte, hatte er häufig zu Gast-
spielausflügen benutzt. Cr trat um so lieber vor einem fremden Publikum
auf, als er sowohl in Cassel, wie in Stuttgart Unannehmlichkeiten hatte
uud darum immer bemüht war, in einer anderen großen Stadt festen Fuß
zu fassen. Im Januar 18W beginnen Verhandlungen mit dem Tirector
des Hamburger Stadttheaters, F. L. Schmidt.
„Endlich ist es mir gelungen," — schreibt Sendelmann — „einen Urlaub zur Be-
nutzung des mir von Ihnen gütigst zugesagten Gastspiels in Hamburg zu erhalten. In
den ersten Tagen des Februars cr. darf ich abreisen. Ich würde in der That nicht so
beharrlich auf Beseitigung aller Hindernisse, die mir in den Weg gelegt wurden, hinge-
arbeitet haben, wäre es nicht mein dringender Wunsch, in Ihrem Künstleiuerem aufge-
nommen zu werden. Ja, glauben Sie es, es ist mein vollkommenster Ernst, Eassel zu
verlassen, wenn ich es gegen den Aufenthalt in Hamburg vertauschen kann. Dazu mm
prüfen Sie mich: vielleicht genüge ich Ihren und des dortigen Publikums Erwartungen,
falls diese nicht zu hoch gespannt sind, und Sie nicht augenblicklich einen Ersatz für Herrn
Weiß erwarten; mit der Zeit dürfte sich der Verlust vielleicht ausgleichen: mindestens

bringe ich eine Eigenschaft gleich mit, die mich dem Abgegangenen an die Seite stellt:
lege Lust und Liebe und ««ermüdeten Fleiß. Dann fehlt es mii auch nicht an Ehrgeiz,
der mich schon anspornen wird, einen Platz in Ihrer Künstlermitte zu verdienen; kurz:
versuchen Sie'Z mit mir und jetzt! so günstig kommt mir die Gelegenheit nicht wieder.
Es sind ja noch nier volle Wochen Zeit, da läßt sich Vieles vorbereiten; im Sommer
will ich noch einmal in's Bad, um die gute Wirkung zu befestigen, die mir der vor-
jährige Besuch desselben hervorgebracht hat.

Rollen, in denen ich mich am liebsten versuchen würde, sind folgende:

Lailos, in Clavigll.
In Zrinu — Soliman.
Im Kllufm. u. Venedig — Shulol.
Paolo Manfrone in Banard.
Unbekannter in den Galeerensklaven; dazu in: Trau, schau, wem? den jungen
Grafen.
Ossip, in Isidor und Olga.
Molhof, im gutherzigen Polterer.
Schewa.
Johann, in Maske für Maske.
Daniel, im Majorat; von Vogel, nach Hoffmann.
Herzog, im Tages- und Herzogs-Nefehl.
Rudolf, in Hedwig.
(5ommissionsiath Frosch, im Verschwiegenen wider Willen.
Armer Poet.
Hofmeister in tausend Aengsten; v. Hill.
Commissarius Wallmann, in der Aussteuer.
Kooke.
Flattcrling, im schelmischen Freier von Kotzcbue.
Kalinstn, in dm humoristischen Studien.
Tartuffe.

Ein 6 ober 8maliges Auftreten würde Sie über meine Brauchbarkeit genügend belehre»,
und da ich mich auch in Hamburg gern mannigfaltig versuchen möchte, so bitte ich Sie um
8 Abende; das wäre dann wohl binnen 16 oder 18 Tagen höchstens cwgcthan. Als
Honorar haben Sie schon früher eine Benefizvorstellung genannt, wozu ich denn zu beider-
seitigem Besten Vogels „Majorat" wühlen würde, falls Sie es noch nicht gegeben haben.
Stück und Rollen schicke ich mit umgehender Post, habe ich erst Ihre einwilligende
Antwort.

Gott gebe, daß ich alle vorhergegangene Mühe nicht umsonst angewendet habe,
sondern bald im Besitz der günstigen Erwiderung bin! Tic Post geht schnell, und wenn
es Ihnen mit Ihren bisherigen Aeußerungen, auf welche hin ich jetzt gearbeitet habe,
srm't gewesen, so darf ich das Beste hoffen.

Somit hat die Ehre, Ihnen wie dem Herrn Tirector Hcrzfcld sich zu empfehlen
Tero ergebenster
Carl Scndelmaiin.

?. 8. Von den genannten Rollen wären mir die unterstrichenen die liebsten,
und recht sehr bitte ich Sie, mich darin spielen zu lassen! Haben wir doch ge-
meinsamen Zweck: den, daß ich gefallen möge! Tic einactigen Stücke würden dann
wohl so zu den größeren gestellt weiden können, das; ein guter Lontrast dadurch ge-
bildet würde. E. S.

Ein zweiter Brief an F. L. Schmidt, vom 25. März 1826, bezieht
sich auf denselben Gegenstand:

Herr Feige sagte mir, daß mit dem Ersten Juni c. unsere Ferien ihren Anfang
nehmen weiden: sonach tonnte ich, Ihrem Wunsche gemäß, in der ersten Hälfte desselben

Monats mein Gastspiel auf Ihrer Vühne beginnen und beschließen. Das war' auch mir sehr recht: denn vier Wochen meiner Urlaubszcit will ich in Ems zubringen. Das dortige Wasser hat mir vortreffliche Dienste geleistet; seit meiner Rückkehr aus bem Bade habe ick, nicht eine einzige Vorstellung gestört und bin sehr beschäftigt gewesen. So meine ich denn, die gute Wirkung durch einen wiederholten Gebrauch der Quelle zu befestigen.

Herr Lowe, über dessen Bleiben und Gehen ich Ihnm nichts Bestimmtes zu sagen weiß, hat mir, offen gesprochen! in Netreff einer Bcnefizvorstellung als Honorar fiii meine Gastrollen Besorgnisse erregt. Geld zu gewinnen, gehe ich hierbei wahrhaftig nicht aus! nur möchte ich von der Summe, welche ich zur Badereise bestimmt habe, nichts wegnehmen, um die Kosten der Fahrt nach Hamburg zu decken; diese muß mir doch höchstbilligerweisc das Gastspiel vergüten. — Euer Wohlgcborcn selbst werden durch meine Bemühungen auf Ihrer Bühne keinen pecuniären Nachtheil haben; (es soll hierdurch keineswegs auf Gewinn hingedeutet sepn!) -^ wenn Sie mir nun gewiß nicht verargen weiden, daß ich meinerseits nur eben auch ohne Schaden des leidigen Geldbeutels von der Examinationsreise zurückzukehren trachte, so ist es mir wohl erlaubt, Ihnen folgenden ganz ergebenen Vorschlag zu machen:

Wie ich Sie schon früher immer darum gebeten habe, mich achtmal spielen zu lassen — die Gründe sind Ihnen ja wohl im Gedächtnis; — so komme ich auch jetzt dringend wieder darauf zurück. Als Honorar nun für dieses 8malige Spiel mag es in's Himmelsnamen mit der „von allen Tagcskosten freuen" Benefizuorstellung ihr Bewenden haben, wenn Sie mir nur ncbstbei für jeden dieser acht Abende zwey Fricbrichsd'ors versichern.

Ich denke, dieser Vorschlag ist nichts weniger als unbillig, und ich würde, troy seiner Billigkeit doch nicht darauf gekommen sein, wenn meine öconomischen Verhältnisse mir es nicht durchaus geböten! Gehen Sie demungeochtet nicht darauf ein, so fehlen mir auch die Mittel, die Ehre Ihrer persönlichen Bekanntschaft zu »lachen, an welcher mir aus doppelten Gründen, gewiß sehr viel liegt! Eine Benefizvorstellung ist, und heut zu Tage ganz besonders, ein gar zu schwankes Ding; nnd ich darf mich, jetzt wenigstens, dem Ungefähr nicht blosstcllen." Wem wäre es lieber als mir, hätte ich solche fatalen Rücksichten nicht nöthig! —

Von denen zum Gastspiel bereits vorgeschlagenen Rollen möchte ich, da Euer Wohl» geboren die Wahl mir freigestellt, folgende durch Ihr Wort mir bestimmt wissen:

Morhof im Polterer: dazu den Elias Krumm im graben Weg der beste.
Ossip, in Isidor und Olga.
Schcwa im Juden.
Johann, in Maske für Maske; dazu den Hofmeister in tausend Acngstcn; Lustsp. in 1 Akt; von L. Hill.
Daniel im Majorat.
Carlos, im Clcivigo; dazu den Verschwiegenen wider Willen.
Unbekannter in den Galeerensklaven; dazu den jungen Grafen in Trau, schau, wem?

Zur Beneficevorstellung:
Den Essighänbler, im Schansp. gl. Namens; nach einer neuen Bearbeitung in 3 Acten. (Es spielt höchstens 5/> Stunden.)
Dazu:
Ten Bettelstndeuten, komisches Singspiel in 2 Acten.

Es versteht sich wohl von selbst, baß im Fall Ihrer Uebeieinstimmung das Eine wie das Andere bis zu meinem Auftritt barin liegen beiden müßte,

Sind Euer Wohlgcborcn nun mit diesen Rollen einverstanden — und ich darf, bei unserem gemeinsamen Zweck einer bauernben Verbinbnng zwischen uns, umsomchr auf gütige Annahme meines Vorschlages hoffen — so wollen Sie mich bald gefälligst i»

!?enutuiß davon setze«, damit ich Ihnen die Rollen aus dem Eisighändler sowohl, als jene aus dem Hofmeister ohne Verzug einschicke.

Herr Wcnmar, der gesiern (Freitag) von hier abgereist, wird sich hoffentlich nicht unzufrieden über unser, sonst sehr frostiges Publicum äußern. Wie billig erfreute er sich stets einer ehrenden Theilnahmc; als Rollo, und als Weih wurde er besonders ausgezeichnet. Möge er recht gesund den den Seinen ankommen! „Tas Majorat" kam noch zu rechter Zeit; ist aber doch mcht gegeben worden, weil Löwe am Tage der Aufführung sich trank melden ließ. —

An Neuigkeiten ist unser Repertoir so arm, wie das fast aller anderen Vühnen. Wir leben wahrhaftig in einer hockst armseligen Zeit und schlimmer werden Nirectioneu und Schauspieler es vielleicht nie haben, als es jetzt der Fall ist. Ausgaben und die angestrengtesten Bemühungen der Künstler sonnen allenfalls noch das Auspfeifen der jetzigen Novitacten verhüten, selten aber ist die Hoffnung zu wiederholter Aufführung zu erringen. —

„Ter Nachschlüssel", ein überrheinisches Produkt, übersetzt von Vogel, hat sich — Tulbung erworben. Herr Siebet schickte Ihnen dasselbe Stück durch mich zu; da heißt es „Der falsche Eassaschlüssel". Es ist unter keinem Aushängeschild viel wcrth. „Tic Veneficevorstellung" hat hier sehr gefallen. Da ich das Unglück hatte, Flüsterleis seun zu müssen, schmolz ich mir den Tialog, mit Berücksichtigung freilich der mitspielenden Personen, um, schnitt aus und flickte ein, und wider mein Erwarten ging's! So ist den» doch die persönliche Ehre gerettet — worauf der Schauspieler heut zu Tage mit einer wahren Armensünderangst hinzuarbeiten hat — und der betlagcnswerthen Tirection ein Stück zum Einwerfen gerettet. „Der Essighändlei" hingegen hat, in seiner zusammendrängteren Gestalt, recht gut und ohne alle Teufelstuustc angesprochen. Jetzt soll „Adclnill" von Vogel an die Reihe komme». Bei der großen, großen Roth an Gutem muß man mit dem Schlechteren fürlieb nehmen: weiter glaube ich, läßt sich zur Em- »fehlung dieser „Adelma" nichts sagen. Jene Bühnen mögeu's geben, denen es an einer jungen, schönen, tragerirenden Dame nicht fehlt. „Aller Nclts Freund" soll dann folgen.

Indem ich Sie nun höflichst ersuche, dem Herrn Tirector mich bestens zu empfehlen, bitte ich nochmals um baldige und — günstige Antwort und habe die Ehre mit vollkommenster Hochachtung zu sein

Euer Wohlgeboreu ergcbcustcr

Earl Sendelmann.

Am 17. April konnte Sendelmann endlich in bindender Forin sagen:

„Ihrem geehrten Schreiben vom 14. April zufolge werde ich in der eisten Hälfte des Monats Juni c. in den Rollen des

1. Polterers und Elias Krumm.
2. Ossip.
3. Carlos und Verschwiegener wider Willen.
4. Taniel.
5. Galeerensklave und juugeu Grafen in Trau, schau, wem? —
6. Johann Mb Essighändler

aus Ihrer Bühne aufzutreten die Ehre haben." —

Der Briefwechsel wurde noch lange nach dem Gastspiel und nach Seydelmanns Rückkehr in sein Engagement zu Kassel fortgesetzt. An: 30. November 1826 spricht er über Schmidts Stück „Lorenz Stark:

In der Angst meines Herzens mir etwas Würdiges zu einem nächsten Gastspiel (Gott weiß allein, wo?) einzustudiren, siel mir neulich Ihr Schauspiel „Lorenz Start" ein, und ich habe mir bis jetzt vergebliche Mühe gemacht, es zu bekommen. Tic hiesige Theaterbibliothek besitzt es; aber — in einer scheußlichen Abschrift. Wie man nur so

etwas noch llufbttuahrcn kann! — Nun bitte ich Sie, mein verehrter Herr Director, mir etwa eine gute Abschrift von dem Stück besorgen zu lassen ober, sollten Sic ein gedrucktes Exemplar davon besitzen, das zu entbehren wäre, mir das gütigst zu überfchickcn! Wenn ich mich nicht arg täusche, so meine ich dm alten Stark spielen zu können? Lust bringe ich dazu', sehr viel! Möchten Sic mir mit gutem Rath dabei an die Hand gehen, so würben Sie mich zu innigstem Dank verpflichten! Gewiß! Ueberhaupt wünschte ich ein belehrendes Wort über mein Thun und Treiben auf der Bühne von Ihnen zu hören! Auch versprachen Sie mir so etwas, als ich das Glück hatte vor Ihnen zu fitzen. Ach säße ich nur noch da, wie wollte ich hören, lauschen! Sie, dem der Mensch, der Künstler so offen liegt, daß er die wunden wie die gesunden Stellen im Augenblick erkennt; Sie, der selbst ein Meister — ja, gewiß!!! — durch die einfachsten Winke fchon zu belehren weiß, Sie sind der Mann, wic ihn der wciterstrcbendc Schauspieler braucht. Ich spreche hier meine innerste Ueberzeugung und zugleich den Dank für die — leider nur so wenigen Bemerkungen aus, die Sie mir über mein Spiel tadelnd gemacht haben- Daß bicse Bemerkungen Früchte tragen, o, das weiß ich ganz gewiß! Wenn Sic also cm paar Minuten Zeit gewinnen, so vergessen Sie nicht, mir zuzurufen, was mir frommt und noththut: Ja? Ich bitte; bitte herzlich!

Ihre „Ungleichen Brüder" habe ich neulich wieder gelesen und sie werben jetzt cinstubiert werden, Feige sagt entschuldigend, es wäre ihre Aufführung bisher deshalb unterblieben, well er sie nicht würbig hätte besetzen können. — Sie kennen ja unser Personale? Wie wünschten Sie die Rollen wohl verteilt? Ten Kommissair müßten Sie mir schon lassen? Meinen Sie nicht? Wenigstens entspreche ich der äußeren Form; und den Fegcsack spiele ich ja auch! Ja, ich hätte Lust und, denke ich, auch Geschick zu dieser Rolle. Es trubbelt und wnbbclt in mir, wenn ich daran denke! Sie spielen ihn gewiß selbst, nicht wahr? Wenn sie nur Alle recht warm aus sich herauswirlten, bie Herren Kollegen, so muß bas Stück uuterholten. Ich freue mich darauf! Wenn ich nur noch ein paar gehaltvolle Rollen, die mir stehen, finden könnte! Tann möchte ich wohl wieder 'nmal losschießen. Meinen Sie, daß ich's in Berlin wagen dürfte? Raten Sie mir ja: und recht, recht aufrichtig! Glauben Sie nur, Sic haben es mit einem Menschen zu thun, bem es furchtbarer Ernst mit der Schauspielerei ist; unb bei Sie innigst verehrt und liebt.

In einem Vriefe vom December 1826 aus Kassel kommt Sendelmann nach einigen Bemerkungen über einzelne Schauspieler und Schauspielerinnen auf seine Bitte zurück:

Mit Sehnsucht — schreibt er — erwarte ich das Buch «Lorenz Stark". Als ich Sie ersuchte, mir hinsichtlich eines Besuches der Berliner Bühne Ihre Meinung gütigst mitzuteilen, wußte ich wohl, daß Ihre Zeit sehr gemessen sei. Ich sprach deshalb nur von wenigen Minuten. Inbcß Sie scheinen einer Aeutzcrung derart ausweichen zu wollen. Das thut mir leid, denn ich achte Ihre Worte, wie ich muß: das heißt: sehr!

Zu dem engeren Freundeskreise Sendelmanns in Verlin gehörte auch der berühmte Humorist Adolf Glasbrenner. In der Correspondenz mit ihm glaubte Seudelmann mobl zu humoristischer Weise verpflichtet zu sein; und daß er das Zeug dazu hatte, erwähnt schon Rötscher und beweist es durch eine Anzahl von Seydelmanns Briefen an Freunde und Bekannte. Ein bisher unbekannter Brief Seydelmanns an Glasbrenner gehört auch zu diesen humoristischen Versuchen:

Ten schönsten guten Morgen meinem lieben Freunde!

Lippe, das blonbgelocktc, biedergcsiimtc Unglückstind, hat mir einen dickleibigen Brief aus Hannover zugeschickt. Er ersucht mich bringenb, Ihnen, in seinem Namen, herzinniglichst für die Empfehlung an tzarnis, den .nunmehr seligen Posaunisten, zu

danlm. Tiefe Empfehlung fei ihm, dem armen Dreizehnten, ron großem Nützen gewesen, da der Verblichene Ihnen mit vieler Achtung ergeben gewefen fei. (Harnis ist, während cm« gemütlichen Tafelsitzung, vom Schlage getroffen worden. Was Wunder, er war ja Rezensent.) Mit 40 Thlrn. monatlich ist Lippe bis zum nächsten Sommer angestellt. Vielleicht behält ihn Holbcin auch noch länger. Seine Bitte an Sie, lieber Freund, ist: Hcrm Abllmi (dessen Namen ich hiermit nicht ohne ehrerbietigen Schauer niederzuschreiben wagt —) zu vermögen, das; er der Anstellung des p. Lippe beim Königlichen Hoftheater in Hannover mit einigen freundlichen Worten gedenken möge. (Wahrscheinlich wünscht des Dreizehnten tiefgetränktes Ehrgefühl durch eine folche Annonce anf Banquier Ccrf ;n wirken.) Sehr rührend ist, was der langgezogene Blonde umi der Geltung erzählt, in welcher die Herren Hoftheatertunstler in Hannover sich zu blähen haben: sie sind nämlich „Statutenmäßig" von den besseren Gefellfchafteu ausgeschlossen. (Ta fällt mir Herr Legotionsfecretair Teiclmmnn ein: um des Himmels willen, ünillthen Sic den armen Lippe nicht; sonst fahrt ihm von hier aus ein Wind nach, der sich im dortigen Parterre in giftige Zischlaute für ihn verwandelt.)

Wir haben Ihnen Naupach's »Lebensmüde" gefallen? Ich erwarte heute die Zusendung meines „Freimüthigcu"; wahrfchcinlich haben Sie fchon über das Stück gesprochen?

Auf dem Bureau unseres Hofthcaters — es geziemte sich, diese Worte kuieeud aus- zusprechen — erlebte ich gestern eine Freude! Der mir freundlich gesinnte dort wraierende Hofrath zeigte mir eine Tezember-Abcndzeitmig, ich welcher ich von Leipzig ans gelobt werde. Ter Auffay ist ron R. H. und verpflichtet mich ihm zu neuem herz- lichen Tanke! — — — — — — — — — — — — — — —

Ihr treu ergebener
Sendelmann.

?. 8. Bon Stuttg. schreibt man mir, Mlle. Stubenrauch sei jüngst zorn- glühend, ja ganz empört gewesen. Von ihrer letzten Knnstreise in's Königr. zurückgekehrt, habe sie sich dem Publicum als „Griscldis" wieder gezeigt. 11 Kränze uud 13 Gedichte seien von dem aufgestellten Huldigungsperfonale zur unrechten Zeit in Scene gefetzt worden, uud ihr dicnstthuendcr .Kammerherr, Schcmsp. und Vicc-Negisseur Moritz (! —), habe, durch allerlei süße Ein- flüsterungen die fliegende Brust bloßgestellter Majestät zu besänftigen gewußt. Hinter den Coulissen gab's — Glatteis. —

Ter folgende Brief läßt uns einen Blick thnn in die schwierige Stellung, die Sendelmann in Stuttgart hatte. Die College« bezichtigten ihn eines unmäßigen Einflusses auf den Intendanten; alle seine Reform- vläne in Bezug auf Regie und Darstellung stießen auf hartnäckigen Wider- spruch, und die Ansprüche, die er an den Fleiß der Künstler stellte nnd stellen durfte, weil er selbst einer der Fleißigsten war, hatten ihm viele Feinde ge- macht. Das bevorstehende Engagement in Berlin war für ihn eine Erlösung aus unhaltbaren Zuständen. Wie ernst Seydelmann es stets mit seinen Wichten genommen hat, zeigt die würdevolle Haltung und das ungekünstelte Pülhos dieses Briefes. Er ist an den (trafen Üeutrum, den Intendanten des königlichen Theaters, gerichtet und enthält den Rückblick auf eine Reise, von der Seydelmann eben zurückkehrt, und eine Art Rechtfertigung seiner Absichten.

Von meiner Reise in den Schwarzwald bin ich vorgestern Abend, am 19. d. M,, Mriickaelommeu und nehme mir, da ich Ihnen persönlich nicht nahen kann, die Freiheit,

mich schriftlich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Ich war heute früh im Theater, worin tüchtig gearbeitet wird. Ter Bogen im Prosccnium ist fix und fertig, der Lampen» trog hercingerückt, nun sind sie mit den Kulisscnwägen beschäftigt, und die werden viel zu schaffen machen. Keller pinselt am Vorhang, Krämer war nicht da, Verwalter Gnauth, der seelengute, ehrliche Sachse, — plauderte mit Fräulein (!) Heidelof und Schiller, Ziman und Selling waren bei der Scheere. Hezer Hab ich auch gesprochen, der ist immer und ewig am Schreibtisch, immer ruhig und brav! Neichmann war eben aus- gegangen. Ich habe das ganze Haus durchgestöbert und dachte an die Zukunft. So Mancherlei wird jetzt am Kleide gestickt und geändert, sagte ich zu mir selbst; ob den» auch dem Körper nachgeholfen werden wird? Woran er leidet, liegt klar vor den Augen, die Hülfe ist leicht, aber — man wird sich ihrer nicht bedienen! Aus ängstlicher, klein- licher Rücksicht nickt bedienen. Ich war in Straßburg, habe im dortigen Theater die Vorstellung eines Vaudevill's „Michel und Christine" und die Oper „Ter Zweikampf" gescheu. Das Haus ist, besonders in akustischer Hinsicht, ein ganz vortreffliches; Telo- rationen, Garderobe, Beleuchtung, Orchester: Alles ist gut; aber das Neste war das Zu- sammenfiel der sonst sehr mittelmäßigen Gesellschaft. Die Franzosen haben Ehrgeiz; das läßt sie einen gemeinsamen Zweck mit Energie verfolgen und der grobe Egoismus, der nur für sich sorgen mag, scheint ganz und gar verschwunden; sie ringm in tünst» lcrischem Verhältniß, nach Einem — nach dem Totalcffect, und das ist es, was fran- zösische Schauspieler über die beiüschen erhebt. Wir haben Talent und Geist und Lebendigkeit wie sie, wir haben wohl gar an Tiefe der Empfindung und Gemüthskraft Manches vor ihnen voraus: aber alle diese Eigenschaften scheinen, abgeschlossen, in den einzelnen Individuen zu liegen; das Band fehlt, die Kraft, die Alle für ein gemeinsames Ziel beseelt und verbindet. Sie werden, Verehrtester Herr Graf, diese traurige Erfahrung so oft schon gemacht haben, als Sie mit strengem Blicke deutsches Schauspiel angesehen; Sie weiden überall zu der Frage veranlaßt worden sein, ob diese und jene Bühne ohne Führer sei, ob Jeder von den Schauspielern sein eigener Herr sein dürfe, denn Jeder spielt, ohne Rücksicht auf seinen Nebenmann, ja, ohne Rücksicht auf die Vorschrift des Dichters, nur für sich selbst und den rohen klatschenden Haufen; Alles rennt und schreit und haut und sticht wild durcheinander; solche Darstellungen gleichen dem rasenden Treiben eines aufgelösten Schlachthaufens und werden doch frech genug künstlerische Produktionen genannt. Diesem Uebelstande, der mehr oder weniger auf jeder deutschen Bühne, also auch auf der Stuttgarter Hofbühne, zu finden ist, muß abgeholfen werben: sonst ist nur von einem eitlen, nutzlosen Spiele die Rede, aber von keiner Ännstanstalt; von einem Spiele, bei den» jeder Ehrenmann seinen guten Namen, der König das Geld und die Lust, uud das Publikum die Achtung vor unserem Stande ganz und gar verliert. Sie, hochverehrtester Herr Graf, haben Ihren Namen für die Gesundheit des heimatlichen Instituts eingesetzt; Sie kennen seine Schwächen, kennen die Mittel, diese Schwächen zu beseitigen und das hervorzubringen, was unserem allergnädigsten Herren Freude, Ihnen selbst einen unveigänglichen Ruhm und dem neue» Publikum neuen, frischen Anthcil für unsere Bemühungen schaffen würde! Beseitigen Sic, ich bitte Sic, im Interesse Aller, im Interesse der Kunst, welcher Sie Ihre besten Kräfte so gut widmen, als ich und jeder chrliebende Künstler: beseitigen Sie kleinliche Hindernisse und thun Sie Alles, um Ihrem ausgebesserten Hause auch einen würdigen Inhalt zn geben! — Wie sehr Sic in Ihren Bestrebungen ans mich rechnen dürfen, ist Ihnen vielleicht noch nicht bekannt. Noch hegen Sie, vielleicht nur in dem letzten Winkclchen Ihrer Seele, Mißtrauen gegen mich, gegen meine redlichsten, uneigennützigsten Wünsche und Absichten. Verbannen Sie es; ganz und gar! dieses Mißtrauen beraubt Sie ja nur Ihres treuesten Dieners! Was will ich denn? Lebenslängliche Anstellung, weil ich mick, obwohl ich prahle, doch matt und müde fühle? — Nein! — Will ich Zulage? Nein! — Will ich brillante Rollen? Nein! (Lehne ich doch sogar welche ab!) Bin ich herrschsüchtig und möchte ich gem, daß Alles nach meiner Pfeife tanzte? Rein! — Was will ich denn? Ihnen und der Kunst,

ch» dem Könige und der guten Sache nach Kräften dienen; das wünsche — das will
ich! Und gerade das sollte ich nicht dürfen?? Tie Zukunft soll nuch's lehren! —
Genehmigen Sie, uerehrtester Herr Graf, daß ich mich mit vollkommenster Hoch»
»chtung unterzeichne als

Euer Hochgeboren
ganz gehorsamster
C. Scydelmann.

Aus der ersten Zeit des Berliner Engagements stammt der folgende
kurze, aber für Teydelmanns Charakter und künstlerisches Ttreben be-
zeichnende Brief. Er ist an Karl Vaudius, Regisseur des Stadttheaters in
Leipzig, gerichtet und bezieht sich in seinem ersten Theile auf ein Gastspiel
»n dem Leipziger Theater. Seydelmann fürchtet, für die Zeit, in der er
dort spielen soll, keinen Urlaub zu erhalten.

Hier geht es gut (fährt er fort) recht gut! Weit besser, als ich es erwartete.
Aus zehn Rollen werben nun 24! — Ter Besuch des Publicums kann nicht größer
slm. Liegt darin nicht die kräftigste Kritik? Ein Schauspieler, den Niemand sehen
mag, was ist er? Und höbe ihn die Druckerschwärze noch so hoch! Ein Schauspieler,
den zu sehen man sich fortwährend drängt —: kann der so schlecht sein, als einige hiesige
Blätter ihn machen? — Sie hatten sehr Recht, als Sie mir gewisse Leute schilderten!
Auch hier zeigt mau mit Fingern auf sie. Sic sollen nur schimpfen: ich abonniere doch
nicht, und gebe doch keine Freibillette, und mache doch keine Kratzfüße. Tie Achtung
Ker Vrauen wird — kann mir nicht entgehen: das fühle ich lebendig; und ohne Aufge»
blasmheit! Tas Lobgeklingel der Nebligen — ? Nah!

^M?
<- .«^^
«^^^^

Clara Sturms Tagebuch.

von

Dick-Mau.

Uebersetzt von f)aul kindau.

12. Februar 188«.

ch, Charles, Du solltest mich einmal nach der SalMritzre*) mitnehmen!"

„Was wolltest Du denn da macheu, arme Clara?" antwortete mir mein Bruder.

Ach ja! was sollte ich da wohl machen?

Ich bin blind, schlimmer als das: ich bin der beiden wesentlichen Sinne, der freudenbringenden Sinne, beraubt, des Geruchs und des Gesichts. Wann werde ich endlich begreifen lernen, daß ich eigentlich „irgendwohin tauge? Auf dieses Zimmer, von dem man voraussetzt, daß es mir nur zum Schlafen dient, bin ich angewiesen. Hier darf ich meine Stunden der Schlaflosigkeit und Vereiusamuug damit verbringen, diese Blatter mit der Blindenschrift zu durchlöchern, und in trüben Stimmungen die plastischen Schriftzeichen mit den Fingerspitzen entziffern . . .

„Was wollten Sie da machen, Clara?" fragte mich Robert Bandier.

Wie leicht erkennt man in feiner klangvollen Stimme seine geheimen Absichten! Möglicherweise lege ich durch verdoppelte Aufmerksamkeit auch mehr hinein, als eigentlich darin steckt. Ich glaubte wahrzunehmen, dan die beunruhigte Gesellschaft um mich in einige Verwirrung gerieth.

„Nim, was alle Welt da macht," lautete meine trockene Antwort.

„7,ch will sehen . . ." Von Zeit zu Zeit vergesse ich, daß ich nicht sehe, und dann frage ich »nick, wo bleibt da das Mitleid, um nicht zu sagen, der Tcict . . .

*) Die Slllpötrieie ist bekanntlich das bedeutendste Ziechen- und Irrenhaus in Paris.

„Clara hat Nerven," sagte mein Bruder Charles zu Robert.
„Tu thust Alles, was Du kannst, um sie zu erregen."
Es war die sanfte Stimme Antonin Dartoys', die diese strenge Bemerkung machte. Er hatte wohl kaum die Absicht, Charles eineil Vorwurf zu inachen. Antonin Dartoys macht niemals Vorwürfe. Er lobt auch nie. Er stellt das Thcitsächliche fest. Es ist ihm sogar lieber, zu conttatiren, als zu beobachten. Wenn doch Robert Vandier dasselbe thäte!
Charles vertheidigte sich sehr lebhaft.
„Aber lieben Freunde, streitet doch nicht wegen eines Mßuerständnisses!" warf die weiche, ein wenig singende Trimme Ren6 Decharmes' ein. „Es läßt sich ja allerdings nicht leugnen, daß Charles seine Schwester nicht gerade so behandelt, wie wir nervöse Fraueu zu behandeln pflegen. Aber es ist wirklich verzeihlich — nicht wahr, Clara? — daß wir zu einem Weibe, ?as den Verstand, die Dhatkraft und den Muth des Mannes besitzt, wie zu einem Manne sprechen."
Ein ausgelassenes Lachen verkündigte Lucys Eingreifen, — ein liebenswürdiges Lachen in leichten Sprüngen, ein forglofes, frifch perlendes, ganz junges Lachen, ein verständnitzuulles Lachen.
„Ist das komisch! Aber Ihr dürft mir glauben: der große Ren6 Techarmes macht Clara den Hof."
Alle lachten. Auch Mama, die ihr Nesthäkchen mit gelindem vorwurfsvollen Tone zurechtwies:
„Aber Lucy, Du bist nicht recht gescheidt!"
Man hat ja Recht: es wäre sonderbar und thüricht zugleich, wenn man mir den Hof machen wollte!
Renö konnte zu seiner Vertheidigung nur ein paar schüchterne Worte finden. Ich hatte die Empfindung, als ob er dabei erröthete.
„Es hat ja keinen Sinn und Verstand ..."
„Aber so gönnen Sie ihnen doch den harmlosen Spaß!" warf ich ein.
„Das Leben ist ja so kurz! Und Sie Alle wissen gerade so gut wie wir Beide, daß es keinen Sinn und Verstand hat."
„Wie meinen Sie das, Clara?"
Seine Stimme klang hell und rein, beinahe wie die Robert Vandiers.
Das Gespräch verstummte jäh nach diesem Worte, das man niemals so scharf gehört hatte, und noch mehrere Tecunden nachher schwebte seine Frage in der Schweigsamkeit.
„Mein Gott, ich will damit sagen, daß wir schon genug dummes Zeug geschwatzt haben, daß der Zwischenfall erledigt ist, und daß Sie, meine .Herren, jetzt Ihre Tiscussion wieder aufzunehmen haben, wenn ,Hre Argumente nicht altbacken werden sollen ..."
Ich suhlte eine Bewegung Roberts, der sich ein wenig zu mir neigte.
Eine stärkere frischere Luftschwingung berührte die heiße Haut meiner Wangen.
„Also diese Fragen der Suggestion interessiren Sie lebhaft, Clara?"

„Ich begehe nicht mehr den Fehler, es in Abrede zu stellen. Gewin
interessiren sie mich, wie alle Fragen, die hier aufgeworfen werden: wie
die Lehre von den organifchen Geweben, mit der sich Dartoys beschäftigt,
wie Ihre antiseptischen Versuche, Robert, wie Renüs juristische und journa-
listische Arbeiten, wie Lucys Schlittschuhlaufen . . . Was sollte denn aus
mir werden, wenn ich mich nicht für Alles interessirte?"
„Sie hat Recht!" flüsterte die ernste Stimme, die zu sich selbst zu
sprechen schien.
Und die Stimme war noch sanfter geworden. Sie hatte sich in einen
leichten Hauch aufgelöst, der meine Haut wie ein Schauer berührte.
„Arme Clara!" Das ist Alles, was er mir hat sagen können.
„Arme Clara!" Das ist Alles, was er mir gesagt hat.
Mamas heitere, sieghafte Stimme erklang. Mama hat immer etwas
Sieghaftes. Gott schütze sie!
„Vor allen Dingen, Kinder, wollen wir Thee trinken! Und Thee!
Ihr werdet ihn ja kosten! . . . Vom Lieferanten des landwirthschaftlichen
Ministers. Seine Frau hat mir die Adresse gegeben. Also, Lucy, mein
Kind . . ."
Die kleinen ungeschickten Hände Lucys machten sich einige Zeit in,
Geklirr des Porzellans und Silbers zu schaffen. Ich hatte Kopfschmerz und
fühlte an den Schläfen das Geräusch der Theekanne, die unvorsichtig auf
den Untersatz gestellt wurde, das lustige Geklirr der Löffel auf den Unter-
tassen und das unangenehme Geknirsch der Zuckerzange an den körnigen
Flächen des Zuckers in der vibrirenden metallenen Schaale. Roberts Helles
Lachen erstickte alle diese Geräusche.
„Sie werden nie fertig werden, wenn ich Ihnen nicht helfe! Wir
wollen zusammen nnser Heil versuchen!"
„Aber Sie riechen hoffentlich nicht nach Phenol?"
„Jedesmal, wenn ich zu Ihnen komme, besprenge ich mich vorher mit
Toilettenessig."
Während sie den Thee seruirten, schäkerten sie miteinander.
Charles und Dartoys discutirten in einer Ecke.
„Bekümmere Dich doch um das, was Dich angeht!" rief mein Bruder
halblaut. „Bekümmere ich mich denn um Deine mikroskopischen Beobachtungen?
Reihe ich Lacaze herunter?"
„Es handelt sich weder um das Mikroskop, noch um Lacaze," antwortete
Antonin eben so erregt, aber in ruhigerem Tone. „Ich habe auch nichts
gegen Charcot. Ich sage nur, daß die Schule von Nancy . . ."
Währenddem setzte Mama Ren5 auseinander, wie sie neulich bei der
Mutter des Generalsecretairs der Polizeipräfectur mit der Frau des land-
wirthschaftlichen Ministers bekannt geworden sei. Ich war allein an: Kamin
geblieben, von der Flamme und den Lampen doppelt erhitzt, und hörte zu.
Ich hörte, wie Reni> sich allmählich von Mama entfernte, um sich mir zu

nähern. Während dieser Bewegung sehte er die Unterhaltung nnt Mama
fort. Er kam sozusagen ohne zu gehen, in einem unausgesetzten schlürfenden
Dahingleiten, das ich auf dem Teppich rauschen hörte. Das Schlürfen kam
immer näher und näher.
„Wohin wollen Sie denn eigentlich, Decharmes?"
Er blieb stehen. Aber seine Unentschlossenheit währte nur einige
Augenblicke.
„Ich will Clara ihren Thee bringen, gnädige Frau."
„Da ist er," sagte Lucy und reichte ihm die Tasse. „Kommen Sie
aber dann gleich zu mir. Vandier sagt mir lauter dummes Zeug, und jetzt
müssen Sie ihn ablösen."
Er blieb vor mir stehen, als ob er auf (Holt weiß was wartete.
„Nun, 3ien6," sagte ich, „wollen Sie zu Lucy gehen, oder wollen Sie
bei mir bleiben?"
Er zog einen Stuhl heran.
„Ich bleibe bei Ihnen, Elara. Sie wissen es ja."
„Woher soll ich es wissen?"
„Nun, weil es natürlich ist."
„Wieso ist es natürlich?"
Er suchte nach einer Antwort.
„Weil Lucy genug Gesellschaft um sich hat."
„Und ich habe nur Sie . . . haben Sie das gemeint?"
„Was ich gemeint habe, kann ich Ihnen selbst nicht recht sagen. Aber
es steht fest, daß Sie mich haben, Clara. Sie haben mich und werden mich
immer haben."
„Es sei denn, daß Sie anderen Sinnes würden."
„Das wird nicht geschehen."
„Woher wollen Sie das wissen?"
„Ich fühle es."
„Ach, Gefühle . . . Wollen Sie mir morgen Ihre Abhandlung vor-
lesen?"
„Aber sicher!"
„Was ist denn daran so sicher?"
„Ihr Wunsch."
„Sie sind ein guter Mensch . . . Also um zwei Uhr."
„Um zwei Uhr, ja. Das war gerade die Stunde, die ich Ihnen vor-
schlagen wollte."
„Ein merkwürdiges Zusammentreffen!"
„Ein gain natürliches, denn es ist die Stunde, die mir am besten
paßt."
„Sie sind wirklich gut, Ren6," wiederholte ich, „mir so Ibre Zeit zu
opfern."
Er verwahrte sich dagegen mit Wärme:

„Opfern? Ich opfere Ihnen gar nichts, Clara. Meine besten, ruhigsten und vollsten Stunden sind die, die ich mit Ihnen verbringe. Das müssen Sie doch wissen. Und in den Augenblicken habe ich eine unbestimmte, ganz unbestimmte Empfindung, als ob sich mein Schicksal erfüllte. Sind Sie nicht mein guter Engel? Habe ich nicht Ihrem freundschaftlichen Rathe zu danken, daß ich aus dem gewöhnlichen Bummler, der zum Bekanntenkreise Ihres Bruders zahlte, ein vernünftiger Menfch geworden bin? W schwöre Ihnen zu, Clara, wenn es manchmal vorkommt, daß ich Sie einige Tage nicht sehe, so habe ich — ich weih nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll — eine Art von Beklommenheit, ja eine Empfindung des Unfertigen, den Drang nach einer Vervollständigung, nach einer Erfüllung in meinem Dafein . . . irgend etwas Unsagbares, Unuerwirklichtes und Erstrebenswerthes, das mich unwillkürlich zu Ihnen drängt, — meiner sanften Beratherin, nieiner anregenden Freundin, meiner Egeria!"

„Schicken Sie mir mal Decharmes herüber! Ich will es!" rief Lucy mit ihrem heiteren Commandotone.

Ich hörte, wie Robert sich uns näherte.

„Egeria!" wiederholte ich spöttisch. „Gerechter Himmel! Ren5, Sie gehören zur alten Schule!"

„Wieso zur alten Schule?"

„Aergere Dich nicht," unterbrach Robert mit seiner scharfen Stimme. „Elara hat nur gescherzt. Du gehörst gar nicht zur alten Schule, ^ch kann Dich vollkommen beruhigen. Und nachdem dies geschehen, begieb Dich schleunigst zu unserer hübschen Blondine, die nach Dir verlangt. Clara giebt Dich frei."

„Versteht sich."

Er nahm Ren6s Stuhl ein.

„Was haben Sie morgen vor, Elara?"

„Nichts Befonderes . . . Renü will mir etwas vorlesen, von zwei bis vier."

„Darf ich ihn ablösen und von fünf bis sechs zu Ihnen kommen?"

„Sie werden herzlich willkommen sein, Robert."

„Was soll ich Ihnen mitbringen?"

„Was Sie wollen."

„Also gut, etwas, was Sie interessirt. Haben Sie Bernheims neueste Schrift über die Suggestion gelesen?"

„Dartoys hat mir eine Analyse davon gegeben."

„Und Li6geois? . . . und Beaunis? . . . Sie kennen also die ganze neumedicinische Schule von Nancy? Dartoys muß ja selig sein! Soll ich Ihnen im Gegensatz dazu einige der neueren Schriften der Pariser Schule bringen, damit Sie vergleichende Studien anstellen können?"

„Nein, ich danke. Charles sagt nur Alles, was ich zn wissen brcmche."

„Aber kennen Sie denn auch die neue Schrift von Pitres, die hypnotische Euggest . . ."
„Das brauche ich Alles nicht," wiederholte ich, ungeduldig geworden. „Lesen Sie mir etwas Unterhaltendes vor."
„Was zum Beispiel?"
„Das ist einerlei. Irgend etwas Neues."
„Neues für Sie ... es ist keine Kleinigkeit, etwas zu finden. Wie wäre es denn mit dem ‚Roman eines verarmten Edelmannes' von Feuillet?"
„Meinetwegen."

15. Februar.

Worauf will Robert denn eigentlich hinaus? Will er mir Mne nehmen? Will er im Gegentheil mich zu dem Experimente, das ihn interessirt, veranlassen? Oder will er durch seine wiederholten Anerbietungen, mir etwas vorzulesen, durch seine häufigeren Unterhaltungen sich ganz einfach die Gelegenheit verfchaffen, mit Lucy zusammenzukommen? Meine kleine Schwester ist ja wirklich reizend. Aber geht er an: Ende nicht schon zu weit? Hat sie ihn lieb?

Ich hätte mich in Robert verlieben können, aber ich zweifle, daß Lucy es dazu bringt. Sie sagt, er sehe gewöhnlich aus. Für seine Breitschultrigkeit sei er nicht groß genug. Sein breites Bauerngesicht mit den graden groben Zügen, wie aus Stein gemeißelt, die zu hohe Stirn mit ihren willkürlichen Unebenheiten, das kurzgeschorene bürstenartig aufstarrende kastanienbraune Haar, Alles das mißfällt ihr. Ich sehe ihn „in meines Geistes Augen", und mir scheint, daß ich den Kopf liebe. Ich sehe ihn so deutlich vor mir! Sprühend von Intelligenz, die hohe, gedankenvoll gewölbte Stirn, die über die tiefliegenden, weitgeüffneten grauen Augen kühn vorspringt . . . Mir scheint, ich sehe ihn besser als die Anderen, wenn ich höre, wie Lucy ihn zum hundertsten Male in ihrer spöttischen Weise abconterfeit, während sie mit Eharles sich herumzankt. Charles wird ganz böse darüber.

„Ich sage Dir, Du verstehst gar nichts davon, mein Kind. Robert Vanoier ist ein Mann in des Wortes wahrer Bedeutung . . . Was willst Du denn eigentlich haben? Vielleicht den schlanken schmiegsamen Reuö Decharmes mit seinem hübschen, etwas bleichen Gesichtchen, dem schwarzen Haar und den, schwarzen Schnurrbart, die glänzen wie ein seidenes Kleid? Damit laß mich ungeschoren!"

„Techarmes ist ein sehr hübscher Mensch," antwortete Lncy träumerisch.

Ich fürchte beinahe, daß sie sich in Rem- verliebt hat. Das würde mir um die arme Kleine leid thun. Ich möchte sie nicht leiden lassen, das lustige kleine Ding mit dem hellen Lachen und dem guten Herzen. Und sie soll so wunderhübsch sein! Sie war ja schon hübsch, als ich noch sehen konnte. Es ist lange her.

<cX) vick.May.

Die letzten Erinnerungen, die ich in meineni erloschenen Augenlicht an sie bewahrt habe, zeigen mir ein lächelndes schmales Gesicht von kindlicher Anmuth, eine muthwillige Blondine. Ich liebe die Schönheit und das Glück. Eine merkwürdige Neigung, wie es scheint. Robert würde mich in seiner Sucht, das Wesen der Dinge bis in die unerfreulichste Unbelauschtheit zu erforschen, ohne Zweifel fragen:

„Weswegen lieben Sie die Schönheit und das Glück, Clara?"

Und würde ich darauf antworten, daß die Vorstellung davon in mir den Drang des berechtigten Ausgleichs, der lebendigen Gerechtigkeit befriedigt, der in mir gerade so stark herrscht wie in allen Menschen, die im Vollbesitze ihrer Sinne sind — o Gott, wie würde ich dann das steptische Lächeln, das seine Lippen umspielt, fühlen!

In Wahrheit erwecken die Bevorzugungen, die der Zufall verleiht, wie Schönheit, Vermögen, Glück, in mir das Bewußtsein der Bevorzugung, die ich mir selbst erworben, einer gewissen moralischen Vornehmheit, die ich mir im Geheimen angeeignet habe; und ich empfinde es wie eine Adelung in der Seele, wie eine discrete und eindringliche Majestät, die den Glücklichen versagt ist, an allen diesen Begünstigten eine selbstlos unbefangene Freude fühlen zu dürfen. Ich bin frei von Neid, von aufsässigen Gedanken, von Haß. Alles, was ich empfinde, wird von der Achtung vor meinem Unglück in Anspruch genommen. Alles, was ich sinne, von dem Bestreben, mir mühsam eine Zukunft aufzubauen.

Nein, ich möchte nicht, das; meine kleine ^ucy meinethalben zu leiden hätte! Ich möchte ihr fage» dürfen:

„Sei auf Deiner Hut, mein Liebling. Fürchte die Liebe, mißtraue Renö."

Aber sie würde mir antworten:

„Weshalb denn? Ren 5 und ich sind jung. Wir sind Beide sehr nette Menschen."

Und ich dürfte ihr nicht darauf erwidern:

„Das ist richtig. Ihr seid für einander wie geschaffen. Aber ick, will Renü für mich behalten . . ."

Und ich dürfte ihr auch nicht fugen:

„Du mußt Robert lieben ..."

19. Februar.

Charles hat vor Robert großen Respect, vielleicht noch mehr, als vor Dartons. Cr hat, um seine drei Freunde mit einem Zuge zu stizziren, eine Lieblingssentenz:

„Renü Decharmes ist ein netter Mensch, Antonin Dartous ist bedeutend, Robert Vandier ist ein Mann."

Ja, Robert ist ein Mann! Ich kenne ihn freilich nur von seiner Stimme her. Aber diese ernste, frei und voll lautende Stimme ist mir

gleich tief in die Seele gedrungen, hat >nir den Mann offenbart und mich Liebe ahnen lassen — mich, die nicht einmal an die Möglichkeit diefer Himmelsfreude und dieser Höllenqual hätte glauben follen ... Ich hätte Robert lieben mögen!

Vielleicht hätte ich mich in Antonin verlieben können. Es ist mein ältester Bekannter. Ihn habe ich gesehen, und ich kann vor keinem Menfchen und niemals erklären, welches seltsame Glück darin beruht, gesehen zu haben ... Und ich habe mich doch selbst gesehen.

Elf Jahre find seitdem vergangen. Mir ist's, als wäre es gestern gewesen. Ich konnte kaum noch etwas sehen. Meine kränkliche Jugend, die ich wie das Kreuz von einer Leidensstation zur anderen schleppte, führte mich, als ich in die Entwicklungsjahre eintrat, zur Blindheit, die mich von der übrigen Welt abschied. Die Krisis, die ich in meinen: dreizehnten Jahre durchmachte, vergegenwärtigt sich mir in allen ihren geringfügigen quälenden Einzelheiten. Meine Intelligenz und meine Empfindungsfähigkeit waren in der voni Fieber durchfchcmerten Atmosphäre gereift. Ich hatte mich zum schmerzensreifen Weibe entwickelt.

Durch lange Uebung war ich auch geduldig geworden, ^ch wußte, das; ich gegen Niemand einen Vorwurf erheben durfte. Meine Mutter verhätschelte mich, soviel sie es bei der ihr angeborenen unbeständigen und unvernünftigen Ueberschwänglichteit überhaupt vermochte. Mein Vater pflegte mich mit der ängstlichen Vorsorglichst des Arztes und der Zärtlichkeit der barmherzigen Schwester. Mein Bruder Eharles sagte mir: „Elärchen, ich halte die Absicht, zur See zu gehen. Deinetwegen studire ich Medicin. Ich will ein großer Arzt werden, um Dich zu heilen, Elärchen . . ." Ich glaube wirtlich, daß er ein großer Arzt werden wird. Er wird fchon jetzt als einfacher Assistenzarzt sehr geschätzt. Mama, die bei dem Gedanken an die See erschrak, hat nun jedenfalls die Beruhigung, ihren ältesten Sohn bei sich zu behalten. Es ist also auf jeden Fall wenigstens etwas dabei gewonnen . . .

Könnt' ich's nur ergründen, wüßte ich's nur, weshalb ich zu ewiger ^insterniß verurtheilt worden bin! Eines Tages richtete ich an meinen Vater mit kindischem Ungestüm in Verzweiflung, in einer jener leidenschaftlichen Aufwallungen, wie sie dem Kindesalter zu eigen sind, wo sich das ganze Tasein in einem fchmerzhaften Auffchrei zusammenzufassen scheint, dieselbe Frage: „Weshalb, Vater? Weshalb gerade ich?"

Und als er mich darauf schweigsam anblickte, wiederholte ich schluchzend: „Weshalb? Was habe ich denn aethan?"

„Du, mein armes Kind?"

Mein Vater schloß mich an sich, als wolle er mich zerdrücken, und brach in Schluchzen aus. Das ist das vorletzte Bild, das ich in aller Deutlichkeit von ihm bewahrt habe. Ich sehe meinen Vater, wie er von jenem schrecklichen Schluchzen des Mannes, das die Seele zerreißt, erschüttert wurde ... Er

war groß und kräftig. Charles sieht ihm wie aus den Augen geschnitten
ähnlich. Seit zwanzig Jahren war er praktischer Arzt, und der Umgang
mit den Patienten hatte ihn gehärtet.
Das letzte Bild, das ich gesehen habe, bin ich selbst.
Das war wirklich das letzte, denn ich sah kaum noch. Ich fühlte auf
mir den schweren Druck, das Bleigewicht des Unabänderlichen, das den Kopf
jener armen Wesen zermalmen muß, die zum Schaffot bestimmt sind, und
deren letzte Hoffnung zu Nichte wird ... Da erfaßte mich eine merkwürdige
Neugier. Ich kannte mich eigentlich nicht. Ich hatte wenig Weibliches au
mir. Meine Kindheit war sozusagen geschlechtslos. Es war ein stetes Leiden.
Wenn ich zufällig an einem Spiegel vorübergekommen war, so hatte ich nie
hineingeblickt. Ich hatte immer andere Sachen im Kopf. Ich fühlte ja
mein Leiden zur Genüge, ich brauchte es nicht noch zu sehen!
Diese Gleichgiltigkeit wich von mir in dem Augenblicke, da sie mir
aufgezwungen werden follte. Als ich fühlte, daß ich mich nicht mehr würde
fehen können und mich nicht mehr sehen konnte, wollte ich mich kennen lernen.
Das war der erste Beweis jenes „eisernen Willens", den Robert Vandier
allein in der Sanftmut!), die ich zur Schau trage, richtig erkannt hat. Und
mein Wille siegte. Einen Augenblick konnte ich glauben, daß der Wille die
Welt des Leiblichen, geradeso beherrscht, wie die des Seelischen: ich sah mich
in der Thal.
Ich war vollkommen häßlich. Ich tonnte das schon sehr wohl beur-
theilen. Man macht sich keine Vorstellung davon, wie sich der Sinn für
das Aesthetische in einem Kinde, das durch Schmerzen vorzeitig gealtert ist,
früh entwickelt. Ich hatte unter dieser Wahrnehmung in meiner noch
schlummernden Eigenliebe damals nicht zu leiden. Als ich mich so häßlich
fand, fühlte ich mich nur in meiner Schönheitsliebe verletzt. Wenn ich an
eine Vorsehung glaubte, könnte ich mir einreden, das sie mir die doppelte
Verletzung meines Stolzes und meines Geschmackes, die durch den täglichen
Anblick meiner Häßlichkeit beleidigt worden wären, hat ersparen »vollen . . .
Ich sehe mich also noch sehr deutlich, wie ich damals war: das etwas
kurze und breite Gesicht fahl, einen traurigen Wulst farbloser Haare und
unter den stumpfen aldinoweißen Brauen die Augen krankhaft hell, wie
zerronnen, schrecklich, vom Schauder vor dem nahen Erloschen erbleicht und
von der nahen und tragischen Empfindung des Nichts schon ergriffen . . .
Schöner bin ich seitdem gewiß nicht geworden. Mama, die ich neulich ein-
mal fragte, antwortete mir mit dem Ausdruck von Genugthuung:
„Du hast Dich gar nickt verändert, es ist wunderbar! Aber Du bist
jetzt viel gesunder. Du bist frisch und stark geworden, mein armes Kind."
20. Februar.
Meine Mutter hat Neckt: ich befinde mich wohl, ich armes Kind. Es
scheint, daß Clmrles mit mir Ehre eingelegt bat, denn er bebandelt mich . . .

Wie lange ist es eigentlich her? Seit acht Jahren, ich war damals sechzehn Jahre alt . . . seit dem Tode meines Vaters, der einein merkwürdigen Hebel erlegen ist, einer Art Auszehrung, der man irgend einen schönen technischen Namen gegeben hat, und die diesen kräftigen, rührigen Mann, der in mehr als zwanzigjähriger Praxis gegen alle Ansteckungen und Abspannungen geseit war, plötzlich niedergeworfen hat. Ich aber weiß, mit dem feinfühligen Ahnungsvermögen, das die eines Sinnes beraubten Wesen in der ewigen Beunruhigung des Daseins erwerben — ich weif; ganz genau, daß er am Kummer darüber, ein armes Geschöpf wie mich in die Welt gesetzt zu haben, zu birunde gegangen ist.
Charles hat also mit mir Ehre eingelegt. Neben seiner glänzenden TlMigkeit als Assistenzarzt ist die Behandlung meines Leidens vielleicht seine sicherste Anwartschaft auf seine Zukunft als Arzt. Deswegen wird auch in den Kreisen der Hospitäler und der Universität viel von mir gesprochen. Die Schuld liegt nicht an Charles, der unter seiner rauhen Außenseite zugleich der beste und intelligenteste Mensch von der Welt ist; aber Mama hat dem Kitzel, das Lob ihres Sohnes auszuposaunen, nicht widerstehen können!
„Meine arme Clara, Sie wissen, mein unglückliches Kind . . . Nun, ibr Bruder hat mit ihr eine Kur vorgenommen ..."
Es giebt Mama ein gewisses Ansehen, eine so ungewöhnlich leidende Tochter und einen so erstaunlich bcgabteu Sohn zu haben ... Es macht sie interessant. Es verschafft ihr den Berkehr mit den Honoratioren, auf dm sie so großen Werth legt. „Weißt Du, Clara, daß man von Dir beim Tirector der prouinzialen und commuualen Angelegenheiten wieder gesprochen hat? Man staunt darüber, wieviel Du Dich beschäftigst. Dr. Gsell möchte Dich gern einmal sehen. Der hat's weit gebracht! Line Praris von bundeitiausenden ... Du hast doch nichts dagegen, mein Herzchen?"
„Nein, Mama."
Nein, Mama, und wenn ich darunter zu leiden hätte . . . Weshalb soll ich ihr Kummer bereiten? Weshalb soll ich mich eiuer Präsentation vor einem Arzte entziehen, die Charles nützlich werden könnte? Sie sind ja so gut zu mir! Sie führen mich spazieren, sie lesen nur etwas vor, sie unterhalten sich mit mir. Ihre mitleidigen Bemühungen um mich dulden nie eine Unterbrechung oder Pause. Sie sind in ihrer Art liebevoll zu mir. Es wäre unbillig, etwas Anderes von ihnen zu verlangen. Und ich darf mir ja auch nicht verhehlen, daß die Aussicht, ihr Leben lang diese La» auf den, Rücken zu haben, für sie höchst unerfreulich sein muß. Mein Stolz, wie meine Dankbarkeit erheischen, daß ich einerseits Alles thue, was ich vermag, um meine Schuld abzutragen. Wenn man mich also wissenschaftlich „vräsentiren" will, so gebe ich mich dazu her.
Ich bin ja wirklich nichts Anderes als eine Versuchsperson, als ein meoicinischer Fall.

22. Februar.
Und was für ein Fall!
Häßlich, blind, wer weih! vielleicht auch abstoßend, losgelost von der
Welt und in« Grimm eingeschlossen in ewige Nacht, wie ein Meineid in die
Schauder des in pncn. Ist's nicht genug? Und ich habe nichts verbrochen!
Vielleicht habe ich für die Streiche eines lockern Vorfahren zu bezahlen,
wenn ich die einzige nicht ausweichende Antwort, die mir Robert, der Offenste
von Allen, gegeben hat, richtig verstehe.
„Es giebt Geheimnisse der Erblichkeit, in die Sie nicht eindringen
dürfen, Elara."
Aber diefe fachmännische Wißbegier, die sich an mich drängt, die mich
umfchwirrt, die mich ausmißt, mich analvsirt, mich in trockene Formeln
bringt, als ob ich nichts Menschliches, nichts Inniges, nichts Züchtiges mehr
besäße, als ob in mir das Ungeheuer das Weib getödtet hätte — ist es
nicht etwas Schreckliches? Barmherziger Gott!
Nun, ich glaube, ich würde Alles das noch ruhig ertragen, wenn ich
nur den Duft einer Rose oder das Parfüm einer Essenz einathmen und
mit voller klinge das scharfe und sanfte Aroma, das mir die Dichter offen-
bart haben, einsaugen konnte, den belebenden Athem der Erde, die von der
Sonne erhitzt oder vom Wasser befruchtet wird!
Aber auch den Geruchssinn habe ich eingebüßt. Man hat ihn mir mit
dem Gesicht entrissen. Vielleicht war dies sogar die härtere Strafe. Denn hier
habe ich nicht einmal den kümmerlichen und gebrechlichen Trost der Erinnerung.
Ich glaube, ich würde sie bis zu meinem Grabe bewahrt haben, wenn ich
sie einmal hätte erfassen und segnen tonnen, — diese himmlische Empfindung
des Duftes, der sich weich wie Sammet anschmeichelt und geheimnißuoll
zitternd die Poren durchdringt. Man hat ganz Recht, wenn man mich nicht
wie ein Weib behandelt. Was verbleibt denn noch vom Weiblichen in der
Elenden, die des höchsten aller Sinne beraubt ist, des zartesten Verbindungs-
mittels mit der Welt, des Einduftens wie des Sehens der Blumen und
Wurzeln, dieses unermeßlichen zusammengesetzten und fast stofflosen Duftes,
in den das Weltall sich in seinem höchsten Aufstreben zum Ideal tundgiebt?
27. Februar.
Ich bin nicht bei Sinnen! Ich weiß ganz genau, daß ich nicht Dbränen
vergießen darf. Schwülstige Klagen über mein Unglück sind mir verboten.
Ich darf nicht verzweifeln. Die Verzweiflung ist ein Lurus der Glücklichen.
Also Ruhe, Ruhe, Ruhe, Elara! Uebrigens soll man auch nicht mit kindischer
Halsstarrigkeit nur die unfreundliche Kehrfeite der Dinge in's Auge fassen.
Der Pessimismus um jeden Preis ist gerade so einfältig wie der gedanken-
lose Optimismus. Das Leben bietet des Erfreulichen zur Genüge, — wenn
es nur dauert!

Ich bin gesund und willensstart genug, um eineni andern Dasein mit tühler Ueberlegenheit entgegenzutreten, — einem Dasein, das weniger zielbewußt als das meinige, einer Gesundheit, die weniger gestählt, eineni Willen, der weniger kräftig wäre. Hinter mir liegt eine Vergangenheit, die von ernstem Nachdenken, von aufgespeicherten Begriffen und geheimen Entschlüssen hinreichend beschwert ist. Nichts ist verloren, wenn man in sich die Fähigkeit erkannt hat, zu kämpfen, zu trotzen . . . und zu unterjochen.

Ich bin keine Träumerin. Ich bin nichts weniger als poetisch veranlagt. Nicht einmal meinem Leiden vermag ich eine poetische Seite abzugewinnen. Alles in nur ist nüchtern und bestimmt, positiv oder negativ: Die Vernichtung zweier Sinne, die Ueberreizung der anderen drei, die Verfeinerung der Einsicht in ihrem unaufhörlichen und sieghaften Kampf mit dem Unbewußten, die äußerste Anstrengung der Willenskraft in ihre«: geheimen Triumph über alle Hindernisse, die zwar schwierige, aber stete und feste Erwerbung einer umfassenden und vielseitigen Vildung, die alle Gebiete streift, und die sich aus den besten und bestimmtesten aller Belehrungen und aller intelligenten Einwirkungen meiner Umgebung herausentwickelt hat . . .

Alles in Allem, worüber dürfte ich eigentlich klagen?

Vielleicht ist mir ein anderes Theil beschieden als Anderen, aber kärglicher ist es nicht. Besitze ich auch nicht die Waffen, um das Glück zu erkämpfen, so bin ich doch für den Kampf gepanzert. Wäre es nach meinen Wünfchen gegangen, so hätte ich wohl ein anderes Theil erwählt. Aber ich bin weder verzweifelt, noch baue ich Luftschlösser, noch schwärme ich träumerisch.

Ich bin ein intelligentes, wißbegieriges, unterrichtetes Weib, das in der unvergleichlichen Schule des Leidens gereift, in einer wissenschaftlichen Umgebung aufgewachsen und darin unterrichtet worden ist, daß man sich nur mit der Erfahrung hilft, nur das Thatsächliche iu Betracht zieht und seine Wünsche nur auf einen starken und echten Willen stützt.

Ich will also Thatsächliches berichten:

Das Leben, das ich führe, ist nur der Widerschein des Lebens Anderer.

Die Zerstreuungen, die ich habe, verdanke ich lediglich der Nächstenliebe.

Hieine Zukunft wird ganz und gar bestimmt durch die Willtür Anderer.

Ich mache mir sehr wohl klar, was ich meiner Familie zu danken habe.

Ich brauche mir nur zu vergegenwärtigen, wie sich mein Loos gestalten würde, wenn die mir Nächststehenden sich zerstreuten: alle Widerwärtigkeiten einer Art von Kafernenleben, das Blindenhaus, beinahe das Hospital. Ich habe aller Wahrscheinlichkeit nach keinen Anspruch darauf, mehr zu hoffen und weitergehende Wünsche zu hegen. Der Gedanke der Ehe, eines Lebens, das mir allein gehören würde, eines behaglichen, an Abwechslungen reichen Daseins würde, wenn er in mir Wurzeln schlüge, von jeden, vernünftigen Menschen als ein unwiderlegbares Symptom von Verrücktheit angesehen werden.

Ich bin aber keineswegs verrückt. Und trotzdem erwäge ich diesen Gedanken, den ich seit geraumer Zeit, seit fünf, fechs Jahren, vorsorglich

geheim halte, betrachte ihn von allen Seiten mit Eifer, mit Ueberlegung, und suche mir die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten der Verwirklichung klar zu machen.

Und ich habe immer geglaubt, daß diese Zukunft in der Dbat zu verwirklichen ist — so inbrünstig begehre ich sie, so leidenschaftlich, so ganz und gar, mit einer so herrlichen und mächtigen Anstrengung meiner Nervenkraft und wachsamer, thätiger, schöpferischer Energie.

Ich will nun einmal ein Leben für mich, das lediglich von mir selbst bestimmt wird, — ein Leben, das das Leben Anderer leitet. Ich will eine Stellung, ein Vermögen, einen Mann für mich. Ich will, daß man, anstatt mir aus Gnade und Barmherzigkeit ein wenig Zerstreuung wie ein Almosen hinzuwerfen, von mir aus Interesse oder aus Vergnügen Zerstreuung begehrt. Ich will mein Heim für mich haben. Ich will geliebt werden. Ich möchte auch lieben — lieben mit der richtigen Liebe . . . O Gott, wenn sie ahnten, welche Schätze von Liebe, von reiner, unangetasteter, unbefleckter Liebe, von Liebe ohne Berührung mit der Außenwelt, ohne Ausströmung auf die Dinge ringsherum, von Liebe einer Blinden ick) in nur berge! . . . Hätte ich Robert Vandier nicht kennen gelernt, fo würde ich Antonin Dartous haben lieben können.

Antonin ist Eharles' ältester Freund, der einzige, den ich gesehen habe, und er weiß gar nicht, wie dankbar ich ihn» dafür bin, daß ich im Gedächtnis; meiner Augen ein Bild von ihm bewahrt habe ... Er hat einen schönen ernsten Kopf, etwas bleich, ein wenig vornübergebeugt, als wäre er schon vom Gewichte seines jungen Wissens belastet. Ick sehe den Kopf noch vor mir, umrahmt von vollem kastanienrothbraunem Haar, das, wie es scheint seitdem durch überanstrengende Arbeit vorzeitig vom Scheitel bis zu den Schläfen gelichtet worden ist. „Er hat alle Haare im Bart," sagte mir neulich Lucy. „So kennst Tu ihn wohl nicht, Elärchen, mit dem großen goldschimmernden röthlichen Barte? Der Bart ist auch das Hübscheste an Antonin." — „Nein, mein Kind, seine Augen." Er hat braune, tiefe Augen ohne Licht, die das Gesicht nur durch Widerschein erhellen, die sozusagen nach innen strahlen, als steige das Licht längs des Sehnervs zum Gehirn auf. Das hatte ihn mir so sympathisch gemacht, diese Gemeinsamkeit in der Richtung des Blicks, als ich mich mit dein Gefühle befreunden mußte, daß der «»einige für alle Zeiten auf die Innenwelt gerichtet bleiben würde.

Aber Robert Dartous, der — wenn ich das, was mein Bruder verschweigt, richtig errathe — gelegentliche Geliebte und bedeutungslose kleine Tändeleien gehabt hat und wohl noch haben wird, wird in seinem Herzen niemals eine andere wahre Liebe haben als die Liebe zu seiner Wissenschaft.

Ich aber, ich will in Wahrheit geliebt werden. Ich will wenigstens von Einem unter ihnen die volle Liebe haben, die sie von mir nicht begehren.

Also vorwärts! Diese Liebe — ich werde sie haben, sa ich habe sie schon. Schon lwrc ich ihr von bangein Unbewnßtsein noch zaghaft zitterndes

leises Smmnen in der sanften, einschmeichelnden Stimme des hübschen Ren6
Techarmes . . .
Von den sechs Monaten, die ich in einen« spontan gefaßten Vorsätze
aus die Begründung meines Glücks habe verwenden wollen, sind nun
wnf bereits verflossen. Tas Ziel ist nahe, Ich sehe es auch schon vor
mir. Ich sehe ja mancherlei Geheimes, das Anderen verborgen bleibt. Ich
werde niein Ziel erreichen . . . Nur teine Schwäche, keine Bedenken, die
enttäuschen, teine müßigen Grübeleien über Vergangenes, keine Thränen!
Nränen lassen Spuren. Und ich, ich darf nichts Anderes sein als Geheimniß,
Handlung, Wille.

28. Februar.

„Nun, Clara, hat es Sie unterhalten?"
In drei Sitzungen haben wir Feuillets „Roman eines verarmten Edel-
mannes" zu Ende gebracht. Es giebt keinen Vorleser, der sich mit Robert
kandier vergleichen ließe. Seine schöne tiefe Stimme hat einen vollen,
üeien kühnen männlichen Klang, der die einzelnen Sätze heraushebt, die
wichtigen Worte hervorspringen läßt und die Bilder in lebensvollstem Relief
berausmeißelt. Welcher Unterschied mit der rauhen Stimme meines Bruders
Charles, mit dem kreischenden Tone Mamas, mit dein spitzen Organ Lucys,
mit der farblosen, gleichmäßigen, eintönigen, schulmeisterlichen Tiction Antonin
Kartons', mit dem allzu launischen Tenor Rens Decharmes', der an Opern-
oller Kirckiengesang erinnert. Ta ich nur noch durch die Stimmen mit der
i^elt verkehre, verdanke ich Roberts Stimme meine einzigen ernsten, großen
und schönen Eindrücke, die Eindrücke des Feierlichen und Erhabenen der
Velt . . .
„Ich danke Ihnen. Ich bin herzlich froh, daß Marguerite den armen
Äiarime Odiot schließlich doch geheirathet hat."
„Also, Hand auf's Herz, Sie lieben die Glücklichen, Clara?"
„Ich liebe die Glücklichen. Tas Welträthsel wäre abgeschmackt, wenn
cö nicht Eristenzen oder wenigstens Äugenblicke des Glücks gäbe, die zum
Tasein einer Clara Sturm lind Ihresgleichen ein Gegengewicht bildeten."
„Was Sie da sagen, ist engelhaft von Seiten einer Frau, die für
Herbert Spencers Entwickelungstheorie fchwärmt. Denn Sie wissen doch,
oaß ich Spencer auf Ihre Veranlassung gelesen habe?"
„Ich habe es nicht gewußt, aber es freut mich, es zu hören. Uebrigens
brauchen Sie mich nicht für allzu engelhaft zu halten. Tic Wahrnehmung des
Glücks, das in der Welt zerstreut ist, flößt mir den ermuthigcnden Gedanken
nn, das inl Geschick der Menschen ein gewisses Gleichgewicht herrscht, gleich-
^artete rhythmische Bewegungen, harmonisch einheitliche Schwingungen. Und
wenn ich Sie mit Lucy glücklich sähe . . ."
„Clara, Sie ahnen aber auch Alles!"
„Was soll ich Anderes thun? Ich sehe ja nichts!"

„Aber Lucy liebt mich nicht."
Und ei liebt sie so! Seine ganze Liebe erzitterte in seiner gedämpften herabgedrückten Stimme . . .
„Haben Sie Lucy gefragt?"
„Wozu?"
„Sie sollten es versuchen."
„Da Sie Alles wissen . . . Clara, glauben Sie, das, sie mich liebt?"
„Sie ist so jung!"
„Alt genug, um zu lieben! Und der beste Beweis ist ihre Liebe zu..."
„Das ist nur eine Liebe mit den Augen, nichts weiter. Ihr Herz wird nicht davon berührt. Eine Enttäuschung würde genügen, um ihr die Augen zu öffnen. Sie müssen es nur so einzurichten wissen, daß Sie dann zur Stelle sind, Robert. Lucy wird Sie dann so sehen, wie Sie sind."
„Was wird sie dann sehen? Einen Bauerntölpel mit einem viereckigen Kopf, mit kurzgeschorenen Borsten auf dem Kopf, mit dem echten soliden Bauerngebiß, mit gesundem rothem Bauernblut in den Adern, — einen vierschrötigen Menschen, der sich mit dem Ellenbogen ini Gewühl seinen Weg bahnt, den ersten Assistenzarzt einer bekannten Klinik, — was nebenbei bemerkt für llchtundzwanzig Jahre eine recht hübsche Stellung ist, — der dem von ihm geliebten Mädchen, die selbst nicht reich ist, kein anderes Vermögen zu Füßen legen kann als seine Zukunft als Ehirurg, die weder elegant noch poetisch ist. Neben mir aber wird sie immer Neni» Decharmes sehen, den schlanken, bleichen, hochgewachsenen, in Haltung und Figur eleganten jungen Mann mit seinen braunen Haaren und seiner dunklen Hautfarbe, feinen: blauen Auge, der feingeschnittenen Lippe, die unter dem seidenweichen Schnurrbart sichtbar ist, dem wohlgebauten Fuß, der in eineni tadellosen Stiefel steckt — den jungen Mann, der viel in Gesellschaft verkehrt und überall gern gesehen ist, der im Abglanz seiner ersten Erfolge als Aduocat und Journalist strahlt, der in der Presse wie im Gerichtssaale eine große Zukunft vor sich hat, der reich ist, sensitiv und, wenn er gerade nichts Anderes vorhat, auch pessimistisch — wo soll sie sich da eine Enttäuschung lwlen?"
„In Nenüs Kälte."
„Er wird schon aufthauen. Sie ist ja so hübsch."
„Wenn er nun aber eine Andere liebte?"
„Das klingt ja, als ob Sie es glaubten?"
Er machte diese Bemerkung im Fluge, in eineni Tone, der möglichst gleichgiltig sein sollte. Aber er wußte nicht, wie ich mich darauf geschult habe, bis in die unmerklichsten Nuancen die wahren Absichten, die sich hinter den unbefangenen Klang der Stimme zu verstecken suchen, herauszuwittern. Welcher Wahnsinn war es aber auch von nur, mich so unüberlegt blosgestellt zu haben! Ich antwortete gelassen:
‚Es könnte doch fem!"

Er wiederholte: „Es könnte doch sein! Es könnten sich allerdings
seltsame Dinge ereignen . . . seltsam aber nur für die, die sich mit den
Eigenthümlichteiten der modernen Wissenschaft nicht so vertraut gemacht haben
wie Sie und ich zun» Beispiel, Elara, seltsam für die, die nicht im Stande
sind, das Unwahrscheinliche auf das Thatsächliche und das Wunderbare auf
das Wirkliche zu begründen."
„Sie sprechen orakelhaft. Wenn Sie wollen, daß ich Sie verstehen
soll, müssen Sie ein bischen deutlicher werden."
„Wie Sie befehlen! Da ist zum Beispiel die Suggestion. Wenn ich
Lucy auf dem Wege der Suggestion dahin brächte, mich zu lieben?"
Ich bewunderte im Stillen meine Kaltblütigkeit.
„Damit würden Sie wenig ausrichten, Robert! Lucy besitzt ein sehr
gesundes, wohlausgeglichenes, friedliches Temperament, sie hat keine Nerven.
Als Versuchsperson zu derartigen wissenschaftlichen Experimenten wäre sie gar
nicht zu gebrauchen. Es würde Ihnen nie gelingen, sie gegen ihren Willen
zu hypnotisiren. Und die Schwester von Charles Sturm würde ihre Ein-
willigung zu einem solchen Versuche sicherlich nicht geben."
„Daran habe ich wahrhaftig auch nie gedacht."
„Sie haben in die Atmosphäre unseres Hauses zuviel Wissenschaft
hineingebracht, Sie und die anderen Freunde, als daß nur selbst nicht davon
etwas eingeathmet haben sollten . . ."
„Die arme kleine Lucy! Ich glaube, das reizende Mädchen hat nicht
übermäßig viel davon in sich aufgenommen. Sie, Clara, haben Alles auf-
gesogen, vielleicht mehr, als wir Ihnen freiwillig haben geben wollen. Sie
sind wirklich ein eigenthümliches Geschöpf."
„Es klingt beinahe so, als ob Sie diese Entdeckung eben erst gemacht
hätten. Aber ich bin ja schon seit vierundzwanzig Jahren ein wissenschaft-
licher ‚Fall^. bat man Ihnen das nicht gesagt, Robert?"
„Das wohl, aber Sie waren bisher mir ein pathologischer Fall."
„Und ich bin seitdem anvancirt?"
„Allerdings. Sie sind auch ein psychologischer Fall geworden, ein
Erzeugnis; der Selbstschüpfung, ein Phänomen in ununterbrochener Thätigkeit
des Erfassens und des Wollens."
„Und das erregt Ihr Erstaunen?"
„Wenn es diesen Grad erreicht, allerdings, dann erregt es mein Er-
staunen."
„Dartoys, der mich von klein auf gekannt hat, würde sich nicht darüber
wundem. Dartoys besitzt freilich nicht Ihre unersättliche Wißbegier."
„Natürlich. Dartoys betrachtet eben nur die Gewebe unter dem Mikroskop.
Er würde es fertig bringen, im Gehirn einer Fliege hundertfünfundsiebzig
Schnitte vorzunehmen, und gar nicht bemerken, daß er sein Leben neben
einem Typus von ungewöhnlichen! Interesse verbringt. Ich sind« aber, daß
auch das Leben seine merkwürdigen Seiten hat. Und ich kenne Sie ja

eigentlich schon recht lange, Clara. Sie sind Vierundzwanzig Jahr alt, und
seit acht oder neun Jahren kenne ich Sie gerade so gut wie Dartons und
beinahe eben so gut wie Ihre Mutter oder Charles."
„Eben so gut vielleicht, aber nicht eben so tief. Schon in meiner
frühsten Kindheit hat sich die Nothwendigkeit das Vergnügen gemacht, aus
mir die besondere Person herauszubilden, von der Sie eben sprechen."
„Sie haben mir von Ihrer Kindheit niemals gesprochen," fuhr
Robert fort.
„Darüber ist auch nichts zu sagen. Ick habe gelitten. Sie sind
Kliniker und wissen, was das zu bedeuten hat. Zur Berichterstattung eignet
es sich nicht."
„Und dann?"
„Und dann habe ich mich gelangweilt. So lange ich noch sehen konnte,
habe ich mit einer wahren Wuth alle Bücher, die mir in die Hand fielen,
verschlungen: die wissenschaftlichen Werke aus der Bibliothek meines Vaters,
dazwischen Übersetzungen der Klassiker von Charles und Familienblätter für
junge Mädchen. Mama fand nichts dabei. Sie wissen ja, für meine Mutter
ist ein Auch ein Buch . . ."
„Und dann?"
„Dann gab mir das, was ich gelernt hatte, den Wuusch ein, noch mehr
zu lernen. Ich habe nur Lehrer erbeten. Mein Vater legte zwar keinen
Werth darauf, aber er wollte mir nichts abschlagen."
„Und sie haben Ihre Lehrer in Erstaunen versetzt?"
„Cs scheint so. jedenfalls haben sie sich für mich interessirt. Es
hat ihnen Freude bereitet, das arme kleine (Geschöpf möglichst vorwärts zu
bringen. Als mir Lesen und Arbeiten verboten wurde, ^ noch bevor mir
die Arbeit zur Unmöglichkeit gemacht worden war — ivustte ich doch sckon
genug, um mich selbst weiterzubilden, durch Zuhöreu, durch Beobachtung."
„Bermuthlich wohl mehr durch Zuhöre« als durch Beobachtung."
„Nein, sogar weniger. Glauben Sie etwa, daß man nur mit den
Augen beobachtet? Was sollte dann wohl aus mir werden! Zum Glück
giebt es noch andere Wege. Das, was man durch die Berührung und das
Gehör wahrnimmt, besitzt vielleicht noch mehr Feinheit, mehr Schärfe und
schließt Irrthümer in höherem Maße aus, als die oberflächlichen Wahrnehmungen
durch das Auge."
„Daß sich bei Ihnen das Gehör und der Tastsinn besonders sckarf
uud fein entwickelt haben, erscheint mir ganz natürlich. Dadurch daß Ibr
Gesichtssinn ruht, haben eben die anderen Sinne von Ihrer Nerventraft um
so mehr Nutzen ziehen können. Es steht ja auch fest, daß das Gehör in
einem gewissen Grade das Gesicht ersetzen kann. Daß der Tastsinn für
einen andern abgestorbenen Sinn wirksam eintreten könne, erscheint mir weniger
wahrscheinlich. Sie haben mich ja niemals betastet."

„Das ist auch nicht nöthig. Ich fühle die Personen an der Verschiebung
oer Luftschichten und an der Art und Weise, wie Luftwellen in größerer
oder geringerer Dichtigkeit nieine Haut berühren. Ihre Leichtigkeit oder
ihre Verdichtung sagt nur, ob man sich von nur entfernt oder sich mir
nähert. Keine Ihrer Bewegungen entgeht mir, auch wenn sie vollkommen
geräuschlos wäre. Ich kann mir die Ohren zustopfen und weiß doch ganz
genau, ob Mamas untersetzte Figur, ob die liebliche Schlankheit Lucys, oder
ob der vierschrötige Charles in das Zimmer tritt, in dem ich athme. Sollte
ich taub werden, so würde ich trotzdem sicherlich meine Freunde, wenigstens
die mir am nächsten stehenden, sehr wohl erkennen und unterscheiden. Sie
oder Decharmes bewegen die Luftschichteu anders als Antonin, der weniger
groß ist als Renü Decharmes und weniger breitschultrig als Sie. Sie
werden das kaum verstehen, da Sie im Vollbesitz Ihrer Organe sind; bei
nn'r aber, die ich zum Thell nur durch den Tastsinn lese, ist meine Haut
empfänglich und fügfam geworden wie ein Präcisionsmanometer."
Er hörte mir aufmerksam zu.
„Es ist sehr interessant, wie Alles, was Sie sagen, Elara. Wenn ich
mit Ihnen plaudere, lerne ich immer etwas Neues."
„Dem verdanke ich ja das Vergnügen und den Nutzen unserer häufigen
Plauderstunden."
„Aber ich bitte sehr um Verzeihung . . ."
„Entschuldigen Sie sich nicht! Es geht Ihnen gerade so wie Eharles,
wie Ren6, wie Antonin, und ich bin sehr glücklich darüber. Selbst wenn
ich zugebe — und ich will gern glauben, daß Ihr Alle barmherzige Seelen
liabt —, wenn ich zugebe, daß Sie aus reiner Barmherzigkeit an meinem
elenden Schicksal dasselbe Interesse nehmen, so wäre ich dabei gar nicht auf
meine Rechnung gekommen. Dann wären Sie gekommen, um nnt mir über
das schöne und schlechte Wetter zu sprechen, und hätten mich aufrichtig be-
dauert. Vielleicht hätten Sie mir dann auch den ,Rmnan eines verarmten
Edelmanns^ vorgelesen, da Sie ja herzlich gut sind, aber gewiß nicht die
ichwerwissenschaftlichen Werke, die der männliche Egoismus von der weiblichen
Lectüre am liebsten ausgeschlossen sähe."
„Sie sind aber auch eiu gauz ungewöhnliches Geschöpf. Sie sind kein
Veib, Sie sind ein wissenschaftlicher Eommilitone. Ich war noch in den ersteil
Anfängen meiner chirurgischen Arbeiten, als ich Ihren Bruder E hartes kennen
lernte, und nach kurzer Zeit sagte er mir: .Besuche mich einmal in meinem
Hause, ich will Dich mit meiner Schwester bekannt machen. Es wird ihr
die Zeit vertreiben, und Du wirst merken, sie ist ein Wesen von besonderer
Art.' Sie haben sich auch sogleich für Alles, was ich trieb, lebhaft interessirt,
und der stolze überraschende Muth, mit dem Sie Ihr Unglück ertragen, Ihre
männliche Intelligenz, die eigenthümlichen Erpcrimente, die Sie au sich selbst
vornehmen, haben mich auf das Freudigste berührt. Sie kamen mir mit
kameradschaftlichem Freimut!) entgegen, nannten uus auf Eharles' Veranlassung

bei unseren Vornamen und haben alle ungemüthlichen Zierereien und allen lästigen Formelkram, der den Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht so oft erschwert, aus unseren Beziehungen ausgeschieden. In unserm Kreise, der sich zwei-, dreimal wöchentlich am Theetisch der Frau Sturm vereinigt, bilden Sie den Mittelpunkt."

„Sie übertreiben."

„Es ist die Wahrheit. Jeder Kreis muß seinen Mittelpunkt haben. Sie sind der unsrige. Unter dem Vormunde, Ihnen die Zeit zu vertreiben und Sie von dein zu unterrichten, was in der Welt vorgeht, haben wir die Wirthshäuser im Stndentenuiertel und den Tabaksqualm gemieden, um uns in dem wohlanständigen, wohluerschlossenen und wohldurchwärmten kleinen Salon Ihrer Frau Mutter zu versammeln. Manchmal bilden wir eine zahlreiche Gesellschaft, fünf bis sechs, an besonderen Fest- und Feiertagen steigt die Zahl sogar auf zehn bis zwölf. Tann wird von allem Möglichen geschmatzt. Ihre Frau Mutter erzählt uns die neuesten Gerüchte über die Rüstungen Italiens, über die Absichten des eisernen Kanzlers, die ihr von zuverlässiger Seite aus dem Geheimcabinet des Ministers des Innern zu Ohren gekommen sind . . ."

„Sie haben für meine Mutter nicht viel übrig, Robert. Ich kann Ihnen aber sagen . . ."

„Sie irren sich! Ich schätze Frau Sturm sehr hoch. Sie entschleiert vor mir die Geheimnisse des Gothaer Almanachs uud sorgt dafür, daß Fräulein Lucy, die für das Crcentrische in der Mode eine gewisse Neigung hat, sich sehr gut und richtig anzieht. Aber ich kann sie allerdings nicht daran verhindern, daß sie einschläft, wenn unsere Gesellschaft nur aus den drei älteste» Freunden Charles' besteht, den Brüdern Lucys und Ihren privilegirten Vorlesern, Clara. Aber gerade das sind unsere besten Abende, und vielleicht auch die Ihrigen, wenn Sie mit kluger Discretion uusere Verhandlungen leiten, wenn Sie Dartoys, der mir mit einer gewissen Geringschätzung das Prädicat Kliniker an den Kopf wirft, zurechtweisen und denselben Dartoys davon abhalten, mit Charles anzubändeln, sobald unser famoses Lieblingsthema, die Frage der Suggestion, auf's Tapet kommt."

„Das klingt ja beinahe, Robert, als ob ich mich mit nichts Anderm beschäftigte als mit Hypnotismus."

„Sie beschäftigen sich mit Allem, Clara. Wie theilnahmuoll plaudern Sie mit Renö Decharmes! lind wie dankbar must er Ihnen sein! Denn Sie haben ihn gemacht."

„Cr hat sich ganz allein gemacht."

„Sie wissen sehr wohl, das, das nicht der Fall ist. Aber sobald er in Ihre Hände gemthen . . ."

„Sie haben ihn sa selbst zu mir gebracht!"

„Natürlich! Cr ist mein Jugendfreund. Wir waren noch keine zwei Iabre alt — so geht wenigstens die Sage ^, als wir uns zum ersten

Mal geprügelt haben. Ich hätte mich nie in einem Hause wohlfühlen
können, wenn ich nicht alles Erdenkliche gethan hätte, um ihn einzuführen
, . . Ich habe eine doppelte Dummheit begangen."
„Wieso doppelt?"
„Weil Lucy ihn liebt."
„Und weil er Lucy nicht liebt?"
„Sie ist reizend, Clara. Sie können das nicht wissen. Cie haben
ihm aber vom ersten Semester an klar gemacht, daß ein einfacher Advocat
ein ganz und gar verächtliches Individuum ist, und daß es bei seinen natür-
lichen Anlagen eine Ehrensache für ihn wäre, es zum mindesten zu einem
Nenner oder Eremieur zu bringen. Sie haben ihm das so oft und so ein-
dringlich auseinandergesetzt, daß er es schließlich selbst glaubt, und daß er
nun wirklich auf dem besten Wege ist, Ihnen Recht zu geben. Es ist ge-
wissermaßen eine stete, andauernde, langsame, ununterbrochene Suggestion,
die Sie auf ihn geübt haben . . . Vitte, widersprechen Sie nicht! Wenn
es hienieden überhaupt eine berechtigte Suggestion giebt, so ist es sicherlich
diese! Und man muß es Ihnen lassen: Sie haben auf Jeden von uns in
dieser wohlthätigen Art einzuwirken gesucht. Aber wir sind schlechte Medien,
und deshalb haben es weder Eharles, noch Antonin, noch ich dahin gebracht,
daß sich die Welt um uns bekümmert. Sie sagten vorhin, Sie seien kein
Weib. Giebt es aber etwas Weiblicheres als gerade dieses Verlangen, den
Genius zu wecken, Berühmtheiten zu machen . . . Sie sind ein echtes Weib
vom Wirbel bis zur Sohle. Allerdings ... Ah! Guten Abend, gnädige
5°u!"
„Guten Abend, Vandier!" sagte Mama, wäbrend sie die Dhür hinter
sich schloß. „Es ist hübsch von Ihnen, daß Sie meinem armen Kiude Ge-
sellschaft leisten. Nissen Sie übrigens, was ich eben beim Schwiegervater des
Generals de Besft gehört habe? . . ."
4. März.
Worauf will er eigentlich hinaus?
Wie er mich gequält hat! Was kann er überhaupt wissen? Ich bin
gewiß sehr unvorsichtig gewesen!
Aber nein! Die Anderen machen sich ja noch darüber lustig. ^ucy>
Helles Lachen hat vielleicht etwas Künstliches, aber Mama amüsirt sich ehrlich
über Ren5s närrische Leidenschaft, und Charles macht sich den Scherz, den
er für ausgezeichnet halten muß — denn er wiederholt ihn täglich fo und
so oft —, jedesmal, wenn er Decharmes' Namen nennt, binzuznfügen
„der in Elara verliebt ist."
Ja, verliebt!
Es könnte ungeheuerlich erscheinen, und es hat sich doch auf die ein-
achfte, natürlichste und ruhigste Weise gemacht. Rcm>s Gesundbeit läßt zu
wünschen übrig. Sein Temperament hat etwas S l'rmigliaftes, Unausge-

glichenes. Nervöses; man kann sich damit freilich an der Grenzlinie zwischen
Gesundheit und Krankheit vorsichtig hinschlängeln und alt und grau dabei
werden. Frauen haben solche Naturen gern. Sie fühlen eine gewisse
Schwäche für Männer, die hart an den Dreißig«« stehen, und denen sie
doch bei jedem geringfügigen Unwohlsein mitleidig sagen dürfen: „Armes
Kind!"
Es mag wohl der fchroffe und brutale Temperaturwechsel gewesen sein,
der neulich — an einem unfreundlichen Donnerstag des November — fo
stark auf ihn eingewirkt hat. Er hatte mir gesagt, daß er den Nachmittag
mit mir verbringen wolle, da er wußte, daß Mama und Lucy auf einem
Wohlthätigkeitsbazar waren. Er brachte genügendes Material mit, um uns
auf einige Stunden reichlich zu unterhalten: einen großen Aufsatz, auf den
er besonderen Werth legte, und den er nicht drucken lassen wollte, ohne ihn
vorher nach unserer Gepflogenheit mit mir Zeile für Zeile durchgegangen
zu sein. Denn wenn ich's auch Robert Vcmdier nicht habe zugestehen wollen,
wahr ist es allerdings: ich allein habe Rens gemacht, ich habe ihm den
Ehrgeiz in die Seele gehalicht, ich habe von meiner eigenen Thattraft
Thattraft in seine Adern überfließen lassen. Ich habe ihn gelehrt, daß unsere
Zeit eine Zeit des Ringens ist, daß man mit starken Angriffswaffen in den
Kampf gehen muß, und daß Wohlstand und Stellung vor den socialen Er-
schütterungen unserer Tage nicht stärkeren Schutz gewähren als das Panzer-
hemd unserer Väter vor unseren Explosionsgeschossen.
Er besaß Intelligenz, Geist, Bildung und eine latente Urwüchsigkeit.
Ich habe seine schlummernden Eigenschaften geweckt. Ich habe ihn gelehrt,
seine Gaben zu verwerthen, sie in Handlung und Studium umzusetzen nnd
sie an den Eigenschaften des Nächsten zu schärfen. Ich habe seinen allzu
wohlgefälligen und elegant geschniegelten Plaidoners die rechte Wärme^
männliche Kraft, Muskeln und Rückgrat gegeben. Mir verdankt er seine
großen Erfolge in den berühmt gewordenen Processen.
Ja, Robert hat Recht: ich bin ein Weib durch und durch. Ich habe
in seinen Beziehungen die Pfade gefunden, die geraden Wegs oder auf
Umwegen zu den einflußreichen Persönlichkeiten der Presse führen. Auf
meine Veranlassung hat er sich an diese Macht gewandt, die heutzutage allein
den Erfolg bestätigt. Ich habe ihn dazu bewogen, seine Nerven für das,
was er schreibt, zu verwerthen und den Ueberschuß zu starker, zu mannig-
faltiger Empfindungen in feinen Schriften loszuwerden. Ich habe seinen
Stil überwacht, geschmeidigt, gestärkt, seine Acten mit ihm durchstöbert, die
Eorrecturen mit ihm gelesen. Ich habe ihn zu dem gemacht, was er ist.
O Gott! es ist ein Glück, das Niemand kennt. Niemand versteht. Niemand
sagen kann. Es ist eine Schöpfung, die höher steht und vollkommener ist
als die der Mutterschaft. Die Schöpfung einer Intelligenz, eines Talentes,
eines Namens, die zweckmäßige Verschiebung in den treibenden und verteilenden
Kräften der Welt unter dem ungeahnten Druck einer sanften kleinen Frauen-

Hand . . .Ja, ich werde mich in Nen6 verlieben, aus Liebe für das, was ich aus ihm gemacht habe!
„Clara," sagte er nur, als er an jenem winterlichen Donnerstag eintrat, „wie freue ich mich, daß wir den ganzen Nachmittag für uns haben! Ick habe Ihnen soviel zu sagen! Von verschiedenen Seiten sind mir Anträge gemacht; ich muß nun wirklich daran denken, wie Sie es neulich Abends schon sagten, auf dem Wege, der zur Deputirtenkammer führt, die ersten Pfähle abzustecken."
„Das ist gefcheidt, lieber Freund! Sie sprechen wie ein Mann."
Er lächelte.
„Es ist Ihre Atmosphäre. Sobald ich hier eintrete, thauen mir die Ohren und auch die Ideen auf. Ick) glaube, fo wann wie bei Ihnen ist es nirgends in Paris."
„Das mag sein. Sie wissen ja, wie wenig ich ausgehe. Ich mache mir so gut wie gar keine Bewegung, und deshalb brauche ich um so mehr Hitze. Aber Sie, Ren6, sollten sich nicht so nahe cm's Feuer setzen."
„Das hat nichts auf sich. Ich bin ganz durchfroren. Draußen steht das Thermometer unter Null. Das ahnen Sie wohl gar nicht? Die übermäßige Hitze thut mir jetzt wohl. Sie wird das Gleichgewicht wieder herstellen."
„Sie wird gar nichts wieder herstellen. Seien Sie doch kein Kind! Das Kaminfeuer ist in vollster Kluth. Mir wird es die Augen nicht verbrennen. Aber ich bin sicher, das; Sie den Kopf schon ganz benommen haben."
Er antwortete mit schleppender Stimme: „Es kommt nicht von der Hitze."
„Was fehlt Ihnen denn?"
„Nichts ... ich fühle mich aber nicht ganz wohl."
Noch ein oder zwei kaum articulirte einsilbige Wörter. Dann auf meine beunruhigten Fragen ein bloßes Murmeln. Und dann nichts mehr. Einige Augenblicke darauf ein leichtes fanftes Geräusch, das Hinsinken des geschmeidigen Korpers auf das feidene Polster, das Anlehnen des schweren Kopses, die Berührung der Haare mit den» Nucken des Sessels . . .
Weswegen habe ich den Diener nicht gerufen? War es eine Eingebung? eine Vorahnung? Das sind keine Motive, die mich zurückhalten, weun ich etwas thun will, was mir nothwendig erscheint. Ich war einfach fassungslos, trotz der Kaltblütigkeit, auf die ich nur foviel einbilde, — fassungslos und zugleich von dem unsinnigen Wunsche erfüllt, den bewußtlosen Nen6 auszusaugen und ihn nach den: Sopha zu schleppen, wo ich ihn bequem hinlegen wollte.
Man muß nie seine Zeit damit verlieren, gegen das physisch Unmögliche anzukämpfen. Ich beeilte mich daher, mit aller meiner Kraft den Sessel vom Feuer so weit wie möglich, bis an das andere Ende des Zimmers,

fortzuziehen . . . Nen6 hatte sich nicht gerührt. Ich stand unschlüssig da.
Ich wagte es nicht, die Fenster zu öffnen, wegen der Kälte, von der er gesprochen hatte. Ich legte ineine von der Furcht eisig kalt gewordene Hand auf seine Stirn. Die Stirn brannte. Ich lies; langsam meine Hand bis zu den Brauen, bis zu deu Augen herabgleiten. Ich fühlte unter meinen Fingern etwas Starres: die Spitzen der Wimpern an den Lidern. Seine Augen waren offen geblieben. Ich ließ meine Hand weitergleiten und legte sie sanft auf die Lider, die sich schlössen. Er seufzte auf. War es Erleichterung, war es Beklemmung? Ich war zn verwirrt, um es unterscheiden zu können.
Ich beugte mich über ihn.
„Nenö, leiden Sie?"
„Ich weiß es nicht."
„Sie wissen nicht, ob Sie leiden?"
„Ich weiß nicht recht, was ich empfinde."
„Also Sie leiden nicht, lieber Freund?"
Folgsam antwortete er: „Ich leide nicht."
„Sie sind geblendet, nichts weiter. Die Flammen haben Ihre Äugen ermüdet, Ihren Kopf benommen. Sonst ist es nichts, nicht wahr?"
„Sonst nichts."
„Und jetzt geht's Ihnen wieder besser. Ihre Augen haben sich wieder erholt, und alles Feuer ihrer Stiru ist in meine Hand übergegangen. Sie fühlen sich wieder erfrischt."
„Ja."
Und sonderbar! Auch ich fühlte, wie sich die Wuth, während ich sprach, allmählich verflüchtigte, und das Fieber, das an den Schläfen hämmerte, sich immer mehr beruhigte.
„Also nun ist's vorüber. Jetzt fühlen Sie sich wieder vollkommen wohl."
„M) fühle mich vollkommen wohl."
Und er wiederholte noch zweimal: „Ich fühle mich vollkommen wohl."
Und ich fpürte, wie seine Lider zitterten und lächelnd geöffnet wurden.
Ich beugte mich wieder über ihn.
„Was empfinden Sie jetzt?"
„Ein physisches Wohlbehagen, die wohlig selige Mattigkeit, die dem Leiden folgt. Ich finde es nur albern, wie ein Frauenzimmer ohnmächtig geworden zu fein. Es ärgert und beunruhigt mich."
„Machen Sie sich darum keine Sorgen, Ren5. Ter Vorfall wird keine weiteren Folgen haben und sich nicht erneuern. Denken Sie nicht mehr daran, das ist das beste Mittel. Denken Sie nicht mehr daran und sprechen Sie nicht davon.
„Ich werde nicht davon sprechen."
„Das genügt nicht. Sie dürfen auch nicht daran denken."

„Ich werde nicht mehr daran denken."
„Vollkommenes gänzliches Vergessen."
„Vollkommenes Vergessen."
Ich war unsagbar erregt. Ich zog meine Hand zurück. Meine Lippen berührten Ren6s Stirn. Mein Athen, streifte seine Lider. Ich entfernte mich von ihm und setzte mich wieder an den .Hamm.
Renü folgte mir.
„Nun Clara," sagte er, indem er laut auflachte, „das ist ein hübscher Tpllß! Ich glaube, ich bin beim Vorlesen meiner eigenen Prosa eingeschlafen. Das ist vielverheißend, nicht wahr? Aber die Schuld liegt an Ihrem Feuer. Wie können Sie es da nur aushalten? Hütte ich nicht die Vorsicht gebraucht, meinen Stuhl wegzuschieben . . ."
„Ich habe gar nicht gemerkt, daß Sie geschlafen haben, Nen6."
„Mein Wort darauf, ich habe geschlafen, nur einen Äugenblick. Aber 3ie wissen, einen jener seligen Augenblicke, in denen man den Kuß eines Engels auf der Stirn fühlt." Er lächelte.
„Was Sie sich einbilden!"
„Seien Sie nicht böse, Clara. Ich will jetzt erschrecklich ernsthaft sein: ‚Wie wir vor Kurzem ausführten, bemühen sich die Gegner des varlamentarischen Regiments" — — — — — — — — —
In jener Nacht that ich kein Auge zu. In meiner fieberhaften Erregung vergegenwärtigte ich mir die plötzlichen und wechfelvollen Ereignisse der seltsamen Scene und die wissenschaftlichen Reminiscenzen, die auf einmal in mir wieder aufgeschossen waren, als ich Renü Silbe für Silbe mir nachsprechen hörte: „Ich fühle mich vollkommen wohl."
So hatte ich denn alfo in der Wahrheit in einer spontanhypnotischen Tcene eine der großen Rollen der Suggestion gespielt, deren gebieterische Allmacht mich leidenschaftlich bewegt hatte, wenn Charles mir davon gesprochen oder Antonin Dartons mir etwas darüber vorgelesen hatte! Ich würde niemals den Versuch gewagt haben. Auf einmal aber, ohne irgend welche Vorbereitung, ohne Mitschuld von meiner Seite, hatte mich der Zufall diese Rolle in der Wirklichkeit spielen lassen! Ich hatte die wissenschaftliche und positive Wirklichkeit dieses Wunders erprobt, die ich bisher nur visionär erschaut oder durch die Wahrnehmung eines Andern geahnt hatte, — Wunder, die mehr geahnt als erforscht sind, wie sie eine mächtige schöpferische Phantasie in den Marchengebilden von „Tausend und eine Nacht" geschaffen hat . . .
Und das hatte sich Alles so einfach, so logisch zugetragen. Wie hatte ich mich nur darüber kindlich verwundern dürfen! Ich wußte ja, daß in gewissen Fällen durch die natürliche Action gewisser Temperamente, die für dm Hnvnotismus besonders empfänglich sind, das Starren auf einen glänzenden Gegenstand, einen blendenden Punkt, einschläfern kann, daß es

einen künstlichen Schlaf mit willkürlichen Folgen hervorruft, Katalepsie, Lethargie, Somnambulismus, die Befähigung, Hallucinationen und Suggestionen zu empfangen, und beim Erwachen nach dem Willen des Hypnotisirenden Vernichtung der Erinnerung.

Nen6 mit seiner nachgiebigen und nervösen Natur, von der übermüdenden Dhätigkeit seines Doppellebens in der Gesellschaft und im Studierzimmer überreizt, kommt zu mir, matt, angegriffen von der Kälte. Er fetzt sich an den Kamin vor flammendes Feuer. Die Hitze wirkt auf ihn ein. Er starrt in die Gluth, wird schwerfällig stumpf, seine Äugen schließen sich halb. Der blendende Schein dringt bis zum Gehirn vor. Er schläft ein, angstvoll, mit offenen Augen, nnd verfällt fogleich in tiefen Schlaf. Ein vorzügliches Medium. Mechanisch lege ich meine Hand auf seine Stirn, auf feine Augenbrauen, auf feine Augenlider. Ich drücke sanft den Augapfel und bestimme also den hypnotischen Schlaf. Durch das Wort trete ich mit dem eingeschläferten Renö in Verbindung. Ich habe keinen andern Gedanken als den, meinen Freund wieder gesund zu machen, und unbewußt und ohne Schuld, aber mit um so herrischerer Kraft übertrage ich auf ihn meine Gedanken, die sich in sein Gehini eindrücken wie in halbflüssiges Wachs und so, wie ich sie ihni eingedrückt habe, in seiner eigenen Rede wieder zun, Ausdruck kommen.

Wie kann ich mich darüber wundern? Habe ich nicht die wissenschaftlichen Schriften, die die Theorie der Suggestion begründen, gründlich studirt? Sind mir nicht alle wichtigen Veröffentlichungen über diese Materie von den Freunden vorgelesen worden? Habe ich mir nicht die bemerkenswerthesten Stellen notirt? Und wenn hienieden nichts Neues geschaffen wird, so geht auch nichts verloren. Alles dient seinem Zweck, sogar das, was für den Fall des Unwahrscheinlichen angehäuft wird. So segne ich denn die Notizen, die ich nur gemacht habe, ich weiß eigentlich selbst nicht, weshalb, mechanisch, gewohnheitsmäßig, nach irgend einer Discussion oder im Laufe einer Vorlesung.

In dem seltsamen Augenblicke, da der Versuch meiner Gewalt über Nenö einen blendend hellen, fast tragischen Lichtstrahl auf mich warf, zweifelte ich nicht. Physisch war ich durch die Ueberrnmpelung einer gewaltthätigen Erregung erschüttert. Mein Gedächtniß aber und meine Willenskraft waren wach nnd rege, widerstandskräftig, unbeugsam, leidenschaftlich. Meine Kniee zitterten, als wären sie am Gelenk gebrochen. Mein Kopf beugte sich vor der majestätischen und erschrecklichen Erscheinung der Hypnose. Aber ich bewahrte Muth nnd Kraft, um bis zum Aeußersteu vorzudringen, um in ihrer unbeschränkten Macht die geheimnißvolle Kraft zu erproben, die mir eine Laune des Schicksals offenbart hatte, um durch meiue eigene Erfahrung die Nichtigkeit einer der eigenartigsten Erscheinungen der Suggestion festzustellen: die Vernichtung der Erinnerung beim Erwachen auf Befehl des stärkeren Individuums, das vollkommene Verschwinden der empfangenen

Empfindungen und der während der Dauer der Hypnose hervorgerufenen Eindrücke und vorgeschriebenen Handlungen aus dem Speicher des Gedächtnisses.

Ich höre noch unsere beiden Stimmen: die ineinige von metallenem Klang, wie gehärtet in der Reaction meiner Thatkraft auf mein Empfinden, die Stimme Ren6s so sanft, schleppend, gleichmäßig, wie sie im Tonfall und Rhythmus meinem Gebote willenlos gehorsmnte:

„Sie dürfen nicht mehr daran denken."

„Ich werde nicht mehr daran denken."

„Vollkommenes gänzliches Vergessen."

„Vollkommenes Vergessen."

Und das Vergessen war eingetreten, so tief und dicht wie die Finsternis;, in der sich noch ein Theil der psychischen Operation vollzieht.

Ein vollkommenes Vergessen bis auf die Empfindung beim Erwachen, die im Fluge wahrgenommene Liebkosung während des unermeßlich schnell vorübereilenden Augenblicks, in dem das Bewußtsein wieder Besitz ergreift.

„Der Kuß eines Engels" . . . Armer Ren6! — Aber ach! Anne Clara!

Ja, arme Elara! Armes, inconsequentes Geschöpf! Ohne den rechten Mth und die Geistesgegenwart, trotz aller Großsprecherei nicht das Letzte gewagt, nicht den Versuch einer der sogenannten „Suggestionen auf lange Perfallzeit hinaus" unternommen zu haben, deren geheimnißvolle Kraft sich eist nach Wochen und Monaten des Vergessens mit erstaunlicher Kraft und Wahrheit offenbart!

Unter dem schmerzlichen Empfinden dieses Bedauerns, in der bitteren und niederdrückenden Verstimmung, versäumt zu haben, was nicht wieder gut zu machen ist, verfiel ich am Ende jener unruhigen Nacht in dumpfe Bewußtlosigkeit, den Kopf auf meinein Schreibtisch, den Ann auf meinen zerstreuten Notizen in ihren reliefartig hervorragenden hieroglyphischen Zeichen der Blindenschrift, ganz gebrochen, in fieberhafter Betäubung, mit wilden Träumen, mit Alpdrücken und jähem Erwachen.

Aber nein, es giebt hienieden nichts, was nicht wieder gut zu machen wäre, nichts, das, wenn es auch einmal entschlüpft, unwiederbringlich wäre. Tas Glück vielleicht . . . Aber was habe ich mich um's Glück zu kümmern! Denn ich habe vor Robert gelogen, als ich ihn: sagte, daß ich im Glück des Nächsten einen tröstenden Ersatz für den Mangel an eigeneni Glück fände. Ach, ich habe mich selbst belogen, als ich durch die bestimmte Behauptung, durch eine Art von Selbstsuggestion mich davon zu überzeugen hoffte! Es wäre so schön, sich auf diese Weise von der äußersten Zartheit seines Empfindens, von den edlen Regungen seiner Seele und seines Herzens überzeugen zu können! Aber ich bin unterrichtet und zu klar in dem, was ich will, um nicht zu wissen, daß, wenn ich vorgeblich in ge-

schwisterlicher Entsagung Lucy und Robert zusammenführe, ich dabei die uneingestanoene, wohlthuendc Gewißheit habe, daß Lucy sich über Nenes kühl abwehrendes Verhalten niemals trösten und daß Robert Lucys erste Liebe nie vergessen wird . . .

Und wenn ich darauf hinarbeite, Renü zu einer Berühmtheit zu machen, will ich ihn damit zugleich glücklich machen? Sind Glück und Erfolg synonyme Begriffe? Ich will es hoffen, ich muß es hoffen, um es zu glauben. Und wenn ich es nicht glaubte, wo fände ich dann eine Entschuldigung vor mir selbst?

Besitzt er ein Temperament, das für die Hypnose in ungewöhnlichem Grade zugänglich ist? Oder war er durch das erste Erperiment schon gewissermaßen geschult und vorgebildet? diesmal schlief er sehr natürlich, friedlich, ohne vorhergehendes Starren auf einen bestimmten Gegenstand ein.

Am vergangenen Dienstag den 25. November besuchte er mich und beklagte sich über starken Kopffchmerz.

„Ich bin Ihrer Frau Mutter und Lucy in Bcsuchstoilette begegnet. Lucy sah mit ihren blonden Haaren, die unter dem großen Hute hervorquollen, entzückend aus. Ich habe also gewußt, daß Sie allein sind, und komme nun zu Ihnen, Elara, um von Ihnen Zerstreuung und Mitleid zu erbitten."

„Zerstreuung bringen Sie ja selbst. Auf mein Mitleid dürfen Sie aber nicht rechnen. Sie haben in jüngster Zeit zu unvernünftig gelebt und sich zu gut amüsirt."

„Rein! Das heißt... ich bin allerdings einige Tage hintereinander nicht vor fünf, fechs Uhr Morgens in's Bett gekommen. Daß ich mich aber dabei sonderlich amüsirt hätte, ist keineswegs sicher."

„Im gesellschaftlichen Leben ist überhaupt nichts sicher."

„Doch, der Kopfschmerz. Mir ist, als ob sich ein glühend heißes Eisen um meine Stirn legte. Fühlen Sie nur, Elara!"

Wir standen noch. Er nahm meine Hand, und da er sehr groß ist, setzte er sich, um sie bequem auf seine Stirn zu legen.

„Ihre Stirn ist sehr heiß. Aber was beweist das? Sie sind sehr schläfrig, Sie sollten ausschlafen."

„Wie meinen Sie? Auf der Stelle?"

In meiner Feinhörigkeit der Blinden bemerkte ich schon eine Verschiedenheit des Tones zwischen der ersten und zweiten Frage. Die Gelegenheit war zu verführerisch. Weswegen bot er sich mir gewissermaßen an? Die Situation riß mich mit sich fort. Ich hatte keine Zeit zum Rachdenken.

„Gewiß," antwortete ich, „wenn Sie wirklich fchläfrig sind. Sie halten sich ja kaum uoch aufrecht, mein armer Ren^! Ihre Lider sind schwer, die Augen fallen Ibnen zu. Sie schlafen."

Ich ließ meine Hand über seine Stirn gleiten, über seine Augenbrauen über seine Augen.

„Schlafen Sie!"
Ich beugte mich über ihn, und der gleichmäßige friedliche Athemzug, wie der eines schlafenden lindes, streifte fanft meine Wangen.
Ich war Herrin über ihn, über mich, über die Situation, in einem gewissen Grade Herrin über die Zukunft. Wie follte ich diefe Gewalt, die mich verwirrte, ausnutzen? Tag und Nacht hatte ich diefe Frage angstvoll erwogen und sie in meiner erregten Einbildungskraft hin und her gewalzt. Ich glaubte nicht, daß das Ereignis; so bald eintreten würde. Nun aber, da das unvorhergesehene Ereignis; sich plötzlich erfüllte, war auch mein Entschluß sogleich gefaßt. Ich empfand ein fehr lebhaftes Erstaunen und eine unmittelbare Erleichterung.
Eine gewisse Verstimmung hatte ich zunächst zu überwinden: ich mußte einen jener Nebel der Einbildungskraft durchfchreiten, die die Seele grau umhüllen und in der Ferne in farblosem Dunst alle Aussichten und alle Hoffnungen des Daseins rauben. Einige Tage vorher war gelegentlich die Äeußerung gefallen: „Die reizende kleine Lucy!" in einen: ganz befondern Tone, aus dein ich in meiner Veunruhigung eine Herzensneigung herausgehört hatte, an die ich nicht glauben wollte. Wie diese plötzlichen Offenbarungen weh thun! . . .
„Ren6," sagte ich, „lieben Sie mich?"
„Ich weiß es nicht."
„Doch, Sie lieben mich, Ren6."
„Ja, Elara, ich liebe Sie."
„Wie lieben Sie mich?"
„Wie eine Schwester, wie die beste verständnißuollste Schwester."
„Das ist nicht genug. Ich will wahrhaft geliebt werdeu — mit liebendem Herzen."
„Mit liebenden! Herzen?"
„Ja, wie eine Geliebte."
Er fchien nachzudenken. Die ihm fuggerirte Empfindung, die auf vorher gefaßte Ideen gestoßen war, hatte größere Schwierigkeiten zu überwinden, unl sich festzusetzen und das vorher Empfundene in dem geschmeidigen Gehirn zurückzudrängen. Und ich folgte diesem Widerstreit, als ob er sich auf eiucm geradflächigen Spiegel abspielte; mir schien', daß mein Verstand in der Vetrachtung des Unsichtbaren zwei Mauern von Fleisch durchdrang, um in seinem unterworfenen Perstande wie in einem aufgefchlagenen Buche zu lefeu. Ich fühlte, wie er unter meiner Hand lächelte — ein träges Lächeln, das sich in dem wiegenden Wohlgefühl der Etstafe verlangsamte.
„Clara, meine Geliebte! Meine heißgeliebte Clara!"
„Also Sie lieben mich, Renb? Welche Liebe empfinden Sie für mich?"
„Die leidenschaftliche, einzige, unersättliche Liebe des Mannes für feine Geliebte . . ."
„Nein, nein!"

Was hatte ich angerichtet! Welche Gefühle hatte ich ihm eingeflößt!
In meinem zügellosen Verlangen, geliebt zu werden, hatte ich den Kopf
verloren.
„Nein, nicht fo! Anders sollen Sie mich lieben, Renö! In Zucht
und Ehren!"
„In Zucht und Ehren?"
Er stockte wieder. Es war die Pause des Intellects, der eine neue
Idee in sich aufnimmt, und alsdann das langsame, sichere unabwendbare
Vordringen dieser Idee.
„Sie werden mein Weib, vor Gott und dcu Menschen! Ich heirathe
Sie, Clara!
Ter Unglückliche stürzte selbst dein Abgrunde zu.
„Ja, Renö, Sie werden mich heirathen. Sie werden glücklich sein."
„Sehr glücklich."
„Sie werden bei meiner Mutter um mich anhalten."
„Wann?"
„Wann?"
Diesmal lieh ich ihm nicht Zeit, nachzudenken. Ich wollte die Leitung
allein in Händen behalten.
„Ich will Ihnen etwas sagen. Sie werden mich zunächst im Geheimen
lieben, ohne irgend etwas zu sagen, ja, ohne sich selbst Rechenschaft davon
abzulegen . . . Und Ihre Liebe wird unaufhörlich wachsen, von Woche zu
Woche, uou Monat zu Monat, bis sie vor allen Augen sichtbar wird, und
Sie selbst werden allmählich das Bewußtsein davon erlangen, bis ..."
„Bis?"
„Sechs Monate werden genügen, denke ich. Nun, Neu5, in sechs Monaten
werden Sie fühlen, daß Ihre Liebe stärker ist als aller Widerstand, stärker
als die Verschiedenheit des Vermögens und ... der Gesundheit, stärker . . .
ja sogar stärker als das Lächerliche! Sie werden fühlen, daß Sie ohne
mich nicht mehr leben können, daß für Sie das ganze Glück ausschließlich
darin beruht, sich mit mir zn vermählen. Haben Sie mich verstanden?"
»Ja."
„Werden Sie mir gehorchen?"
„Ja."
„In sechs Monaten! — Heute haben wir den 25. November 1887.
Am 25. Mai 1888, am Abend, wenn die ganze Gesellschaft bei uns ver-
einigt ist, werden Sie bei meiner Mutter um mich anhalten."
Er wiederholte: „Am 25. Mai 1888, am Abend, werde ich bei Frau
Stunn um Sie anhalten."
„Und Sie werden sehr glücklich sein, wenn ich die Ihre werde."
„Ich werde sehr glücklich sein, wenn Sie die Meine werden."

Ein Seufzer der Erschöpfung entrang sich meiner Brust. Aber meine
Aufgabe war noch nicht erschöpft. Nichts durfte versäumt «erden. Die
Geheimhaltung war die unerläßliche Bedingung für meinen Erfolg.
„Das ist noch nicht Alles, Nen6. Diese Gefühle, diese Liebe, — aus
vollkommen freiem, eigenem Triebe werden Sie sie für mich empfinden! Mein
Wille ist daran unbetheiligt. Ihr Wille allein und Ihr Herz werden Alles
das bewirken. Verstehen Sie mich?"
„Vollkommen."
„Punkt für Punkt müssen Sie Alles das erfüllen, was ich Ihnen
sage, und Sie müssen vergessen, daß ich's Ihnen gesagt habe. Es muß
sein. Sie werden es vergessen."
„Ja."
„Vollkommenes absolutes Vergessen."
„Vollkommenes absolutes Vergessen."
„Und nichts auf der Welt, kein zufälliges Zusammentreffen, kein
Widerruf, keine Suggestion wird im Stande sein, die getödtete Erinnerung
in Ihnen wieder zu erwecken."
„Nichts, nichts auf der Welt, liebe Elara."
Ich athmete mit der eigenthümlich bedrückenden Aengstlichkeit der ge-
ahnten Erleichterung auf. Und wie das erste Mal, streifte ich mit meinen
Lippen seine Augen und flüsterte mit aller Ueberlegenheit, mit aller con-
mitritten Willenskraft, die ich in dieses äußerste Gebot hineinzulegen ver-
mochte: „Seien Sie glücklich, lieber Nen6!"
„Nun, Elara", sagte mir Ren6 mit einem Tone klagenden Triumphes,
„glauben Sie mir nun, daß ich Kopfschmerzen habe? . . ."
15. April.
Gestein habe ich das Erperiment meiner geheimnißvollen überlegenen
Gewalt auf Ren6 Decharmes wiederholen müssen. Seit zwanzig Wochen
zum ersten Mal, und, der Himmel ist mein Zeuge! sehr gegen meinen Willen.
Ich weiß nicht, was die berufsmäßigen Hypnotiseure empfinden. Ohne
Zweifel wird für sie die Gewohnheit die fieberhaft erregende Schärfe der
Empfindung abgestumpft haben. Ueberdies giebt es auch Natnren — aber
sind es die edelsten? — die vielleicht ini ungenügenden Vertrauen auf ihren
eigenen Werth den schlagenden Beweis ihrer Ueberlegenheit zn führen suchen,
ohne zu bedenken, daß . . . Aber ich will jetzt nicht moralisiren!
Was ich will? Wenn ich diese Blätter, die ich wohlverwahrt unter
Tchloß und Riegel halte, mit meinen Neliefbnchstaben bedecke, so geschieht
dies ausschließlich, um zur Erbauung und zum Dienste «»einer eigenen Zu-
kunft die Erinnerung an Ereignisse festzuhalten, die eigentlich ganz einfach,
vollkommen natürlich, logisch erklärlich und der Wahrheit getreu nacherzählt
sind, und die mir doch wohl eines Tages im sorglosen Besitze des Sicher-

erworbenen unwahrscheinlich, unzulässig, unthatsächlich erscheinen würden. Teshalb will ich mich keine schönen literarischen Phrasen bauen, keine Gedanken und Neflenonen niederschreiben. In kurzen, bestimmten, nur das Wesentliche bezeichnenden Zügen will ich mit Hilfe meines treuen Gedächtnisses die Vorgänge in ihrer ergreifenden Wirklichkeit schildern. Ja, in ihrer ergreifenden Wirklichkeit!

Diese Wirklichkeit hat etwas Tragisches, Erschreckliches, sogar für die, die zu ihrem eigenen Nutzen diese verwegene Unterjochung eines fremden Wesens bewirkt haben, — diese Besitzergreifung durch eiue Seele, eine Intelligenz und einen Willen, von einer andern Seele, einer andern Intelligenz und einem andern Willen, die vielleicht jenen ersten gleichwerthig, vielleicht ihnen fogar überlegen sind, die aber durch eine unerbittliche, erdrückende Kraft, die blind ist wie das antike Verhängnis?, niedergeworfen werden, eine Kraft, die wissenschaftlich begründet ist, erwiesen, die zu praktischen Zwecken verwandt werden kann, die unter Umständen in den zarten Fingern eines Weibes steckt, die trotz Allem unerklärt bleibt, wie alle Herrischeu gebieterischen Kräfte, wie Liebe, Genie, Wahnsinn, — fiir die Einen ein unabhängiges Agens, für die Anderen ein psychisches oder physiologisches Phänomen, für Alle das beunruhigendste und verwirrendste der unerforschten Geheimnisse. . . .

Hätte mich Robert Vandier nicht dazu gezwungen, so würde ich keinen neuen Versuch mit Renk wieder unternommen haben. Wozu mich? Aus neugierigem Gelüst am Erperimentiren und nm Analysiren? Ich war von den neuen Empfindungen lind den praktisch erwiesenen Thatsachen so gesättigt, daß ich für das neugierige Erforschen geringfügiger Einzelheiten kein Gelüst empfinden konnte. Eine vornehmere, höherstehende wissenschaftliche Neugier von allgemeiner Bedeutung blieb bestehen: zu erkunden, was aus der Suggestion mit ihrer Wirkung auf einen gewissen bestimmten Termin hin werden würde, welchen Weg diese durch meine Ucberlegenheit eingeimpfte Idee langsam zurücklegen würde, um nach Verlauf der vorbestimmten sechs Monate zu ihrem Ziele zu gelangen.

Es ist wunderbar. Tiefer Weg wurde zurückgelegt mit der Sicherheit und der unerschütterlichen Präciston einer von einem hervorragenden Mechaniker gebauten Maschine.

Vou Tag zu Tag offenbart sich Rcnös zärtliches Empfinden für mich in leidenfchaftlicherer, thatkrüftigerer, hilfsbereiterer und einfchmeicheluderer Weise, und jeden Tag erscheint es den Meinigen „närrischer und verrückter". Mama truimphirt und lacht laut auf. Ter gute Eharles ist Renö dankbar. Tie arme kleine Lucy empfindet eine gewisse Erbitterung, Verstimmuug und Aerger.

Tartoys, der sich mit einer schwer wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt und die deutschen Zeitschriften durchstöbert, scheint von dem, was sich ereignet, wenig zu bemerken.

Robert . . . ach, ich verdanke ihm trübe Stunden! Was habe ich
ihm nur gethan? Hat sein Scharfsinn errathen, daß ich . . . nun ja, ich
darf's ja sagen, daß ich eigentlich ihn gern hätte lieben wollen? Vielleicht
kann er mir diese Lächerlichkeit, die extravagante Zärtlichkeit eines armen
Mädchens, wie ich es bin, nicht verzeihen! Aber nein, das ist ein un-
sinniger Gedanke! Ich bin stolz, Robert ist hochherzig. Ich habe nichts
verrathen, und er hat auch nichts errathen wollen. Das Wahrscheinliche
ist etwas Anderes.
Einem so aufmerksamen Beobachter wie Robert hat das Anwachsen
der zärtlichen Gesinnungen Renös für mich nicht entgehen können. Er hat
sich zunächst darüber verwundert, und das ist nur zu erklärlich. Er hat
alsdann die Lösung des Räthsels gesucht. Er weiß, in welche Atmosphäre
theoretischer und praktischer Wissenschaft ihre Tiscussionen mich eingehüllt
haben. Er weiß, welche überwiegende Bedeutung, seitdem Charles in die
Salpetriöre eingetreten ist, in unseren häuslichen Unterhaltungen die Fragen
des Hypnotismus erlangt haben. Er weiß, mit welcher Leidenschaft An-
tonin Dartoys, der der extremen Schule von "Nancy angehört, die unbe-
dingte Herrschaft des psychischen Phänomens und der Suggestion für die
hypnotischen Erscheinungen beansprucht. Er weiß, daß ich ihre Vertraute
und oft ihr Richter bin. Er weiß, daß ich Intelligen; besitze. Er hat
also auch den Ehrgeiz und die eiserne Willenskraft, die ich unter meiner
Ergebung in mein Schicksal und meiner Sanftmuth verberge, sehr wohl
durchschaut. Nun will er noch mehr wissen, will die Gewißheit dessen er-
langen, was er nur hat vermuthen können, will aus mir ein Zugeständnis;,
eine Andeutung herauslocken und sich den Anschein geben, als wisse er Alles.
Ich habe gezittert, als er sich vorgestern Abend, während Antonin mit
Charles und Nenö discutirte, zu mir setzte und mir beiläufig sagte:
„Sie unterhalten sich da von Versuchspersonen" — er sagte dies
möglichst gleichgiltig und ausdruckslos — „und sie übersehen ganz, daß sie
hier in der Nähe eine passive Versuchsperson haben, die den besten ,Sub-
jecten' Eharcots nichts nachgiebt."
Auch ich spielte die Unbefangene.
„Wie meinen Sie? Hier? Denken Sie etwa an mich?"
„Bewahre! Sie sind energisch und stark! Stellen Sie sich doch nicht
so, als ob Sie nichts wüßten. Sie errathen ja, daß ick meinen alten
Freund Nen6 Decharmes im Auge habe."
„Nen6? Ach, Sie scherzen? Ein vierschrötiger Bursche wie der!"
„Nun, dieser vierschrötige Bursche ist nervös, empfindlich, lenkbar und
fremden Eindrücken zugänglich wie ein zartes Frauenzimmer, um nicht zu
sagen, wie eine Nervenkranke. Ich brauche mich nur auf die Thatsache zu
berufen, daß Sie im Begriff stehen, aus ihm eine bedeutende Persönlichkeit
zu machen, woran er, der Himmel weiß es, nie gedacht hat. Bei ihm
handelt sich's aber nur darum, daß ein Anderer für ihn will und weiß. Sie

können ihn führen, wohin Sie wollen! Er wird darauf losgehen, los-
stürzen . . . !"
Ich habe es gestern fo eingerichtet, daß ich mit Ren6, der jetzt täg-
lich kommt, allein fein konnte. Es wird mir übrigens nicht schwer gemacht.
Eharles ist im Hospital, Mama macht mit Lucy, die sie aus begreiflichen
Gründen gern zeigt, Besorgungen und Besuche. Ich kann also allein sein,
soviel ich will, auch mit jungen verführerischen Männern wie Ren6
Decharmes, ohne daß irgend Jemand das Geringste daran fände. Ich bin
ja Clara Sturm! Du lieber Gott! Wer ist das, Clara Sturm?
. . . Ohne irgend welche Mühe gelang es nur, ihn einzuschläfern.
Bei diefem dritten Versuche gehörte er mir mit Leib und Seele.
„Schlafen Sie!"
Es gefchah auf der Stelle.
„Ren6, erinnern Sie sich! Wie oft sind Sie eingeschläfert worden?"
„Ein einziges Mal."
„Sie sprechen von heute?"
„Nein, einmal vorher."
Der Angstschweiß trat mir auf die Stirn. Er erinnerte sich alfo!
Aber weshalb nur an eine der Suggestionen? Und an welche?
„Wann war es?"
„In der vergangenen Woche, Dienstag oder Mittwoch . . . nein,
Dienstag."
Das war also nicht ich gewesen!
„Wo war's?"
„Bei Robert Bankier."
„Durch wen?"
„Durch ihn."
„Bei welcher Gelegenheit?"
„Er hatte mich zum Frühstück eingeladen. Ich war zu früh gekommen.
Da machte er mir den Borschlag mich einzuschläfern."
„Und Sie haben eingewilligt? Das war fehr unvorsichtig."
„Ich glaubte, er würde es nicht fertig bringen."
„Und Sie haben sich geirrt?"
„Ich weiß es nicht. Er behauptet, daß er mich eingeschläfert habe.
Aber ich habe das Gefühl, als ob ich ihm bereitwillig entgegengekommen
wäre. Ich sprach mit ihm und hörte ihn, als ob ich wachte."
„Was sagte er Ihnen denn?"
„Er fragte mich, ob ich durch Sie fchon eingeschläfert worden wäre."
„Ah! . . . Und Sie haben geantwortet?"
„Ich habe nein geantwortet, selbstverständlich. Ich hatte ja keinen
Grund zu lügeu."
Gottlob! Meine Suggestion war die sieghafte, das Erlöfchen der Er-
innerung vollkommen!

„Was hat er darauf gesagt?"

„Er ist dabei geblieben. Er hat mir in gebieterischem Tone gewissermaßen befohlen, ich solle mich erinnern."

„Nun, und Sie?"

„Ich bin ärgerlich geworden. Ich habe ihn gefragt, ob er verrückt wäre."

„Darauf hat er Sie wohl in Frieden gelassen?"

„Nein, noch nicht gleich. Er hat mich gefragt, wer mir meine Liebe zu Ihnen eingeflößt hätte."

„Also wirklich? Was haben Sie gesagt?

„Ich habe gesagt, daß mir Niemand etwas Derartiges eingeflößt habe, daß allerdings ineine Freunde alles Mögliche thäten, um mich davon abzubringen, daß es ihnen aber nie und nimmermehr gelingen würde . . . weil ich Sie liebe, Elara, weil ich Sie aus der natürlichen Neigung meines Herzens und durch die kluge Wahl meines Verstandes liebe."

Und wie sollte ich ihn nicht lieben!

„Und was hat er dagegen einzuwenden gewußt?"

„Nichts. Er murmelte zwischen den Zähnen, kaum hörbar, aber ich verstand es trotzdem: .Dieses fürchterliche Mädchen hat vielleicht fogar daran gedacht, die Erinnerung in ihm zu tödten! Nun, ich habe meine Schuldigkeit gethan. Was noch geschehen mag, geht mich nichts an. Mögen sie selbst mit einander fertig werdend"

„Und er hat Ihnen gar nichts niehr gefagt?"

„Doch. Er hat mir gesagt: .Vergiß das beim Erwachen'/"

„Und Sie haben es vergessen?"

„Vollkommen. Ich würde nie wieder daran gedacht haben, wenn Sie mich nicht gefragt hätten."

Das also hatte der edle Robert vergessen. Er hat mir eine übrigens entbehrliche Lection darüber ertheilt, wie vorsichtig man sein muß, und ich werde die empfangene Lehre beherzigen.

„Nun alfo, Nen6, hören Sie! Die ganze Unterredung mit Robert müssen Sie in der Dhat vergessen. Sie müssen sie so vollkommen vergessen, daß selbst wenn er mit Ihnen darüber spricht, wenn er Sie danach fragt, wenn er Sie auf den richtigen Weg bringt, Sie in Ihrer Erinnerung doch nicht die geringste Spur davon finden werden. Haben Sie das verstanden?"

„Vollkommen."

„Das ist aber noch nicht Alles. Wie immer die Suggestionen sein mögen . . . Hat er auf Sie Suggestionen auszuüben versucht?"

„Wer?"

„Robert."

„Nein."

„Denken Sie nur nach."

„Nein."

„Nun also. Wenn Robert oder irgend ein Anderer, wer immer es
auch sein mag, den Versuch machen wollte, Suggestionen auf Sie zu üben,
sei es im Schlafe, sei es im Wachen — von Keinem außer von mir
würden Sie diese Einwirkung empfangen, von keinen, anderen Menschen!
Sie haben wohl verstanden, Nene: von keinem anderen Menschen!"
„Von Keinem außer von Ihnen."
„So ist es gut! Sie werden sich gegen alle Einwirkungen von anderer
Seite sträuben, alle Befehle mißachten."
„Ja."
„Und nun, Nen6, müssen Sie auch Alles ohne irgend welche Ein-
schränkung, Alles, was wir mit einander gesprochen haben, vergessen, voll-
kommen vergessen."
6. Mai.
Charles berichtet mir mit Eifer von den erstaunlichen Experimenten,
die neuerdings ein Amerikaner mit der Anwendung der Electncität gemacht
hat. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß die Zeit käme, da die Einführung
eines starten elektrischen Stromes auf die Netzhaut den Erblindeten das
Augenlicht wiedergeben oder gar ein neues Augenlicht schaffen könne. Als
ich ihm zuhörte und in, Geiste mir vergegenwärtigte, was aus der Verwirk-
lichung dieses Wundertrauines für mich sich ergeben könnte, mußte ich mir
die Frage vorlegen, ob es wohl vernünftig wäre, die Zukunft unwiderruflich
festzustellen, ob ich mein Geschick für alle Zeiten an das Nen6s binden solle,
dieses erschrecklich folgsamen Kindes, diefes nachgiebigen Wesens, das ick
ewig werde leiten, überwachen, anregen müssen . . . Ach, ich selbst bin ein
Kind! Ich wage noch zu hoffen! . . .
W. Mai.
Heut ist der 23. Mai.
26. Mai.
Es war wieder einer unserer geselligen Abende. Das vorzeitig wcnine
Wetter hat den Kreis unserer Freunde schon gesprengt. NurMobert Vandier
und Antonin Dartoys sind uns treu geblieben: Antouin wird durch unsere
ungezwungene Unterhaltung, wo er Alles frei heraus fagen darf, angezogen,
auch Robert wird vielleicht von dem Ideenaustausche gelockt, aber doch wobl
hauptsächlich von Lucy. Ich hörte, wie sie in einer Ecke des Salons zu-
sammen lachten. Charles ließ mit erzwungene», Respect Mamas Verlebte,
die im Laufe des Nachmittags bei der Tante eiues Staatsraths einem zur
Disposition gestellten Eontreadmiral begegnet war, über sich ergehen, und
Antonin brachte der Sache die Gefälligkeit des wohlerzogenen Mannes ent-
gegen.

Rens ließ noch auf sich warten. Ich fürchtete beinahe schon, daß er
an jenem Abend überhaupt nicht kommen würde .... Wie mein Herz
schlug . . .
War in meiner Physiognomie etwas Ungewöhnliches, oder strömte das
Vorherwissen des Außerordentlichen, das geschehen sollte, aus niir etwas aus,
das die Atmosphäre, die die Anderen einathmeten, durchdrang, das ahnungs-
los von ihnen eingesogen wurde?
Alles schwieg. Eine Bewegung in den Luftschichten ließ mich erkennen,
daß sich Alle zu Rens wandten, der schweigsam eintrat und auf Mama zu-
ging. Ich faß neben ihr. Er blieb vor ihr stehen, und ich fühlte, wie er
sich verneigte.
„Guten Abend, Techannes!" sagte Mama. „Sie haben die Stunde
Ihres Besuches vorübergehen lassen."
„Ich komme auch nicht, um einen Besuch zu machen, gnädige Frau."
Seine Stimme war weniger singend als gewöhnlich. Sie klang klarer,
bestimmter, männlicher. Es mar die Stimme der Entscheidung. Er
fuhr fort:
„Ich bitte Sie um die Hand Claras."
„Clara! . . ." rief Mama in höchsten: Grade erstaunt. „Es liegt
doch keine Verwechslung vor? Techarmes, Sie sagten ..."
„Ich sagte: Ich bitte Sie, gnädige Frau, um die Hand Ihrer
ältesten Tochter Clara Sturm."
„Mein armer Decharmes," begann Mama mit zitternder Stimme.
Charles siel heftig ein: „Aber lieber Freund, bist Du bei Siimen?"
Er hatte irgend etwas umgeworfen, einen Tisch oder einen Stuhl, um
seine Arme zu ergreifen. Rens machte sich ungehalten los.
„Bist Tu selbst bei Sinnen? Was haben diese Worte zu bedeuten?"
„Tiefe Worte? Aber Rens, Du wirst mir doch keine Vorein-
genommenheit vorwerfen wollen? Elara ist das beste Mädchen auf der
Welt, und Gott weiß, wie glücklich ich wäre, wenn Claras Zukunft . . .
Aber alter Freund, ich kann es nicht zugeben, daß Tu das Mitleid bis
zum Selbstmorde treibst . . ."
„Mitleid?" rief Rens. — Gerechter Gott! wie feine Stimme leiden-
schaftlich erzitterte! — „Ich liebe Clara!"
Alle verstummten, wie vernichtet von diesen: Turchbruch der Liebe, die
alle Schranken der Lonuenienz und des Wahrscheinlichen niederriß. Tartoys
kam zuerst wieder zu sich. Ich hörte, wie er seine Hand in Nenss Hand
legte, sie herzlich schüttelte:
„Alter Freund, Du hast Recht! Tu verdienst dies Glück, da Tu
zuerst daran gedacht hast. Und welche Mitarbeiterin erwirbst Tu Tir!"
setzte er langsam und nachdrücklich hinzu.
„Willst Du denn annehmen?" fragte mich Charles schroff.

„Welche Frage!" rief Mama. Sie schluchzte, schlang ihre Arme um Ren6. Ich hörte, wie sie ihn leidenschaftlich küßte. „Mein theurer Sohn! . . ."
Lucy brach in ein tolles Lachen aus, das zum Lachkrampf umzuschlagen drohte. „Nein, es ist zu komisch, zu komisch! Clara Frau Ren6 Decharmes! ..."
Nun ja, mein liebes Kind, Frau Ren6 Decharmes! Du wirst's ja erleben!
„Was kommt Ihnen denn dabei so kölnisch vor, Lucy?"
Mnes Stimme hatte einen so seltsamen, fast bedrohlichen Klang, daß Lucys Lachen in convulsivischem Schluchzen erstarrte. Während der Aufregung, die nun folgte, und während Rens Lucy zu beruhigen suchte und sich bei ihr entschuldigte, trat Robert Vandier auf mich zu.
„Meine Glückwünsche, Clara!" sagte er mir laut, während er meine Hände ergriff, und ganz leise, indem er fast schmerzhaft meine Hände in den seinigen drückte, fügte er hinzu: „Clara, wird er glücklich sein? Es ist mein Jugendfreund. Cr wird glücklich sein, nicht wahr? Ich muß diese Sicherheit haben. Wenn nicht . . ."
„Beruhigen Sie sich, Robert! Auch ich bedarf der Rechtfertigung für mein Glück."
Ich kann ihn glücklich machen. Ich kann ihn berühmt, groß, geliebt machen. Ich vermag mancherlei. Ich habe es vermocht, daß man mich liebt. Ich habe Geduld und Muth. Ich weiß, und ich will.

^llustrirte Bibliographie.

hamburac» Wrihnachtsbuch. Mit 140 Vildem. Hamburg, Verlag von Otto Meihner.

Die schreckliche .Heimsuchung, unter der die freie und Hansastadt an der Elbe im vorigen Jahre so furchtbar gelitten — eine Wiederholung wird ihr hoffentlich erspart bleiben! — hat der unglücklichen Stadt neben manchen unwilligen Anklagen doch auch das herzlichste Mitgefühl im ganzen deutschen Vaterland«: und über dessen Grenzen hinaus eingetragen, und allerorten regte sich thatlräftig der Drang. Balsam in die Wunden zu träufeln, die das entsetzliche Uu» glück geschlagen, Hilfe zu bringen, zu retten, was zu retten war. Am meisten aber raffte sich das schwer geprüfte Hamburg selbst auf, um die vernichtenden Schläge, die der unbarmherzige Feind gegen sein Leben, sein Glück, seinen Wohlstand führte, abzuschwächen und zu verwinden. In den mancherlei Maßregeln, die es ergriff, offenbarte es die ganze, unerschöpfliche Fülle seiner Mittel, seine ungebrochene Lebenskraft, Daß es aber nicht nur über reiche materielle

Hilfsquellen verfügt, die ihm ein Emporarbeiten aus eigener Kraft ermöglichen, bah es auch in literarischer und künstlerischer Beziehung sich im Nothfalle auf sich selbst verlassen tann, lehrt die vorliegende Publication, deren Bestimmung gleichfalls war, zur Linderung der
Aul: ,L»N!bulg«i Weihnachttbuc!,." Hombure, O!t« Nelhnel.
Roth einen Beitrag zu liefern — den Waisen Hamburgs »rar der Reinertrag des „Hamburger Weihnachtsbuches" zugedacht. Das Wert ist lediglich aus den Beitrügen Hamburger Vialer, Bildhauer, Schriftsteller und Musiker zusammengestellt worden, so daß das Buch

Einem zugleich einen Maßstab gicbt für das, was die mächtige Handelsstadt, in der vor»
nehmlich Vlerkur den geflügelten Sceptci schwingt, auf künstlerischem Gebiete zu leisten
vermag. Dabei ist billigelweise der Umstand zu berücksichtigen, daß den wohlthätigcn Ein-
sendern von der Verlagshandlung Otto Meißner die Aufforderung zur Beitragspende erst
am 28. September v. I. zuging, während der Einlieferungstermin auf den IN. October
festgesetzt war, so daß uur die lurze Spanne Zeit von zwölf Tagen zur Herstellung des
Textes und der Illustrationen gegeben war. Ohne diese Beschränkung hätten wir gewiß

Ter lleine Anoltl,
Aus: „k»ü>burz«l Weihnochllbuch," L»mbui?, O!t« Meißner.

ein noch rortheilhllfteres Bild ron Hamburgs literarischer und künstlerischer Leistungs-
fähigkeit erhalten — wäre gewiß noch mancher klangrolle Name vertreten gewesen, den
man jetzt ungern vermißt — z. B. ist unter den Schriftstellern Ernst Otto Sclnnidt
nicht vertreten. — Vielleicht ist auch der roigeschriebene Charakter des Werkes wohl für
Mmuhen ein Abhaltungsgrund gewesen. Das Buch sollte ein Jugendbuch werben, und
wenn auch einzelne Beiträge sich an ein reiferes Alter und auch an Erwachsene wenden,
so ist dock im Wesentlichen dem Werte der Charakter einer Iugendschrift, die als solche
durch hübsche Ausstattung, reichen, zum größten Thcil künstlerischen Bilderschmuck und

gediegenen mannigfaltigen Inhalt hervorragt, gewahrt geblieben. Neben kleinen Er» Zählungen, lustigen Kindeircimen und beherzigenswerthen Sprüchen finden sich belehrende Aufsätze aller Art, einfache sangbare Lieder — auch Johannes Brahms hat ein solches, ein Wcihnachtslied, beigesteuert — Räthsel u. s. w. — Das; Manches in Vild und Wort ein dilettantisches Gepräge trägt, ist nicht in Abrede zu stellen, doch es verschwindet in der Fülle des Guten: und da das Werl sich nicht an anspruchsvolle, kritische Kenner wendet, sondern an die aufnahmesreudige, leicht zu befriedigende Jugend, darf man auf einzelne kleine Schwächen lein Gewicht legen. Neben Arbeiten wenig bekannter Autoren finden sich Beiträge namhafter Schriftsteller und Künstler. Von elfteren sind zu nennen: Ida Boy-Ed. Ilse Frapcm, Ernst Iungmann, Adalbert Meinhardt, Albert Roderich, Julius Stettenheim, Julius Stinde, Robert Waldmüllcr, H. E. Wallsee. Von Künstlern sind vertreten u. A. (5. Albrecht, E. W. Aller« (mit einem Bismarck-Poiträt), L». von Bartels, H. de Bruycker, Carl Gehrts, (von dem das schöne Titelblatt herrührt), Ioh. Gchrts, F. Kallmorgen, Hugo Kaufmann, G. Kuehl, Valentin Ruths, L. Spangenberg. — Musitalische Veiträge haben geliefert: L. Armbrust, I. N. Bartels. Johannes Brahms, Arnold Krug und Julius Spcngcl. —

Das Hamburger Weihnachtsbuch ist im vorigen Jahre erst kurz vor dem Feste auf dem Büchermarkt erschienen — es tonnte erst im Laufe des Novembers gedruckt weiden — so baß das Werl nicht mehr die Verbreitung finden konnte, die es seiner Trefflichkeit und seines edlen Zweckes wegen verdient.

Möge es in diesem Jahre als Festgeschent um so reichlicher Verwendung finden. Nicht nur den Hamburger Waisen, auch der deutschen Ingend würde damit bestens gedient sein. — I. —

Bibliographische Notizen.

beschichte der Philosophie von Julius Bergmann. I. Bd. Die Philosophie vor Kant: II. Bd. 1. Abth. Von Kant bis einschließlich Fichte. Berlin. Ernst Siegfried Mittler K Sohn.

Man kann eine Geschichte der Philosophie in zweifacher, an sich berechtig« Abficht schreiben: Entweder soll ein gelehrtes Nachschlagebuch für Namen und Bücher mit daruntergesetzten Schlagwörlcrn oder eine lebendige, in sich zusammenhängende Darstellung vom Entwicklungsstandpunkte, bei der nur die leitenden Gedanken, diese aber um so plastischer hervortreten, gegeben werden. Das treffliche Wert Bergmanns (Professors in Marburg) ist im letzteren Sinne gehalten. Es eignet sich vermöge seiner Kürze und seines frischen, verständlichen Tons, den es vielleicht der Entstehung aus Aufzeichnungen für akademische Vorlesungen verdankt, vor Allem für Philosophie-Lerncnde, ist aber in einzelnen Ab» schnitten auch für die Philosophie-geschichtliche Kritik von Bedeutung. Einigen landläufigen Irrlehren (z. N. daß Locke der Typus des einseitigen Empirismus oder des Sensualismus sei u. Ä) tritt der Verfasser mit Fug entgegen. — Was den zum Thcil der Ne werthung eines Systems entsprechenden Umfang der Abschnitte anlangt, so läßt sich in dieser Hinsicht schwer eine allgemeine Forderung ausstellen. Ob es aber das richtige Verhältnis; sei, beispielsweise Voltaire und Rousseau auch nicht ein bescheidenes Plätz-

chen zu gönnen, weiter Baco und Hobbes
nnr mit je li, Berkeley und Hume mit 8
und 9 Seiten, Fichte dagegen mit 80 Seiten
zu bedenken, darf bezweifelt werden, wenn
wir auch gerne einräumen, dah die Schwierig-
keit einzelner Gedankenkreise ein weiteres
Ansholcn nothwendig machen kann. Im
letzteren Sinne dürfen wir jedenfalls die
klare (und wie das ganze Werk in vortreff-
lichem Neulich geschriebene) Einleitung zum
Kriticismus, dm der Leser aus den sonst
beliebteil angereihten Kant-Stellen unmög-
lich richtig würdigen könnte, als eine werth-
vollc Einschicbung bezeichnen. ll. 8.
Tiehauptströinungender Literatur des
!». Jahrhunderts. Von G. Brand es.
Vierte vermehrte Auflage. Leipzig, Ver-
lag von H, Barsdorf.
Auf eine neue Ausgabe von G. Bran-
des' ,tzlluptstiömu!igcn der Literatur des
1'.». Jahrhunderts", die durch ihre Billig-
keit, die Art ihres Erscheinens, durch ihre
in Folge der Beigabe eines General-Re-
gisters erleichterte zwcckmäszige Benutzung
geeignet ist, das Wert wcitcrm Kreisen zu-
gänglich zu machen, wollen wir mit wenigen
Worten aufmerksam machen. Das Werl,
das s. Z. die Geister im Vaterlande de«

Verfassers revolutionirte, das epochemachend i« Teiltschland, überhaupt in Europa gewirkt, heute noch zu empfehlen, seine Bedeutung zu erörtern, oder es kritisch zu beleuchten, ist jetzt — beim Erscheinen der vierten deutschen Auflage — gewiß überflüssig. Es hat dem Verfasser viele leidenschaftlichen, erbitterten Angriffe zugezogen, der Standpunkt des Verfassers und seine Methode hat zu manchen Bedenken — mitunter wohl nicht unberechtigten — Anlaß gegeben. Doch die ungemeine Bedeutung des Werkes, seine befruchtende, tief gehende Wirkung kann nicht in Frage gestellt werden; und die Aussicht auf eine weitere Verbreitung des Werkes kann mir mit Freuden begrüßt werden. Die Vcrlagshanblung giebt das Werk in der Ucbersetzuna und mit der Einleitung von Adolf Strobtmann — Band V in der Uebersctzung von W. Rudow — heraus. Es erscheint in vierzehn Lieferungen i. 1.50 Mk. (Schlußlieferung 14 nur 50 Pfg.), die in dreiwöchentlichen Zwischenräumen ausgegeben werden. Außerdem kann das Wert in 5 Bänden, die auch einzeln käuflich, bezogen werden. Der Preis für die ganze, W Bogen starke Ausgabe stellt sich auf nur 20 Mk.

Die drei ersten uns vorliegenden Lieferungen, welche die „Emigranten-Literatur" enthalten, zeigen, daß die Verlagshandlung für gutes Papier und correcten Druck Sorge getragen hat, so daß auch in dieser Beziehung die billige Lieferung«» ausgäbe der „Hauptströmungen" empfohlen werden kann. 0. >V.

Am Abgrund. Roman von Gregor Samarow. 2 Bde. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlllgsanstlllt v. S. Schottlaender.

Der neueste Roman Samarows läßt sich am besten als ein Abenteurerromcm und erst in zweiter Reihe als historischer Roman bezeichnen. Die geschichtlichen Ereignisse bilden nur den Hintergrund, zum Theil allerdings auch die Ursachen für die mannigfachen Erlebnisse des Helden. Dieser, ein junger russisch - polnlscher Edelmann, steht beim Beginn der Erzählung in der doppelten Gefahr, in Paris, wo er sich aufhält, in eine bedenkliche Liebesaffaire sowie in die Bewegung der I Ulirevolution von 1830 verwickelt zu weiden. Seine edle Gesinnung, sowie seine Besonnenheit lassen ihn ans dieser doppelten Versuchung siegreich hervorgehen. Trotzdem wird er der russischen Regierung als Revolutionär verdächtigt, und

als er nach Rußland, in die Arme seiner Mutter zurückkehrt, wird er verhaftet und nach Sibirien transportirt. Er macht einen Fluchtoersuch, wird im Walde von Wölfen angefallen und nur durch das Hinzukommen einiger in tiefer Verborgenheit lebender Rastolniti gerettet. Er genießt längere Zeit die Gastfreundschaft dieser Leute, die ihn vertrauensvoll in ihre religiös-politischen Pläne einweihen und für dieselben zu gewinnen suchen; aber selbst eine aufleimende Neigung zu der schönen Tochter des Haupt» lings läßt ihn seiner Ueberzeugung sowie der Liebe, die er für die schöne, unvergessene Pariserin im Herzen trägt, deren Gunst zu genießen ihm damals die Ehre verwehrte, nicht untreu werden. Mit Unterstützung der Rastolnili kommt er über die Grenze und lebt lange Zeit unbekannt in Deutschland, bis ihn ein russischer Spion erkennt. Man lockt den Vertrauensvollen nach Rußland zurück, verurtheilt ihn wider alles Recht und schickt ihn wieder nach Sibirien, wo er als gemeiner Soldat dienen soll. Wieder macht er einen Fluchtversuch, der ihn in Todesgefahr bringt und der schließlich scheitert. Doch nun ist die Zeit seiner Leiden zu Ende. Die Frau, die er so heiß geliebt, ist, nachdem sie durch den Tob ihres Gatten frei geworden, nach Rußland geeilt, um im Bunde mit der Mutter des Unglücklichen — die in Wahrheit seine Tante ist — seine Befreiung in's Werk zu setzen. Ein Umstand hilft den Frauen, den starren Sinn des russischen Herrschers zu beugen; sie führen den Nachweis, baß der von ihm so schwer Verfolgte nicht nur schuldlos, sondern auch — sein Sohn sei. — Nach einer Kette von Leiden und Widerwärtigkeiten bricht nun die Zeit des Glückes für den schwer Geprüften an, der auf dem Boden Frankreichs, in den Armen der Liebe auch die höchsten Freuden eines friedevollcn Daseins genießt. — Man ersieht schon aus dieser Inhaltsangabe, daß der Roman zu den heutzutage seltenen Werken zählt, die ans eine reiche, abwechslungsvolle Handlung das Schwergewicht legen; der Samarow'sche Roman bietet jedoch mehr, als die Befriedi» gung eines bloß stofflichen Interesses. Er fesselt auch durch eine sehr anziehende Darstellungsgabc, eine edle, dabei natürliche Sprache und die treffende Zeichnung der Charaktere. Von diesen sind außer dem Helden zu erwähnen die imponirende, mit wenigen Strichen scharf gezeichnete Gestalt des Kaisers Nikolaus, dessm schroffe Autokratcnnlltur mit ihren gelegentlichen Anwandlungen von Weichheit gut getroffen ist.

der jov^le Gouvemeur von Wiatka mit
seinei energischen Gattin nnd seinen hübschen
Töchtern, der arme „vergessene" Verbannte
Andrejewitsch, dessen Geschick eine ergreifende
Episode bildet, u. A. Ob die sehr merk-
würdige Schilderung des Lebens und Treibens
der Nastoluiti genau der Wirklichkeit ent-
spricht, oder ob dichterische Phantasie an
ihr Anthcil hat, bleibe dahingestellt. —
Ter Roman „Am Abgrund" ist jeden-
falls eine der erfreulichste« Gaben Sama-
row'schcr Erzählungskunst und als eine
fesselnde angenehme Lectüre zu empfehlen.
0. >V.

Tic lleine Angelila. Roman von Vo ies-
law Prus. Autorisirte I!cbersetzung von
Paul Stncznoski. Breslau, Schlc-
sische Verlagsanstalt v. S. Schott-
laender.

Ein Kind ist die Hauptperson dieses
Romans des namhaften polnischen Schrift-
stellers Voleslaw Prus; nur ein mit nicht
gewöhnlichen Mitteln, mit größter Zartheit
des Empfindens und tiefer Seelcnkunde aus-
gestatteter Dichter darf «en Versuch wagen,
für einen solchen Helden unsere Theilnohme
einen ganzen Roman hindurch in Anspruch
zu nehmen. Prus hat sich dieser Aufgabe
völlig gewachsen gezeigt. Tic kleine Ange-
lika gehört zu den rührendsten Gestalten,
diceinTichter geschaffen. Wie dieses Kind, von
einer kränklichen, stets klagenden, schwachen
Mutter, von einem charakterlosen, selbst-
süchtigen Vater, der durch seinen Leichtsinn
Frau und Kinder dem Elend überliefert,
sich selbst aber zu bergen weift, ron einer
verschrobenen verknöcherten Gouvernante um-
geben und erzogen, sich aus sich selbst heraus
entwickelt, sich zu eigener richtiger Beur»
theiluvg der Menschen und Tmge hindurch-
ringt und als die Einzige die ganze Wucht
der traurigen, durch den Vater verschuldeten
Verhältnisse mit tiefschmerzliei em Weh em-
pfindet, ttie dieses Ülind schließlich, völlig
gebrochen durch den Tod der Mutter und
die durch Sentimentalität verdeckte Gefühl»
losigkeit des Vaters, sein junges Leben aus-
haucht, das ist so uahr, so überzeugend, so
ergreifend geschildert, daß der Leser mit
diesem Geschöpf dichterischer Phantasie sich
durch ein Vanb inniger Svmvathie, nie
mit einem theuicn Angehörigen verbunden
fühlt. Wie rührend ist nicht die Liebe der
Neinen Angelika zur Mutter, zu der Natur,
zu der Heimat, die sie verlassen muß, zu
ihrem treuen Hunde geschildert. Ja, selbst
für den letzteren weiß der Dichter unser
lebhaftes Interesse zu erregen, und der Tod

des treuen Thieres geht uns fast ebenso nahe wie der kleinen Angelika. Auch die humoristisch-satirischen Partien des Buches, in denen vornehmlich die ihre Tugend stets bedroht glaubende Gouvernante die Hauptrolle spielt, sind wohl gelungen, lind ein gesunder Realismus lebt in dm Scenen, wo der Verfasser das Leben und Treiben der polnischen Bauen» schildert. — Tic Uebcrsetzung liest sich sehr gut. 0. V.

Die Gräfi« von Vsnneval. Eine Erzählung aus der Zeit Ludwigs XlV. und der Regentschaft. Von Lady Geor» ginnll Fullerton. Münster i. West« falen. Adolph Russell.

Ladt» Fullerton genießt in England den Ruf einerhen orragenden Schriftstellerin: durch das in deutscher Uebcrsetzung uns vorliegende Werk „Die Gräfin von Bonneral" soll dem deutschen Publikum Gelegenheit geboten werden, sich mit ihr bekannt zu machen und sie werthschätzen zu lernen. Unzweifelhaft besitzt die Verfasserin eine gewandte Feder, und das nach geschichtlichen Tocumenten entworfene Lebensbild bekundet viel Fleiß und historisches Verstandniß, doch ist Ladt, Fullerton, vermöge ihrer individuelle« Veranlagung, nicht im Stande, eine objective Benrtheilcrin der von ilir geschilderten Zeit, mit ihren widerspruchsvollen Gegensätzen, abzugeben. Ladt» Fullerton, die ron der anglikanischen zur katholischen Kirche übergetreten ist, betrachtet Menschen und Tivge nur vom Standpunkt ihrer Ncltansckauung, einer sehr engherzig pietistischcn, und so sieht sie in jener Zeit — es ist diejenige der Regentschaft in Frankreich — nur die Auswüchse, aber für die Befreiung der Geister, für die sich vorbereitende Aufklärung hat sie nur Verurteilung, aber tciu Verständniß. Das rührende Schicksal der Gräfin ron Bonneral. der eigentlichen Heldin des Buches, die mit fast allen henorragenden Persönlichkeiten der damaligen Zeit in Verbindung stand, schildert die Verfasserin mit einreisender Einfachheit nnd scelenkundigcm Verständniß: in dieser Beziehung müssen wir ihr rolle Anerkennung widerfahren lassen, sie ist immeihin cmc literarische Erscheinung, die der Beachtung des gebildeten deutschen Publikums empfohlen zu werden verdient.

Vibliographie. —
!3?
^d««e, H^ >V»H ^ciuilden «ir un»in Xindern?
.^II<l. deut«c!>e« Hr^ieimnzz-I^exicnu. Uel. 5
!,>5 8. ÄuttVU't. 8en« »b»ener zede Ve> Illsszudig,
Xuleitun^«», »»zum, Mr den Verbraueii der
IHtn»i» — ilr!«»ller ?rim» LlgHNlllen- ete.
Innne «ur Nerztellunz noeiileuerleLter ?»I>ri-
Küte in den (!I»3>, ?orxe!uu>-. ^UHmotte- eio.
Induztrun. NN!»- ,ü!i«,. U. »uiile.
^inllUl, N^ Dornen um die Ii«i<<>, Lerün. X.
2»II««ti«lU, L. s!lHlin. ll'rnu von >d!er»leld,>
8»! und andere »velien. Vie«b»den II. 8>>e!!-
w!<! «: C«.
2»»«6«,^, II. v^ C!i2r»!>tere »>><! ?em>»>r»me„te,
Or»m»turj:, 8!»dien I.8!!ll!>'e«>«ir,<^!!e Cn«rn>i-
U're mit einem Hnwlnßi l'eixr Uc^Ine^ lüuüt,
«erün, D. llentxe!,
2«oIiIloM'». IllIndiexIIin,! derXiUur« i55en«ewlte»
und Ä^iiein. I^ielerun,: 13—!^, smniifurl »m
Mi». «. I^-e!,!,cdd.
2«ncl«i, !!., l!>><«i: üünt. I1l>m!,ur3, Veru,«^«,,-
«t»!t <v»riu. ^, ?, üieiiten.
Liblio^i».i>lii», e!eiit!-,>t«i,ni«elie, Änimti. Nund-
»eil»« !!,«-r iiterüri^elie Lr>ei,ei„un!ien dez
I,!' Und ,Vu»!»nde^ 2Uf dem lie!det<'der LIeK!rs^
lecimik, 2u3»,im>enM8t, von li. A<u»,<, ij»nd I,
»est I. I>>ipli^. ^. >. L»rti>,
2ibllc>tiiell clei Qes»n»i>Mtt«i»tili Äs» In»
tllldi ^ti»1»n<!e». X„, W?—6«»!. H»I!e, 0,
Hendel.
212««?, i-llddeutzeiie. sUr KAie^ Unterrient«!«-
»lullen, ^»lirz, I, X», I, 8tu<t8»r>, I'. Xell,
Lon»»«t, .^,. X»ei V»llc«mps>'rinne„ lUr lr»uen>
KIIÄmie. I.ui!><' ü!ie!,ner, Mrie <HW>, llüm-
dur^. VerwLzanLwII > vnrm. ^, ?, Ilieiiteri.
L«I«ll, ,t!rie», und inre l^'m^enun^. ^>>t -7 III»-
»trlltlnnen, 1 Nrientirun^tülei, 2 X»rten und
2 I'iünen, Viien, H. Ilunleden,
2lelm>» Ibtsilsbsn. Kleine Vu8M>,e lür V,<!K
un<! 8e!mie, 2»,ite Huli^ Mn?.!le!> neui««rb,
VW Vii^el, Alt l I^se! in lÄrb>'ndrue!> und
'.'4<) .Xb!,i!<Iun3,'N im ?exl, I>>!l«>l5, üli,!in-
zi»pni«e>>«> In«Utut.
2li»i^««tl»«1 eine« deutzeiien klirrten mit einer
Mii»:«! XI!n»!ierin <Uei?^ H>,^u«t v, 8ll(l,8en-
^VinKeü, I!eiAU«A>«eben von ^Vnll v, .>I,'tü5<'>!-
3cnli!«»c!>. ziit .< ?<,«<-, U>',Ii>^ X. Äe^w-
mur,,i,
»linll. »'Niluii-,! ten, 8Im!i»,v5<>, sllnl V,,r-
Ir^un^n »»,< sem X»!'ti!!»^», »it ,!em IÄi,In.
<!e!< Vei^»!<«er,<, ^Ipä,«,«bulz, X, ^, l'rlinn, i,
NlTUllll, II» liii^iiiüslie Xn»3!«e«<.'iue!,!e, ürzte»
live Xnnzt. Ä!!ne!,en, Ve!-iuß«<»,5!Hlt t, X»n,<I
»!»i Vv'iZ,««!,«iml! v„lm, l>, Li-nciüimn«.
2l»n»«ll, .>l, r» N>ilrn <!en 8tw>«, Li» 8ti»>num>;ü'
I>U<I »uü <!^m neuen Lerlin, Ut'i-ün, <!,'b!'ii,!>r
!^>et.>i,
c^>I»U, V^ ^'eul^t Äiinner! Ixi,«!«, c, «. X»u-
in^nn.

Diu!«», X^ VoiiMixii^, nNiio^wpKIzeiie« ^'öi^r-
bu«b der cieuuclien 8nl!>e!>e, Vierte ninV«rb.
u. venu, ^nü, I^'ipüi^, M!,!inß!-, Inzütnt,
D»«U«i uncl DulÄsi. 8!u>!ien U!>ei- <!!e Hn-
in«!<«un^>'n ,!er?o»l!>m5t. Vnn einein »ite»
.^».«Üllll'UN,!, I>'!pü!f5. (!, Ii<i^»„',',
N>»i», <!» <!e«,,nine!le >Ve>'!le, fielen,Nss I.
8tult^»N. I>'ut!>e!ie Veiiüü^-^nütHit,
Ain»t, ,X. ^',. Ileliiilei, !>,',!!!„,Ki, I^in vioitter-
^«Nmit, iiit muMli', (lecüenten >n«! Uliel,',,,
8u«ie ciem Lil<!n!«ü I>'ut!wi>!'« nl><!> einem
s!em»!>ie ?. l,-. v. !>>„!«»<:!,, X»eite .VnN»^',
IIl>m!>urz. Q Xiu«z.
?«Äein, X^ <;«!><:!,w, 8t»llMN. p, »il.
?l»ui«, l!^ Die Lule. 8en»nüpi«I in einem »it
Lin?.i8 »uwriziite, vom Verliuüiel Hurende«.
I'ei^eltw^unß», ,i, X<„», v„n D, ü»u«!»e!ter,
«llnrnen, v,v L. .ViKert 6 (Ä.
?r»nl!!. >,, I^ciiemie >v»uinelten, 3tX> Lpi-
ßrllmme. Vien, ,^. N»lt!e!>«n,
?iie<zi!el!», H» (ui? »««u!» L I<iei«', LUnnen-
äieblu»!: In lli'el bitten, I^ipüiß. 0, ziut«e,
?<illi«il<i« (ls!»t«i. Line 8nn»niu»<: v»n Ui,>
?l»n!>i»>n, IleiÄ»8^, v. ^, ^tUIiieim. L>>, V.
?i>,,m»,< Klivie von <l, v, 8cIiuix>>-i!>»el!eln!tT.
vse«,!en, I^,, I2i,ienn»un.
I°ncli», s!,, v»^ X!!>eiun^en!ie>!, üin ?ezt«nie!.
vil/dtnn,.', »nler 2n^nm,ieiejlun^ <!e» Urtext»>^,
neHlneilet. Äuülil, von X»ri ^ottssie^«'! -
Allueiien, 8>I!,^!vesin>i,
<3«l<?«i, I«. ,Xu^,»!in. I','t,ure», I?«u»^«iu. Leliin,
II. »»»er.
<3uK! n»<x Xon«?, »!>en <i>r slrieenen ni«I
Vu>e>, K, v<,i!><!il»,!i^ neu i^elird. Huü»!:e.
Hei^u^ss, vnn Kirli, t),,»:ei!UllN,!, ^ieserun^ 1.
U«'i!». ^Vei<inmnn^> iie üu,^i,,
^»«Ii, IX 8>>ii!tel >,n>! 8><ine, Hunuilzmeu um!
>!Üi!ni,«,<e, I^>n>i u,„! I^eule in 8U<Ieun>i«.
I, 8»,,,!, 8n»nl"n, üeriin. It, l!e!i!<tein Xueiil.
^«««1, (,, ^V, r^ Xriüii ,i«s Vei-!!»«»i,n8 veut^eii'
Il>n,iZ, ,^, <!, llwxlZcKnllüeiie!! X»en!»ü«« <!ez
Verli>«»er8. w'wu^', von (ieulx^Voiwt. XH,«,<»!,
In, N. N»nel H c».
H«i««I, X, v„ K»n»,in .Vüiier, ü>un»n. (ÜNUel-
!,<»'„.< ^iiziem, Ilninünilidi,! 8tutt8l>^ ^, Ln^el-
«»in.
^»in«»^Iiii»ll»eli. HI» ^Inteüt zeM» s!«
I1U>«'I>Io,^ei' N>'nK«il<lv,>!„,'!^erun^, Ilei»,^!.'.
zlellei'n v<„i d, iilenir, üe^eüü^iulsl in >'u,n-
nelji. XUniwl!!. t!, Xnen.
2eüi^> ('.. ri»,nn>e,!t,>li! Nerlln. il, ?»«en.
Ue»»«>V»it«8«, l), v„ l'uri,»» l>u« der Xew'n
ßeeiei'.
XM»u, L,. I!e!t,Ä^e ?.ur Lexcl^eute u>« Xxi-Iz-
rüder Ii,sl!„«!er« unier N>I,mr>i llrvrient.
8t«ti3!!>i de« N«ivr!,>!r>^ »ei,«t e, H„«?.„!i v.
IÄ, Nevrient8 Iu>n<!><!,, illiic!,, vul?,eicn»unzen.
Xl>ri5N!>>e, N, Ni«>m',xe!>e II,>li,U!'i,i>,
Xiie^»«i!nil«iti!i^«!» >'in,^ 8<ln!!i!t»vfn«ie>'< der
I<>„dve!,r !»N0—?I, Ueriin, üeiir, ?«etel,
IHNÄ^, ,^, '> Iii^,net. 8iQ?,?,e„, Illlmdur^, O.

)!e!,<«ner,
I^l»l«n»cli«!c!t» HoMv«rt«lbUoIi«5, ?i>e!I IVi
Lnüi!^,/!,'<le!!!,"e!,, ..>HN,i und t>ute in HmeriK»,"
V„ü Kr. 0. X»»dert. 2veit« >uH»ge. I7ei>er>
nrlieitet von Hufin Xnerxenner, üeriin, I^lnssen-
I,n,i>i^>, ?^ Xeue«!e,i!<!,te. t»sili8, V,r,ie<i!iei>.
I.» Uvx« et 1'Ilu»^«. Ilevu« doe»n,en!»ire
I!i„,«lree men^ueüe, I«13, Xo, 3. ?uri», .».
H»«i«Ilei, tt, Dn»ere 8cn«t?,!ruM' in l)»!I>s,i!iÄ,
ilit I!4 IliustiÄtinnen, I!,',1in, X, 8!eß!ünu,i,d,
H»1«>t. Il,, HiiMllÜ,«, Ilunilln !n drei Liinde»,
I'edeo, », d, I>»n?„ v, X, NUmeiin. 3 iide,
>I?n>,'e!!„,rn> ,vi!pin, Ii>„n»ndidi, Xemiler
^ui,rl5, «,!, 17—13>. 8tuüel>rt. ^, ünsse!i,»rn,
H»^«i H Iltillsi» ,>«>de,n, iiM^llc!,«' I, Ull»
l>e«dein, I^rlin 8(,mm>',"ii»!!>Mi,r 1893. Uerlin.
.>I»ver.<' »Mier,
Hein» Llbliotü«!«. .Vnreznn^n und Vinice für
die Linrleiitunjl vnn nou«- und I?luni!ie»-
liinüntnelien. 2I!rien, (.', «, l!>«!!.

H«l»»N»I, f>,, De!' ^mN»«!! dentzlllie» Ne!,«t«« ll»l die lll»>^!,<iü0!,^ I^itte>'«tu>' de« 19, ^üilli, !>i« 1870, I^eipui^, Ileuiierze!,« Lueui,,
Hsl^tsl^vsili», lUK,<!«c!,e, mit Xeeenten Ni7 den I'nte^ic!^ mit und oiine I^direr. Huzyioe I. »nne .Vun,«7>!uuMn Hell 1—3, .Vn^ßübe II, mit Xumei'ii. Hell 2, I^Ipü!!:, V, NerliHi-dt.
Hiclcvlt», 0!,l,, «edieiite. 5, .w!i, ««v»i, r. Xiuxe,
llrütei- ^«w'ff. !Iür«, Xprii >,. zi»i 1893, I^i<>2U, li, Volz^tlaendei-,
IÄ„d II, Nelt 4 >,„<! Ö, Xmii—«l>> 1893, I>°>nl!>?, Il, Vnisstiuender,
HuHinI, II., Niendoi' Xöniei- », «ewe Leüieiinnssen «ui- ziu,<i!>, llu»i!i.'!,i<loi'. 8tudie, lÄtiKo!-, ü, 8imu>ie>!,
Hutl»«l, !i., Ue^eldeiite Her llulei'ei im neun- ?^!mt<',i ^Illiii'inmdei't, I,iel, 1—3. Äiineueu, (!. Ilii'tu'« Kunütveiluß.
O«tc1»ut»llli» »«lvrin. Niüttei- «ui' ^öideiunss der Hum»nit»t, 2>ve!tei' ^»w'zymj: »u, 9^ IN U. II, XNniLüIX'!-«, «,ÄU» ^ >Vei«>!'. ?lun«»t, .V„ I«'l .Viei,vmi»t. Line vieiitunz.
N»tM«t, <-^ I!i>«!Nl>le!i und Neütei-ivion >>!ü l8W mit bezondeivl NeNidüdent, d, 8vi«I^ei,en ^VerKex, Ill>v»i, ?', XiuM.
D»» ^«olit H»i ?«cl»r. Nüii^nonitzel^ift l, d. Ilerulsinlei'««!!«,, d, deut«e!,en 8e!nilt,<t,dler !,, ^oul,m!i8t>'i>, 189°.', Xo. 8, I^riin, veutKelie 8enrilt«t>>!Iei'!5enu»«en.'^'N»lt.
Itsiuv, ^-, <^ultu»!t»dien »der du« ^udentiwm. L<>ri!n, c, Duneiiei-.
A»»t, t'l,, Htl<!»nt«, vi«,n»ti.»ei,e I>ie!,tung mit lÄnü i,> 3 .Vnlüllßen mit «»«' Vnrdemellinnss. Lre.»i»u, ^«inm!»,«,>Vei-i, v, ?, 8ei,veitlel,
8«Ii»»t»l, I^i',, Ix'«eIlUe!,te »»» 8,vive8ter ^o»il>n3 „^'»uderun^'n,^ K»»üe>, l!, ?n, r'i<!>er i-, <^>.
8«IiM««> V^sill». liinxtrirt von eisten deut<e!,en Klln^tleln, 5, ^„N, U,'Ieru,!,? 30—42, 8tutt- e»rt, I1eut«e!,e Veri»««',^n.«l<lit,
8«Il1I1iu»nn, »i!de,'l>ue>, /.IU' I^n>n38!«ei,en !!e> «e!>ie!,!e, Idit IN« Inseln, entiillüend 'MI ^d- IdidunMn »n,i I>i!l>,«, Nl'i^t !! Ii<R,>n ?>>xt, I^!>«ifl, 8ci,„>i,!t K Uii„ti!!'V,
8elulu<it, ziuxin,,, VoiK^e^lHillun^n. I^wl, l, 2, llUno!,«,!, 8<>it/, ^ 8oii»»,>,'.
8oInlN«il H«« V«i«in» Nil M<U«!li« <3«. »oluolit« ui»<! Iilttsnlnu. u<>. I.: vivun <!, ^!>u<w II»i,'vi, Li,w ,^l!8»'3i,i in >!<>ut»<.'!ien I.'<'K»^Nn>ssU»»'!i vun lii'i^r, Ilrii^r, Kiim>>f, Xnzwüer, I^ud^ix^^ei', I^eviu, «ÄpMpoit, 8»<:!!5, 8»I«du(!>, 8wi««^!,»ei>i</>' », >. Uei'Im, II. Nol!ii(!i«lMr,
2«Ili<>«<1«i', 1^. v., Kmi,Ii,i5MU3 u, «'iü'i^wnliium, vl>8 <„> i^moln !,^>!»'„ »n,i v,!« 5k unter- »siwi^et, 2«e! Uss,nli, Voi'ti-iie,', Nevui, s, KiuL>>,
8«I«iN«»», X.. !>!,> 8l>z;,>u Ui»,' 8iiv<ü,t>l II.

«s^i-i«'«), Illlmimi^. Vei!»l,'«>N!>tl>It (voiin,
1. l', Ilieiite,^,
8tlin<!d«i?, ,V^ DiKme» IV. Neix>t und Cn^it.
8um,n!>i-t!Äi!!N. I!« ,'!i„, Vei'iüj; >1r« Li!»i!,>zr.
Nur>HU5,
Ivlt»ut, ^V. I', ^ I>i«>r IlÄniieit <!ül?on!l»n.«t.
?. ^u»>?. ülit <>in,>in Vorvort vun X. ü.
V. ?'. lüiiii' ?.ui- 3. .Vu»Mk>>. rrvikul« !,A,
1, c. n. li,,j,l.
I7elitov»ltv, t'iirst, Nn>>utn'i«> ciei, (i>Ä!i8s!u7zt««
^!>WNlniMI'.>! V»I> NU5«ilU,<I. 1^,'s. 2, I/>!N?.!ß,
5', ^. NN«!!!!!»,,«,
VNiloli, N,, Di« »u« 8ci,rilt, I, liiell, .«ixem.
lHUt'8ci,nlt, <?!>un»8U'!,c,ssNlui>ie,) 2»>?il«
^VuN. >Vi«n, li. Ix'ci„„>s.
V«liin^»>7> I^., Onnmcnwi' ?,u X»ut,< I^itili <!el
iiiuin l!l>«'N>,'n, Lr^ter Ij»n^. es>!t« un,I
e«(?iw IlüiNe, 8tultM»'t, I.'uinn llvutüolie
Verix^Oi^lliücimst,
V«n»», ^,, Ouuciiu« Komi«nmr, Xotlünnsii eine«,
Il»>i>>lter«, ^utu,!«, .^usz:, Vieu, ^. U»N-
— Nu» XnrMt!,en«^>!in»,<, .xntonü, ^U3z. Vien,
X. U»rt!«t>«!>.
Vc>Uc»^l«n»t. V»n einem 8>vi»!llN5t»!>>'»l«'n.
Ijerii», Viener>ei>e Vesw^ül,uel,!,l<n<!iun^.
Vol», li., s!l<,»!i!>e,v.u°; ?>'ie<!ri^!! >'nmü II. von
z!eekieu!mi>'-8e.!,'vei'iu. >>iu Heut«ene« lllrzwn-
iebeu. >Vi!«m«r, H!„'<!nrll',«<:i,e Unluuluii.
^»lolisi, K,, IXi Vutiiei! >Ie5 lmuen »m
^eiztiMu I^!>eu. üiei,<ei>!. .V, Nelmie!,.
V^»1t«i, s!., II!»>eu uu<! cirülie,!. Drei Xuveüen.
U«'riin, .^, <!oI,iK(>ii»ii>it,
V^»1tli»l, ^o!>,, Vlizem, lleemükuncie. Mt 72 in
>!eu ?ext z^ii-uekteu.^i,biI>iuuL«n n. I X»rte.
I>inxi,5, ,1, ^, VVei«>l,
^»i»», I,,, Äncieiue ^Ienl,e!,en, 8Ii!l»,en »>,» »n<!
»lle!, >Ie„> !>>!>en, Ueiün, (!»>!», I'iletei,
Hu»iIc!lU»oK» Vsilcs <l«i X«4»«r ?«iHi»
ll»»<1 III, I^sopolÄ I. uncl ^c>»«pli I. Im
^uftiÄM ,ie» K, ic. ziini^teiinniü liil(^>ilt»!< u.
I'uteil. iieiÄU«!?. von <!ui,1„ ^<iiel, !<«. I—t.
Vien, .Viwiia ^ Ol.
^lslnllllln, »^ I>ut«i,e ?<>Iiti!i ,<eit Ni,«Mllle>i!,
l!>!til>»!>„n^ I89U-1892. Ileilin, <', 8IiNMleIi.
V^isUn^, H.!),, 8>'!>u imMüeiiuie, Aetdoswelie >n-
>eit»U!: ?,uu> 8eN,5!,mteli'iei>t, 2»^ieieu ei»
Ner!i!n,eli lil,' Nile Ilmieude, 2«eile .Vuüll«<«.
Nivinen. ^, Xl!i,tu,i»u>.
2«it»llU«tt tili Nzspl«>t!»l»u». ^,l!>i-!N!«r >.
»est 7. .V,„1i 18«!, «^i'iin, «. Nne^er.
2«it»<H>iIN tu? N»1iiuns»>iMl«l-I7nt?i>
VII. ^n!,i^. X„, 2, Ne,'!in. ll, I'u^eii.
2«lti, K,, IvneMei'innei'U»»«',, eine« ke!d?.»^<'
lieiviiiifieu »u« ,ieu ^!>I>n>u 187» und 1871.
IIiu,<tl. von II, 8t!>,e!ie, dieser»»!: I. .vlte,i>
Dl» 2«l»ti«uuiu?. I!i!lt!>'i 5!!r 8ein.il u. l)rn>t.
IIe,AN»>:, von ('. Xeunmnn. !89l. >I. ^üiiij:,^
Kn. 4, !lo«tnek, II, Ku«e ^ 8o!,n.
2od«1t>t», >, v,, Her l'eluinnne, Iloumn »u« <I«r
.xrtixtenvelt, Äit 77 Uiideni von 5'i'. 8t»I>i.
Ilei'ün, Verein de.!' Ii!!ei>ei'l>'euude,

Unl>»«lb!!g<« Nachdiuck »»» d»m Inhol» >l»I« Zei«<chi!ft unlersag!. U»l>»lltl>»i>g,«ch! „»ibeholten.

^-^ ^^»^^^^<^^^>^>^^^^>^^<<«^^»«^<<^^<^^<^^>2^<«»^>2^3^^^3
1893er. 5l>l3Ctl6 l'ÜlWNF. 1^93«r,
,^-^^1-
UN
klnnle
siulverfösiniz
UNll
Ks>8tll»!«i!'t.
l(^Nl.8L^»^N
8psUlle!'8elf».
X^Nl.8L^l)rN
8l>s!«lel?23ti!len.
-45»-
«in6 in deiielien 6urcli 6ie
l.öliel 8ol,ottl3nlle»', Xal-lsdaä i/8ünmon
Ueb«s88«i8c:l,« llepöt« in «lsn yl-ü88tnn 8t3ätsn »»«s Wolttneilo,
^4

"55CUNU5 ^01041' QN8l5 l'^NN^NUI^I."
Oie ^Krücken ^üllunxen am ^pollinari^-Lrunnen
(^.Krt^al, ^.Kein-l'7eu55en) betrugen an I'laäcKen und
Krügen!—
15,822,000 in 1869,
17,670,000 „ 1390.
/<2H//<3>5e^ (7//<2^<2^^ t/^F^e^."
1^ I!!Vl^ 20. ^//^/^ö^ 1890.
1^ ^lll.^^^8 LW^^V, I.IMM

Aord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

reu

Paul Lindau.

l.XVI. Vand. — August ^893. — Heft M.

<M!t einem Po««!, in Aadirunz: Ma; Vurckhoid),

VreFlau

Schlesische Vuchdruckerei, «nnft. und Verlags.Anstalt

v. 2. 3chottlaend«l,

Ohne Schuld?

Novelle

von

Aonrad «Leimann.

— Rom, —

(Schlich.)

!,ie ich das Freie gewonnen, mich nach Hause zurückgefunden und den Rest des Tages sowie die ihm folgende Nacht verbracht habe, wüßte ich nicht mehr zu sagen. Ich war wie im Fieber. Nur das weis; ich noch, daß mich eine furchtbare Angst befiel, ich konnte die körperlichen und seelischeil Kräfte nicht behalten, um Regines H'er-iheidigung mit all' dem Nachdruck und mit all' der rednerischen Gewandtheit zu führen, die nothwendig waren, um einen Freispruch für sie zu erringen. Wenn es nicht ein Geschworenengericht gewesen wäre, uou dem die Entscheidung abhing, würde ich ohnedies daran verzagt sein, denn wie sollt' ich Richtern gegenüber Negines Unschuld beweisen, da ich doch überhaupt nichts beweisen konnte, sondern nur an das menschliche Gefühl der Männer auf der Geschworenenbank appelliren wollte, nur aus den Umständen konnte zu folgern versuchen, daß hier kein Todtschlag, sondern eine That berechtigter Nothwehr vorlag? Ich mußte darauf rechnen, daß der Anblick der Angeklagten selbst mit dazu dienen würde, mein Plaidoyer kräftig zu unterstützen, und daß man vor eineni verdammenden Urtheil schon dann zurückschrecken würde, wenn auch nur die Möglichkeit bestand, es könne Alles so sein, wie ich es darstellte, dennoch hält' ich gern mehr Anhaltspunkte für diefe meine Darstellung gehabt, hält' ich um Alles gern klarer in die Dinge geblickt, die hier sich abgespielt hatten. Und wär's auch nur zu meiner eignen Beruhigung und zu meiuer eignen Sicherheit gewesen. Ich hätte viel darum gegeben, wenn meine lieber-

zeugungen auf festerem Untergrund geruht hätten. Es war eben doch ein Stück Jurist in mir. Es war mir unbehaglich, das; dieses Stück Jurist in mir dem Menschen zurief: Du bist eben bis über die Ohren verliebt in sie, deshalb bist Du blind, und deshalb allein siehst Du eine Unschuldige in ihr und überbrückst Dir spielend die Abgründe, die drohend aus den«, was geschehen, vor Dir aufklaffen!

War es wirklich so? Die ganze Nacht schloß ich kein Auge über diesem fürchterlichen Grübeln und Sinnen, das in mir geweckt war. Regine hatte Gottfried Rubow geliebt und doch getödtet. Warum? Ich fragte es mich umsonst. Ich wußte nicht mehr, ob ich es auch sie selber gefragt und was sie mir geantwortet hatte. Eine befriedigende, eine erlösende Antwort könnt' es jedenfalls nicht gewesen sein. Wenn sie ihn liebte, weshalb hatte sie ihn nicht erhört? Weshalb ihn gezwungen, es mit brutaler Gewalt ihr gegenüber zu versuchen? Und weshalb ihn um dieses Liebesverbrechens willen, das doch Liebe sonst so leicht zu verzeihen pflegt, erstochen? Nur weil sie nie dem angehören wollte, dem sie die Schuld am Tode der Schwester beimaß? Aber warum geschah das? Das war's, wonach ich sie hätte fragen, was ich mir hätte erklären lassen müssen. Hier lag sicherlich der Schlüssel zu ihrem ganzen Wesen, zu ihrer Thal und zu ihrem Verlangen nach Sühne; hier oder nirgends. Die Untersuchung hatte diese Schuld Gottfried Nubows für unbegründet, für ausgeschlossen erklärt. Aber das bewies ja noch nichts. Die Untersuchung hatte auch nichts davon ergeben, daß Regine Stirner in der Nothwehr gehandelt hatte. War es so, ließ sich wenigstens glaubhaft nachweisen, daß Regine Gründe gehabt hatte, — mochten es auch nur Scheingründe gewefen fein, — auf eine Schuld ihres Schwagers zu schließen, so waren trotz ihrer Liebe zu ihn: ihr Widerstand, ihr Grauen und ihre verzweiflungsvolle That in der Stunde, wo sie sich nicht anders zu helfen wußte, erklärlich. Hier alfo war der Punkt, auf den ich mein Augenmerk vornehmlich richten, über den ick mir volles Licht verschaffen mußte, denn von hier aus mußte die Vertheidigung einsetzen, oder es war überhaupt kciue Möglichkeit vorhanden, alle die Widersprüche aufzuklären, die sich ergaben, je tiefer man in das Labyrinth dieser verbrecherischen That einzudringen versuchte, welche dein >ireisgerichtsrath Oesfeldt als ein „ganz klarer Fall" erschienen war, bei dem es „nichts zu verderben" gab.

Ich zwang mich, ruhig zu bleiben, als ich am nächsten Tage, wieder um die Dämmerstunde, zn Negine ging. Ich wollte ihre That als Jurist prüfen und erkennen. Ich fagte mir, daß ich es müsse um ihret- wie um meiner selbst willen, weil ich nur dann sie für mich retten könne. Ich stellte mich ihr gegenüber kühl und als fühlte ich mich ganz Herr meiner felbst, während das Blut mir iu Hirn und Herzen tobte. Nur die Hand hatte ich ihr gereicht, aber den Blick ihrer Äugen vermieden. Trotzdem kam mir's vor, als ob sie im Gegensatz zu mir selber heute unruhig und in nervöser

Erregung sei. Ich eilte mich, mit dein Wichtigsten zu Ende zu kommen; nachher konnten wir immer noch Hand in Hand und Auge in Auge mit- einander von dem reden, was unsre Seelen in der Tiefe bewegte.
„Regine," sagte ich und setzte mich ihr gegenüber, aber so, daß der matte Lampenschimmer auf sie fiel, während ich selber im Dunklen blieb, „wir haben heute noch Vieles und Ernstes zu besprechen. Sie wissen ja, daß morgen der Entscheidungstag ist. Und was giebt es bis dahin nicht noch Alles zwischen uns in's Reine zu bringen! Morgen komm' ich vor dem Beginn der Sitzung zwar noch auf einen Augenblick zu Ihnen, um Ihnen die Hand zu drücken und Ihnen Muth einzusprechen, aber fertig und klar muß dann schon Alles zwischen uns sein. Also lassen Sie uns an- fangen! Sie wissen ja, worum es sich handelt, und Sie werden jetzt offen gegen mich sein, nicht wahr?"
Sie murmelte etwas zwischen den Zähnen, was ich nicht recht ver- stand. Es mochte heißen: „Ich muß wohl."
Ich sagte ihr nun, worauf es in der Verteidigung ankommen würde und daß alles davon abhing, ihre That als eine in der Nothmehr verübte glaubhaft zu machen. Zu diesem Zweck müsse ich in erster Linie volle Klarheit über ihr Verhältniß zu Gottfried Rubow haben, und sie müsse mir Näheres über diesen selbst und seine Ehe mit ihrer verstorbenen Schwester erzählen. „Ist diese Ehe glücklich gewesen?" fragte ich sie.
„Ich weiß nicht," gab sie zur Antwort.
Mir schoß wiederum ein toller Gedanke durch den Kopf. „Sie haben ihn ja geliebt," sagte ich. „Haben Sie ihn schon geliebt, als er noch der Gatte Ihrer Schwester war, Negine?"
Sie stieß einen halbunterdrückten Schrei aus. „Weshalb fragen Sie das?"
Mir ward bange zu Muth. Mir begann vor meiner eigenen Hell- seherei plötzlich zu grauen, und wieder war mir's, als thue sich ein Abgrund vor mir auf. „Sie haben ihn also damals schon geliebt," sagte ich, und zugleich mit allem Anderen stieg etwas wie Zorn in mir auf.
„Und er?" fragte ich weiter, „er?"
Sie gab keine Antwort, sie sank, wie gebrochen, in sich zusammen, ein leises Stöhnen entquoll ihrem Munde. Mir kam sie vor, wie eine, die mir gegenüber nicht lügen konnte und doch für ihr Leben gern gelogen hätte, weil sie durch die Wahrheit sich selber zu Grunde richten mußte. In irrer Qual rang sie mit sich. Und mir dämmerte mehr und mehr die Ahnung von etwas Furchtbarem auf, das in der nächsten Minute mich und alle meine Hoffnungen zerschmettern würde. Ich stemmte mich noch eine Weile dagegen an, wie gegen eine unheilvolle Macht, aber ich fühlte, daß sie ge- waltiger war, als ich, und daß ich erliegen würde. „Und er liebte Sie auch — damals schon," sagte ich endlich und konnte nicht weiter sprechen, weil der Athem mir versagte.

Ich sprang auf, ich riß an meinem Hemdkragen vorn, ich meinte, er-
sticken zu müssen. Regine kauerte reglos auf dem Vettrand, ohne einen
Laut von sich zu geben. Sie machte auf mich jetzt den Eindruck eines
Menschen, der auf offenem Felde sich vor einen: Gewitter zufammenduöt,
das in der nächsten Secunde verheerend niederprasseln wird und gegen das
er keinen Schutz kennt. „Regine!" schrie ich endlich auf, „Sie glauben,
daß er Ihre Schwester sterben ließ, — daß er Ihren Tod wollte, weil —
er Sie liebte, wie Sie ihn?"
Wiederum keine Antwort. Aber sie hätte mir doch ein „Nein" ent-
gegengeschrien, wenn es anders gewesen wäre! Es war also, wie ich ge-
sagt. Nein, es war tausendfach, tausendfach fchrecklicher. „Regine! Um
aller Heiligen willen" — ich griff nach ihren beiden Händen, ich packte sie
wild daran, ich riß sie daran empor, — „sagen Sie nur ein ,Nein^ auf
das Eine, wenn Sie können: hat er Ihre Schwester gemordet? Wußten
Sie um diesen Mord? Wollten Sie — nein! nein! nein! Eher will ich
an ineine eigene Mitschuld glauben, als daran, daß Sie diesen Mord gewollt
hätten, — Sie, Sie! Aber sagen Sie mir's! Sagen Sie mir ein ,Nein^,
und Alles soll gut sein."
Sie schwieg. Auch jetzt noch schwieg sie, konnte sie schweigen. „Regine,"
sagte ich in stehendem Ton, „zürnen Sie mir doch nicht, daß ich auch nur
an eine so grauenvolle Möglichkeit habe denken können. Aber durch Ihr
Schweigen stürzen Sie mich ja in all' diese furchtbaren Zweifel. Sprechen
Sie doch! Sagen Sie nur doch endlich ein gutes Wort! Hab' ich denn
nicht einmal das um Sie verdient? Und ich habe Sie so lieb, so lieb!"
Da stand sie plötzlich auf, ganz kalkweiß im Gesicht, ganz starr und
entgeistert. Ihre Hände lösten sich aus den meinen und glitten durch die
Luft, als wollten sie mich streicheln, dann sanken sie schlaff wieder herab.
Und nun, ihre Augen fest in die meinen bohrend, sagte sie mit tonloser
Stimme: „Begreifen Sie es jetzt endlich, daß ich sterben muß?"
„Regine! Um Gottes Barmherzigkeit willen, — Negine!" Ich war
nahe daran, niederzusinken, ich mußte alle meine Kraft aufbieten, mich zu
halten.
Sie aber wiederholte, ohne sich zn regen und mit ganz dem gleichen
Ton, wie vorher: „Begreifen Sie es jetzt endlich?"
Ich fank auf den Schemel zurück, legte mein Gesicht in die Hände
und stöhnte, — stöhnte, wie ein todwunder Mensch, der ich war. Vor
meinen Augen versank eine Welt. Mir war's, als ob in dieser Stunde
meine Jugend stürbe. Sonderbar kalt und öde ward mir's zu Muthe, ich
fror, ich fühlte meinen Herzschlag garnicht mehr, und das Blut schien in
mir zu gerinnen. Ein paar Secunden hindurch hatte ich die Empfindung,
daß ich nun sterben würde. Und es war mir nicht leid darum. Dann
ward ich mir meines Lebens wieder bewußt, aber es war in mir etwas
vernichtet worden, was niemals wieder lebendig werden tonnte. Eine

wunderliche, bleierne Ruhe war über mich gekommen. Ich sah Alles, wie es war, ganz deutlich, in wahrhaft erschreckender Klarheit vor mir, und ich hatte plötzlich Kraft und Muth, Allem in's Auge zu blicken. Ich wollte wissen, wie es geschehen war. Zwei Gewalten, die friedlich in mir neben-einander gehaust hatten, waren auseinander gerissen worden, und die eine hatte Macht gewonnen über die andere. Die da unterlegen war, hieß Er-barmen, vielleicht auch Liebe oder Leidenschaft, und die gesiegt hatte, hieß jetzt Empörung, vielleicht Verachtung.

Und sie war's, die mich endlich sprechen ließ, mich zum Sprechen zwang, während dies Mädchen, dem Niemand zugetraut haben würde, daß sie auch nur einem Thier ein Leid anthun könne, und die nun doch eine Verbrecherin sein sollte, vor mir stand, die Hände lose im Schoß gefaltet, das Haupt gebeugt, — wie ein Bild der Unschuld, jungfräulich-hold und voll keuscher Anmuth. Ein ungeheurer Zorn wollte mich packen. Wie konnte dies Geschöpf nur so lügen? Wie tonnt' es mit diesem Zauber der Reinheit, der wie ein Glorienschein ihre Gestalt umfloß, eine Verbrechen» sein? War dann, wenn das sein konnte, nicht überhaupt Alles auf der Welt Lug und Trug und gleißnerische Heuchelei? Konnte es eine Täuschung geben bis zu solchem Grade?

„Ich muß Alles wissen," sagte ich in herrischem, innuirirendem Ton.

„Wie geschah es? Tas Gericht ist nach sorgfältig geführter Untersuchung zu dem Ergebniß gelangt, daß Ihre Schwester, Frau Luise Rubow, durch einen beklagenswerthen Zufall verunglückt ist, ohne daß irgend eine Mit-schuld dabei seitens eines Menschen angenommen werden könnte. Tas (Bericht hat sich also geirrt?"

Ich wunderte mich selbst über meine Ruhe und über den klaren, scharfen Ton, in dem ick sprach. Regine war einen Augenblick zusammen-gebebt, dann aber wieder in ihre frühere Starrheit zurückgesunken und er-widerte nun mit klangloser, doch ganz deutlicher Stimme: „Das Gericht hat sich geirrt."

„Gottfried Rubow hat jenen Unglücksfall verschuldet?"

«Ja."

Sie schien jetzt ganz auf nieine Intentionen einzugehn und mir kurz und sachgemäß antworten zu wollen, wie im Verhör. „Woher wissen Sie das?" fragte ich nach einer langen Pause weiter.

„Ich habe es gesehn."

„Gesehn? Was haben Sie gesehn?"

„Taß er an jener Stelle das überhängende Stück Erdreich soweit untergrub, daß es bei den ersten Spatenstichen unten durch die Erschütte-rung herabstürzen mußte."

Ich rang nach Athem. „Tas haben Sie gesehn? Wann? Von wo aus?"

„Von meinem Kammerfenster aus. Bei Nacht."

„Sie wachten also? Zufällig? Und waren am Fenster?"

„Ich konnte nicht schlafen. Es war, weil er wir in jener Zeit schon häufig gesagt hatte, er liebe mich und er würde wahnsinnig werden, wenn ich ihn nicht erhörte. Ich war sehr unruhig und muhte auch Nachts immer auf meiner Hut sein, weil er manchmal, wenn Luise fest schlief, an meine Kammer geschlichen kam und an der Thür rüttelte. Der Riegel faßte nicht gut. Ich wagte selten, mich ausgekleidet niederzulegen. Und in jener Nacht hörte ich wieder seine leisen, tappenden Schritte draußen auf dem Flur. Da sprang ich auf. Aber er kam nicht an meine Thür, sondern schlich zum Hause hinaus. Und als ich an's Fenster trat und hinausblickte, sah ich ihn drüben zum Sandberg gehn. Eine Spitzhacke trug er in der Hand. Ich mar neugierig, was er thun würde. Und es war eine sternhelle Sommernacht. Da sah ich Alles."

Ich hatte in athemloser Spannung zugehört. Das Herz schlug mir nun doch so rasch und wild, daß ich zu ersticken meinte. Jetzt mußte sich's entscheiden, jetzt mußte ich klar darüber werden, ob ich an das Schreckliche glauben sollte oder nicht. Die eingetretene Pause war wie eine letzte Gnadenfrist, die ick> mir selber gönnte. Dann kam's von meinen Lippen: „Wußten Sie, was er that und warum er es that?"

„Ich wußte es nicht. Aber ich hätte es wissen können. Ich hätte niir sagen können, daß er etwas Verbrecherisches im Schilde führen mußte. Wozu sonst die Heimlichkeit und das nächtige Treiben? Er selbst ging auch niemals vorher zum Sandgraben. Das war die Sache der Hansdirne. Manchmal machte sich Luise selber ein Gewerbe daraus. Sie that das noch aus Liebhaberei, weil sie es früher als Kind, fo lange die Mutter lebte, immer hatte thun müssen. Gottfried fah es aber nicht gern, er fand stets, daß sie sich etwas damit vergab. Seit sie sich nicht mehr so glücklich mit ihm fühlte, that sie es dann häufig nur, um ihm Verdruß damit zu machen, aus Trotz. Dennoch wußte ich nicht, daß sie gerade am nächsten Morgen zur Sandgrube gehen würde. Er aber hat es gewußt. Es mag ein Wortstreit zwischen ihnen vorangegangen sein oder er hat sie sonst gestachelt, zu gehn. Ich weiß es nicht. Aber als sie am andern Morgen ging und verunglückte, wußte ich gleich: er hat sie gemordet. Und als ich es ihm auf den Kopf zugesagt habe, hat er keine Antwort gehabt, als ein Achselzucken."

Mir bangte, weiter zu fragen. Dennoch mußte es ja sein. Und ich brachte es heraus: „Sahen Sie Morgens Ihre Schwester zur Sandgrube gehn?"

Nun zitterte sie wieder. „Ja," sagte sie dann. Es klang nur wie ein Hauch.

„Und — was dachten Sie dabei?"

„Ich dachte: wenn sie dort verunglückte, wäre Gottfried frei."

,>

„Und warnten sie nicht? Theilten ihr nichts von dem mit, was Sie Nachts gesehn hatten?"

„Nichts," sagte sie dumpf.

„Sie wollten also den Tod Ihrer Schwester?"

„Ich wollte ihn nicht — Gott sei mein Zeuge! Aber der Gedanke, wie gut Alles werden könnte, wenn sie nicht mehr lebte, wollte nie in mir sterben. Ich habe dagegen angekämpft mit allen meinen Kräften, ich habe gerungen und gebetet. Tage und Nächte. Gott weiß es! Es war umsonst. Immer wieder und wieder ist der furchtbare Gedanke in mir aufgestiegen und hat in mir gewühlt und an mir gezerrt, rastlos, unermüdlich. Wie ein Wurm war's, der mir in der Seele bohrte. Es gab keinen Widerstand dagegen. Wie ein Wahnsinn war's. Und manchmal schrie und weinte und schluchzte ich vor Jammer und Verzweiflung und schlug mir selber mit den geballten Fäusten in's Gesicht und nannte mich tausend Villi eine Elende und Verworfene, eine Verbrecherin, eine Mörderin, — weil ich in Gedanken mordete. Aber das Alles half nicht dagegen cm. Ich mußte, mußte, mußte es denken. Und einmal war Luise schwer krank. Da betete ich, daß der liebe Gott sie wieder möge genesen lassen. Und während ich es betete, dachte ich immer nur daran, daß Alles, Alles gut sein würde, wenn sie stürbe. Gott im Himmel! Ja, es war furchtbar. Ja, ich war eine schändliche Frevlerin. Aber ich konnte jll nicht anders. Und an jenem Morgen, als ich sprechen wollte, als ich Luise zurufen wollte: „Geh' nicht! Vielleicht ist da Gefahr droben!" an jenem Morgen konnte ich nicht. Die Zunge war mir gelähmt, die Brust war mir zugeschnürt, — ich konnte nicht. Ich sagte mir, es sei ja auch nur Alles ein Hirngespinst, eine tolle Einbildung, und wenn es da wirklich eine Gefahr droben in der Sandgrube gäbe, würde Luife, die so klug und vorsichtig war, auch ohne meine Warnung sie bemerken und sich davor schützen. Ich redete mir selber Trost und Beruhigung ein, ich suchte mich selber freizusprechen von jeder Verantwortung, die ich durch mein Schweigen auf mich geladen. Aber der Gedanke, der grauenhafte Gedanke, wie gut es sein würde, wenn Luife nicht mehr lebte, war in mir und bohrte und wühlte unablässig fort. Wt diesem meinen Gedanken Hab' ich sie ermordet, bin ich mitschuldig an ihren» Tode, an Gottfrieds Verbrechen. Und eben deshalb bin ich des Todes schuldig und kann nicht weiterleben und will nicht weiterleben. Nun wissen Sie's endlich, nun werden Sie kein Erbarmen mehr mit mir haben und werden nicht aus Erbarmen mich mehr »vollen leben lassen!"

Sie hatte das Alles hervorgebracht, während sie sich die Hände gegen die Schläfen preßte, als wolle sie ihren Kopf festhalten, damit er nicht zerspringe. Nun warf sie sich erschöpft neben dein Bett auf die Kniee nieder und lehnte die Stirn gegen die Eisenstäbe der Bettstatt, wie um sie zu kühlen. Ich war sehr erschüttert. Mein Kopf brannte, und meine Pulfe

flogen. Das also war es gewesen — das! Und deshalb sollte sie büßen? Eine Gedankensünde büßen? Oder mar es doch mehr? Ich wußte es nicht, ich war mir selber nicht mehr klar über all' das Traurige und all' das Furchtbare, das ich geHort. Und noch nicht genug war's. Ich mußte noch mehr hören, und ich wollte es, wollte es, um Alles begreifen zu lernen.

Wieder zwang ich mich zu äußerer Ruhe, wieder nahm ich die Miene eines Inquisitors an, wieder begann ich zu fragen, als ob es mir nur darauf ankomme, hier als Jurist genau die 8psciL8 facti festzustellen, und als hätte mein Herz keinen Theil an den Dingen selbst oder an Derjenigen, die sie verübt. „Erzählen Sie mir Alles," sagte ich, „auch das Letzte. Wie lange bestand das Liebesverhältniß zwischen Ihnen Beiden schon?"

„Das Liebesverhältniß?" Sie wiederholte das Wort uerständniß-los. Es kam mir sogar beinahe vor, als glitte ein bittres Lächeln dabei um ihre Lippen. Dann sagte sie: „Ich habe ihn immer lieb gehabt, — schon als Kind. Aber er beachtete mich nicht. Man glaubte allgemein, mein Vater hätte in seinen« Testament den Hof der ältesten Tochter allein verschrieben, weil sie sein erklärter Liebling war und weil der Hof nicht getheilt werden sollte. Es war auch die Sitte so. Deshalb hatte er sein Auge auf fie geworfen, deshalb tan« ihni garnicht der Gedanke, er könne einmal um mich freien. Denn er selbst war arm. Und dann war Luise ja freilich auch fchüncr, als ich. Alle Welt hatte sie gern. Und ich nicht am Wenigsten. Ich hatte sie immer fehr lieb gehabt und sah zu ihr ans und that blindlings Alles, was sie von mir verlangte. Nur, wenn sie verlangt hätte, ich sollte Gottfried Rudow nicht lieben und nicht mehr an ihn denken und nicht nach ihm Begehren tragen, dann hätte ich ihr nicht gehorchen können. Das aber verlangte sie auch garnicht; denn sie ahnte nichts davon, daß ich ihn gern hatte, und hätte sich auch niemals vorstellen können, daß ich einen Mann begehren würde, den sie für sich selber beanspruchte, oder daß ein Mann, den sie liebte und der sie gewinnen konnte, nach mir sollte Verlangen tragen. Und dann ward sie sein Weib. Ich Hab' ihr das Glück von Herzen gegönnt, Gott weiß es, ich habe sie nicht beneidet, und ich habe nichts gethan, um es ihr zu zerstören. Dazu halt' ich sie viel zu lieb. Und immer war sie auch gut gegen mich und hat wie eine Mutter an mir jungem Ding gehandelt. Die Ehe war anch allen, Anschein nach eine sehr glückliche. Ich aber bin nur manchmal in meine Kaminer gegangen und habe mich heimlich ausgeweint. Davon hat niemals Einer etwas gewußt. Uud sonst mar ich immer zufrieden, heiter und fleißig, es hat kein Mensch über mich klagen können. Ich habe gearbeitet vom Morgen bis zum Abend, dabei wurde mir's leichter um's Herz, und ich könnt' es tragen, zu leben, — so zu leben: neben ihn, und neben ihr!"

Sie schwieg eine Weile, wie nm Athem zu schöpfen. Aus ihrer kauernden Stellung neben der Bettstatt hatte sie sich aufgerafft und saß

nun auf dem Bettrande, mit vornübergebeugtem Oberkörper und schlaff
Herabhangenden Armen, wie in ein träumendes Erinnern verloren. Ich
wagte kein Wort, um sie in ihrem Gedankengange nicht zu stören. Ohne-
hin war ich von dem schlichten Bericht im Innersten ergriffen, und ein
seltsamer Bann hielt mich gefesselt.
Dann sing sie wieder an, und ihre Stimme klang noch müder, als
vorher: „Es wurde Alles anders, als mein Vater starb. Da stellte sich's
heraus, daß der Hof nicht Luise allein, sondern uns Beiden zu gleichen
Theilen vermacht worden war. Ich weiß nicht, ob damals Gottfried zuerst
der Gedanke gekommen ist, daß er mich also ebenso gut hätte zum Weibe nehmen
können, wie Luise. Nur das Eine weiß ich, daß er mich seither plötzlich
mit ganz anderen Augeu betrachtete und daß seine Augen mich zu beäng-
stigen begannen, sodaß ich ihnen auswich, wie ich nur irgend konnte. Aber
mein Blut mar dennoch in Wallung gerathen, und ich hatte oft schlimme
Nächte. Gesprochen hat er aber kein freundliches Wort mit mir, im Gegen-
theil, er war herb und barfch, sodaß Luise ihm bisweilen sagte, er möge
doch gut zu mir sein. Und die Neiden lebten noch immer sehr glücklich
zusammen. Nur daß es ihnen ein großer Schmerz war, keine Kinder zu-
haben. Besonders Gottfried litt sehr darunter und sprach oft davon, daß
das gar keine richtige Ehe sei, wo keine Kinder kämen. Dann weinte
Luise. Aber dennoch mar nichts zwischen ihnen. Erst als sie krank wurde
und der Arzt ihnen Beiden sagte, Luise würde niemals ein Kind haben
können, und sie launisch wurde uud immer neidisch war auf Jeden, der
stärker war, als sie, und arbeiten konnte, während sie selber viel liegen
mußte und immer kränkelte, — erst da sing es an. Gottfried und ich
warm nun oft zusammen auf dem Felde und in der Wirthschaft. Ich
tonnt' ihn nicht mehr so meiden, wie früher, weil ich Luises Arbeit über-
nehmen mußte. Und einmal, an einem glühheißen Iulitag auf dem Noggen-
felde, als wir nach der Mittagspause noch eine Weile im Schatten einer
hüttenartig aufgebauten Kornmandel rasteten, sagte er plötzlich zu mir:
„Weißt Du eigentlich, daß ich rasend verliebt in Dich bin, Mädchen? Und
daß ich den Verstand noch darüber verlieren werde, wenn Du uicht endlich
einmal mein wirst?" Das kam so heraus, wie ein Aufschrei, mit dein er
sich Luft machen wollte. Mich aber lähmte es förmlich, ich war bis zu dieser
Stunde ganz ahnungslos gewesen, hatte mich ganz sicher neben ihm gewähnt.
Und nun, ehe ich mich noch besinnen, ehe ich noch etwas denken konnte, war
er aufgestanden und wollte sich über mich werfen. Mit einem Angstruf fuhr
ich empor und entfloh. Und von da an wußte ich, wie es um ihn stand
und daß ich auf meiner Hut sein muhte. Er ließ mich auch selbst garnicht
im Zweifel darüber. Gleich in der folgenden Nacht kam er an meine
Kammerthür und bat und bettelte, ich sollte ihn einlassen, er würde sonst
verrückt und was er noch weiter Alles redete. Uud dann kam er heimlich
öfter und redete nichts mehr, sondern wollte mich überrumpeln. Aber ich

wußte jll nun, was ich von ihül zu gewärtigen hatte, und schützte mich vor ihm. Ich that das, — obgleich ich ihn liebte und obgleich meine Liebe wuchs und wuchs, bis zum Wahnsinn. Ich tonnt' es Luise nicht cmthun, ihn zu erhören, wenn ich selbst auch vielleicht die Sünde auf mich genommen hatte, so schlecht, wie ick schon durch meine unselige Leidenschaft geworden war. Die Liebe zn meiner Schwester hat mich stark gemacht und vorsichtig. Aber wenn ich meiner selbst auch ganz sicher war, so lange Luise leben würde, dagegen tonnt' ich mich doch nicht wehren, daß ich immer dachte, wie Alles gut sein würde, wenn sie nicht mehr lebte. Ich Hab' schwer getragen unter der Sünde, aber besiegen Hab' ich sie nicht gekonnt. Das ging über meine Kräfte. Und als sie zum zweiten Mal wieder darniederlag, hat mich's Tag und Nacht zu jeder Stunde verfolgt: wenn sie jetzt nicht wieder auf stände, könnt' ich sein werden! Und ich Hab' um ihre Genesung nicht wieder beten können, es war' eine zu große Sünde gewesen. Sie ist aber doch wieder besser geworden. Und dann hat Gottfried wohl den furchtbaren Plan gefaßt, sie zu tödten, weil er denn garnicht anders zu seinem Ziel kommen konnte und das Leben nicht mehr so ertrug, wie es war. Er muß eben völlig von Sinnen gerathen sein, denn ein schlechter Mensch — ein so schlechter war er nicht. Aeußerlich wurd' er sogar ruhiger, und daß die Ehe zwischen den Beiden nicht mehr die gleiche war, wie früher, hat kein Mensch merken können, in der letzten Zeit schon garnicht. Und dann plötzlich hat er das Schreckliche gethan."

Wieder verstummte Negine, nnd diesmal schien sie überhaupt das Weitersprechen zu vergessen und ganz zu vergessen, daß sie zu mir und nicht zu sich selber geredet hatte, so ganz in sich versunken hockte sie da auf ihrem Platze. Ich mußte mich erst zwingen, sie anzusprechen, und wieder that ich es in jenem Ton des Verhörrichters, den ich ihr gegenüber angenommen hatte, so schroff er auch im Widerspruch stand zu dem, was ich für sie in meinem tiefsten Innern empfand und was mich in heißem Erbarmen und leidenschaftlichem Schmerz durchglühte. „Und wie ward es dann weiter?" fragte ich. „War Gottfried Rudows Benehmen nach dem Tode seiner Frau das eines schuldbewußten nnd eines reuigen Mannes? Und wie kam es, daß Keiner sonst ihn beargwöhnte, außer Ihnen selbst?"

Sie sah mich einen Augenblick erstaunt an, wie wenn sie mich fragen wollte, ob ich etwa an eine fixe Idee ihrerseits glauben könne, die in ihrem Schuldbewußtsein wegen ihrer sündigen Gedanken wurzele und so das Gedankenuerbrechen bei dem Mitschuldigen habe zur That werden lassen. Dann schüttelte sie mit einem traurigen Lächeln, das mir in's Herz schnitt, langsam den Kopf. „Wer Gottfrieds nächtliche That nicht mit angesehen hatte, wie ich von meinem Fenster aus, der konnte ja garkeinen Verdacht gegen ihn haben, denn in seinem Verhalten gegen Luise, soweit Andere es beobachten konnten, war niemals der geringste Anhalt dafür vorhanden gewesen. Nnd kein Mensch glaubte überhaupt, daß hier ein Verbrechen vorlag. Als

die That gescheheil war, deutete nichts mehr daraufhin, daß Menschenhände das Unglück veranlaßt und vorbereitet hatten, man muhte an einen Zufall glauben. Ich selbst hätte daran geglaubt — trotz Allein. Aber was meine eigenen Augen gesehen hatten, ließ sich nun einmal nicht aus der Welt schassen. Und mir gegenüber wagte er ja auch nicht zu leugnen. Sonst jedoch war er nichts weniger, als reuig oder zerknirscht. Ich bin überzeugt, daß er den zu Boden geschlagen Hütte, der auch nur, ohne ihn selbst zu verdächtigen, auf etwas Anderes, als auf einen Unglücksfall, hinzudeuten gewagt haben würde. Stolz und unnahbar mar er. Nur den Schmerz des tief getroffenen Gatten trug er zur Schau. Und mich — als er nun sah, daß ich um seine That wußte und daß ich ihn verderben konnte und daß ich nun doch niemals die Seine werden würde, obgleich er jetzt frei war, weil ich seine That verdammte und den Thäter verabscheute, — mich begann er zu hassen. Ich bin gewiß, daß er auch mich am Liebsten jetzt gemordet haben würde. Aber das Verlangen, mich zu besitzen, war wohl doch noch mächtiger in ihm, als sein Ingrimm und seine Mordlust. Ein paar Wochen nach Luises Tode ließ er in's Land gehen und kümmerte sich kaum um mich. Er war auch viel außerhalb des Hofes und faß oft im Wirthsh«ls. Tie Leute nieinten, er wolle feinen Kummer vergessen und er fähe sich auch daneben schon nach einer neuen Frau um. Mir war's recht gewesen, wenn sie sich nicht getäuscht hätten. Ich wäre dann vom Hofe fort und in die weite Welt gegangen. Was mich hielt trotz Allem, was ich litt, und trotz der Unerträglichkeit feiner Nähe, war ja nur die Anhänglichkeit an den väterlichen Hof, für den ich forgen mußte und der nicht ohne Herrin bleiben durfte. Vielleicht wäre Alles doch noch gut geworden, wenn ich gegangen wäre. Aber Gottfried dachte in Wahrheit ja nicht an eine Andere, fondern immer nur an mich, — trotzdem er mich haßte. Und gerade deshalb vielleicht und um mich zum Schweigen zu bringen — was weiß ich, warum fönst? — wollt' er mich besitzen. Er wußte ja auch, daß ich ihn geliebt hatte und daß sich unter meinem Abscheu gegen ihn selbst jetzt noch Liebe versteckte, — eine unselige Liebe, die sich nicht ausrotten und nicht ersticken ließ. Und so sagte er mir eines Tages, ich solle sein werden.
„Ten Mörder meiner Schwester heiralh' ich nicht," hnb' ich ihm geantwortet und bin von ihm gegangen. Und von da an hat er mich verfolgt mit feinen Anträgen, und als er niemals eine andere Antwort von mir hat erlangen tonnen,'hat er's wiederum mit List und mit Gewalt verflicht, über mich Herr zu weiden. Ta Hab' ich ihm gedroht, wenn er mich nicht in Ruhe ließe oder wenn er es gar fo weit triebe, mir das Aeußerste anthuu zu wollen, würd' ich ihn erstechen und Hab' ihm das große Tischmesser gezeigt, das alle Nächte auf meinem Tische am Vett lag. Aber er hat blos gelacht. Und dann ist er doch gekommen. Erst hat er an meiner Kcumnerthür gestanden und hat sich auf's Äitteu verlegt. Als das nicht verfangen hat, ist er mit Gewalt eingedrungen. Er hat das Schloß aufgebrochen und

wie ein Rasender hat er sich geberdet. Als er dann vor mir gestanden hat, ist er plötzlich wieder ganz sanft geworden und hat zuletzt sogar gemeint, wie ein Kind. Alles hat er mir gesagt. Auch daß ich ihn zum Mörder gemacht hätte und zuni elenden, verlorenen Menschen. Und nun wollte ich ihn nicht einmal erhören, ihm seinen Lohn vorenthalten, auf den er doch wahrlich ein Recht habe. Er habe ihn sich verdient durch Verbrechen und Qualen. Nun wolle er auch besitzen und genießen. Und was so dergleichen mehr war. Es war eine grauenvolle Rede. Und zuletzt meinte ich beinahe wirklich, ich müßte nun ihm angehören lind wäre ihm verfallen, und danach käme der Untergang und das Verderben. Denn daß ich die Schmach und den Gräuel nicht würde überleben können, das stand fest bei mir. Aber als er nun vom Vitten und Vetteln wieder zur Gewalt übergehen wollte und ich mich schwach fand und keinen Widerstand und keine Abwehr sonst mehr sah, da packte mich's im letzten Augenblick mit der Kraft der Verzweiflung, und ich griff nach dem Messer und stach blindlings zu. Und ich muß wohl gut getroffen haben, denn er siel gleich zn Voden und gab keinen Laut mehr von sich. Nur ein paarmal zuckte der Körper noch wie im Krampf, dann war's zu Ende. Und dann weiß ich nicht mehr, was weiter geschehen ist. Sie sagen ja, der Leichnam sei am anderen Morgen nebenan im Wohnzimmer gefunden morden und eine Decke wäre darüber gebreitet gewesen. Also mnh ich ihn wohl aus meiner Kammer hinübergeschleift haben. Aber ich erinnere mich nicht mehr daran. Für mich liegt über dein Allen etwas wie ein schwarzer Schleier, durch den ich nicht zu blicken vermag. Ich weiß nur noch, daß ich nur ganz klar darüber war, nun müsse ich auch sterben, und eigentlich hätte ich es ja schon längst gemußt, — schon damals, als ich Luise hatte zum Sandberg gehen sehen, ohne ihr ein Wort der Warnung zuzurufen, ohne ihr zu erzählen, was ich Nachts erblickt hatte. Und wenn ich damals fchon den Muth gehabt hätte, zu sterben, wenn ich damals schon die Nothwendigkeit dazu eingesehen hätte, hält' ich nicht erst vorher noch zur Mörderin werden brauchen, sondern hätte die Rache dem überlassen können, der ja gesagt hat, daß die Rache sein sei. Nicht, weil ich Gottfried getödtet hatte, sondern weil ich Luise ungewarnt hatte in den Tod gehen sehen, nachdem ich durch Wochen und Monate schon immer gedacht, daß Alles gut sein würde, wenn sie nicht mehr lebte, — deshalb mußt' ich sterben. Und ich wollt' es anch. Ich weiß, daß ich mir's genau überlegte, wie ich sterben wollte. Ich wollte mich 'mit demselben Messer erstechen, mit dem ich Gottfried getödtet hatte. Aber ich wagte nicht, es ihm aus seiner klaffenden Vrustwunde zu ziehen. Mir graute davor. Und die ganze Nacht saß ich auf dem Rand meines Nettes und stierte vor mich hin und dachte darüber nach, wie ich sterben wollte, ohne mich doch zu rühren oder einen klaren Gedanken fassen zu können. Und am Morgen kamen sie und sagten mir, ich wäre eine Mörderin, ich hätte meinen Schwager Gottfried Rubow erstochen, und man würde mich um deswillen Innrichten.

Da war ich zufrieden, weil ich nun wußte, daß und wie ich sterben würde und daß ich nun über nichts mehr nachzudenken brauchte. Denn das Nachdenken machte mir nnsägliche Pein. Ich war ganz zufrieden in meinem dumpfen, stumpfe,, Gleichmuth. Ich lebte garnicht eigentlich mehr, ich dämmerte nur so hin. Und weil ich nun bald sterben durfte und ganz ohne daß ich selber etwas dafür zu thun hatte, wurde mir's beinahe friedlich zu Muthe. Zu Allem, was sie von mir wissen wollten, sagte ich „ja"; nur als sie mich fragten, ob ich das bereute, was ich gethan, sagt' ich „nein," denn ich bereute es ja nicht. Dann haben sie eine Weile wohl gemeint, ich sei nicht bei Sinnen, denn sie haben mir ein paar Herren in meine Zelle geschickt, die wohl Doctoren waren, und die haben mich nach Allerlei ausgefragt. Ich habe ihnen aber klar und deutlich gesagt, das; ich ganz bei Verstand sei und auch immer gewesen sei und dah ich ganz genau wüßte, was ich gethan, und es jeden Tag wieder fo thun würde. Da sind sie gegangen. Und nun habe ich darauf gewartet, daß man mich abholen würde zum Sterben, — Tag um Tag habe ich gewartet. Stattdessen aber sind endlich Sie gekommen und haben mir gesagt, daß ich garkeine Mörderin sei und daß man mich doch nicht wolle sterben lassen. Sie können sich denken, wie mich das getroffen hat, Herr. Und nun gar all' das Andere, was Sie mir gesagt haben! Es war ja geradezu, als wollten Sie mich wieder von den Todten aufeiwecken und in's Leben zurückrufen, nachdem ich fchon eine Weile im Grabe gelegen, — und in was für ein Leben obendrein! Und nun wissen Sie ja, daß das Alles nicht sein kann. Ich habe Ihnen nun gesagt, Herr, was ich keinen, Menschen sonst gesagt habe und was ich nie einem sagen wollte. Dahin haben Sie's gebracht. Und ich mußte es thun, weil Sie es so gut mit mir meinten, wie nie ein Mensch sonst. Es war ja das Einzige, womit ich Ihnen lohnen konnte. Jetzt aber, da Sie alles erfahren haben" —
Sie fah mich mit einem halb fragenden, halb flehenden Blick an, den ich nicht verstand. Was wollte sie von mir? Sollt' ich ihr nur versprechen, daß ich nun nicht mehr davon reden dürfe, ich liebte sie? Oder sollt' ich sie nun endlich überhaupt in Ruhe lassen, nichts mehr von ihr zu erfragen suchen, nichts mehr zu ihr von dem reden, was geschehen war oder was liätte werden können? Wollte sie, daß ick sie jetzt verließ? Aber wie tonnt' ich das? Mit diesem Sturm in der Seele! Mit diesen, Ehaos wild durcheinanderwogender Gedanken, die ihre traurige, zermarternde Geschickte in mir geweckt! Und morgen war der Entscheidungstag! Was sollte, was konnte morgen werden?
Ich war ausgestanden, um nur einmal ein paar freie Athemzüge zu tbun. Es lag mir wie Bleigewichte auf der Brust und auf der Stirn. Dazu raste das Blut in mir. Unwillkürlich griff ich nach meinem Puls; auch der hämmerte, wie meine Schläfen, fieberisch. Wenn ich nur einen Ausweg in diesem furchtbaren Eonflict gesehen hätte! Aber wohin ich blickte, war Alles wirr und düster um mich her. Es lag etwas Zermalmendes in

dem, was ich von ihr gehört hatte. Es betäubte mich, es warf mich zu
Boden. Ich hätte aufschreien mögen, wie in Todesgefahr. Und doch liebte
ich sie, liebte ich sie noch immer! War das nicht Wahnsinn? Muhte das
nicht ein Ende nehmen, — so oder so?"
„Herr!"
Schon zweimal hatte Regine mich so angerufen, ehe ich auf sie hörte.
Nun wandte ich mich, aus meinem finsteren Brüten aufgestört, zu ihr um
und sah in ihr angstbleiches, todesruhiges Gesicht. „Was wollen Sie?"
„Ich habe eine Bitte an Sie."
„Reden Sie!"
„Errathen Sie es nicht, Herr?" Wieder jener angstvoll flehende Blick,
der mir tief in die Seele drang.
„Wie follt' ich es errathen?"
Ich warf mich auf den Schemel, todtmüde, wie zerschlagen. Ich starrte
sie cm, als ob ich aus ihre» Zügen lesen wollte, wie denn hinter dieser
jungfräulich-reinen Stirn so grausige Gedanken hatten wachsen und reifen
können. Ich begriff es aber nicht. Je länger ich sie anblickte, desto räthsel-
hafter wurde es nur vielmehr und desto schauriger. Und dann hörte ich
sie sagen: „Sie sehen ja nnn selber ein, daß ich sterben muß, Herr." Und
ihre Augen ließen nicht von mir.
Was war das? Was wollte sie von mir? „Nein, nein, nein," stieß
ich heraus, „Sie müssen nicht sterben, nnd Sie werden nicht. Tas Gericht
kann Sie garnicht zum Tode verurtheilen. Und ich —"
Sie schien mich garnicht zu hören. „Herr," sagte sie, wenn Sie mich
wirklich lieb hatten, wenn das Alles wirklich wahr gewesen ist, was Sie
mir gesteru gesagt haben, — Sie könnten nur diesen einen, diesen letzten
Liebesdienst doch wohl leisten —"
„Was? Welchen Liebesdienst?" Ich verstand sie nicht.
„Mich sterben zu lasfeu."
„Ich? Sie sterben lassen? Wie könnte ich das? Ich könnte es
garnicht einmal, wenn ich wollte."
Sie lächelte. Es war ein Lächeln, vor dem mir das Blut in den Adern
zn Eis erstarrte. Und dann sagte sie mit einer ganz sanften, schmeichelnden
Stimme: „O ja, Sie können es, Herr. Und es ist nichts Großes. Wenn
Sie mich lieb hätten, thäten Sie es ganz gewiß."
Nun begriff ich sie plötzlich, aber mir graute vor diefem Begreifen.
„Regine!" rief ich. „Tas könnten Sie von mir fordern?"
Immer noch lächelte sie. „Tas kann ich von Ihnen fordern, weil Sie
mir gefügt haben, Sie hätten mich lieb und hätten Erbarmen mit mir.
Wenn das wahr ist, werden Sie mich morgen garnicht erst dort herails-
schleppen lassen auf die Richtbank unter all' die fremden Männer, unter all'
das gaffende Volk, wo sie mich stundenlang mit tausend Fragen martern
wollen und sich über meine Schuld oder Unschuld streiten werden und wo

ich meine Schande und Schmach bekennen soll, damit die Menschen mit Fingern auf mich zeigen tonnen und die Zeitungen davon etwas (Gruseliges zu erzählen wissen. Nein, das werden Sie nicht thun, Herr. Denn Sie werden einsehen, daß das schlimmer, viel schlimmer wäre, als den Tod zu erleiden. Vor Scham müßt' ich ja sterben. Und was ich Ihnen gesagt habe, das könnte ich vor all' den fremden Männern ja doch nicht sagen. Sie würden's auch wohl nicht glauben, denn Beweise Hab' ich ja nicht. Und dann sagen Sie, Herr, man würde mich nicht zum Tode verurtheilen. Glauben Sie denn wirklich, ich könnte nach dem Allen noch leben? Das Zuchthaus ist's garnicht, was mich schreckt. Das mag auch nicht schlimmer sein, denk' ich mir, als wenn man draußen in der Welt weiterleben sollte; eher besser, denn man wäre dort allein und nicht unter all' den Menschen, von denen man doch nur immer Böses zu leiden hat. Aber das Leben selber! Das Leben! Nein, nein, Herr! Das werden Sie mir nicht auferlegen. Und es ist so wenig, was ich von Ihnen verlange, und Sie wollten so viel für mich thun. Wenn Sie mir heute Abend oder morgen früh, bevor man mich abruft, etwas bringen wollten, was ich mir in mein Wasserglas da schütten könnte, ehe ich's leer trinke, — dann war' Alles gut. Und mein letztes Wort würde ein Dank- und Segens-Wunsch für Sie fein, Herr. Herr, es ist fo leicht für Sie, — wollen Sie es nicht thun? Wollen Sie mir Ihre Liebe dadurch nicht beweisen? Ich flehe Sie an, Herr. Haben Sie doch Erbarmen mit mir! Ich muß ja sterben."

Ehe ich's hindern konnte, war sie niedergeglitten und hatte mit beiden Händen meine itniee umklammert. Vom sanften Bitten und Schmeicheln war sie zum stürmischen Begehren, endlich zu leidenschaftlichem Schluchzen und Weinen übergegangen. Sie rang förmlich zu meinen Füßen mit mir darum, daß ich sie sollte sterben lassen. Es waren Augenblicke voll unsäglicher Qual, die ich durchlitt. Ich selbst muhte heiß und wild gegen ein Etwas ankämpfen, das in meiner Brust inahnte und wühlte. Aber ich tonnte ihr ja nicht willfahren. Und wenn ich auch tausend und tausend Male mir zurufen mochte, was sie felber nur gesagt, und wenn ich ihr auch Recht und wieder Recht geben mochte, weil ich nun Alles wnßte und weil ich nun begriff, wie es in ihr aussah: ich konnte es doch nicht. Schon um Deswillen nicht, weil ich sonst wider Eid und Pflicht gehandelt hätte. Aber auch als Mörder war' ich mir erschienen. Ich hätte an der Verantwortung, die ich auf mich geladen, tragen müssen bis an mein Lebensende und wäre darunter eines Tages vielleicht zusammengebrochen. Es mochte feig sein und engherzig, ich konnte dennoch nicht.

Ich riß das Mädchen an den Armen empor, ich umkrallte diese Arme fest mit meinen Fingern und fchrie ihr zu, wie in toller Wulh über den furchtbaren Seelenkampf, den sie in mir heraufbeschworen: „Mache mich nicht wahnsinnig, Mädchen! Du sollst leben, leben!" Meine Augen funkelten sie an, meine Stimme bebte. Sie erschrak vor mir. Aber dann glitt wieder

ein Lächeln über ihre Lippen, ein müdes,' geistesabwesendes Lächeln. Und sie sagte, mir zunickend: „Morgen also, nicht wahr?"
Ich wußte nicht, was sie meinte, nicht, woran sie dachte. Ein Frostschauer lief mir den Rücken herab. „Morgen," sagte ich. „Und fürchten Sie sich nicht! Ich werde Sie vertheidigen." Ich redete das so hin, ohne mir selber klar zu sein über das, was ich meinte nnd wollte. Es klang mir selber wie Hohn: sie uertheidigen! Wenn ich sie nur gegen sich selber und die Anklagen in ihrer eigenen Brust hätte uertheidigen können! Ueber das, was werden sollte, war ich noch völlig rathlos. Ich mußte erst allein sein, um darüber mit mir schlüssig zu werden.
Ehe Regine mir noch antwortete, trat der alte Schließer durch die Zellenthür ein. Ich war so lange geblieben, daß er besorgt geworden war, mir könne etwas zugestoßen sein. Man hatte dergleichen schon erlebt. Und es handelte sich hier ja um eine Mörderin. Als er mich sah, wie ich mit allen Zeichen der Verstörtheit dastand, klopfte er mir auf die Schulter und sagte gutmüthigen Tons: „Na, dadrüber müssen Sie sich auch nicht so aufregen, Herr Neffendar. Loskriegen können Sie sie ja doch nicht. Und solche Sachen, wo man sich drin mit Nnhm bedecken kann, die giebt unser Herr Director den jungen Herren überhaupt uicht. Das können Sie später immer noch. Geben Sie sich man zufrieden und überlassen Sie die verstockte Person da ihrem Schicksal!"
Es war gut, daß er gekommen war und daß er so redete. Es brachte mich wieder zu mir selbst. „Sie haben Recht," sagte ich, mich fassend, „hier ist nicht zu helfe». Lassen Sie mich noch einen Augenblick mit ihr allein. Ich komme gleich, — ich versprech' es Ihnen."
Der Alte schien nicht ganz zufrieden, denn er schüttelte den >iopf; aber dann ging er doch. Und nun wandte ich mich wieder Regine zu, die diesen Zwischenfall theilnahmlos an sich hatte vorübergehen lassen uud mit gefalteten Händen stier, mit hängenden Schultern dasaß, ohue scheinbar von meiner Anwesenheit noch etwas zn wissen. Ich sah sie an, und in heißen Vlutwellen stieg mir die Leidenschaft für dies fchöne, unglückselige Geschöpf wieder in Kopf nnd Herz empor, betäubte mich, brachte alle meine Sinne in rasenden Aufruhr. Es schoß mir plötzlich etwas Abscheuliches, etwas Grauenhaftes durchs Hirn: erst einmal in ihren Armen die ganze Wonne, die ganze Süste eines sündigen Glückes genießen uud dann sie sterben lassen, — sie tobten, — sie und mich. Und dann etwas Anderes: sie fliehen lassen, ihr zur Flucht behilflich fein, — den Schließer bestechen, — überlisten. Und dann eines Tages ihr nach, sie wiederfinden, irgendwo in einem verborgenen Erdenwinkel der neuen Welt mit ihr sich vereinigen und glücklich werden, unnennbar glücklich. Das jagte nacheinander durch meine Seele, wie Blitze, die sich suchten, haschten, ineinander verschlangen uud daun verzückt waren, ehe man noch zur Klarheit gelangt war über das, was sie erhellt hatten. Ein Ekel über mich selber befiel mich, eine widrige Nüchternheit bemächtigte sich meiner.

Was das Alles für Phantome waren! Die Ausgeburten einer krankhaften, überreizten Phantasie. Wenn ich sie mit klarem Auge anblickte, zerrannen sie. Und was zurückblieb, war nichts, als hilflose Verzweiflung. Meineidig war' ich gewesen, HM' ich sie anders retten wollen, als auf legalen, Wege, — und für mich! Und mit ihr sterben? Halt' ich ein Recht dazu? Dürft' ich zwei Menschenleben hinwerfen, vernichten, — bloß um einer jäh, Hein und mild aufgeflackerten Leidenschaft halber?
Es war ein letztes, ungestümes, wahnsinniges Ringen in mir. Dann nahm ich Regines Hand, die sich eisig anfühlte, wie die einer Todten, in die meine und fagte mit erzwungener Festigkeit: „Sie werden dennoch frei werden. Das Gesetz will es so, und das Gesetz muß zum Siege gelangen. Sie haben ja keinen Mord begangen. Und für das, was Sie in Gedanken gesündigt haben, werden Sie im Leben Sühne üben können. Verzagen Sie nicht! Es wird doch noch Alles zum guten Ausgang kommen."
Sie entgegnete nichts. Nur einen einzigen Blick warf sie mir zu, einen Blick, so voller Anklage und Jammer, das; es mir einen Schauer durch's Blut jagte. Dann glitt ihre Hand aus der nieinen, und sie sank wieder in sich zusammen. Auf mein Lebewohl kam keine Antwort. Wie ein Gerichteter verließ ich die Zelle.
In der schlaflosen Nacht, die diesem Tage folgte, überdachte ich noch einmal genau Alles, was ich nun wußte-, jedes Wort, das Regine mir gefugt, hallte in meiner Seele wider. Durfte ich sie vertheidigen? Nach dem Buchstaben des Gesetzes war sie schuldlos. Denn sie hatte den Mann niedergestochen, der ihr Gewalt anthun wollte, und es lmtte kein anderes Mittel gegeben, sich zu retten. Es war berechtigte Aothwehr gewesen. Aber war sie auch vor dem höheren Gesetz, das da über alle Paragraphen des Strafgesetzbuches hinaus sein Urtheil in der Mcnsckenbrust selber verkündet, schuldlos? Sie, die monatelang keinen anderen Gedanken hatte fassen können, als den, wie gut Alles, sein würde, wenn nur die Schwester todt wäre? Sie, die eben diese Schwester nicht gewarnt hatte, nicht hatte warnen wollen, als sie gewußt, geahnt, jene gehe ihrem Verderben, ihrem Untergange entgegen? Schuldlos? Wohl nur, wenn ich ein „Ja" auf diese Frage gehabt hätte! Aber nicht einmal im Rausch meiner Leidenschaft hatte ich es, so wenig wie Regine selber es gehabt hatte.
Sie war schuldig, ob man das Geschehene auch als menschlich begreifen und verzeihen mochte, ob auch Keiner geneigter dazu in der Welt sein konnte, als ich, der ich sie liebte. Schuldig; und doch mußte ich, mit dieser Ueberzeugung in der Seele, Alles aufbieten, um durch meine Vertheidigung einen Freispruch für sie zu erzielen, — meine Pflicht forderte das von mir. Ich mußte den Geschworenen sagen, daß und warum dies Mädchen keine Mörderin war; aber ich durfte ihnen nicht sagen, daß sie in Gedanken gemordet hatte, daß sie die eigne Schwester, die ihr im Wege gestanden, hatte in den Tod geben lassen, — ohne Mitleid. Das war der

Conflict, der mir in der Seele brannte. Und es half nichts dabei, daß ich mir zurief, ich hätte keine Verpflichtung, öffentlich von den innern Vorgängen zu redeu, welche dies unglückselige Geschöpf zu ihrem Verlangen nach Strafe und nach Sühne getrieben, ohne daß sie nach dein Gesetze schuldig war, — ich kam mir dennoch vor, wie ein unehrlicher und hinterhaltiger Mann, der mit dem Rechte seinen Spott treiben und es zum Gegenstande einer spitzfindigen, verschlagenen Spielerei machen wollte.

Und Regine? Was würde sie mit dem Leben beginnen, wenn es ihr wider Wollen und Hoffen doch zurückgegeben wurde, ihr, wie ein unwillkommenes Geschenk, in den Schoß fiel? Sie wollte ja ihre Strafe. Ihr Gefühl sagte ihr, sie verdiene sie, und ihr Gefühl war ehrlicher, als mein starres Anklammern an den todten, leeren Buchstaben. Weil sie wußte, daß man sie nicht bestrafen würde für das, was sie gesündigt, hatte sie sich schuldig bekannt dessen, was sie in Wahrheit nicht begangen. Und nun sollte ich den Schleier zerreißen, den sie über die That und ihre Beweggründe geworfen hatte; ich mußte es, nachdem ich von ihr erfahren, was deiner außer mir wußte, und wodurch ich Alles umstürzte, was man sich künstlich bisher aufgebaut. Mußte ich es wirklich? Durfte ich es auch nur?

Hatte sie ihre Bekenntnisse nicht einzig nnd allein dem Menschen anvertraut, den» Manne, der ihr von Liebe gesprochen und der bereit war, fie zu retten, — von dem sie sich auch retten lassen wollte, freilich in anderer Art, als er felber es plante und dachte? Dem Menschen; nicht dem designirten Vertheioigcr, von dem sie wußte oder doch hätte wissen können, er werde Alles, was sie ihm bekannte, an die große Glocke hängen, es Wort für Wort vor der Oeffentlichkeit wiederholen, es zum eigentlichen Kern seines großen Plaidoyers machen, das ihre Freisprechung zum Ziel hatte. War es nicht ein Vertrauensbruch, den ich beging, wenn ich ihre Bekenntnisse in solcher Art verwerthete? Und was ich damit erzielen wollte und würde, lief ja schnurstracks dem zuwider, was sie selber forderte und erhoffte. Durfte, muhte ich es trotzdem? Sie zurückschleudern in die wildeu Wogen ihres vernichteten Lebens, anstatt ihr zu helfen, in den Hafen des Friedens einzukehren, nach dem sie so heiße Sehnsucht trug?

Immer wieder wollte die Versuchung mir nahen, und immer wieder wies ich sie von mir in kraftvoller Gegenwehr. Aber Ruhe wollte mir nicht werden. Ich sah unablässig dies todestraurige Gesicht uor mir, mit den anklagenden und begehrenden Augen. Selbst als ich mich auf's Nett geworfen hatte und in einen Halbschlaf verfallen war, hörte ich sie immer mit müder Stimme mir in's Ohr flüstern: „Weshalb läßt Du mich nicht sterben? Weshalb willst Dn mir keinen Frieden geben? Und Du hast mir doch gesagt, daß Du mich liebst. Run läßt Du mich so grausam, so lieblos im Stiche."

Dann fuhr ich immer wieder aus dem Schlaf empor, und der kalte Schweiß perlte mir auf der Stirn, während meine Pulse jagten. Einmal

erwachte ich sogar von einem lauten Angstschrei, den ich selber ausgestoßen. Ich hatte ganz deutlich den Körper Regines vor mir gesehen, und diesem Körper fehlte der Kopf, der von ihm abgetrennt am Boden lag. Und ans diesem Kopfe sahen mich immer noch die vorwurfsvollen, traurigen, flehenden Augen an. Es war unsäglich grauenhaft, und wie im Fieberfrost schlugen mir die Zahne aufeinander.

Und dabei wollte es nicht Morgen werden. Die Ianuarnacht delmte sich bis in's Unendliche. Aber ich mochte nicht mehr schlafen. Mich schreckten die Traumbilder und Visionen, die mir in: Schlaf wieder hätten kommen können. Ich zündete meine Lampe an und blieb wach. Meine Rede hatte ich noch garnicht ausgearbeitet, weil ich aus dem ewigen Schwanken über das, was ich sagen sollte und was nicht, nicht herauskam. Nun sehte ich mich an meinen Schreibtisch, um wenigstens in großen Zügen das zu skizziren, was ich vorbringen mußte. Aber, so leicht und rasch ich sonst auch mit der Feder von der Stelle kam, heute wollt' es nicht gehen. Meine Gedanken verwirrten sich, meine Hand gehorchte mir nicht mehr. Ich sprang auf, machte ein paar Gänge durch's Zimmer, kühlte meinen brennenden Kopf an den Fensterscheiben. Ich fand nichts, meiner Unruhe Herr zu werden. Ob Regine jetzt auch wohl meiner dachte? Schlafen würde sie sicherlich nicht können vor solch' einem Tage, sie ebensowenig wie ich. Oder ob sie auf mich warten würde, damit ich ihr das brachte, was sie von mir verlangte? Ob sie wirklich von mir glaubte, ich würde es ihr bringen? War' ich denn nicht selber zun: Verbrecher geworden, wenn ich es gethan hätte?

Und dann fiel mir plötzlich wieder ein, was nun werden sollte, wenn Regine wirklich freigesprochen wurde, wenn man sie aus der Haft entließ. Stand nicht zu fürchten, daß sie dann selber thun würde, was sie jetzt von mir verlangte? Würde das Geschenk der Freiheit und des Lebens sie nicht Zur Verzweiflung treiben? Welche Fülle von drängenden Fragen, auf die alle ich keine Antwort hatte! Am Besten würd' es sein, wenn ich selber an ihrer Seite verharrte und über sie wachte. Wenn man sie freisprach! Aber wo blieb dann die Sühne für das, was geschehen war? Sühne durch Arbeit, durch Wohlthun —? Ich wußte es selbst nicht zu sagen, ich hatte leinen klaren Gedanken mehr.

Endlich war es Morgen, endlich könnt' ich die Viertelstunden zählen, bis ich Regine wiedersehen würde. Denn ich wollte sie heute vor dem Beginn der Sitzung noch einmal sehn und noch einmal sprechen. Die Sitzung war um zehn Uhr anberaumt. Da die Sache rasche Erledigung verhieß, sollte danach noch eine andere znr Verhandlung kommen. Man würde also pünktlich beginnen.

Um neun Uhr machte ich mich auf den Weg. Mit solchem Herzklopfen, wie heute, hatte ich ihn noch nie zurückgelegt. Mir verschwamm manchmal Alles vor den Augen, und ein rother Schleier wogte davor hin und her.

Das Unglück muhte mir auch noch einen älteren Kreisgerichtsrath in den Weg führen, der davon gehört hatte, was mir heute bevorstand, und der sich nun angelegen sein ließ, mir in väterlich-wohlwollenden! Ton Much einzusprechen. Die Sache sei garnicht so schlimm, man müsse sie ganz gemüthlich nehmen und sich vor allen Dingen nicht hinreihen lassen. „Sehen Sie, lieber College," schloß er behaglich, „das ist gerade so Geschäft, wie alles Uebrige. Nur nicht zuviel Wesen davon machen, nur nicht mehr hineinlegen wollen, als drinsteckt!"

Damit entließ er mich am Eingang des Gerichtsgebäudes, um würdevoll seinem Terminzimmer zuzuschreiten. Ich aber flog die Treppe empor. Der alte Schließer stand droben auf dem Gange, breitbeinig, den großen Schlüsselbund in der Rechten. Als er mich kommen sah, machte er eine abwinkende Handbewegung, und ein eigenthümliches Zucken ging über sein verwittertes Gesicht. „Na, damit war's also nichts," sagte er dann, als ich vor ihm stand, „da müssen Sie sich nun schon nach 'ner anderen Klientin umsehn, Herr Reffendar. Und das schad't auch im Grunde genommen nichts, denn dabei war ja doch kein Ruhm nicht zu holen. Der Herr Präsident giebt Ihnen schon noch 'nen andren Fall."

Ich starrte ihn an, ohne ihn zu versteh». Was bedeutete das? War der Mann irrsinnig geworden? „Ich will die Untersuchungsgefangene Regine Stirner sehn," stieß ich heraus.

Der Alte nickte. „Ach so," sagte er, „Sie wissen's noch garnicht. Ich dachte, Sie hätten's unten schon erfahren. Die braucht man nicht mehr zu verurtheilen, Herr Reffendar, die hat selber das Urtheil schon an sich vollzogen. Verstehen Sic?" Er machte eine Fingerbewegung rund um seinen Hals herum.

Ich taumelte zurück und griff mir an den Kopf. Mir schwindelte. Alles begann sich im Kreise um mich her zu drehen. Dennoch behielt ich soviel Kraft, um zu stammeln: „Regine Stiruer — ist nicht mehr — am Leben?"

Dabei sah ich den Alten an mit Augen, die aus ihreu Höhlen quollen. In meinem Hirn hämmerte nnd bohrte es, als wäre ein geheimnißuolles Triebwerk dort in Thätigkeit gesetzt. Der Alte schüttelte langsam den Kopf. „Rein," sagte er dann, „todt, Herr Reffendar, mcmsetodt. Aufgehängt hat sie sich. Und zwar an ihrem Betttuch, das sie sich ganz wie einen Strick zusammengedreht und dann am Thürriegel festgebunden hat. Muß wohl schon in der Rächt geschehen sein, denn als ich ihr heute früh die Morgenfuppe bringen wollte und die Bescheerung fah, war sie schon ganz starr und kalt. Da halfs nichts mehr, daß ich sie losschnitt. Dcu> arme Wurm! Sie haben sich ja auch für sie verinteressirt, Herr Reffendar. Und es ist ja gewiß ein Jammer um solch' junges Vlut. Du lieber Himmel! Weiß Gott, warum sie überhaupt gemördert hat. Ich würde sie Ihnen gern zeigen, aber sie haben sie gleich in's städtische Leichenhaus

gebracht. Und die Sitzung von wegen ihrer füllt aus. Das ist auch das Ganze. Na, so was kommt ja öfter vor. Ich erinnere mich aus meiner Praris allein —"

Das waren die letzten Worte, die ich hörte. Mir waren plötzlich die Sinne geschwunden, und ich fiel ohnmächtig auf die Fliesen des Corridors, dem Alten zu Füßen. —

Ich bin dann lange schwer trank gewesen, habe danach einen mehrjährigen Urlaub genommen und bin aus demselben schließlich nicht mehr in die juristische Laufbahn zurückgekehrt. Ich fühlte mich den Anforderungen, die sie an ihre Jünger stellt, nicht gewachsen, ich fürchtete mich vor neuen Conflicten, in die sie mich stürzen würde. Vielleicht waren mein Lebensmuth und meiue Beruftfreudigkeit auch durch das, was ich erlebt, überhaupt gebrochen. Wenn ich in meine Vaterstadt zurückkomme, wandere ich manchmal einsam zum Gefängniß-Iriedhof hinaus, um eine späte Vlume auf deu schmucklosen Hügel der vergessenen Selbstmörderin zu legen. Ich habe keine Andre mehr nach ihr geliebt; und zuweilen frage ich mich, ob ick nicht dennoch ein feiger Schwächling gewesen, daß ick) nicht mit rücksichtsloser Beherztheit trotz Allem mein Glück, oder das, was doch mein Glück hätte werden können, an mich gerissen, und ob das wirklich sein mußte, was dann geschehen ist. Wer aber weiß denn eine befriedigende Antwort auf alle folche ewigen Mthselfragen des Daseins?

^^^-^^^ ^N -^^^W
-M?
DR
iW

Die Kunst und die natürliche Entwicklungs« geschichte.

von

Max Burkhard.

Wien.

^ch erachte es als das größte Unglück, das je der Gelehrtenrepublik widerfuhr," — läßt der boshafte Sterne feinen alten Shandy fagen — „daß Jene, die mit der Heranbildung nnserer Kinder betraut sind und deren Aufgabe es wäre, ihre Fähigkeiten zu wecken und sie frühzeitig mit Gedanken zu versehen, damit dann die Einbildungskraft auf sie losgelassen werden könne, hiezu die Hilfszeitwörter fo wenig heran-gezogen haben, als dies tatsächlich geschehen ist — ausgenommen höchstens Raymond Lullius und den älteren Pellegrini, welch' letzterer es in der An-wendung derselben bei seinen Unterrichtsgegenständen zu einer solchen Voll-endung gebracht hatte, daß er in wenigen Unterrichtsstunden einen jungen Mann in den Stand zu setzen vermochte, über jeden xbeliebigen Gegenstand ganz annehmbar pro und nonlra zu reden, und Alles, was sich über ihn sagen oder schreiben ließe, zu sagen oder zu schreiben, ohne auch nur ein Wort zurüöznnehmen, so daß alle Anwesenden von Bewunderung erfüllt wurden."

Das Ideal eines solchen „philosophischen" Hilfszeitwortes ist das Würtchen „Sollen", lim welches seit mehr als zwei Jahrtausenden die Dis-civlinen der „praktischen Philosophie" in wechscluoll verschlungenem Neigen-tanz Herumkreisen. Dem „Sein", „Können", „Müssen" und wie sie Alle heißen, stellt sich nur allzuoft die unbequeme Wirklichkeit mit einer schlagen-

den Widerlegung gegenüber, der auch der höher (Gebildete ehrfurchtsvolle Berücksichtigung nicht zu versagen vermag, aber beim „Sollen" hat es damit gute Wege. Ein classisches Beispiel führt Freund Sterne bei Darstellung des tiefsinnigen Nasenstreites in der Fabella Slawkenbergii selbst uns vor: „Ein Mensch, dem beide Beine weggeschossen wurden, stirbt am Schlagfluß oder der Auszehrung", sagen die Nasophoben. „Manchmal kommt's anders", entgegnen die Nasophilen. „Sollte aber nicht", erwiedern die Nasophoben. Tnumphirend können die Nasovhoben im Kreise herumblicken: die Gegner sind geschlagen, was ließe sich dagegen vorbringen! Es ist anders? Pah, was liegt daran, es sollte nicht anders sein.

Unsere ganze Ethik, unsere ganze Rechtsphilosophie sind aufgebaut auf dem unscheinbaren „Du sollst". Und bei ihnen müssen wir das ja wohl hinnehmen, sie sind ja die Wissenschaften des Sollens x»r' i^/?/V, nicht eines akademischen Sollens, sondern eines Sollens, welches dadurch einen ganz besonderen Nachdruck erhält, daß hinter ihm die gesammte irdische und überirdische Miliz, vom Gerichtsvollzieher angefangen bis zum leibhaftigen Gottseibeiuns, in verheißungsvoller „Vereitschaft" steht, um Jenem, der etwa nicht will, wo er soll, zu beweisen, daß es mit dem „Sollen" eine sehr ernste Sache ist. Aber nicht nur Ethik und Rechtswissenschaft, die Lehren vom sittlichen und staatlichen Recht, auch die Aesthetik, die Lehre von der Kunst, hat zu ihrem ständigen Ausgangs-, Mittel- und Endpunkt das „Sollen".*) Und seltsam! Während man in der Ethik sich damit begnügt, zu fragen, was „sollen" die Menschen, und sich in der Regel nicht bei-fallen läßt, ernstlich zu fragen, was die Moral, was das Recht foll, pflegt man in der Aesthetik gemeiniglich mit der Frage anzufangen oder doch auf-zuhören, was die Kunst soll?**)

II.

Was hat denn die Kunst zunächst mit dem Sollen zu thun, sie ist ja gar nicht, dem Rechte und der Sitte gleich, ein Sollen, sie ist, wie schon ihr Name bezeugt, ein Können! Soll die Kunst vielleicht etwas können, was sie nicht kann? Sie kann eben nur können, was sie kann, und sie kann Alles können, was sie kann. Wo ist da Raum für ein Sollen?

Doch darf man nicht wenigstens sagen, die Kunst soll nicht versuchen, was sie nicht kann? Aber wer darf sich herausnehmen, zu fagen, die Kunst kann etwas nicht? Folgt daraus, daß sie es bis gestern nicht konnte, daß sie es auch morgen nicht können wird? und wer vermag zu gebieten, die Kunst soll etwas können, was sie bisher nicht gekonnt?

*) Am Klarsten tritt dies bei Herbart hervor, welcher die sonst gewöhnlich im Wolssschen System nebm die Logik als einleitende Tisciulin gestellte Aesthetik mit der Ethik, der „praktischen Philosophie", zusammenfaßt.

**) So wünscht Fr. Schlegel (Ueber das Studium der griechischen Poesie) eine „vollkommene ästhetische Gesetzgebung" als „das erste Organ" der von ihm postulirten „ästhetischen Revolution".

Wie kommt man dann aber überhaupt zn einer derartigen Frage, was die Kunst „soll"? Sie muß doch sehr nahe liegen, sonst würde sie nicht fortwährend gestellt werden!

Und sie erscheint in der That als eine sehr naheliegende, wenn wir die zwei verbreitetsteu Grundanschauuugen über die Gesellschaftsordnung in's Auge fassen, die sich im Allgemeinen schroff gegenüberstehen, aber doch in einem Punkte berühren. Auf der einen Seite steht die ergebene Demuth, welche unser ganzes inneres Leben seit Ewigkeit für alle Ewigkeiten bestehenden, durch eine höhere Macht in Alles voraus erwägender Weisheit aufgestellten, tief in unsere Vrust gegrabenen Gesetzen unterordnet; auf der anderen Seite aber steht die selbstgefällige Zuversicht, welche iu Allem und Jedem höchst sinnreiche Erfindungen des menschlichen Verstandes erblickt. Beide Anschauungen aber, so gegensätzlich sie sonst sein mögen, kommen darin überein, daß sie von einem Zweckbegriffe ausgehen, dem, mag er nun von einem höheren Wesen gesetzt oder von den Menschen selbst ersonnen sein, nnsere Anschauungen und Empfindungen angepaßt sind oder doch angepaßt werden sollen. Was ihm entspricht, soll sein, was ihm nicht entspricht, soll nicht sein; ch>» untersteht unser ganzes geistiges Leben, nicht nur der Rechtssinn und seine Bethätigung, sondern auch der Kunstsinn sammt Allem, was er aus sich heraus schafft.

Und so treffen diese beiden Auffassungen, von denen die eine rein theistischen, die andere mehr oder weniger ausgesprocheu atheistischen Eharatter hat, und nelche daher, wo immer sie an einander stoßen, in, Endkampfe auf das religiöse Gebiet gelangen, darin zusammen, daß die wissenschaftliche Methode, mit der sie operiren, die specnlative ist.

III.

Es giebt aber neben der speculativen Methode noch eine andere Methode, die nicht wie jene darnach fragt, wie die Diuge fein sollen, sondern darnach, wie sie sind, die nicht die Dinge dadurch zu begreifen sucht, daß sie logisch deducirt, sie dürfen unter keinen Umständen anders als gerade so sein, sondern sich damit begnügt, zu erkennen, wie sie nnter den gegebenen Umständen gerade so geworden sind. Seit Eharles Darwin der Frage näher getreten ist, wie die organische Außenwelt sich entwickelt hat, nnd in den Principien des Kampfes um's Dasein nnd der natürlichen Zuchtwahl zwei leitende Gesichtspunkte oargethan hat, die nns wenigstens verstehen lehren, wie sich die Organismen fortschreitend entwickelt haben können, läßt sich die Frage nicht mehr abweisen, ob nicht auch die innere Entwicklung der Lebewesen, ob nicht die Entstehung und Fortbildung der Ideen durch Heranziehung der von der naturwissenschaftlichen Methode aufgedeckten Entwicklungsgesetze unserem Verständnisse näher gebracht werden kann. Und während die specnlative Methode in allen philosophischen Fragen schließlich zur Polemik auf religiösem Gebiete führt, liefert uns die Naturwissenschaft-

liche Methode den schlagendsten Beweis, daß sie mit diesem Kampfe, der in
Angriff und Abwehr die Geister erhitzt und die Leidenschaften erweckt, nichts
zu thun hat, indem wir, speciell in England, der Heimat der Vorkämpfer
der entwicklungsgefchichtlichen Theorieeil, gar nicht felten religiösen Glauben
und eifrigen Kampf für die Entwicklungslehre in derselben Person eng ver-
einigt sehen.*) Die naturhistorische Methode hat es eben nur mit der Frage
der Entwicklung zu thun, die weitere Frage nach dem Anstoße und den
Zielen der Entwicklung fallen nicht mehr in ihren Nahmen — sie überläßt
das Gebiet des Glmwens, der ^ehre vom Glauben, der Theologie.

IV.

Ich habe vor 10 Iahreu au einem anderen Orte den Versuch gemacht,
zu zeigen, daß die Entwicklung unserer ethischen und rechtlichen Anschauungen
unter dem angedeuteten Gesichtswinkel betrachtet werden kann, und auszu-
führen versucht, wie die rein materiellen Bedürfnisse der Menschen die
geistigen aus sich heraus zu krystallisiren vermochten, wie bestimmte Ideen
entstehen, sich fortbilden und schließlich durch das Gesetz der Vererbung eine
von dem Fortbestehen ihrer ursprünglichen Entstehungsursachen losgelöste,
selbständige Eristenz erlangen konnten. Die Anwendung dieser Auffassung
auf das Gebiet der Kunst habe ich damals ebenfalls kurz anzudeuten ver-
flicht: „Auch die Entstehung des menschlichen Kunstsinnes knüpft sich an die
Nothwendigkeit der Befriedigung der vitalen Bedürfnisse. Darwin, wie
er sich überhaupt strenge auf das Gebiet der rein „animalischen" Functionen
beschränkt und die Schlußfolgerungen feiner genialen Deductionen auf das
ethische und ästhetische Gebiet zu ziehen fast grundsätzlich unterläßt, behandelt
nur die Wirkung des Schönheitssinnes auf die Ausbildung und Vererbung
gewisser Körpereigenfchaften, welche entweder befonders dienlich sind für die
Vertheidigung oder Ernährung des Individuums oder die Fortpflanzung der
Gattung. Aber eben diese Nützlichkeit des Wohlgefallens an den fraglichen
Körpereigenfchaften hat auch das Wohlgefallen selbst gefchaffen und gezüchtet.
Und durch diese Eristenz eines Schönheitssinnes werden nun wieder andere
Eigenschaften des Individuums diesem nützlich, die es ohne diesen Schönheits-
sinn nicht wären <;. B. Schmuckfedern». Gewisse Eigenschaften sind zunächst
dem Individuum resp. der Gattungserhaltung unmittelbar ersprießlich; es
entwickelt sich daher ein zunächst ihneu entsprechendes, aber sich nebendem
auch noch über sie hinaus erstreckendes Echönheitsgefühl; durch dieses
Schönheitsgefühl vermögen nun wieder andere Eigenfchaften nützlich zu

*) Auch dci viel verlästerte Aurke (s. u.) nennt bei Behandlung der treibenden
Leidenschaften die Nachahmung nur „eines von den großen Werkzeugen, deren sich die
Vorsehung bedient, unsere Natur ihrer Vollkommenheit näher zu bringen"; und au
einer andeien Stelle spricht er von der großen ttette der Tinge, „die Glied an Glied bis
zum Throne Gottes" hinaufsteigt.

werden, die es ohne dieses Schönheitsgefühl gar nicht wären; das im Allgemeinen bereits vorhandene Schönheitsgefühl bemächtigt sich nun durch natürliche Zuchtwahl auch dieser Eigenschaften, und so bewegen sich die durchschnittliche körperliche Beschaffenheit des Individuums und das ihr entsprechende Schönheitsgefühl stets in parallelen Linien vorwärts. Darum entspricht das jeweilige Schönheitsgefühl einer Art, eines Volkes resp. einer Race auch bestimmten allgemeinen Durchschnittseigenschaften derselben. Sobald nun aber der Schönheitssinn einmal entstanden, selbständig, selbst Bedürfniß geworden, sucht er seine Befriedigung nicht mehr lediglich auf dem Gebiete des Geschlechtslebens, das Schöne erscheint ihm um seiner selbst willen begehrenswert!), er sucht es selbst darzustellen, um sich an ihm zu erfreuen: Der Schönheitssinn wird zum Kunstsinn" (System des Privatrechtes I. S. 169).

Schon die englischen Sensualisten des vorigen Jahrhunderts haben den Kunstsinn aus den physischen Instincten abzuleiten versucht, freilich in rein individualistischer Weise, in Verkennung des Umstcmdes, daß das Individuuni kraft des Gesetzes der Vererbung dasjenige, was aus den scheinbar niedrigsten Trieben im Laufe der Jahrtausende entstanden sein mag, schließlich als selbständige Anlage mit sich in die Welt bringt.

Wie später Ieremy Bentham diesen individualistischen Sensualismus, von seinem Standpunkte ans in rücksichtsloser Consequenz, ans dem Gebiete der Ethik durchzuführen versucht hat, hat schon einige Deccnnien früher (1757) der berühmte Staatsmann und Vertheidiger der Rechte der amerikanischen Eolonien Edmund Burke in seiner „philosophischen Untersuchung über den Ursprung unserer Ideen über das Erhabene und das Schöne" denselben auf die „Aesthetik" angewandt, eine Nissenschaft, welche durch anderthalb Jahrtausende geschlummert hatte und erst wenige Jahre vor dem Erscheinen der geistvollen Abhandlung Burkes durch Naumg arten ihren Namen erhalten hatte. Der geniale Politiker und Parlamcntsredner hat ob seiner Theorien freilich die heftigsten Beschimpfungen erfahren müssen, aber auch unter seinen Gegnern haben sich solche gefunden, welche seiner Bedeutung als Aesthetiker und dein wahren Kern seiner Lehren objective Würdigung angedeihen liehen. Es kann in dieser Richtung wohl keinen größeren Gegensatz geben, als den zwischen der polternden Grobheit, mit welcher Schasler (Kritische Geschichte der Aesthetik» Burke „abthut" und der vornehmen Art, in der Zimmermann (Geschichte der Aesthetik) ihn zu widerlegen sucht.

Burke stellt zwei Empfindungen einander gegenüber, die des Erhabenen und die des Schonen; beide entwickelt er aus natürlichen Trieben, erstere aus dem Selbsterhaltungstriebe, letztere aus den, Geselligkeitstriebe, unter

dem er aber in erster Linie den Gattungserhaltungstrieb versteht*), wie
denn auch in der That der Geselligkeitstrieb schon ein Instinct höherer
Ordnung wäre, der in gleicher Weise dein Selbsterhaltungstriebe und dein
Gattungserhaltungstriebe, diesen beiden ursprünglichen Instincten der Lebe-
wesen, dient. Den Begriff des Schönen führt er auf die Lustempfindung
zurück, als deren Typus ihm die Liebe der Geschlechter erscheint, den Vegriff
des Erhabenen aber zunächst auf die Empfindung der Unlust gegenüber
drohender Gefahr, einer Unlust, welche sich jedoch — aus von ihm in ganz
seltsamer Weise entwickelten Gründen**) — in ein Lustgefühl verwandelt,
wenn die Gefahr nur der Vorstellung vorgeführt wird.
Aber ganz abgesehen von den zahlreichen Unrichtigkeiten und Lücken
seiner Theorie, denkt er sich diesen Proceh immer als in jedem Individuum
sich erneuend, die geweckten Empfindungen fließen ihm immer unmittelbar
aus den animalischen Trieben, er ringt sich nicht zur Erkenntnis; durch,
daß aus diesen ursprünglichen instinctiven Trieben solche höherer Ordnung
entstanden sind, welche, zunächst im Allgemeinen den instinctiven Trieben
dienend, doch eine von ihnen unabhängige, selbständige Existenz erlangt
haben, so daß sie neben den animalischen Bedürfnissen solche einer höheren,
feineren, complicirten Art geschaffen haben, geistige Bedürfnisse, welche den
vitalen Bedürfnissen der Allgemeinheit dienen und doch im concreten Fall
denen des Individuums diametral zuwiderlaufen können, Bedürfnisse, welche
losgelöst sind von Hunger und physischein Verlangen, von zitternder Angst
und aufllthmender Erlösung, welche nicht im Magen und den Werkzeugen
sinnlicher Lust, sondern in Ideen ihre treibende Wurzel haben. Diese
Ideen, wenn auch seinerzeit aus dem Selbsterhaltungstriebe und deni
Gattungserhaltungstriebe entstanden, sind von ihnen so unabhängig geworden,
wie das in die Erde gepflanzte Reis von dem Baume, auf dein es ge-
wachsen war, sie haben durch die ihnen innewohnende Kraft im Wege der
Mittheilung und Vererbung eine selbständige Macht erlangt, der wir uns,
weil die Ideen eben unsere Ideen geworden sind, bis zu einem gewissen
Grade beugen müssen, auch wenn wir nicht wollten, genau so wie wir dem
Hunger und der Liebe ihre Rechte nicht streitig machen können, ohne uns

*) So überschreibt er den neunten Abschnitt des eisten Theilcs seiner Abhandlung
bezeichnend: „Die Endursache des Unterschiedes zwischen den Leidenschaften, die zur
Selbsterhaltung gehören, und denen, welche die Vereinigung der Geschlechter angehen",
während er spater als die drei Hauptglieder der unter dem Namen der Geselligkeit zu-
sammengefaßten Leidenschaften Sympathie, Nachahmung und Ehrgeiz bezeichnet.

**) Es ist nicht richtig, daß, wie wiederholt behauptet wurde, Burke dieses Lust-
gefühl aus dem erfreulichen Bewußtsein persönlicher Sicherheit erkläre; ausdrücklich weist
er (1.15) darauf hin, daß dieses Sicherheitsgefühl eine nothwendige Bedingung, nicht
aber die Ursache des Vergnügens sei. Seine Erklärung des Lustgefühls basirt vielmehr
auf der Reinigung der feineren und gröberen Gefäße von gefährlichen und beschwerlichen
— Verstopfungen!

mit unseren Neigungen und Anlagen in Widerspruch zu setzen und die Eristenz des Individuums und der Gattung zu gefährden.

VI.

Wenn aber die Aesthetik es mit zwingenden Ideen zu thun hat, hat sie dann nicht ihre „besetze", ist sie dann nicht in der That doch eine Lehre vom Sollen? Soll dann nicht die Kunst diese Gesehe befolgen, und ist sie dann nicht selbst ein Sollen?

Dies wäre dann der Fall, wenn diese Ideen, nachdem sie entstanden sind, erstarrt wären, wenn sie Petrefakte, Resultate einer ein für alle Male abgeschlossenen Entwicklung und nicht mehr Gegenstand fortbildender Entwicklung wären, oder wenn wir, wie einen Ausgangspunkt, so auch ein Endziel dieser Entwicklung zu erkenueu vermöchten. Beides ist nicht der Fall. Die Erfahrung zeigt uns, das; die treibenden Ideen zu verschiedenen Zeiten, an verschiedeneu Orten, in verschiedenen Individuen differiren. Die Erkennt« ist aber verläßt uns, wenn wir versuchen zu ergründen, ob den concreten Ideen, den Ideen als historischen Kategorien, abstracte Ideen, Idealideen zu Grunde liegen; wir können es glauben, wir können auf eine fubjectiue Veranlagung weisen, die uns immer wieder zu dieser Annahme hindrängt, wir können dieser Veranlagung einen Namen geben, z. N. intellectuelle Anschauung — in der Erkenntniß sind wir darum keinen Schritt vorwärts gekommen; das Denken kann uns nie Gewißheit darüber geben, ob diese fubjectiue Veranlagung darin ihre Ursache hat, daß die an uns vorüberziehenden concreten Ideen nur wechselnde Erscheinungsformen ewig unwandelbarer Idealideen sind, oder ob diese subjektive Veranlagung nicht selbst wieder nur ein Product natürlicher Entwicklung ist, ob die Idee, daß die Ideen etwas Ewiges, von der Realität der Dinge Unabhängiges seien, nicht lediglich eine nach den Gesetzen der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung entstandene Stütze für die Kraft der einzelnen concreten Ideen ist, somit gleich diesen in letzter Linie der weiterbildenden Entwicklung dient, welche von den rein animalischen Bedürfnissen ausgehend, im Dienste derselben, zu stets höheren und abstracteren Bedürfnissen und ihnen entsprechenden Anlagen und Fähigkeiten fortschreitet.

Und so tritt zu der vielleicht in Folge Vererbung gradezu angeborenen, jedenfalls aber weitverbreiteten Idee von der abfoluteu Geltung der Ideen überhaupt und fpeciell auch der Ideen auf dem Gebiete der Aesthetik schließlich die Erkenntniß hinzu, daß uns jeder Maßstab für die Prüfung dicfer Idealidee fehlt, da auch „das Angeborene eines Gedankens noch kein Beweis für dessen Erfüllung ist" (Gottfried Keller, Der grüne Heinrich), und daß wir die Ideen stets nur als historische Kategorien zu begreifen vermögen. Ist aber diese Erkenntniß gewonnen, dann ist auch die Basis für eine objcctiue, eine vorurtheilsfreie und duldsame Betrachtung der Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst geschaffen, welche nicht von ihrer

eigenen Unfehlbarkeit durchdrungen. Alles, was nicht in ihr „System" paßt, leidenschaftlich verurtheilt, sondern welche in jedeni künstlerischen Wollen ein uothwendiges Glied in der Kette der Entwicklung erblickt, von der Frage ausgeht, ob der Künstler, das, was er gewollt, auch gekonnt, d. h, zur Erscheinung und zum Ausdrucke gebracht hat, und sohin von dieser Frage zur weiteren fortschreitet, wie die von dem einzelnen Individuum verwirklichten künstlerischen Ideen zu den künstlerischen Ideen seiner Zeitgenossen, der früheren Zeit, der etwa seitdem schon verrauschten späteren Zeit, der Gegenwart sich verhalten, ob man ihnen Lebenskraft und befruchtende Wirkung für die Zukunft zuzutrauen vermag.

VII.

So schließt auch diese Auffassung der ästhetischen Wissenschaft die Möglichkeit und Berechtigung, ja die Nothwendigkeit einer läuternden Kritik nicht aus. Aber es ist dies eine Kritik, welche stets die historische Entwicklung vor Augen hat, welche nicht die Erscheinungen in das Procrustesbett der Theorien zwängt, sondern bereit ist, ihre Theorien zu überprüfen, wenn sich ihnen widerstrebende Thatsacheu gegenüberstellen, eine Kritik, welche nicht mit aus den Wolken gefallenen Zwecken der Kunst operirt, sondern mit den Bedürfnissen des Ledeus, welche nicht der Kunst unwandelbare Gesetze dictirt, sondern nur vom Künstler verlangt, da« er als Kind seiner Zeit lebe und im Geiste seiner Zeit wirke und schaffe.

Die Berechtigung der letzteren Forderung ergiebt sich aus dem Wesen der organischen Entwickelung selbst, welche, wie uns die Erfahrung zeigt, und wie wir auch leicht einzusehen vermögen, keine unoermittelten Sprünge kennt, sondern stets kaum merklich vom Einen zum Ändern fortschreitet. So sehen wir zurückblickend, daß stets nur jene Ideen befruchtend zu wirken vermochten, welche den Boden für ihr Gedeihen schon vorbereitet fanden, welche als die natürliche Weiterentwicklung verhandener Ideen sich darstellten, während jene Ideen, welche keinen Anschluß an die herrschenden Anschauungen, an die Bedürfnisse ihrer Zeit suchten oder fanden, wieder verschwanden, ohne bleibende Eindrücke zn hinterlassen. Ja, wir sehen, wie die meisten Ideen, welche in einer bestimmten Epoche die Gemttther bewegten, schon früher gelegentlich hier und dort, bei diesem oder jenem, wie eine Ahnung der Zukunft aufleuchteten, und wie sie dennoch unbeachtet geblieben, der Vergessenheit anHeim gefallen waren, ehe sie auch nur erfaßt wurden. Aber eine Zeit vergeht, wieder wird dasselbe Wort ausgesprochen, das früher »»gehört verhallt war: und wie im Sturmesbrausen erfaßt es die Geister, es ist die erlösende Zauberformel, in welcher jeder den Ausdruck seiner eigenen Anschauungen, die Verheißung der Erfüllung seiner eigenen Wünsche erblickt. Was hat sich inzwischen geändert? Tie Verhältnisse des Lebens sind andere geworden, »nd aus ihnen sind nnmerklich neue Ideen erwachsen, welche, ohne bisher noch in's Bewußtsein zu treten, doch schon in latente,» Zustande vor-

Händen waren. Und nun bedurfte es nur mehr des äußeren Anstoßes; wer ihn giebt, wer zuerst der neuen Idee sich bewußt wird und ihr Ausdruck verleiht, das richtige Wort zur richtigen Zeit an« richtigen Ort ausspricht, er ist der große Mann, dem die Mit- und Nachwelt zujubelt, der seinen Namen eingetragen hat in der Entwicklungsgeschichte des Geistes.

Und ganz so verhält es sich mit den Kunstformen und Kunstrichtungen, welche ja auch nur der praktische Ausdruck concreter Ideen sind.

VIII.

Was würden die Griechen der classischen Periode zu einem Manne gesagt haben, der versucht hätte, ihnen als seine freie Erfindung eine Geschichte von zwei Kindern zu erzählen, die, dnrch einen Zufall in unbewohnter Wildnis; zusammengeführt, mit einander heranwachsen, der geschildert hätte, wie unbewußt die Liebe in ihnen erwacht, wie sie vergebens versuchen, sich ihre Empfindungen klar zn machen, bis sie schließlich die Lösung des süßen Mthsels finden? Ob sie wohl sonderlich entzückt davon gewesen wären? Ob sie in dieser Erzählung eine neue Kunstform erblickt hätten? Gewiß nicht; wären sie auf dem Punkte gewesen, an dem Manne hätte es sicherlich nicht gefehlt.

Vielleicht war er auch vorhanden, vielleicht hat er auch eine ähnliche Geschichte erzählt und geschrieben; doch seine Dichtung ist ebensowenig wie sein Name der Nachwelt überliefert worden. Aber fchon Kallimachos (dessen Hekale uns leider verloren ist), Theokrites und Äpollonios Rhodos durften ihren Zeitgenossen frei erfundene Erzählung bieten, uud als die „mylesischen Märchen", die „snbnritischen Erzählungen" entstanden, nnd schließlich Longos die Hirtenidvlle „Daphnis und Ehloe" schrieb, da war auf einmal der Noman „erfunden", und man mochte höchstens staunen, daß man nicht fchon längst auf den Gedanken gekommen war, Nomane zu schreiben.

IX.

Die Landschaftsmalerei führt uns heute uicht mehr ausschließlich lachende Auen, blumige Wiesen und sanft ansteigende Gelände vor Augen. Der Maler wählt sich mich die Tchrecknisse der Eiswüstcn, die zerrissen Abstürze und Gletschermoräuen der Alpen und des Himalana zum Gegeustmide seiner Darstellung und findet mit seinen Werken, wenn er nur eiu Künstler ist, Anerkennung und Vewundernug. Zur Zeit des Livius hatte man mir Verständnis; für die ,,t'o6cli!a« ^Ipwm", und Teneca berichtet zwar von Menschen, welche die Wildnis; sehen und die Waldgebirge Vruttiens und Lukaniens durchstreifen möchten, aber er gibt nicht undeutlich zu verstehen, daß er sie für geistig nicht normal erachtet. Ueber den Maler, der sich aus diesen Wildnissen seinen Ttoff geholt hätte, würde er wohl kaum günstiger geurlheilt haben. Wenn Petrarca bei der Ersteigung des Mont Ventour

von dem höchsten Entzücke» erfüllt wurde und uns seine Eindrücke in einen: Briefe an Dionisio überliefert hat, so erfahren wir doch zugleich, daß seinen Begleitern jedes Verständnis; für seine Empfindungen fehlte. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beginnt der ästhetische Sinn für die Schauer der Alpenwildniß den Charakter einer Singularität zu verlieren.
Noch aus dem Jahre 1775 berichtet Goethe über seine erste Schweizerreise «Ausstieg zum Ursenerloch): „Die Felsen wurden immer «nächtiger und schrecklicher; der Weg bis zum Teufelsstein immer mühseliger. Meinem Gefährten beliebte es hier auszuruhen; er munterte mich auf, die bedeutenden Ansichten zu zeichnen. Die Unirissen mochten mir gelingen, aber es trat Nichts hervor. Nichts zurück; für dergleichen Gegenstände hatte ich keine Sprache. Wir mühten uns weiter; das ungeheure Wilde schien sich immer mehr zu steigern, Platten wurden zu Gebirgen und Vertiefungen zu Abgründen. So geleitete mich »nein Führer bis zum Ursener Loch, durch welches ich gewissermaßen verdrießlich hindurchging; was man bisher gesehen, war doch l!) erhaben, diese Finsternis! hob Alles auf. Aber freilich hatte sich der fchelmische Führer das freudige Erstaunen voraus vorgestellt, das mich beim Ausritte überraschen »nutzte." Und nun folgt eine Schilderung, des „zur Bewohnung einladenden Thales", der man das erlösende Aufathmen des Reifenden ordeMlich ansieht. Schon ganz anders lauten die Berichte von der zweiten Schweizerreise (1779), so über den Zug durch's Münsterthal, über Leukerbad; aber auch da ist es mehr ein vereinzeltes Aufleuchten als eine dauernd erworbene Empfindung. „Gegen das Uebergroße ist und bleibt man zu klein", schreibt er der Frau von Stein, und der Marsch über den Nhonegletscher bietet ihm einen „seltsamen Anblick". Auf der Reise nach Italien (1786) findet er noch Anerkennung für die grauen >lalkfelsen und beschneiten Gipfel, aber wie jubelt sein Herz auf, da er in's Etfchthal kommt und den lachenden Süden findet: er hat das Gefühl, als wenn er hier geboren und erzogen wäre „und nun von einer Grönlandfahrt, von einen: Walsischfange zurückkäme;" da darf es uns nicht Wunder nehmen, daß ihm die düster ragenden Alpen bei der Rückreise aus dem heiteren Italien höchlichst mißfallen. Aber die Wandlung der Anschauungen war schon überall vorbereitet, und als Paccard <1786> und nach ihm de Saussure <1787) den Montblanc bestiegen, wurde dem Natur- und dem Kunstsinn eine neue Welt erschlossen.
Eine derartige Umwandlung der Ideen erfolgt jedoch felbstuerständlich nicht immer so friedlich und einfach. Die Erschließung neuer Kunstgebiete berührt keine Interessensphären, im Gegentheile, es thut sich gleichsam ein neues Land auf, das Jeden freundlich zur Besitznahme und Niederlassung einlädt.

Aber ganz anders liegt die Jache, wenn in einem vorhandenen Kunst-
gebiete neue Ideen auftauchen. Die Neuerer wollen im ersten Ansturm das
Alte ganz über den Haufen werfen, die Berechtigung des Neuen aus dem
Mangel jeder Berechtigung des Alten ableiten: und die Besitzer der guten
alten Ideen wollen bei dein was sie „erlernt mit Noch und Müh ... in
Ruh verschnaufen."
Ein klassisches Beispiel eines solchen erbitterten Kampfes der Ideen hat sich
in den letzten Decennien vor unseren Augen abgespielt, die heutige Generation
hat das Entbrennen und wohl auch das Erloschen des Streites miterlebt.
Als Richard Wagner seine musikalischen Theorien aufstellte und als
Reformator der Oper, ja der ganzen Musik auftrat, da mochte die
Aussicht auf Erfolg nur gering erscheinen. Nur langsam fand er überhaupt
Beachtung und Aufmerksamkeit, und fremdartig, unverständlich muthete die
Meisten seine Musik, geradezu unsinnig seine Lehre an. Es war in der
Dhat eine Musik der Zukunft, die der Mann geschrieben hatte, welcher der
(Gegenwart zu weit vorausgeeilt war, als daß sie mit einem Sprung ihm
hätte nachkommen können. Fast wäre es ihm mißlungen, seinen Ideen zum
Siege zu verhelfen. Wohl waren die Auswüchse der üblichen Opernmusik
zu deutlich geworden, als daß der Hinweis auf sie ohne jede Wirkung hätte
verhallen können; aber die ('iemüther waren noch nicht empfänglich genug
für das Neue geworden, das er rücksichtslos an Stelle des Alten zu sehen
sich vermaß, um es sofort zu erfassen, zu verstehe«, sich anzueignen. Die
Geschichte der Ideen kennt kein Beispiel von der Kraft eines zähen, uner-
schütterlichen Willens, der einer noch widerstrebenden Zeit neue Ideen auf-
zwingt, wie dieses, und sie würde ein solches vielleicht überhaupt nicht kennen
gelernt haben, wären Wagner im ^aufe der Zeit nicht eine Anzahl besonders
günstiger äußerer Momente zu Hilfe gekommen.
Nur gering war die Zahl derer, die sich um den verwegenen Kämpfer
zu fammeln begannen, aber sie wuchs, langsam zwar doch stetig; mit ihr aber
auch die wilde Wuth der Gegner, welche, da das altbewährte Hausmittel
des Totschweigens versagte, vor keinem Mittel zurückschreckten, das geeignet
erscheinen konnte, den unbegnemen Neuerer zn vernichten. Durch die zügel-
lose Maßlosigkeit ihrer Angriffe, welche alle Stadien, vom höhnischen Spotte
angefangen bis zur directen Beschimpfuug durchliefen und ihre Krönung in
dem ans Wahnsinn Wagners plaidirenden Pamphlete eines emporstrebenden
Schülers der Heilswissenschaften fanden — der Mann hat es richtig zum
Uniuersitätsprofessor gebracht — haben die Gegner Wagners ihm vielleicht
bessere Dienste geleistet als seine oft nickt minder ercedirenden freunde,
welche eine Zeit lang neben dem „Meister" überhaupt keine Götter mehr
kannten.
Und heute? Auch die erbittertsten Gegner haben Wein in ihr Waffer
geschüttet und sich in aller Stille daran gewöhnt. Manches als selbstver-
ständlich zu finden, was ihnen dereinst ungeheuerlich erschienen war; nur

lieben sie es nicht, darauf aufmerksam gemacht zu werden, und noch weniger, an das erinnert zu werden, was sie dereinst über die Aufgaben der Musik und die künstlerische Impotenz Richard Wagners orakelt haben.

XI.

Aber wenn in der Natur an einein Punkte die Ruhe eingetreten ist, welche einen gewissen Stillstand in der Entwicklung bezeichnet, dann bewirkt die wachsende Spannung der Kräfte an einer anderen Stelle einen Ausbruch.

Ter laute Streit um die musikalischen Ideen Wagners ist verstummt und hat in Bahnen friedlicher Entwicklung eingelenkt. Aber ein anderer nicht minder heftiger ist auf dem Gebiete der Dichtkunst und der bildenden Künste entbrannt, der eine gemisse Verwandtschaft mit deni eben besprochenen, der die Musik zum Gegenstande hatte, nicht verleugnen kann.

Hie Schönheit, hie Wahrheit, so lautet das Feldgeschrei. Die Kunst soll das Schone darstellen, auch auf die Gefahr hin, mit der Wirklichkeit in Widerspruch zu gerathen, ja gerade in der Idealisirung der Natur liegt ihre Aufgabe, sagen die Nasophilen. Nein, sagen die Nasophoben, sie darf nur das Wahre darstellen, ob es schön ist oder nicht, ist ganz egal. Euere Kunstwerke sind uns abstoßend, peinlich, widerlich, sagen die Nasophilen. Sie sollten aber nicht, sagen die Nasophoben. Sie machen ans uus ganz einen anderen Eindruck, fügen die Nasophoben hinzu. Sie sollten aber nicht, entgegnen die Nasophilen.

Und so sind wir hier bei dem Punkte angelangt, von dem wir ausgegangen sind. Die Gegensätze sind in der That genau so alt als die Kunst selbst, nur daß sie sich einander nie so schroff gegenüberstellten, nie so scharf in's Bewußtsein traten.*) Speciell unsere Aesthetik hatte sich darau gewöhnt, auch dort, wo sie sich nicht geradezu als „Wissenschaft des Schönen" bezeichnete (wie bei Th. Bischer), sondern als Philosophie der Kunst (Hegel), oder doch eine Theorie der Künste in sich aufnahm (Kant, Hendenreich), es als selbstverständlich zn finden, daß sie vom Begriff des Schönen auszugehen habe, während sie dein Momente der Wahrheit meist nur soweit Beachtung schenkte, als sie die Frage, wie sich die >tunft zur Natur verhalte, in den Kreis ihrer Erörterungen zog. Das Verhältnis; zwischen Schönheit und Wahrheit selbst wird gar nicht oder doch nur phraseologisch behandelt. So sagt S chelling: „Für die Vernunft erscheint die Einheit des Universums als des vollkommensten Kunstwerkes als absolute Wahrheit, für die Einbildungskraft als abfolute Schönheit." Am bequemsten hat es natürlich Hegel, denn ihm ist die Idee „das allein wahrhaft Wirkliche."

*) Aber schon Aristoteles hatte den Sophokles aus dem Grund über den Gurioidcs gestellt, weil dieser die Menschen nur darstelle, wie sie seien, jener aber so, wie sie sein sollten.

XII.

Für die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung giebt es nur einen Ausgangspunkt: die Realität der Dinge, die (sei es nun thatsächliche oder scheinbare) Wirklichkeit der Außenwelt. Wir vermögen uns nun Bedürfnisse des Lebens zu denken, welche das Individuum dazu veranlaßten, sein Können in der Nachbildung von Erscheinungen der Außenwelt zu bethätigen. Seine Stimme ahmt die Laute der unbelebten und belebten Natur, zu welch letzterer auch seine Gattungsgenossen gehören, nach uud gewinnt so Ausdrucks- und Verständigungsmittel, und wo die Bedürfnisse das Individuum dazu hinführen, mit Bewußtsein umgestaltend auf die umgebenden Dinge einzuwirken, d. i. zu arbeiten, werden die Vorbilder für das Anderszugestaltende in wahrgenommenen Erscheinungsformen liegen. Allein hier handelt es sich immer um eine Erscheinungen der Außenwelt nachbildende Vethätigung des Könnens, bei welcher die Aehnlichkeit des Nachgebildeten mit dem Vorbild nicht Selbstzweck ist.

Wir sind aber im Stande auch einzusehen, wieso die Dhätigkeit des Individuums sich bewußt und unmittelbar darauf zu richten vermochte, die Natur nachzuahmen, das im Räume neben einander liegende, das in der Zeit aufeinandergefolgte zu reproduciren, nicht weil das Nevroducirte und das Producirte den animalischen Bedürfnissen zu dienen vermochte, fondern weil die Nevroduction und die Versenkung in sie entstandenen Bedürfnissen abstracterer Art entsprach. Zu dieser Einsicht kann uns jedoch zunächst der Begriff der Wahrheit allein nicht führen.

In der Einwirkung der Außenwelt auf das Individuum zeigt sich aber ein tiefeinschneidender Unterschied, welcher für die ganze Entwickelung von der größten Bedeutung ist. Ein Theil der Dinge und ihrer Eindrücke wirkt angenehm, anziehend, ein anderer Theil unangenehm, abstoßend. Diese Empfindungen hängen auf das innigste zufammen mit den subjectiuen Momenten der Nützlichkeit und der Schädlichkeit.

Wir dürfen dies aber uicht in der Weise auffassen, daß die Entwicklung den Weg gewandelt habe, daß das Nützliche, Vortheilhafte, weil es als solches erkannt wurde, angenehme Empfindungen erweckte, das Schädliche, Gefährliche, weil es als solches erkannt wurde, unangenehme Empfindungen. Die Erkenntnis; hinkt in der Entwicklung den durch natürliche Zuchtwahl gestaltenden Kräften stets in weiter Entfernung nach, erst in späteren Stadien greift die Erkenntniß fortbildend ein, wohl erst dann, wenn die Bedürfnisse dazu lnnführen, die im Wege der natürlichen Zuchtwahl geschaffenen Anlagen ihres mechanisch wirkenden Charakters zn entkleiden, sie zn mildern, ja, insoweit 'sie überflüssig oder schädlich geworden sind, zu destruiren. Auch bei Lebewesen so niederer Organisation, daß wir ihnen gewiß keine Reflerionskraft zuzuerkennen vermögen, sehen wir, daß sie ein feines Untcrscheidungsuermögcu für angenehme und unangenehme Eindrücke haben, ersteren entgegenstreben, letzteren ausweichen.

Es ist darum ganz verkehrt, wenn Locke gelegentlich behauptet, es sei, nachdem einmal ein altes Weib die Vorstellung von Gespenstern mit der Vorstellung der Finsterniß combinirt habe, die Nacht von da an stets der Phantasie schrecklich und unangenehm vorgekommen.

Auch darauf kann die Angst und Scheu vor der Nacht nicht zurückgeführt werden, daß die wirklichen Gefahren, welche sie mit sich bringt oder erhöht, erkannt wurden, sondern vielmehr zunächst nur darauf, daß den Individuen gewisser Gattungen die Entstehung dieses Angstgefühles, der Scheu vor der Nacht, vortheilhaft war, daß jene, welche vermöge dieses Gefühles sich vor der Nacht instinctiv verbargen, gesichert waren, während jene, welche in ihr herumschweiften, in viel höherem Grade dein Untergänge ausgefetzt waren. So bildete sich bei gewissen Gattungen, sveciell beim Menschen im Wege natürlicher Zuchtwahl und Vererbung die Scheu vor der Nacht aus, während Organismen anderer Art, denen vermöge ihrer Beschaffenheit die Nacht günstigere Lebensbedingungen als der Tag bot, zu ihr hingezogen wurden.

Die Fähigkeit, zwischen angenehmen und unangenehmen Eindrücken zu unterscheiden, hat mit der Erkenntnis; der Vorthelle, welche diese Fähigkeit mit sich bringt, so wenig zu thun, als die Fähigkeit, zwischen hell und dunkel zu unterscheiden, mit der Einsicht von der Nützlichkeit der Sehkraft. So wenig als das Sehen eine Erfindung ist, fo wenig ist die ästhetische Empfindung eine folche. Aber Wohlgefallen und Widerwillen waren die sichersten Wegweiser für das Individuum, das Nützliche aufzusuchen, das Schädliche zu vermeiden, und darum entstanden sie, erstarkten sie, wurden sie zu einer Macht, welche das ganze Leben beherrscht, die Triebfeder des Handelns, die bewegende Kraft der ganzen Entwicklung geworden ist.

Es kann hier nicht weiter darauf eingegangen werden, zu zeigen, wie die vitalen Bedürfnisse dazu hinführen mochten, daß gerade diefe Erscheinungen angenehme Eindrücke hervorriefen, gerade jene unangenehme, es genügt die Einsicht, daß auf dem angedeuteten Wege die Fähigkeit sich entwickeln konnte, zwischen angenehmen und unangenehmen Eindrücken zu unterscheiden und die Ursache dieses Unterschiedes in die Außenwelt zu verlegen, das Schöne dem Häßlichen*) gegenüberzustellen.

War aber einmal das objectivirte Schöne als Quelle angenehmer Empfindungen erkannt, fo mußte es auch um feiner selbst willen, ganz unabhängig von dem lediglich entwicklnngsgeschichtlichen, gar nicht als mit ihm zusammenhängend erkannten Nützlichkeitsmoment der Objecte, Gegenstand des Wunsches werden: das Schönheitsgefühl führte zum Schönheitsbedttrfniß.

') Auf die Bedeutung des Begriffes des Häßlichen als des „unzertremllichen Correlates" des Schönen für die Aesthetik hat zuerst Friedrich Schlegel (in seiner Schrift „Ueber das Studium der griechischen Poesie") hingewiesen, während die früheren Schrift-steller sich in dieser Richtung höchstens auf gelegentliche phraseologische Bemerkungen beschränkten. Ein hochinteressantes Werl Hot Karl Rosenkranz in seiner „Philosophie des Häßlichen" geliefert.

Das ist der Gang der ganzen entwicklungsgeschichtlichen Bewegung, das; das eine Bedürfnis;, indem es der Befriedigung dienende Anlagen schafft, zugleich wieder neue Bedürfnisse hervorruft, welche weit über die ursprünglichen Bedürfnisse hinausgehen, ja, welche schließlich in ganz anderen Richtungen sich bewegen, welche selbst wieder neue Anlagen entstehen lassen, die wieder zu neuen Bedürfnissen führen — Alles in stets aufsteigender, sich verfeinernder und complicirender Organisation, bis schließlich die höheren Bedürfnisse den unmittelbaren Zusammenhang mit den vitalen ganz verloren haben, ja gelegentlich mit ihnen in directen Widerstreit gerathen: und dann beginnt die Phase des Kampfes des Verstandes gegen die Berechtigung der angeborenen Ideen.

War einmal das Schönheitsbedürfniß gegeben, dann war auch der innere Drang gegeben, es zu verwirklichen, der betrachtende Schönheitssinn wird zun« schaffenden Kunstsinn.

XIII.

Aber es wäre verfehlt und einseitig, die Entstehung lind Entwicklung nur aus dem Sinne für die Schönheit der umgebenden Natur zu erklären. In ganz ähnlicher Weise wie die Ideen des Schönen und des Häßlichen entstanden, welche zunächst auf die ungewillkürte äußere Erscheinung der Natur sich bezogen, entwickelte sich eine andere Ideen-Antithese, die von Gut und Böse, welche die Willensbethätigungen der Lebewesen, insbesondere die Handlungen der Menschen zu ihrem Gegenstande hatte. Es kann hier nur flüchtig augedeutet werden, was ich theilweise in der Einleitung zu meiuem Privatrechtssysteme (1883) näher anszuführen versucht habe. Der Geselligkeitstrieb war geeignet, einer Reihe vitaler Bedürfnisse die Befriedigung iu ungleich erhöhtem Maße zu sichern, als dies bei allein für sich lebenden Individuen der Fall war, und so vermögen wir leicht einzusehen, daß natürliche Zuchtwahl und Vererbung ihn zu bilden und zu stärken vermochten. Aber weun er das Mittel bot, eine Reihe seitens der Außenwelt drohender Gefahren zu vermindern, fo erhöhte das Aneinanderrücken der Individuen einer Gattung die Gefahren, welche dem Einzelnen seitens der Gattungsgenossen, dem Menschen seitens der Mitmenschen drohten. Da entstand und erwuchs nun in der Idee der Sittlichkeit, in der Idee, daß das Individuum gegen seine Genossen nicht feindlich handeln solle, für jeden Einzelnen ein Schul;, der unendlich wirksamer ist, als die schrecklichsten Vertheidigungsmittel, nüt denen die Natur den Körper ausrüste« oder die der menschliche Geist ersinnen kann. Der Nachtheil, der im concreteu Fall dem Einzelnen daraus erwachsen mag, daß die innere Macht der sittlichen Idee und der auf sie gestützte äußere Zwang der Mitwelt ihm verwehrt, seine Existenzbedingungen sich mit Schädigung seiner Genossen zu erwerben, ist verschwindend neben dem unermeßlichen Vortheil, den er daraus zieht, daß der Zwang derselben s^dee ihn selbst mit einer idealen Schutzwehr umgibt.

Wer nur dann vermag diese Idee dem Individuum zum Heile zu gereichen, wenn sie nicht seine, des Einzelnen, sondern eine allgemeine Idee ist. Und so bilden sich die ethischen Anlagen nicht als rein individuelle, sondern als sociale, mit der Idee des Guten und Bösen verknüpft sich mit Notwendigkeit die Idee von der allgemeinen Giltigkeit dieser Ideen; die Veranlagung, welche dazu führt, gewissen Handlungen gegenüber Wohlgefallen, anderen gegenüber Mißfallen zu empfinden, führt dazu, Gut und Böse als allgemein giltige Kategorien einander gegenüberzustellen, und das geeignetste Mittel hiezu ist, ihnen höhere, ewige, unwandelbare Gesehe zn Grunde zu legen. Die Duldsamkeit auf dem Gebiete des physischen Lebens wird nur möglich bei gleichzeitiger Unduldsamkeit auf dem Gebiete der Ideen und findet daher ihre Grenze gegenüber jenen Handlungen, welche den allgemeinen Ideen widerstreiten.

XIV.

So haben wir zwei Ideengruppen gefunden, deren jede zwei Gegensätze in sich schließt, auf der einen Seite die Ideen des Schönen und des Häßlichen, auf der anderen Seite die Ideen des Guten und des Vöfen.

Aber die natürliche Entwicklung der einzelnen Anlagen und Bedürfnisse erfolgt nicht in strenger Isolirung derselben, sondern in steter Wechselbeziehung. Was im Leben neben einander ist, entwickelt sich auch niit einander, eines durch das andere.

Es wurde oben angedeutet, wie einerseits die Nachahmung von Erscheinungen der Außenwelt in der Sprache und einer den Stoff gestaltenden Thätigkeit aus den Bedürfnissen des Lebens entsprang, andererseits der erwachte betrachtende Schönheitssinn zum schaffenden Kunstsinn führen konnte. Aber einen ungleich mächtigeren Anstoß zur Entstehung Kind Entwicklung des Kunstsinnes müssen wir in den ethischen Ideen erblicken. Die Kunst ward eine der kräftigsten Stützen der ethischen Ideen, ein wesentliches Hilfsmittel für ihre Verbreitung, Kräftigung, Erhaltung und Fortbildung. Wie durch den Preis männlicher Kraft und weiblicher Schönheit diese selbst wieder an allgemeinem Ansehen und allgemeiner Würdigung gewannen und so die Kunst des Rhapsoden zur Erstarkung der anziehenden Macht männlicher und weiblicher Schönheit mithalf, zu einem Momente der natürlichen Zuchtwahl wurde, so wurde die verherrlichende Ueberlieferung von Handlungen, welche den ethischen Ideen entsprachen, ein kräftiges Mittel zur Stärkung der ethischen Ideen selbst, zur Züchtung von Handlungen, welche ihnen entsprachen und ihre Herrschaft über das Leben betätigten.

Da die ethischen Ideen, wie gezeigt wurde, ihren praktischen Werlh nur dadurch erhalten konnten, daß sie mit einer Vorstellung verknüpft waren, demzufolge sie als — zunächst für einen gewissen Kreis von Individuen*) —

*) Es ist bezeichnend für den Gang der Entwickluna, daß die ethischen Ideen zunächst nur Giltigkeit innerhalb der einzelnen eine Gemeinschaft bildenden Verbände beanspruchen und der Genosse eines anderen Stammes außerhalb des Bannkreises der ethischen

allgemein giltig und verbindlich erachtet werden mußten, bedurften sie selbst wieder einer Stütze. Es mag müßig sein zu untersuchen, in welchem Verhältnis; und welcher Reihenfolge ein sich entwickelnder äußerer Zwang, die staatliche Idee einerseits, die Beziehung auf den Willen eines höheren unsichtbaren Wesens, die religiöse Idee, andererseits an der Bildung und Entwicklung der ethischen Ideen Antheil nahmen. Hier genügt der Hinweis, daß auch die Entstehung dieser Ideen sich entwiölungsgeschichtlich auffassen läßt*) und daß insbesondere der Sinn für Religiosität und der Kunstsinn wechselweise befruchtend auf einander zu wirken vermochten.

XV.

Bei der Behandlung der Äesthetit „von Oben herab", sowohl als bei der „von Unten herauf", wie Fechner die beiden Hauptmethoden derselben bezeichnet, wird gewöhnlich der Sinn für die Schönheit der äußeren Natur als Ausgangspunkt des Kunstsinnes angesehen. Damit steht aber eine Thatsache in seltsame:» Widerspruch. Die nachweisbaren Anfänge der .Kunst führen uns nämlich keineswegs, wie hiernach anzunehmen wäre, auf die Reproduktion und dichterische Beschreibung der landschaftlichen Schönheit zurück. Schon Schiller in seiner Schrift „Ueber naive und sentimentalische Dichtung" findet es befremdlich, „daß man so wenige Spuren von dem sentimentalischen Interesse, mit welchen, wir Neuern an Naturscenen und an Naturcharakteren hangen können, bei den alten Griechen antrifft". Gedankenlose Nachbeter haben diese Bemerkung zu der Behauptung erweitert, den Griechen habe überhaupt der Sinn für landschaftliche Schönheit gefehlt, ein Sah, dem erst Biese**) die erforderliche kritische Widerlegung zu Theil werden ließ. Aber das eine ist richtig, daß die nachweisbaren Kunstanfänge nicht an landschaftliche Schönheit anknüpfen, daß die Verherrlichung menschlicher Eigenschaften, die Illustrirung ethischer und religiöser Ideen, viel früher den Charakter der Kunst bestimmt, als das Wohlgefallen an der Ideen steht; eist mit dem beginnenden näheren Verkehr unter den einzelnen Stämmen oder Gemeinschaften erweitert und vertieft sich die ethische Idee, bis sie endlich kosmopolitischen Charakter annimmt.

*) „Die Philosophie möge zu erforschen suchen, was ihr ewig unergründlich sein wird, ob ein einziges, ewiges, personlich denkendes Wesen die stetige Gleichmäßigkeit in die Bewegung des Stoffes gelegt hat — ob ein Riesengeist über dem Wcltallc schwebt als b!e Vereinigung all' der Kräfte, die der Materie innewohnen, gleichsam die Ausdünstung des Stoffes, an den er gefesselt ist; sie möge crgrübeln, ob im Körper jedes Einzelnen eine selbständig denkende Seele wohnt, oder ob der eine große Geist es ist. dessen Auge aus der zerbrechlichen Hülle des Individuums hervorflammt — oder ob etwa die Eigenschaften des rohen Stoffes, der sich in die wunderbarsten Formen füllt, sich selbst zu dem, was wir das Leben nennen, gestaltet haben, und nun im schimmernden Gewände einer fremden, außer ihnen liegenden Macht sich uns vorstellen und ihre eigenen Producte, darunter unsei eigenes Ich, als das Werk dieser Macht uns vorgaukeln." (Vurckhard, Snst. I.. S. 29.)

**) „DieNatuicmschauung des Hellenismus und der Renaissance", Preuß. Jahrb. 1886, und „Die Eiltwickelung des Naturgefiihls im Mittelalter und in der Neuzeit" ibid. 1887.

Schönheit der umgebenden Natur. Die Kunst jeder Zeit knüpft an die Bedürfnisse dieser Zeit, und so finden wir, daß im heroischen Zeitalter, in welchem die Kraft des Individuums im Vordergründe stand, ganz andere „Tugenden" gepriesen wurden, als in den Zeiten, in welchen die Entwicklung des staatlichen Sinnes zur Einschränkung des Individualismus führt. Sind es dort die Heldenthaten, die Anlagen der Kraft, des Muthes, der Klugheit, welche den Dichter begeistern, so treten später die gemeinnützigeren Anlagen des Nürgersinnes, der Vaterlandsliebe, des Gehorsams an ihre Stelle, während wieder in der Theokratie die Bethätigung der Gottesunterwerfung dein Künstler Object seiner Darstellung wird (Buch Hiob). Erst wenn die socialen, ethischen, religiösen Ideen einer Entwicklungsperiode so erstarkt sind, daß sie der fördernden Hilfe der Kunst nicht mehr zu bedürfen scheinen, während andererseits der selbst zum Nedürfniß emporgewachsene Kunstsinn nach stets neuer Bethätigung strebt, stets neue Objecte für seine Befriedigung sucht, vermag der reine Schönheitssinn an die führende Stelle zu treten; er bemächtigt sich dann auch der leblosen Natur mit innigerer Kraft, und die Kunstwerke selbst, welche eine frühere Periode aus den Bedürfnissen des Lebens herausgeschaffen, werden ihm zum Gegenstände bewundernder und nachstrebender Betrachtung und an sie anknüpfender nachbildender und weiterbildender Darstellung. Aber diese letztere Bewegung entspringt nicht mehr der treibenden Kraft der Idee, welche die früheren Kunstwerke fchuf, sie verliert den naiven Eharakter, welcher daraus entsprang, daß die Gesetze der natürlichen Zuchtwahl und Entwicklung wirkten, ohne in das Bewußtsein zu treten, sie verliert den voltsthümlichen Eharakter, welcher daraus entsprang, daß sie der Ausdruck des unbewußten Ringens der Volksseele war. An Stelle der sich allgemeine Anerkennung erkämpfenden inneren Kraft der Ideen tritt die Reflexion, welche die Kunstwerke betrachtet und, indem sie dieselben zerlegt und analnsirt, die Gesetze derselben zu ergründen sucht, um dann nach diesen Gesetzen neue Kunstwerke zusammenzusetzen.

XVI.

Aber auch auf dein Gebiete der Ideen giebt es nur einen scheinbaren Stillstand. Alte Ideen zerbröckeln, und neue bilden sich und suchen sich Geltung zu verschaffen. Und nun entbrennt der Kampf. Wieder erfassen die neuen Ideen die Kunst und stellen sie in ihren Dienst und machen sie zur Mit- und Vorkämpferin der Revolution. Fügen sich die neuen Ideen in den Nahmen der bestehenden Gesellschaftsordnung, fo ist es nur eine Revolution der Geister, erheischen sie aber eine Umgestaltung der socialen Einrichtungen und Verhältnisse, so wird aus ihr, wenn die Ideen zu mächtig find, als daß die Anhänger des Bestehenden sie zu erdrücken vermöchten, und wenn sie zu tief in die Interessensphären der Machthabenden einschneiden, als daß diese sich bestimmen ließen, ihnen freiwillig die geforderten Aenderungeu

in der socialen Einrichtung zu concediren, die Revolution der Menschen.
Stets sehen wir die Kunst als Voikämpferin revolutionärer Ideen. Sie
hat mitgeholfen, das Gefüge des mittelalterlichen Staates zu erschüttern, und
es ist kein äußerer Zufall, daß dieselbe Zeit, welche die französische Revolu-
tion gebar, eine Periode erneuerter Blüthe der Kunst war. Wenn Schiller
gegen die Uebermacht der Kirche, gegen die Willturherrschaft des Absolutis-
mus und seiner Organe kämpfte, hat er für dieselben Ideen gekämpft, in
deren Dienst Andere mit blutiger Gewalt das Gefüge der Staaten zu er-
schüttern suchten. Und hätten Don Carlos und Kabale und Liebe sich nicht
unter deni Hochdruck der siegenden Gewalt, welche den revolutionären Ideen
innewohnte, die Bühne erobert — ich bezweifle, daß man heute ihre Auf-
führung gestatten würde*).

Als dem Siege der Revolution die Neaction folgte, legte sie mit wuchtiger
Schwere ihre Fänge auch auf Kunst und Künstler. Aber der erzwungenen
Ruhe folgte gegen die Mitte unseres Jahres ein neuer Sturm, und wieder
war es die Kunst, welche im Dienste der gewonnenen neuen Ideen, sie
kräftigend und weiterbildend, kämpfte, und die Zahl jener, welche, als
„Revolutionäre" gebrandmarkt, kluge Vorsicht übend oder nachdrücklichem
Rathe folgend, ihre Heimat verließen, war eine ganz bedeutende.

XVII.

Hat die Bewegung, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahr-
hunderts die Geister erfaßte, einen vorwiegend politischen Charakter gezeigt,
so ist in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts eine andere an ihre Stelle
getreten, welche hauptsächlich socialer Natur ist. Der vierte Stand pocht
ungestüm an die Pforten des modernen Staates, aber nicht in einer Um-
änderung der Regierungsform oder nicht bloß in ihr, sondern in einer völligen
Umgestaltung des ganzen socialen Lebens erblickt er das Mittel, seine Wünsche
zu verwirklichen.

lind wieder sucht die neue Idee auch die Kunst in ihren Bannkreis zu
ziehen, sie sich und ihren Zielen dienstbar zu machen.

In den grellsten Farben schildert der Künstler das Elend der Massen,
die rohe Verthierung des täglich um seine Eristenz ringende Individuums,
seine Ausbeutung durch den Besitzenden. Aber er bleibt nicht dabei stehen,
er bekämpft die herrschenden Ideen in ihren Trägern, er sucht zu zeigen,

5) Das tzofbnigthcatcr hat in diesem Winter in einer Reihe ron voltsthümlichen
Nachmittagvorstellungen Schiller, Goethe und Grillparzci einem Publikum vorgeführt,
welches wohl größtcutheils für gewöhnlich vom Theaterbesuche ausgeschlossen ist. Bei der
Vorstellung von Kabale und Liebe sah eine Dame neben mir, welche sich wiederholt die
Ohren zuhielt und unwillkürliche Zeichen eines entrüsteten Abschcus von sich gab, der
kaum stärker hätte sein sonnen, wenn etwa Holländers „Heilige Ehe" ober „Die Sitte"
von Rcinfels zur Aufführung gelangt wäre. Wißbegierigen Lesern sei nicht vorenthalten,
daß letztgenanntes Drama in fünf Acten die Abtreibung der Leibesfrucht behandelt.

daß diese Idee» der Wahrheit des Lebens nicht entsprechen, daß die rohe Genuß- und Selbstsucht sie sich nur als prunkenden und schützenden Mantel umgeschlungen haben, die Abscheu erweckende Verkommenheit wird ihm zum Gegenstände seiner Darstellung, aber nicht einer verfühnend-abfchließenden Darstellung, welche zeigt, wie die sociale Ordnung schließlich den Sieg davon trägt, sondern einer Darstellung, welche sich gegen die sociale Ordnung selbst richtet, ihre Impotenz darthun will, die „Tugend" unterliegen und das „Laster" triumphiren läßt.

Einen Angelpunkt unseres socialen Lebens bildet die Familie, und ihre Wurzel ist die Ehe. Und so richtet sich instinctiv gegen die Institution der Ehe und die Idee der Heiligkeit der Ehe offen und versteckt der Angriff. Hier wird die Idealität der freien Liebe gegenüber der nur durch socialen Zwang zusammengehaltenen staatlich und kirchlich sanctionirten Geschlechterverbindung gepriesen, dort ein düsteres Mo des Elends der an einander geschmiedeten Gatten entworfen.

Gerade das, was den herrschenden Idealen widerspricht, was ihre Vertreter innerlich verletzen, oder, sofern sie nur aus Interessenpolitik für ethische und sociale Ideen eintreten, doch äußerlich vrovociren muß, wird zuni Gegenstände der Darstellung.

Sudermann spricht einmal von der Poesie des Elends; und in der Thal hat die Darstellung menschlichen Elends eine erschütternde Gewalt. Aber aus der Poesie des Elends ist eine Nomantik des Elends geworden. Wie die jugendlichen Geister sich früher eine im Sinne der Ideale des Schönen und Guten verklärte Welt in ihrem Innern erträumten und in ihr glückselig schwelgten, malt jetzt die schaffende Phantasie ihnen eine Welt des Häßlichen uud Bösen aus, und mit einer Art selbstquälerischer Wollust versenken sie sich in die trüben Fluthen felbstersonnenen physischen und moralischen Elends. Ein junges Mädchen hat mir vor nicht langer Zeit ein Drama überreicht; es zeugte von Talent, aber jede Figur war abstoßend: überall rohe Selbstsucht, niedrige Gesinnung, kein Lichtstrahl in dem Ganzen. Aus der Erfahrung hat die „Dichterin" gewiß nicht geschöpft, und sie hat nicht den Eindruck gemacht, als würde sie die Empfindungen und Anschauungen ihrer „Helden" theilen, ja ich bin überzeugt, wenn jemand zu ihr im Leben spräche, wie sie in ihren: Drama ihre Menschen sprechen läßt, würde sie sich entrüstet abwenden. Und doch hat sie das Buch geschrieben! Diese ermachte und rasch emporwuchernde Romantik des Elends ist gezüchtet von deu Ideen, welche die herrschende sociale Ordnung bekämpfen, sie ist ein Hilfsmittel im Entwicklungskampf: je verwerflicher das Bestehende dargestellt wird, um so leichter der Kampf gegen dasselbe.

XVIII.

Aber der neuen Richtung der Kunst stemmt sich kräftig die alte entgegen. Sie kämpft nicht nur für die herrschenden Ideen, sie kämpft auch

für ihre Theorien, und kraft dieser fucht sie der „neuen Kunst" überhaupt ihre Existenzberechtigung zu bestreiten. Die Reflexion über das Wesen der Kunst hat sie ja zu dem Satze geführt, das Schone sei.Gegenstand der .Kunst, sie hat der Kunst Aufgaben zugewiesen, jene fördernde Function, welche die Kunst bei der Entwicklung der Ideen des Schönen und Guten bethätigte, zu Zwecken der Kunst erhoben. Was Ihr da macht, sagen die Alten, hat mit der Kunst gar nichts zu thun, das ist gar nicht Kunst, denn die Kunst soll das Schöne darstellen, sie soll die Gemüther lautem und erheben. Was können die Gegner darauf erwidern? Nur Eines: Euere Theorie ist falsch — und sie erwidern es mich. Aber eine Theorie bekämpft man am besten mit einer anderen Theorie. Die Frage der Aufgabe der Kunst ist aufgeworfen, man beantwortet sie einfach anders. Aber was soll dann die Aufgabe der Kunst sein? Das Häßliche, das abstoßend Erscheinende darzustellen, das kann man doch nicht als Aufgabe der Kunst hinstellen, wie sollte man es begründen?

Die Entwicklung der Kunst hat selbst ein anderes Moment an die Oberfläche gearbeitet, das fo recht geeignet erscheint, hier rettende Hilfe zu bieten. Die Ideen des Schönen, die Ideen des Guten finden nicht stets und überall Verwirklichung. Die Ideen müssen der Entwicklung stets voraus sein, wenn sie sie beeinflußen sollen. Und so setzt sich auch die Kunst, insofern sie sich in den Dienst von Ideen stellt, mit der Wirklichkeit nur zu leicht in Widerspruch. Sie stellt Verhältnisse dar, wie sie nach der Ansicht des Künstlers sein müßten, um den Ideen zu entsprechen, wie sie aber sehr oft, ja in ihrer gedachten oder vermeinten Vollkommenheit überhaupt nicht sind. Hat in einzelnen Perioden die treibende Kraft der Ideen die Kunst zu weit von der Wirklichkeit entfernt, so tritt die Erkenntniß von dieser Divergenz in's Vewnßtsein, die Vernunft wird beunruhigt, und weil eine große Divergenz der natürlichen Entwicklung nicht förderlich ist, sondern sie eher hemmt, dient die Reaction selbst wieder der fortschreitenden Entwicklung: das Streben nach Darstellung der Wahrheit wird zur Eorrectur des Strebens nach Darstellung der Schönheit und Veranschaulichung ethischer Ideen. Diese beiden Elemente lassen sich in der Kunstgeschichte zurückverfolgen, fo weit das Neflectiren über die Kunst überhaupt zurückreicht*). Man kann fügen, neben das Schönheitsideal ist ein Wahrheitsideal getreten.

Hier nun bot sich für die neue Bewegung der Ansatzpunct: Es ist nicht richtig, daß das Schöne Gegenstand der Kunst ist, ihr Object ist das Wahre. Diese Theorie mußte als ganz außerordentlich'geeignet^'erscheinen, die Eristenzberechtigung der neuen Richtung, ja noch mehr, ihre erclusive Giltigkeit

*) Schon der alte Aristoteles erwähnt, das; mau von Tingcn, welche in der Natur unangenehm berühren, 5. B. Leichen, häßlichen Thieie, die genauesten Abbildungen mit Vergnügen sehe — und erklärt dieses aus dem Nachahmungstrieb und der Freude au den Weilen nachahmender Darstellung.

darzuthun, die Existenzberechtigung des künstlerischen Schaffens der Gegner
selbst als hinfällig erscheinen zu lassen. Fort mit Allen: aus der Kunst,
wenn es der Realität des Lebens nicht entspricht, aber auch das Peinlichste,
das Abstoßendste herbei, wenn es nur wahr ist. Ja, im Dienste der social-
revolutionären Bestrebungen entwickelt sich die Tendenz, das menschliche
Elend, menschliche Verkommenheit nicht als Sondererscheinungen vorzuführen,
sondern ihnen typischen Charakter beizulegen, das Abstoßende, Widerliche,
Peinliche als das allein und wirklich Wahre hinzustellen. So wird die
Aesthetik des Schönen nicht nur zu einer Aesthetik des Wahren, sondern bei
den Extremen zu einer Aesthetik des Häßlichen.

XIX.

Die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung hat es nicht damit zu thun,
die Erscheinungen zu kritisiren, sie sucht sie lediglich zu erklären. Aber wie
sie die Gegenwart aus der Vergangenheit zu verstehen sucht, darf sie wohl
auch vorsichtig und schüchtern aus der Art und den Wegen der bisherigen
Entwicklung auf die Art und die Wege weiterer Entwicklung schließen.
Und da kann sie zun. Mindesten die Möglichkeit nicht in Mrede stellen,
daß, wie so manche Ideen Wandlungen erlitten, an Mackt verloren, ja zer-
bröckelten und zerfielen, auch die heute herrschenden Ideale sich zersetzen
und verflüchtigen können. Aber noch bilden sie die Grundlagen unserer
socialen Ordnung, sind einer großen Anzahl von Menschen so tief ein-
gewurzelt, daß der Gedanke, sie könnten etwas Wandelbares, Vergängliches
sein, ihr innerstes Empfinden verletzt; noch haben sie durch Anlage, Erziehung
eine solche Macht, daß jene, bei denen sie minder entwickelt sind, als un-
vollkommene, minderwerthige Individuen erachtet werden und daß daher die
große Mehrzahl jener, bei denen sie fehlen oder verstümmelt, verkümmert
sind, sie zu erheucheln sucht. Und so können wir diesen Ideen zun:
Mindesten noch ein langes Leben prognosticiren. Aber mehr noch. Wir
können uns, gerade vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus, gar
nicht denken, daß diese Ideale einfach untergehen könnten, ohne sich in
andere umzusetzen, anderen Platz zu machen. Denn die Macht der Ideen
schützt das Individuum allein vor dem Individualismus, der, indem er das
Individuum anweist, sich lediglich mittelst der Vernunft aus allen thatsäch-
lichen Situationen sein persönliches Interesse herauszurechnen, und so
Jedem den nackten eigenen Vortheil als Leitlinie seiner Handlungen vor-
zeichnet, in gleicher Weise Alle schädigen muß. Die bloße Erkenntnis,
dessen, daß der Individualismus als allgemeines Princip den allgemeinen
Untergang bedeutet, ist ungenügend, jene, welchen ethische Ideen mangeln,
abzuhalten, sich vom Individualismus bestimmen zu lassen, sie könnte das
Individuum höchstens dazu bestimmen, ihn in Reden und nachweisbaren
Handlungen zu verleugnen, vermöchte aber nie eine Schranke zu bilden
gegen die heimlich arbeitende Selbstsucht, die wohl wünschen würde, daß

alle Anderen sich Schranken auferlegen, für sich selbst aber alle Schranken
perhorrescirt.

XX.

Heute lassen sich vielleicht keine sicheren Anknüpfungspunkte für etwaige
neue Ideale einer fernen Zukunft nachweisen. Auch jene, welche die be-
stehende sociale Ordnung mit bewußter Absicht bekämpfen, wissen nichts z»
nennen, was sie an ihre Stelle zu setzen vermöchten, oder das was sie nennen
ist doch so, daß es als in sich unhaltbar erscheinen muß. Und so wirken
sie zunächst nur destructiv, uud destrnctiven Character hat theilweise auch
die Kunst, welche sich in ihre Dienste gestellt hat. Allein doch ist im Gebiete
der Kunstentwicklung eine Idee wahrnehmbar, deren Ansätze sich zwar weit
zurückführen lassen, die aber in jüngster Zeit schärfer und plastischer hervor-
getreten ist als jemals, die Idee, daß das Wahre als solches ein Gegenstand
künstlerischer Darstellung sei. Liegt hier wirklich nur eine Reaction gegen
das überwuchernde Moment der bloßen Schönheit vor, welches zu weit von
der Realität des Lebens weggeführt hat? Oder weist nicht vielmehr der
Beifall, den wir auch solchen Werken der Realisten nicht versagen können,
welche in ihrem Objecte unseren Sympathien widerstreiten, darauf hin, daß
neben der Fähigkeit, durch die Bewunderung des Objectes, das der Künstler
geschaffen hat, angenehm berührt zu werden, eine andere, jedenfalls raffinirtere,
vielleicht verfeinerte Fähigkeit sich kräftig entwickelt hat, die Fähigkeit, im
Kunstwerk die Kunst des Künstlers, die Dinge zu sehen*) und wiederzugeben,
wie sie sind**), zu bewundern und von dieser subjektiven Bewunderung
allein kräftig angeregt zu werden?

*) Diese Kunst ist nicht so einfach, als man auf den eisten Blick meinen möchte:
gar Viele lernen sie im Leben nie, und auch in der Geschichte hat sie ihre Entwicklungs-
phasen. So hat sich erst vcrhältnißmäßig spat der Sinn für oie Perspective gebildet,
und die unendlich langen Arme und Beine, welche wir auf den Kunstdenkmälcrn gennsser
Perioden anzustaunen Gelegenheit haben, sind nicht lediglich auf mangelhaftes Können,
sondern auch darauf zurückzuführen, daß man noch nicht gelernt hatte, auf die Größen-
Verhältnisse zu achten.

**) D. i. wie sie zn sein scheinen. Wir wissen heute, Dank der Momcntphotogrcwhic,
daß das springende Pferd in leiner Phase des Sprunges jene Körperstellung hat, welche
wir beim Sprunge wahr zu nehmen glauben, welche aber thatsächlich nur die Resultirende
einer für unser Auge zu rasch vorübcreilendcr Reihe ganz anderer llörverstellungen ist.
Wir wissen dies, verlangen aber doch vom Künstler, daß er uns das Pferd so zeichnet,
wie wir bisher geglaubt haben, daß es im Sprunge sich hält, wie es unseren Sinnen,
unserer unmittelbaren Wahrnehmung sich darstellt, nicht wie es nach unserer mittelbar
erworbenen gegenwärtigen Erkenntnis; sich thatsächlich hält. Wenn sich die Intervalle,
in denen das Auge Aufnahmen zu machen vermag, vermindern und wir fo einmal lemen
würben, das heute resultirende Sftrnnabild mit unseren Augen in seine Komponenten zu
zerlegen, würden wir auch vom Künstler eine andere Tarstellung fordern: wir verlangen
von dem mit uns lebenden Künster, daß er mit unseren Augen sehe, beim Künstler einer
früheren Zeit lassen wir es uns genügen, wenn er mit den Augen seiner Zeitgenossen
gesehen hat.

Gewiß ist das Eine: mit den schönen Theorien aus der Kiste der
Aesthetik über das Wesen und die Aufgaben der Kunst ist da nichts zu
richten.
Wenn der Eine von, Kunstobjecte als einer Form der Schönheit, als
Ausdruck ethischer Ideen entzückt zu werden vermag, wenn ein Anderer die
Fähigkeit in sich fühlt, von der bloßen aller Idealität entkleideten Darstellung
der Wirklichkeit angenehm afftcirt zu werden, so haben jedenfalls beide an
der Kunst ein Gut. Wenn aber dem Einen nur die eine Kunstart, dem
Anderen nur die andere Genuß bereiten kann, so sind sicher beide an
Kunstgenuß ärmer als der dritte, der beide Anlagen in sich vereint.
Heute blicken die Einen mit Verachtung auf die neue Kunstrichtung,
die Anderen theilweise mit Geringschätzung auf die alte. Es mag aber
wohl fo geschehen, wie so oft in der Natur, daß die an einander prallenden
Dinge sich die Kanten abstoßen und schließlich in Eins verwachsen — oder
friedlich nebeneinander bestehen.

Blätter aus dem Werther-Kreis.

Herausgegeben
von
Eugen Wulff.
— Kiel, -

Inf Goethes Spuren zu wandeln, lockt und lohnt. Zwar kann
eine wissenschaftliche Forschung, der es Ernst um ihre Würde ist
ihre Aufgabe nicht darin suchen, mit der Vier des Detectivs nach
Flecken in der Erscheinung Derer auszuschauen, die durch Goethes Freund-
schaft oder Liebe geadelt sind; ebenso wenig freilich darf sich auf Kosten der
Wahrheit ein System der Schönfärberei einnisten. Wohl aber bleibt es
die schönste Pflicht der Wissenschaft, durch verständnißvolle Hingebung den
großen Dichter auch auf seinen Lebenswegen zu begreifen uud den Zauber
der Idealisirung, welchen er auf feine Umgebung mit milder Hand ausgoß,
— selbst bei strengster Prüfung aller Voraussetzungen und Unterlagen —
in edler Ncine zu bewahren. Eine gewisse Pietät gegen Alles, was unfern
geistigen Heroen theuer war, steht uns fürwahr besser an, als jene erkünstelte
Objectivität, welche „kühl bis an's Herz hinan" das frische quellende Leben
unserer Größten wie einen Leichnam „erenterirt". In dem Maße, wie
Goethes geschlossene Persönlichkeit in den Brennpunkt der allgemeinen
Aufmerksamkeit getreten ist, muß sich das Interesse für die zufälligen Modelle
seiner Einzelwerke in die gespannte Frage zuspitzen, welcher Gewinn für Er-
kenntnis; des Goethe'fchen Geistes sich aus der Betrachtung Derer ergiebt,
in deren Kreis der Dichter Wurzel zu schlagen suchte, denen er seine Gegen-
wart, sein Wohlgefallen, endlich seine sympathetische Theilnahme schenkte.
Nicht also nur das Verhältnis; uon Leben und Dichtung gilt es in folchem
Falle zu ergründen, fondern wie die Dichtung gewinnen auch die Erlebnisse
für uns selbständigen Nerth.

Als eine klassische Stätte des deutschen (Geisteslebens dürfen wir des-
halb nicht in letzter Linie jenen Kreis betrachten, in welchem Goethe seine
„Leiden des jungen Weithers" mehr als nur im Stoff beobachtete,
sogar in voller Seele erlebte. In der That, unser Interesse für Lotte
Äuff und ihren Verlobten Johann Christian Kestner ist nicht mit Be-
zeichnung der passenden und der abweichenden Züge in Lotte und Albert
des Romans erschöpft. Nenn wir wissen, daß die Lotte der Tichtung
keineswegs völlig der Lotte des Lebens, das; Werther andererseits keines-
wegs dem Dichter, noch Albert dein Bräutigam ohne Weiteres entspricht,
so ergiebt sich doch wohl das Problem, unabhängig von der Betrachtung des
Romans: welche Anlagen und Bedürfnisse Goethes zogen ihn zu der
lebendigen Lotte hin? nnd welche Eigenschaften ihres Bräutigams zwangen
Goethe — im Widerspruch mit seinem dichterischen Helden — zu aufrichtiger
Hochachtung, Freundschaft uud Entsagung s Das; der Abstand Kestners vom
Albert des Romans für Goethes eigene Handlungsweise stark in's Gewicht
fiel, gesteht er dem Freunde selbst brieflich: „Wenn ich noch lebe, so bist
Tu's, dem ich's danke — bist also nicht Albert." Und Kestner seinerseits
geht bis zu der Behauptung: „Wenn ich von ihr (Lotte> hätte lassen
müssen, so stehe ich nicht dafür, ob ich nicht Werther geworden wäre."
Tiefe Documente hat, nebst allen sonst erhaltenen Theilen von Goethes
Briefwechsel mit Kestner und Lotte, der vierte Sohn des Paares, August
Kestner unter dem Titel „Goethe und Werther" (1854, hier 2. Auflags
1855) der zDeffentlichkcit übergeben. Heinrich Tüntzer hat dann im „Morgen-
blatt" 1863, Nr. 45ff. über „Charlotte Buff und ihre Familie" urkundliche
Untersuchungen mitgetheilt. Namentlich aber kommen noch die Ergänzungen
in Betracht, welche Wilhelm Herbst in seiner Schrift „Goethe in Wetzlar"
zur Borgeschichte des „Werther" beigebracht hat. Besonders wichtig sind
die Aufklärungen, die er aus I. Ch. kestners Tagebuch über die Abrechnung
zwischen Lotte Buff und Goethe gewinnt, und seine Tarstellung giebt dazu
ein anschauliches Bild aller zu Goethe in Beziehung stehenden Wetzlarer
Personen uud Verhältnisse.

Tennoch hat Herbst das erhaltene handschriftliche Material nicht voll
ausgenutzt: nicht nur lebendiger, sondern nnch lückenloser läßt sich die Zeich-
nung der Hauptpersonen des Weblarer Lebensdramas gestalten, wenn der
handschriftliche Nachlaß Johann Christian Kestners zur unbeschränkten Aus-
nutzung gelangt. Tas hochherzige Vertrauen, mit dem mich die Kestner'sche
Familie nun schon in zweiter Generation beehrt, machte mir, meinem
Wunsche gemäß, die volle Turchmusterung der außerordentlich umfangreichen
Familienpapiere möglich. Erwies sich auch naturgemäß die weit über-
wiegende Masse derselben als des öffentlichen, wenigstens literatnrgeschicht-
lichen Interesses entbehrend, so fand sich doch im Briefnachlaß wie in den
Tagebüchern I. Ch. Kestners noch ein kleiner Theil amnuthender Tocumcnte,
welche entweder unsere Kenntnis; des Wevlarcr Greises im einzelnen be-

reichern oder schon bekannte Thatsachen lebendiger vor Augen führen, ja stellenweise eine gewisse Art selbständigen Genusses auch in kulturgeschichtlichem Interesse zu gewähren vermögen. Ten Charakter von Beiträgen zur Seelengeschichte ihrer Zeit wird man diesen Schriftstücken nicht absprechen dürfen. Nachdem der treueHüter und Mehrer der großen Kestner'schen Autographensammlung, Lottes Enkel Georg Kestner zu Dresden, im Februar 1«92 aus dem Leben geschieden, bewahrt sein Neffe, Herr Historienmaler George Laves zu Hannover, ein Urenkel Lottes, die Familienpapiere; seinem unermüdlichen Entgegenkommen gebührt der Dank für die Möglichkeit zur Veröffentlichung der meisten hier gebotenen Urkunden. Nur der Brief aus I. LH. Kestners Studentenzeit über Johann Georg Iacobis Gedichte und der von Hans Nuff an Lotte gehören den von Georg Kestner an die Königliche Universitätsbibliothek zu Leipzig vererbten größeren Theilen der Autographensammlung an; da mein Aufenthalt in Leipzig gemessen war, übernahm Georg Wittkowski in collegialischer Freundlichkeit die Abschrift dieser beiden einzigen Schriftstücke, welche mir unter den dortigen Kestnerianis und Nuffianis — soweit sie nicht anderweit verwendet — von öffentlichem Interesse erschienen. Das im Anhang gebotene Gedicht „An Werthern" schließlich ist dem Lramer'schen Nachlaß auf der Königlichen Universitätsbibliothek zu Kiel entnommen. Da es sich nicht um Handschriften von Originalschriftstellern handelt, ist die heutige Orthographie und Interpunction eingeführt. Nur dem Briefe von Hans Buff ist auch dieser Hauch der Originalität belassen. —

Die unmittelbaren Selbstschilderungen von Lottes Bräutigam Johann Christian Kestner lassen von vorn herein eine Grundstimmnng seiner Seele stark erkennen, die als solche und überhaupt in diesem Umfange bisher an dem fchlichten Bilde des Mannes nicht hervortrat. Den auf verschiedene Blätter verstreuten autobiographischen Notizen entnehme ich folgende besonders charakteristische Stellen:

Genug, ick) hatte schon in meiner Kindheit nn den gewöhnlichen Spiele» der Jugend keinen sonderlichen Geschmack, ging lieber für mich allein und dachte, der Himmel weiß, was? Doch erinnere ich mich, das; ich, sowie überhaupt über die mir erzählten Märchen, besonders über eins vom Wolf sehr lange grübelte. In meiner frühesten Kindheit, wo ich hübsch gewesen sein soll, war ich für das Männliche schon so sehr eingenommen (ich vermuthe es wenigstens), daß ich es durchaus nicht habe leiden wollen, wenn man mich ein Mädchen geheißen hat. Weil ich nun, wie gesagt, aus den Kinderspielen nicht viel machte, so gerieth ich früh auf das Romanlcscn. Wo ich ging und stund, hatte ich einen Roman im Sack, und wo ich lonnte, las ich darin, bis spät in die Nacht. Sie kennen unsere ersten teutschen Romane, und wie voll sie von erbaulichen Betrachtungen und ernsthaften Moralen sind. Da bekam ich Stoff für mein Nachsinnen und meine Ernsthaftigkeit, und in beiden erhielt ich große Stärke. Endlich lernte ich den gewöhnlichen Gang der Romane und wußte bald voraus, worauf eine Geschichte hinausgehen würde; darüber ward ich sie müde. Nun war eben Gcllert der Mode-Schriftsteller, und dieser führte mich zu den übrigen moralischen Fabeln, Lehrgedichten u. dergl. Sittenbüchern. Endlich gerieth ich zu Moungs Nacht-Gedanken, und da war ich, in Verbindung mit schon erwachsener Leute Umgang, den ich vorzüglich suchte, für mein ganzes Leben (denke ich) gebildet, wenigstens in Ansehung des Acußcrlichen

Ich schlich auch einen Roman ganz allein, einen Robinson, im Jahre 1755, nls der König herkam. Ich dachte nichts gewisser, als in die weite Welt zu gehen, Inseln zu entdecken, da ein König zu weiden, und heiß dachte ich oft nach, ob ich nicht ein ausgetauschter Prinz sei? Ich habe oft beim Lesen geweint

Der Gewinn gerade aus diesen ersten Zeugnissen erscheint mir nicht ganz unbeträchtlich. Man bedenke: das angebliche Vorbild des Albert, des verletzend-nüchternen Verstandesmenschen, erweist sich durch unmittelbare Zeugnisse als eine im Ursprung und Hern keineswegs perverse, negative Figur des Goethe- und Werther-Kreises; ja, in einein nahezu verblüffenden Grade tritt die Seelenuerwandtschaft mit deni Iugendleben Goethes hervor, wie es dieser später am Anfang von „Wilhelm Meister" und von „Dichtling und Wahrheit" erzählt. Auch Kestner also ist von der Schwärmerei der Werther-Zeit nicht frei, sondern er bietet ein neues willkommenes Beispiel dafür, daß die Sentimentalität der Genie-Periode keineswegs wie „aus der Pistole geschossen" eintrat, vielmehr bis auf Gellert und den beginnenden englischen Einfluß zurückgeht.

Diese schöngeistigen Interessen und Empfindungen hat Kestner nun durchaus nicht mit den Kinderschuhen abgelegt, durchaus nicht im Zwang strengwissenschaftlicher Studien oder im Wust amtlicher Thätigkeit erstickt. Als er 17«2 mit 21 Jahren — er war 1741, gleich Goethe am 28. August, in Hannover geboren — die Universität Göttingen bezog, sehen wir ihn eifrig literarischen Verkehr pflegen.

Göttinnen, 8. August 1763.

Geliebter Bruder,

Ich hoffe, dllh Du wirst glücklich in Berlin angekommen sein. Nun wünsche ich noch, daß es Dir da gefallen möge. Aber wer zweifelt daran? Wie sollte es Dir in Berlin, der Königin der Städte (wie der Dichter sagt), nickt gefallen? Und wenn man auch dem Dichter, welcher eigentlich nicht als te8t>8 tiäs cli^nnZ gelten kann, nicht glauben wollte: so rühmen doch andere Leute gleichfalls viel von ihr . . .

Ich schicke Dir hier die Erstlinge (nämlich die gedruckten Erstlinge) einer jungen Muse, welche damit erst seit Kurzem in Wochen gekommen. Ter Verfasser ist der Herr Iacobi aus Düsseldorf, ein Bruder-Sohn des Eonsistorialrath zu Celle, sein Vater ist ein Kaufmann in Düsseldorf. Ich kann mit Wahrheit rühmen, dah cr einer von meinen besten Freunden ist. Weil ich nun wem, das; Du auch den Musen hold bist und Tick in einer Stadt befindest, wo sie ihren Sitz haben, so glaube ich, das; nichts natürlicher war, als daß ich Dir diese Gedichte schickte. Sie sind zwar von Gelegenheiten entstanden-, allein ich halte dafür, das; diesen Gedichten der Name eines Gelegenheitsgedichts nicht zur Last fallen kann . . .

Er hat fchon mehr Gedichte gemacht und hat eine erstaunliche Neigung dazu. Er soll zwar ein Jurist werden, aber wider seinen Willen; cr wird gewiß sein Lebtage nicht einmal ein mittelmäßiger Jurist. Allein seines Vaters und seiner Aiwcrwandten wegen muß cr doch wenigstens thnn, als studirte cr die Rechte. Er versteht sonst viele Sprachen, und ist gewiß nicht ans Faulheit ein Dichter, sondern vielmehr sehr steißig, in den schönen Wissenschaften. Vielleicht kann er seiner Neigung noch einst ungehindert nachgeben; denn er hat es eben nicht nöthig, das, cr sich um Nrod bewirbt . . .

Hier gefallen diese Gedichte sehr, und sind sehr bekannt . . .

Dein getreuer Bruder I. E. Kestner.

Wiederum ist damit in eigenthümlicher Weise eine Hindeutung auf Goethes Lebenswege gegeben: Johann Georg Iacobi wurde nach der Wetzlarer Zeit wie sein Vruder Friedrich Heinrich mit Goethe befreundet, als er 1774—76 in Düsseldorf die Zeitschrift „Iris" herausgab. Auch in seinem Interesse werden die hier gebotenen Aeußerungen nicht unwillkommen sein.

Die übersandten Gedichte bestehen in einer Trauer-Ode, anscheinend der auf den Tod seiner Mutter, und in zwei Hochzeitsliedern für Klotz und für des Dichters Schwester. Klotz heirathete eine Freundin Iacobis; an diesen academischen Lehrer, der aus seiner späteren Fehde mit Lessing genugsam bekannt ist, schloß sich I. G. Iacobi eng an. — Charakteristisch ist die Art, in welcher Berlins gedacht wird: in der That begann die preußische Hauptstadt gerade seit Ende der fünfziger Jahre durch Lessing und seinen Kreis eine literarische Vormacht zu werden. — Noch von Wetzlar aus steht Kestner mit I. G. Iacobi in Briefwechsel (s. Ernst Martin: „Ungedruckte Briefe von und an I. G. Iacobi", S. 46 ff.).

Die Geistesanlage Kestners: sein gefühlvolles Wefcn bei aller durchbrechenden Neigung zum Moralisiren, zeigt fast jede Urkunde seiner Hand. So Anfang September 1770 ein Brief an seinen Freund von Hennings:

. . . „In einer Vauernhütte?" Das lautet ein wenig romanhaft. — O wie sollte ich auf meinen Hennings unwillig sein können? Nur gegen mich mutz ich es sein. Aber sagte ich es nickt, daß unsere Seelen mit einander correspondiren, wenn auch der Briefwechsel ruhet? . . .

Wenn Sie nur glücklich sind. Ich zweifle garnicht, das; man es in der Vauemhütte nicht auch sein lann. Allein diese Lebensart kann doch nicht lange dauern. In der menschlichen Gesellschaft ist doch auch etwas reizendes, das, wenn man es einmal geschmeckt hat, die Einsamkeit endlich lästig macht . . . Inzwischen kömmt mir Ihr Aufenthalt auf einige Zeit bcneidenswerth vor und gern möchte ich bei Ihnen sein. Eben die hölzerne Bank, das schlechte Kleid, und unter den Laudleutcn zu sein, würde mir gefallen. Tiefes alles ist mir bekannt, ich bin bei solchen Scenen gewesen, und allzeit mit einem süßen Vergnügen, in einer gewissen Art von Vezanbcrung. Eben vor etwa 6 Wochen war ich bei dem Assessor o. Viirgel auf seinem Landgute . . .

Einsam fitzen Sie da. Schon gut. Ihre Tage fliehen stille und ruhig — alles gut. Nur das: und unnütz für die Welt und andere Menschen hin. Ich will p. dieses kam mir zu hart vor, zu hart für Ihre sanfte Seele, welche gern, ich wein es gewiß, gern die ganze Welt glücklich machen möchte. Sie wissen ja, was Socrates that, als ihm ein Vube aus Muthwillen ein Auge ausschlug. Er nahm ihn zu sich, überhäufte ihn mit Wohlthatcn und führte ihn auf den Weg der Tugend. Socrates gedachte nicht: Ich will dem menschlichen Gcschlechte nicht nützlich sein, es ist der Mühe nicht weich. Doch ich verfalle in meinen gewöhnlichen Fehler, das Moralisiren . . .

Am 10. Mai 1767 finden wir Kestner bereits in Wetzlar als Secretär des Hofrath Falcke, des Subdelegirten für das Herzogthum Bremen bei der Revision des Reichskammergerichtes. Da fein Vorgesetzter der eifrigste und tüchtigste Jurist in der Untersuchungsbehorde war, sehen wir Kestner mit Berufsarbeiten überladen. Nur mit Opferwilligkeit vermag er Stunden für eigene Studien und geselligen Verkehr zu erübrigen.

In den tagebuchartigen Blättern steht folgende Eintragung:

13. Juli ^1768^.

Um also von dem Aufenthalt zu profitiren, muß ich Zeit, die ich zur Erholung Vielleicht sehr nöthig hätte, wiederum anderen Geschäften widmen, und also immer von dem einen zum andern gehen, des Morgens früh auf und Abends spät zu Bette. Diese Nebenbeschäftigungen bestehen darin, daß ich die Wissenschaften wiederum durchwandere und i>O Gedächtniß zurückzurufen suche, wie auch durch hier gemachte Bekanntschaft Arbeiten erhalte.

Ein besonderes Album legte der junge Beamte für briefartige Aufzeichnung der allgemeinen Wetzlarer Verhältnisse an. Nur das Cavitel über Redouten ist für unsere Zwecke erheblich, weil es den Schreiber in jugendlicher Iwanglosigkeit fern von irgend einem „finsteren Amtsgesicht" zeigt, daneben wohl in seinen Begleiterinnen uns zum ersten Mal auf dieser unserer ILanderung die Familie Nuff vorführt und schließlich überhaupt den Hintergrund zeichnet, von dem sich die Ereignisse des Jahres 1772 abheben.

Den 6. November s1767).

Ta ich mir vorgenommen habe, Ihnen einen deutlichen Begriff überhaupt von dieser Gegend und besonders dieser Stadt zu machen, als noch bisher von mir geschehen ist: so will ich Ihnen eine kleine Beschreibung von einer Art der hiesigen Winterlustbaiteiten, nemlich den Rcdonten, liefern. Seit 4 Wochen ist die Woche einmal Ztedoute gewesen. Sie wirb im Römischen Kaiser, einem Gasthofe, gehalten, wo erst diesen Sommer ein Saal, besonders zum Vergnügen der Visitations-Ieit, zurccht gemacht ist, weil in öffentlichen Häusern kein Platz dazn war und die Priuathäuser besetzt sind. Man zahlt jedesmal einen Conventious-Thalei (welches ohngefähr 2 hannoverische Gulden ausmacht), dafür bekommt man auch Erfrischungen; Frauenzimmer sind frei. Die Einrichtung in Ansehung der Verkleidung ist sehr von der zu Hannover unterschieden. Man kleidet sich nach Gefallen, in einen kurzen Habit oder im Domino, sogar kann man in einem gewöhnlichen Kleide, oder Ehenille erscheinen, da man dann nur eine Masque vors Gesicht thut, doch setzt man sich im letzten Falle einigem Tadel ans. Das Gesicht hält man nicht lange bedeckt, und dienet es nur dazu, um beim Hereingehcn nicht gekannt zu werden. Nach einer Viertelstunde wenigstens ist alles demasauirt, außer denjenigen, welche ganz unerkannt bleiben wollen; dies nennt man incognito sein. Dieses letzte geschieht sehr häufig, und findet man darin ein besonderes Vergnügen, theils um unbemerkt zuzusehen, theils um mancherlei Irrthum zu erregen. Frauenzimmer nehmen lauter fremde Kleidungsstücke, ziehen die Kappe von der Saloppe über dm Kopf und haben eine ganze Masque vor dem Gesicht. Mannspersonen machen es auf gleiche Weise, durch schlechte Kleider, Nocklöhre, Perüqucn und dergleichen. Auf diese Weise steckt manchmal unter der erbärmlichsten Kleidung jemand Vornehmes. Der Fürst von Fürstenbeig war letzthin in einem schlechten Rocklohr da, hatte eine kleine Saloppe statt der sonst am Domino gewöhnlichen BeHute um, über die Kappe einen schlechten Hut und Stiefeln an. In dieser Verkleidung blieb er immer, aber ward doch von vielen an der Positur gekannt. So wie der Unerkannte sich biueitiret, wenn es ihm gelingt: so freut man sich auch wiederum, wenn man jemand entdeckt.

Am 4. dieses gab der Cammer-Richter dem Fürsten zu Ehren, weil dessen Namenstag war, einen d»l u>a8qu« iu seinem Hause. Hiezu waren die Gesandte und Secrctairs, und viele andere besonders eingeladen. Es stand auch sonst jedermann frei, dahin zu gehen. Er war jehr zahlreich, und voller fignrirten Masquen, worunter verschiedene sinnreich waren. Weil man auch vorher wußte, daß viel Menschen da sein, folglich Anfangs wenig Raum zum Tanzen übrig bleiben würde: so hatten sich viele völlig verstellt, um hernach im Domino zu erscheinen, wenn mehrer Platz sein würde, bis dahin aber sich doch zu divcitilen. Ich war einer von den letzten und hatte dieses schon

mit einigen Frauenzimmern (die ich Sie zur andern Feit näher kennen lehren >rill) abgeredet. Ein Frauenzimmer stellte eine Mannsperson vor, und hatte meine Chcnille (doch über ihre eigene Kleidung) an, nebst Mannsschuh, Haarbeutel, Hut pp. Zwei andere hatten sich blos durch fremde Kleidung verstellt, und ich war ein uraltmodisches Frauenzimmer, wobei ich ein kleines Müffchen trug, worin ich eben die Finger verbergen konnte. Meine Begleiterinnen wurden von einigen gekannt. Die erste, als Mannsperson, hatte aber das Vergnügen, von ihrer eigenen Mutter und Schwester (denn sie hatte nur den Vater heimlich um Erlaubnis; gebeten) nicht gekannt zu werden, ohngeachtet sie sich ihnen oft vor Augen stellte. Mich kannte man gar nicht, ob man auch gleich genau untersuchte, und nur einer sagte, daß ich ein Chapecm wäre. Ich bin nachher verschiedentlich gefragt, ob ich die Masaue nicht gekannt hätte, die ich selbst war. Um 1 Uhr (denn um 11 Uhr fängt der Ball erst an) gingen wir weg, und ich erschien sogleich wieder im Domino, da man dann an meinen Haaren wohl sah, daß ich incognitc» dagewesen, aber nicht errathen war.

Der regierende Fürst Karl Egon von Fürstenberg-Stühlingen leitete als Kaiserlicher Principalcommissarius die Visitationsgeschäfte. — Chaveau bildete die übliche Bezeichnung für den Träger, den Herrn (vergl. im „Werther" den Brief vom 16. Juni). Rockelohr (Noquelaure) ist ein Reit-, Regen- oder Schmutzmantel; Ehenille ein Reglig6rock für Männer, ein Aermelmantel; Saloppe ein Ueberwurf für weibliches Negligb.

Von Lotte Buff fühlte sich Kestner schnell gefesselt. Daß er sie alsbald in einer Reihe von erhaltenen Gedichten besingt, deutet ebenfalls, fo schlecht und recht diese Tanzstunden-Poesie sein mag, auf einen gefühlvollen, schöngeistigen Jüngling. Proben würde ich nur ersparen, wenn nicht eines das Bild der Geliebten zu zeichnen suchte; Lotte, die am 13. Januar 1753 geboren ist — die Familie feierte fälschlich den 11. Januar —, hatte noch nicht ihr fünfzehntes Jahr vollendet, als sie ein männliches Herz für immer an das ihre zu fesseln vermochte.

An Aäll« Buff. 2m 27. Tecember 1767.

Schön ist Ismcne, wenn Vergnügen Nicht minder, wenn von stillem Leide
Ans ihre» heilem Mienen lacht, Ihr blaues Aug' in Thrimen steht,
Wenn muntre Freud', uns zu bekriegen, Sie traurt, und die entschlafne Freude
Ihr Auge sich zum Sitze macht. Ihr sanft empfindend Herz verräth.
Sucht dort das Herze, sich zu retten,
Umsonst, giebt sich'3 bezwungen hin;
Hier eilt's freiwillig in die Ketten
Ter sanften Uebcrwinderin.

Munterkeit gepaart mit Empfindungsfähigkeit, besonders im Auge zum Ausdruck kommend, das sind ja Eigenschaften, in denen die Lotte des Lebens mit der des Romans übereinstimmt, nur daß letzterer bekanntlich die schwarzen Augen von Maximiliane Brentano geb. Laroche verliehen wurden.

Etwas näher in Lottes Erscheinung, Wesen imd Umgebung führt uns ein anderes, vom poetischen Standpunkt wenig gewichtiges Gelegenheitsgedicht ein, das einen zeitweiligen Bewerber um die Hand der ältesten Nuffschen Tochter Kaloline (geboren am 9. Juni 1751), nämlich den Musiker unt>

Componisten E. C. Drehler zum Verfasser hat. Am 6. October 1768 veröffentlichte dieser ein Gedicht auf seine vor einiger Zeit verstorbene Gattin; schon vom 28. Mär; des folgenden Jahres ist indetz ein langes Gedicht an I. (ih. Kestner datirt, das mit Dreßlers Autornamen noch erhalten ist. Nur folgende Strophen gehen uns aus sachlichen Gründen an:

Komm mit! dort an der besten Mutter Seiten,
Wo Eintracht, Scherz und Liebe sich verbreiten,
Tort herrscht der Zweck gesellschaftlicher Lust,
Kein schlechter Ton entweiht da unsre Brust.
Zieh dein und meiner tünftgen Tage Wonne,
Rein, wie das Gold und wie die Morgensonnc
Ist beider Herz. Freund! bist du nicht entzückt,
Wenn Lottchens feurgcs Auge nach dir blickt?
Unausgesetzt erfreuet sie dein Herze
Mit wahrer Lust und sanguinschcm Scherze,
Nicht wahr, mein Freund! solch tugendhaft Ernenn
Tas ist der wahre Fall beglückt zu sein?
So ist dein Lottchen. Sieh nun Karolinen.
Wie malt sich nicht ihr Herz in ihren Mienen?
Ihr. Angesicht, wo Roj' und Lilie blüht.
Beweist ein sanft und himmlisches Gemüth.
Entfernt von Pracht; doch überstrahlen beide
Ten fremden Reiz mit Gold durchwirkt« Seide,
Ter hier so manche stolze Schöne deckt,
Turin sich Schande, doch umsonst, versteckt.
Schon Schmuck genug! Im häuslichen Gewände,
Verschönert da und dort mit blauem Bande.
Ach! so die Tugend sehn, der man gefällt,
Ist über alles Glück in dieser Welt.

Auf's Glücklichste fügt sich hier der häusliche Zug und die Schlichtheit des Auftretens dem Bild der Lotte ein. Das Lob der Mutter singen alle Berufs- und Gelegenheitsdichter, die in, Vuff'fchen Kaufe eine Freistatt für ungezwungenen Verkehr fanden. Goethe, zu dessen Wetzlar« Zeit sie fchon Verschieden war, läßt in Werthers Brief vom 10. September Zeugnisse der wärmsten Verehrung für „die schone, fanfte, muntere und immer thätige Frau" laut werden.

Anschaulicher aber, als jede Beschreibuug es vermöchte, stellen die unmittelbaren Zeugnisse des Lebens die Verhältnisse dar, welche Goethe in der Buffschen Familie vorfand. Nicht ohne Wohlgefallen kann unfer Auge namentlich auf den Briefen weilen, welche die Geschichte von Kestners Werbung um die knapp fünfzehnjährige Lotte in sich schließen. In gar anmuthiger Weise geben sie ein Bild des Werbers, der Umworbenen und ihrer Mittler.

hochedelgebonic,

Insonders Hochzuchrende Frau Amtmaumn,

Schon längst habe ich auf «ine günstige Gelegenheit gehoffet, um Ihnen alles, was ich Ihnen gern sagen möchte, und mit der Umständlichkeit, welche es erfordert, zn sagen. Länger kann ich nicht anstehen, und Sie werden mir erlauben, diese» Brief für mich rede» zu lassen.

Sie können es zwar schon wissen, daß ich Dero zweite Mdlle. Tochter liebe, denn ich habe daraus vor Ihnen weder ein Geheimniß machen können, noch anch wollen; jenes, weil ich der Verstellung nicht genug fähig bin, dieses, weil ich es der Rechtschaffenheit zuwider halte, einem Frauenzimmer anhaltend uud mehr als freundschaftlich, wider Wissen der Eltern aufzuwarten. Ich habe mich vielmehr bestrebet, Ihnen deutlich merken zu lassen, daß meine Gesinnungen eine ernsthafte Absicht haben, dak ich die liebenswürdige Charlotte eben so sehr hochschätze als liebe, daß ich mir das Glück, mit ihr auf ewig verbunden zu werden, als das größte Glück meines Lebens wünsche.

Aber dies ist nicht genug. Ich muh endlich mich Ihnen gänzlich entdecken, Ihnen das Innerste meines Herzens ohne Zweideutigkeit, ohne Zurückhaltung offenbaren. Tic mütterlichen Rechte, welche die Natur keiner würdigein, keiner bessern Mutter als Ihnen übertragen konnte, fodcm dieses GeNändniß von mir; Ihre Einwilligung in meine Liebe zu erhalten, ist der erste Schritt zur Aufklärung und Entscheidung der gauzen Sache, ohne selbige kann ich nichts vornehmen.

Ich habe meinen Entschluß mit derjenigen Ueberlegung gefaßt, die ich bei allen meinen Handlungen anzuweudeu beflissen bin. Da ich die Parteilichkeit der Liebe fürchtete, so habe ich das Urthcil vernünftiger Freunde, thcils ohne ihr Wissen, zu Nathe gezogen, und auch diese haben mich darinnen bestätigt. Ich bin also fest überzeugt, daß er mich nie gereuen werde.

Ter edle Charakter Ihrer Mdlle. Tochter, ihre angenehme Eigenschaften, ihr lebhafter Geist, ihr liebenswürdiges Betragen als Tochter, als Frcnndiu, als Schwester, die vortreffliche Erziehung, die sie gehabt, die weise Aufsicht, welcher sie annoch unterworfen ist, (ich würde mehr sagen, wenn Sie nicht ihre Mutter wäre») alles dieses verspricht mir die heiterste Aussicht.

Es bleibt mir also nichts übrig, als mir von Ihnen, Tcro Herrn Gemahl uud Mdlle. Tochter die Entscheidung meines Schicksals zn erbitten, welche ich mit dem größten Verlangen erwarte.

Zu der Gewogenheit Dero Mdlle. Tochter mach.! ich mir zwar einige Hoffnung, allein das Herz eines Frauenzimmers, von solchem Verstände, nud von so reizender Bescheidenheit ist schwer zu erforsche». So manche Unruhe und Kummer ich deswegeu ausgestanden: so habe ich dennoch, selbst in den Schwierigkeiten, einen Grund mehr gefunden, dieselbe hochzuschätzen uud zu verehren. Uud so unglücklich ich mich schätze« würde, wenn ich ein übles Urtheil erhielte (ein Gedanke, den ich zu meiner Ruhe entferne), so sehr wünsche ich doch, daß derselben in dieser wichtigen, ihr eigenes Wohl so wie das meinigc entscheidenden Sache, eine gänzlich freie Wahl anheimgestcllet bleiben möge.

Ich ersuche dahero Sie und Dero Herni Gemahl einstweilen nur um die Genehmigung Dero Mdlle. Tochter meine anjetzt vorgelegte Gesinnungen selbst entdecken und mir ihre ungezwungene Antwort darauf ausbitten zu dürfe». Ja ich ersuche Dieselbe» sogar meiner Freundin bis dahin nichts von Ihrer Seite zn eröffnen. Ich unterwerfe mich übrigens einer genauen Untersuchung uud erbiete mich alle mich betreffenden Nachrichten, die Sie verlangen könnten, zu ertheilen'; nicht, M ob ich mir schmeichelte, daß diese nothwcndig vortheilhaft für mich ausfallen würden, sonder» weil ich nicht gemcinet bin, Dieselbe» im geringsten zu hintergehe».

Sie werde» entschuldige«, oder vielmehr Ihr Herr Gemahl wird verzeihen, daß ich einen solchen Antrag nicht an ihn, sonder» n» seine vcrehrungswürdigc Gattin richte. Ein gewisses vorzügliches Zntranen, das Sie allen denjenigen einflößen, die das Glück

hlchen, Sic zu kennen, macht es nur leichter, mich Ihnen zn eröffnen, und ich wein zu sehr, daß die Zärtlichkeit unter Ihnen alle Rechte gleich macht, als daß ich befürchten sollte, der Herr Amtmann werbe dieses für einen Mangel der ihm als Vater und Mann zuerst gebührenden Achtung auslegen.

Ter Ueberbiinger dieses, dem Sie Ihre gütige zu beliebende Antwort sicher und rollkommen niweitrauen können, wird auch im Stande sein, ein mchrercs hinzuzufügen.

Ich habe die Ehre nnter der nngeduldigsten Erwartung, ob Tiesclbe mich zu dem glücklichsten oder unglücklichsten Menschen machen wollen, mich lebenslang zu nennen

Von Hause Tcro gehorsamster Tiener

den 22. Januar 68. I. (l. Kcstner.

Ter Uebermittler dieses Briefes giebt folgende tröstliche Antwort; sie ist mit O. unterzeichnet, und es handelt sich offenbar um Götter.

Den 23. Jan. 68 um drei llbr.

Endlich habe ich mich meines Auftrags entledigt und einen glücklichen Zeitpunkt getroffen, weil beide Töchter bei den Nachbarinnen waren. Man nahm ihn anfänglich mit Lachen auf. Nie hätte man etwas so ernsthaftes vcrmuthet. Man unterscheidet Tic ron vielen und sieht Ihren Umgang mit Vergnügen. Man wird auch selbigen forthin gern gestatten, hält aber alle solide Absichten für zn frühzeitig und zu vielen Veränderungen unterworfen. Man kann indessen geschehen lassen, das; Sie der Lotte ihr Herz eröffneten. Sie würde aber schwerlich eine vernünftige Antwort darauf zu ertheilen im Staiwe sein. Die Zeit würde es lehren. Tics sind die Gesinnungen der Mutter. Mau glaubt, daß der Vater gleicher Meinung sein würde.

Ich erwarte Sic im 8z>«et.i(ils, um Ihnen meine Gedanken hierüber mitzutheilcn.

^ Aonsieur O.

Aouzienr Xegtner

(5b.ox I,ui.

Nun wendet sich Kestner zunächst mündlich, dann mit feierlichster Förmlichkeit, doch auch charaktervollster Offenheit, schriftlich an das geliebte Mädchen selbst.

Liebenswürdige v«mn!«elle!

Sie wissen es schon, was ich für Sic empfinde. Tas Herz hat seine Sprache, und weiß sich auch ohne Worte genug zu erklären. Ich habe Ihnen das meinige sogar schon durch Worte entdeckt. Allein, nm mir eine endliche Entscheidung meines Schicksals von Ihnen zu erbitten, lege ich Ihnen hiermit ein feierliches Geständnis; davon vor.

Es ist dieses, daß ich Sic liebe, Sie hochschätze, Sie verehre; daß ich es fühle und überzeugt bin, daß ich Sic ewig lieben werde; daß ich in Ihre Genehmigung meiner aufrichtigsten, zärtlichsten Gesinnungen gegen Sie mein ganzes Schicksal setze; baß ich endlich mich für den glücklichsten Menschen halten werde, wenn ich mir Hoffnung macheu kann, einst zu dem ewigen Besitze Ihres unschätzbaren Herzens zu gelangen.

Ob ich gleich hierüber längst, und von Anfange, da ich das Glück gehabt, Sic näher keimen zu lernen, mit mir eins gewesen, dennoch habe ich nicht genug gewußt, was ich mir für ein llrtheil von Ihnen zn versprechen hätte, und meine zärtliche Ausforschung Ihres Herzens und Ihrer Neigung hat oft, zu meinem geheimen Kummer, einen Widerspruch mit bem zuwcilcn günstigen Anschein ron Glück zu entdecken geglaubt. Tiefe dunklen Zweifel, die mich weniger beunruhigt habe» würde», wenn ich Sie weniger, und nicht so unaussprechlich liebte, noch mehr aber mein Wunsch, daß Sic zu einer völligen Entscheidung und Erklärung auf meinen Antrag desto besser vorbereitet sein möchten, wie auch die wenige Gelegenheit, mich Ihnen besonders und ausführlich zu entdecken, haben meinen gegenwärtigen Schritt verzögert.

Endlich vertraue ich diesem Briefe meinen Antrag mit mehrcrcm Muthe, als ich haben würde, wenn ich ihn mündlich thnn wollte nnd mein Mund vielleicht dasjenige

umsonst oder doch unordentlich ausdrückte,, was ich empfinde, was ich wünsche, und so sehnlich wünsche.

Mein Antrag geht also dahin: Ob Sie sich mit mir in eine ernsthaste Verbindung einlassen möchten; in eine Verbindung, welche, sobald es die Unistände und die Vernunft erlaubten, ein ewiges Band unauflöslich machte, das nur dem Ausschweifenden, dem Wantelmüthigeu und Flatterhaften, dem, welcher die süße Harmonie zweier allein sich ergebenen herzen nicht fühlen kann, sclavisch und lästig vorkommen wird, mir aber eines der größten unter den Glückseligkeiten des menschlichen Lebens zu sein scheint, wofer» eine beiderseitige Bemühung sich vereiniget, um ein fortdauernd gutes Vernehmen, Eintracht, Gefälligkeit, Zufriedenheit und Zärtlichkeit in ihrer Lebhaftigkeit zu erhalten, wovon wir ein schönes nachahmungswürbigcs Muster in Ihren lieben und mir deswegen allezeit unendlich veiehrungswüidigeu Eltern vor uns scheu.

Ziehen Sie darüber zuerst Ihr Herz und Ihre Neigung zu Rathe, hierdurch nur wird auch ein günstiges Urthcil erst seineu wahren Wcrth bei mir erhalten; und, o möchten diese für mich reden! — Alsdann werden Sie über dasjenige, was die Vernunft und die Ueberlegung hiebei anräth, sich mit Ihren lieben Eltcm, denen ich meine Absicht schon vorläufig entdeckt habe, berathschlageu können. Um Ihnen barin nach meinen Kräften zu Hilfe zu kommen, so will ich Ihnen eine Ncgcl vorschlagen; daß man nämlich, nach meiner durch eine öftere Aufmerksamkeit auf die Begebenheiten der Mensche», wie auch durch Lesen und Hören, erhaltenen wenigen Einsicht, in solchen Fällen, vorzüglich auf dasjenige zu scheu hat, was fortdauert, nicht blos im Aeußcrlichen bestehet, oder vergänglich ist. Man muß sich also in dm Fall setzen, als wenn dieses alles nicht da wäre oder doch verschwinden tonnte, und doun wählen. Dennoch wird man bei allen Tingen etwas wagen müssen, die man unternimmt. Es kommt alsdann nur darauf an, daß man Muth genug hat, bei dem einmal mit Ueberlegung gefaßten Eutschluß zu verharre»!, und daß man selbst nicht unglücklich sein will, sondern seinen Zustand durch Vernunft und Klugheit zu verschönen! sucht.

Ohngeachtet mein brennendes Verlangen, eine Erklärung, und was uoch mehr ist, eine günstige Erklärung zu erhalten, nicht bald genug erfüllet werden kann, und es vielleicht mein Vortheil ist, wenn Sic weniger behutsam wären, dennoch liebe ich Sic zu sehr, wünsche also zu sehr Ihre künftige Glückseligkeit und suche in der Rechtschaffeuheit zu sehr mein Glück, als daß ich Ihnen nicht anrathen sollte, diese Entscheidung mit gehöriger Sorgfalt, wozu Ihrem Geiste die Natur hinlängliche Fähigkeit verliehen hat, vorzunehmen, in einer Sache, welche durch eine kurze Dauer von Zufriedenheit wenig schätzbar, oft eiu Elend wird, und durch die Fortdauer erst den wirklichen Vorzug erhält.

Mchreres glaube ich hinzuzusetzen nicht nöthig zn haben, da ich aus mir selbst nie ein Gchcimniß mache, folglich Sic in den Stand gesetzt sind, zn urthcilen, und die etwa gewöhnliche Bctheucrungen unnöthig sind, weil ein Betrüger auch durch diese nicht ge« bunben wird. Sind Sie also von der Größe, der Wahrheit, der Aufrichtigkeit meiner Liebe überzeugt, fo werben Sie auch in die natürliche Folge davon, Ihr Glück, Ihre Zufriedenheit uud Ruhe zu befördern, keinen Zweifel setzen nnd meine zum Wankclmuth und zur Flüchtigkeit nicht geneigte Deutungsart Ihnen deswegen ans die Zukunft Gewahr leisten. Sind Sic aber davon noch nicht überzeugt: o so sagen Sic mir Ihre Zweifel, ich kann sie heben; geben Sie mir Proben auf, ich unterwerfe mich ihnen.

Ich schließe und warte voll Ungeduld auf Ihren Ausspruch, indem ich mich, unter Empfindimg der lebhaftesten, Ihnen nur gewidmeten Zärtlichkeit, der Güte Ihre? Herzens empfehle und in angenehmer Ernartung nenne,

liebenswürdigste vomniselle,

Tero

Wetzlar ewig ergebenster

den 25. April I7<>8. I. C. Kest« er.

Neben der ann,uthigen Gestalt Lottes tritt die Mutter Bufs als verehrter Mittelpunkt ihres Kreises vor unser Auge. Vor allem aber schließen sich die Züge zur Charakteristik Kestners zusammen. Auch hier wieder ist es bezeichnend, einen Dichter als seinen Herzensvertrauten auftreten zu sehen: mit Gotter, der ebenfalls als GesandtschaftZ-Secretär bei der Revision des Neichskmnmergerichtes ihätig war, hatte Kestner bereits in Guttingen Freundschaft geschlossen, so daß wir ihn, wenn mir seiner Beziehungen zu Lichtenberg gedenken, an der Universität mit drei bekannt gewordenen Dichtern in engem Verkehr zu denken haben. So ist denn auch sein Stil recht gewandt, und durch die feierliche Form bricht eine anheimelnde Gefühlswärme unverkennbar hindurch. Das ist gewiß nicht die Sprache und noch weniger die Handlungsweise eines kühlen Verstandesmenschen: die Fähigkeit, sich schnell zu verlieben und ohne Rücksicht auf äußere Güter um die Geliebte zu werben, bekundet ein zärtliches, empsindungsvolles Herz. Als glückliche Ergänzung besitzt unser junger Mann Nechtschaffenheit und Beständigkeit; jene Haltlosigkeit, welche so vielen Jünglingen der empfindsamen Periode zum Verderben gereichte, ist ihm von vornherein fern: infoweit bietet er allerdings ein Gegenstück zum Werther als dem Typus der Zeit. Und freilich auch noch in anderer Beziehung bis zu einem gewissen Grade: feine Correctheit hat etwas — fagen wir nicht: Pedantisches, aber mindestens Gravitätisches, das durchaus nicht an die Beschränktheit des Albert im Roman reicht, aber doch seine Sonderung von den leidenschaftlich empfindsamen Seelen markanter macht. Bei alledem kein Durchschnittsmensch, sondern an Kopf und Herz begabt. Auf feine fünfzehnjährige Geliebte wird er gewiß liebevoll erziehlich einwirken — das verspricht die freundschaftliche Nmvetät, mit der er den: Mädchen Nathfchlä'ge zur Prüfung feines eigenen Antrages giebt.

Welcher Art die Verständigung war, die zwischen dem Paar in Folge dieser Vriefreihe eintrat, ergiebt sich im Einzelnen aus den später nach Hannover an Geschwister und Eltern gerichteten Schreiben. Daß Kestner Jahre lang diese Liebe auch vor seinen Angehörigen als Herzensgeheimniß wahrt, beweist, daß er formelle Peinlichkeit doch den wohlthuenden Bedürfnissen des Herzens hintenansetzte: denn er hielt seitens seiner Eltern ein Verbot nicht für ausgeschlossen und fühlte doch weder Neigung noch Fähigkeit zur Entsagung.

Erst nach drei Jahren gelangte wider seinen Willen das Gerücht von seinem Verlobniß in die Heimat. Eine Schwester des jungen Mannes scheint dessen gegen ihn Erwähnung gethan zu haben. Seine Antwort liegt im Eoncept vor. Die darin an einer Stelle enthaltene Schilderung von Lottes Person hat Herbst zwar schon in seinem Buche S. 107 f. verkürzt und — wie bei vielen Urkunden — mit einigen Irrthümcrn herausgehoben, doch ist auch dieser Abschnitt des Zusammenhanges wegen hier nicht übergangen. Da Herbst aus Versehen Lottes Alter hier noch mit 15 Jahren angiebt, während deutlich 18 geschrieben ist, so gehört der Brief nicht —

wie Herbst folgern nmkte — noch gleich in's Jahr 1768, sondern in den Anfang des Jahres 1771.

Geliebte Schwester Eleonore,

Ein Wörtchen im Vertrauen. Ich muh Dir gestehen — aber. Tu bist ein Frauenzimmer, wirst Tu auch schweigen können? Toch ich verlange diese Pein nur auf einige Zeit — ich gestehe Tir also, daß die Gerüchte von mir, welche dorthin gekommen, nicht ganz ohne Grund sind, aber nur so weit, daß meine Pflicht und die schuldige Rücksicht gegen unsere lieben Eltern dabei nicht verletzet worden. Ich habe das Frauenzimmer hier gefunden, welches ich vorhin nur in der Idee hatte, welches ich von ganzem Herzen verehre und, wenn Du willst, ebenso liebe, doch ohne dieses nach den Romanen abzumessen, also mit einer Zuneigung, »voran die Seele soviel Antheil hat, als das Herz. In so fern aber ist das Gerücht ungcgründet, daß ich schon in einer weiteren Verbindung, als Versprechung, Verlöbnis; und dergleichen, mit ihr stehen sollte. Ich bin noch durch nichts als mein Herz und meine Ehrlichkeit gebunden. Ich sage durch nichts; nicht als ob ich dieses für eine geringe Vandc, die sich leicht wieder trennen ließe, hielte: vielmehr halte ich sie für so stark als wenn IM gerichtliche Instrumente darüber verfertiget wären: sondern nur darum sage ich durch nichts als, weil ich bis dahin noch nicht wider die Pflicht der Kinder gegen ihre Eltern angestoßen zu haben glallbe. Tenn daß mir ein Frauenzimmer gefällt, das; ich sie sehr hcchschätze, sie liebe, stand so wenig in meiner Macht, als wenig ich desfalls erst anfragen konnte, ob ich sie mir gefallen lassen dürfte. Naß ich ihr gefallen, auch dieses tonnte ich nicht ändern. Taß einer dem andern diese wechselseitige Zuneigung abgewertet, das; wir gern mit einander umgegangen, daß daraus unvermerkt eine genaue Harmonie der Seele entstanden, und ohne solches weder vorher noch selbst bei Entstchuug dieser Harmonie zu wissen, in diesem allen kann ich nichts Sträfliches finden. Ich glaube bisher genug zu sein, das; ich meine Bekanntschaft nicht heimlich hielt: und dieses habe ich nicht gethan, wie Tu weiht. Erst durch die Folge der Zeit aber konnte ich wissen, ob ich mit diesem Frauenzimmer in einer genaueren Verbindung zu sein wünschen würde. Nachdem ich dieses aber weiß: so möchte es wohl Zeit sein, von meinem Wunsche meinen Eltern den Vortrag zu thun: und hier steckt der Knoten. Hierüber wollte ich Tich fragen, was Tu meinst, wie es wird aufgenommen werden? Es werden schon Acußerungen geschehen sein. Ticse melde mir doch, und so bald wie möglich. Ich möchte gem einmal wieder nach Hannover. Aber ehe ich über einen Punkt keine Erläuterung habe, und ehe ich nicht weiß, ob unsere Eltern damit zufrieden sind, ehcndei mag ich nicht kommen. Ich würde nur finstere Gesichter sehen; und wenn ich dort wäre, so möchte ich auch mit ihnen fröhlich und vergnügt sein. Ich würde aber ganz glücklich sein, wenn unsere Eltern damit zufrieden wären.

Tu kannst schon denken, daß es eine Demoisellc Vuff ist: es ist die zweite; sie ist 18 Jahr alt. Eine außerordentliche vollkommene Beaute ist sie nicht; doch ist sie was man ein hübsches Mädchen nennt; und mir hat noch keine besser gefallen, wie sie; und sie gefällt auch andern, darunter giebt es einige, welche sterblich verliebt waren, denen ich aber, ohne Rnhm zu melden, den Rang abgewonnen; übrigens hat sie allgemeinen Beifall bei Alt und Jung; und ich habe meine Wahl noch nie tadeln gehört; durch andere hätte ich dieses erfahren können. Eine freundliche, einnehmende nnd lebhafte Miene ist für mich ihre größte äußerliche Schönheit; dabei hat sie Verstand und ist von lustigem Temperament, unterhaltend nnd hat gute Einfälle; nicht zu vergessen, sie hat ein vortreffliches Herz, edel, mcnschenliebend, gutthätig und großmüthig ist sie. Taß sie für sich allein dort gefallen würde, davor ist mir nicht bange. Aber ein böser Umstand, welcher bei den Alten gemeiniglich alles verdirbt, ist da. Sie hat keine Schätze, als Tugend, guten Namen, und den Segen einer der rechtschaffensten verehiungswürdigstcn Mütter, mitzubringen. Armuth ist nicht da, sondern ein ordentliches gutes Auskommen, wie es sich für den mittlem Stand gehört, fo daß auch Vornehme dort im Hause Umgang zu haben sich nicht schämen, noch schämen dürfen: allein es sind viel Kinder da. Sonst ist nichts dabei zu erinnern.

Stand, gute Familie, ansehnliche Verwandtschaften, dies alles ist da. Eine allgemeine
Hochachtimg zip. Nur jener Umstand; was werben unsere liebe Eltern bazu sagen?
Ich bin über diesen Punkt schon entschlossen. Ich habe hier mein Auskommen! für die
Zukunft darf ich hoffen, und mein Unterhalt ist nicht schwer, weil ich mich an keinen
Uebcrfluß gewöhnet habe.
Es wird mir lieb sein, wenn Tu unfein Bruder Georg mit willst zu Rathe ziehen.
Ich wünschte, daß unsere Eltern damit zufrieden wären; nnd halte auch dafür, daß ich
nicht langer warten kann, es ihnen zu sagen, da ich nunmehr Völlig entschlossen bin.
Das mich ich Dir aber im Vertrauen sagen. Davon abstehen kann ich nicht. Wäre
ich nicht, fo hätten genug andere sie glücklich machen können. Ich würde also nicht rnhig
sein können, wenn sie hernach sitzen bleiben sollte. Ich würde der unglücklichste Mensch
sein; nicht als Liebhaber, denn ich liebe nicht als ein Romanen-Held, sondern als ehrlicher
Mann würbe ich höchst unglücklich sein. — Alles, was ich thun kann, ist zn warten.
Ich habe dieses an Dich geschrieben, well ich Dein gutes Herz kenne, und weil ich
mich Deiner Liebe schmeichle; anck weil Frauenzimmer, die sonst Verstand haben, in
folchen Fällen am besten rathen können. Tu muht denken, wenn Tu auch in dem Falle
wärest.
Ohne Ueberfchwänglichkeit wie die Schilderung von Lottes Eigenschaften
ist auch die Tarstellung des zwischen den Liebenden bestehenden Verhältnisses.
Nur zu geflissentlich klingt die wiederholte Zurückweisung einer romanhaften
Liebe, um nicht wie die vorbeugende Abwehr eines nicht ganz ungegründeten
Verdachtes zu erscheinen. Daß es sich jedenfalls um die tiefwurzelnde Neigung
eines gefühlvollen Herzens handelt, beweist das Schreiben in feinen: vollen
Umfange. Die Ursache, welche unfern Kestner die Abneigung seiner Eltern
fürchten läßt, zeigt die Reinheit und Uneigennützigkeit seiner Liebe auf's
Vollkommenste.
Noch bevor er feine Absicht, den Eltern nunmehr endlich die Angelegenheit
vorzustellen, zur Ausführung bringen konnte, kam man ihm in peinlicher
Weise zuvor. Das Tagebuch berichtet unterm 1. Mai 1771:
Den 1. Mai Abends erzählte mir H. Treßler, nach feiner Zurücktunft von Marburg,
das; der Hauptmann Lefche daselbst ihm Briefe von meinem Vater gezcigct, worinnen
eine Vollmacht enthalten, meinetwegen in Ansehung des Rufs von meiner vorhabenden
Heirath mit Mlle. B. sich hier zu erkundigen, auch, ich weiß nicht was, nach seinem Gut-
dünken zn thun oder :c. (er wußte es nicht recht). Ich werde mich deshalb gegen meinen
Bruder beschweren, daß man meinetwegen Spionen halte, da ich doch von allem offen-
herzig geschrieben, nnd ron mir alles erfahren werden könne, was man nur wissen wolle,
indem ich nichts ron allem, was ich thue, heimlich halte, und wenn ich es ron mir selbst
zu verantworten weiß, nicht schcue es andern zu gestehen. Wenn man mich befragte,
und ich eine zweideutige oder zweifelhafte Antuort gebe, alsdann sei es erst Zeit, sich
an andere zu wenden. Es müßte mir aber jenes sehr nahe gehen, zumal, wenn jener
sich gegen einen ganz Fremden, der es mir wieder gesagt, gleichsam einer Vollmacht, ich
weiß nicht worüber, berühme.
Wenige Tage später muß folgender Briefentwnrf fallen.
Gechrtestc,
Weltbeste Eltern,
Heute morgends kam der H. Hauptmann Leschc zu mir, nnd verursachet mir wegen
einer anfgehabtcn Eommission einen weitläuftigen Brief zu schreiben, dessen ich gerade in
dieser Zeit, da ich sehr beschäftigt bin und die Toge noch einmal fo lang zu sein wünschte,

gern übelhoben sein möchte. Um meine geliebte Wem aber aus einer allenfallsigen Besorgnis; zu setzen, ist mir leine Zeit zu kostbar,

H. Hauptmann hat sich die Mühe gegeben, so uiel ich von ihm vernommen, Ihnen zu schreiben, daß ich mich hier mit einer Mlle. Buff in eine ernsthafte Verbindung oder, ich glaube gar, Verlöbnis; eingelassen haben sollte. Mein geliebtestcr Vater haben ihm aufgetragen, sich dcsfalls hieher zu verfügen, und darnach zu erkundigen. Er hat den Auftrag ausgerichtet; er hat mir denselben eröffnet und meine Erläuterung darüber begehret. Ich habe sie ihm ohne Anstand gegeben; er wird sie melden, ohne daß ich ihm nur Ein Wort dazu in den Mund geleget habe; und damit er die Commission vollkommen ausrichten tonnte, auch um zu zeigen, dah ich offenherzig verfahre, habe ich ihn selbst hingeführt.

Die Nachricht aber, welche er Ihnen geben kann und ich Ihnen jetzt selbst geben werde, würden Sic auch geradesweges von mir erhalten haben, sobald es meine geliebteste Eltcni verlangt hatten.

Es ist wahr, daß ich in dem Hause des hiesigen Teutsch-Ordcns Amtmann Buff, und zwar mit Vater, Mutter und Töchtern, recht gut bekannt bin, und zwar vorzüglich. Es zeichnet sich dieses Haus vor allen andern aus, vom vornehmsten bis zum geringsten. Der Vater ist ein aufgeweckter, gewissenhafter, rechtschaffener, dienstfertiger Mann. Er hat um vielen Dingen Kenntnisse, die er auch nicht gebraucht, nebst dem versteht er die Oeconomie und seine Geschäfte sehr gut, wird auch von seinen Obern werth gehalten. Die Mutter ist die beste Frau von der Welt, welches hier die allgemeine Meinung ist. Sie hat viel Einsicht und natürlichen Verstand, ohne es selbst zu glauben; ist bescheiden, von einem sanften Charakter, unterhaltend, gesprächig und erhält aller Mensche» Hochachtung. Die Erziehung in diesem Hause ist überaus gut. Lauter Sorgfalt, Vorsorge und Zärtlichkeit auf Seiten der Eltcni; und Ehrfurcht, Verehrung, Liebe und Folgsamkeit auf der Kinder Seite. Jeder Wink von jenen ist diesen ein Befehl. Hat ein Kind sich vergangen, so ist das Bekenntnis! auf die erste Anfrage da; denn die Aufrichtigkeit und dic Offenherzigkeit wird durch zu große Strenge-nicht in ihnen erstickt. Unart, besonders Bosheit wird nicht übersehen, und die Strafe mit Vorstellungen und Ermahnungen begleitet, die nndictirtc Strafe aber ohne Anstand befolgt. Soll sich dort ein Kind hinsetzen, es thnt es und steht nicht eher auf, bis das Gebot aufgehoben ist. Das härteste bei der Strafe ist ihnen, daß sie nicht mehr geliebt werden. Von dem Vater sind sie schon gewohnt, daß er der Geschäfte wegen oft ausgehen muß, doch freuen sie sich herzlich, wenn er wieder zn Hause kommt. Tic Mutter aber schenkt sich ganz ihren Kindern, und weiß, bei aller Aufsicht, die sie auf jene hat, ihre Gegenwart immer angenehm und unlästig zu machen. Jedes Kind fragt, wenn sie ausgeht, sie komme doch bald wieder. Kömmt sie wieder, dann ist lauter Freude und Frohlocken. Die beiden ältesten Tochter, als welche erwachsen sind, auch die übrigen, entsprechen jener geschilderten Erziehung nicht, Tugend, Wohlllnstänbigkcit, Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit sind ihr vornehmster Schmuck, auch hat die Natur sie so wenig, als alle Kinder, im Aeußerlichen vergessen, welches hier überall bemerkt wird, und hier darum merkwürdig ist, well es viele verwachsene (wenigstens verborgen) giebt. Ueberhaupt herrscht in diesem Hause Unschuld und Heiterkeit, Ordnung und Mäßigkeit ohne über den Stand sich erhebende Pracht.

Vornehme und Geringe schätzen dieses Haus hoch, reden auch ohne Umgang da zu haben lauter Gutes davon, theils machen sie sich ein Vergnügen und eine Ehre daraus mit ihnen bekannt und vertraut zn sein. Die von ssmmerische, des jüngeren Bürgels Familie, die Fräulein Ulmcnsteins, des Ehurbrandeiiburgscheu Gesandten Familie stehen mit ihnen in der vertraulichsten Bekanntschaft, nicht nach einem großen Tone, nicht etwa durch Hülfe großer glänzender Gesellschaften oder Gastereien pi>. sondern durch freundschaftliche Besuche auf ein unterhaltendes Gespräch, die Arbeit in der Hand, bald auf einen Nachmittag, bald nur auf eine Stunde p^. So verhält es sich auch mit denen von mittlerem Stande; nnd Geringe holen daher oft Trost, guten Roth und freundlichen

Beistand. Toch ich halte in meiner Beschreibung inne. Tic möchte ihnen romanhaft
vorkommen, obgleich nicht weniger als dieses ist. Ich lmnme auf mich.
Hier habe ich nun also meinen vorzüglichen Umgang, da ich nur selten sonstwo in
einer feierlichen, mchrcntheils steifen und trocknen Gesellschaft erscheinen lann, sondern mich
nach meinen Geschäften richten muß. Tort suche ich meine Erholung, wenn mancherlei
Tinge mich müde, mürrisch oder verdrießlich machen wollen. Da vergesse ich auch das
unangenehmste, und spreche die Grillen hinweg: denn ein betrübtes, trauriges Gesicht
heiter, und ein niedergeschlagenes Gemüth ruhig zu machen, ist ihnen schon zur Natur
geworden, da sie gern alle Menschen glücklich sähen, Ich bin auch überzeugt, daß ich
ohne diesen Umgang nicht der wäre, der ich doch bin, nämlich Gottlob gesund und ruhig,
wenngleich nicht ausgelassen lustig. Ich versichere, wenn ich diese Zuflucht nicht hätte,
so hätte ich diesen Ort schon manchmal verwünscht. Es ist hier überhaupt der Gebrauch.
Ich werde wohl nicht nöthig haben, diese» Umgang zu entschuldigen . . .
Ich habe ihn auch nicht heimlich gehalten. So wie es nun an allen Orten zu
geschehen pflegt, so ist es auch hier, wenn man in ein Haus oft geht, und es sind Frauen-
zimmer darin, so muß es eine Heirath zum Grunde haben. Ich will noch mehr sagen.
Ich zeichne auch sogar die zweite Mdlle. ans.
Tenn ein Frauenzimmer hochschätzen, ist doch leine Sünde np.
'Allein von einem Vcrlölmiß ist mir nichts bclannt.

In dieser eingehenden Schilderung der Familie Vuff bietet die Zeichnung
des Vaters »Heils Uebereinstimmung, theils Ergänzung zum „Werther" -
Brief vom 17. Mai. Das Bild der Mutter tritt nunmehr noch schärfer
umrissen hervor. Ihr Verhältnis, zu den «iudern, deren Benehmen ihrer
Erziehung nicht widerspricht «dies hier der Sinn von „nicht entspricht"), be-
schreibt «estner in einem Brief an seinen früheren Hauslehrer („Goethe und
Werther" S. 289 ff.) analog. Aber nirgends als aus vorstehend abge-
drucktem Brief gewinnen wir ein so klares, unwillkürliches Berständniß für
das, was später Goethe in diesen Familienkreis bannte: „Geschicklichkeit
und Arbeitsamkeit," — „Heiterkeit, Ordnung und Mäßigkeit," ^ eiu Wesen,
dem es „zur Natur geworden," „eiu betrübtes, trauriges Gesicht heiter und
ein niedergeschlagenes Gemüth rnhig zu machen," — wer gedenkt nicht des
Hauches, von dem sich Faust in Gretchens Zimmer angeheimelt fühlt:

.Wie athmct rings (Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieser Annnth welche Fülle!
In diesem werter, welche Seligkeit!" . , ,
, „Ich fühl', o Mädchen, deinen Geist
Ter Füll' und Ordnung um mich sänseln" —

uud wer konnte verkennen, daß hier die seelischen Bedürfnisse desjenigen
Befriedigung finden mußten, der da fleht:

„Süßer Friede,
Komm, ach, komm in meine Brust!" —

der da im weiblichen Umgang den „stillen Frieden" und „die milde Freude"
suchte?!

Was Kestner betrifft, so zeigt dieses Schreiben noch deutlicher als das
an seine Schwester gerichtete, wie er selbst fühlt, daß seine Empfindung

für den Kreis der Geliebten an's „Romanhafte" streift, und so werden wir seine Gemüthsstimmung am treffendsten charakterisircn, wenn wir sagen, daß hier ein für Poesie des Lebens im specifisch Goethe'schen Sinne empfängliches Herz eifrig bemüht ist, sich mit einen: klaren Kopf in Harmonie zu setzen. Von einer annähernden Alleinherrschaft des Kopfes auf Kosten des Herzens, wie im Albert des „Werther", kann nicht die Rede sein.

Bei warmer Zärtlichkeit machte ihn die Liebe in seinem Pflichtgefühl nicht irre. Schon am 2. November 1768 schreibt Kestuer an v. Hennings:

Ich wollte Sie noch näher unterrichten, wie ich meine Liebe zu meinem Lottchen cultivire, uud was sie für einen Einfluß auf mich in Ansehung derericnigen Tinge hat, welche außer dieser Liebe sind. So sinnlich ich dabei bin, denn die Sinnlichkeit hat doch den größten Antheil an der Liebe: so sehr ich dem sanften Gefühl und den süßen Empfindungen der Zärtlichkeit dabei nachhänge: so wenig leidet doch dabei in mir das Edle, das was den Verstand besonders angeht, die Pflicht, die Freundschaft und die Geschäfte; oder besser zu sagen, ich suche dieses mit jener zu verbinden, so, daß sich keines zuwider ist, keines dem andern Eintrag Hut; und mit einem Wort, ich behandle sie philosophisch. Tie edle Liebe, die vernünftige, die gereinigte, als eine Leidenschaft, welche allezeit anständig und würdig, selbst dem Philosophen, bleibt, streitet auch nicht damit. Man könnte sie eine zur Leidenschaft gewordene Freundschaft ueuucu. Diese Harmonie unter der Liebe und andern Pflichten hängt vornehmlich von dem Gegenstände ab; uud von den Vollkommenheiten desselben, worauf sich die Liebe gründet.

Zwar verbringt Kestner nun täglich seine Mußezeit im Deutschen Hause bei Vuffs; wie sehr dieselbe indeß von amtlichen (Geschäften beschränkt und bedrängt war, belehrt uns manch wehmüthige Eintragung der Tagebuchblätter. Die nachstehende darf auch deshalb nicht übergangeu werden, weil sie uns in die gemeinsamen literarischen Interessen des Vrantpaares einführt, um fo weniger als wir dasselbe so uumittelbar vor Goethes Eintreffen mit keinem andern denn — Klopstock beschäftigt sehen, Klopstock, dessen Namen Goethe in der berühmten Stelle seines Nomans (16. Juni) der Lotte in den Mund legt!

25. Anr8 72, (Nach Aufzählung seines Mahles, das er unter großer Arbeit zu Haus eingenommen, fährt er fort):

IIn vr»i rep»3 pnilo^oplii^ue! mal» »ufllkllnt rinur mon beLllin, <p>c>i<zus H« n'llü'eete M8 le titre (i'un ?I,,Ic>8c>pl!e. . . Hprü8 »voll äms ainsi et travaille llpre«, He r)ri3 I», l«8olutlou ?I>iIo8ni>bisiue, de me rel^otier un pen pour I« dien de mon, eli8tenee. ^ls ms rei>6l8 » I«, lullizon ^'eutoui>>ue, men vr»i 28^Ie <lsn8 mes teures de l'eunui ou <te nieeolltenterueut. (An esset cetto m»i?l>n s, !e droit ä's,8vle et certlliueiuent He lui <Ic>!8 wll gknte, et p«ut'«tre ma vis) H, pein« H')- »rrivllig (pour — vn«8 crovex iient-Ltre — d»diner? — neu, r,o»r lire d»«3 III)Ie83!»6e de Nr, XIop3toe!!), n^uo Ur. de Anteile m'envo)«, ebereber, pour !»l faire porter dez »otez, dont il »vait beloiri, tl lüllut r>our eelli me renale eben nwi; et He re88nrtl3 »pri8, ^e ne 5u8 p»3 plutüt »rrive dllN8 I» w»l8ou 'leuto ui<ius, <^!ie HIr. 1'i!nvu)e me Nt dire z)2r mon dnmeztisjue, i^u'ii)' mauqx^it ssuel^ue cbcige luix »et«8 ... II tllllut (tone en^ore retourner . . . Rntiu robntn de tou« I«8 eontreteii!i>8, et 1'e8r<»re s>ue He voullli» 8»oiiüer, etunt econle, H'ai re«o!u de re3tcr cbex mni.

Von der zweiten Hälfte des Mai bis 11. September 1772 weilte Goethe in Wetzlar. Vckanntlich sah er Lotte Äuff nicht früher als am

!>. Juni zum ersten Male, mährend er Kestner schon vorher durch Gotter
in Garbenheim kennen gelernt hatte.
In einem Briefe, von dem ein Parallel-Entwurf „Goethe und Werther"
2. 35ff. steht, äußert sich Kestner über Goethe folgendermaßen:
Im Frühjahr kam hier der Toctor Goethe von Frankfurt am Main. Nr sollte
hier die Praxis treiben. Nr war 28 Jahr alt und passirte hier für einen Philosophen,
welchen Titel er aber nicht auf sich kommen lassen wollte. Nie schönen Geister bemühctcn
sich um seine Bekanntschaft, denn er hatte aus den schönen Wissenschaften sein Hauptwerk
gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brodwisfen-
schaften; er hassete die Juristerei und bedarf ihrer auch nicht, da sein Vater außerordent-
lich reich, er aber der einzige Sohn ist. Ich lenitc ihn von ohngcfähr kennen, und mein
erttes Urtheil war, daß er kein unbeträchtlicher Mensch sei. Sic wissen, daß ich nicht
eilig beurtheile.
Neu und interessant ist der hier Goethe zugeschriebene ausdrückliche Haß
der Rechtswissenschaft.
Werthers Brief vom 16. Juni spiegelt das uerhängnißvolle Zusammen-
treffen des Dichters niit derjenigen, die diesem Tage ihre Unsterblichkeit
verdankt, .^estner erwähnt das Ereignis; in einem Briefe (s. „Goethe und
Werther" S. 40 f.). Die bekannte lakonische Eintragung in seinem Tage-
buch (vgl. Herbst S. 109) findet eine Ergänzung auf einem andern, für
Nachträge bestimmten Blatt; die ganze Notiz lautet danach:
I.« !>me. Huiu 72.
I'ut un L»l » Volpisol>3tli»u8«ii (soll heißen: Volpert8N»u8en), vi!I«ße »
deux lieus8 <!e ^ßtllÄi. II etait eomrw8e <ls 25 ?ei8oune8. Ou »'v renäit le
«oir en 0»lN38«8 et » <übev»I, et on en revint I« leudemÄin watin,
He lu3 »U88I 1^. He r,»iti8 8 ? l>eur«8 all 8«il » ebev»! tont 8eul. Ou 8«
ciiverUt tr<>8 dien. He rewuruai » 4 Qeur«8 <lu matin le Premier tnut «enl et,
K 5 deure8 ^e me L0uoliHi8 ^i8<^u'ü 8 ou 9 iieure«. 12 0>i»r>«2ux (Ar, Pieper,
.lelU8»1ein, üortel. >Vipz>em>2Un, lliet^, 6e Loreu, I)r. üueäe, Nr. Luonuul^,
Hlr. Xerelleiiu^, Loeniß, Do<zel!lllo!l et, inoi), 13 vames (Na6»me I,»nßen, Lortel
et Vuontwll 1)1!e8. 2 Iluff teutonisjue, Lurtel, Dietl, I^,»n^en, 3 Lrnnä, üonn
et 21»<lme. lieun»«).
Amtsgeschäfte bewirkten Kestners verspätetes Erscheinen. Interessant
ist, daß auch Jerusalem dem Ball beiwohnte, der sonach alle haupt-
sächlichen Modelle für den späteren Roman zum eisten und vielleicht
einzigen Male gleichzeitig in engere Berührung brachte. Kestners spätere
Aeußerung über den unglücklichen Jüngling: „Er entzog sich allezeit der
menschlichen Gesellschaft und den übrigen Zeitvertreiben und Zerstreuungen"
«„Goethe und Werther" S. 88) scheint danach nicht ganz zutreffend. —
Genügende Zeit zur Entfaltung all ihrer gesellschaftlichen Talente bot sich
für Lottchen dar, denn der Ball währte, wie nur sehen, den ganzen Abend
und die ganze Nacht. Schluß,°i«..)

Der Vohrbrunnen von öchneidemülsi.
von
Gustav Schröder.
— Veilin. —

Zwischen Weichsel und Oder, Danzig und Stettin (genauer Star-
gard» erstreckt sich eine Bodenschwellung, die als solche der erste
Blick ans eine gewöhnliche Landkarte nicht erkennen lässt. Eher
das Gegentheil erwartet man, eine Bodensenkung, denn in der ganzen,
etwa 4s> geographische Meilen langen Strecke reiht sich See an See. Selbst-
redend ist jeder See in der Thal das Zeichen einer Senkung; aber es sind
dies partielle, lokale (Gruben in einem Damme, in einer langgestreckten,
bis zu 39 Kilometer breiten Hochfläche, .vier und da überragen einzelne
kuppen die Fläche, die denn auch uon den Umwobnern als „Berge"
Namen erhalten haben, aber das Vild eines Bergrückens, wenn auch uon
ehr bescheidenem Relief, macht das Ganze nicht, und daher hat dasselbe auch
einen volksthümlichen Gesammtnamen erhalten. Die Nissenschaft, die
das Einheitliche der ganzen Erscheinung besser würdigt, als der beschränkte
Blick der Bewohner des Landstrichs, hat diesen Mangel ergänzt: „Pommerscke
Seeplatte" nennt sie die ganze Bodenschwellung uud kennzeichnet damit er-
schöpfend den hydro-orograplnschen Eharakter der Gegend. So flach der
Nucken ist, einen Rücken, Grat oder Firste kann man genau verfolgen; auf
der Karte, wie in der Wirklichkeit; eine scharfe Grenze, die die fliesenden
Gewässer in solche der nördlichen und solche der südliche» Abdachung
scheidet. Erstcre bilden sich nur zu einigen Xüstenflüssen aus, die nach
einem höchstens IN Meilen langen Laufe die Ostsee erreichen; letztere er-
reichen das gleiche Mcercsbccken zwar auch, aber auf drei- bis fünfmal so
langem Wege, indem sie zunächst bei südwärts gerichtetem Laufe auf die
Netze, den Hauptzuflus; der Warthe, oder — im westlichen Viertel — dircct

auf die Warthe stoßen, die sie in ost-westlicher Richtung zur Oder führt.
Zwei von den zahlreichen Fluß^Paaren, die fo, Rücken an Rücken, dicht bei-
einander oder sogar neben einander ihr Quellgebiet haben, sind die Per-
sante und die Küddow. Den ersten Namen kennt Jeder: „Colberg an
der Persante" lernt selbst der Volksschüler in der Heimatskunde; den Namen
Küddow werden die Meisten zum eisten Male hören.
Etwa eine Meile von deren Mündung in die Netze liegt Schneide-
mühl. Der Name des Ortes deutet auf seinen Ursprung. Ohne Zweifel
ist es die Wasserkraft der Küddow gewesen, die hier die erste Niederlassung
deutscher Scigemüller im polnischen Lande veranlaßt hat, und zwar die
Wasserkraft der Küddow in doppelter Beziehung: durch Hergabe aus-
reichenden Betriebswassers und durch Herzuführung des Arbeitsstoffs auf
dem billigen Wege der Flößerei aus den Waldungen des Oberlandes. Die
Polen nennen die Stadt kita (gesprochen „Pjilla" mit stark gerolltem l;
ungefähr wie man es in Pommern hört; püa ist „Säge").
Da die Küddow <der Fluß har seinen polnischen Namen behalten) in
ihrem unteren Laufe schiffbar ist, so liegt Schneidemühl an der durch
Warthe und Netze von der Natur vorgezeichnetcn und durch Anlage des
Vromberger Kanals «zwischen Netze und dem der Küddow parallelen
Weichsel-Nebenfluß Brahe) ergänzten großen Wasserstraße zwischen Weichsel
und Oder bezw. Elbe. Später trat die Eisenbahn hinzu. Zuerst nur
Station an der Ostbahn, dann Gabelpunkt derselben, als neben dem ur-
sprünglichen Umwege über Bromberg die geradere Strecke über Koni» und
Dirschau nach Danzig hergestellt war, ist Schneidemühl heute ein Knoten-
punkt, von dem nach sechs Richtungen Schienengeleise ausstrahlen.
So sind die Verkehrsbedingungen durchaus günstig. Daß die Stadt
im Aufblühen, und die Stadtverwaltung bestrebt ist, dasselbe zu fördern,
bezeugt die für die Bewohner schmeichelhafte, wenn auch nicht sehr erfreu-
liche Thlltsache, daß die Eommunalsteuer bereits bis zu 240 Prozent der
Staats-Einkommensteuer sich aufgeschwungen hat.
Im Jahre 1806 hat die Einwohnerzahl nur drittehalbtausend Mpfe
betragen, gegenwärtig beträgt sie gegen 15 MO; das ist ein Wachsthum, das
nicht viel hinter den» von Berlin zurücksteht. Noch im Jahre 1844, wo
Johann Czerski, zur Zeit Vicar an der katholischen Stadtkirche, die erste
„Deutsch-katholische" Gemeinde bildete und dadurch das weltentlegene
Städtchen in die Zeitungen und den Mund der Leute brachte, beherbergte
es nur 3000 Menschen.
Zehn Jahre vor diesem Ereignisse hatte eine Feuersbrunst den größeren
Dheil der Stadt zerstört. Ihre Bauart war bis dahin nur mit wenigen
Ausnahmen die gemeine polnische: Fachwerk mit Lehmstakung, Strohdach,
Vohlenröhren als Rauchabzüge. Der Wiederaufbau, zu dem Feuerver-
sicherungsanstalten, Staatskasse und Privat-Sammlungen im ganzen Deutsch-
land beisteuerten, konnte in massiver Bauart erfolgen.

Seitden, hoben sich Handel und Wandel, vorzugsweise Getreide-, Pferde- und sonstiger Viehhandel. Die Bevölkerungsziffer betrug 1880 schon 11600, 1885 war sie auf 12400 gestiegen.

Im Jahre 1888 betraf die Stadt ein neues großes Ungemach; diesmal Wassersnoth. Ein großer Theil der Stadt — 14 Straßen und Plätze, 198 Grundstücke mit fast 600 Gebäuden wurden bei dem Frühahrshochwasser überfluthet, stellenweise bis zu fast zwei Meter Höhe. An den Wohngebäuden wurde so viel Schaden angerichtet, daß fast ein Sechstel der Bewohner obdachlos wurde. Den Verlust, der etwa auf eine halbe Million Mark beziffert wird, deckte zur größeren Hälfte der Staat und die abermals in Anspruch genommene Nächstenliebe, und es ist dann besser und schöner wieder aufgebaut worden, was dem Wasser zum Opfer gefallen war.

Der Feind von 1888 war das oberirdische Wasser gewesen; die Heimsuchung, die Schneidemühl im Sommer 1893 erfahren hat, stammt vom unterirdischen Wasser.

Darin liegt das Eigenartige, das geo- und hydrologisch Interessante des Vorganges.

Das allgemeine Bild der Oberflachengestaltung des Geländes, mit dein die vorliegende Darstellung beginnt, macht es schon erklärlich, daß die Küddow in der Lage ist, Überschwemmungen zu erzeugen. Aus der Thatsache, daß sie Mühlen treibt und der Flößerei dient, läßt sich auf nicht unbeträchtliches Gefälle schließen.

Gesteigert wird die Gefahr dadurch, daß die Thalsohle der Netze sehr breit und wenig über den Wasserspiegel erhöht ist; nicht nur au dieser Stelle, sondern längs ihres ganzen unteren Laufes. Ist doch selbst die Wasserscheide zwischen Netze und Brahe (also zwischen Oder und Weichsel) die der zweitreppige Eanal zu überwinden hatte, ein nur um zwei Schleusenstufen, nur etwa 5 Meter über die Netze erhöhtes Hochmoor, so daß auf die Scheitelstrecke des Emwls, den „langen Trödel", der ganz im Torfmoor liegt, 18^2 Kilometer bei 28 Kilometer Gesammtlänge des Eanals entfallen.

Was für die Netze gilt, gilt auch für die letzten 10 Kilometer der Küddow. Die in der nächsten Nähe von Schneidemühl gelegenen „Niesten" und die „Bagna-Brüche" sind gleichfalls Torfmoore.

Es heißt in einschlägigen Zeitungsberichten: „Auch der grüßte Theil der Stadt steht auf Torfmoor." Dies kann nur sagen wollen, daß die oberste Schicht der Bauplätze Torfgrund gewesen ist. Durchbrochen von den Fundamenten muß derselbe sein, denn massive, mehrstöckige Gebäude konnte er nicht tragen.

Ungünstige Grundwasseruerhältnisse sind unter diesen Umständen sehr begreiflich. Es wird ferner berichtet: seit dem Hochwasser von 1888 erhalte sich das Niveau der Küddow dauernd hoch und den, entsprechend der Grundwasserspiegel, so daß in vielen Kellern fast immer Wasser stünde, ja

selbst in einigen Straßen nur bei ganz trockenem Wetter das Wasser ganz verschwände. Ist die Thatsache begründet, daß die bezeichnete Verschlechterung von dein Hochwasser von 1888 datirt, so muß man annehmen, daß letzteres ungewöhnlich viele Sinkstoffe mit sich geführt und durch deren Ablagerung die Flußbettsohle merklich aufgehöht hat. Denn die Abfuhrmenge des Wassers kann sich nicht wohl dauernd vermehrt haben, und wenn gleichwohl eine Hebung des Wasserspiegels eingetreten ist, so muß eine Hebung des Grundes stattgefunden haben.

Hier liegt für den Meliorationstechniker ein Entwässerungsproblem vor, dessen Lösung theoretisch wohl nicht ungewöhnlich schwierig, aber durch die muthmlltzlich erforderliche Ausdehnung in Länge und Tiefe recht kostspielig sein dürfte.

Schwieriger als die oberirdischen haben sich nun in den letzten Monaten die unterirdischen Wasserverhciltnisse von Schneidemühl erwiesen. Man ist hier ungeahntermeise auf eine Bestätigung der Thatsache gestoßen, die Schiller im Liede von der Glocke in die allbekannten Worte gekleidet hat:

„Denn die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand."

Schiller spricht vom Feuer; es gilt ebenso wohl vom Wasser, besonders auch vom unterirdischen, und dann am meisten, wenn die Schichtungsverhältnisse, der Wechsel von dichten und porösen, wasserun- oder schwerdurchlässigen und wasserführenden Schichten die natürlichen Bedingungen des „artesischen Brunnens" liefern.

Daß diese Bedingungen bei Schneidemühl zutreffen, hat jetzt die Einwohnerschaft zu ihrem schweren Schaden erfahren.

Die Choleragefahr des vorigen Jahres hatte, wie überall, so auch in Schneidemühl, zu einer schärferen Prüfimg des Brunnenwassers Anregung gegeben. Taß bei den geschilderten Grundwasser- und Bodenverhältnissen des Ortes Brunnen sehr leicht anzulegen sind und reichliches, aber auch schlechtes Wasser liefern, leuchtet ohne Weiteres ein; die chemisch-bacteriologische Untersuchung hat es bestätigt. Ganz unbrauchbar erschien der öffentliche Brunnen an einer der zukunftsreichsten, von lebhaftester Bauthätigkeit umgebenen Stelle im neueren Stadttheile, der Ecke der großen und kleinen .Kirchstraße. Die Stadtverwaltung beschloß das Nächstliegende, die Abhilfe, die in den letzten Jahren an unzähligen Orten zur Anwendung gekommen ist, seit es eine öffentliche Gesundheitspflege giebt, die ihr Augenmerk insbesondere auf die Wasserversorgung gerichtet hat: der Flachbrunnen, den das oberste Seih- und Seichtwasser speist, sollte durch einen Tiefbrunnen ersetzt werden, der irgend einen der unzweifelhaften tieferen „Wasserhorizonte" mit dem Tage verbände. Ter gebräuchliche Ausdruck „Wasserhorizont" ist ungenau, denn horizontal, in der Wage mit dem benachbarten offenen Wasserspiegel — sei es der eines Sees oder der eines

Flusses — steht nur das eigentliche Grundwasser, insofern — wie meistens, namentlich im unteren Theile der Flußläufe — die Sohle des Flußthales oder die Umgebung des Seebeckens aus porösen Bodenarten, Sand und Kies besteht. Wie die Geländeoberfläche von den Thalfohlen ab, mehr oder weniger markirt, aber stetig bis zur Wasserscheide ansteigt und eine Abdachung bildet, in die zahlreiche Zuflüsse ihre Sonderthäler, Mulden, Schluchten mit einzelnen beckenartigen Erweiterungen ein- oder ausgewaschen haben, so würde sich ein gleichgestaltetes Relief ergeben, wenn es möglich wäre, die Erdrinde fchichtweise abzutragen. Also auch unterirdisch giebt es — nicht sowohl „Horizonte", als vielmehr Abdachungen und in diesen Rücken, Zungen, Mulden, Becken, auf denen, als feste Unterlage, ein gewisser Antheil der atmosphärischen Niederschläge, der durch die überlagernden porösen Schichten hindurchgesickert ist, ebenso, dem Gesetze der Schwere folgend, nach der Tiefe strebt und also fließt, wie es vor unseren Augen die Tagewasser thun. Ganz „ebenso" insofern nicht, als die unterirdischen Wasserlaufe im Allgemeinen nicht die Luft zu passiren haben, die keinen fühlbaren Widerstand leistet, sondern die überlagernden porösen Schichten, durch deren Zwischenräume sie sich drängen müssen. Fließt also im Allgemeinen das unterirdische Wasser ebenso wie das oberirdische, so geschieht dies doch in viel langsamerem Tempo. Daß es auch wahre, nur von Luft gefüllte, unterirdische Wasserwege giebt, in denen das Wasser demnach ungehemmt und ebenso flott wie über Tage rinnen kann, ist allgemein bekannt. Giebt es doch nicht wenige Wasserlaufe, namentlich im Kalkgebirge, die streckenweise mit oberirdischen« und unterirdischen: Laufe wechseln.

Aber noch eine besondere Beziehung zur festen Erdrinde kann das unterirdische Wasser gewinnen, die dem oberirdischen nie zu Theil wird: es können wasserführende, geneigte Schichten von undurchlässigen Gebilden ringsumschlossen, also wie in Röhren gezwängt sein. Dann entsteht das Phänomen des „Druckrohres", dessen Gegensah zum „Gerinne" man sich klar machen muß, um die Verschiedenheit im Spiel der Kräfte, die hier zur Wirkung kommen, würdigen zu können. Ein „Gerinne" — fei es natürlich oder künstlich — ist nichts als eine schiefe Ebene, auf der das Wasser, als ein Körper, dem Gesetze der Schwere folgend, abwärts gleitet, weil es frei, d. h. in lothrechter Richtung, zu fallen nicht weiter vermag. Der freie Fall erfolgt, wie Jeder aus Erfahrung weiß, in beschleunigter Bewegung. Auch der auf schiefer Ebene gleitende Körper folgt dem Fallgesetze, und bewegt sich mit zunehmender Geschwindigkeit, solange bis eine Gegenwirkung eintritt. Solche bereitet der Luftwiderstand und die Reibung. Beim fließenden Wasser ist es ersterer nur in geringem Maße, hauptsächdie letztere und zwar die Reibung, die das Wasser in sich selbst, seiner Natur nach, wie diejenige, die es am Gerinne erfährt. Aus dem Antrieb, den die Schwerkraft liefert, und dem Hemmniß, das die Reibung bietet, ergiebt sich ein Gleichgewichts- und Veharrungszustand, der eben als „Fließen",

und zwar als „Fließen mit einer gewissen Geschwindigkeit" in die Erscheinung
tritt. Dreierlei bedingt diese Geschwindigkeit: die Größe des Wasserquer-
schnittes, das Gefälle der Sohle des Gerinnes und die materielle Beschaffen-
heit, das Maß von Glätte oder Rauhigkeit des Gerinnes. Sind an zwei
räumlich getrennten Stellen desselben Nasserlaufes die genannten drei Fac-
toren gleich, so ergiebt sich die gleiche Geschwindigkeit. Durchaus ohne Ein-
fluß auf das Ergebniß sind Entfernung und Höhenunterschied zwischen der
Beobachtungsstelle und dem Ursprünge des Wasserlaufes. Es ändert sich
auch nichts, wenn das Gerinne überdeckt ist, oder das Wasser in einer Röhre
fließt, falls nur die Gestalt des Rohres seiner Länge nach und sein Quer-
schnitt so beschassen sind, daß die Röhre an keiner Stelle gänzlich gefüllt ist,
vielmehr zwischen Wasserspiegel und dem Scheitel des Rohres ein Luftraun:
frei bleibt. Sobald dies nicht der Fall, sobald das Rohr strotzend gefüllt
ist, tritt ein neuer Factor in Wirksamkeit, der „hydrostatische Druck". Die
Länge der Rühre, der Abstand der Beobachtungsstelle von dem Ausgangs-
punkte der Wllsserbewegung ist auch jetzt noch einflußlos, aber der Höhen-
unterschied zwischen beiden Punkten entscheidet über den Druck, den das
in der Röhre eingeschlossene Wasser auf die Rohrmandung ausübt, beziehungs-
weise auf die Gewalt, mit der das Wasser aus einer an irgend einer Stelle
angebrachten Oeffnung in der Nohrwand ausströmt. Der Vorgang wird am
anschaulichsten, wenn man ihn an einem Zahlenbeispiele erläutert. Wählen
wir dafür das Rohrnetz einer städtischen Wasseruersorgungs-Anstalt, z. B. der
Berliner. Dieselbe besitzt mehrere höchste Punkte, an denen (durch Pumpen!
eine oben offene Wassersäule geschaffen und unterhalten wird, von welchen der
hydrostatische Druck ausgeht. Wir wollen nur einen dieser Punkte in Be-
tracht ziehen, der allen Berlinern bereits bekannt oder doch leicht aufzufinden
ist; es ist der Wasserthurm auf dem Plateau hinter Charlottenburg in der
Rühe des Rennplatzes. In diesem Thurme, der zugleich der Schornstein
für die Dampfmafchine ist, von der die Pumpen getrieben werden, befindet
sich das sogenannte „Standrohr", ein lothrechtes, oben offenes Rohr, in
welchem das Wasser die Hohe von 88 Metern über Normal-Null d. h. dem
Amsterdamer Pegel (dem Meeresspiegel) erreicht, oder erreichen kann (für
gewöhnlich begnügt man sich mit weniger). An der Berliner Sternwarte
(der Außenfront des Gebäudes, auf die man, von der Charlottenstraße her-
kommend, stößt) ist die Höhe von 3? Meter über Normal-Null verzeichnet.
Angenommen, eine Abzweigung des Rohrnetzes sei genau bis zu dieser Marke
geführt und hier wagerecht abgeschnitten. Es ist ganz gleichgiltig wie weit
entfernt die Sternwarte von der Charlottenburger Pumpstation ist (beiläufig
bemerkt in der Luftlinie genau 8 Kilometer; im Rohrnetz erheblich mehr);
von Einfluß ist nur der Höhenunterschied von 88 weniger 37 also 51 Metern.
Der Querschnitt des Rohrs an der Sternwarte mag die Größe eines Mark-
stücks haben, d. h. 22 Millimeter Durchmesser. Der hier wirksame hydro-
statische Druck ist dann gleich dem Gewicht einer Wassersäule vom Querschnitt

eines Markstückes und 51 Metern Höhe. Um das Wasser am Ausfließen
zu hindern, muh man einen (selbstredend wasserdicht schließenden Deckel) auf-
legen, der rund 23 Kilogramm (genau 23,07 Kilogramm) wiegt; einen nur
22 Kilogramm wiegenden würde das Nasser abwerfen, um dann einen
Springbrunnen zu bilden. Der 22 Kilogramm wiegende Deckel würde dem
Wasserdruck das Gleichgewicht halten, wenn das Ausflußrohr um rund
2^/2 Meter verlängert würde. Erlaubte die Oertlichkeit, dasselbe um
51 Meter zu verlängern, so bedürfte man gar keines Deckels als Gegen-
gewicht, das Wasser würde sich mit dem Charlottenburger Standrohr in
Oleichhöhe bringen und sich selbst „abbalanciren". Es mag ausdrücklich
hinzugefügt werden, daß der Querschnitt der beiden Nohrschenkel dann gleich-
giltig ist. Und hiermit haben wir das Phänomen bezw. das Gesetz der
„communicirenden" oder „II-förmigen Rühren" erläutert und veranschaulicht
und sind dem Schneidemühler Vorkommniß und der Begründung desselben
ganz nahe gerückt. Unser Beispiel war einem Menschenwerk entnommen,
aber die Natur schafft das Gleiche. Dafür nur ein Beispiel, ein welt-
bekanntes, den Karlsbader Sprudel. Was hier emporsprudelt (und nicht
nur als der berühmte Heilquell dicht am Ufer des Flüßchens Tepl, sondern
in kleinen Zweigströmchen aus der Sohle des Flußbettes), das ist Wasser,
das vor Wochen oder Monaten als Regen oder Schnee jenseits der,Eger,
in deren breites, flaches Thal das enge Karlsbader mündet, im Erzgebirge
niedergegangen ist. Ein Theil der atmosphärischen Niederschläge trifft dort
auf das Gestein, das es abweist und als offnes Rinnsal zur Eger leitet.
Ein anderer Theil trifft auf Moos und Humus, dringt ein und wird in
der Wurzelregion als Nahrung von der Vegetation aufgesogen; oder auch
es verdunstet durch die lockern obern Schichten wieder in die freie Luft
und kehrt im Zustande des Elastisch-Flüssigen, des Wasserdampfes in die
Atmosphäre zurück. Wieder ein anderer Theil der Niederschläge trifft auf
lockere Schichten, sickert in beträchtliche Tiefen und findet dort dichte Gebilde,
auf denen es unterirdisch abwärts rinnt, um an irgend einer Stelle, wo
sein Untergrund am Abhänge des Gebirges zu Tage ausgeht, gleichfalls als
„Quelle" zu erscheinen. Endlich ein vierter Antheil des Meteorwassers ge-
langt in Klüfte und Gänge, die sich in« Erdinnern wahrscheinlich mannig-
faltig verästeln, so daß viel von dem versunkenen Wasser für immer ver-
schwindet, wahrscheinlich in seine Bestandtheile geschieden, aufHort, Wasser zu
sein. Aber anch Wege, dicht vom Gestein umschlossen, die zur Oberwelt
zurückführen, müssen vorhanden sein, kurz, es müssen eine oder mehrere von
der Natur gebildete kommunicirende Röhren bestehen. Bis in wie große Tiefen
dieselben reichen, bezeugt die hohe Temperatur — bis zu 69 Grad Maumur
^ in der die überdies auf dem langen unterirdischen Wege mit Kohlensäure
und Mineralien vermengten Wasser als „SpringPiellen" zn Tage treten.
Hier, wie bei zahlreichen anderen Thermen, Schlammvulkanen, Geisern
in allen Erdtheilen, hat die Natur ihr Werk vollendet, eine vollkommene

^-förmige Röhre geschaffen. Noch viel häufiger hat sie das Werk nur halb gethan, nur einen niedersteigenden Ast geschaffen, den aufsteigenden kurzen Schenkel des II aber nicht hergestellt. Hier ergänzend einzugreifen, hat der Mensch sehr früh gelernt, wenn auch zunächst nur in den günstigen Fällen, wo die Natur nur eine kleine Lücke gelassen hatte, wo das unterirdische Druckwasser bis nahe an die Oberfläche heranreichte und nur noch eine dünne Schale zu durchbrechen war, um den fehlenden kurzen Schenkel zu schaffen. Natürlicher Instinkt, Naturbeobachtung, Sinn für Analogie haben dabei geleitet. So sind schon früh die nomadisirenden Wüstenstämme südlich vom Atlas auf das Vrunnengraben und Ouellen-Erschließen gekommen. Sie stießen auf Stellen, wo die Natur das Werk ganz gethan. Das Wasser trat von selbst aus der Tiefe und hatte alsbald Vegetation hervorgerufen, ein „Wad", eine „Oase" geschaffen. Sie trafen andere Stelleu — immer mar es eine „Depression", eine Einsenkung, eine flache Mulde oder ein Kessel ini Wüstenboden — wo Wasser zwar noch nicht sichtbar war, aber doch schon ein Anflug von Vegetation, aus dem sie auf die Nahe des Wassers schlössen-. sie gruben nach und fanden es. Woher es kam, welche Kraft es förderte — das freilich ahnten sie nicht, und es kümmerte sie auch nicht.

Vor mehr als 290 Jahren lernte der Gelehrte Cassini bei den ungelehrten Bauern in Ober-Oesterreich ein ähnliches Verfahren kennen. Im Donauthale war das Grundwasser natürlich leicht zu erreichen. Aber es war bräuchlich, sich mit demselben nicht zu begnügen, weil man es leicht besser haben konnte. Der Bauer grub also ein Loch, bis er auf Wasser stieß. Dasselbe stand über einer Letten- oder Lößschicht. Auf die Sohle der Grube wurde nun ein Mühlstein flach gelegt und durch dessen Mittelloch ein gewöhnliches aus Rundholz gebohrtes Nrunnenrohr niedergetrieben. Sobald die Lettenschicht durchsetzt mar, quoll das Wasser im Rohre herauf. Darum hieß es auch „Quellwasser"; im Gegensatze zu dem erst angetroffenen, dem „Seihwasser". Offenbar handelte es sich hier um ein unterirdisches Wasser, das von der Höhe des Thalrandes oder Hochgestades herabtam und, zwischen der Lettenschicht über sich und einer Sandsteinformation unter sich, sene Ringsumschlossenheit erfuhr, die es zuni Druckwasser machte. Aehnliche Schichtungsverhaltnisse und die darauf begründete uolksthümliche Art der Wasserbeschaffung findet sich in Italien, im Modenesischen.

Eine vierte bezügliche Oertlichkeit ist noch zu erwähnen, da sie — halb zufällig — zu der Ehre gekommen ist, einer uralten Erfahrung und Gepflogenheit des Naturmenschen einen gelehrten Namen zu geben, als sei es eine Entdeckung aus unserem Jahrhundert. Es ist die ehemalige Grafschaft Artois im nördlichen Frankreich (Departement Pas de Ealais).

Ein französischer Ingenieur hat — bei Gelegenheit einer Preisbewerbung — das von Alters her landübliche Vrunnengraben und die geologische Begründung des Vorkommens zu allgemeiner Kenntniß gebracht, und die von ihm

gebrauchte Bezeichnung „pults ai-tü8isi>8'° hat dann dem Kinde — einem sehr alten Kinde, wie wir gesehen haben — den Namen gegeben.
Einen „artesischen Brunnen" anlegen heißt demnach wissenschaftlich nichts Anderes, als ein unterirdisches natürliches Truckrohr anbohren. Daß der dadurch entfesselte hydrostatische Druck groß genug sei, um das Wasser als Springonell völlig zu Tage zu treiben, gilt bei den Fachleuten, d. h. den Gelehrten, nicht als wesentliche Bedingung, ist aber selbstverständlich für die Praxis sehr wichtig und erwünscht, da es die Mühe der Wasserhebuug, also Arbeit und Kosten spart.
Hoffentlich ist der Leser von dem geo-hydrologischen Ausflüge, deu er hat machen müssen, nicht zu sehr ermüdert, um sich nun vom Allgemeinen zum Besonderen zu wenden und den unfreiwilligen und fo übel gerathenen artesischen Brunnen in Schneidemühl und dessen einsturz-erdbebenhafte Wirkung in näheren Betracht zu ziehen! Den nöthigen sachverständigen Blick für das Vorkommniß muß er jedenfalls gewonnen haben.
Daß bei Schneidemühl die Bedingungen des artesischen Brunnens zutreffen können, macht die Oberflächengestalt des Geländes wahrscheinlich. Die Stadt liegt auf der Sohle des Thales eines Flusses, das von ausgesprochenen Thalrändern eingefaßt ist. Im Umkreise von etwa 4 Kilometern Halbmesser überhöhen dieselben den Thalboden um 20 bis 5» Meter; auf 17 bis 20 Kilonieter in nordwestlicher Richtung steigert sich der Anstieg fogar bis auf 200 Meter Ueberhöhung. Dein äußeren Relief entspricht ohne Zweifel die Schichtung innerhalb der Erdrinde. Die ganze Landschaft war vor Zeiten einmal, oder richtiger zu wiederholten Malen wasserbedeckt. Man trifft hier wie überall im deutschen Tieflande ucm Tage nach der Tiefe auf Schichten, die in den mannigfaltigstem Mischungsverhältnissen aus de» beiden Hauptbestandtheilen des Aluvium und Diluvium, Sand und Thon, gemischt sind. Jede dieser Schichten ist irgend einmal Seeboden gewesen, und ganz oder nahezu wagerecht. Aber wasserecht liegen die Schichten längst nicht mehr. Wir wollen von der Wirkung des Windes absehen, die sich einstellen mußte, sobald das Wasser entfernt war, obwohl dieselbe nicht unerheblich gewesen sein wird, wie man aus den Dünen folgern kann, die längs der heutigen Meeresgrenze an allen flachen Stranden sich gebildet haben; wir wollen nur an die — gleichviel ob ein- oder mehrmaligen, plötzlichen oder langsamen — Auftreibungen der Erdrinde erinnern, die durch den aus dem Innern stammenden Gasdruck verursacht worden sind. Jener mächtige Wall ssuer durch Central-Europa, der init deu Pyrenäen beginnt und im Balkan endet und in den Alpen seinen stärksten Ausdruck gefunden hat, ist die als Denkmal stehen gebliebene Hauptwelle einer aus dem Erdinnern stammenden vulkanischen oder plutonischen Fluth, die das Rordmeer in seine heutigen Grenzen zurückgedrängt und das centraleuropllische Festland geschaffen hat. Eine zweite Welle stellen die Gebirgsstrecken vom Harz bis zu den Karpathen dar; die letzte.

bescheiden ausklingende (die letzte an der dermaligen Grenze zwischen Land und See) ist unsere „pommersche Seeplatte". Wie an deren Südabdachung oberirdisch die Brahe, die Küddow, die Drage u. s. w. abwärts rinnen, so giebt es ohne Zweifel auch unterirdische namenlose Flüsse.

Ob diese unterirdischen Gewässer nur einfach rinnen, oder ob sie in natürliche Druckrohre eingepreßt sind — das allerdings kann man der Oberflächengestllltung des Geländes nicht ansehen. Aus letzterem kann man mit Sicherheit auf die Gestaltung des Schichtenwechsels im Allgemeinen schließen und daraus die Möglichkeit des Vorhandenseins natürlicher Druckrohre folgern; mehr aber nicht.

Wir geben nun die Geschichte des Unfalls in ihren Hauptzügen, soweit dieselbe aus den bisherigen Zeitungsberichten zu ersehen ist.

Der Brunnen, dessen Wasser der untersuchende Chemiker, der Apotheker des Platzes, für unbrauchbar erklärt hatte, war 4 Meter tief; gab also selbstverständlich nur Grundwasser, das im Bereiche bewohnter Ortschaften nirgends viel taugt und in einer Provinzialstadt, die noch Abtritte alter Art nebst Koth- und Düngergruben besitzt, stark inficirt zu sein pflegt.

Der alte Brunnen war ein sogenannter Kesselbrunnen, d. h. ein von cylindrischem Mauerwerk eingefaßter Schacht. Diese Form mar die früher allein übliche. Erst in neuerer Zeit ist man dazu übergegangen, gleich von Tage aus nicht niit einem massiven, für Menschen passibaren cnlindrischen Kessel, sondern mit einen« eisernen Rohr von mähigem Durchmesser in die Tiefe zu dringen. Die neuere Methode ist erst anwendbar geworden, seit die in allen Zweigen bekanntlich hochentwickelte Eisen-Technik auch standhafte, druckfeste und verhältnißmäßig billige Rohre aus Walz- oder Schweißeisen herzustellen gelernt hat und außerdem die Technik des Erdbohrens sowohl in Bezug auf die dabei gebrauchten Instrumente, wie in Bezug auf das Verfahren sich in hohem Maße vervollkommnet hat.

Der alte massive Kesselbrunnen hat dem modernen Rohrbrunnen gegenüber den Vortheil, einen größeren Hohlraum zu bieten, in dem zu Zeiten des Nichtgebrauchs das Wasser sich ansammeln kann, was bei vorkommender ungewöhnlicher Inanspruchnahme (z. B. zur Spritzenfüllung bei einer Feuersbrunst) von Vortheil ist; der Röhrbrunnen kann leichter erschöpft werden und versagen.

Daß das Absenken eines Kesselbrunnens von einem oder mehreren Metern Durchmesser viel umständlicher ist und viel langsamer von statten geht, als das Eintreiben eines dünnwandigen, unten scharfkantigen Rohres von geringem Durchmesser, liegt auf der Hand. Der Unterschied wird um so fühlbarer, je tiefer man eindringen will. In beiden Fällen muß der Voden aus dem Innern fortgeschafft werden; in beiden Fällen steigert sich mit der Tiefe die Reibung der Wandung an dem von außen dagegen drückenden umgebenden Erdreich.

Bisweilen verbindet man beide Methoden und damit die Vortheile beider: man senkt einige Meter tief einen massiven Kessel und geht von dessen Sohle aus mit der Bohrung und Rohr-Einbringung in die Tiefe. Das natürlichste ist dieses Verfahren, wenn es sich darum handelt, einen vorhandenen Kesselbrunnen zu vertiefen, einen tieferen Wasserhorizont anzuzapfen.

So hat denn auch der Magistrats-Brunnenmacher von Schneidemüh l die ihm gestellte Aufgabe in Angriff genomnien. Er nahm das Pumpen - röhr, das bisher gedient hatte, heraus und sehte ein Futterrohr von 13 Eentimeter Durchmesser an. Als dasselbe zwischen 5 und 6 Meter eingedrungen war, kam klares Waster. Aber dasselbe war eben so schlecht wie das alte. Man senkte also weiter. Bei 25 Meter Tiefe scheint der Neibungswiderstand unüberwindlich geworden zu sein; wenigstens läßt es sich nur dadurch erklären, daß von da ab das schon sehr mäßige Rohrkaliber von 13 Centimeteru mit dem von 9 vertauscht worden ist. So kam man bis auf 64 Meter unter Tage.

Der Vrunnenmacher hat es unterlassen, Bohrproben zu sammeln, eine Unterlassung, die ihm jeder gebildete Techniker übel nehmen wird, die sich bei ihm aber erklärt, denn erstens war er wahrscheinlich ein einfacher Praktiker, der sich mit Gelehrsamkeit nicht abgab, und zweitens scheint er sich der sogenannten hydraulischen oder Spülmethode bedient zn haben, bei der das Sammeln von Vohrproben beschwerlich und umständlich ist. Da es sich mit wenigen Worten thuu laßt, erlaubt der Leser wohl, ihni diese schätzenswerthe und zugleich moderne Arbeitsweise zu erklären. Ein zweites Rohr von geringem Kaliber (etwa 5 Eentimeter) endet in einer Art von Meißel, gegen dessen Schneide zwei oder mehr Ausflußöffnungen gerichtet sind. Das Rohr muß etwas länger sein, als das Bohrloch zur Zeit tief ist (wird alfo von Zeit zu Zeit je nach Zunahme der Tiefe verlängert). Oben ist es an einem einfachen Gerüst (einem sogenannten Brunnenmacher-Dreibein) aufgehängt und kann mittelst Zugleinen in der Art, wie es bei der gewöhnlichen Zugramme geschieht, gehoben und fallen gelassen werden. Außerdem ist das obere Ende dieses „Arbeitsrohres" durch ein flexibles Rohr (gleich den Sprihenschläuchen) entweder mit einer vorhandenen Druckleitung, z. V. der städtischen Wasserleitung, oder — falls eine folche nicht zur Verfügung steht — mit einer besonderen Druckpumpe verbunden. Jedenfalls muß sich, sobald man den betreffenden Hahn öffnet, ein Wasserstrom unter starkem Druck in das Arbeitsrohr stürzen, das gleichzeitig rammartig auf und nieder tanzt. Unten strömt das Wasser aus den erwähnten Oeffnungen gegen die Sohle des Bohrlochs, während der Meißel den Grund stampfend, schneidend, knetend bearbeitet. Durch die Zusammenwirkung beider Angriffsarten wird der Boden in Schlamm verwandelt, und da fortwährend neues Wasser aus dem Arbeitsrohr nachdringt, füllt sich allmählig der Raun: zwischen Arbeits- und Futterrohr mit diesem Schlamm, bis derselbe oben überläuft.

Es leuchtet ein, daß man gegen festes Gestein mit dieser Spülmethode nichts ausrichten würde, aber Sand und Thon werden so auf die einfachste Weise bezwungen. Und auf diese Stoffe ist seiner Angabe nach der Brunnen- nlllcher bis zu 64 Meter Tiefe nur gestoßen.

In einem Berichte (der Vossischen Zeitung) heißt es bei der Schilderung der Unglücksstätte: „Auf dem Straßenpflaster lagern kleine Hügel einer grauen, feuchten Masse, die in der Hand zergeht und nach dein Trocknen ein feines Pulver giebt, aus dem winzig kleine Glimmerblättchen hervor- schimmern". Hiermit haben wir den Urheber des Unheils kennen gelernt; es ist jene unglückliche Verbindung von fein zertheiltem Festen und Wasser, die man über Tage an flachen Etromufern, Binnenseen und am Meeres- strand „Triebsand" und unter Tage „schwimmendes Gebirge", auch „Schluffsand" nennt. Das Feste besteht dabei aus so winzig kleinen Ein- zelkörpern von entsprechendem äußerst geringen Gewicht, daß sie dem Wasser, namentlich dem sich bewegenden, keinen Widerstand zu leisten ver- mögen und deni geringsten Drucke nachgeben. Dabei saugt die Masse wegen der Kleinheit der Zwischenräume das Wasser förmlich wie ein Schwamm auf. Man hat Erfahrungen an Eisenbahndämmen gemacht, daß im feinen Sande das Wasser, dem Gesetze der Schwere entgegen, emporgestiegen ist, wie dies in den sogenannten Kapillar- oder Haarröhrchen geschieht. Solche Dämme, deren Fuß bei Hochwasser oder bei einem starken Gewitter- regen nur kurze Zeit vom Wasser benetzt worden war, sind nachträglich, als äußerlich dasselbe bereits sich wieder verlaufen hatte, auseinander ge- flossen in Folge des im Innern festgehaltenen und kapillarisch aufgestiegenen Wassers.

Die Nohrlochtiefe von 64 Meter war ohne jeden bemerkenswerthen Zwischenfall am 5. Mai erreicht. Augenblicklich stand das obere Röhrende etwa 2 Meter über den, Boden, als plötzlich eine gleichhohe Wassersäule aus dem Rohre emporstieg.

Hiermit war bezeugt, daß man — unfreiwillig — einen ächten arte- sischen Brunnen geschaffen hatte. Für den Äugenblick wenigstens; ob für die Dauer, war damit noch nicht verbürgt. Es ist gar nicht selten, daß solche Anlagen nach kürzerer oder längerer Zeit wieder versiegen. Dies tritt ein, wenn es kein continuirlicher unterirdischer Strom war, was man angezapft hat, der sich stets erneut durch neue unterirdische Zufuhr, fondern nur eine Wasserblase, ein unterirdisches Sammelbecken, das sich erschöpfen konnte.

Die Strömung nahm noch im Laufe des 5. Mai schnell ab und hörte am 6. Mai ganz auf. Man trieb das Rohr 2 Meter tiefer, das Wasser stieg wieder empor und war diesmal sehr schlammig. Unser Ge- währsmann sagt: „Um es durch Gegendruck zur Ruhe zu bringen, setzte der Brunnenmeister noch ein 4 Meter langes Rohr auf". Der leitende Gedanke ist klar. Er hatte es jetzt weg, daß er es mit einer communicirenden

Rühre zu thun habe, und er verlängerte ihren kurzen Schenkel. Auf's Gerathewohl! Er wußte ja nicht, wie lang der lange Schenkel war! Und was war von 4 Metern Mehrlänge zu erwarten? In der That leisteten sie auch nichts — „in unverminderter Stärke strömte es weiter aus dem Rohre heraus". Das; der Strom, den man entfesselt hatte, durch schwimmendes Gebirge ging, war augenfällig-, vielleicht war die Schicht von geringer Mächtigkeit, vielleicht ging der nächst tiefere Strom durch grobkörnigeren Sand und brachte klares Wasser zu Tage. Vielleicht! Also weiter senken! Aber das Rohr wollte nicht mehr. Wenigstens widerstand es der bisherigen Betriebsweise, die im Wuchten mit zehn Meter langen Hebebäumen bestanden zu haben scheint. Der Vrunnenmacher ging nun zum Rammen über. Als er 8 weitere Meter durch'unken hatte, blieb das Wasser plötzlich aus und kam auch nicht wieder, als bis man nach zwei Tagen Znmartens noch 8 Meter tiefer gerammt hatte. Da kam es wieder; aber in fehr beängstigender Weise: nicht durch das Rohr, sondern außerhalb desselben, durch den Boden ringsum! Man hatte also eine — wahrscheinlich nicht ohne Mitwirkung der starten Erschütterung, die das Rammen verursacht hatte, entstandene — Zerklüftung der Erdrinde bis auf 75 Meter Tiefe zustande gebracht und befand sich in der Lage des Goethe'schen Zauber-Lehrlings: „Die ich rief die Geister, werd' ich nun nicht los."
Der geängstigte Brunnenmeister versuchte sie zu bannen, zu ersticken, indem er Kies in den alten Nrunnenkessel schaffte, bis derselbe ganz gefüllt war; aber das Wasser stieg, und das Erdreich sank rings um das Rohr, während durch dieses kein Wasser mehr kam. Dasselbe war demnach ohne Zweifel ungeborsten und steckte unten im dichten undurchlässigen Thon. Die „Quelle", wie unser Gewährsmann etwas zahm den entfesselten und in gefährliche Bahnen gerathenen Druckstrom nennt, ergab am 15. Mai zwei Kubikmeter, also 2(100 Liter Wasser in der Minute, die 3 bis 5 Procent feste Bestandtheile mit sich führten. Lassen wir das Mittel dieser Angabe gelten, so ergiebt sich, daß in 24 Stunden 115 Kubikmeter Boden aus dem Untergrunde entfernt und gleich viel Hohlraum geschaffen worden ist. „Der Stadtrat!) Rademacher lehnte nunmehr jede Verantwortung für die Arbeiten ab, und der Vrunnenmacher vuth trat in Folge dieser Erklärung gleichfalls zurück."
Die örtliche Intelligenz hatte sich also insolvent erklärt, nnd man ließ demnächst einige Wochen der Natur ihren freien Lauf „in unverminderter Stärke von 2 Kubikmetern in der Minute."
Ende Mai wurden in den nächst gelegenen Gebäuden Risse bemerkt, die sich täglich vermehrten. Daß in dem nachgiebigen Material die durch Fortschwemmen entstandenen Hohlräume nicht lange bestehen bleiben konnten, vielmehr durch Herabscnken des „Hängenden" sich schließen mußten, uud daß die Sackung sehr bald sich bis zu den Fundnmentsohlen der massiven Häuser fortgepflanzt hat, ist einlenchtend.

Man suchte mm auswärts Rllth. Ein aus Verlin berufener Brunnen -
macker wußte kaum besseren, als der heimische. Das alte Rohr heraus-
ziehen und durch ein doppelt so weites ersetzen! vermuthlich in der Hoffnung,
man würde den aufsteigenden Strom aus den: regellosen, unbekleideten und
daher abbrüchigen Schlünde, den er sich neben dein Rohre gewühlt hatte, in
die wandfeste Bahn des neuen Rohres locken? Der Gedanke wurde nur
bald ausgeführt: Das alte Rohr wurde herausgezogen (wie locker muß es
gesessen haben, daß das bei 75 Meter Länge anscheinend ohne Schwierigkeit
hat geschehen können!); aber statt ein neues einzubringen, wurde das Bohrloch
durch Sandsäcke, Steine und Dung ausgestopft.
Was konnte man sich davon versprechen, wo ersichtlich so viel „Reben-
luft" vorhanden war? Die Maßregel hat natürlich auch nicht den geringsten
Erfolg gehabt.
Besser überlegt, durchaus sachgemäß war der Rllth eines höheren Berg-
bellmten. Es sollte ein Nrunnenkessel von genügender Lichtweite bis auf
die Thonschicht gesenkt werden. „Von genügender Lichtweite" bedeutete hier:
so viel, als nöthig war, um den regellosen Schlund einzuschließen, den der
aufsteigende Strom sich gewühlt haben mußte. Der Durchmesser von 3 Meter
wurde für passend erachtet. Nur in der Nähe dieses Schlundes konnten
die Hohlräume sich gebildet haben, deren Wiederschließung die umgebenden
Bodenmassen in Bewegung zog, die aber aufhören mußte, wenn die neue
Vrunnenwand als Scheidung dazwischen trat. Freilich war das eine ziemlich
weit aussehende Arbeit, die Absperrung der wunden Stelle konnte nicht so
bald erzielt werden; das Unternehmen war auch nicht unbedenklich, denn
Nrunnensenkung ist ganz unmöglich ohne Ausräumung des Innen-Bodeno,
und die Fortnahme von Boden verringerte nothwendig den Gegendruck und
machte zunächst dem empordrängenden Wasser noch mehr Luft.
Man ging gleichwohl an den neuen Versuch. Die Arbeit war eine
Danaiden-Arbeit. Hatte man 29 Kubikmeter aus dem Innenrauine des
Brunnens herausgeholt, so hatte während dessen das Wasser 19 Kubikmeter
von unten nachgeschoben, und das Facit war, daß man den Innen-Boden
um nur einen Kubikmeter vermindert batte! Was hier geschaffen war,
war schon kein artesischer Brunnen mehr, es war ein Schlamm-Vulkan!
Trotzdem mit Ablösung Tag und Nacht gearbeitet wurde, ging das
Senken nur langsam vor sich. Der in Angriff genommene Brunnenkessel
war erst 8 Meter hoch, als am 5. Juni die Maurerarbeit eingestellt wurde.
Es ist dies wohl nicht geschelien, weil der neue Heiluersuch als aussichtslos
aufgegeben worden wäre, sondern weil man daneben noch etwas Anderes in
Angriff nehmen wollte und augenblicklich für zweierlei Arbeit nicht Raum
war. Dieses Andere follte ein neuer Heilkünstler ausführen, gleichfalls ein
Berliner Brunnenmacher. Es war nichts Neues; es war im Prineip dasselbe,
was der erste Berliner Nrunnenmacher beabsichtigt hatte: das Ablenken der
„Quelle", des aufsteigenden Druckstromes, ans dem regellosen Schlünde oder

Schlauche, den er sich gewühlt hatte, in ein festes Rohr oder besser mehr
als ein Nohr. Es war dies gewissermaßen ein Drainiren, nur daß die
Trainröhren, durch die man auf Wiesen und Aeckern das überschüssige Unter-
wasser auffängt und ableitet, wagerecht oder mit geringem Gefälle verlegt
werden, während es hier einen lothrecht aufsteigenden Strom abzufangen galt.
Das ursprünglich eingebrachte Nohr war, wie wir uns erinnern, einige
Meter tief in dichten Thon getrieben, dadurch unten verschlossen und für
das Wasser völlig unzugänglich geworden. Setzte man jetzt neue Rohre an,
so durchsank man von Neuem von Tage nach der Tiefe die Unterwasser-
^agen oder -Horizonte und stieß dann nothwendig auch auf den eigentlich
verderblichen Strom. Es kam hinzu, daß man ja jetzt zu Tage die Stelle
— vielleicht waren es auch mehrere Stellen — vor Augen hatte, wo das
unterirdische Wasser hervortrat, daraus auf dessen selbstgeschaffenen Aufgang
schließen und hier die Rohre ansetzen konnte. Darin besteht, was man „Ab-
fangen" einer „Quelle" nennt. Hatte man das Wasser erst in feste
Bahnen geleitet, es aus dein selbstgeschaffenen, regellosen Schlünde fortgelockt,
so war zu erwarten, daß letzterer sich bald schließen würde.
Am 6. Juni wurde mit dem Einbringen eines Rohres von 20 Eenti-
meter Weite begonnen, und schon nach 4 Tagen, wo 16 Meter Tiefe erreicht
waren, zeigte sich der Erfolg, denn das Wasser hörte auf, neben dem Rohre
hervorzubrechen.
Die Gefahr war damit freilich noch lange nicht beseitigt. Daß die
entstandenen Hohlräume noch nicht geschlossen waren, bewiesen die fort-
dauernden Senkungen. Dieselben erstreckten sich in der Richtung von
Norden nach Süden aufwärts nicht über 35, abwärts bis 180 Meter
seitlich, nach Osten und Westen, bis zu 60 Meter. Der Höhe nach waren
sie nicht bedeutend; an der schlimmsten Stelle erreichten sie noch nicht einen
Meter l genauer 0,781 Meter); aber das genügt auch, um ein massives,
mehrstöckiges Wohngebäude, zumal ein modernes, bei deni man mit Mauer-
stärken keinen Lunis zu treiben pflegt, zur Zerklüftung zu bringen. Die
zwifchen massiven vorhandenen Fachwerksbauten haben, wie leicht zu be-
greifen, besser Stand gehalten.
In die langsam, aber stetig fortschreitende Senkung des Bodens
schaltete sich eine plötzliche in der nächsten Umgebung der Unglücksstätte. Am
Nachmittage des 15. Juni — glücklicher Weise zu der Stunde, wo die
Arbeiter, nm Vesper zu machen, den Platz verlassen hatten — sackte plötzlich
der Boden innerhalb des neu aufgeführten Brunnenkessels, und dieser selbst
sank fast völlig in der ganzen Höhe von 3 Metern, die er erlangt hatte
in die Tiefe. Er fcheint dabei jedoch nicht zu Schadeu gekommen zu sein,
denn es wird aus den nächsten Tagen von einer weiteren Ausmauerung um
2 Meter berichtet. Uebrigens scheint dieser Brunnen keine entscheidende Rolle
in deni Heilproceß gespielt zu haben, obwohl er immerhin nützlich gewesen
sein mag als Einrahmung nnd Abgrenzung der Bodenschichten, wenigstens

bis auf 5 Nieter Tiefe, wenn auch, wie jetzt festgestellt gewesen fein dürfte, der gefährliche unterirdifche Strom sich etwa dreimal so tief unter Tage befand.

Daß unmittelbar nach dem Erdfall vom 15. Juni der Wasserzudrang sich gesteigert hat (auf 3,5 Kubikmeter in der Minute bei 18 bis 14 Procent festem Material) erklärt sich aus der Pressung, die uon den sich sackenden Aodenmassen auf die wasserhaltigen ausgeübt werden muhte. Der Vorgang hat ohne Zweifel günstig auf das Schließen der entstandenen Hohlräume und wilden Wasserwege gewirkt.

Es gilt wohl von deni vorliegenden Falle, was oft und mit Recht bei Krankheiten von Mensch und Thier gefugt wird: Die Natur hat sich selbst geholfen. Aber sie hätte es vielleicht nicht gekonnt, wenn nicht ein verständiger Arzt nachgeholfen, sie auf den rechten Weg geleitet hätte. Unfer Gewährsmann sagt: „Herr Beyer hatte den gewaltigen Druck der Quelle, der das Wasser 15 Meter über Erdoberflüche emportrieb, durch Aufsetzen von Rohren nnd Bildung einer Wassersäule, die Gegendruck ausübte, paralusirt. Schon am 20. Juni hatte er die Quelle vollständig in der Gewalt. Als am Morgen des 21. Juni Qberberghauptmann Freund und Geh. Negiernngs- und Baurath Kummer aus Berlin eintrafen und die Quelle besichtigten, war das aus der Tiefe empordringende Wasser bereits bezähmt."

Die Zweckmäßigkeit der Maßregel, mit einem neu eingeführten Rohre die „Quelle" abzufangen, haben wir bereits gewürdigt. Es ist aber eine ganz alltägliche Maßregel, sie gehört zum ABC der Lehre von der Wasserbcwältigung. Und sie hätte nicht durchschlagend gewirkt, wenn durch die eiugetretnen Sackungen des Bodens die wilden Wege sich nicht von selbst wieder geschlossen hätten. Das Aufsetzen von Rohren, um den kurzen Schenkel der communicirenden Röhre zu verlangen!, hatte ja schon der Schneidemühler Mngistrats-Nrunnenmacher rersncht, und es ist ja auch ein ganz nahe liegender Gedanke. Es hatte damals nichts geholfen; begreiflicher Weise, weil die Verlängerung unzureichend war. Ist sie denn jetzt groß genug gewesen? Das ist kanm glaublich. Der „Druck der Quelle" soll das Wasser 15 Meter über Erdoberfläche emporgetrieben haben. Dann hätte eine Verlängerung des Rohrs um 15 Meter noch gar nichts nützen tonnen, denn, wie jeder Springbrunnen beweist, wirkt auf einen frei austretenden Wasserstrahl der Luftdruck fo hemmend, daß er entfernt nicht die Höhe erreicht, die das Wasser im geschlossenen Rohre einnimmt.

An einer andern Stelle sagt unser Gewährsmann <und beruft sich auf einen Königsberger Professor»: „Roch an der Ausfluß-Mündung des Wassers ist ein Ueberdruck von etwa sechs Atmosphären und wahrscheinlich noch mehr vorhanden." Wenn das uon Herrn Be»er aufgesetzte Rohr den entsprechenden „Gegendruck" geleistet haben sollte, müßte es mindestens 60 Meter lang gewesen sein. Das hätte ein tragendes Gerüst von Thurm-

hohe erfordert. Daß ein solches hergestellt worden sei, wird nicht gesagt, und wäre doch wohl gesagt worden, wenn es geschehen wäre.
Die aufgesetzten Rohre können also zur Bezähmung der „Quelle" schwerlich viel geleistet haben. Was zuletzt von Menschenhand geleistet ist, war gewiß zweckmäßig; aber es war im Wesentlichen nichts Anderes als das zuerst Unternommene. Der eigentliche Kampf ist unterirdisch ausgefochten worden: Das Wasser hat das schwimmende Gebirge in die Flucht geschlagen, aber die in die Lücken tretenden festeren Gebilde haben das Wasser besiegt.
Bei Schneidemühl wie überall im Tieflande folgen von Tage nach der Tiefe Alluvium, Diluvium, Tertiärgebilde. Der dichte Thon, in den das erste Rohr getrieben morden ist, geHort schon der dritten Gruppe. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß sich über dem (Posener Septarien-) Thon diluviales Geschiebe vorfindet und reines Wasser. Das Unglückswasser stammt mitten aus dem Diluvium, und das Hauptuuglück war, daß zwischen festen Schichten, die sich zum natürlichen Druckrohre zusammengefügt hatten, das widerstandslose schwimmende Gebirge eingeschlossen war.
Der unheilvolle Zwischenfall war beseitigt. Es ist natürlich, daß man an den ursprünglichen Zweck des Unternehmens dachte. Das böse Wasser war man los; aber Wasser überhaupt, gutes Wasser suchte man ja. Und man hoffte und hatte Aussicht, es zu finden, wenn man — mit gebotener Vorsicht — dahin zurückkehrte, wo man bereits gewesen war, an die Grenze des Tertiärs. Aber die obengenannten beiden Ministerial-Abgesandten, die am 21. Juni die bezähmte Quelle in Augenschein nahmen, haben gerathen, „den Brunnen einstweilen zu belassen, wie er ist".
Es sind 27 Wohngebäude an den Fronten der betroffenen beiden Straßen (die Nebengebäude ungerechnet) so beschädigt, daß sie nicht zu erhalten sein werden. Ob der Boden schon ganz zur Nnhe gekommen, läßt sich noch nicht beurtheilen; jedenfalls wird nicht fo bald hier Jemand einen Neubau wagen.
Nichts ist so kennzeichnend für das Aufblühen einer Stadt, als rege Bauthatigkeit, als das Entstehen neuer Straßen oder das Emporsteigen großstädtisch angehauchter Fahnden neben oder an Stelle alter bescheidener Wohnhäuser. In dieses Bild, das Schneidemühl bot, ist ein unheimlicher Zug gekommen; es ist die Physiognomie eines überstandenen Erdbebens.
Und ein solches hat ja in der That stattgefunden. Die moderne Wissenschaft hat die Erdbeben rubricirt und gesondert in solche, die durch vulkanische Thätigkeit und solche, die durch das Zusammenbrechen uuterirdischer Hohlräume herbeigeführt worden sind. Völlig entsprechend dieser zweiten Kategorie ist das Vorkommnis; von SchueidemM: erst die Schaffung von Hohlräume« durch Auswaschung nnd dann der Einsturz der oberen Schichten.
Ein solches Erdbeben ist höchstwahrscheinlich dasjenige gewesen, das in den ersten fünfziger Jahren in der Schweiz sich ereignet hat. Es betraf Haupt-

sächlich das Wallis, aber bis Interlaken hin machte es sich fühlbar. Mancher Sommeraast aus Norddeutschland hat damals die Wirkung auf die Nerven kennen gelenit, die den Erdbeben eigenthümlich ist. Viele Bewohner von Schneidemühl mögen das jetzt auch wissen.

Leider nicht nur die Nerven, auch der Geldbeutel einiger hundert Vewohner und der Stadtsäckel von Schneidemühl werden empfinden, was daraus wird,

„wenn sie der Fessel sich entmfft,
Emheltritt auf der eignm Spur,
Die freie Tochter der Natur."

Die Folgen des Ereignisses zu verwinden, wird die Stadt an Kreis, Provinz und Staat appelliren, vielleicht auch — bei dem neuen dritten Ungemach, wie es bei den früheren beiden von 1884 und 1888 geschehen — an die Nächstenliebe ringsum in deutfchen Landen. Mögen sich den Anklopfenden recht viele Thüren und Herzen öffnen! Vielleicht fördert genaue Bekanntschaft mit dein eigenartigen Vorkommnis! den Sinn für Hilfsbereitschaft.

Nachtrag. Eine Monatsschrift ist kein Wochenblatt, und es darf nicht Wunder nehmen, daß z. N. das Centralblatt der Vauuerwaltung (Nr. 26^. vom 5. Juli) und die Illustrirte Zeitung (Nr. 2N10 vom 8. Juli) früher aufgestanden sind, als „Nord und Süd". Ihrer Natur gemäß bringen sie auch Bilder, die natürlich eine erwünschte Ergänzung sind; eine solche in Beziehung auf den Text gewähren sie nicht. In der Illustrirten Zeitung heißt es: „Ueber die Grundursache dieser Wassertaiastrophe herrscht übrigens völlige Unklarheit, und es werden die verschiedensten Ansichten laut. So wird erzählt, daß an der jetzigen Unglücksstätte sich früher große Teiche befunden hätten, die zugefchüttet worden seien; andererseits vermuthet man, das Wasser käme vom Vilm-See bei Neu-Stettin, der um einen Meter gesunken sein soll". Die Leser der vorliegenden Darstellung werden die völlige Unhaltbarkeit der Teich-Hypothese von selbst erkennen. Auf der richtigen Fährte ist die Vilm-See-Hppothese. Dieser See liegt auf der Wasserscheide. Zwei Wassertropfen oder zwei Niren, wenn man es poetischer ausdrücken will, die aus den Wolken gefallen sind, könnten wohl in einen Disput darüber gerathen, was nun ferner anzufangen sei. „Ich gebe in die Persante," sagt die Eine; „ich gehe in die Küddow," die Andere. „Leb' wohl, und auf Wiedersehen in der Ostsee." Aber der See allein thäte es nicht; er müßte denn unterirdische Abflüsse haben. Dann stünde er zu Schneidemühl in dem Verhältnisse wie in unserem mit Bedacht gewähltem Beispiele das Standrohr bei Eharlottenburg zur Berliner Sternwarte.

Eine werthvolle Zahlenangabe verdanken wir der Illustrirten Zeitung: „Bei einer Höhe der Rohre von etwa 1l> Meter über dein Boden drang

das Wasser noch aus dem Rohre heraus. Mit Aufbietung aller Kraft arbeiteten die Monteure nun an der Aufsetzung längerer Rohre, bis die Höhe von 22 Meter erreicht war." Es leuchtet ein, das; während der Rohruerlängerung durch einen tiefer angebrachten .Hahn oder Schieber das Wasser zurückgehalten sein mußte, denn nur im Trocknen ließen sich die einzelnen Rohre (Schüsse) mittelst Verschraliben ihrer Finnischen in wasserdichte Verbindung bringen. Als man 22 Meter über Straßenpflaster erreicht hatte, machte man wieder eine Probe. Dies ist gemeint, wenn der Bericht weiter sagt: „Als man da den Abschlußhahn öffnete und den Strom in die Höhe leitete" (ungeschickt ausgedrückt! besser: „und dadurch den Drnckstrom freigab"), „zeigte es sich, daß der Druck des Wassers paralysirt war." Genauer, wissenschaftlich ausgedrückt: „zeigte es sich, daß nun der zweite Schenkel der H-förmigen Rühre, der künstlich hergestellt, dasselbe hydrostatische Moment erlangt hatte, das dem von der Natur hergestellten Rohrschenkel beiwohnte."

Wenn aber zweiundzwanzig Meter über dem Erdboden diesen Erfolg gehabt haben, fo hat um diese Zeit der hydrostatische Druck nnr noch wenig über zwei Atmosphären betragen. Der Luftdruck ist bekanntlich nicht unveränderlich. Er schwankt z. B. in Verlin zwischen 740 und 773 Millimetern Quecksilber oder einer Wassersäule von 10 bis 10^2 Meter. Die Wassersäule von zweiundzwanzig Metern übt also „Gegendruck" gegen wenig mehr als zwei Atmosphären. Die letzte Nachricht in dem Bericht der Vossischen Zeitung sprach von noch sechs Atmosphären. Zugegeben, daß diese Messung zur Zeit richtig gewesen ist (und es ist sehr leicht — durch aufgelegte Gewichte — eine derartige Messung zu bewirken), so hat dieses Druckuerhältniß ohne Widerrede nur in einer früheren Periode obgewaltet, und es bleibt bei Dem, was hier ausgesprochen ist: die Wunde hat im Wesentlichen von selbst zu bluten aufgehört.

Der Vericht im Eentralblatt der Bauverwaltung ist von dem in Schneidemühl statinnirten Landbaumeister verfaßt. Derselbe hat sogar einem von der Stadt bestellten Aufsichtsmth angehört, der die von dem Berliner Brunuenmacher Beyer vorgeschlagenen und ausgeführten letzten Bohr- und „Bezähniungs"-Arbeiten zu überwachen hatte. Aber selbst dieser Bericht eines Technikers („Landbaumeister" ist allerdings eine der unteren Sprossen der Beamten-Leiter im Baufache; der „Wasserbau-Inspector" steht erklecklich höher) läßt es bei der etwas laienhaften oder handwerksmäßigen Bezeichnung „Quelle" bewenden, und nur eine von der „Schriftleitung" gezeichneten Fußnote weist auf das Phänomen des artefischen Brunnens hin. Da diese „Schriftleitung" aus zwei angesehen Bauräthen des Fach-Ministeriums besteht, so werden die Leser von „Nord und Süd" hoffentlich über die Glaubwürdigkeit de-) vorliegenden Artikels völlig beruhigt sein.

Gedichte.
von
(^ltlls Ullrich 5.

„Erster Stock zu r»er»nietben."

^>n mäßiger 3tnnde, sonder Geleit,
In der Großstadt um die Zwielichtszeit,
wenn der scheidende Tag an der Häuser Tarnießen
Die Vurpurguirlande läßt zerstießen,
wenn das Ameisengewimmel dann
lebendig wird der Tausend und Tausend,
Entströmend der Mauern druckendem Vann,
Dazwischen Tarossen vorubersausend, —
Gewimmel zum Markt, zum Park, durch's Thor,
vergniigungsjagd in buntesten Trachten,
Nach tust und tust ein stürmendes schmachten,
In Handel und Wandel ein tobender Thor,
In öchaaren werker und Welkerinnen,
In Tile das trauliche Heim zu gewinnen —
Da schreit' ich gern im 5chlendecgang
Durch das Getümmel die 3tratzen entlang,
5o heut. — Und plötzlich stockt mein Fuß —
was ist's? — 's ist, traun,
Besonderes nichts zu schau»,
Vesonderes nichts zu hören,
Mich jach zu stören
In meinem Gang — kein Ruf, kein Gruß,
Ein Alltagsding nur hemmte den Kchritt:
Indem entlang mein Auge glitt
An eines mächtigen Hauses Wand,

— Man hält' es mit Fug wohl ein 3chloß genannt —
Vlieb's haften an des portales Gran,
Vb dem ein Zettel sich gab zur öchau,
Drauf .Lister 3tock zu vermiethen" stand.
-eltsam! vier schlichte, nüchterne Worte, —
Lin Angebot nur, banal und kalt, —
Und doch ergreifen sie mit Gewalt
Mich gerade hier, an diesem Vrte,
wie ein heimlich mächtiger Zauberspruch, M
wie ein „5esam" aus dem Märchenbuch,
vor dem sich öffnet die Wunderpforte
In schätzen, zu glänzender Herrlichkeit,
Zu dem Schatze längst verschollener Seit!
Hier war's . . . Jetzt steh« sie öd' und leer,
Die Räume droben, Gemächer und 2aal,
Die Fensler, sie schaun jetzt schmucklos und kahl,
wo sonst Vehänge, kostbar und schwer,
Herab sich schlangen in weiten Vogen:
Der wohner, der alle, ist ausgezogen
Aus seinem hohen, prunkenden öchloß,
verzogen auf immer, auf immerdar
In ein tiefes, finsteres Lidgeschoß. , . .
Ls wehet der wind, es wandelt das Jahr,
Und übrig nur bleibt das Wort: „Ls war!" — —
wie glänzten mit ihren Girandole»
vie 5äle hinaus in die Winternacht,
wenn hier uns ihr gastlich „willkommen" gelacht!
Feststunden ach! auf flüchtigen Kohlen! —
Wie wohnte Vehagen in dieser Vracht,
Wie fuchten sich, ob auch sorglich bewacht,
Zuweilen hier zärtliche Vlicke verstohlen! —
Der biedere wirth, mit Herzlichkeit
Wie mit Gütern gesegnet, war emsig bereit,
Zn wecken den „schönen Götterfunken",
Die Freude zu schüren, eh' sie gesunken,
In Aande zu legen die flüchtige Zeit,
Für Wechsel im heilern Genüsse zu sorgen:
Jetzt wogte der Tanz, jetzt tönte Gesang,
Es sprühten die Geister beim Vccherklang
vom Abend bis zum dämmernden Morgen!
Ein solcher Abend war's , . , .
Nur schlicht,
Ein groß und stolz Geschehniß nicht,
Ist's, was sich bot aus jener -tunde

Dem anspruchslosen Versbericht,
Ein Vruchstück nur fiii dies Gedicht,
Liblaffender tiinn'rung Runde.
Doch war's in großer, großer Seit,
Als ausgetobt der Völker streit,
Des Feindes letzte Wehr bezwungen,
von schritt zu schritt der Lieg errungen.
Der herrlicher, als je geglaubt,
Um eines greifen Führers Haupt
Den schönsten lorbeertranz geschlungen.
Und hier im saal: ,H«ch> hoch!" schallt's jus»
In hochgeschwnngner Gläser läuten,
Fanfaren sind's aus voller Vrust,
Die hohe schicksalsgunst bedeuten:
Die Friedensvoft! Heut traf sie ein,
Grlö'snngspost aus sorg und Pein,
Gesegnet allwärts laut und leise,
Vb auch erkauft mit theurem Preise.
Und hier in dem erles'nen Kreise —
Horch! Freudenaufruhr läutet stürm!
Und wieder klingen sie zusammen
Die Festpokale, wie im Thnrm
Ein Glocken-thor, in hellen Flammen
5teht heut ein jedes Angesicht,
Ied' Auge blitzt, laut jubeln Alle —
Nur Line wehrte gern dem schalle
Ihr Vhr, nur Line jubelt nicht . . .
Dort, abgewandt dem siegesfeste,
Der tust, dem Glück der frohen Gäste,
Am Fenster lehnt sie, stumm den Vlick
Hinansgekehrt in's tiefe schweigen
Der Nacht, die traurigem Geschick
Und lidern, die sich leidvoll neigen,
Fast wie zum Trost ein spiegelbild,
Wie mitempfindend ernst und mild,
In ihrem Dunkel liebt zu zeigen.
sie regt sich nicht, die Hochgestalt
Der edlen Maid Eleonore,
Ihr Name ist's — wie? wähnt sie bald
«Linherzugehn im Trauerflore?
Denkt sie der Namensschwester? — weh,
wenn ganz auch schicksalsschwester je,
verstoßen aus der Hoffnung Chore!
Denkt sie lenorens, jener Vraut,
Die jäh ,,empor aus schweren Träumen
„Um's Morgenrolh einst fuhr" und laut

Vejammerte sein langes säumen,
Dem sie ihr ganzes Herz vertraut? . . .
Erschaut sie gar vom hohen Fenster , , .
Vald schlägt die stunde der Gespenster — —
sprengt er von Fern schon wild heran
Der unheimliche Reitersmann?
sie war geladen heut zur Feier,
Daß sie im heitern Kreise freier
Und leichter fühle Nerz und Haupt,
Wie wer an bessre Zeit noch glaubt.
Jetzt schreitet sie zurück gelassen
Zum sitz. Gedämpfter Kerzenschein
Velebt von fern her weich und fein
Der Züge edlen schwung, der blaffen.
Sie neigt die stirn, verschleiert ganz
vom Hauch der schwermuth, den doch immer
Durchleuchtet noch ein reiner Glanz,
wie einer weißen lilie Schimmer,
wenn manchmal sich ihr Vlick verlor,
Als nahm' er Antheil, hell in'- Helle,
schien's doch, als käme er hervor
Feucht über einer Chräne schwelle,
Ihr lebensmüder lebensmuth,
«Lin Rest der Gluth im Iuae»oblnt —
Zehrt, wenn er mühsam aufgeschwungen,
sich über trüber sorgen Fluth,
vom Nektar der Erinnerungen. —
An diesem Auge streiften hin
lang, langsam manch' schlaflose Nächte,
Und spannte einmal seine Rechte
Der schlummergott in gnäd'gem sinn
Ihr über lider, stirn und Vrauen,
Dann ließ er mählig sie erschauen,
Zum Tröste minder als zum Grauen,
Aus dunklen Tiefen tauchend, kalt
Und bleich die theuerste Gestalt,
Das Haupt von einem schein umzogen,
wie eines Heil'gen Vild es weist;
Doch nicht von Hellem Golüe gleißt
Dies Rund, — als hätte es gesogen
Unheimlich düstrer Farben Pracht
Aus blitzdurchzuckter Wetternacht,
Grell leuchtend wie ein Regenbogen
Der Unterwelt , . . Und sie erwacht.
„lenore" raunt's vor ihrem Vhre
wie oft . . . und wieder jetzt: „lenoreI'
Das alte lied, es läßt sie nicht:

wollt manch' berühmte Reime kamen
Ihr auf die tippen, und sie spricht
Sie vor sich traumhaft leis und schlicht,
verschlungen nur mit andern Namen:
,,Er war mit König Wilhelms Macht
„Gezogen in die Frankenschlacht" . . . ,
Und Sieg und Ruhm errangen,
Die in den heißen Kampf gegangen.
Doch bangen mußte sie, ja bangen.
Seil lautlos Mond um Mond verrann:
Der Einz'ge, der ihr Herz gewann,
An den, der Sehnsucht Rücke hangen,
Im Felde dort ein tapfrer Mann —
verwundet ward er — und gefangen!
Nur dies verlautete , . , und dann,
Vb Frag' auf Frag' auch in die Runde
Erging — verstummt war jede Runde,
Doch Einer ruhte nicht und spann
Die Fäden weiter, zu ergründen,
wo der vermißte noch zu finden,
<vb er genas? wo ihm die Haft
Einsame Frist und Trauer schafft.
Und langsam lähmt so Muth als Kraft?
Und wo und wer ist dieser Eine?
Das Haupt hier ist's im Festvereine,
Der biedre wirth, der Freund, der Hort,
wo's gilt zu schützen und zu rächen,
Zu fördern mit verständ'gem wort,
In helfen mit prunklosen ühaten.
Er ist ein Mächtiger: er reicht
— Um Goldes sireis wiegt Schweres leicht —
Mit feiner Land in feinste Kreise,
wo er gebeut nach seiner weise,
wo ihm Verbündete den Plan,
Gelenkt von hier in sichre Vahn,
Mit klugem Sinn sich emsig rühren,
Zu gutem End' und Ziel zu führen.
Und es gelang, was er geplant,
Gewißheit ward's, wie er's geahnt,
Erkundet hat er, was verborgen, —
Und mehr gethan für diesen Tag,
Zu bannen, wie mit Zauberschlag
Eltonorens leid und Sorgen.

Die Geisterstunde schlägt — und bald
Darauf vom Flur her draußen schallt
Ein Glockenruf, — Eleonore
Merkt auf mit jäh gewecktem Vhre,
Und fühlt ihr Vlut, wie's rascher wallt;
Es mahnt sie an die alte» Worte:
„Und horch! und horch! den sifoitenring
„Ganz leise, leise, klinglingling —"
wer harrt so spät noch vor der siforte? . . ,
Die Gäste sind verstummt, gespannt,
Indeß der wuth auf jenes Zeichen,
Eh' Frageblicke ihn erreichen.
Aufsprang und aus dem Zaal verschwand.
Doch flugs mit lichten Freudenmienen
Ist wieder er im öaa! erschienen,
Und leonoren zugewandt,
Ergreift er herzlich ihre Hand-
„Nicht stieg nach wildem, »ächt'gen Trab
„Der schwarze Reiter „flirrend" ab,
„Zu holen seine leonore;
„Noch heut zum Hundert-Meilen-Ritt
,,EH' noch der Hahn trompetet,
,,EH' noch der Gst sich röthet:
„6chau auf, schau hin! . . ,"
Und plötzlich «ritt
Herein mit festgemessnem schritt,
Gebräunt, vollbäriig, ungezwungen,
Ein junger Held, bewegt und still,
Den rechten Arm noch aufgeschlungen,
5chön, schlank und edel — ein Achill.
Er ist's . . . Im Aufschrei, fast verlegen
In» Freudenrausch, stürzt ihm entgegen
Die Vraut und hält umschlungen fest
Den Cheuren, Vrust an Viust gepreßt , , .
Ein Heil, ein wohlgcfiihl ist's sonder Gleichen,
Hier au^zuruhn vom frühen Morgengange!
Hier mag die »runde immer zögernd schleiche»,
Hier währte nicht der längste Tag zu lange.

Umlebt, umwebt von Frische, Duft und Glanz«,
In diesem Thalgrnnd, einsam, weltverloren,
Den sich voll Wanderlust zu Sprung und Tanze
Hinab der muntre Alpenbach erkoren.
tin Fichtenstamm, seitab vom schmalen Wege
Am Voden hingestreckt, dient uns zur weile,
Indeß dicht über uns das laubgehege
Mit seinem Schild auffängt die Sonnenpfeile,
Eng ist das Thal, versenkt in grüne wände:
Flugs klimmen muß der Vlick, strebt er in's Freie,
An Vusch und Matten aufwärts am Gelände
Zum Saum der Hohe und der Himmelsbläue,
Dort, hoch, begleitet nur ein schmaler Streifen
vom Himmelsplan des Thales lauf und Schlüfte —
schau, wie die wolkenfiöckchen droben schri eisen
Im holden Spiel der weichen Sommerlüfte l
„Schau nieder jetzt und laß die Rast uns würzen!"
so sprach die Heizgenossin mir zur Seite:
„Einsame Stunden freundlich uns zu kürzen,
„Geb' uns dies lieblingsbuch ein treu Geleite."
Ich neigte flugs mich mit gespanntem Vhre,
Gesammelt blickte auf das Vlatt sie nieder:
,,Du siehst mich lächelnd an, Eleonore,
„Du siehst Dich selber an und lächelst wieder . . ."
So Hub sie an — Wohl, wohl! gern will ich lauschen
Dem Zwiegespräch, wenn so erlauchte Damen
In holder Muße goldne Worte tauschen,
verschlungen eng mit ihres Schützlings Namen —
Sie las — Ich sah ihn mit gesenktem Haupte
Herwandeln, zögern, stehen, mit sich ringen,
Den edlen Tafso, eh' er sich's erlaubte,
Dem Gönner sein vollendet Werk zu bringen;
Ich sah ihn knien und fast verzagt empfangen
Den lorbeerkranz, von hoher Hand gespendet.
Sah, wie sein kühn aufstammendes verlangen
In's Unerreichbare die Vlicke wendet;
Und tief verstrickt in des Gefühles wirren,
vermag er kaum besonnen sich zu fassen:
Der Geist ist trunken, Sinn und Schritte irren
Ziellos, der leitstern zittert im Erblassen —

sie las und las.. . weich glitt der Verse Reigen . . .
Dnftwürze bringt der lnfthauch von den Matten,
Der Alpbach rauscht, sanft säuselt's in den Zweigen,
wie Athemzüge wechseln licht und schatten . . .
sieh, steh den prächt'gen Falter dort umminnen
Die Dolde, drauf ein Käfer schon zu Gaste;
Li scheut den Kampf um'- Dasein, schwirrt von hinnen
Und gönnt's dem Flattier, daß er schwelgend raste.
Und Tass«? . , . Ach! in's leere zu verklingen
Veginnt zu bald im Freien ohne schranken
Der vollste Ton, matt und gedämpft nur dringen
Zum Geist des Redestromes Kraftgedanken. —
Geniiber, wo Natur beherrscht die Vühne,
Ihr fesselnd reiche« schauspiel zu entfalten,
vermag, ob er des Höchsten sich erkühne,
Kein Oichterwort das Vanncr hoch zu halten!
Die Freundin schloß das Vuch der schönen Lage,
Und wir versanken in das große schweigen,
In dem zuerst gern aufcrstehn die Tage,
Die zur verschollenheit sich mählig neigen:
Vergangenheit — das Vlachfeld, drauf verkommen
Manch schönes Nlüthenreis, des Frostes Veute,
wo hinter sich den Vfad, den er genommen,
Der Herbstwind rauh mit welkem laub bestreute;
Hin iiber's Heut dann schwingt sich kühner, freier
Der schmärmer Geist in's Reich der Möglichkeiten,
Zerreißt verwegen alle sail'öchleier,
Und schaut dahinter doch nur leere weiten!
Horch! fernes Dorfgeläut erweckt uns, mahnend
Der Gegenwart, der augenblicks versäumten:
wir schaun uns an, von Aug' zu Auge ahnend.
Daß wir im Flug ein ganzes leben träumten —
Das alte loos ist's: suchen oder Meiden —
Unsicher schwanken Wahl stets und vertrauen!
Ade, du schiner f>Iah! — von dir zn scheiden.
Heißt auf ein Glück mit schmerz zuriickeschanen!
iM-^^
-M

Zur Geschichte der Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseins, besonders im ^8. Jahrhundert

v0!!
Friedrich Oitzsch.
— Kiel. -

lollle man die Entwickelungsgeschickte des Nationalbewußtseins in Frankreich oder England darstellen, so müßte man eine Skizze der gesammten neueren beschichte dieser Nationen geben, ja zur Aussonderung dieses Gegenstandes der Betrachtung und Tarstellung liegt im Grunde kein Anlaß vor. Ein höheres Interesse und einen Nechtfertigungsgrund für ihre Hervorhebung gewinnt die Frage nach der Entwickeln»«, des nationalen Vewußtseins erst in ihrer Anwendung auf Nationen, bei denen es nach einer langen Periode des Schlummers erst wieder erwachen mußte. Eine solche Nation ist leider die deutsche. Schlummern heißt jn freilich nicht — todtsein. Ein latentes, nnmittelbares und nnbewußtes Nationalgefühl hat es zu jeder Zeit auch in Deutschland gegeben. Aber geschichtlich beobachten kann man nnr bewußte und irgendwie thatkräftige Neguugeu desselben, und solche haben in Teutschland lange Zeit gefehlt.

Freilich, als Luther das Joch des romischen >iatholieiimus abschüttelte, vrotestirte er zugleich im Namen seines deutschen Baterlandes gegen die Wälschen. In der Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation" klagt er über die Noch, welche die elende, d. h. unglückliche deutsche Nation drücke, seht seine Hoffnung nächst Gott auf das junge, edle Blut, welches soeben an die Svitzc des Deutschen Reiches getrete» war, auf den damals mit Vertrauen begrüßte» Kaiser Karl V., redet von den thenren

Fürsten Kaiser Friedrich I. und II., auch von anderen deutschen Kaisern, die
so jämmerlich von den Päpsten mit Füßen getreten seien (Erl. Ausg. 21, 279);
und Luthers deutscher Patriotismus fand Widerhall in den
Herzen seiner Zeitgenossen. Aber schon damals herrschten Zustände,
deren weitere Verschlimmerung allmählich den Sinn für deutsche Ehre ab-
schwächen mutzte. Denn schon damals war die Einheit des deutschen Volkes
und Reiches durch das Emporkommen der centrifugalen Territorialgewalten,
d. h. durch den Particularismus der zahlreichen fast selbständig gewordenen
Fürsten und Städte bedroht und durch die Neichsverfassung nicht hin-
reichend geschützt. Namentlich seit dem Beginne des dreißigjährigen Krieges
verschlimmerte sich alsdann der Zustand Deutschlands. Im Innern nahm
die Zerrissenheit zu, aus den deutschen Kaisern wurden thatsächlich bloße
Oesterreicher, wenn es ihnen auch noch auf ein Jahrhundert nach dem west-
fälischen Frieden gelang, ein gewisses Ansehen des kaiserlichen Namens in
Deutschland aufrecht zu erhalten. Die meisten übrigen Reichsfürsten be-
kümmerten sich fortan noch weniger um das Reich, das immer mehr zu
einem lockeren Staatenbunde, ja zu einer leeren Form herabsank. Um sc»
mehr mischte sich das Ausland ein. Wie die übrigen Mächte Europas schon
früher die Sonderbestrebungen der einzelnen deutschen Stände wegen ihrer
das Reich auflösenden Wirkungen unterstützt hatten, so legten sie es jetzt
darauf an, den niedergeworfenen Niesen, welcher sie einst beherrscht hatte,
durch Unterbindung und Vergiftung seiner einzelnen Glieder krank und un-
schädlich zu erhalten, und nur allzu bereitwillig kamen manche der letzteren
diesen Bestrebungen der Nachbarn, in Deutschland „zu theilen und zu
herrschen", entgegen. Straßburg ging 1681 deni Reiche verloren, und selbst
solche Demüthigungen vermochten nicht mehr, den t'ui-or tkutonicuZ und
das Ehrgefühl der deutschen Nation wachzurufen. Wohl aber kam es mehr
als einmal vor, daß westdeutsche Fürsten sich mit dem Erbfeinde des Reiches
verbündeten. Der Wiener Hof leistete in feinem Heißhunger nach
italienifchen Besitzungen unbedenklich auf Straßburg Verzicht. Durch die
Abtretung Deutsch-Lothringens bezahlte er die Erwerbung Toskanas; um
Venetien zu gewinnen, gab er das linke Nheinufer preis.

Aber auch Bildung und Sitte singen an undeutfch zu werden. Die
deutschen Kleinfürsten wählten sich Ludwig XIV. zum Vorbilde; nicht nur
an den Höfen, sondern auch in literarischen Kreisen siegte der französische
Geschmack. Allerdings fehlte es selbst im 17. Jahrhundert keineswegs an
Stimmen, welche deutsche Sprache, deutsche Dichtkunst und deutsches Heldeu-
thum priesen. So schrieb z. B. der Schleyer Kaspar Lohenstein einen
Roman, dessen Helden Hennann der Ehernster und Thusnelda waren; und
wenn Christian Thomasius, der Begründer der ersten deutschen Zeitschrift,
für den Katheder und die Universitätsschriften zum ersten Mal anstatt der
lateinischen die deutsche Sprache forderte, so war das bereits eine Spur
des Nnbrechens einer besseren Zeit.

Jedoch erst in Klovstock brach deutsches Gesammtgefühl und deutsch-nationaler Patriotismus wieder einmal mit solcher Gewalt und Zündkraft hervor, daß er große Kreise der Edelsten seiner Zeitgenossen fortzureißen und in der Tiefe des Herzeus zu begeistern vermochte. Er war „seinen, innersten Rem und Wesen nach deutsch, deutsch an Ernst und an Tiefe, deutsch in Familiensinn und Vaterlandsliebe, deutsch im Wahrheitsdrange, deutsch in der Stärke des Naturgefühls und der elegischen Stimmung, die von dem deutschen Natursiun unzertrennlich ist." Deutsche Sprache, deutsches Vaterland, deutsche Kunst, deutsches Alterthum verherrlichten seine Oden und seine Tragödien. Freilich waren seine Vorstellungen vom deutschen Nlterthum und von der deutschen Mythologie verworren. Eine wissenschaftlich-kritische Kenntnis? der Mythologie unserer Vorfahren war damals noch gar nicht vorhanden. Daher sind die deutschen Göttergestalten Klovstocks nebelhaft und unbestimmt. Eigenthümlich Nordisches und eigenthümlicl, Deutsches warf er durcheinander; die religiösen Anschauungen zweier ganz verschiedenen Zeitalter, einerseits der Zeit Hermanus des Cheruskers, andererseits der Entstehungszeit der nordischen älteren und jüngeren Edda, vermischte er miteinander. In seinen ethnologischen Vorstellungen herrschte eine so große Unklarheit, daß er Germanen und Kelten nicht zu unterscheiden im Stande mar. Dies änderte aber nichts daran, daß die Wirkungen seiner patriotischen Dichtungen, die nicht irgend ein particulares deutsches Vaterländchen meinten, sondern allezeit das ganze Teutschland, ja mitunter alle germanischen Völker, außerordentlich waren. Charakteristisch ist auch fein liebevoll gehegter Plan, Kaiser Joseph II. zur Begründung eines deutschen Nationaltheaters und zu einer Förderung der deutschen Geschichtschreibung in großartigem Maßstabe zu bewegen. Der Plan mißlang.
Nber der Geist, der ihn eingegeben hatte, wirkte lebenweckend. Schon das war bedeutungsvoll, daß er unsere Sprache pietätvoll feierte „ob ihrer treffenden Kraft und Kühnheit, ob ihrem wechselsweise »nächtigen und sanften (Hetöne, ob ihrer von Fremdlingen nicht entweihten Reinheit und vc>n den Römern nicht bezwungenen Freiheit". Aber er pries nicht nur die deutsche Sprache, sondern auch deutsche „Geistesgröße und deutsche Thatengröße" ts. Munckers Monographie über Mopstock S. 389). Tennoch reichte sein Einfluß, ja sei» eigener Gesichtskreis nicht weit genug, um im deutschen Volke den Nationalstolz nicht nur anzuregen, sondern auch zu einer bleibenden unwiderstehlichen Macht zu erheben. Einmal schien die damalige national-politische Gegenwart zu sehr des Anregungsstoffes für eine nationale Begeisterung zu entbehren: durch bloße Rückblicke auf die Vorzeit oder Hinweisungen auf die guten Kräfte, die im deutscheu Geblüt angelegt sind, durch bloße Dichtungen, welche von den breiten Massen des Volkes, ja auch von dem deutschen Bttrgerthum gar nicht genossen werden konnten — durch alles dieses konnte das deutsche Volk aus seinen Träumen nicht aufgerüttelt werden. So lange es deutsche Größe nickt unmittelbar erlebte, konnte

sein deutsches Nationalbewußtsein nicht erstarken. Nun waren allerdings
die Grohthaten Friedrichs 11. in Aller Gedächtnisse und Munde. Aber das
Deutsche in diesen preußischen Großthaten wurde sogar uon Männern wie
Klopstock selbst gar nicht erkannt, zumal da die deutsche Literatur von
Friedrich verachtet wurde, kam daher bei einem großen Thcile der sogen.
Gebildeten und des außerpreußischen deutschen Volkes gar nicht zur Geltung.
Abgesehen von Preußen machte aber das Deutsche Reich in politischer
Hinsicht noch immer den Eindruck einer Jammergestalt, so überwältigend
groß auch der geistige Aufschwung war, den im Laufe des achtzehnten
Jahrhunderts Teutschland genommen hatte. Schiller tonnte sehr wohl be-
sonders im Hinblick auf die Deutscheu am Ende des 18. Jahrhunderts
singen:

„Wie schön, o Mensch, mit Temen! Palmenzweigc
Stehst Nu an des Jahrhunderts Neige
In edler, stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschlossnem Sinn, mit Gcistesfiillc" n. s. w.

Und zwar war es nicht nur die belletristische Literatur, namentlich
die Poesie und Kunstkritik, was in unseren damaligen Vorjahren, fo weit
sie literarisch gebildet waren, das Gefühl der Ueberlegenheit, ja auch das
der Zufammengehörigkeit aller deutschen Stämme anderen Nationen gegen-
über erwecken konnte, sondern mindestens seit dem Auftreten Kants auch die
Philosophie, ja auch z. V. die Entwicklung der musitalischen Leistungs-
fähigkeit. Denn schon um die Wende des Jahrhunderts hatte der Genius
Ludwig van Beethovens seinen Flug begonnen. Aber alles das ergriff nicht
unmittelbar den gemeinen Mann, und es half nicht hinaus über die Er-
bärmlichkeit der politischen Daseinsformen, die um fo größer war, als
sie selbst von den meisten Gebildeten nicht lebhaft empfunden wurde, weil
ihr Idealismus sich mit Poesie oder Philosophie beguügte und nichts weiter
begehrte. Ein zweiter Grund der Unzulänglichkeit, ja des AufHörens der
Wirkungen Klopstocks, lag in den geradezu lächerlichen Uebertreibungen
seiner Manier, deren sich etwa seit 1770 die allmählich spottweise Varden-
schüler genannten Nachahmer des großen Dichters schuldig machten.
Namentlich wurde aber durch die Folgen der französischen Revo-
lution das Gedeihen des deutschen Nationalbewußtseins gefährdet. Denn
aus diefer erwuchsen ihm zwei einflußreiche Konkurrenten: einmal der ge-
steigerte Kosmopolitismus, sodann die abstrakt gefaßte politische Frei-
heitsidee. Letztere wurde zwar später zeitweise seine Bnndesgenossin, jedoch
nicht sogleich, nicht für immer und nicht bei allen. Was aber den Kosmo-
politismus betrifft, so ist der Weltbürgern«!! zwar in mancher Hinsicht
erlaubt, ja sittlich uothwendig, als politisches Princip aber alle Zeit vor-
wiegend schädlich, mindestens der Todfeind des nationalen Patriotismus.
Es ist eine bekannte und wohlbegreifliche Thatsache, daß die französische
Revolution von 1789 von vielen der bedeutendsten deutschen Männer mit

voller Ueberzeugung als Thllt der herrlichsten Befreiung begrüßt wurde, der Befreiung der ganzen civilisirten Menschheil. Natürlich gilt dies nur von den ersten Jahren der französischen Erhebung. Als die Schreckensherrschaft Robespierres sich immer blutiger entwickelte, konnte Männern wie Herder und Schiller dieser Revolution keine Sympathien mehr abgewinnen. Wohl aber that sie das in ihren Anfängen, Für die Franzosen selbst war die Revolution zunächst ein Triumph des nationalen Freiheitsenthusiasmus. Für die anderen Völker konnte sie das nicht sein. Für ihre deutschen Bewunderer gab sie lediglich den Anlaß zu weltbürgerlicher Begeisterung. „Die unveräußerlichen Menschenrechte, die allgemeine Freiheit und Gleichheit, die Verbrüderung aller Völker" — das waren die Güter, deren zukünftiger Besitz durch jenes Ereignis? sichergestellt zu sein schien. Der deutsche Patriotismus hingegen ward infolge desselben, wo er vorhanden war, nicht beflügelt, sondern verflüchtigt.

Herder zeigt zwar in der fünften Sammlung der Hummntätsbriefe klare Blicke in den Werth der Vaterlandsliebe. Er dringt dort nicht nur darauf, daß die Deutschen auf ihre Sprache Werth zu legen fortfahren; er weiß, daß wir gegenüber unseren Volksgenossen überhaupt ein besonderes Berwandtschaftsgefühl hegen sollen; er spricht von der Pflicht des Einzelnen, sich dem Gemeinwohl des Vaterlandes zu weihen; ja er fordert von den Deutschen edlen Stolz, der sie dazu antreiben soll, sich, wie er sagt, nicht von den Andern einrichten zu lassen, sondern sich selbst einzurichten, wie andere Nationen es von jeher thaten, Deutsche zu sein auf eigenem wohlbeschützten Grund und Boden. „Aber sofort läßt er seine Blicke weiter schweifen über die ganze Erde und die Eine Menschenfamilie, und, unfähig, sein Vaterlandsgefühl in staatsmännische Gedanken zu übersetzen, läßt er es immer wieder in die allgemeine Empfindung für das Menschliche und in ideologische moralische Hoffnungen hinüberspielen" (N. Haym, Herder II, 492 u. 501). Ja früher — während seines Aufenthaltes in Riga — war er ein Rigenser Patriot und verschwendete seinen politischen Patriotismus an Peter den Großen und Katharina von Nußland. Freilich war ja in der vortrefflich orgcmisirten Stadt Riga „das deutsche Element und mit ihm die deutsche Denkweise und Gesittung im entschiedensten Uebergewicht." Als guter Rigenser konnte man damals sehr wohl einen auf geistige Güter wie Literatur und Philosophie gerichteten deutschen Patriotismus hegen. Dieser konnte jedoch nur ein idealer, eben nicht politischer sein.

So stand es mit Herder. Noch stärker tritt bei Schiller die weltbürgerliche Richtung hervor. Jeder kennt sie ans Don Earlos, dem erhabenen Drama, dessen Freiheitsschwärmerei aber so kosmopolitisch gefärbt ist, daß wir Heutigen uns erst umstimmen müssen, wenn wir diese Dichtung genießen wollen. Allein nicht nur in Schillers Dramen begegnet uns dieser Zug. Er sagt auch mit dürren Worten in der Ankündigung seiner Thalia: „Ich schreibe als Weltbürger . . . Ueber jede Rücksicht hinweggesetzt, ein

Bürger des Universums, der jedes Menschengesicht in seine Familie auf-
nimmt und das Interesse des Ganzen mit Bruderliebe umfaßt, fühl' ick
mich aufgefordert, den, Menschen durch jede Decoration des bürgerlichen
Lebens zu folgen." Noch deutlicher ist eine Stelle in einem Briefe von 1789,
wo er sagt: „Das vaterländische Interesse ist überhaupt nur für unreife
Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse
ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, den,
Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für
eine Nation zu schreiben; mit einen, philosophischen Geiste ist diese Grenze
durchaus unverträglich."

So schrieb Schiller. Goethe würde das nicht gekonnt haben. Aber
in den,, was er ausdrücklich sagte und schrieb, zeigte sich auch Goethe nur
ausnahmsweise als deutscher Patriot. Freilich deutsches Wesen erscheint
in den,, was er war, scharf ausgeprägt. Man kann sagen: jeder Zoll an
ihm war deutsch, und sein Faust bleibt trotz seiner universalistischen Stimmung
eine durch und dnrch deutsche Figur. Aber obgleich er sagt: „Ein echter
deutscher Mann mag keinen Franzen leiden," so fehlte es ihm doch selbst an
einem ehrlichen Zorn gegenüber Napoleon.

Napoleon I. war nun der Epigone der französischen Revolution, dem
es wider Willen gelang, den deutschen Michel endlich aufzurütteln. Oder
wurden etwa — abgesehen von Oesterreich — nur die Preußen durch ihn
vom Kosmopolitismus, so weit es noch nüthig war, geheilt? Um diese
Frage zu beantworten, müssen wir mindestens bis auf Friedrich den Großen
zurückgehen.

Daß Friedrich seine Großthaten zn dem Zwecke unternommen und vollbracht
habe, um Teutschland zu retten, kann man gewiß nicht sagen. Er hatte
lediglich die Absicht, aus Preußen etwas zu machen. Auf dem Gebiete
der Literatur erwies er sich sogar als Verächter der zu seiner Zeit doch
bereits großartigen Leistungen der Teutscheu. Aber auch auf dein Schlacht-
felde bekämpfte er in der Gestalt der Neichsarmee einen Theil des nicht-
preußischen Deutschlands. Die deutsche Reichsverfassung verbessern zu helfen,
lag keineswegs in seinem Plane. Im Gegentheil -^ er suchte sie zu con-
serviren, nämlich das Aufkommen einer strafferen deutschen Centrnlgewalt
zu hintertreiben, um für seine anderweitigen Zwecke freie Hand zu behalten.
Bewundert lind geschätzt wurde er ja freilich auck von Nichtpreußen — als
Held, als politisches Genie und als Ideal fürstlicher Pflichttreue. Sogar
in füddeutschen Bauernstuben sah man neben dein Bildnis; der Maria
Theresia das seinige prangen, und Goethe sagt: wir waren fritzisch gesinnt.
Er setzt jedoch hinzu: aber was kümmerte uns Preußen? Es gab eben
eine rein persönliche Hochschätzung dieser staunenswerthen Gestalt, unter
deren Eindruck auch Lcssings Minna von Narnhelm entstand. Immerhin
war es ja aber von der größten Bedeutung, daß dieser Preußenkönig,
dessen Nuhin die Welt erfüllte, ein deutscher Mann (wenn auch kein deutscher

Politiker) mar. Daß er bei Roßbach die Franzosen, den Erbfeind Deutschlands, geschlagen, das trug ihm doch auch bei nicht preußisch gesinnten Patrioten Dank, protestantisch und deutsch gemeinten Dank ein, und während Klopstock je länger desto mehr sich über Friedrich d. Großen ärgerte, Herder aber erst nach seinem Tode ihn anzuerkennen begann, hat wenigstens Gleim ihn in seinen Gedichten gepriesen, weil er nicht blos zun: Helle Preußens, sondern ganz Deutschlands wirke und selbst durch Vesiegung des sogenannten deutscheu Kaisers sich um die Befreiung Deutschlands verdient gemacht habe. Das Nähere hierüber ist im vorigen Jahre in einem Aufsah über Friedrich d. Großen in dieser Zeitschrift dargelegt.*)

Während der Freiheitskriege trat nun aber ein Wendepunkt ein. Die Hohenzollern brachten sich zum Vewußtsein, daß es fortan wenigstens nach anßen hin kein deutfches Interesse mehr gebe, das nicht auch ein preußisches wäre. Es siel ihnen zwar nicht ein, was ihre Vorfahren für Preußen geleistet hatten, in verschwommenem deutschen Patriotismus wieder preiszugeben. Aber während Friedrich d. Große mit Bewußtsein für Deutschland als solches nichts gethan hatte, wurde nunmehr der Leitstern der preußischen Könige der Gedanke, aus Preußen etwas Bedeutendes zu machen, damit aus Deutschland etwas werden könnte.

„Für And'ie wächst in mir das edle Gut;
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben.
Warum sucht' ich den Weg so sehnsnchtsuoll.
Wenn ich ihn nicht den Vrüdcrn zeigen soll?"

Dieser Spruch Goethes wurde im Ganzen und Großen die Signatur der deutschen Politik Preußens. Goethe wollte erst aus sich — scheinbar selbstsüchtig — etwas Großes gestalten, lim dann Allen etwas sein zu können, und es gelang ihm. Den« entsprach es, daß Preußeu — scheinbar und angeblich ans bloßen: dünkelhaften Particularismus — fortfuhr, in Deutschland zunächst wenigstens neben Oesterreich eine leitende Stellung zu beanspruchen und seiner Würde als selbständige Großmacht nichts zu vergeben, aber auch dies zum Heile Deutschlands that und thun wollte. „Das alte, harte kriegerische Preußenthum «sagt Treitschke, Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhunderts, I, 27<» und die Gedankenfülle der modernen deutschen Bildung fanden sich endlich zusammen, um nicht wieder von einander zu lassen. In der Zeit namenlosen Leidens nach dem Tilsiter Frieden, die aber auch eine Zeit der Selbstbesinnung wurde, haben sich alle die politischen Ideale zuerst gebildet", auf deren wesentliche Verwirklichung die deutsche Nation heute stolz ist. Hätte nicht Napoleon so maßloses materielles Elend über Norddeutschland gebracht, so würde der patriotische Idealismus, der dem Deutschen trol; aller Verkümmerung im Blute lag, freilich vielleicht

*) Die nationale Bedeutung Friedrichs des Groszcn, insbesondere sein Verhältnis; zur deutschen Nationalliteratur. Von Ocorg Winter. Heft 178.

nicht so rasch erwacht sein; und wäre nicht der Unterdrücker ein Ausländer gewesen, ein Wälscher, so würde vielleicht der edle Zorn, der sich mächtig regte, nicht jenes deutschnationale Gepräge getragen haben. So aber muhte die ganze in der Tiefe des Gemüthes wirkende Bewegung einen deutschen Charakter annehmen. In Preußen erkannte man, daß die Ursache des politischen Unglücks in der von Jahrhundert zu Jahrhundert gesteigerten Zersplitterung der deutschen Kraft gelegen hatte, und somit drängte sich die Nothmenbigkeit auf, in der Zusammenfassung und Vereinigung Deutschlands zu Einen: Reiche das Heil zu suchen. Andererseits muhten die nichtpreußischen Patrioten jetzt erkennen, daß Preußens Heil Deutschlands Heil sei und daß Preußen allein die Führung übernehmen könne. Denn Oesterreich hatte freilich gleichfalls von Napoleon manches zu leiden und alliirte sich mit Preußeu. Aber „von dem brennenden Haß gegen Napoleon und der grimmigen Kampfeslust, welche jedes preußische Herz erfüllte, war in Österreich wenig zu fpüren" (Worte von Sybels). 'Selbst die Tyroler, die sich um Andreas Hofer schaarten, bekümmerten sich nicht um das deutsche Vaterland, sie wollten nur keine Bayern werden. Die Befreiung Deutschlands hielt man in Wien für nichts weniger, als die Hauptsache; die Herstellung der österreichischen Herrschaft über Italien, nicht die Nettung Deutschlands, erschien dort als das wichtigste Moment. Deutschen Sinn erklärte Metternich für einen Mythus. Den leitenden Einfluß bei den deutschen Höfen nahm freilich Oesterreich in Anspruch, unter preußische Führung wollte es Deutschland nicht gerathen lassen; aber von einem Deutschen Reiche wollte es ebensowenig wissen. Im Sommer 1813 erklärte Kaiser Franz: einem deutschen Kaiser werde ich mich nicht unterwerfen, und ich selbst bin zum neuen Kaiser nicht geschaffen. Er wollte nichts anderes, als einen lockeren Staatenbund der unabhängigen und gleichberechtigten deutschen Souveräne zum Schutze der äußeren Sicherheit und der inneren Ruhe, unter dein historisch angeblich berechtigten Präsidium Oesterreichs (s. von Sybel, Geschichte der Gründung des Deutschen Reiches, I, 41).
Auch in Süddeutschland war Anfangs der Drang nach Befreiung der deutschen Nation als solcher bei Weitem «icht so stark, wie in Norddeutschland auch bei den Nichtpreußen. Die Rheinbundsvülker hatten sich materiell unter ihren mit Napoleon verbündeten Fürsten verhältnihmäßig wohl befunden, und man legte dort mehr Werth auf politische Rechtssicherheit, als auf nationale Befreiung. Der Geograph Mannert machte sogar die Entdeckung, daß die Bayern keine Deutschen seien, sondern ein keltisches Bolk, den Franzosen blutsverwandt (s. Treitschke I, 355). Aber freilich alle Süddeutfchen, die noch Sinn für die idealen Güter der deutschen Nation, für deutsche Sprache, Cultur uud Sitte hatten, mußten, als sie erkannten, wie Napoleon alles deutsche Wesen auszurotten sich anschickte, in den Haß des wälschen Volkes und Imperators und somit in die preußisch-deutsche nationale Stimmung mit hinein gerissen werden. Waren doch auch Männer wie

Stein, Hardenberg, Scharnhorst, Blücher und Gneisenau sowie Niebuhr und Fichte, lauter Männer, die in erster Linie um Deutschlands willen für Preußen eintraten, nicht geborne Preußen.

Der hauptsächlichste Fortschritt für das deutsche Nationalgefühl, den wir den Freiheitskriegen verdanken, war nun der, daß der deutsche Einheitsgedanke in's Volk drang und daß man fortan sich damit nicht begnügen wollte, an der gemeinsamen deutschen Sprache, Sitte und geistigen Nildung ein Einheitsband zu besitzen, sondern eine politische Einheit Deutschlands forderte. Daß Preußen dazu berufen sei, hierbei die Führung zu übernehmen — sei es dadurch, daß sein König als deutscher Kaiser an die Spitze träte, sei es auf andere Weife — das war zwar auch nach den Freiheitskriegen noch nicht allgemeine Ueberzeugung der Patrioten; immerhin starben aber seit 1813 die Patrioten nicht wieder aus, die auf ein deutsches Kaiserthum des preußischen Königs hofften und auf die Errichtung desselben hinarbeiteten. Selbst die jüngere romantische Schule, die eine Zeitlang in Heidelberg ihren Hauptsitz hatte und sich in ihrer Weise große Verdienste um das neue Deutschthum erwarb, erkannte noch nicht die Mission Preußens. Diese Romantiker priesen enthusiastisch „den Rhein als Deutschlands heiligen Strom," das Mittelalter als die klassische Zeit der deutschen Nationalität, und wie einst Fichte gesagt hatte: „Charakter haben und Deutschsein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend", so gedieh nach diesen Romantikern nur unter den Germanen die Ursprünglichkeit persönlicher Eigenart; nur aus deutscher Erde sprudle — das stand ihnen fest — der Quell der Wahrheit, unter den Wälschen herrsche der Lügengeist (Treitschke I, 310). Arnim und Brentano sammelten alte deutsche Lieder, von der Hagen gab das Nibelungenlied heraus; von Tieck angeregt, begründete Jakob Grimm die neue Wissenschaft der altdeutschen Literatur, nachdem A. W. Schlegel die erste geordnete Geschichte der altdeutschen Poesie geliefert halte. Das Alles war von hoher Bedeutung, nur nicht im unmittelbar politischen Sinne. Mar von Schenkendorf hegte fogar den abenteuerlichen Gedanken, man könne und müsse Kaiser Franz den Oesterreicher zwingen, den deutschen Kaisermantel anzulegen. Aber in den Kreisen des Turneruaters Jahn erscholl schon vor 1813 der Ruf, Preußen habe immerdar Deutschlands Schwert geführt und müsse in dem neuen Reiche die Krone tragen. Im Jahre 1813 erkannte auch Fichte, daß allein der Konig von Preußen, wie er sich ausdrückte, „der Zwingherr zur Deutschheit" werden könne (Treitschke I, 301). Auch in Süddeutschland fehlte es fortan nicht mehr an Patrioten, die in Preußen den Retter fahen. Zu diesen gehörte namentlich der Schwabe Paul Pfizer.

Also die Freiheitskriege hatten nicht nur nationale Begeisterung, sondern auch Keime politisch-praktischer Ideen im Sinne des einigen Deutschlands erweckt. Aber freilich der Hoffnung folgte die Enttäufchung. Schon der zweite Parifer Frieden mußte von den Deutfchgesinnten mit bitterem Zorn aufgenommen werden. Der Antrag Preußens, die ehemals

deutschen Provinzen Lothringen und Elsaß wieder mit Deutschland zu vereinigen, war an dein Widerstände Rußlands, Englands und Österreichs gescheitert. Die Kaiserherrlichkeit war wieder begraben, und die preußische Negierung ward für die Sünden Oesterreichs mit verantwortlich gemacht. In weiten Schichten des Volkes, auch in Preußen, verschwand das Vertrauen zu den Regierungen; diese aber erwiderten das Mßtrauen. Es kamen die Tage des Earlsbader Eongresses und der Mainzer Centralcommission. Alle patriotischen Wallungen wurden als demagogisch unterdrückt, von Fichtes Reden an die deutsche Nation durften auch in Preußen keine neuen Auflagen mehr erscheinen, die Universitäten wurden überwacht, Männer wie Schleiermacher verdächtigt, und 1837, als Ernst August von Hannover die zu Recht bestehende Verfassung aufhob, erklärte sich der damals längst berüchtigte Bundestag für incompetent. In jenen Jahrzehnten wurden durch die Opposition der verschiedensten Parteien die deutschen Einheitsbestrebungen in den Hintergrund gedrängt, nicht nur durch den constitutionellen Liberalismus, der, an sich berechtigt, damals ganz einseitig auftrat, sondern auch durch das preußische Iunkerthum und durch den Mtramontanismus. Letzterer wollte wenigstens von einem deutschen Reiche mit preußischer Hegemonie nichts wissen, weil Preußen ein protestantischer Staat war. Die preußische Iunkerpartei aber hatte mit Entsetzen wahrgenommen, daß seiner Zeit Stein in der Roth nach dem Tilsiter Frieden dein Hohenzollernstaate den Gedanken der politischen Freiheit, zunächst behufs der Förderung des Patriotismus, eingeimpft hatte. Die Befreiung der Bauern von der Herrschaft der Grundherrn, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit der Bauern, die Bedrohung der Steuerprivilegien und der Patrimonicilgerichte des Adels, die bürgerliche Selbstverwaltung, die Neugestaltung der Prouinzialstände und andere Projecte erschienen dieser Partei schon vor 1813 als revolutionär; aber auch in den folgenden Jahrzehnten erfüllten die Nachwirkungen jener Neformprojecte die preußischen Junker mit Mißtrauen und Mißgunst auch gegen den deutschen Neformgedanken. Sie waren in ihrer Art meist gute Preußeu, aber von einem einigen Deutschland wollten sie nichts mehr wissen. Am schädlichsten war jedoch der deutschen Politik der nbstracte Liberalismus der Constitutionellen. An der deutschen Freiheit verzweifelnd, schwärmten sie für den polnischen Aufstaut», weil die Regierungen, wider die er gerichtet war, die russische und die preußische, nicht constitutione!! waren. Ihre Sympathie richtete sich auf die Franzofen und Belgier, weil diese verfassungsmäßig regiert wurden, während sie Preußen als einen halbfremden, fast feindlichen Staat betrachteten. Welker forderte zwar ein deutsches Parlament, aber er erklärte, die Freiheit sei ihm allerdings wichtiger, als die Einheit. Karl Simrock sang dagegen: „Nur ein Spott der Fremden wäre Freiheit ohne Vaterland". Aber auch der vielgelesene Rotteck verhehlte nicht, daß er lieber Freiheit ohne Einheit, als Einheit ohne Freiheit wollte. Selbst die Burschenschafter begannen in den dreißiger Jahren,

Entwickeln»« des deutschen Nationalbewußtseins. 23)
nach dein radikalen Frankreich als dem Horte der Freiheit hinüberzuschielen. Die Bedeutung der preußischen Handels- und Zollpolitik, namentlich der Begründung des Zollvereins — auch für den Einheitsgedanken — wurde freilich von Liberalen wie Karl Mathv, erkannt. Aber die Meisten, namentlich die süddeutschen Nadicalen und Liberalen, sahen in der Ausdehnung des von Preußen begründeten deutschen Zollvereins nichts Anderes, als die Überschwemmung Deutschlands mit preußischem Absolutismus.

Einen neuen Aufschwung nahm — diesmal im Bunde mit den liberalen Freiheitsideen — das deutsche Nationalbewußtsein in den Jahren 1848 und 1849. Die Revolution von 1848 entfesselte zwar häßliche Leidenschaften des kosmopolitischen Radikalismus, aber nicht minder den patriotischen Enthusiasmus der besten Söhne Deutschlands; sie führte dahin, daß dem Könige von Preußen die deutsche Kaiserkrone angeboten ward. Friedrich Wilhelm IV. lehnte freilich nicht nur diese ab, sondern ließ auch die schleswig-holstein'sche Sache, die zugleich die Sache Deutschlands war, im Stich, und Mottle schrieb im Februar 1851 nicht nur: „in Holstein ist für den Augenblick Alles verloren", sondern auch: „eine kläglichere Nation als die deutsche giebt es nicht auf Erden." Wir wissen jedoch, wie allein dies gemeint sein konnte. Dieses pessimistische Wort bezog sich nur auf den damaligen Zustand, nicht auf die moralischen und physischen Kräfte, die im deutschen Volke lebten. Die weitere Entwickelimg zu verfolgen, ist nicht unsere Absicht; es ist schon deshalb nicht nöthig, weil die Meisten von lins das Weitere erlebt haben. Bismarck verbündete sich mit den: nationalen Liberalismus, erkannte den Hauptschaden im deutschen Dualismus und setzte an die Stelle des immer wieder anflebenden formlosen und halbromantischen Idealismus eine im eminenten Sinne praktische Politik. Es gelang, Oesterreich von Deutschland loszulösen, freilich nicht ohne Bedauern der Nothwendigkeit, auch die Deutsch-Oesterreicher vom Deutschen Reiche auszuschließen. Dann thaten uns die Franzosen zum zweiten Male den Gefallen, uns zu einigen. Blut wurde ein guter Kitt, und so stark auch die Reste des Particularisnms, des abstracten Liberalismus und des ultramontanen Kosmopolitisinus in unserem Vaterlande noch sein mögen, das Deutsche Reich und das deutsche Kaiserthum — sie weiden sich mit Gottes Hilfe behaupten, sollte ihnen auch ein harter Vertheidigungskampf bevorstehen.

^

Dubrowsky.

Lovelle,

von

Zl. Van Puschkin/)

Uebersetzt von I.'iathalie von Vessel

or etlichen Jahren lebte ein alter, russischer Edelmann, Kyrill Petrowitsch Troekuroff, auf einen« seiner Landgüter. Sein Neichthum, seine Vornehmheit und seine gesellschaftlichen Beziehungen gaben ihm ein großes Ansehen in dem Gouvernement, in welchen» er sein Gut bewohnte. Durch seine ganze Umgebung verwohnt, gab er jedem Drang seiner feurigen Natur und jedem Einfalle feines ziemlich beschränkten Verstandes nach. Die Nachbaren waren froh, seine geringsten Launen befriedigen zu dürfen. Die Veamten des Gouvernements zitterten bei feinem Namen. Knrill Petrowitfch nahm alle Zeichen der Unterwürfigkeit wie einen ihm gebührenden Tribut an. Sein Haus war immer voller Gäste, welche bereit waren, seinem herrischen Nichtsthun zu schmeicheln, indem sie seine lauten, zuweilen fogar ungestümen Vergnügungen theilten. Niemand wagte es feine Einladungen abzulehnen oder an gewissen Tagen nicht mit dem schuldigen Nesvect auf dem Gute Potrowskoe zu erscheinen. Knrill Petrowitsch war ein großer Gastfreund. Trotz seiner ungewöhnlichen physischen Leistungsfähigkeit litt er zwei Mal wöchentlich an den Folgen feiner Unmäßigkeit und war jeden Abend angeheitert. Selten konnte ein Mädchen von seinem Hausgesinde den wollüstigen Anschlägen des^ fünfzigjährigen Mannes entgehen. Außer diefen lebten in einem Flügel feines Haufe»? fechszehn Mädchen, welche sich mit ihren: Geschlechte angemessenen Arbeiten

*) Diese in Deutschland noch unbekannte Erzählung des großen russischen Dichteid wild unfern Lesern um so willkommener sein, als die llebersetzung uon der Enkelin Puschkins herrührt.
D. R.

beschäftigten. Die Fenster des Flügels waren mit hölzernen Gittern ver-
sehen, die Thüren wurden mit Vorlegeschlössern versperrt, deren Schlüssel
Kyrill Petrowitsch verwahrte. Die jungen Einsiedlerinnen begaben sich zu
bestimmten Stunden in den Garten, wo sie unter der Aufsicht zweier alter
Frauen spazieren gehen durften. Von Zeit zu Zeit verheirathete Kyrill
Petrowitsch einige von ihnen und neue nahmen ihre Stelle ein. Mit den
Bauern und dem Hofgesinde ging er streng und eigenwillig um, aber
trotzdem waren sie ihm ergeben. Sie prahlten mit dein Reichthum und
dem Ansehen ihres Herrn und erlaubten sich ihrerseits manche Freiheiten
in ihren Beziehungen zu den Nachbarn, weil sie auf seinen Schuh hofften.
Die gewöhnlichen Beschäftigungen von Troekuroff bestanden darin.
Fahrten um seine ausgedehnten Besitzungen zu machen, immerwährende Ge-
lage zu feiern und täglich dabei muthmillige Streiche auszudenken, deren
Opfer gewöhnlich die neuen Bekannten waren, obgleich auch die alten Freunde,
mit der einzigen Ausnahme von Andrei Gawrilowitsch Dubrowsky, ihnen
nicht immer entgingen. Dieser Dubrowsky, ein verabschiedeter Garde-
Offizier war sein nächster Nachbar und besaß ungefähr siebzig Seelen. Troe-
kuroff, der in seinen Beziehungen zu den hüchststehenden Leuten sehr überhebend
war, achtete Dubrowsky trotz seines bescheidenen Vermögens. Einst waren
sie in« Dienste Kameraden gewesen, und Troekuroff kannte aus Erfahrung
das Ungestüm und die Selbstständigkeit seines Charakters. Das berühmte
Jahr 1762 trennte sie auf lange Zeit. Troekuroff, ein Verwandter der
Fürstin Daschkoff, stieg empor; Dubrowsky dagegen ward genöthigt, wegen
seines zerrütteten Vermögens seinen Abschied zu nehmen und sich auf einem
ihm übrig gebliebenen Gute niederzulassen. Als Kyrill Petrowitsch dies
erfuhr, bot er ihm seinen Schutz au, aber Dubrowsky bedankte sich für den-
selben und blieb arm und unabhängig.

Nach ein paar Jahren kam Troekuroff als verabschiedeter General eu
cket' auf sein Gut. Dort trafen sie sich wieder und freuten sich über das
Wiedersehen. Seitdem waren sie täglich zusammen, und Kyrill Petrowitsch,
der noch nie Jemand mit seinem Besuche beehrt hatte, sprach einfach in deni
Häuschen seines Kameraden vor. Ihr Schicksal war in gewisser Beziehung ein
gleiches gewesen. Beide hatten aus Liebe geheirathet. Beide wurden bald
Wittwer. Beide blieben mit einem Kinde zurück. Der Sohu vou Dubrowsky
wurde in Petersburg erzogen, die Tochter von Kyrill Petrowitsch wuchs unter
den Augen des Vaters auf, und Troekuroff sagte oft zu Dubrowsky: „Höre,
Freund Audrei Gawrilowitsch, wenn Dein Wolodja seinen Weg gemacht haben
wird, gebe ich ihm meine Mascha, obgleich er so arm wie eine Kirchenmaus
ist." Andrei Gawrilowitsch schüttelte den Kopf und antwortete gewöhnlich:
„Nein, Kyrill Petrowitsch, mein Wolodja ist kein Bräutigam für Maria Kyri-
lowna. Für einen armen Edelmann, wie er einer ist, pasit es besser, ein
armes Edelfräulein zu heirathen und Herr im Hause zu seiu, als der Ver-
malter einer verwöhnten Frau zu werden."

Alle beneideten das Einverständnis;, das zwischen dein stolzen Troekuroff und seinen: armen Nachbarn herrschte und wunderten sich über die Kühnheit des Letzteren, wenn er am Tische bei Knrill Petrowitsch seiner Meinung offenen Ausdruck verlieh, ohne sich darum zu kümmern, ob dieselbe der Ansicht des Hausherrn wiedersprach oder nicht. Einzelne versuchten es ihm nachzumachen und die Grenzen der schuldigen Unterwürfigkeit zu überschreiten, aber Knrill Petrowitsch fuhr sie dermaßen an, daß er ihnen auf immer die Lust zu solchen Versuchen benahm. Tubrowsky blieb allein außerhalb des allgemeinen Gesetzes. Ein unerwarteter Zwischenfall verdarb und änderte Alles.
Einst am Anfange des Herbstes schickte sich Knrill Petrowitsch an, auf die Jagd zu fahren. Am Tage vorher erhielten die Hundeauffeher uud die Reitknechte den Befehl, um fünf Uhr des Morgens bereit zu sein. Das Zelt und die Küche wurden im Voraus dahin gesandt, wo Kyrill Petrowitsch zu Mittag essen sollte.
Ter Hausherr und die Gäste gingen nach dem Hundezwinger, in welchem mehr als fünfhundert Jagd- und Windhunde in Wohlleben und Wanne hausten und in ihrer Hundesprache die Freigebigkeit von Knrill Petrowitsch verkündeten. Hier befand sich auch unter der Aufsicht des Stabarztes Timoschka das Lazareth für kranke Hunde, wie auch die Abtheilung, in welcher die Hündinnen ihre Jungen warfen und nährten. Kprill Petrowitsch war stolz auf diese schöne Anlage und ließ nie die Gelegenheit unbenutzt, mit jener vor seinen Gästen zu prahlen, welche sie wenigstens zum zwanzigsten Male sahen. Von diesen, von Timoschka und den Hauvtaufsehern begleitet, blieb er vor einzelnen Abtheilungen stehen, frng nach der Gesundheit der Kranken oder machte seine Bemerkungen, die mehr oder weniger streng und zutreffend waren. Bisweilen rief er auch die bekannten Hunde beran und fprach schmeichelnd mit ihnen. Tie Gäste betrachteten es als ihre Pflicht, den Hundezwinger von Knrill Petrowitsch zu bewundem. Tubrowsky allein schwieg und runzelte die Stirne: er war ein leidenschaftlicher Jäger, aber sein Vermögen erlaubte ihm nur zwei Jagdhunde und einen Windhund zu halten, und er konnte einen gewissen Neid beim Anblicke dieser prachtvollen Anstalt nicht unterdrücken.
„Warum runzelst Tu die Stirne, Freund," frng ihn Knrill Petrowitsch, „gefällt Tir mein Hundezwinger nicht?"
„Nein," antwortete düster Tubrowsky: „Ter Hundezwinger ist wunderschön, aber schwerlich haben Ihre Leute ein so gutes Leben, wie Ihre Hunde."
Einer von den Aufsehern füblte sich durch diese Bemerkung gekränkt. „Ueber unser Leben," sagte er, „braucheu wir, Tank dem lieben Gott und unserem Herrn, nicht zu klagen; es wäre indessen für manchen Edel» mann nicht nnuortheilhaft, sein Gütchen gegen ein beliebiges hiesiges Hundehaus zu tauschm: er würde dann satter und wärmer sein."
Knrill Petrowitsch sing bei der frechen Antwort seines Knechtes an laut zu lachen, und die Gäste machten es ihn, nach, obwohl sie fühlten, daß

der Scherz des Aufsehers auch auf sie Bezug haben konnte. Dubrowsky erbleichte und sagte kein Wort. In diesem Augenblicke brachte man Kyrill Petrowitsch in einer Schüssel neugeborene Hunde: er beschäftigte sich mit ihnen, suchte zwei davon aus, die Uebrigen befahl er zu ersaufen. Während der Zeit verschwand Andrei Gawrilowitsch, ohne daß es Jemand bemerkte.
Als Kyrill Petrowitsch vom Hmidezwinger mit seinen Gästen zurückkam, sehte er sich zum Abendessen, und erst dann, da er Dubrowsky nicht sah, vermißte er ihn. Die Leute sagten. Andre! Gawrilowitsch sei nach Hause gefahren. Troekuroff befahl sogleich, ihn einzuholen und ihn unbedingt zur Umkehr zu bewegen. Noch nie war er zur Jagd ohne Dubrowsky aufgebrochen; derselbe war ein erfahrener und feinfühliger Beurtheiler der Eigenschaften der Hunde und ein unfehlbarer Richter in allen möglichen Iagdstreitigkeiten. Der Diener, der ihm nachgejagt war, kehrte zurück, während man noch bei Tische saß, und meldete seinen» Herrn, daß Andrei Gawrilowitsch nicht habe gehorchen und wiederkommen wollen. Kyrill Petrowitsch, der wie gewöhnlich vom Wein erhitzt war, ärgerte sich und schickte zum zweiten Male denselben Diener, um Dubrowsky zu sagen, daß wenn er nicht sogleich für die Nacht nach Pokrowskoe käme, so würde er, Troekuroff, sich auf ewig mit ihm entzweien. Der Diener jagte von Neuein ihm nach. Kyrill Petromifch stand vom Tische auf, entließ die Gäste und ging schlafen.
Am anderen Tage war seine erste Frage: „Ist Andrei Gawrilowitsch hier?" Man übergab ihm einen dreieckig gefalteten Brief. Kyrill Petrowitsch befahl seinem Schreiber, ihn laut vorzulesen, und vernahm folgendes:
Mein allergnädigster Herr!
Ich habe die Absicht, nicht eher nach Pokrowskoe zu kommen, bis Sie mir Paramoschka mit dein Gesiändniß seiner Schuld schicken, um ihn nach meinem Willen zu bestrafen oder zu begnadigen. Ich habe nicht die Absicht, Scherze von Ihren Knechten zu dulden-, auch von Ihnen werde ich sie mir nicht gefallen lassen, weil ich kein Narr bin, sondern ein alter Edelmann. Und nun verbleibe ich zu Diensten bereit
Andrei Dubrowsky.
Nach den jetzigen Begriffen von Etikette wäre dieser Brief ganz unpassend gewesen, aber er erzürnte Kyrill Petrowitsch nicht durch den sonderbaren Stil und die Wortfügung, sondern nur durch seinen Inhalt.
„Wie?" rief Troekuroff, indem er barfuß aus dem Bette sprang: „meine Leute mit dem Eingeständnis! ihrer Schuld soll ich ihm schicken! Er soll frei fein, sie zu bestrafen oder zu begnadigen?! Aber was bildet er sich denn ein? weiß er denn, mit wem er Streit anfängt? Ich werde ihm eine Lehre geben! er wird schon um mich weiuen! wird schon erfahren, was es heißt, sich gegen Troekuroff aufzulehnen!"
Kyrill Petrowitsch kleidete sich an und zog mit seiner gewohnten Prachtentfaltung zur Jagd. Aber dieselbe gelang nicht: den ganzen Tag sah man nur einen einzigen Hasen, und diesen ließ man entkommen; das Mittagessen

draußen im Zelte gelang auch nicht oder war wenigstens nicht nach dem
Geschmacke von Kyrill Petrowitsch, der den Koch durchprügelte, seine Gäste
auszankte und auf dem Nachhausewege mit seiner gauzen Jagdgesellschaft ab-
sichtlich über die Felder Dubrowskys fuhr.

II.

Es vergingen ein paar Tage, und die Feindschaft zwischen beiden Nach-
baren legte sich nicht. Andrei Gamrilowitsch kam nicht niehr nach Prokowskoe.
Kyrill Petrowitsch dagegen langweilte sich ohne ihn, und seine Unzufriedenheit
machte sich in den beleidigendsten Ausdrücken Luft, welche. Dank dem Eifer
der dortigen Edelleute, vergrößert und ergänzt bis zu Dubrowsky drangen.
Ein neuer Umstand vernichtete auch die letzte Hoffnung auf Versöhnung.
Dubrowsky fuhr eines Tages auf fein kleines Besitzthum, Als er sich
einem Virkenwalde näherte, hörte er Axtschläge und nach einer Minute das
Krachen eines fallenden Vaumes. Er eilte dorthin und traf Bauern von
Pokrowstoe, die in seinem Walde stahlen. Als sie ihn sahen, versuchten sie
zu fliehen, aber Dubrowsky ergriff mit seinem Kutscher einen von ihnen,
den er gefesselt auf feinen Hof brachte. Außerdem sielen noch zwei feind-
liche Pferde dem Sieger als Beute zu. Dubrowsky war außerordentlich
erzürnt; ehedem wagten es Troekuroffs Leute, die bekannte Taugenichtse
waren, nie auf seinem Gebiete solche Streiche zu spielen, da sie seine nahen
Beziehungen zu ihrem Herrn kannten. Jetzt sah Dubrowsky, daß sie aus
dem zwifchen ihm und seinem Nachbarn stattgehabten Nruche Vortheil
zogen, und er entschloß sich, allen Gebräuchen des Kriegsrechtes entgegen,
seine Gefangenen mit den von ihnen gestohlenen Ruthen zu züchtigen und
die Pferde seinem eigenen Niehstande einzuverleiben.

Das Gerücht dieses Vorfalles kam noch denselben Tag Troekuroff zu
Ohren. Er gerieth außer sich vor Wuth und wollte, in der ersten Auf-
wallung seines Zornes, mit seinem ganzen Hofgesinde Kistenewka (so hieß
das Gut seines Nachbarn) überfallen, es bis auf den Grund zerstören und
den Gutsherrn in seinem Hause belagern. — Solche Heldenthaten waren
ihm nichts Neues. — Aber bald nahmen seine Gedanken eine andere
Richtnng. Wit schweren Schritten im Saale auf und abgehend, blickte
er zufällig aus dem Fenster und fcch eine am Thor haltende Troi'ka. Ein
Mann, mit einer Ledermütze bedeckt uud in einen Friesmantel gehüllt, stieg
aus der Teleg« und ging in den Flügel zum Verwalter. Troekuroff er-
kannte den Assessor Schabaschkin und befahl, ihn herbeizurufen. Nach eine»«
Augenblicke stand Schabaschkin vor Kyrill Petrowitsch, machte eine Ver-
beugung nach der anderen und erwartete mit Ehrfurcht, was er ihm sagen würde.

„Guten Tag . . . wie heißt Du deun?" sagte Troekuroff, „warum
bist Dil gekommen?"

„Ich fuhr in die Stadt, Ercellenz," antwortete Schabaschkin, „und
sprach bei Iwan Damianow vor, um nach Befehlen zu fragen.

„Recht gelegen bist Du gekommen .... wie heißt Du denn? ich brauche Dich; trinke ein Glas Branntwein und höre mich an."
Ein so freundlicher Empfang versehte den Assessor in angenehmes Erstaunen; er dankte für den Branntwein und hörte Kyrill Petrowitsch mit der möglichsten Aufmerksamkeit zu.
„Ich habe einen stachbar," sagte Troekuroff, „einen Grobian, der ein kleines Gut besitzt: ich will ihm sein Gut nehmen, wie denkst Dn darüber?"
„Haben Ercellenz irgend welche Documente?"
„Unsinn, Freundchen, was willst Du für Documente? Es kommt darauf an, das Gut mit oder ohne Documente feinem Besitzer abzunehmen."
„Es ist schwer, Ercellenz."
„Warte doch! Dieses Gut gehörte einst uns, war von irgend einem Spitzin gekauft und dann an den Vater von Dubrowskn verkauft worden. Kann man da nicht Händel suchen?"
„Schwerlich, Ercellenz; wahrscheinlich ist dieser Kauf nach den gesetzlichen Bestimmungen erfolgt."
„Denke nach, Freundchen, fuche ordentlich."
„Wenn z. N, Ercellenz auf irgend eine Weise die gerichtliche Beischreibung bekommen könnten, kraft welcher der Nachbar das Gnt besitzt, dann könnte man ..."
„Ich verstehe, aber das Unglück will, da« alle seine Papiere bei einer Feuersbrunst verbrannt sind."
„Wie, Ercellenz, seine Papiere sind verbrannt? Was wollen Sie Besseres? In diesem Falle geruhen Sie nach den Gesetzen zu handeln: unzweifelhaft bekommen Sie vollständige Genugthuung."
„Du glaubst? Dann bemühe Dich, ich rechne auf Deinen Eifer, und von meiner Dankbarkeit kannst Du überzeugt sein."
Nachdem Schabaschkin sich fast bis zur Erde verneigt hatte, ging er hinails, und von dem Tage an begann er sich mit der Angelegenheit zu beschäftigen. Dank seiner eifrigen Thätigkeit bekam Dubrowskn gerade zwei Wochen darauf einen Befehl, vor dein Gerichte zu erscheinen und unverzüglich die nöthigen Beweise zu erbringen, durch welches Recht er im Besitze des Dorfes Kistenewka fei, da der General en oliot' Troekuroff ihm denselben streitig mache.
Andrei' Gawrilowitsch, überrascht durch diese unerwartete Aufforderung, fchrieb an demselben Tage einen ziemlich groben Bericht, in dem er erklärte, das? er das Dörfchen Kistenewka nach dem Tode seines Vaters bekommen habe, daß er durch Erbschaftsrecht im Besitze desselben sei, daß Troekuroff mit demfelben nichts zu thun habe und daß jeder fremde Anspruch auf dieses sein Eigenthuni eine Spitzbüberei sei. Dubrowskn, hatte keine Erfahrung in Processen. Er ließ sich größtentheils durch den gesunden

Menschenverstand leiten, der selten ein richtiger, fast immer ein ungenügender Führer ist.

Dieser Brief rief einen sehr angenehmen Eindruck in der Seele des Assessors Schabaschkin hervor: er sah erstens, daß Dubrowsky wenig Verständnis; für Geschäfte hatte, und zweitens, daß es nicht fchwer sein würde, einen so heftigen Menschen in die unvortheilhafteste Lage zu bringen.

Nachdem Andrei Gawrilowitsch mit kaltem Vlute die ihm zugegangene Aufforderung untersucht, sah er die Nothwendigkeit ein, ausführlicher zu antworten. Er schrieb einen mehr gefchäftsmäßigen Vrief, der aber in der Folge sich doch als ungenügend erwies.

Die Sache zog sich in die Länge. Von seinem Rechte überzeugt, kümmerte sich Andrei Gawrilowitsch wenig um den Proceß, hatte weder die Lust, noch die Möglichkeit, mit Geld um sich zu werfen, lachte über das käufliche Gewissen des Schreibervolkes, und der Gedanke kam ihm nicht in den Sinn, das Opfer von dessen Ränken zu werden. Troekuroff glaubte seinerseits ebensowenig an die Gewinnung des von ihm angefangenen Processes. Schabaschkin bemühte sich für ihn und handelte in feinem Namen, indem er die Nichter schreckte und bestach und den Gesehen verschiedene und unerwartete Deutungen gab. Am neunten Februar 18 . . erhielt Dubrowsky durch die Ortspolizei den Befehl, vor den, *** Landgericht zu erscheinen, um dessen Urtheil in der Streitsache zwischen ihm, dem Lieutenant Dubrowsky, und den« General en cdst Troekuroff zu vernehmen und fein Einverständnis; oder auch sein Nicht-Einverständnis; mit demselben schriftlich zu bezeugen. An demselben Tage begab sich Dubrowsky in die Stadt. Auf dem Wege dahin holte ihn Troekuroff ein. Sie fahen sich stolz an, und Dubrowsky bemerkte das boshafte Lächeln auf dem Gesichte feines Gegners.

In der Stadt angekommen, stieg Andrei Gawrilowitsch bei einem ihn, bekannten Kaufmanne ab, wo er die Nacht verbrachte. Am andern Morgen erschien er vor dem Kreisgericht. Niemand beachtete ihn. Nach ihn« fuhr Kyrill Petrowitsch vor. Die Schreiber standen auf und steckten die Federn hinter's Ohr; die Mitglieder des Gerichtes gingen ihm mit dem Ausdrucke tiefer Unterwürfigkeit entgegen nnd boten ihm aus Achtung vor seinem Rang und Alter und vor seiner Wohlbeleibtheit einen Sessel an. Er setzte sich. Andrei Gawrilowitsch lehnte sich stehend an die Wand. Es herrschte eine tiefe Stille, uud der Secretär fing an, mit lauter Stimme die Entscheidung des Gerichtes vorzulesen. Wir bringen dieselbe vollständig, weil wir annehmen, das; es Jeden; angenehm sein wird, mit einen; der Mittel bekannt zu werden, durch welches wir in Rußland eines Gutes verlustig werden können, auf dessen Besitz wir ein unbestreitbares Recht haben . . .*>

*) Puschkin wollte eine lange Resolution des Koslowschen Krcisacrichtes in Sachen Krükoff aeaen Muraioff beilegen, indem er mir die Namen änderte. Die Resolution ist unaedruckt bei seinen Papieren acblieue».

Der Secretär schwieg; der Vorsitzende stand ans und wandte sich mit einer tiefen Verbeugung an Troekuroff, indem er ihn bat, das vorgelegte Schriftstück zu unterzeichnen. Der triumphirende Troekuroff nahm die Feder aus seiner Hand und schrieb unter den Urteilsspruch des Gerichtes sein vollkommenes Einverständnis; mit demselben. Die Reihe war nun an Dubrowsky. Der Secretär brachte ihm das Papier, aber Dubrowsky stand mit gebeugten, Kopfe, unbeweglich da. Der Secretär wiederholte die Aufforderung: „seine ganze vollkommene Befriedigung oder feine Nichtbefriedigung unter das Urtheil zu schreiben, es sei denn, daß er wider Erwarten nach bestem Wissen und Gewissen seine Sache für gerecht anfähe und beabsichtige, in der durch die Gesetze bestimmten Frist an berufener Stelle Appellation einzulegen."

Dubrowsky fchwieg . . . plötzlich hob er den Kopf; feine Augen blitzten, er stampfte mit dem Fuße, stieß mit solcher Gewalt nach den« Secretär, daß dieser hinfiel, ergriff das Tintenfaß und schleuderte es dem Vorsitzenden an den Kopf. Mit wilder Stimme rief Dubrowsky: „Nie ist es möglich, auf Gottes Gebot nicht zu achten! Hinweg, Stamm von Cham!" Dann zu Kyrill Petrowitfch gewandt:

„Hat man fchon fo etwas gehört, Ercellenz: die Hnndeaufseher führen die Windhunde in Gottes Kirche! Die Hunde laufen in der Kirche herum! Ich werde Ihnen eine Lehre geben!"

Alle wurden von Schreck ergriffen. Die Wächter liefen bei dem Lärm herbei und konnten den Wüthenden kaum bewältigen. Man brachte ihn hinweg und fetzte ihn in den Schlitten. Troekuroff verließ nach ihm, vom ganzen Gericht begleitet, das Gebäude. Der plötzlich ausgebrochene Wahnsinn Dubrowskys machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Die Nichter, welche auf feinen Dank gehofft hatten, wurden keines freundlichen Wortes gewürdigt. Er fuhr gleich nach Pokrowskoe zurück, in seinem Innern von Gewissensbissen gequält und durch den Triumph seines Hasses nur unvollkommen befriedigt. Dubrowsky lag inzwischen zu Bett; der Kreisarzt, der nicht ganz ungebildet war, hatte Zeit, ihm zur Ader zu lassen, Blutegel zu setzen und spanische Fliegen aufzulegen; gegen Abend ging es ihm besser, nnd am andern Tage brachte man ihn nach dem ihm schon fast nicht mehr gehörenden Kistenewta zurück.

III.

Die Zeit verstrich, und die Gesundheit des tranken Dubrowsky war immer noch schlecht. Allerdings erneuerten sich die Wahnsinnsanfälle nickt mehr, aber feine Kräfte sanken merklich. Er vergaß seine früheren Beschäftigungen, verließ felten fein Zimmer, in welchen: er tagelang saß, in Gedanken versunken. Egorowna, eine gute, alte Frau, frühere Pflegerin feines Sohnes, wurde jetzt die feiuige. Sie gab auf ihn Acht, wie auf ein Kind, erinnerte ihn an die Essens- und Schlafenszeit, fütterte ihn, legte ilm schlafen. Andrei Gmvrilowitlch unterwarf sich ihr nnd uerkebrte sonst mit

Niemand. Er war nicht im Stande, an häusliche Angelegenheiten und an seine Geschäfte zu denken. Egorowna erkannte die Nothwendigkeit, den jungen Dubrowskn, der in einem der Garde-Infanterie-Regimenter diente nnd sich in Petersburg befand, davon zu benachrichtigen. Sie dictirte auf einem aus dein Äusgabebuche herausgerissenen Blatt dem Koch Hariton, dem einzigen Schreibkundigen in Kistenewka, einen Brief und schickte ihn noch an demselben Tage in die Stadt zur Post.

Es ist aber Zeit, den Leser mit dein eigentlichen Helden unserer Erzählung bekannt zu machen. Wladimir Dubrowskn war im Eadettencorvs erzogen worden und trat als Lieutenant in die Garde ein. Der Vater sparte nichts für seinen standesgemäßen Unterhalt, und der junge Mann bekam von Hause mehr, als er erwarten durfte. Da er ein lebhaftes und feuriges Temperament hatte, erlaubte er sich kostspielige Passionen, spielte Karten, machte Schulden und ohne Sorgen über die Zukunft kam ihm zuweilen der vorübergehende Gedanke, daß er wohl früher oder später sich nach einer reichen Vraut würde umsehen müssen.

Eines Abends, da einige Offiziere bei ihm auf feinen Tivcms ausgestreckt lagen und feine Bernsteinpfeifen rauchten, übergab ihm Grifcha, sein Kammerdiener, einen Brief, dessen Aufschrift und Siegel dem jungen Manne gleich auffielen. Er erbrach ihn eilig und las Folgendes:

„Gnädiger Herr Wladimir Andreirwitfch!

Ich, Deine alte Wärterin, wage es. Dir von der Gefundheit Deines Vaters zu melden. Es geht ihm schlecht, er spricht zuweilen irre und verbringt den ganzen Tag wie ein dummes Kind — über Leben und Tod hat Gott zu verfügen — komm' Du zu uns, mein Herzliebster, wir schicken Dir auch Pferde nach Pefsotschnoe. Wie man sagt, wird das Landgericht zu uns kommen, um uns unter die Herrschaft von Knrill Petrowitsch Troekuroff zn stellen, weil wir, wie es scheint, ihm gehören. Aber »vir sind doch von jeher die Eurigen gewesen und haben so etwas noch nie geHort. Du kannst vielleicht, in Petersburg wohnend, dies dem Väterchen-Zar melden, nnd er wird nicht dnlden, daß uns Unrecht geschieht. Bei uns regnet es jetzt schon die zweite Woche, und der Hirt Rodja ist zu Sanct-Michael gestorben. >^ch schicke Grischa meinen mütterlichen Segen: dient er Dir auch gut? Ich verbleibe' Deine treue Leibeigene, Wärterin Arina Egorowna Ausirewa."

Wladimir Dubrowskn las mit Bewegung ein paar Mal hintereinander diese ziemlich einfältigen Zeilen. Er hatte die Mutter früh verloren nnd war im achten Lebensjahre, fast ohne seinen Vater zu kennen, nach Petersburg gebracht worden. Trotzdem hing er schwärmerisch an ihm und liebte um so mehr das Familienleben, je weniger er Zeit gehabt hatte, dessen stille Freuden zu genießen.

Der Gedanke, den Vater zu verlieren, bewegte schmerzlich sein Herz, und die Lage des armen Kranken, die er aus dein Brief der Wärterin er-

riech, erfüllte ihn mit Entsetzen. Er stellte sich den Vater vor, wie er in
dem elenden Torfe, in den Händen einer dummen, alten Frau und des
Hofgesindes, von Unheil bedroht und ohne Hilfe, in körperlichen und seeli-
schen Qualen dahinsiechte. Wladimir Andreiewitsch warf sich strafbare Nach-
lässigkeit vor. Obgleich er lange Zeit vom Vater ohne Nachrichten geblieben
war, hatte er nicht daran gedacht, sich nach ihm zu erkundigen, da er an-
nahm, er sei entweder auf Reisen, oder von häuslichen Angelegenheiten in
Anspruch genommen.
Er entschloß sich, zu ihm zu fahren, sogar seinen Abschied zu nehmen,
wenn der Krcmkheitszustand des Vaters seine Gegenwart erfordern sollte.
Tie Kameraden entfernten sich, da sie seine Unruhe bemerkten. Als er allein
war, schrieb er sofort sein Urlaubsgesuch, steckte sich eine Pfeife an und ver-
sank in tiefes Nachdenken.
Wladimir Andreiewitsch näherte sich der Station, von welcher er nach
Kistenemka ablenken mußte. Sein Herz war von traurigen Ahnungen er-
füllt: er fürchtete seinen Vater nicht mehr unter den Lebenden zu finden; er
stellte sich die traurige Lebensweise vor, die feiner auf dem Lande harrte:
Ärmuth und Einsamkeit, keine Geselligkeit, Geschäftssorgen, von welch letzteren
er nichts verstand. Auf der Station angekommen, ging er zum Posthalter
und verlangte frische Pferde, derselbe erkundigte sich, wohin er fahren
wolle, und theilte ihm darauf mit, daß die aus Kistenewka geschickten Pferde
schon seit vier Tagen auf ihn warteten. — Bald erschien vor Wladimir
Andreiewitsch der alte Kutscher Anton, der ihn einst im Stalle herumgeführt
und sein Pferdchen gepflegt hatte. Als er ihn erblickte, sing Anton an zu
weinen, verneigte sich vor ihm bis zur Erde, sagte ihn«, daß seiu alter Herr
noch am Leben sei, und lief, die Pferde anzuspannen. Wladimir Andreie-
witsch dankte für das angebotene Frühstück und eilte wegzukommen. Anton
fuhr ihn auf Feldwegen, und sie knüpften ein Gespräch an.
„Sage, Anton, was für einen Streit hat mein Vater mit Troeturoff."
„Gott weiß es, Väterchen Wladimir Andreiewitsch; wie man hört, hat
sich der Herr niit Kyrill Petrowitsch nicht vertragen, und dieser ging an das
Gericht, obwohl er sonst gewöhnlich sein eigener Richter ist. Es,ist nicht
an uns Tienern, den Willen nnserer Gebieter zu untersuchen. Aber, bei
Gott, es war Unrecht von Ihrem Vater, gegen Kyrill Petrowitsch vorzugehen:
„gegen die Uebermacht läßt sich Nichts ausrichten."
„Also, wie es scheint, macht dieser Kyrill Petrowitsch bei Euch was
ihm gefällt?
„Ganz gewiß, gnädiger Herr: den Vorsitzenden des Gerichtes beachtet
er gar nicht; der Kreisrichter ist wie sein Laufbursche; die Herrschaften ver-
sammeln sich bei ihm auf Vefehl. Man muß sagen, hat man den Trog, hat
man auch die Schweine."
„Ist es wahr, daß er uns das Gut abnehmen wird?"

ble items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the HathiTrust Accessibility page for more information.

Navigation links for help, collections

- Home
- About
  - Our Partnership
  - Our Digital Library
  - Our Research Center
  - News & Publications
- Collections

- Help
- Feedback

Navigation links for searching HathiTrust, login

HathiTrust Digital Library
Full-text Catalog

Search
Search Field List All Fields

- Advanced full-text search
- Advanced catalog search
- Search tips

Full view only

LOG IN

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1893:2.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

Get this Book

- Find in a library
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

Partner login required

Partner institution members: **Login** to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. (*why not?*)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection
Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/uc1.b2875195
Link to this page http://hdl.handle.net/2027/uc1.b2875195?urlappend=%3Bseq=275

Embed this book

About versions

Version: 2011-02-12 06:40 UTCversion label for this item

Search in this volume

Search in this text Find

riech, erfüllte ihn mit Entsetzen. Er stellte sich den Vater vor, wie er in
dem elenden Torfe, in den Händen einer dummen, alten Frau und des
Hofgesindes, von Unheil bedroht und ohne Hilfe, in körperlichen und seeli-
schen Qualen dahinsiechte. Wladimir Andreiewitsch warf sich strafbare Nach-
lässigkeit vor. Obgleich er lange Zeit vom Vater ohne Nachrichten geblieben
war, hatte er nicht daran gedacht, sich nach ihm zu erkundigen, da er an-
nahm, er sei entweder auf Reisen, oder von häuslichen Angelegenheiten in
Anspruch genommen.
Er entschloß sich, zu ihm zu fahren, sogar seinen Abschied zu nehmen,
wenn der Krcmkheitszustand des Vaters seine Gegenwart erfordern sollte.
Tie Kameraden entfernten sich, da sie seine Unruhe bemerkten. Als er allein
war, schrieb er sofort sein Urlaubsgesuch, steckte sich eine Pfeife an und ver-

sank in tiefes Nachdenken.
Wladimir Andreiewitsch näherte sich der Station, von welcher er nach
Kistenemka ablenken mußte. Sein Herz war von traurigen Ahnungen er-
füllt: er fürchtete seinen Vater nicht mehr unter den Lebenden zu finden; er
stellte sich die traurige Lebensweise vor, die feiner auf dem Lande harrte:
Ärmuth und Einsamkeit, keine Geselligkeit, Geschäftssorgen, von welch letzteren
er nichts verstand. Auf der Station angekommen, ging er zum Posthalter
und verlangte frische Pferde, derselbe erkundigte sich, wohin er fahren
wolle, und theilte ihm darauf mit, daß die aus Kistenewka geschickten Pferde
schon seit vier Tagen auf ihn warteten. — Bald erschien vor Wladimir
Andreiewitsch der alte Kutscher Anton, der ihn einst im Stalle herumgeführt
und sein Pferdchen gepflegt hatte. Als er ihn erblickte, sing Anton an zu
weinen, verneigte sich vor ihm bis zur Erde, sagte ihn«, daß seiu alter Herr
noch am Leben sei, und lief, die Pferde anzuspannen. Wladimir Andreie-
witsch dankte für das angebotene Frühstück und eilte wegzukommen. Anton
fuhr ihn auf Feldwegen, und sie knüpften ein Gespräch an.
„Sage, Anton, was für einen Streit hat mein Vater mit Troeturoff."
„Gott weiß es, Väterchen Wladimir Andreiewitsch; wie man hört, hat
sich der Herr niit Kyrill Petrowitsch nicht vertragen, und dieser ging an das
Gericht, obwohl er sonst gewöhnlich sein eigener Richter ist. Es,ist nicht
an uns Tienern, den Willen nnserer Gebieter zu untersuchen. Aber, bei
Gott, es war Unrecht von Ihrem Vater, gegen Kyrill Petrowitsch vorzugehen:
„gegen die Uebermacht läßt sich Nichts ausrichten."
„Also, wie es scheint, macht dieser Kyrill Petrowitsch bei Euch was
ihm gefällt?
„Ganz gewiß, gnädiger Herr: den Vorsitzenden des Gerichtes beachtet
er gar nicht; der Kreisrichter ist wie sein Laufbursche; die Herrschaften ver-
sammeln sich bei ihm auf Vefehl. Man muß sagen, hat man den Trog, hat
man auch die Schweine."
„Ist es wahr, daß er uns das Gut abnehmen wird?"

- Home
- About
- Collections
- Help
- Feedback
- Mobile
- Take-Down Policy
- Privacy
- Contact

„Uch, gnädiger Herr, das haben wir auch gehört. Dieser Tage sagte der Küster von Pokrowskoe auf der Taufe bei unserem Starost: „Genug habt Ihr Eure Freiheit genossen, Kyrill Petrowitsch wird Euch schon strammer behandeln." Nitita, der Schmidt sagte ihm: „Genug, Smveljitsch, mache den Gevatter nicht traurig, rege die Gäste nicht auf." Kyrill Petrowitsch ist für sich, und Andrei Gawrilowitsch ist auch für sich — und wir sind Alle Gottes und des Kaisers."

„Ihr wollt also nicht, wie es scheint, in den Besitz von Troekuross übergehen?"

„In den Vesitz von Kyrill Petrowitsch? Gott helfe und verhüte es! Sogar seinen Bauern geht es zuweilen schlecht, und bekommt er gar fremde, so wird er ihnen nicht nur die Haut abziehen, sondern auch noch das Fleisch dazu. Nein, gebe Gott Andrei Gawrilowitsch die Gesundheit, und wenn ihn Gott zu sich nimmt, so brauchen wir Niemanden außer Dich, unseren Wohlthäter! Gieb uns nicht heraus, und wir werden Dir schon treu sein."

Bei diesen Worten knallte Anton mit der Peitsche, zog die Zügel an, und die Pferde fingen an zu traben.

Die Ergebenheit des alten Kutschers rührte Dubrowsky. Er schwieg und gab sich seinen Gedanken hin. Es verging über eine Stunde; plötzlich weckte ihn Nrischa mit dem Ausruf: „Hier ist Pokrowskoe!" Dubrowsky hob den Kopf. Sie fuhren an dem Ufer eines breiten Sees entlang, aus-welchen» ein zwischen Hügeln sich dahin schlängelnder kleiner Fluß sich ergoß. Auf einem derselben erhob sich über einem dichten dunklen Walde das grüne Dach und das Belvedere eines großen steinernen Hauses, eine fünfthürmige Kirche und ein alter Glockenthurm. Nebenan lagen verstreut Vauernhütten mit ihren Gemüsegärten und Brunnen. Dubrowsky erkannte diese Plätze: er erinnerte sich, daß er auf diesem selben Hügel mit der kleinen, zwei Jahre jüngeren Mascha Troekuroff, welche fchon damals versprach, eine Schönheit zn werden, gespielt hatte. Er wollte sich nach ihr bei Anton erkundigen, aber eine gewisse Scheu hielt ihn zurück.

Als sie sich dem Herrschaftshause näherten, sah er ein weißes Kleid zwischen den Bäumen des Gartens schimmern. In diesem Augenblick schlug Anton auf die Pferde ein und dem, sowohl den Dorftntschern, wie den Fuhrleuten eigenem Ehrgeize huldigend, jagte er sie über die Brücke und am Garten vorbei. Als sie das Dorf verlassen, fuhren sie bergauf, und Wladimir erblickte einen Birkenwald und links auf einem offenen Platze ein graues Häuschen mit einem rothen Dache. Sein Herz sing an heftig zu schlagen: vor ihm lag Kistenewka und das armselige Haus seines Vaters. Nach zehn Minuten fuhr er auf den Hof ein. Er fah mit einer unbeschreiblichen Bewegung umher: zwölf Jahre hatte er feine Heimat nicht gesehen. Die kleinen Birken, die man damals am Gitter gepflanzt hatte, waren jetzt hohe, astreiche Bäume geworden. Der Hof, den einst drei regelmäßige Blumenbeete schmückten, um die ein breiter, sorgfältig gekehrter Weg

ging, war in eine ungemähte Wiese verwandelt, auf der ein gekoppeltes
Pferd weidete. Die Hunde schlugen an. Als sie aber Anton erkannten,
schwiegen sie und wedelten mit den zottigen Schweifen. Das Zofgesinde
lief aus den Dienerhäusern herbei und umringte den jungen Herrn mit lauten
Freudenbezeugungen. Kaum konnte er sich einen Weg durch diese eifrige
Menge bahnen und eilte die baufällige Treppe hinauf. In: Flur trat ihn,
Egorowna entgegen und «mannte weinend ihren Pflegling, „Guten Tag,
guten Tag, Alte," wiederholte er, indem er die liebe Alte cm's Herz drückte:
„wie befindet sich mein Vater? wo ist er? wie geht es ihm?"
Ein großer, bleicher, magerer Greis, der kaum im Stande war, die
Füße zu heben, mit einem Schlafrock und einer Nachtmütze angethan, betrat
in diesem Augenblick den Saal.
„Wo ist Wolodja?" sagte er mit schwacher Stimme, und Wladimir
umarmte mit Warme seinen Vater. Die Freude übte eine zu starke Er-
schütterung auf den Kranken aus; er wurde schwach, seine Füße gaben unter
ihm nach, und er wäre gefallen, wenn der Sohn ihn nicht gestützt hätte.
„Warum hast Du das Bett verlassen?" sagte Egorowna zu ihm; „auf
den Füßen kann er nicht mehr stehen, aber er muß dahin gehen, wo die
Anderen sind."
Man trug den Greis in's Schlafzimmer. Er versuchte mit dem Sohne
zu sprechen, aber die Gedanken verwirrten sich in seinem Kopfe, und seine
Worte hatten keinen Zusammenhang. Er schwieg und schlummerte ein.
Wladimir war sehr bestürzt über seinen Instand. Er richtete sich in seinem
Schlafzimmer ein und bat, man möge ihn allein mit dem Vater lassen. Die
Leute gehorchten. Sie wandten sich nun zu Grischa, führten ihn in die Ge-
sindestube, wo sie ihn der Dorfsitte gemäß mit möglichster Herzlichkeit em-
pfingen, ilm aber mit Fragen und Begrüßungen qnälten.
Wo «inst °«i lisch m!t N»e>l«n st»>'!>, stiht jl»! «!» Sorg.
Einige Tage nach seiner Ankunft wollte der juuge Dubrowskn Einsicht
in die Geschäfte nehmen, aber der Vater war nicht im Stande, ihm die
nöthigen Erklärungen zu geben, hatte auch keinen Bevollmächtigten. Als
der Sohn die Papiere in Ordnung bringen wollte, fand er nur den ersten
Brief von dem Vorsitzenden des Gerichtes und den Entwurf der auf den-
selben ertheilten Antwort. Daraus konnte er keinen klaren Begriff über
den Rechtsstreit bekommen, und er entschloß sich, die Folgen abzuwarten, auf
die Gerechtigkeit feiner Sache vertrauend.
Unterdessen wurde die Gesundheit von Andrei Gawrilowitsch stündlich
schlechter. Wladimir sah dessen baldige Auflösung voraus und verließ nicht
mehr den in vollkommene Kindheit verfallenen Greis.
Inzwischen war die durch das Gesetz bestimmte Frist verstrichen und
die Berufung nicht eingereicht worden. Kistenewka gehörte nunmehr Troe-

kuroff. Schabaschtin erschien vor ihn: mit Verbeugungen uud Glückwünschen
und mit der Bitte, bestimmen zu wollen: „wann es ihm, Troeturoff, er-
wünscht sein würde, in den Besitz des neuerworbenen Gutes zu treten —
ob persönlich, oder wem er geruhen würde, eine Vollmacht dafür zu geben?"
Kyrill Petrowitsch wurde verlegen. Von Natur war er nicht habsüchtig;
der Wunsch nach Rache hatte ihn zu weit geführt; sein Gemissen regte sich.
Er wußte, in welchen« Zustande sein Gegner, der alte Genosse seiner Jugend,
sich befand, und der Sieg erfreute nicht sein Herz. Er sah Schabaschtin
grimmig an und suchte nach einein Vorwande, ihn auszuschelten. Da er
aber keinen guten Grund dazu fand, sagte er barsch zu ihm: „Ich habe
jetzt keine Zeit für Dich!"
Als Schabaschtin sah, daß der Herr schlechter Laune war, entfernte
er sich eilig mit einer tiefen Verbeugung. Kyrill Petrowitsch, allein in
seinem Zimmer, sing an auf und abzugehen und die Melodie des Liedes:
„Ter Donner des Sieges ertöne" zu pfeifen, was bei ihm stets eine un-
gewöhnliche Gemüthscmfregung bekundete.
Endlich befahl er seinen Nagen anzuspannen, zog sich recht warm an
(es war schon Ende September) und verließ, selbst kutschirend, den Hof.
Bald erblickte er das Häuschen von Andrei Gawrilowitsch. Nider-
strebende Gefühle erfüllten seine Seele. Befriedigte Rache und Herrschsucht
betäubten bis zu einem gewissen Grade edlere Regungen, aber endlich siegten
diese letzteren. Er entschloß sich, mit seinem alten Nachbar Frieden zu schließen,
jede Spur des Streites zu vernichten und ihm seinen Besitz zurückzuerstatten.
Nachdem er sein Gemüth mit dieser guten Absicht erleichtert hatte, setzte
Kyrill Petrowitsch sein Pferd in Trab, fuhr geradewegs auf das Gehöfte
und hielt bei der Auffahrt an.
Währenddem saß der Kranke am Fenster feines Schlafzimmers. Er
erkannte Kyrill Petrowitsch, und eine entsetzliche Aufregung malte sich auf
seinem Gesichte ab: tiefe Nöthe trat an die Stelle seiner gewöhnlichen Blässe,
die Augen blitzten, er brachte undeutliche Töne hervor! Sein Sohn, der
sich neben ihm niit den Haushaltimgsbüchern beschäftigte, war über seinen
Zustand ganz bestürzt. Der Kranke zeigte auf den Hof mit dem Ausdruck
des Schreckens und des Zornes. In diesem Augenblicke ertönte der schwere
Gang und die Stimme von Egorowna:
„Gnädiger Herr, gnädiger Herr! Kyrill Petrowitsch ist angekommen,
Kyrill Petrowitsch ist an der Treppe!"
Tann schrie Egorowna auf: „O Gott! was ist das? was ist mit ihm
geschehen?"
Andrei Gawrilowitsch versuchte den Saum seines Schlafrockes zu fassen
und wollte sich vonl Sessel erheben, richtete sich auf, und plötzlich siel er um.
Ter Sohn stürzte zu ihm: der Greis lag besinnungslos am Boden: er
nthmete nicht mehr: der Schlag hatte ihn gerührt.
„Schnell, schnell zur Stadt, nach einem Arzte!" rief Wladimir.

„Kyrill Petrowitsch ftägt nach Ihnen," sagte der eintretende Diener.
Wladimir warf ihm einen furchtbaren Blick zu.

„Sage Kyrill Petrowitsch, er solle sich schleunigst entfernen, ehe ich ihn vom Hofe jagen lasse . . . geh'!"

Der Diener lief freudig den Befehl seines Herrn auszuführen. Egorowna schlug die Hände zusammen. „Du, unser Väterchen," sagte sie mit weinerlicher Stimme, „Du wirst Dich zu Grunde richten! Kyrill Petrowitsch wird uns vernichten!

„Schweige, Alte," sagte zornig Wladimir. „Schicke gleich Anton nach der Stadt zum Arzte."

Egorowna ging hinaus. Im Vorzimmer war Niemand; alle Leute hatten sich auf dem Hofe versammelt, um Kyrill Petrowitsch anzusehen. Sie standen an der Treppe und hörten die Antwort des Dieners, die er im Namen des jungen Herrn ausrichtete. Im Wagen sitzend, hörte sie Kyrill Petrowitsch an. Sein Gesicht ward finster wie die Nacht, er lächelte mit Verachtung, fah die Leute grimmig an und verlies; langsam den Hof. Er sah auch nach dem Fenster, an welchem einen Augenblick vorher Andrel Gawrilowitsch gesessen hatte, wo er aber nicht mehr war. Die Wärterin stand auf der Treppe und hatte den Befehl ihres Herrn vergessen. Das Gesinde besprach laut das Geschehene. Plötzlich erschien Wladimir unter den Leuten und sagte kurz: „Der Arzt ist nicht mehr nöthig — der Vater ist todt!"

Es entstand eine Verwirrung. Die Leute stürzten in's Zimmer des alten Herm. Er lag ini Sessel, auf den ihn Wladimir getragen hatte; seine rechte Hand hing zur Erde, der Kopf war auf die Brust gesunken, es mar schon kein Zeichen des Lebens mehr in diesem noch nicht erkalteten Körper. Egorowna schluchzte auf; die Diener umringten die, ihrer Fürsorge anvertraute Leiche, wuschen sie, zogen ihr die noch im Jahre 1797 gemachte Uniform an und legten den entseelten Körper auf denselben Tisch, an welchem während so vieler Jahre sie ihren Herrn bedient hatten.

V.

Das Begräbnis; fand am dritten Tage nach dem Tode statt. Die Leiche des armen Greises lag im Sarge mit einem Tuche bedeckt und von Kerzen umgeben. Das Eßzimmer war mit dem Hausgesinde angefüllt, welches sich auf das Heraustragen des Todten vorbereitete. Wladimir und die Bedienten hoben den Sarg auf. Der Geistliche ging voran, der Küster folgte ihm, die Todtengebete singend. Der Herr von Kistenewka verließ zum letzten Male die Schwelle seines Hauses. Der Sarg wurde durch den Wald getragen — die Kirche befand sich hinter demselben. Der Tag mar klar und kalt; die herbstlich gefärbten Blätter, fielen von den Bäumen. Beim Verlassen des Waldes erblickte man die hölzerne Kirche von Kistenewka

und den mit alten Linden bepflanzten Kirchhof. Da ruhte die Leiche von Wladimirs Mutter; neben ihrem Grabe hatte man an: Tage vorher ein neues geschaufelt. Die Bauern von Kistenewka, welche gekommen waren, ihren« Herrn die letzte Ehre zu erweisen, füllten die Kirche. Der junge Dubrowsky stellte sich am Chore auf; weder weinte er, noch betete er, aber der Ausdruck seines Gesichtes war schreckenerregend. Die traurige Feier vollzog sich. Wladimir nahm von der Leiche Abschied, nach ihm das ganze Hofgesinde; man brachte den Deckel und schloß den Sarg. Die Weiber heulten laut, die Bauen: trockneten ihre Thränen mit der Faust. Wladimir und dieselben drei Diener trugen den Sarg auf den Kirchhof, unter den« Geleite des ganzen Dorfes. Der Sarg wurde heruntergelassen, die Anwesende,: warfen noch eine Hand voll Erde auf denselben, das Grab wurde geschlossen. Alle verbeugten sich und gingen auseinander. Wladimir entfernte sich rasch, eilte Allen voraus und verschwand im Walde von Kistenewka. Egorowna lud in seinem Namen den Popen und die Kirchendiener zun: Leichenschmause ein und theilte ihnen mit, daß der junge Herr nicht beabsichtige, demselben beizuwohnen. Und so begaben sich der Vater Anissim, seine Frau Fedotowna und der Kirchendiener zu Fuß nach dem herrschaftlichen Hof, indem sie mit Egorowna die Tugenden des Verstorbenen und das wahrscheinliche Schicksal seines Nachfolgers besprachen. Die Ankunft Troeturoffs und der ihm zu Theil gewordene Empfang waren fchon im ganzen Kreise bekannt, und die dortigen Politiker prophezeiten wichtige Ereignisse.

„Was sein wird, wird fein," fagte die Frau des Geistlichen, „aber es ist schade, wem: nicht Wladimir Andrelewitsch unser Herr wird. Ein wackerer Herr, anders kann man nicht sagen."

„Und wer sonst, sollte Herr bei uns sein, wenn nicht er?" unterbrach sie Egorowna, „umsonst erhitzt sich Kyrill Petrowitsch — auf einen Schüchternen ist er nicht gefallen. Mein Herzliebster wird schon für sich einstehen, und Gott wird sorge», daß er Beschützer findet. Hochmüthig ist Kyrill Petrowitsch, und doch kniff er den Schwanz ein, als mein Grifcha ihm zurief: „fort, alter Hund, mache, daß Du vom Hofe kommst!"

„Ach, Egorowna," sagte der Küster, „ich glaube, eher würde ich darauf eingehen, mich mit dem Teufel zu balgen, als Kyrill Petrowitsch scheel anzusehen. Wenn man ihn erblickt — Schreck und Grausen! — und der Rücken beugt sich von selbst . . . beugt sich nur so . . ."

„Nichtigkeit der Eitelkeit!" sagte der Geistliche, „auch Kyrill Petrowitsch werden wir die letzte Ehre erweisen, gerade so, wie wir es heute Andrel Gawrilowitsch gethan haben, nur daß das Leichenbegräbniß reicher sein und man mehr Gäste dazu einladen wird, aber ist es dem lieben Gott nicht ganz gleich?"

„Ach, Väterchen! auch wir wollten den ganzen Bezirk zusammenladen, aber — was soll man machen — Wladimir Andrelewitsch hat es nicht gewollt. Sei unbesorgt, wir haben von Allem genug. Alles ist bereit. Und

wenn auch keine anderen Menschen da sind, weide ich Euch, theure Gäste, reichlich bewirthen."

Dieses freundliche Versprechen und die Hoffnung, ein leckeres Mahl vorzufinden, beschleunigten die Schritte der Sprechenden. Sie gelangten glücklich in's Herrenhaus, wo der Tisch schon gedeckt und der Branntwein aufgetragen war.

Unterdessen drang Wladimir in das Dickicht des Waldes, um zu versuchen, durch Bewegung und Ermüdung den Seelenschmerz zu betäuben. Er ging, ohne auf den Weg zu achten; die Neste streiften und verwundeten ihn jeden Augenblick, feine Füße fanten in den Sumpf, — er merkte nichts davon.

Endlich erreichte er eine kleine, vom Walde umgebene Lichtung. Ein Nächlein fchlängelte sich fchweigend längs den vom Herbste schon halb entlaubten Bäumen. Wladimir blieb stehen, setzte sich auf den kalten Nasen, und Gedanken, einer düsterer als der anderer, durchwühlten feine Seele. . . Schmerzlich empfand er seine Vereinsamung, seine Zukunft erschien ihm von drohenden Wolken verhüllt. Die Feindschaft mit Troekuroff kündigte ihm neues Unglück an. Sein kleines Besitzthum konnte in andere Hände übergehen, in welchem Falle der Bettelstab feiner harrte. Lange faß er unbeweglich auf derselben Stelle, blickte auf den ruhigen Lauf des Baches, der ein Paar welke Blätter davon trug. Er erschien ihm als ein Symbol des Lebens, ein so richtiges, so gewöhnliches Sinnbild. Endlich bemerkte er, daß es zu dämmern ansing. Er stand auf und sing an, den Heimweg zu fuchen, doch lange irrte er noch im unbekannten Walde umher, bis er endlich auf einen Pfad kam, der ihn zum Thore feines Hanfes brachte.

Dubrowsky begegnete den« Geistlichen mit den Kirchendienern. Der Gedanke an eine unglückliche Vorbedeutung fuhr ihm durch den Sinn.*) Unwillkürlich ging er abseits und verbarg sich hinter den Bäumen. Jene bemerkten ihn nicht und sprachen lebhaft miteinander: „Entferne Dich vom Uebel und thue Gutes," sagte der Pope zu seiner Frau.

„Wir haben keinen Grund, hier zu bleiben. Deine Schuld ist es nicht, wie auch die Sache ablaufen mag." Die Frau erwiderte etwas, aber Wladimir konnte es nicht hören.

Als er sich dem Haufe näherte, fah er viele Menschen versammelt: die Bauern und das Gesinde drängten sich auf dem herrschaftlichen Hofe. Schon von Weitem hörte Wladimir ungewöhnlichen Lärm und Sprechen. An der Remise standen zwei Trockas. Auf der Treppe schienen ein Paar unbekannte Männer in Uniform etwas zu besprechen. „Was heißt das?" frug er ärgerlich Anton, der ihm entgegenlief, „wer sind jene Männer, und was wollen sie?"

*) Es ist ein russischer Aberglaube, daß die Begegnung eines Priesters Unglück bringt.

„Ach, Väterchen Wladimir Andreiewitsch," antwortete Anton ganz außer Äthem, „das Gericht ist angekommen. Man übergicbt nns an Troekuroff, man entreißt uns Deiner Obhut."
Wladimir senkte den Kopf. Die Leute umringten ihren unglücklichen Herrn.
„Du, unser Vater," riefen sie, indem sie ihm die Hände küßten, „wir wollen keinen anderen Herrn, als nur Dich. Lieber sterben wir, als daß wir Dich aufgeben. Befiehl, Herr, mit dem Gericht werden wir fertig."
Wladimir sah sie an, und düstere Gefühle bewegten ihn. „Bleibt ruhig," sagte er ihnen; „ich werde mich mit den Gerichtsdienein auseinandersetzen."
„Rede mit ihnen, Väterchen," rief ihm die Menge zu; „und sprich den Verdammten in's Genüssen!"
Wladimir näherte sich den Beamten. Schabaschkin stand mit der Mütze auf dem Kopfe, die Hände auf die Hüften gestemmt, und blickte stolz um sich. Als der Kreisrichter, ein großer und starker, fünfzigjähriger Mann, mit einem rothen Gesicht und Schnurrbart, den herannahenden Dubrowsky erblickte, rief er mit heiserer Stimme: „Also, ich wiederhole Euch, was ich schon gesagt: nach dem Spruche des *** Bezirksgerichtes, gehört Ihr Knrill Petrowitsch Troekuroff, der hier durch Herrn Schabaschkin vertreten ist. Gehorcht ihm in Allem, was er befehlen wird, und Ihr, Frauenzimmer, liebt und ehrt ihn, er ist ein großer Liebhaber des schönen Geschlechtes."
Bei diesem zweideutige» Scherz fing der Kreisrichter an zu lachen. Schabaschkin und die übrigen Beamten folgten seinem Beispiele. Wladimir kochte vor Wnth.
„Erlauben Sie mir zu fragen, was bedeutet Alles das?" sagte er zu dem vergnügten Kreisrichter mit angenommener Kaltblütigkeit.
„Es bedeutet," antwortet der spitzfindige Kreisrichter, „daß wir gekommen sind, um Knrill Petrowitsch Troekuroff in Besitz zu setzen und die Anderen zu bitten, sich freiwillig auf und davon zu machen.
„Es scheint mir, daß Sie sich zuerst an mich, nicht aber an meine Bauern hätten wenden sollen, um dem Gutsbesitzer seine Machtentsebung mitzutheilen."
Der frühere Gutsbesitzer, Andrei Gawrilowitsch, Sohn von Dubrowsky, ist nach Gottes Rathschluß gestorben, und Du, wer bist Du?" sagte Schabaschkin mit einem frechen Blick: „wir kennen Dich nicht und wollen Dich auch nicht kennen."
„Euer Wohlgeboren, es ist unser junger Herr," sagte eine Stimme aus der Menge.
„Wer wagt es, dort das Maul aufzusperren?" sagte streng der Kreisrichter, „was für ein Herr? Euer Herr ist Knrill Petrowitsch Troekuroff, hört Ihr, Tölpel?"
„Warum nicht gar," sagte dieselbe Stimme.

„Das ist ja ein Aufruhr!" rief der Kreisrichter. „He, Vorsteher,
hierher!"
Der Dorfschulze trat vor.
„Finde augenblicklich heraus, wer es gewagt hat, mit mir zu reden,
ich werde ihn züchtigen!"
Der Dorfschulze trat unter die Menge und frug, wer gesprochen habe;
Alle schwiegen; aber bald erhob sich in den hintersten Reihen ein Gemurmel.
Dasselbe nahm zu und verwandelte sich schnell in ein entsetzliches Geheul.
Der Kreisrichter ließ die Stimme sinken und wollte das Volk überreden . . .
„Aber wozu auf ihn hören," rief das Hofgesinde. „Kinder, faßt ihn!"
und die Menge setzte sich in Bewegung. Schabaschkin und die Mitglieder
des Landgerichtes flüchteten in den Flur und schlössen die Thür.
„Kinder, vorwärts!" rief dieselbe Stimme, und die Menge drängte vor.
„Bleibt stehen," rief Dubrowskv, „Dummköpfe feid Ihr! Ihr richtet
Euch und mich zu Grunde, geht heim und laßt mich in Ruhe! Fürchtet
nichts, der Kaiser ist barmherzig; ich werde ihn anflehen; er wird uns nicht
im Stiche lassen; wir sind alle seine Kinder; aber wie kann er Euch in
Schuh nehmen, wenn Ihr aufrührerisch werdet?"
Die Rede des jungen Tubrowsky, seine klangvolle Stimme und sein
gebieterisches Aeußere machte den gewünschten Eindruck. Das Volk beruhigte
sich und ging auseinander; der Hof leerte sich. Die Mitglieder des Gerichtes
saßen zusammen im Hause. Wladimir betrat traurig den Flur. Schabaschkin
öffnete die Thüre und fing an mit demüthigen Bücklingen Dubrowsky für
seine gnädige Dazwischenkunft zu danken.
Wladimir hörte ihn mit Verachtung an, ohne ihn einer Antwort zu
würdigen.
„Wir haben beschlossen," fuhr der Assessor fort, „mit Ihrer Erlaubnis;
eine Nacht hier zuzubringen, denn es ist schon dunkel, und Ihre Bauern
könnten uns unterwegs überfallen. Haben Sie die Gnade und befehlen
Sie, daß man zum Schlafen wenigstens Heu in's Zimmer bringt; fobald
der Morgen dämmert, werden wir heimkehren."
„Thun Sie, was Sie wollen," antwortete trocken Tubrowsky, „ich
bin ja hier nicht mehr der Herr."
Mit diesen Worten entfernte er sich in das Zimmer seines Vaters
und schloß hinter sich die Thüre.

VI.

„Also, es ist Alles zu Ende!" sagte Wladimir zu sich selbst: „noch
heute früh hatte ich ein Unterkommen und ein Stück Brod, morgen werde
ich das Haus, in dem ich geboren bin, verlassen müssen. Mein Vater, die
Erde, in der er ruht, wird einem verabscheuungswttrdigen Manne angehören,
dem Urheber seines Todes und meiner Armuth!" . . .

Wladimir biß die Zähne zusammen, und seine Augen blieben unbeweglich am Bilde seiner Mutter haften. Der Maler hatte sie an ein Geländer gelehnt, in einem weißen Morgenkleide, mit einer Rose im Haar dargestellt. „Und dieses Bild wird dem Feinde unserer Familie anHeim fallen," dachte Wladimir, „es wird auf den Speicher mit zerbrochenen Stühlen geworfen oder im Vorzimmer als Gegenstand des Spottes und der Bemerkungen seiner Hundeaufseher aufgehängt weiden, und in ihrem Schlafzimmer, wo der Vater gestorben, wird sich sein Verwalter niederlassen, oder sein Harem untergebracht werden. Nein, nein! Er soll das traurige Haus nicht bekommen, aus welchem er mich verjagt."
Wladimir knirschte vor Wuth; schreckliche Gedanken kamen ihn: in den Sinn. Die Stimmen der Gerichtsbeamten drangen bis zu ihm, sie verlangten bald dies, bald jenes, und lenkten ihn auf peinliche Weise von seinen traurigen Gedanken ab. Endlich wurde Alles still.
Wladimir öffnete die Kommoden und Schubladen und beschäftigte sich mit dem Ordnen der Papiere des Verstorbenen. Größtentheils bestanden dieselben aus Haushaltsrechnungen und verschiedenen Geschäftsbriefen. Wladimir zerriß sie ungelefen. Ein Packet siel ihn» in die Hände mit der Überschrift: „Briefe meiner Frau." Mit heftiger Gemüthsbewegung durchlas Wladimir dieselben. Sie waren während des türkischen Feldzuges in Kistenewka geschrieben. Sie beschrieb ihm ihr Landleben und ihre häuslichen Beschäftigungen, beklagte sich zärtlich über die Trennung und rief ihn zurück in die Umarmung der treuen Gefährtin. In einem der Briefe theilte sie ihm ihre Besorgniß über die Gesundheit des kleinen Wladimir mit; in einen« anderen freute sie sich über seine frühzeitigen Eigenschaften und prophezeite ihm eine glückliche und glänzende Zukunft. Wladimir vertiefte sich in das Lefen, und indem er sich in Gedanken in die Welt des Familienglückes versenkte, vergaß er Alles um sich her und bemerkte nicht, wie die Zeit verging. Die Wanduhr schlug elf. Wladimir steckte die Briefe in die Tasche, nahm das Licht und verließ das Zimmer. Im Saale schliefen die Beamten auf der Erde. Die von ihnen geleerten Gläser standen auf dein Tische, und ein starker Numgeruch war im Zimmer bemerkbar. Mit Abscheu ging Wladimir an ihnen vorüber in das Vorzimmer. Dort war es dunkel. Als das Licht erschien, verbarg sich Jemand in einer Ecke des Raumes. Wladimir leuchtete dahin und erkannte Archip den Schmied.
„Warum bist Du hier?" frug er mit Erstaunen.
„Ich wollte ... ich kam, um nachzusehen, ob Alle zu Hause wären," antwortete leise und stockend Archip.
„Und warum hast Du eine Axt bei Dir?"
„Warum die Art? Aber wie kann man denn jetzt ohne Art gehen? Diese Beamten sind solche Raufbolde, man muß . . ."
„Dil bist betrunken; wirf die Axt weg, gehe Dich ausfchlafen."

Dubrowsky, 25)
„Ich betrunken? Väterchen Wladimir Andreiewitsch, Gott ist Zeuge,
nicht einen Tropfen habe ich im Munde gehabt . . . als ob der Wein
einem jetzt in den Sinn käme! Hat man jemals so was gehört! Die
Gerichtsbeamten haben es sich ausgedacht, über uns zu herrschen, die Gerichts-
beamten jagen unsere Herrschaft vom Hofe. Wie sie schnarchen, die Ver-
dammten; 3Me müßte man mit einem Hiebe . . . kein Hahn würde danach
krähen."
Dubrowski machte ein finsteres Gesicht.
„Höre, Archiv," sagte er nach kurzem Schweigen, „lasse Deine Einfälle, die
Gerichtsbeamten sind nicht schuldig. Stecke die Laterne an und folge mir nach."
Archiv nahm das Licht aus den Händen seines Herren, suchte die
Laterne hinter dem Ofen hervor und steckte sie an. Veide stiegen leise die
Treppe hinab und gingen auf den Hof. Der Wächter sing an auf dein
gußeisernen Brett zu trommeln; die Hunde schlugen an.
„Wer hat die Wache?" frug Dubrowsky.
„Wir, Väterchen," antwortete eine dünne Stimme: „Wassilissa und
Lukerja."
„Geht nach Hause," sagt ihnen Dubrowsky: „man braucht Euch nicht!"
„Feierabend," fügte Archip hinzu.
„Hab' Dank, Herr," antworteten die Weiber und gingen nach Hause.
Dubrowsky ging weiter. Zwei Männer näherten sich ihm; sie riefen
ihn an. Dubrowsky erkannte die Stimme von Anton und Grifcha.
Warum schlaft Ihr nicht?" frug er sie.
„Können wir denn an Schlaf denken?" antwortete Anton, „was er-
leben wir, wer hätte gedacht" . . .
„Leifer," unterbrach ihn Dubrowsky, „wo ist Egorowna?"
„In dem Herrschaftshause, in ihrem Stübchen," antwortete Grischa.
„Geh', bringe sie her, und führe alle unsere Leute aus den« Haufe,
daß außer den Gerichtsbeamten keine Seele darin bleibe, und Du, Anton,
spanne die Telega an."
Grischa ging fort; nach einer Minute erschien er wieder mit seiner
Mutter. Die alte Frau hatte sich diese Nacht nicht ausgezogen; außer den
Gerichtsbeamten hatte Niemand die Augen geschlossen.
„Sind Alle hier?" frug Dubrowsky, „ist nicht Jemand noch im Hause
geblieben?"
„Niemand außer den Gerichtsbeamten," antwortete Grischa.
„Gebt Heu und Stroh her," sagte Dubrowsky. Die Leute liefen in
den Stall und kamen mit den Armen voll Stroh zurück.
„Legt es unter die Treppe, so; nun, Kinder, Feuer!"
Archip öffnete die Laterne, Dubrowsky brannte einen Spahn cm.
„Watte," sagte er zu Archip, „es kommt mir vor, als ob ich in der
Eile die Thüre nach dem Vorzimmer abgeschlossen hätte; gehe schnell hin
und mache sie auf."

Archip lief in den Flnr, die Thüre war auf; Archip schloß sie ab und
fügte halblaut hinzu: „Aufschließen . . . warum nicht gar," und kehrte zu
Dubrowsky zurück.
Dubrowsky nahm den Spahn, das Heu sing Feuer, die Flammen
fchlugen empor und beleuchteten den ganzen Hof.
„O Gott," rief jammernd Egorowna, „Wladimir Andrei'ewitsch, was
machst Du?"
„Schweig," sagte Dubrowsky. „Nun, Kinder, lebt wohl, ich gehe,
wohin mich Gott führen wird; werdet glücklich mit Eurem neuen Herrn."
„Du, unser Vater, unser Ernährer," riefen die Lente, „wir sterben
lieber —- Dich lassen wir nicht, wir gehen mit Dir."
Die Pferde fuhren vor. Dubrowsky setzte sich mit Grischa in die
Telega; Anton schlug auf die Pferde ein, und sie verließen den Hof.
Die Flammen umfaßten fofort das ganze Haus. Die krachenden
Dielen stürzten ein; die rauchenden Balken singen an zu fallen; rother Nauch
wirbelte über dem Dache, klägliches Geschrei und Rufe ertönten: „Helft,
helft!"
„Warum nicht gar," sagte Archip, der mit einem boshaften Lächeln
die Feuersbrunst betrachtete.
„Archipuschka," sagte ihm Egorowna, „rette sie, die Verdammten, Gilt
wird es Dir lohnen."
„Warum nicht gar," sagte wieder der Schmied. In diesem Augen-
blick zeigten sich die Beamten an den Fenstern, indeni sie sich bemühten, die
doppelten Nahmen auszubrechen. Aber da stürzte das Dach polternd ein
— und das Wehgeschrei verhallte.
Bald erschien das ganze Gesinde auf den, Hofe. Die Weiber eilten
mit Geschrei, um ihre Habseligkeiten zu retten, die Kinder sprangen herum
und bewunderten die Feuersbrunst.
Die Funken sprühten wie ein Feuerregen, die Bauernhäuser singen an
zu brennen.
„Jetzt ist Alles gut!" sagte Archip, „ha, wie's brennt! Hoffentlich sieht
es von Pokrowskoe schon aus."
In diesem Augenblick erregte eine neue Erscheinung seine Aufmerksamkeit:
eine Katze lief auf dem Dache der brennenden Scheune herum, nicht wissend,
wohin sie sich retten sollte. Die Flammen umringten sie von allen Seiten.
Das arme Dhier rief kläglich um Hilfe; die Vengel wollten sich todtlachm,
als sie ihre Verzweiflung sahen.
„Warum lacht Ihr, Teufelsbrut," fagte ärgerlich der Schmied, „den
lieben Gott fürchtet Ihr nicht, ein Geschöpf Gottes geht zu Grunde, und
Ihr freut Euch aus Albernheit," und eine Leiter an das angebrannte Dach
stellend, kletterte er zu der Katze hinauf; sie verstand seine Absicht und
klammerte sich eilig mit Dankbarkeit an seine Hände. Halbversengt stieg
der Schmied mit seiner Beute herunter.

„Nun, Kinder, lebt wohl," sagte er den bestürzten Leuten, „ich habe
hier nichts mehr zu thun; bleibt glücklich, erinnert Euch meiner nicht im
Vösen."
Der Schmied ging fort. Das Feuer wüthete noch einige Zeit, be-
ruhigte sich dann endlich, und nur Kohlenhaufen glühten noch hell ohne Flammen
im Dunkel der Nacht. Um sie herum gingen die abgebrannten Einwohner
von Kistenewka.

VII.

An dem nächsten Tage verbreitete sich die Kunde von der Feuersbrunst
durch den ganzen Bezirk. Alle besprachen sie mit verschiedenen Vermuthungen
und Voraussetzungen. Die Einen behaupteten, daß die Leute von Dubrowsky,
nachdem sie sich auf den: Leichenschmause betrunken, das Haus aus Unvor-
sichtigkeit angesteckt hätten. Andere beschuldigten die Gerichtsbeamten, welche
sich bei der Besitzergreifung berauscht hätten. Einzelne erriechen die Wahrheit
und behaupteten, daß der Urheber dieses furchtbaren Unglücksfalles Dubrowsky
selbst gewesen fei. Viele fugten aber, ^daß er selbst mit dem Gerichte und
allen Hofbediensteten verbrannt fei. Troekuroff fuhr am anderen Tage an
die Unglücksstätte und führte felbst die Untersuchung. Es stellte sich heraus,
daß der Kreisrichter, der Assessor vom Landgericht, der Advocat und der
Schreiber, sowie Wladimir Dubrowsky, die Kinderfrau Egorowna, der Diener
Gregor, der Kutfcher Anton und der Schmied Archiv verschwunden seien.
Alle Hofbedienstete bezeugten, daß die Beamten verbrannt seien, als das
Dach einstürzte. Ihre verkohlten Leichen wurden ausgegraben. Die Weiber
Wassilissa und Lukerja sagten, daß sie Dubrowsky und den Schmied Archip
ein paar Minuten vor Ausbruch des Feuers geseheu hätten. Der Schmied
Archip war nach allgemeinem Zeugnis; am Leben und wahrscheinlich der
hauptsächliche, wenn nicht der alleinige Urheber der Feuersbrunst. Auf
Dubrowsky lastete auch ein starker Verdacht. Kyrill Petrowitfch sandte dem
Gouverneur eine ausführliche Befchreibung des Vorfalles, und die Unter-
fuchung nahm ihren Anfang. Bald gaben andere Ereignisse der Neugierde
und dem Gerede Nahrung. Es tauchten nämlich plötzlich Räuber in der
Umgegend auf und verbreiteten überall hin Schrecken. Die gegen sie er-
griffenen Maßregeln erwiesen sich als unzureichend. Plünderungen, eine
merkwürdiger als die andere, folgten aufeinander. Weder auf deu Wegen,
noch in den Dörfern war Sicherheit zu finden. Ein paar mit Näuberu ge-
füllte Troitas fuhren tagsüber durch das Gouvernement, hielten die Reisen-
den und die Post an, erschienen in den Dörfern, plünderten die Häufer der
Gutsbesitzer und überlieferten sie den Flammen. Der Anführer der Bande
zeichnete sich durch Klugheit, Unerschrockenheit nnd eine gewisse Großmuth
aus. Man erzählte Wunderdinge von ihm. Dubrowskys Name war in
Aller Munde. Alle waren überzeugt, daß niemand Anderes als er die toll-
kühnen Uebelthäter anführe. Nor über einen Umstand war man erstaunt:

die Besitzungen von Troekuroff wurden verschont, die Räuber plünderten bei ihm keine einzige Scheune und hielten keine einzige seiner Fuhren an. Mit seiner gewohnlichen Ueberhebung schrieb Troekuroff diese Ausnahme der Furcht zu, die er verstanden hatte, dem ganzen Gouvernement einzuflößen, wie auch besonders der von ihm in seinen Dörfern eingesetzten vorzüglichen Polizei. Anfangs lachten die Nachbarn über den Hochmuth von Troekuroff, und Jeder erwartete, daß die ungeladenen Gäste Pokrowskoe, wo sie sich gütlich thun konnten, heimsuchen würden. Aber endlich wurde man genöthigt, zuzugeben, daß die Räuber ihm eine unbegreifliche Achtung erwiesen. Troekuroff triumphirte, und bei jeder Kunde eines neuen Naubanfalles erging er sich in anzüglichen Redensarten über den Gouverneur und die Chefs der Landvolizei, von welchen Dubrowsky immer unbehelligt davonkam.

Unterdessen war der erste October herangekommen, der Tag des Kirchmeihfestes in, Dorfe Troekuroffs. Aber ehe wir zur Erzählung der weiteren Begebenheiten schreiten, müssen mir den Leser mit den für ihn neuen Persönlichkeiten, die wir nur vorübergehend erwähnten, bekannt machen.

VIII.

Der Leser hat wahrscheinlich schon errathen, daß die Tochter von Kyrill Petrowitsch, von der wir nur ein paar Worte gesagt, die Heldin dieser Geschichte ist. Zu deni von uns beschriebenen Zeitpunkte war sie siebzehn Jahre alt, und ihre Schönheit befand sich in voller Blüthe. Der Vater liebte sie bis zum Wahnsinn, doch behandelte er sie mit seinem gewöhnlichen Eigenwillen, indem er bald ihre geringsten Launen befriedigte, bald sie durch seine rauhe, zuweilen sogar grausame Behandlung in Angst versehte. Er war von ihrer Anhänglichkeit überzeugt, aber ihr Vertrauen konnte er nie erringen. Sie nahm die Gewohnheit an, ihre Gefühle und Gedanken vor ihm zu verheimlichen, da sie nie wissen konnte, wie er dieselben beurtheilen würde. Sie hatte keine Gefährtinnen und wuchs in der Einsamkeit auf. Die Frauen und Töchter der Nachbarn kamen selten zn Kyrill Petrowitsch, dessen gewöhnliche Gespräche und Unterhaltungen wohl für Herren, aber nicht für Damen paßten. Selten erschien das schöne Mädchen unter den bei Kyrill Petrowitsch tafelnden Gästen. Die große Bibliothek, die zum größten Theile aus Werken französischer Schriftsteller des XVIII. Jahrhunderts bestand, war ihr zur Verfügung gestellt. Ihr Vater, der nie etwas anderes als die „Vollkommene Köchin" las, konnte sie nicht in der Wahl der Bücher leiten, und begreiflicherweise zog Mascha, nachdem sie verschiedenartige Werke durchstöbert hatte, die Romane vor. Auf diese Weise vollendete sie ihre Erziehung, die einst unter der Leitung von Mamsell Michaud angefangen worden war. Kyrill Petrowitsch erwies derselben ein großes Vertrauen und zu viel Gunst, wodurch er endlich gezwungen wurde, sie in aller Stille auf ein anderes Gut zu schicken, als die Folgen dieser Freundschaft zu sichtbar wurden. Trotzdem hinterließ Mamsell Michand ein ziemlich gutes Andenken. Sie war

eigentlich ein ziemlich gutes Mädchen und mißbrauchte nie den Einfluß, den sie sichtlich auf Kyrill Petrowitsch ausübte, worin sie sich von den anderen oft gewechselten Geliebten unterschied. Selbst Kyrill Petrowitsch schien sie mehr als die Anderen zu lieben. Der schwarzäugige, ungefähr neunjährige Bube, der an die südlichen Züge von Mamsell Michaud erinnerte, wurde bei ihm erzogen und als sein Sohn anerkannt, obgleich eine Menge barfüßiger Kinder, die wie zwei Tropfen Wasser Kyrill Petrowitsch ähnlich sahen, unter seinen Fenstern umherliefen und zu den Hofleuten gerechnet wurden, Kyrill Petrowitsch ließ aus Moskau für seinen kleinen Sascha einen französischen Hauslehrer kommen, der in Pokrowskoe während der Ereignisse, die wir ini Begriffe sind, zu erzählen, eintraf. Dieser Lehrer gefiel Kyrill Petrowitsch durch sein angenehmes Aeußere und sein einfaches Benehmen. Er legte Kyrill Petrowitsch seine Zeugnisse und den Brief eines Verwandten von Troekuroff vor, bei dem er vier Jahre als Erzieher gewirkt hatte. Kyrill Petrowitsch sah die Papiere durch und war nur mit der Jugend seines Franzosen unzufrieden, nicht als ob er diese liebenswürdige Eigenschaft für unvereinbar mit der Geduld und der Erfahrung hielt, die dem unglücklichen Stand der Lehrer so nothmendig sind, aber er hatte seine Zweifel, die er sich augenblicklich entschloß, ihn: mitzutheilen. Zu diesem Zweck ließ Kyrill Petrowitsch Mascha rufen, da er nicht französisch sprechen konnte und diese ihn: als Dolmetscher dienen mußte.

„Komm näher, Mascha! sage Du diesem Mossieu, daß ich ihn, da es nicht anders geht, schon annehmen werde, aber nur unter der Bedingung, daß er es nicht wagt, hier meinen Frauenzimmern den Hof zu machen, fönst werde ich ihn, den Hundsfott . . . übersetze ihm das, Mascha."

Mascha erröthete, und sich zum Lehrer wendend, sagte sie ihm auf französisch, daß ihr Vater auf seine Vescheidenheit und auf sein anständiges Benehmen rechne.

Der Franzose verbeugte sich und antwortete, er hoffe seine Achtung zu erringen, selbst wenn man ihm das Wohlwollen versagen würde.

Mascha übersetzte seine Erwiderung Wort für Wort.

„Gut, gut," sagte Kyrill Petrowitsch. „Er braucht weder Wohlwollen, noch Achtung. Seine Sache ist Sascha zu pflegen, ihm die Grammatik und die Geographie zu lehren . . . übersetze es ihm ..."

Maria Kyrilowna milderte in ihrer Übersetzung die groben Ausdrücke ihres Vaters, und Kyrill Petrowitsch entließ seinen Franzosen nach dem Flügel des Hauses, wo ihm ein Zimmer angewiesen ward.

Mascha schenkte dem jungen Franzosen gar keine Aufmerksamkeit. In aristokratischen Vorurtheilen erzogen, war für sie ein Lehrer eine Art von Diener oder Handwerker, und ein Diener oder Handwerker waren für sie keine Männer. Sie bemerkte deshalb nicht den Eindruck, den sie auf Mr. Deforge hervorgebracht hatte, weder seine Verlegenheit, noch sein Beben, noch seine veränderte Stimme, wenn er mit ihr sprach. Nachher begegnete sie

ihm einige Tage hintereinander ziemlich oft, aber ohne ihn großer Aufmerksamkeit zu würdigen. Auf ganz unerwartete Weise bekam sie eine andere Meinung von ihm.

Auf dem Hofe wurden gewöhnlich ein paar junge Bären großgezogen, welche eine von den Hauptunterhaltungen des Besitzers von Pokrowskoe bildeten. In ihrer ersten Jugend wurden die kleinen Bären täglich in den Salon gebracht, wo Kyrill Petrowitsch sich stundenlang mit ihnen abgab, indem er sie mit Hunden und Katzen durcheinanderhetzte. Herangewachsen, wurden sie, in Erwartung der wirklichen Hetze, an die Kette gelegt. Ab und zu wurden sie vor die Fenster des herrschaftlichen Hauses geführt und eine leere, mit Mgeln beschlagene Tonne, deren Spitzen nach außen standen, vor ihnen hergerollt. Der När beroch sie, dann faßte er sie leise an, stach sich in die Tatzen, ärgerte sich und stieß sie heftiger, wodurch auch der Schmerz heftiger wurde. Er gerieth in Wuth, warf sich mit Gebrüll auf die Tonne, bis man dein armen Thiere den Gegenstand seiner vergeblichen Wuth abnahm. Es kam auch vor, daß man vor eine Telega, in die man mit oder gegen ihren Willen einige Gäste setzte, ein paar Büren spannte und sie dann nach Gottes Willen rennen ließ. Jedoch als bester Spaß galt bei Kyrill Petrowisch folgendes: Man fperrte zuweilen einen ausgehungerten Bären in ein leeres Zimmer ein und band ihn mit einem Strick an einen in der Mauer befestigten Ring an. Ter Strick hatte die Länge des ganzen Zimmers, so daß nur die entgegengesetzte Ecke vor dem Ueberfalle des schrecklichen Thieres Sicherheit bot. Gewöhnlich führte man einen Neuliug an die Thüre dieses Zimmers und stieß ihn wie zufällig in dasselbe hinein. Tie Thüre wurde geschlossen und das unglückliche i^pfer blieb allein mit dem struppigen Einsiedler. Ter arme Gast, mit einem abgerissenen Schoß, einer zerkratzten Hand, entdeckte bald die ungefährliche Ecke. Er war aber genüthigt zuweilen drei volle Stunden an die Wand gedrückt zu stehen und zu sehen, wie zwei Schritte von ihm das gereizte Thier sprang, sich auf die Hinterfüße stellte, brüllte, riß und sich die größte Mühe gab, ihn zn erreichen. Tiefer Art waren die edlen Belustigungen eines nissischen Edelmannes.

Ein paar Tage nach der Ankunft des Hanslehrers erinnerte sich seiner Troekuroff und nahm sich vor, ihn mit deni Bärenzimmer zu bemirthen. Er ließ ihn eines Morgens zn sich rufen. Erst führte er ihn durch verschiedene dunkle Gänge, als sich plötzlich eine Seitenthür öffnete, und zwei Diener den Franzosen in ein Zimmer stießen, in welchem sie ihn einschlössen. Als der Hauslehrer zu sich kam, erblickte er den angebundenen Bären. Tas Thier fing an zu schnaufen, indem es von Weitem seinen Gast beschnüffelte, und plötzlich, sich auf die Hinterfüße stellend, ging es auf ihn los . . . Ter Franzose erschrak nicht, noch versuchte er zu entfliehen, sondern erwartete ruhig den Angriff. Der Bär näherte sich. Teforge nahm aus der Tasche eine kleine Pistole, legte sie dem hungrigen Thier an das 3)hr und schoß. Ter Bär stürzte zusammen. Alle liefen nun herbei.

die Thür wurde aufgemacht, und Kyrill Petrowitsch trat ein, bestürzt über den Ausgang seines Spaßes.

Er wollte durchaus eine Erklärung des Vorfalles haben. Wer hatte Deforge auf den ihm zugedachten Spaß vorbereitet? oder warum hatte er eine geladene Pistole in der Tasche? Er schickte nach Mascha. Sie über-sehte dem Franzosen die Fragen ihres Vaters.

„Ich hatte nichts von dem Baren gehört," antwortete Deforge, „trage aber immer eine geladene Pistole bei mir, weil ich nicht beabsichtige, eine Beleidigung zu dulden, für welche ich, wegen meiner Stellung, keine Genug-thuung fordern darf."

Mascha sah ihn mit Erstaunen an und übersetzte seine Worte. Kyrill Istetrowitsch antwortete nichts, befahl, den Bären hinauszubringen und ihn, das Fell abzuziehen. Dann sich zu seinen Leuten wendend, sagte er: „Was für ein wackerer Bursche! Er hat keine Angst bekommen, bei Gott, er hat keine Angst bekommen."

Von diesem Augenblicke an gewann er Deforge lieb und versuchte nie mehr, ihn auf die Probe zu stellen.

Aber auf Maria Kyrilowna brachte diefer Fall einen noch größeren Eindruck hervor. Ihre Einbildungskraft war berührt: sie sah den todten Bären, den ruhig über ihn stehenden und ruhig niit ihr sprechenden Deforge. Sie erkannte, daß Muth und stolze Eigenliebe nicht ausschließlich einem Stande angehören. Von der Zeit an begann, sie dem jungen Lehrer eine Achtung zu zeigen, die stetig zunahm. Mascha hatte eine prächtige Stimme und große musikalische Anlagen. Deforge bot sich an, ihr Stunden zu geben. Darnach ist es dem Leser nicht schwer, zu errathen, daß Mascha sich in ihn verliebte, ohne es sich noch selbst einzugestehen.

^

Griechische Kunst«r,'chichte von Heinrich Brunn. I. Buch: Die Anfänge und die älteste dekorative Kunst. München 18!13, Vcrlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedrich Bruckmann.

Vor vielen Jahren bereits erwartete die gelehrte Welt mit Spannung das Erscheinen der griechischen Kunstgeschichte, die zu schreiben keiner berufener war, als Heinrich Brunn. Es war aber für die Kundigen leicht, zu verstehen, warum das Werk ausblieb. Denn in den letzten drei D>nnnien ist für die Archäologie das Zeitalter der Entdeckungen angebrochen. Die zuerst verspotteten, dann in ihrer Bedeutung immer mehr anerkannten Ausgrabungen Schliemauns, die Unternehmungen des deutschen Reiches in Olnmpia und Pergllmon, die Thätigkeit des in Athen domicilirten deutschen archäologischen Instituts, mit welchen ähnliche Einrichtungen der Franzosen, Engländer und Amerikaner bald in regen Wettbewerb traten, nicht zum wenigsten schließlich die neuerwachte und auf solide wissenschaftliche Ausbildung gegründete Beteiligung der Griechen selbst an der Forfcherthätigkeit auf dem Boden ihrer Heimat — alle diese Umstände zusammen genommen haben — «on verschiedenen, blendenden Einzelthaten ganz abgesehen — das Material für unsere Kcnntniß, namentlich der ältesten griechischen Kunst, so gänzlich umgestaltet uud de» Kreis der hierauf bezüglichen Anschauungen so ungeheuer erweitert, das; eine historische Darstellung der Gcsammtgebietc mit dem Anspruch auf Vollständigkeit und Vndgültigkeit unmöglich erscheint. Mit Recht betont Brunn in der Einleitung selbst, daß augenblicklich Niemand in der Lage ist, eine Geschichte der griechischen Kunst in absolutem Sinne zu schreiben." Wir müssen ihm aufrichtig dankbar sein, daß er bei alledem es gewagt hat, eine solche in seinem, im Brunn'schen Sinne zu schreibe». Dies bedeutet, das; iu dieser Kunstgeschichte die wahren und nothwendigcn Grundlagen des künstlerischen Schaffens stets auch in den Vordergrund der Betrachtung gestellt und durch jene ebenso eindringliche wie besonnene Methode der Analyse des Kunstwerks, worin Heinrich Brunn ein Meister ist, zur Losung gebracht werden.

Diese Methode der Betrachtung ist sicher nirgends so sehr geboten, als gegenüber den eisten Anfängen der Kunst, welchen das nun vorliegende Buch gewidmet ist. In das Labnrinth der Völkerbeziehungcn, Einflüsse und Rückwirkungen, die das Studium der ältesten lln's Licht gebrachten Knnstdenkmäler eröffnet, vermögen wir an diesem Ariadnefaden getrost einzudringen, geleitet von der unerschütterlichen Ucberzeugung, daß gerade

Au»: Heiniich Äiunn, »Griechische Kunsigeschichte". München. Nerl»g«<>nsl<>lt für Kunst und Wifsenfchaft »orrnalz Friedrich ÄrUllmann.

?lul: Heinrich Vrunn, »Griechische Kunstgefchlchte". München, Nerloglunslult für Kunst und Hüifsenschllsl vormol» Friedrich Äruckmunn.

die griechische Kunst sich aus den sicheren, unveränderlichen Grundgesetzen des Kunstschaffens heraus wie mit innerer Nothwendigteit als ein organisches Ganze entwickelt hat.
Diese Gesetze des Kunstschaffens bestimmen sich aber nach Brunn für die Griechen dahin, baß ein überlegen ordnender Geist in dem Kunstwerk walte, der stets nuf das Ganze der künstlerischen Erscheinung sehe, so daß die Harmonie in Form und Inhalt als etwas Nothwendiges erscheine, wo dieser Geist gleichmäßigen Schaffens auch in dem unscheinbarsten Werk jener Frühzeit zur Geltung kommt, da ist ein untrügliches Kriterium, vorhanden, um die Herkunft eines solchen Werkes zn bestimmen. Es ergiebt sich daraus eine Methode der Betrachtung, die Brunn in den vier Eapileln, nach welchen er seinen Stoff gliedert (Die Kunst der vorhomerischen Zeit — Die Kuust der homerischen Zeit — Die Stellung des hellenischen Geistes gegenüber fremden Einflüssen — Entartung des hellenischen Geistes), immer wieder mit gleicher Meisterschaft verwendet. So heben wir nur die iu ihrer bündigen Knappheit klassische Beweisführung hervor, daß die bildlichen Darstellungen der fogenanntcn Dipnlonvascn die Elemente des wahrhaft hellenischen Ideal-

Nu«: Heinrich Brunn, .Griechische Kunstgeschichte". München. Verlllglllnstlllt fiir Zunft und Wissenschaft normal« Friedlich Vruclmonn,

stils bereits in kräftigen Keimen enthalten, während die rem naturalistischen, scheinbar so viel vollendeteren Reliefs der Goldbccher von Vcifio die Merkzeichen einer zielbewußten höheren Kunstübung noch vermissen lassen. Und in ähnlicher Weise erprobt sich die Methode als stichhaltig zur Aufklärung des Verhältnisses zwischen griechischer und assnrischci Kunst und zur Begründung der neubclebcnben Rückwirkung, welche crsterc auf die letzte Phase der llssnrischen Kunstentwicklung, wie sie «. A. in den Thierreliefs aus dem jüngsten Palast zu Kujundschik uns entgegentritt, ausgeübt hat.
Auf den Gang der Darstellnng und den Inhalt der verschiedenen Kapitel im Einzelnen cinzngehen, müssen wir uns hier versagen. Brunns Bnch ist im Ganzen für den Gelehrten und Forscher geschrieben, der im Stande ist, die gedrungene und abgerundete Darstellung durch eigeue Kenntnis; der Denkmäler und der Literatur zu ergänzen. Mit einem einzigen Satz nimmt der Verfasser oft Stellung zu vielerörterten Problemen, und eine beredte Kritik ist auch sein Schweigen. Doch »Verden einzelne Abschnitte, wie namentlich der über die homerische Kunst, auch von dem Laien mit Genuß und Vortheil gelesen werden. Dem entsprechend ist auch die Auswahl der Illustrationen mit vorsichtigem Takt

getroffen, sie geben — in der vorzüglichen Ausführung, welche der Name der Verlags» Handlung verbürgt — das zum Auffrischen der Erinnerung Nothwendige, aber sie wollen nicht die Bedeutung eines selbststandigen Bilderatlasses in Anspruch nehmen.

Wir haben in diesem Buche den ersten Abschnitt des Lebenswerks eines Forschers vor uns, der wie wenige es verstanden hat, seiner Wissenschaft den lebendigen Odem seines eigenen hohen Geistes einzuhauchen. Möge es dem greisen Gelehrten, der auf eine mehr als fünfzigjährige Thätigteit im Dienste der Wissenschaft zurückschaut, vergönnt sein, das Werk mit derselben Frische und Kraft, wie dieser erste Band zeigt, zu völligem Ende zu führen! A. «,

Die Grundbegriffe der Gegenwart.

Historisch und kritisch entwickelt von Rudolf Enckcn, o. ö. Prof. a. d. llniv. Jena.
Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Beit K Co., 18U3. 318 S. gr. 8«.
(1. Auflage 1878.)

Wer als Laie in die großen Gegensätze philosophischer Weltanschauung eingefühlt zu werden wünscht, wer sich also zu den Schlagworten subjectiv-objcctiv, Monismus» Dualismus u. s. w. Genaueres hinzudenken möchte, dem sei dieses ansprechende, stilistisch nur gar zu glatte Buch in erster Reihe empfohlen, wenngleich ein Erlernen der philosophischen Wissenschaft auf ganz anderen Wegen zu suchen ist. Er wird auch genug Anregung durch die jeweils betonte Stellung des Autors zu den noch wogenden Fragen bekommen, die im Streit eines Idealismus und Realismus ihre Entscheidung nicht zurückhält und es gerade gegenüber einem „Pseudoidealismus" für eine Hauptaufgabe erachtet, „das große Entwedcr-oder des menschlichen Daseins und die ungeheure Spannung der Zeit zur Anschauung zu bringen" <S. 315). Dem Fachmann bietet das Buch einigen Weitcrbau der in Bf.'s „Geschichte der philosophischen Terminologie" (1879) begonnenen Forschungen; so sei die Uebersicht über die Geschichte der Ausdrücke und Begriffe «, priori und » pogteriori zur Beachtung hervorgehoben.

Dem Fachmann und Liebhaber gilt Encken's öfterer nachdrücklicher Hinweis auf die nicht durch Erfahrung gegebene Selbständigkeit des Geistigen. „Nur als ein Gesetz der geistigen Arbeit kann das 2 priori zugleich auch die eigene Wahrheit der Dinge zum Ausdruck bringen, insofern die Erhebung in das Gedankenreich zugleich ein Hinfuhren zu ihrem echten Wesen besagt" (S. 102). Ebenso mag für beiderlei Interessenten von Weith sein die Verwahrung gegen den Mode-Naturalismus heutiger Weltauffassung: „Die Philosophie speziell hat nicht deshalb mit solcher Mühe das Magdverhältniß zur Theologie gelöst, uni unter weit ungünstigeren Bedingungen die Magd der Naturwissenschaften zu weiden" (S. 152). Weiters, was Encken über die „EntWickelung" zu fagen hat: mit Recht betont er den leider so oft vergessenen Umstand, daß selbst ein völliger Anschluß an die Descendenzlehre durchaus noch nicht ein Verbleiben bei der Sclectionstheorie bedingt. „Im Besonderen ist es eine offene Frage, ob nicht neben den Verschiebungen aus dem Verhältnis; zur Umgebung auch die eigenthümliche Konstitution der Lebewesen selbst bewegende und weiterbildende Kräfte enthält" (S. 115). Anch in

Entwicklungen des Geisteslebens läßt uns der Autor blicken: „Jede charaktervolle Npoche stößt gerade mit ihrer unmittelbaren Vorgängerin hart zusammen, ja von dem Kampf zwischen Gegenwart und Vergangenheit nährt sich das Leben" (S. 127).

Bei einem Buch, das in weiten Kreisen eine fast gläubige Hinnahme finden wird und in der Hauptsache auch verdient, ist es mehr als sonst geboten, auf Punkte hinzuweisen, gegen die nicht nur eine Gegenmeinung des Referenten, sondern Jedermanns nähere Einsicht auftreten muß. Dies gilt z, N. gegenüber der Ablehnung des (Nictzsche'schen) „jenseits von gut und böse". Hier scheint es, als bedeute dies, daß „überhaupt alle Werthunteischiedc aus der Welt verschwinden müssen" (S. 146). Es ist nun einfach ein thatsächlicher Irrthum, daß jene Philosophie dies wolle; das „jenseits von gut und böse" (im Gegensatz zu „gut und schlecht") bedeutet keineswegs „jenseits aller ethischen Wcrthe", sondern nur — auf Grund einer kritischen Ablehnung der Selbstverständlichkeit sittlicher Wcrthbegriffe — ein „jenseits dieser besonderen Weiche"; und gerade als neuer Weichender tritt jener Vertreter einer wissenschaftlich unabhängigen Methode in der Ethik auf. Ebenso ist die Frage: „Müßte man nicht, um konsequent zu sein, eine Welt» anschlluung auch .jenseits von wahr und falsch' ausbilden . . . ?" bis zum Erscheinen der hier fehlenden Beweise für diese „Konsequenz" abzulehnen, und nicht minder die umgekehrte Folgerung, „mit der Wahrheit einen Wertybegriff und damit auch einen weiteren Begriff des Guten aufzunehmen". Den Satz: „Jedenfalls ist unbegreiflich, wie eine Unwahrheit als werthvoll auch nur erscheinen könnte" (S. 238), darf man eben» falls seinem Schicksal überlassen. — Ferner scheint die Mechanisirung der äußeren Natur bei Descartes in Gucken's Darstellung (S. 136) wohl zu weit getrieben zu sein; es sprechen in den „Piimipieu" dagegen: 8 1—4 des dritten und § 188—1 NN, 197 f, 200 des vierten Th:lls. — Bei der Wiedergabe von Kant's Grundqedanken beißt es: „So bleibt die eigentliche Weitstätte der Erlenntniß jenseits der Erfahrung" (S. 63); dieses „jenseits" verführt leicht zu einer Verwechslung mit dem Transfcendcnteu, also dem Gegentheil jener Wcrkstättc, und wäre besser durch „diesseits" zu ersetzen. — Die Abstraktion, als „Weglassen der eigeuthümlichen und Zusammenfassung der gemeinsamen Merkmale" (S. 76), ist für den Vf. also blos Veillllaemeincruiia und zwar ans Grund einer bereits vor ivr gemachten Herausbebuna gemeinsamer Merkmale. Man sollte doch eine Theorie, die eben nur Eine und noch dazu ältere ist, und die einer weiteren Theorie davon bedarf, wie man denn ohne Abstmction Gemeinsames herausbekommt, nicht als fertigen Lehrsatz vortragen. — Den Fingerzeig für den Ursprung des Streites, ob unsere „innerste Nildung den Geisteswissenschaften mit ihrer geschichtlichen Erfahrung zu nehmen und vielmehr den Naturwissenschaften anzuvertrauen sei" (S. 279), empfehlen wir den Besatzern dieser Frage zur Kritik. II. 8.

Bibliographische Notizen.

IlluftrnteNlmil»eichichte von Ad albert dem Urquell der Musik so bedeutend näher Svoboda. Mit Abbildungen von Max s^ht, jedes anscheinend noch so geringfügige Freiherr» von Bianca. I. Band. Zcngniß hoch willkommen heißen. So kann Stuttgart, Carl Grüninger. man es nur freudig anerkennen, baß A.

Die Entwickeln»« der Tonkunst bei den Soobodn in seiner Musikgeschichte auf diese Naturvölkern, sowie bei den Cultnrnationen Gebiete seine besondere Aufmerksamkeit geder alten Welt, ist in den meisten mnsik- lichtet hat. Der erste uns vorliegcndcBand ist historischen Werken nicht in genügendem ganz der Darstellung der Musikverhältnisse Maße berücksichtigt worden; und doch liefert bei den Naturvölkern und bei den Eulturdie Betrachtung der Musitzustänbe gerade ^ Völlen, des Alterthums, von vorgeschichtlicher bei den alten Vollem, sowie den Natur- , Zeit an, gewidmet. Die Musik wird uns in Völkern uns das werthuollste Material für ^ ihrem Zusammenhange mit der Gcsammtdie richtige Erlenntniß des Wesens und der cultur der einzelnen Völker, speciell in ihrer Bedeutung der Musik. Wer sich nicht mit metaphysischen Svenllationcn begnügen will, sondem vor Allem den realen Thcitsachen nachzugehen beflissen ist, der wird hier, wo er Verbindung mit Religion und Poesie geschildert, wodurch wir erst den richtigen Maßstab für ihre Beurtheilung finden; die engen Beziehungen zwischen ihr und der

Volt«poesie, die eine ausführlichere Berücksichtigung der letzteren erheischten, sind ein» gehend und klar dargelegt. Sehr interessante Mitteilungen, die zudem durch gute Abbildungen unterstützt werden, macht das Werl auch «bei Musikinstrumente. —
Ter Verfasser hat mit grohem Fleiß ein außerordentlich reiches Quclleumaterial herangezogen und mit anerkennenswerthem Geschick verarbeitet. Neben den Weiten griechischer und römischer Schriftsteller, aus denen er die ans seinen Gegenstand bezüglichen Thllisachen herausgesucht, hat er die Resultate modernster Forschung verweichet, und, z. B. aus den Werten von Reisenden wie Holub, Rohlfs, Ratzel, Vamböry u. a., eine große Fülle bisher unbenutzten musit«eschichtlichen Stoffes gezogen, so daß seine Musikgeschichte manches Neue und Ueberraschende bietet. — Bei alledem ist das Auch nicht eine trockene Sammlung zahlreicher interessanter Einzelheiten geblieben, vielmehr hat es der Verf. verstanden, in dem glatten Flusse einer gewandten, fesselnden Darstellung die Spuren seiner mühseligen bienenfleißigen Forschcrarbeit zu verwischen, und aus deren Resultaten stets zusammenfassende, lebendige Gesammtbilder herauszuarbeiten. — So ist sein Buch nicht nur interessant und lehrreich, sondern zugleich ein angenehm lesbares Buch. Dem Texte sind zahlreiche Proben der Voltspoesie und Notenbeispiele eingefügt. Freiherr von Nranca hat das Werk mit zahlreichen guten Illustrationen, nach Vorbildern in tunst«eschichtlichen Werken, nach Miniaturen der Münchner Staats- und Hofbibliothet, nach Handzeichnungen des Kupferstichtabinets sowie nach Objecten des Mazimilianeums in München geschmückt. — Nach Erscheinen des zweiten Bandes, der die Geschichte der Tonkunst vom Mittelalter bis auf unsere Tage behandeln wird, werden wir auf das cmpfchlcnswerthe Werk zurückkommen.

Gommentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Zum hundertjährigen Jubiläum derselben. Von Dr. H. Vaihingen a. o. Professor der Philosophie an der Universität Halle. I. Band: Stuttgart, W. Sftemann, 1882. II. Band. Stuttgart—Berlin—Leipzig, Union, Deutsche Verlagsgesell» schaft. 1892.

Nun ist der zweite Band dieses nach Umfang und Inhalt großen Werkes erschienen, und zwei weitere sollen noch folgen. Eine Emvfehlung eigens auszusprechen, dürfte überflüssig, eine genauere Kritik, ja auch

nur Refeiirung im ersten Angriff unmöglich sein. Derartige Bücher wollen nicht blas eingehender studirt, sondern auch — wodurch sich erst ein beutlicheres Urtheil bilden kann — längere Zeit im fachwissenschaftlichen Gebrauch erprobt weiden. Darum begnügen wir uns heute mit diesem Hinweis, bis uns eine gründliche Besprechung der beiden vorliegenden Bände möglich wird. 2. «.

Plauderaänye im Weltall. Sammlung gemeinverständlicher naturwissenschaftlicher Vorträge von Harry Gravelius. 1. Bd. Berlin, Stanliewicz.

Der Verfasser, Astronom vom Fach, der sich auch als Fcuillctonist einen guten Namen erworben hat, führt uns eine Anzahl, in leichter, gefälliger und doch wissen» schriftlicher Form geschriebener, abgerundeter Skizzen, vornehmlich aus der Astronomie, dann aber auch aus der Geophysik und der Geographie vor, denen sich auch eine Anzahl von Biographien berühmter Forscher anschließen.

Besonders dankbar sind wir dem Verfasser fürdieSchlußabhandlnng über „Naturwissenschaft und Ethik". Die warmen, edlen Worte, welche Gravelius hier zu Gunsten der so oft verketzerten naturwissenschaftlichen Weltanschauung widmet, und die gerade jetzt wieder, wo die „ethische Bewegung" auf der Tagesordnung steht, recht zeitgemäß sind, wirken wahrhaft erhebend.

Wir wünschen dem Buche, welches auch äußerlich vortheilhaft ausgestattet ist, einen weiten Lesekreis. VV'p.

Tic neueren TchueUdampfer der Handels» und »ricasmarinc. Von Carl Buslen, Prof. a. d. Kaiseil. Marinen-Akademie zu Kiel. 2. Aufl. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tisch«.

Das Weit wai in der ersten Aussage spcciell für Fachleute berechnet. Wie der Verfasser in der Vorrede sagt, sind ihm aus weiten Kreisen Wünsche zugegangen, welche auf eine weniger fachliche Bearbeitung der Schnelldampfer und ihrer Maschincnanlagen drangen. Er hat sich deshalb entschlossen, in der vorliegenden 2, Auslage „die zuerst nur lose zusammenhängenden Aufsätze zu einem fest gegliederten Ganzen zu verschmelzen und ihnen durch möglichste Vermehrung der Abbildungen, sowie durch zwischcngeschaltete Erklärungen eine auch dem Nichtfllchnillnne verständliche Form zu

geben." Wir lönnen hier gleich sagen, daß der Verfasser sein Vorhaben in glücklichster Weise gelöst hat.

Nach einem kurzen Ueberblick über die Entwicklung der Seeschifffahrt überhaupt, und insbesondere der Dampfschifffahrt, Iaht der Verfasser zunächst einen kurzen Ab» schnitt folgen über die Unterschiede zwischen Handels- und Kriegsschnellbampfer, um dann zu seinem eigentlichen Thema, der Betrachtung der heutigm Handelsschnelldampfer überzugehen. In geradezu meisterhaft klarer Weise «ersteht er es, uns über alle Fragen, welche hier in Betracht kommen können, zu unterrichten. Die Anforderungen an die Geschwindigkeit und die maschinellen Leistungen, an Sicherheit und Wohnlichkeit, an Rentabilität, Verhältniß zwischen Kraftaufwand und Leistung, die ungeheuren maschinellen Anlagen?c. :c.. Alles wirb in lebensvollster Weise uns durch Wort und Bild zum Bewußtsein gebracht. Wie instructiu für die Vorstellung der gigantischen Abmessungen der Maschinen ist z. N. das Bild auf Seite 131, wo die Maschinenanlage des Schnelldampfers „Spree" in den Umriß eines auf Seite 130 abgebildeten, aus Nid» geschoß und 3 Stockwerken bestehenden Kieler Hauses eingezeichnet ist! Wie treffend ausgewählt sind die Abbildungen, welche uns die inneren Einrichtungen des Dampfers vorführen, wie lehrreich die vielen Umrißzeichnungcn für Größenvergleichc früherer und jetziger Schiffe!

Erhebend für uns Deutsche ist der Nachweis, baß Deutschland auf dem Gebiete des Schiffsbllucs jetzt die übrigen Nationen so weit überflügelt hat, daß es für absehbare Zeit wohl nicht mehr Gefahr laufen wird, in die zweite Linie zu rücken.

Wir können das Werk allen denen angelegentlichst empfehlen, welche sich für die ungeheuren Errungenschaften der Technik in unserem Jahrhundert und speziell der Schiffstechnik interessiren. >Vp.

Wir Drei. Fünf Acte von Ernst Rosmer. München. Druck und Verlag von Dr. E. Albert K Co.

Unter deni Pseudonym Ernst Nosmer verbirgt sich eine junge Dame aus München, die bereits mit einem Drama „Dämmerung" in der „Freien Bühne" zu Berlin in die Oeffentlichkeit getreten ist und von den kritischen Vertretern der neuesten Richtung die größte Anerkennung erfahren hat. Das vorliegende Seelendmma legt Zeugniß ab für die außerordentliche Begabung der Dichterin. Der Stoff des Dramas erinnert

an Hauptmanns „Einsame Menschen", die Behandlung des Themas aber und vor Allem der echt tragische und doch versöhnende Schluß sind durchaus originell und — wenn man von einigen unnützen, hyper-naturalistischen Einzelheiten absieht — ist der Eindruck des ganzen Stückes ein wahrhaft ergreifender. In Ernst Rosmer scheint für Deutschland ein neuer, Heller Stern im Gebiete des Dramas aufgehen zu wollen.

— s.

Poetil. Die Lehre von der deutschen Dicht» kunst. Entworfen von De. E. Kleinpllul. Neunte Auflage, herausgegeben von W. Langewieschc. Bremen, M. Heinsius, 1882.

Auch die neue, au vielen Stellen umgearbeitete und verbesserte Ausgabe des beliebten Handbuches ^vird vielen Liebhabern der deutschen Poesie und Verslunft eine willkommene Erscheinung sein. ?.

Ter deutsche« WütterTneil an deutscher Laude Heil. Von Adolf Schubert. Berlin, L.Oehmigte (R. Appellius).

Den auf dm letzten 6 Seiten, be» sonders in dem gesperrt gedruckten Schlußsätze, ausgesprochenen Gedanken können wir nur zustimmen und ihnen weite Verbreitung wünschen; dagegen vermögen wilden eisten 42 Seiten, welche das in ihnen enthaltene Gute in einem mächtigen Phrasengellingel ertödten, einen tieferen Werth nicht zuzucr» erkennen. ^Vp.

Was schulden wir unser« Kinder«? Allgemeines deutsches Eizicb.uugslei.ikon, für das Haus. Von Dr. Hermann Abegg. Vollständig in 12 Lieferungen. Stuttgart, Schwabachersche Verlagsbuchhandlung.

Das vorliegende Werk, das Schlußwerk eines hervorragenden Pädagogen, stellt sich die Aufgabe: „in der bequemen Form alphabetisch geordneter, für sich abgeschlossener Artikel die Eltern in allen Fragen der körperlichen und geistigen Erziehung der Kinder beiderlei Geschlechts vom frühesten Alter bis zur Selbständigkeit rasch und sicher zu orientiren": und in der That, dieses Vorhaben ist voll und ganz gelungen. Die hochgespannten Erwartungen, welche der Name des Verfassers in uns entstehen läßt, werden bei näherer Einsichtnahme des Wertes in vollem Umfange erfüllt.

Die junge Mutter erhält Anleitung über die Pflege und Ernährung der Säuglinge; der Erzieher ausgiebige Antworten über die Fragen der weiteren körperlichen Erziehung und Entwickclung, über Diätetik, Gymnastik, Hautpflege «. ?c.

Noch wichtiger aber erscheint es uns, daß hier einmal ein Werk vorliegt, welches von berufener Hand versaht, trefflichen und leicht zugänglichen Nath giebt über die Fragen der geistigen und sittlichen Erziehung der Kinder: denn gerade auf diesem Gebiete ist der Erzieher mehr noch als auf dem der körperlichen Erziehung häufig des Nathes und der Belehrung bedürftig. Aber auch hier wird ihn das Buch kaum jemals im Stich« lassen. Mag es sich darum handeln, die guten Anlagen der Kinder zu fördern und zu stärken, mag es gelten, Fehler und böse Anlagen des Kindes in ihrem Wesen zu erkennen, ihnen entgegenzuarbeiten und sie an der Wurzel zu fassen, immer wirb der Erzieher Nach und Hilfe, in jedem der geistvollen Artikel aber auch eine Fülle von Anregung zu eigener Beobachtung, zu eigenem Denken finden. Und gerade das ist in der Erziehung so ungemein wichtig, den» nicht schllblonenmäßig soll sich der Erzieher an gegebene Vorschriften halten, er soll vielmehr sich der Gründe für sein Vorgehen stets bewußt sein, er soll sich nach reiflicher Ueberlegung klar werben, warum er im gegebenen Falle so und nicht anders handelt.

Kurz, das Werk ist ein Familienbuch eiste,! Ranges, das wenigstens in keinem Hause, in welchem Kinder zu erziehen sind, fehlen sollte. Wir sind sicher, daß ein jeder Erzieher, der dem Buche einmal seine Aufmerksamkeit zugewandt hat, in demselben bald einen zuverlässigen uub vertrauten Freund und Rathgcber erkennt, der ihm bald unentbehrlich weiden wirb. ^V>

Unsere jungen Mädchen «od ihre Aufgaben in der Gegenwart. Ein Buch für Eltern und Töchter; herausgegeben von A. Klapp. Berlin, L. Oehmigke (R. Appellius).

Das Vüchelcheu enthält 15 Aufsätze verschiedener bekannter Verfasserinnen über die Frouenfrage; besonders über die Häupter« werbszweige, welche sich den jungen Mädchen darbieten, vor Allem aber auch darüber, in welcher Weise sich unsere jungen Mädchen an der Lösung der großen socialen Aufgaben der Gegenwart bethciligen können. Wir können diese Sammlung den Töchtern und ihren Wem auf das Wärmste empfehlen, ^p.

Prinz Heinrich von Preuften. Ein see-
männisches Lebensbild von Adolf Lang-
guth. Mit einem Facsimile. Halle,
Max Niemeyer.
Das Buch macht einen vortrefflichen
Eindruck auf den Leser. Denn es ist zwar
mit großer Wärme und voller Hingabe an
die dargestellte Person, aber doch mit mög-
lichster Objektivität und vor Allem mit aus-
gezeichneter Kenntnis« von Personen und
Sachen geschrieben. Nach einer eingehenden
Schilderung der eisten Jugend und Schul-
zeit des Prluzen, wird von seinem Eintritt
in die Marine berichtet und dabei eine an-
ziehende Gegenüberstellung der Licht- und
Schattenseiten des Secmannsberufes über-
haupt unternommen. Dann beginnt der
Hauptheil der Arbeit, die Darstellung der
nautischen Lehr- und Wanderjahre während
der Weltumsegelung mit Sr. M. S. „Prinz
Adalvert" in dm Jahren 1878—1880 und
der Reise nach Südamerika und Westindien
an Nord Sr. M. Korvette „Olga" in den
Jahren 1882—1884. Indem der Verfasser
die Erlebnisse und Eindrücke dieser Reisen
ausführlich behandelt, giebt er zugleich ein
anschauliches Bild von fast allen Küsten-
ländern und wichtigen Inseln der gesummten
Erde, Alles in einer Gestalt, die Einem wohl
bekannt erscheint und doch den Reiz der
Neuheit an sich trägt. In den beiden
Schlnßcapiteln werden die Ergebnisse der
Olgafllhit zusammengestellt, der Verlobung
und Vermählung des Prinzen Heinrich Er-
wähnung gethan und ein Ausblick auf die
maritime Weltstellung Deutschlands und
seinen zukünftigen Admiral gegeben. Das
Facsimile enthält des Prinzen Wahlspruch:
„In Roth geduldig. Im Glücke gütig. Frisch
vorwärts in Gefahr!" Bei der allgemeinen
Beliebtheit des Prinzen Heinrich und dem
großen Interesse weiter Kreise au der Ent-
wicklung unserer jungen Marine wird das
schöne Buch eine große Verbreitung finden.
Vriefe von Heinrich Heine «n Heinrich
i,'aube. Herausgegeben von Eugen
Wolfs. Breslau, Schlesische Buch»
dructerei, Kunst- und Verlags-
anstalt vorm. S. Schottlaender.
Die hier zum ersten Male der Oeffent-
lichkeit übergebenen Briefe enthalten einm
wichtigen Beitrag zur Charakteristik des
Dichters; sie behandeln sein Verhältniß zu
Gutzkow, zu Börne, zu Campe, ^u seinen
Verwandten und lassen ihn nicht immer in
günstigem Lichte erscheinen. Von besonderem
Interesse sind die mit der Entstehungsge-

schichte des Atta Troll sich beschäftigenden Briefe, aus denen wir ersehen, welche Schwierigkeiten die damaligen Ccnsuruer- hältnisse dem Dichter machten. Der letzte hier mitgetheilte Brief aus dem Jahre 1850 zeigt den Dichter schon von der Krankheit befallen, die ihn nach sechs Jahren die furchtbarsten Qualen bestehen lassen sollte. Die von Eugen Wolfs den Briefen beige- gebene Einleitung und Schlufjbemerkung ist mit Wärme geschrieben und zeugt von großer Sachkenntnis;. — n. —

Aus Tnadis Viwa«. Von Friedrich Rücke it. Auf Grund des Nachlasses, herausgegeben vonE. A. Beyer. Berlin, Liistenöder 1893.

Nicht der bekannte Rückertfoischer C. Nevcr, sondern ein anderer, fast gleichnamiger Verehrer des Dichters, der durch orienta- listische Studien mit den nöthigen Sftrach- temitnlssen wohl ausgerüstet war, hat diese bisher noch nicht gebruckten Ucbersetzungen persischer Dichtungen, die Rückert größten- theils in den vierziger Jahre» gemacht hat, mit Einleitung und Erläuterungen heraus- gegeben. Tic werden allen Freunden orien- talischer Poesie und Lebensweisheit, sowie allen Verehren: Rllckerts eine willkommene Gabe sein. y.

..Plebcjerblnt". Modemer Noman von Paul Nach«. Dresden und Leipzig. Pierson's Verlag.

Bei der Leetüre dieses Buches wurden wir, trotz aller Verschiedenheit der Hand- lung, fortwährend an Paul Lindau's No- velle „Herr und Frau Vewer" erinnert. Dort wie hier wird es wahr, bah es innere Ungleichheiten giebt, die nicht der beste Wille, sondern nur die wahre Liebe auszugleichen im Stande ist. Aber wie anders hat vor 10 Jahren Paul Lindau diese« interessante Thema realistisch be- handelt, mit wie viel künstlerischer Scheu vor dem Niedrigen und Gemeinen, und was Alles in Sprache und Schilderung hält der „moderne Roman" für erlaubt! Ge- wis;, in dem Buche von Paul Nachö finden wir tiefe Beobachtung und lebenswahre psuchologische Entwicklung, und trotz des heiklen Stoffes sind wir von seiner morali- schen Tendenz überzeugt. Wir fragen nur: Wem kommt diese Tendenz, in solche Form gebracht, zu Gute? Ter reife Mann bedarf des abschreckenden Beispiels nicht mehr, und für den Neophnten in Lebens- erfahrungen wird dieses Beispiel in so prickelndem Haut-gM gekündet, daß es leicht die Lust aufkommen läßt, es sich

näher anzusehen. So schriftstellerisch tüchtig deswegen das Buch von Paul Räch« auch ist, wir hätten dennoch lieber gesehen, er hätte es in seinem Schreibtisch verwahrt.

Hm Wolfsnwor. Roman von Alexander». Mengden. Dresden, E. Pierson, 1893.

Das uralte Thema der feindlichen Brüder bildet den Ausgangspunkt dieser lio» ländischen Familiengeschichte. Erweitert ist dieses Thema in eigenthümlich ergreifender Weise dadurch, daß der in leidenschaftlicher Aufwallung der Eifersucht zur Tödtung des Bruders fortgerissene Edelmann ebenso wie sein einziger, anfangs unschuldiger Mitwisser das gänzliche Verschweigen und Ableugnen der schrecklichen That als Pflicht llnzusche», durch die Umstände gedrängt werden: beiden erscheint ein Leben voll Entsagung und innerer Sceleutämpfe als die einzig mögliche Sühne der begangenen Schuld,

Wir wissen nicht, wieweit etwa wirkliche Begebenheiten der schöpferischen Phantasie des begabten Erzählers Stoff geboten haben: die Entwicklung der Charaktere, die psychologische Motiuirung der Entschlüsse, die Schilderungen der Natur des Landes und seiner socialen Zustände — das Alles ist voll Lebenswahrheit und wirkt ergreifend auf den Leser. clr.

Verwohnt. Ter Hausfreund. Wenn Wände reden. Von Elise Pollo. Breslau, SchlcsischeBuchbruckeici, Kunst- und Verlagsllnstalt, vorm. S. Schottlaenber.

Elise Polko erfreut sich bei der jungen Welt solcher Beliebtheit, da» es jedenfalls nur eines Hinweises auf das Erscheinen eins neuen Buches von ihr bedarf, um das Interesse der jungen Mädchenkreise auf dasselbe hinzulenken. Die drei Erzählungen find ganz im Genre ihrer früher veröffentlichten gehalten und werden die Töchter gewiß ebenso befriedigen, wie dies vor Jahren mit den „Musikalischen Märchen" bei den Müttern der Fall war: der Geschmack eines gewissen Alters ändert sich wenig von einer Generation zur anderen, oder sollten unsere jungen Mädchen von heute die drei Geschichten vielleicht dock, gar zu sentimental finden? rui.

Hittcrgras. Skizzen und Novellen von Marie von Glaser. Breslau, Schlesische Nuchdruckerei, Kunst- und Berlagsanstalt, u. S. Schott- laender.

Wenn es die Verfasserin in einer der eigenen Mutter gewidmeten Vorrede nicht selbst verrathm würde, daß das Buch ihr Erstlingswerk, und sie selbst ein junges Mädchen ist — wir hätten es dm Erzähl- ungen angemerkt. Zu einer ausgesprochenen schriftstellerischen Begabung gesellt sich eine gewisse mädchenhafte Schüchternheit, die sich scheut, das letzte Wort zu sprechen, die letzten Conscquenzcn zu ziehen; — erhalten die Novelletten dadurch auch etwas Unferti- ges, dm Leser nicht voll Befriedigendes, so verleiht ihnen diese jugendliche Zurückhalt- ung andererseits einen eigenartigen Reiz, zumal Marie von Glaser über einen liebens- würdigen Plauderton verfügt und mit wenigen Strichen eine Charakteristik zu entwerfen, eine Situation anzudeuten ver- mag. Die kleinen Geschichten sind meist blaublütige Aristotratennovellen, aber auch wie das Volk denkt und fühlt, hat die Verfasserin mit Verständnis; erlauscht, so in der Erzählung „Die Hani und die Nani"; — wir verdanken ihr einige Stunden an- genehmster Unterhaltung und erwarten von ihrem gereiften Talent noch manche will- kommene Gabe. m?.

Kauflcutc und Tchiffer. Erzählungen u. Bilder aus dem Handels' und Seeleben von Philipp Kniest. 2 Bände. Olden- burg, G. Stalling, 1892.

Das bürgerliche und kaufmännische Leben unserer drei norddeutschen Hansestädte bildet für alle diese anziehenden Erzählungen den Hintergrund. Die Charaktere nnd die psychologischen Probleme, die — zum Theil humoristisch, zum Theil mit tief ergreifendem Ernste — in ihnen dargestellt werdm, sind unter sich sehr verschieden; gemeinsam aber ist ihnm allen eine gesunde Auffassung des Menschenlebens und seiner Pflichten, welche das Buch zu einer sehr empfehlmswerthm Lectüre macht. 0.

Hie llcinc Odyssee. Eine Secgeschichte von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel.

Ter Schiffsjunge Heinrich, der nicht umsonst „auf Schulen gewesen", erzählt -in dienstfreien Stunden der horchenden Mann- schaft zuerst lustige Schülerstreichc, und als er damit zu Eiwe gekommen, mit verständiger Auswahl iu freier Nachbildung den unver- wüstlichen Inhalt der homerischen Gesänge,

besonders die bunten Abenteuer des herrlichen
Dulders Odtisseus. Die Leute hören ge-
spannt und mit großem Vergnügen zu,
machen auch ihre weisen Anmerkungen, haupt-
sächlich der ehrliche Bootsmann Claus Bllvbe
und der „gebildete" Leichtmatrose „Herr"
Fritz Nnnge, so das; neben dem Ernst auch
ergötzlicher Hnmor zu seinem Rechte kommt.
Das ist der Hauptinhalt dieser leichtflichen-
den, in sieben Bücher cingctheilten Hexa-
meter, nnd diese eigcnthümlichc Einkleidung
jener uralten, doch ewig jungen Seegeschich-
ten scheint ein sehr glücklicher Griff gewesen
zu sein, nach dem Beifall zu nrtheilen, den
das von heiterster Laune durchwehte Wert
bis jetzt schon gefunden hat. Die Leser
von heute werden ohne Bedauern auf
manche Stelle verzichten, die den alten
Griechen einst Freude gemacht hat, z. V. auf
die vielen Kampfschilderungen. Allen kann
man's freilich in Auswahl nnd Behandlung
nicht vollkommen zu Dank machen, doch wir
wollen nicht Einzelnes tadeln, wo im Ganzen
so viel zn loben ist. ^. I'.
2»uoli, Hermnn», <luit><r>>v,>l»!nU3!, 8i>!mo>!>'N in
— !I,w!> <!>> 8o!>!K.«!»ss! 8(!mo><«, i,, ücNw^cli«
N»uul«»it, II., U«t!>0ü l'«„«t »!>! «nwitllolw
vicntunz^rliiüwit. 1,151, Ki>mssM>i'8. ^V. X»cl>,
V«nM«i. (!,, <Äi'I 8obulÄ'. Im w'iwn Ulm«»,',
QlNmriim von 8«>»l>. Itzi'Un, li, ^Vllnewil,
V»n>c:iIl?-2»^«», H, v„ v«' I^>Iu> I^t mv>
I^eiä. I<uv>>U«!, Lw/I^ »utniiü, I^!»!l», von
t>^c»r v, XrOcKeu. üit «w<>l Linl,'!tnnss »nä
^. Unlolünlelc! <i c«.
2i«rb»u»u, 0, ^,. ki'it/, von I'Iil!«:, ^I!t <!<>,»
üil'Im^"' >><>")I,'!^d',> lü !!<>Un^s3vU,ü ,m,'!,
>'!n,,n (!>>m!ll<w 1«n 8iimnelMr«, llüncli«!,
Nr. ü. .Vlwlt ic Co.
LIllUI, II,. ,x„f ,1,'N! M'M ÜNI' ,W»t^<-N!>>! l)in-
n,'it. Lrlnnei'ungkn un<> ^ul?.e>e>>n»nss>'» >>i!»^
.>I!»(ii,»>>f!^^ lin« ci«n ^»>!N'n 1887 >,!« 1870.
^ Wn,I^, ^nu, II, <Ä,»t«i!Nl>Ie.
2ikl»Ä«», l!.. v!>> II»„,,!,«<lminnnl:on ,!l', I/Nt«mtnr
<Ie8 19, ^!N>'!,, 4, v^rm, Xu«, I.i«f,rnnss ^,
I^in^iss, H, lÄ>ü>!oi-s,
Vrsnnsr, ,1, v,. I!<!>ncn de! sen Xl>n»!>«>!?n 8n-
>n»l!Ä?, I^s^w Ni,>v!,',,>!'lnn8 <I«>l »»«UMnssi-
MN «llwIi-I^lN'Ir, II,lt .'. ». VUi?.dn>ss, !>-,>
VV«iI.

Nnop, Ä., V»>!^meonm fUr WaFnerlivuintü. lUIiwr
<!ui'c>> Ilicli, V»s;n«r'3 lundnunen Unit IN«'
4M Mt«u!>ei»>n>!lon<, !>>Ip«i^, llo«8de!^8c!w
Ilol-LucliliG.
QovcliSV. Ii. <!., »iüiuniil uni! V»j^»Kn,iä. 8o-
öl»!«' üom»n, .X»w7>«. ^»»ss, llbrr^tüt v»n
I., li»t«c!>er, vreljcien. ü. ?ie!'«(,n.
c?i<,l»»«lnt-Ili»»t, H,, »bo«8«UirIie, LIn Xuvelieu-
>»»I8!I>?.7^n!>ut!,, .Vilnclwn, vi. L, ^»>«lt ^ (',,.
ll»!l. Il«m»nt,l>,!, IX. ^1,1-8, Lun,I «,! 8lutl-
Ml't, ^. D,!M»,«lN,
Nll8«I, U^ N»« UnüMillurl un>! !>n>Iei« Xuvül!>n.
?Ui»t, 11^ Nie neuen Ilienie, Lvuiuti»nliiv plnu^ie-
ivien, vre«>!en, l), 1°ier«un.
<^illnlu, Ui-Mtei-, Kinder- >»><! IlltuüNiiirelien.
<Il0l1«I, L,, 1x„1 Ul'!^!,N„N, X>'U0 XllVeüe,,.
vl'r«l!ü», L, I'iei«»!.
(ievilll iu»Ä Xo»«r, I>!,«n der <>!ieeken >m<!
liUmer, 0, vnil^tlindii; nen i,el>rl>, .^u<!,l!:e.
Keinu,«^, vn„ ll!e>,, ünss,I»«>nn, 1,1,'len»^' 2—4,
Uerlm, ^Vei>im»!nr>>el>e Utiel!,
^»rtultuin, !!,, l.!e!«' uu<I I.eiden,«eti<>N, Nei'Iin,
Ilie!,, LeK^lein K»elit.
No«U»bic>««ll, UlAs l'. V., .Veil! ^N?«!l1tt l!N»
dem ^eüuiten»!i!en, !>, ,VuN, Uei'lin, I!, ^v«!ti,et,
Nntiu»,»«», L,, U!« Km,,«, der 8e>!„ielteri!„!:e
i!nre,«!., I^esenmz; I«—2t>, 8tnttMrt, <.', »»!>'
!N!MN'»ei>e Vellll^»!!.
2ltnu«, v.. l)ine I'ntewneimN!? »der den nienl-ei,-
Ileneu VeiÄKnd. I>>nt»e!> Vl>» Q X<>!!,«n»ui,n,
I>'>1>Ä!;, I', I>'r!e3eNl>nI,N,
^2,cod»<>n, ^., Iieiüe!»iele «n« Itülien und der
8elnvei«, Xucii ^einei» ?c>de Iiemu^MMl»',!,
K<ini!:8i>e!>?, >V, Ivoeli,
XUdil«i, 0,, N,e Hletli«!e einer ^I.<»,'n^e>il»sl>ielien
1lUeKlldl!<t»tI,^tiIi »I» ürnndiuze einer liewrm
der Xi'i>!>im>wt>Ni5li!i, Ki'riin, ^, Uutte,>!«>;.
XollN, 8,, Der ^i>eN,«!Vtter !,,„! »»dere KrlÄl!-
innren, Ijeriin, Inidiossr, Nui^NlU.
XlUÄISII, 0, >^, Von Lv<^ sliMÜN, UiVl!', I?>>
«i>>!>lMM», U>r!i„, Kid,, I!,/><«!c'iu X»cl>,
I<e<>nIl«,iH, ^ (1«>ic'!,l»,>, vi^^>!>'N, L, ?K'»u„,
I«nt«xtt, VV,, .Vn>> ?!-il„>n u,„I ^V«!,!,. FvüIIüc!,«
?mssm«,w, I>>v.<>!,/», Il, I'!,^!»,.
von K, I^^!,,ll!U»,, !!, i>«s',>! >,c'»« (wioNM^,
XI. Ii»,i(!, ljtuUKlil, (!, ^, NüA'>«.>n','^>»: V!>r-
Hileli»?, ^, N,, Nie .^»»^In!,!,!!,, Xultm',?>mil!<!>'
Il«g»2l!> lUl Vu»i!<'I.>it<.>lllK»',
Hlli«t, ^,, In 8"l>r Hut, üoui!»,, V>n<»^,
I^dci'», >i, >!, ?nui?,ü^, v,„> 1^, liüiÄ^I., >12„^>>l'
llNlüü ullß, I?UMl!!,!,Id!, !>. ,!c>Il!U, !Ä»<> '.'!,>
8tuttMit. ^, ^,!M!>«»'U,
I. ^l>>„i;, ^>»>!—^uli 1»«3. IxiipxlA II. VulFl-
2»oiw!' U»»H, Nett U, 7. I^i!>«!3, Il. Voi^t-
wem!«',
»c!>«, »»,! Äeut»(!>«!» 8pr»c!»'. 1'I«,'!I I. I^wl«-
runz 8, IKi'Iin, lH»Mn»c!i!>Mt'«<!l»! Ver!»Wb>i.
8«iu!pu!il, N«mlui, vrezäcn. L, ?wl»un,

!N«lii»,ni», .^,, Noc:i!MdI,M »n<! I>«Ä», Ni>m»».
2>v>.>I Wnäe. I»rc»<Ie», L, I'iei'son.
?l«l<>i, ^'.. HI»enl!>!^!mlt«!i, Lil!ll>r u»ä 8!ci««'».
Vw«<wn. L. ?i>"iü<>n.
?«!««, <-. V^ r«l» ilolMna. 8«ii!wÄ 0iA»m
In vi«r.^ul^IlM», IliiWdün, L, klersoi,.
^uwllü, I7u!x'^, v»n ?I>, IIüpl!».'r, I^'llin
U, lt,'!»!«',
A»»»iiili, !>.. Im ^iLlien Noicui'?. Ueäirltt»,
I^>i>>?.!8, >V, ?i'i«Ir!l.'I>.
<!«' IluümniMt, X»eit,'i' ^ülu-z;, Xl, 12 m«I 13.
No»u«i, I.„ v»8 >,«m> ?»il.><t!ni^I>, l!ii>o r«irl!-
I,lill>8>' Hmimlm,« VNII V,>!^U,!<Ii('i»^,I l'NlXtüN
u„<! w>iwnm <)li^!,>lII'1'ri>,!<^>>i'U(,'>ie„ >»»l
livllüi, in V«'8 >ni^ ?w«a Mr »He voi'Koinuwu-
Hun ^,'i,^n!i,>!,!N, ^Vieu, ^. Nm'tl>>!»n.
««Kmicll, il,, X'l>Ik!<l>!?H!>Innss,>u, I^ir^runL Ü, ^.
ziliuoltt,,, 8eitü H 8owwüs.
Zeiuilla, 0,, U,i„t>: 1Mtl«i. 8lml!«n u. 8!ii?.?^»
i>. ,!, Ilü><ck>: ,!,'!' Nne, Uericlit« un<I Kritik«!
u. >I. lln'zl!n!>r y,x'i!,!e!«n, vi«»!«!. 0, I>»m»>,
l>olli»«s»»n», ^., Xiiii!« Kvpil^, ^u« ^!t 3> ^.>!i>,8.
liunmu, I!«'ii», V^rdil; >!>'» Ven>ii>Z der iwl'!»>>'-
lwunH«.
LcliuItKsi»», l', <!,, «^«clm'Iiw >!»"« >!?ut^^i,!'„
X«ti0N»!ß^s!iI,I,<, Li»,' Ili^Wl','!«) oiw>. I"!I-
^t,/IIu>U, l^i^ter ll»»,!, Vmi ^r I'i?^!t diu
x»i» I,>!>.>i-N'8m>m, zili„r!,«,, U, kmi«^l!i>r
Vrilu«.
Ltoitsl, >'l., I^NMl!,^,! (!>>' 8e!^!,8v^«0ü>!, X»'il>
!>il>i uux ,i,'in 13. ^»I>r!nm<1>>lt, LI!^>^I>>,
l!»»I^!i^I^l'!!,' UI>,
8t,llnal>2>7?. .^,, lli« I^i(!l,w ei!,«!!! limrüü, IloMIM.
lii'il!!,, I!ii>!i,>!;r, ÜNI1ÄN,
17»«^, H« <!^i,ii>,>!« ,<er Vu!,l!,>:it. c!i»!^t<„,.
?!'. zw!,,!»!«.
VIu°«nU, <_'. V., 8t«>K,! i-o, !«», X0V!>I!<'I!. Vl1>!>llrn.
^Vellci«!», <L,i'., X«veIIe» u„>I 8!ii^<!u. vi^dl',!,
Vfsß-vsl»«! »ut 8^lt. Xux!,«« m,<! 8t»>!l!>iU!>'!'.
^lit I«>>,„nd,',v,' Ül>,!lcIiüi<:I>tißu»!: <!er Ll»!r>
»!'w >V,^tl'l'llinä wi>I W>,i!,wMl«ut, lonäl'N!,
!^, VM!,^',
V^«l«»^<:!i«i, p^ VI« Ui!>!>i!»>« Vw!»,i6«. >lit
2 !^>.'>lk!l-!,!!kw!>l!! u, 11 .V!)I>II<>U!!^!>. 8tt!tt-
Mi't, >v. X„!,I»!m»m^.
V^intsi und Vsüusob«, NI« Mlli^^I«' I^i^nitln
^'It Hi>!!<!l,>u,<8 <I,'Ä XlNwn«. I^I^ferun^ 12.
"li'K'i-, 8, 3Il,V!,>I'.
von ^»l»«r ?i»,ni«li»1>lu!. t'r»i>/^,!^I«,I,
8>'Ii!ütv>','iü^ ^!.'!j LUlz>'!M<"i8t«M»t^,<.
Redigir« unter tleiantwonüchlei! de« yer»»»glbe«.
Schleiche Nnchdiuileiei, Kunst» und v«!«g»>Anst»l! ». 5. Sch«t!laendll, Virslau.
Unbeiechtlgt« Nachdruck uui d»in Inh»I» !>ies«i Zeitschrift untersagt. U>r>erle<!»!>««echt
ooibeliallen.

^3Z^^L^I2F^^522^5^
!__^_
^ 1893er k'riZCkL k'ÜllINF. 1893or.
W^M ^^^4^
""^!"!'! <^i^.,^ ,^l^
läßlieller Ver82ll<l
llüßllLIl
hl,« .. ««» I
!i «Ml», . « .
n»l«»i«i!l>l»imi?l , ^
«»Uin». 2t« . H
f»!«»^«I!«. <? » "i
«4-
MNUllHHUMM
klllttclL
x^nl.83^l)rn
8psu<l»l 8>!l
>»l!v«sl2rml>
!ls>,tllli,lst.
ll^Nl.88XN^»
8fts>>ll«l 8ell».
X/^Nl.8N^llrN
8l>s!l!l«! p«tlll»».
r
ll»l!!lllllll!!!»ll!l!lll»l»! !Il»!!l!!!»ll!lll!!. llüi»»!! lü »»IlllMM
l.öb«l 8el,llNl3nll«>', l(2sl3b2«l l/Zünmsn
»ovie äurcli
alle HliiimK'zzzßl-Mllllsi^i,, ^otlielM unll lll^nizten.
U«l,«s8«ei8el,n N°püt8 in «ion 8>-ö88ten 8täclton allo,» Wslttnoll».
3s

^O/Z/.^^VH'^^^^'H' ^//^^/^/..^^F^.
Die ^anrlicnen I^üIIun^en am ^pollinÄri^-Lrunnen
(^.KrtKal, ^.nein-l'leuääen) betrugen an klicken un6
15,822,000 in 1389,
17,670,000 „ 1390.
/^^//c>567/ ^//^/^c'^ i/e^i?/^e^."
1^ Ill^lli8, 20. H?//t?///öe^ 1890.
1^ ^0!_!_!I^^,8 M^M I_lM^I),

September l893.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: William Steinway.
Raoirnng von Johann lindner in München.

»Nord und 5«d' erschein» »m Anfang jede, Monat» ln Heften mit je einer «unstieilag», Peel, pro «vuartol (« Heft«) « Marr. ——
All« Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Vestellungen an.
^
Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord lind Süd" be>
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu ;
richten an die
Redaction von „Dort, und Süd" Vreslau.
Ziebenhufenerstr. 2/2.

5n unsere Mbonnenren!
ie bereits erschienenen Vände von
„Üord und öüd"
können entweder in complet broschilten oder fein geönndenen Vänden
von uns nachbezogen werden, preis pro Vand (—3 Hefte) bro-
schirt 6 Ulark, gebunden in feinstem Original-Linband mit reicher
Goldpressung und 5chwarzdruck 8 Utark.
Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der vorrath
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.
Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
Original Einbanddecken
im 5til des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldvressuncl
aus englischer teinwand, und stehen solche zu Vand I^XVI (Juli
bis öeptember 1893), wie auch zu den früheren Vänden I—I.XV stets
zur Verfügung. — Der preis ist nur ^ Mark 50 Vf. pro Vecke.
Zu Vestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern
bereit, gegen «Linsendung des Vetrages (nebst 50 Vf. für Francatur)
das Gewünschte zu expediren.
Vreslau.
öchlesische Vuchdruckerei, Uunst- und Verlags-Anstalt
v. 5. Zchottlaender.
lVeftellzettel umstehend)

Mestellzettec.
Vei der Buchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und 5üd"
herausgegeben von Paul tinoau.
5chlefische Auchdeuckelei, Kunst» u, veilagianstnl! n. 5, öchoüloendei in Vi«Ia».
«xpl, Vand I,. II.. III., IV., V., VI., VII.. VIII.. IX.. X.,
XI.. XII., xm.. XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX.,
XXI., XXII., XXIII.. XXIV., XXV., XXVI.. XXVII., XXVIII.,
XXIX., XXX., XXXI.. XXXII.. XXXIII, XXXIV.. XXXV,,
XXXVI.. XXXVII.. XXXVIII.. XXXIX., XI... XI,!., XI.II., XI.III..
XI.IV., XI.V., XI. VI.. XI. VII, XI.VIII., XI.IX., I... I.I.. I.H.. I.III.,
1.IV.. I.V.. I.V1., I.VII., I.VIII, I^IX, I.X., I.X1,, I.XII., I.XIII.,
I.X1V.. I.xv
elegant broschirt zum streife von »A. 6.—
pro Vand (— 3 Hefte)
fein gebunden zum streife von ^ 8.— pro Vand.
«Lxpl. Heft ,, 2, 2, 4, 5, K, 7, 8, 9, ,0, ,,, ,2, ,2, ,4, ,5,
,6, ,7, ,8, ,9, 20, 2,, 22, 22, 24, 25, 2b, 27, 2», 29, 20, 2!., 22, 22,
24, 25, 2S, 27, 28, 29, 4», 4<, 42, 42, 44, 45, 46, ,7, 4«, 49, 50, 5,,
52, 52, 54, 55, 5«, 57, 58, 59, KD, Kl., 62, 62, 64, 65, 66, 67, 68, 69,
70, 7», 72, 72, 7->, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 8!., 82, 82, 84, 82, 86, 87,
88, 89, 9», ?>, ?2, 92, 94, 95, 96, 97, 9«, 39, ,00, 1,0!., ,02, ,02,
,04, ,05, ,06, ,07, ,08, ,09, UN, ,,,, ,,2. ,,2. ,,4, ".5, ,,«, ,,?,
,,8, ,,9, ,20. ,2,, ,22, ,22, ,24, ,22, ,26. ,27, ,28, ,29. ,20, ,2,.
,22, ,22. ,24. ,25, ,26, ,27. ,28, ,29, ,40. ,4,, ,42. ,42, ,44. ,45.
,46, ,47, ,48, ,49, >.5<1, ,5,, ,52. ,52. ,54, ,25, ,56, ,57, ,58, ,29.
,60, ,6,, ,62, ,62, ,b4, ,65, ,66, ,67, ,68, ,69, ,70. ,?,, ,72. ,72.
,?4, ,75, ,76, 177, ,78, ,79, ,80, ,8,, ,82. ,82, ,84, ,85, ,86, ,87,
,88, ,89, ,90, >,9,, ,92, ,92, ,94, ,95. ,96. ,9?
zum streife von «^.2.— pro Heft.
Einbanddecke zu Vd. LXVI. lIuli bi5 September l.893)
«Lzvl. do. zu Rand 1. II., III., IV.. V., VI. VII.. VIII.,
IX.. X.. XI.. XII., XIII.. XIV., XV., XVI.. XVII.. XVIII.. XIX,
XX., XXI.. XXII., XXIII., XXIV.. XXV.. XXVI., XXVII.,
xxvm., XXIX., XXX.. XXXI., XXXII., XXXIII.. XXXIV.,
XXXV., XXXVI., XXXVII.. xxxvm., XXXIX., XI... XI.I..
XI.II.. X1.III.. XI.IV.. XI.V.. XI.VI., XI.VII., XI.VIII.. XI.IX.,
I... I.I., I.II., I.III.. I^v., I.V., I.VI.. I.VII., I.VIII, I.IX.. I.X.. I.XI.,
UXII., 1.XIII.. I.XIV. QXV
zum streife von e/t, ^.50 pro Decke
N!ch!g»wün!ch!el b!t»n zu durchstreichen.
Um gest. rech! l>»»!l!che Namen» und wo!>nnng«l»>g«l>« »ird ersucht.

^!>!'.'?,i5, ^i-V^i-IÃ„Â«?H.!, ilÃ¼!l '/Ulm, ?2^ulÂ«l?n^rin ÃŸreLl^u

Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Lau! Lindau.
I.XVI. Vand. — September zM. — Heft M.
Wrc ^ I« u
Schlesische Vnchdrnckerei, Kunst- und veilag5»Ai,stolt
v. 3. 2<bc>ttlc>endei.

Dunkle Tiefen.

Novellistische 5kizze.

von

MliuL Gesellhllfen.

— Vreslau. —

^in Herr wünscht den Herrn Staatsanwalt zu sprechen, um eine wichtige Mittheilung zu machen," meldete in dienstlicher Haltung der graubärtige Nuntius.

„Zu welcher Sacke?" fragte der Staatsanwalt, ohne von dem Aeten-ftück, das er eben durchblätterte, aufzusehen.

„Darüber will er nur persönlich Auskunft geben; hier ist seine Karte," war die Antwort.

Der Staatsanwalt warf einen Mick auf die Karte, welche die Auf-schrift: Dr. me6. Sartorr," trug, uud fagtc kurz: „So bitten Sie ihn einzutreten."

Ter fremde war ein elegant gekleideter Mann von etwa dreißig Jahren, dessen vornehme Erscheinung den Beamten alsbald ueranlaßte, sich hoftick von seinem Sil) zn erheben und mit mehr als dienstlicker Artigkeit nach dem Zweck des Besuches zu fragen.

Aber es erfolgte nicht sogleich eine Antwort.

Das feingeschnittene bleiche Gesicht spiegelte deutlich einen harten seelischen Kamps wieder, und die in fieberifchem ttlanz leuchtenden fckwarzen Augen fenkten sich wie schuldbewußt zur Erde.

Der Staatsanwalt wartete geduldig. Seiue feine Menschenkenntnis; sagte ihm sofort, daß er hier einen Selbstankläger vor sich habe; aber er schwieg: und erst als ein leises Stöhnen, das fast wie ein Schluchzen klang,

den fahlen Lippen sich entrang, deutete er auf das einfache mit Leder über-
zogene Sopha und lud den Fremden freundlich zum Sitzen ein.
Die Herren nahmen Platz, und nun kam plötzlich wieder Energie in
die zusammengesuukene Gestalt. Die Züge glätteten sich, die Augen schauten
frei empor, und heiser zwar, aber fest klang der Beginn der Rede:
„Ich ersnche Sie, mich zu verhaften, ich bin ein Mörder — ein
Brudermörder — ja, der Mörder meines eigenen Bruders."
Der Staatsanwalt zeigte keine Erregung ob dieser ungewöhnlichen
Mittheilnng, sondern sagte gelassen:
„Bitte, erzählen Sie den Hergang."
Darauf trat eine Pause ein. Der Fremde schien seine Gedanken
ordnen zu wollen, aber die Wucht derselben überwältigte ihn. Er schlug
die Hände vor das Gesicht, sank auf die Seitenlehne des Sophas und
stöhnte:
„Getödtet — den eigenen lieben Bruder hinterlistig gemordet! Den
einzigen Menschen, au de» die Natur mich mit festen Banden gekettet!
Und warum — warum?"
Er sprang wüthend empor.
„Einer Leidenschaft, eines bestialischen Triebes wegen, der die noch
nicht geläuterte Seele verdunkelte und verdarb!"
Und wieder sank er schwer auf das Sopha herab und begrub das
Gesicht in den Händen. Er hatte offenbar vergessen, wo er sich befand
und was ihn hergeführt.
Der Staatsanwalt hatte geduldig das Ende des Ausbruches abgewartet
und mahnte nun wiederum mit ruhiger Stimme: „Erzählen Sie den
Hergang."
Seine Ruhe wirkte besänftigend aus den Verzweifelten. Er richtete
sich auf und sagte in völlig verändertem Tone:
„Verzeihen Sie, der Schmerz rist mich bin: doch ich will mich bemühen,
in geordneter Reihenfolge zu berichten. Wie Sie aus meiner >wrte ersehen
baben, bin ich Mediciner. Aber ich habe den ärztlichen Beruf niemals
praktisch ausgeübt, sondern mich, seitdem ich die Universität verlassen, nur
mit theoretischen Studien beschäftigt. Und das war mein Unglück.
Ich hatte mich auf die Psychiatrie geworfen, aber statt mich mit dem
realen Leben zu befassen, das des Materials überreichlich liefert, lüng ich
metaplnisischen Speculationen nach, welche bei dem heutigen Stande der
Pathologie der Seele als überwundener Standpunkt gelten. Und es fehlte
nicht viel, so hätte ich selbst darüber den Verstand verloren. Aber diese
Wohlthat war nur leider nicht beschieden.
Ich selbst hätte wobl keinen Ausweg aus dem Labyrinth der philo-
sophischen Grübeleien gesunden, doch Mutter Natur hatte mir den Ariadne-
faden mitgegeben, der mich hinausleitete. Das war die Liebe zu meinem
Bruder.

Ich hatte einen Iwillingsbruder, den einzigen Blutsverwandten, der
mir auf der Welt geblieben.
Von Geburt an durch ein innigeres Band mit einander verknüpft,
als andere Geschwister, hatten wir eine Kindheit verlebt, welche in uns die
Empfindung eines einzigen untrennbaren Wesens befestigte. Wir spielten,
lernten, lebten und litten zusammen, und es schien uns damals unmöglich,
daß unser Lebensweg sich jemals theilen könnte.
Dennoch trat dieser Fall ein, als wir kaum den Kinderschuhen ent-
wachsen waren.
Wie übereinstimmend und einträchtig auch unsere Gefühle stets gewesen,
unsere geistige Anlagen waren es seltsamer Weise nicht. Und dadurch ward
allmählich eine Divergenz unserer Neigungen veranlaßt, welche beim Ein-
tritt in das Jünglingsalter unsere Trennung herbeiführte.
Mein Bruder widmete sich der Musik, für welche ich niemals Talent,
nicht einmal Verständnis; besessen hatte, und ich begann gleichzeitig das
Studium der Medicin.
Ich übergehe die Zeit unserer Lehrjahre und erwähne nur, daß mein
Bruder sich zu einer echten Künstlernatur auswuchs und als vielbewunderter
Geigenvirtuose die alte und neue Welt bereiste.
Wir unterhielten einen lebhaften Briefwechsel, und die Innigkeit unserer
Beziehungen bestand daher lange Zeit unverändert fort, obwohl Meere zwischen
uns lagen. Plötzlich aber trat eine gewisse Entfremdung ein. Ich empfand
sie erst unbewußt, dann immer deutlicher: und ich erkannte zu meinem Schrecken,
daß sie mehr und mehr wuchs.
Ich schob die Schuld auf die Verschiedenartigkeit unserer Lebensweise und
unserer Interessen, aber ich merkte bald, daß diese Erklärung nicht ausreichte.
Ich fühlte instinctiv und wußte schließlich ganz bestimmt, daß ein dunkles
Moment sich zwischen uns gedrängt hatte, daß Franz — so hieß mein Bruder
— mir etwas verheimlichte, was unserer- innigen Gemeinschaft Gefahr drohte.
Ich beschwor ihn in meinen Briefen, mir nichts zu verhehlen, fei es Freud'
oder Leid, aber er leugnete jeden Rückhalt und versuchte auf alle Weise
meinen Argwohn zu beschwichtigen. Es gelang ihm nicht, und meine pein-
volle Ahnung, daß er durch eigne Schuld in entsetzlicher Gefahr fchwebe,
ward mir bald zur Ueberzeugung.
Schon wollte ich hier Alles im Stich lassen und ihm nach Amerika
nachreisen, als mir unvermuthet ein Brief meldete, daß er sich krank fühle
und deshalb seine weiteren Künstlerfahrten vorläufig aufgeben wolle, nni sich
erst in der Heimat zu erholen; er werde sich mit dein nächsten Postdampfer
einschiffen.
Sie können sich denken, mit welcher Freude ich diese Nachricht begrüßte.
Aber die Freude sollte nicht lange währen.
Ich war selbst nach Hamburg gefahren, um ihn zu empfangen. Ich
ließ mich in den Hafen hinaus rudern und bestieg den einlaufenden Dampfer,

noch ehe er angelegt hatte. Aber welcher Anblick erwartete mich dort! Einen kräftigen Mann von meiner Natur und meiner Gesundheit glaubte ichi^zu finden und fand eine abgemagerte, schlottrige Gestalt mit erloschenem Blick und greisenhaften Bewegungen. Es ist jetzt mehr als ein Jahr darüber verflossen, aber bei dem Gedanken läuft mir wiederum ein kalter Schauer am Rücken hernieder.

Jetzt vermochte der Aermste nicht mehr zu leugnen, und mit beinahe cnnischer Offenheit bekannte er mir seine ganze Geschichte. Er war in Folge des aufregenden Künstler- und Wanderlebens der Morphiumsuckt verfallen. Vorwürfe erschienen hier zwecklos; deshalb verschonte ich ihn damit und sann nur im Stillen über ein Mittel nach, ihn zu retten.

Ich verkannte die Schwierigkeit dieses Unternehmens nicht, da ich wohl wußte, daß eine derartige Leidenschaft, wenn sie einmal tief im Fleische sitzt und den Willen gänzlich unterjocht hat, stärker ist nnd schwerer zu vertreiben, als ein angeborenes Uebel.

Trotzdem verzagte ich nicht, denn es war mir wie durch Offenbarung ein rettender Gedanke gekommen.

Ich hatte viel über den Hypnotismus gelesen, dessen immense Bedeutung die Wissenschaft allmählich begreifen gelernt hat, und den sie deshalb mehr und mehr den Händen der Charlatane zu entwinden trachtet. Instinctiv fühlte ich, daß in ihm mir das einzige Mittel zur Rettung meines armen Bruders gegeben sei.

Ich raffte mich gewaltfmn aus meiner Stubengelehrsamkeit auf und begann das wirkliche Leben zu studiren, um aus seinen Aeußerungen die beiden der Menschheit kennen zu lernen nnd deren Heilung zu versuchen.

Ich sah bald, daß ich eine glückliche Hand ini Erperimentiren hatte. Und da ich mich ausschließlich mit dem Huvnotisnms beschäftigte, so gewann ich bald eine sehr subtile Schätzung dafür, wieweit man den Einfluß desselben auf ein bestimmtes Individuum ausdehnen könne, ohne dem Organismus dieses Individuums zu schaden.

Das war eine bedeutende Erruugeuschaft, in deren Besitz ich mir eine große Praxis als Arzt hätte erwerben können, wenn es mir dann» zu thun gewesen wäre. Aber ich hatte nur ein Ziel im Auge, und auf dies steuerte ich nun ohne Seitenblick los. Ich begann meinen Nwder in die Kur zu nehmen, welcher in stumpfer Apathie Alles über sich ergehen ließ.

Der Erfolg meiner Behandlung war von Anfang an ein überrafchend glücklicher. Ich erprobte erst die Fügsamkeit des Kranken durch Suggestion gleichgiltiger Befehle. Er kam denselben nach dem Erwachen stets pünktlich nach. Ich hieß ihn z. N. eine Quantität Branntwein trinken, gegen den er von jeher einen heftigen Widerwillen gehabt hatte. Nnd zur bestimmten Stunde nahm er bei ganz klaren: Bewußtsein das Getränk, welches ich bereit gestellt hatte, zu sich, obschon das Unbehagen, welches ihm der Genuß verursachte, nicht zu verkennen war. Diese Erfahrung stärkte meine Zu-

verficht. Ich glaubte nun hoffen zu dürfen, daß meine Mühe nicht vergeblich fein »verde, und ging mit großer Sicherheit auf dein eingeschlagenen Wege weiter.

'Nachdem ich für seine körperliche Pflege in jeder Beziehung bestens Sorge getragen, wagte ich den entfcheidenden Schritt. Ich gebot ihm, als ich ihn wieder in den hypnotischen Zustand versetzt hatte, sobald er Verlangen nach seinem Gift spüren würde, sich deshalb nur an mich ;n wenden, eigenmächtig aber nichts davon zu sich zu nehmen. Der Versuch gelang wider mein Erwarten gut! Der arme Franz duldete zwar augenscheinlich entsetzliche Qualen, als sein vergifteter Körper den gewohnten Genuß gebieterisch zu heischen begann, aber die Begierde kam doch gegen meinen Willen, den ich durch die Suggestion in sein Nervensystem verpflanzt hatte, nicht auf. Er rührte das Morphium, das er übrigens nicht zu injiciren, sondern einzunehmen pflegte, nicht an. Ich beobachtete, wie ihn mehrmals die Versuchung packte, wie er ihr aber dennoch widerstand. Endlich konnte er ihrer nicht mehr ganz Herr werden: er überwand seine Scheu und bat mich flehentlich, ihm das Gift zu reichen.

Ich wußte, daß ein plötzliches Entziehen unfehlbar seinen Tod hätte herbeiführen müssen; ich gewährte ihm daher eine Dosis, jedoch kaum halbsoviel, als er sonst zu nehmen pflegte. Das durch die schreckliche Gewohnheit geschaffene Bedürfnis; ward dadurch offenbar nicht befriedigt. Er fühlte sich den ganzen Tag über unbehaglich und krank, aber zum Ungehorsam gegen meinen ausdrücklichen Befehl entschloß er sich dennoch nicht.

Ich wiederholte nun mein Verfahren eine lungere Zeit hindurch regelmäßig und gab ihm jedesmal eine geringere Quantität Gift, bis er schließlich fast nur noch reines Wasser zu sich nahm, in das ich eine verschwindende Wenigkeit Morphium gemischt hatte.

Gleichzeitig sorgte ich dafür, daß fein Körper durch rationelle Ernährung und Pflege wieder gekräftigt wurde, und nach Verlauf eines halben Jahres hatte ich die freudige Genugthuung, seine völlige Herstellung constatiren zu können.

Er athmete selber förmlich auf und begann wieder eine gefunde Lebenslust in sich zn verspüren.

Seine tondichterischen Arbeiten, die er sonst nur in der von dem Gift herbeigeführten krankhaften Erregung gefördert hatte, und die daher meist eine verzerrte Physiognomie, einen sozusagen gestörten Eharakter aufwiesen, reiften jetzt unter seiner Hand schneller und besser heran und gewannen im gleichen Maße an Klarheit und Tiefe, wie sie die Bizarrerie und die düstere Phantasterei, welche sie früher abwechselnd gezeigt hatten, verloren. So versicherte mich wenigstens Professor N. vom Eonservatorium, den ich um seine Meinung fragte.

Nun wäre Alles gut gewesen, aber das Schicksal tonnte das friedliche Leben, welches uns beiden wiedervereinten Brüdern erblühen zu wollen

schien, nicht neidlos mit ansehen. Es warf uns einen Stein in den Weg, welcher eine abermalige Trennung vercmlaßte nnd in der Folge mich zu Falle brachte.

Seit Adams Zeiten ist das Glück der Menschheit noch immer nnd überall durch den thierischen Trieb gestört worden, den unsere verlogene, oder wenigstens arg verblendete Dichtenvelt die göttliche Liebe zu nennen pflegt.

Geflissentlich suchte ich, nachdem ich meinen Nnider von seiner unseligen Leidenschaft befreit, ihn in anregende Gesellschaft zu bringen, zu unterhalten und zu zerstreuen.

Bei Gelegenheit eines Künstlerfestes, das nur zusammen besuchten, lernte« wir eine Sängerin kennen, deren Schönheit und pikanter Liebreiz uns Beide gleichzeitig gefangen nahm.

Die Leidenschaft packte uns, da wir bisher von ihr noch unberührt geblieben, mit elementarer Gewalt, so daß wir in der erbärmlichen Unterjochung vermeinten, nicht anders als in dem Besitz des Weibes weiterleben zu können.

Ich will mich nicht bei der Schilderung dieser Periode aufhalten, welche die jämmerlichste meines ganzen Lebens gewesen ist.

Nach kurzer Zeit kam es zur Aussprache zwischen uns, und wir standen uns Aug' in Auge feindselig gegenüber, — tödtlichen Haß im Kerzen um eines Weibes nullen! Aber wunderbar! Das offene gegenseitige Bekenntnis; erleichterte uns und dämpfte die verzehrende Gluti, der Gefühle. Es schien, als ob die edlere Empfindung, die in unserem Blute pulsirte und die uns seit unserer Geburt zu einander zog, stärker sei und in dem schmählichen Widerstreit die Oberhand behalten solle.

Nach einer heftigen Ecene reichten wir nns die Hände. Wir waren zwar von dem unseligen Wahne nicht geheilt, aber doch zur Entsagung bereit.

Tic gesunde Natur, die edle Menschlichkeit brach einen Augenblick durch deu erstickenden Qualm der thierischen Leidenschaft, wie die Sonne durch dichtes Gewölk.

Franz gedachte des Dantes, den 'er mir fchuldete, und ich erinnerte mich, welche entsetzliche Angst ich damals um ihn ausgestanden, und es ward mir nun erst klar, wie nahe er meinem Herzen stand.

Tief niedergedrückt von dem Schmerz der Ereatur, welche ihrem heißesten Sehnen freiwillig entsagt, trennten wir uns, um Jeder auf eigene Hand mit feinem Jammer fertig zu werden.

Mein Bruder ging wieder in die weite Welt hinaus, während ich mich unsinnigerweise in meine Studirstube einzuschließen gedachte.

Alles hätte noch gut gehen können, wenn nicht das Thier im Menschen zuweilen stärker wäre, als seine von der Gottheit abstammende Seele."

Bis hierher hatte der Doctor uerhältnihmäßig ruhig und zusammenhängend erzählt; jetzt schien ihn plötzlich wieder die Leidenschaft des Schmerzes

zu überwältigen. Ei sprang heftig auf, machte einen Gang durch das Zimmer und schlug sich mit beiden Händen verzweifelt gegen die Stirn.
Der Staatsanwalt ließ ilm eine Weile gewähren. Der kühl empfindende Beamte, dem die Bekenntnisse des Fremden nur „einen Fall" ausmachten, wie er deren oft in die Hand bekam, war nur darauf bedacht, kein Moment der Mittheilung zu verlieren. Und da er aus Erfahrung wußte, daß man derartige Ausbrüche nicht stören dürfe, wenn man nicht ein plötzliches Verstumme« des sich entlastenden Gewissens gewärtigen wolle, verhielt er sich passiv.
Das Geständnis; interessirte diesmal weniger den Juristen in ihm, als den Psychologen.
Aus der Liebesleidenschaft entsprungene Verbrechen waren ihm schon oft vorgekommen; aber der in der Folge zn Tage tretende Haß war immer gegen Personen gerichtet gewesen, niemals gegen abstracte Begriffe, wie hier gegen die Liebe felbst. Aus dieser seltsamen Empörung ersah er, daß ein ganz eigenartig veranlagter Mensch zu ihm sprach. Und er war auf die weiteren Eröffnungen äußerst gespannt.
Als der Andere in seinem Gebahren immer aufgeregter wurde, mahnte er ihn daher zur Ruhe, indem er trocken sagte: „Bitte, erzählen Sie weiter."
Der Doctor fuhr mild auf und rief mit heiferer Stimme:
„Ja, weiter — weiter! Das ist eben das Elend, daß man immer weiter gleitet.
Mein Bruder war fort. Er war der Gefahr aus dem Wege gegangen und fand Zerstreuung im Treiben des Lebens. Aber mich fand die Versuchung in meiner stillen Klause allein; sie raunte mir zu, daß die Geliebte noch in der Stadt weile, daß Niemand meine Schritte beobachte; und sie überwältigte mich uud verdarb meine Seele. Ich folgte der Lockung und ward an dem ahnungslosen Bruder zum Verräther, indem ich mich dem Weibe wieder näherte, dem zu entsagen wir uns gegenseitig einen heiligen Schwur geleistet hatten.
Aber meine feige Nichtswürdigkeit fand fofort ihre Vergeltung. Die Geliebte gestand mir, daß sie meinen Bruder lieber habe, als mich und »nir niemals angehören könne, da sie immer noch auf seine Rückkehr hoffe. Ich glaube heut, daß sie nur ein kokettes Spiel trieb, um meine Leidenschaft zu steigern; aber damals traute ich ihrem Geständniß.
Meine Negier ward durch den Widerstand zur Naserei und erstickte vollends den letzten Nest meiner besseren Natur.
Ich ward zun, rafsinirten Bösewicht um eines Weibes willen.
Während der Kur hatte ich die wunderbare Bemerkung gemacht, daß ich meinen Bruder durch meinen bloßen Willen einzuschläfern vermochte, auch wenn ich nicht zugegen war.
Ich erwog, daß die unheimliche Gewalt auch weiter reichen müsse, als nur von Haus zu Haus, und ich concentrirte meinen Willen mit eiserner

Festigkeit auf den Vorsah, ihn, wo er auch sei, iu den hypnotischen Zustand zu versetzen.

Ha — uud der teuflische Streich gelaug. Ich befahl ihn» über Länder und Meere hinweg, zu seinen, alten Gift zu greifen und vier Mal soviel einzunehmen, als er jemals in seiner schlimmsten Zeit genossen.

Er gehorchte mir willenlos wie ein Kind, und am nächsten Morgen erwachte er nicht mehr.

Da — er riß einen Brief aus der Tasche — da ist die Neschreibnng seines jammervollen Endes, die mir der deutsche Eonsul in Kairo gesandt hat.

Ein dortiger Arzt, der den armen Franz von früher her kannte, hat sein Gutachten dahin abgegeben, daß ein Mckfall in seine alte Leidenschaft anzunehmen fei, welche in fo hohem Stadium nie eudgiltig geheilt werden tonne.

Ich weiß es besser.

Da haben Sie mein Bekenntniß, Herr Staatsanwalt; uud nun ersuche ich Sie nochmals, mich in Haft zu nehmen." —

Der Sprecher schwieg. Sein Auge glühte in wildem Feuer, und er trat heftig vor den Beamten hin, als wolle er ein ihm verweigertes gutes Recht fordern.

Der Staatsanwalt läutete, flüsterte dem alsbald erscheinenden Nuntius einige Worte zu und sagte dann freundlich, aber mit Nachdruck:

„Bitte, folgen Sie mir, Herr Doctor."

Am nächsten Tage las man in allen Zeitungen der Stadt:

Gestern wurde Dr. S., ein hochbedeutender Gelehrter, und besonders auf dein Gebiet des Hnpnotismus eine Lapacität, nach der Provinzial-Irrenheilan stall Hierselbst gebracht, weil sich bei ihm untrügliche Zeichen geistiger Umnachtung zeigten. Wie uns aus zuverlässiger Quelle mitgetheilt wird, war das Seelenleben des Bedaueruswerthen bereits vor längerer Zeit durch eine unglückliche Liebe erschüttert. Das plötzliche Ableben seines einzigen heißgeliebten Bruders, welches ihm nnvermuthet aus Egnpten amtlich gemeldet wurde, hat ihn vollends ans dem Gleichgewicht gebracht nnd seine Verstandeskräfte für immer gelähmt.

Der dem Institut vorstehende Chefarzt, eine Autorität in der Pst)-chiatrie, hält den Fall für unheilbar.

Die Welt verliert in dem Unglücklichen eine Leuchte der Wissenschaft, unsere Stadt einen hochehrenwerthen Bürger uud einen von Allen, die ihn kannten, hochgeschätzten und geliebten Menschen.

William ^teinway.
Otto ^loershrim.
— Veilin. —

Wie Ichln, « Mensch, mit Deinim Polmenztoeige
Stehst Tu l>n dl» Illhrhunbllt« v!,ige
In edlei-, s«»l,<l Männlichlelt.
Vit <mf«es<h>o!,'nem ß!nn, mit Oeistejfiille,
Voll mild«,! sstnst» in «hotenreicher Fülle,
Dei tliiste Sobn dei Zeit.
Lchlllei c.Iie »»nstle,'^

merika, das Land des Ungeheuren und Unglaubhaften, wie es
zuerst vor dein staunenden Auge der alten Welt den westlichen
Meeren entstieg, zeitigt noch immer seine Riesen und Wunder.
Der geheimnißooll mächtige Zug, der vom Urbeginn der Zeiten den
Menschen getrieben hat, der untergehenden Sonne zu folgen, um über den
goldenen Rand hinabzuschauen, hinter dem sie verschwindet, hat sich Amerika
zum Erfüllungsort seiner traumhaften Verheißungen erwählt; und Jeder,
der ihm einmal dorthin folgte, einerlei ob er das ersehnte Eldorado oder
das Hegentheil dafelbst gefunden, muß zugestehen, das; in Großartigkeit der
Natur wie des Lebens unter den Eulturländern Nordamerika feines Gleichen
nicht hat.

Den Landenden umfängt eine mit keimen, Möglichkeiten nnd Im-
pulsen überfättigte Atmosphäre, die das Blut schneller kreisen, die Gedanken
kühner und die Hände rascher schaffen heißt und die, uou Energie und
Ilttelligenz befruchtet, sich in wunderbares, unaufhaltsames Weiden umsetzt.
Mißlingen ist unbekauute Größe; Gedanke ist That; Unmöglichkeit
eristirt nicht für den Amerikaner!

Wie er seine Ströme länger, seine Nämne höher, seine Orkane ver-
heerender, alle seine Naturerscheinungen mächtiger sieht, als die der alten

Welt, so durchbricht auch sein eigenes Ich häufig die Schranken, welche europäische Erfahrung und Eonuenienz dem Wachsthmu des Individuums sehen, und entwickelt sich zu einer, nur unter diesem günstigen Himmel möglichen (trotze, welcher die republikanische Gleichheitsidee zur wirksamsten Folie dient.

Amerika hat Männer, die lediglich durch eigene Thatkraft und Intelligenz sich zu einer Höhe heraufgearbeitet haben, von der herab sie über Zehn-tausende ihrer Mitmenschen, über Hunderte von Millionen Geldes verfügen, die Gesehe und damit die Geschicke von über sechzig Millionen freier Menschen nach ihrem persönlichen Verstehen zu lenken vermögen und so, weit über die Grenzen des eigenen Landes hinaus, ihre Macht zum Guten oder Schlimmen deutlich fühlbar zu macheu im Stande sind.

Auf diesem, so unerschöpflich fruchtbaren Wirtungsfelde, auf welches er die bekannten Cardinaltugenden seines Volkes mitbrachte, ist der beste Colonist aller Völker und Zeiten, der Deutsche, naturgemäß zu einer, seine Anlagen ehrenden, großartigen Vollentwickelung gelangt. Amerika schuldet dem deutschen Element eine hundertjährige untilgbare Schuld für uner-müdliche, intelligente, ehrliche Mitarbeit am Aufbau der großen Nation und ihrer liberalen Institutionen. Der Deutsch-Amerikauer ist und bleibt einer der vornehmsten Repräsentanten aller guten Seiten des Amerikanerthums, dessen Schattenseiten er meistens glücklich zu vermeide» weiß; und namentlich das jetzige phänomenale Erblühen des Westens mit seinen „Königinnen" Chicago, St, Louis, Eincinnati, San Francisco ist olme deutsche Neihülfe undenkbar.

Solche und ähnliche Betrachtungen erweckt ein Blick auf den Lebens-lauf und die jetzige Stellung des Mannes, dem diese Zeilen geweiht sind; eines Deutsch-Amerikaners, dessen Name in der ganzen eiuilisirten Welt ein Haushaltswort vom besten Klange geworden ist und der auf seinem Berufs-felde Keinen über sich und Keinen neben sich hat, sondern anerkannt als Größter nicht nur Amerikas, sondern des ganzen Erdenrunds dasteht.

Ein Fünfziger, der als Knabe von Deutschland auf amerikanischen Boden verpflanzt wurde und damals Nichts sein eigen nannte als einen klaren Kopf, fleißige Hände, starke Arme, echtdeutfche Ehrlichkeit und eine unbeugsame Thatkraft; heute ist er ein vielfacher Dollar-Millionär, ein .,8ßlf inacke man", ein „prominent man" in der oft mißbrauchten Worte bester Bedeutung; ein Mann, dem die höchsten politischen Ehrenämter, die überhaupt ein Nichteingeborencr bekleiden kann, verschiedentlich vergebens an-geboten wurden, Zierde, Pfeiler und Vorkämpfer des Deutschthums im ganzen, ungeheuren Gebiete der Vereinigten Staaten und von allen Bürgern des großen Reiches wegen seiner Erfolge und Dhaten geehrt und wegen seiner Persönlichkeit geliebt.

William Steinwan — denn von keine»: Geringeren soll hier kurz berichtet werden — ist eine jener großen, r.'ich beschenkten Naturen, denen

das Vollbewußtsem ihrer Macht und ihres Reichthums eine dementsprechend fürstliche Generosität dictirt. Der große englische Dichter nennt solche Männer sehr bezeichnent >,n2t,u.rs'8 uodlLwsll". Wenngleich Geschäftsmann vom Scheitel bis zur Sohle, und zwar von jener seltenen, glücklichen Art, denen der eigene Vortheil nicht den Nachtheil des Ändern bedeutet, entbehrt er doch jenes, so manchen andern erfolgreichen Großindustriellen kenn- zeichnenden Stempels von concentrirtem Egoismus; im Gegentheil, er ver- mag an die gewichtigsten Transactionen, wie z. B. den Ankauf einer Eisenbahn oder dergleichen mit einer gewissen souveränen Sorglosigkeit her- anzutreten, die allerdings ein vorheriges gründliches Erwägen keineswegs ausschließt, aber trotzdem Bewunderung erzwingt.

Alles ist groß an dem Manne, seine geschäftlichen Unternehmungen, wie seine private Wohlthätigkeit; seine Repräsentation und Leitung des Welthauses Steinway K Sons auf beiden Seiten des atlantischen Oceans, wie seine künstlerischen, geselligen, oratorischen, politischen und organisatorischen Talente. Seine Großmuth ist gleich der des Löwen sprüchwörtlich geworden. Er kann dem eben besiegten Widersacher die Hand reichen, als ob nichts vorgefallen wäre, und ihm sagen: „Siehst Tu, Freundchen, wärst Du gleich so vernünftig gewesen, wie jetzt, so hätten wir uns die ganze Mühe ersparen können!" Eine ausnehmende Leutseligkeit ist ein fernerer Grundzug seines Wesens. Aus den Volksschichten hervorgegangen, besitzt er ein merkwürdig klares Verständnis; für die Mittelklasse, sein Benehmen gegenüber den Ver- tretern derselben ist ein so gewinnendes, wie man es kaum wieder trifft. In directem Zusammenhang hiermit steht seine außerordentliche Einfachheit in Bezug auf Speise und Trank, Kleidung und Behaglichkeit. Nur bei festlicher Gelegenheit sitzt er mit den Ersten des Landes an derselben Tafel und derselben Stelle; sonst zieht er gemüthliche Stunden mit seiner Umge- bung, häusig sogar seiner geschäftlichen Umgebung, vor. Was es heißt, sich schonen, hat William Steinwap nie gewußt; er, der seine Kraft häufig genug gleichzeitig und gleichmäßig in den Dienst des Staates, wie in den der Interessen einer rheumatischen, alten Llauierlehrerin gestellt hat. Sein luftiges, Helles und geräumiges Bureau im Geschäftsgebäude des Kaufes Steinway ist von fast unglaublicher Einfachheit, dagegen aber mit den modenisten Einrichtungen, Sprachliche», pneumatischen Röhre» für Briefe und Packete, elektrischer und telephonischer Verbindung nach allen Theilen des weitverzweigten Häusercomvleres ausgestattet. Dieses Priuatbureau ist an der Eingangsseite von einem Vorzimmer begrenzt, welches vom frühesten Morgen bis zu», späte» Abend der temporäre Aufenthaltsort von einer langen Reihe von Bittstellern ist, die sämmtlich und ausuahmslos mit einer die Bewunderung herausfordernden Geduld vou William Steinwap empfangen und angehört werden. Unter de» Hilfesuchende» befinden sich auch zumeist fremde Künstler, die natürlich zuerst zu Steinwap eilen, und nie ist einer von ihnen, ohne wohlwollende Worte empfangen, ohne versprochene

und stets thatkräftig gehaltene Hilfe erlangt zu haben, von ihm gegangen.
Gegen junge Existenzen ist William Steinwap von ganz besonders rührender
Sorgfalt, und es giebt eine Menge von Talenten, welche ihm allein ihre Aus-
bildung und die Möglichkeit des Weiterkommens verdanken. Es wird unter diesen
Umstanden also Niemanden wundern, wenn ich behaupte, daß des Mannes
Privat-Wohlthätigkeit, d. h. diejenige, von der in der Oeffentlichkeit nichts
bekannt wird, sich jährlich auf eine Summe von nicht weniger als ein Mar
hunderttausend Mark beläuft. Ich bezweifle sehr, daß ich mit der Ver-
öffentlichung dieser Thatsache im Sinne des stillen Gebers handle, aber
zur Steuer der Wahrheit und zum besseren Verständnis) für seinen menschen-
freundlichen Charakter habe ich geglaubt, sie nicht verheimlichen zu dürfen.
Was jedoch William Steinway, den Menschen, noch ganz besonders
auszeichnet, ist erstlich seine Liebe zur Knnst nnd zweitens, im edelsten
Sinne des etwas wohlfeilen Wortspieles, für das ich um Verzeihung bitte,
seine Kunst zur Liebe.
Zu allen Zeiten ist die Kunst das erhebende und adelnde Moment
der Menschheit gewesen, und immer sind unter den Vertretern des Volks-
geistes, den Dichtern und Philosophen, Stimmen laut geworden, die dem
lebhaft sehnenden Bedürfnis? Ausdruck verliehen, die Menschheit durch
frühest begonnene künstlerische Erziehung veredelt und beglückt zu sehen.
Wer diese Stimmen vernehmen will, mag in der Geschichte der Aesthetik
und Philosophie dieses und des vorigen Jahrhunderts, vertreten durch
Namen wie Kant, Herder, Ehr. Fr. Wolff, Lessing, Schiller bis auf
Schopenhauer, Wagner, Heinrich von Steiu u. a. darnach lauschen. Meine
Absicht ist es nicht, auf die Ideen, für welche diese Männer stritten und
strebten, näher einzugehen. Ich möchte nur in dankbarem Gedenken ihres
segnenden Einflusses constatiren, daß, was Jene ersehnten, das schöne,
wahrhaft menschenwürdige Resultat tünstlerisclwr Lebenserziehung, ich in
Niemandem so verkörpert gefunden habe, wie im ureigensten Leben und
Wesen William Steinways.
Sein Lebenslauf ist kurz folgender: William Steinwal,, ein Deutscher
von Geburt und Abstammung, wurde am 5. März 188li in Seesen im
Harz geboren. Daselbst hatte sein Vater, Heinrich Engelhard, 1825 ein
kleines, aber reges Geschäft begründet, aus dem tüchtige Erzeugnisse der
Orgel- und Elauierbaukunst hervorgingen. Außerordentlicher Kunstsinn und
eminente Tüchtigkeit des Vaters, Frohsinn nnd Herzensgüte der Mutter,
die erhabene Schönheit der heimatlichen Harznatur, das Alles sind Momente,
die wohl geeignet sind, ein Kindergemüth für's ganze Leben segnend zu be-
einflussen, zumal eins von so empfänglicher Art wie das des Knaben Wilhelm.
Dazu erwarb sich derselbe in der vorzüglichen Schule seines Heimatsstädtchens
eine gediegene Vildung, die später in einem tüchtigen Institut befestigt und
vervollkommnet wurde. Der Vater hegte und pflegte von früh an des
Sohnes Liebe nnd Vegabung zur Musik und erzielte bei ibm bald außer-

ordentliche musikalische Fertigkeit verbunden mit feinstem Geschmack und Gefühl. Das Elavier, auf welchem der lernbegierige, lebhaft begeisterte Knabe die ersten Früchte seines Fleißes und seines Talentes producirte, war vom Vater eigens für die Sühne verfertigt werden. Der Geist väterlicher Liebe, der die Töne beseelte, ging naturgemäß in die tief empfängliche Seele des Sohnes über und legte den Grundstein zum schönsten Werden. Wie herrlich und wie rührend der Gedanke: der Pater baut mit emsigem, durch Liebeskraft angefeuerten Fleiß das Instrument, das die Söhne in die Welt der Kunst einführt, und verwebt so untrennbar innerstes Familienleben mit dem ersten Ahnen und der wachsenden Erkenntniß der Kunst!

Was Wunder, wenn einer so ideal schönen Grundlage die herrlichsten Früchte entkeimen. Ganz von selbst entwickelte sich auch bei den Söhnen reges Interesse für das Gewerbe ihres Vaters, das ihnen nicht wie ein gewöhnliches Handwert erschien, sondern ihnen von Anfang an als kunstreiche Schöpfung genialer Arbeitskraft Ehrfurcht, Bewunderung und Lust zum Nacheifern einflößte. Die vom Vater sorglich gepflegte, von den Söhnen tief erfaßte Veredelung dieses Gewerbszweiges machte auch hauptsächlich die dem Hause Steinwap bevorstehenden colossalen Erfolge und Errungenschaften möglich, die von Richard Wagner in einen» Briefe von Bayreuth, den II. April 1879 datirt, wie folgt in Worte zusammengefaßt wurden:

„Wahrlich dünkt es mich beschämend für so manche andere Zweige der Kunst, daß gerade diese eine des Elavier-Instrumeutenbaues sich einer unleugbar idealen Vollendung zuneigt: ich wüßte in Malerei, Sculptur, Architektur, Literatur und — leider auch Musik nichts nachzuweisen, was, seitdem ich dafür Bewußtsein habe, der sinnigen Ausbildung des Elauierbaues gleichkäme. Aus Ihren Mittbeilungen ersehe ich aber auch, mit welch' sinniger Liebe Sie der Verkörperung des geistigen Tones auf einein Instrumente nachstreben, welches bisher fast nur zur Andeutung des eigentlichen Tones dienen konnte. Unsere großen Tonsetzer scheinen, als sie gerade für das Elavier die herrlichsten ihrer Sätze schrieben, eine zukünftige Idealisirung dieses Instrumentes, wie sie jetzt namentlich durch Sie erreicht worden ist, geahnt und vorausgesetzt zu haben. Eine Beethoven'sche Sonate, eine Bach'sche chromatische Phantasie scheint erst jetzt auf Ihren Instrumenten zur richtigen Geltung gelangen zu können."

Was könnte ein gewöhnlicher Sterblicher solchen Nuhmesworten und ähnlichen, wie sie von Lißt, Berlioz, Gounod, Nnbinstein und den grüßten Künstlern der Gegenwart über die Steinwap'schen Elnviere geäußert wurden, noch hinzufügen wollen?

Der älteste Sohn E. F. Theodor stand dem Vater bald als treuer Mitarbeiter zur Seite und konnte, als die Familie zu besserem Fortkommen der durch politische Hemmnisse aufgehaltenen Fabrik 185l> nach Amerika übersiedelte, das zurückbleibende Geschäft selbständig übernehmen und fortführen. Der 14 jährige William trat gleich nach der Ankunft der Familie

in New-3)ort bei einer dortigen Clavierbauerfirma, W. Nunns <K Co.,
88 Walkerstrahe, als Arbeiter ein, wo er drei tüchtige, wohlausgenutzte Lehr-
jabie durchwachte. Die hierbei gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen
sollten dem rastlos strebenden jungen Manne glänzend zu Gute kommen.
Gerade an seinem siebzehnten Geburtstag, den 5. März 1853, gründete der
Vater mit den Söhnen in einem in der Varickstraße gelegenen Hinterhausc
die Firma Tteinwan K Sons, die rasch zu ungeahnt großartiger Entwickelung
uorschritt.

Das kraftvolle, harmonische Zusammenwirken des Vaters nnd der Söhne
Charles, Henry, William und Albert hatte die emporblühende Fabrik schon
nach einem Jahre so weit gefördert, daß ausgedehntere Räume nothwendig
wurden. Man miethete die Gebäulichkeiten der inzwischen fallirten Firma
Nunns 6 Co., bei der William seine Lehrzeit verbracht hatte. Der scharf-
sinnige Vater wies jedem der Söhne den Theil der Arbeitslast zu, der
eines Jeden individuellen nnd ganz verschiedenen Anlagen sich am weiften
anpatzte.

William war der am reichsten Neanlagte. Neben seinen eminenten techni-
schen Fähigkeiten war ihm ein großartiges Organisationstalent eigen, und
deshalb wurde ihm vom Vater die finanzielle und kaufmännische Verwaltung
übertragen. Mit klarem Ueberblick leitete er die zahlreichen Zweige des
Hauses, mit deren kleinsten Details er auf's Genauste vertraut war, so daß
er die sich später immer mehr und endlich colossal ausdehnende und ungemein
complicirte Organisation des Ganzen musterhaft zu beherrschen vermochte
und noch heute beherrscht.

Im März 1865 trafen die Familie traurige Verluste, Die beiden
Söhne Henry uud Charles starben kurz hintereinander. Der ersten in
New-Iork, der letztere auf einer Curova-Tour in Nraunfchweig. Diese beiden
Vrüder hatten die technische Oberleitung des Clamerbaues in Händen ge-
habt, die nun von dem ältesten Vruder Christian Friedrich Theodor über-
nommen wurde, welcher seine Fabrik in Vraunschweig aufgab und im
Oktober 1865 mit seiner Gattin nach New-?)ork übersiedelte. Theodor
Steinway ist ein Crsindergenic ersten Ranges gewesen, ein Mann und
Künstler, der auf dem Gebiete der Clavierbaukunft Vahnbrechendes geleistet
hat und aus dessen Hirn die meisten der großartigen Ideen und Verbesserungen
stammen, die bald das Steinwan'fche Clauier in den Vordergrund und auf
die Höhe brachten, die es seitdem unbestritten eingenommen hat, anerkannt
„an Höfen, wie an niederer Statt", denn auch die Crncnnung zu Hof-
lieferanten des deutschen sowie des englischen Herrscherhauses blieben nicht
aus. Daß Kaiser Wilhelm II. speciell für William Steinwan sich interessirt,
beweisen die Chren, die er ihm in einer längeren Audienz im Marmor-
Palais, am Sonntag den 11. September vorigen Jahres, im Veisein der
Kaiserin und in der türzlichen Verleihung des Nothen Adler-Ordens dritter
Klane angedeihen ließ, eine Auszeichnung wie sie vor William Eteinwav.

wohl noch keinem auswärtigen Großindustriellen und auch wohl nur wenigen
deutschen zu Theil geworden ist. Uebrigens ist William Steinway im
fremden Lande in eben deni Maße Deutscher geblieben, wie er Großin-
dustrieller geworden ist. Daß dies wirklich der Fall ist, wird Niemand be-
zweifeln, der seine Anrede an den ihm zu seiner Genesung in Wiesbaden
im vorigen Sommer begrüßenden und ihm ein Ständchen bringenden New-
Z)orker deutschen Männergesangverein „Urion" gehört; der außerdem sein
Wirken im „Liederkranz" seit dem Bestehen dieses größten und ältesten
deutschen Gesangvereins Amerikas beobachtet hat und vor allen Dingen Der-
jenige, der weiß, wie sehr William Steinway es sich stets hat angelegen
fein lassen, deutsche Kunst zu pflegen und deutsche Künstler zu unterstützen.
Der deutsche Sinn, der tief in ihm wurzelt, ist ihm auch als Bürger der
Vereinigten Staaten treu geblieben. Daß er aber Großindustrieller ge-
worden ist, weiß Jeder, felbst wenn ihm unbekannt wäre, daß das Haus,
dessen Haupt er ist, nunmehr über 1800 Arbeiter befchäftigt und sich aus
folgenden Etablissements zusammenseht: Steinway in der Nähe von Astoria
gegenüber der Stadt NewDork, mit einen« Flächeninhalt von nicht weniger
als 12 Acres, auf denen sich Gießereien, Holzhöfe und lagerndes Rohmaterial
befinden und woselbst 659 Arbeiter beschäftigt werden. Sodann der zweite
Fabrikcompler, bestehend aus dem Gesammt-Häuser-Geuiert zwischen der
Park- und Lerington-Avenue und der 52sten und 53sten Straße in der
Stadt New-Mrk gelegen, woselbst über 69 Instrumente per Woche zu-
sammengesetzt werden, und gleichfalls 659 Menschen Arbeit und reichliches Brod
finden. Schließlich als Krone der New-Iorker Besitzungen die imposante,
zwischen der 14ten und löten Straße gelegene, architektonisch wunderbar
schöne Steinway Hall, mit den großartigen Verkaufsräumen und Bureaur,
in denen wiederum 259 Arbeiter und Angestellte beschäftigt sind und die
vormals den größten, herrlichsten und akustisch perfectesten Concertsaal New-
Zorks, mit 24l»9 Sitzplätzen enthielt, der aber seit 1899 zum Bedauern
Tausender von Eoncert-Nesuchern zu Geschäftszwecken umgebaut wurde. Von
den llusläudischen Etablissements der Firma enthält übrigens die Londoner
Steinway Hall, in Lower Seymour Street bei Portmnn Square gelegen,
gleichfalls einen eleganten Eoncertsaal mit 7<><» Sitzen und dient als Central-
Depöt für Großbritannien, während die 399 Arbeiter beschäftigende Fabrik
zu Hamburg die von New-Zork gefandten Steinway'schen Elauiere für den
continentalen europäischen Markt fertigzustellen und für das feuchtere europäische
Klima zu präpariren die Aufgabe hat.

Schon allein der Ruf der Weltfirma und die Vedeutendheit ihrer Eta-
blissements genügt, um den Mitbegründer, Erhalter und jetzigen Ehef derselben
zu höchstem Ansehen zu bringen. Der Werth des Mannes aber wächst noch
gewaltig durch die schon erwähnte Fülle von großen Eigenschaften, die sich in
seiner Persönlichkeit vereinigen. Der schöpferifche Arbeiter ist zugleich liebe-
vollster Familienvater, treuester Freund, großmüthiger WMthäter ber

Menschheit, freisinnigster Kunstfreund, bedeutender Politiker, loyaler Volks-
freund.
Der Vorzug einer jetzt achtzehnjährigen persönlichen Bekanntschaft, die
mich jahrelang manchmal fast täglich mit William Steinway zusammenführte,
gab mir vollauf Gelegenheit, ihn in allen diesen Eigenschaften kennen, schätzen
und lieben zu lernen. Am Liebenswertheften jedoch erschien er mir stets im
Kreise der Seinen. Aus erster Ehe erblühte ihm eine Tochter uud ein Sohn,
der ihm jetzt zur Stütze geworden ist. In zweiter glücklicher Ehe war William
Steinway mit einer Dresdener Dame, geb. Ranft vermählt, die leider vor
wenigen Monaten ihm ganz plötzlich, während er selbst krank darnieder lag,
durch den Tod geraubt worden ist. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Söhne
und ein Tüchterchen, sämmtlich noch in jüngern Jahren. Man muß den
stattlichen, stark gebauten und noch immer athletisch kräftigen Mann, mit seinem
nur leicht ergrauten, vollen, ungescheitelten Haupthaar, seinem dunklen Bart,
seinen kurzsichtigen, bebrillten, aber so gut dreinschauenden, dunkelblauen Augen
und seinen frauenhaft weichen Händen ini Kreife der Seinen, mit seinen
Kindern und Enkelchen spielend gesehen haben, um ihn ganz begreifen zu
können. So ganz anders ist der gutmüthige Menfch dann wie im Alltags-
leben und Verkehr. Im Letzteren ist der Ausdruck des Gesichts meist sehr
ruhig, belebt sich aber ungemein in der Debatte, für die Steinway als aus-
gezeichneter und schlagfertiger Redner ein hervorragendes Talent hat, und be-
sonders verändern seine Augen sich an Farbe und Glanz; doch verliert selbst in
der erregtesten Sprache sein Benehmen nicht eine gewisse vornehme Ruhe und
sein Wesen nicht die für einen Politiker unerläßliche Selbstbeherrschung. Ich
habe ihn häusiger reden gehört bei festlichen, launigen, ernsten und politischen
Gelegenheiten und stets seine kraftvolle Sprache, sein wunderbares, sprich-
wörtlich gewordenes Gedächtnis;, seine Kürze und Energie und die Sonorität
seines mächtigen Organs (einst ein schöner, sangreicher Tenor, der dem „Lieder-
kranz" gute Dienste gethan hat) bewundert. Nicht selten war er Redner bei
derselben Gelegenheit oder Veranlassung wie Karl Schurz und Oswald Otten-
dorfer, mit denen er intim befreundet ist und die zusammen das hervor-
ragendste Triumvirat von Deutsch-Amerikanern bilden. Anch mit Grouer
Cleveland, dem jetzigen Präsidenten der Vereinigten Staaten, ist William
Steinway durch viele Jahre hindurch auf's Engste befreundet. Allem politischen
Parteiwesen blieb er jedoch fremd, war stets mit jeder ehrlichen Sache und
that sein Möglichstes, derselben zun, Siege zu verhelfen. Hierbei kam ihn
feine ungeheure Popularität zu Statten, und wenn er die ihm mehrfach an-
gebotene Wahl als Oberbürgermeister der Stadt New Mork angenommen hätte,
er wäre mit großer Majorität und selbst von Anhängern der Gegenpartei
gewählt worden. Jedes politische Amt jedoch, die ihm unter Eleuelands
erster Administration angebotene Finanzminister-, ja Staatsgouverneursstellung
schlug er ohne Weiteres aus und widerstand allen Lockungen auf Befriedigung
politischen Ehrgeizes.

Unter seinen Arbeitem erfreut sich William Steinway einer ungemeinen
Beliebtheit und Hochschätzung, und was er Alles für sie thut, davon zeugen
die gesunden, praktisch eingerichteten Wohnhäuser, die er für sie in der nach
ihnl benannten Arbeiterstadt Steinway erbauen ließ, die Schule daselbst, iu
welcher 800 Kinder Unterricht erhalten und in der besondere Sorgfalt auf
Pflege der deutschen Sprache und der Musik gelegt wird, die Bibliothek, die
jedwedem Wissensdrang Gelegenheit zur Befriedigung giebt. In den jüngsten
Jahren sind all diesen wohlthätigen Einrichtungen noch ein Volkskindergarten,
eine schöne Kirche mit iDrgel, eine großartig eingerichtete Nadeanstalt und
schattige Parkanlagen hinzugefügt worden. Wie der humanste Landesvater
sorgt William Steinwal, jederzeit für das Wobl feiner Arbeiter und versucht
es, ihren Sinn auf das Hohe und Scköne zu lenken.
Es kommt nicht allzuhäufig vor, daß sich in einem Menschen so reiche
Harmonie edelster Eigenschaften vereinigt. Und doch läßt sich deren Gesammt-
heit bei William Steinway auf einen einzigen Grundton zurückführen, den
ich vorher als „Kunst zur Liebe" bezeichnete und den ich nicht besser an-
stimmen zu können glaube, als durch Anführung einer schönen Lebenswahrbeit
aus Richard Wagners unvergleichlicher kleiner Abhandlung „Kunst und Klima."
Es heißt darin: „Die Mittlerin zwischen Kraft und Freiheit, die Erlöserin,
ohne welche die Kraft Roheit, die Freiheit aber Willkür bleibt, ist die Liebe,
nicht jedoch jene geoffenbarte, von oben herab nns verkündete, gelehrte nnd
anbefohlene und deshalb auch nie wirklich gewordene — wie die christliche,
sondern die Liebe, die aus der Kraft der wirklicken unentstellten menscklichen
Natur hervorgeht, die in ihrem Ursprung weiter nichts ist, als tbätige Lebens-
äußerung dieser Natur, die sich in reiner Freude am sinnlichen Dasein aus-
spricht und, von der Geschlechtsliebe ausgehend, durch die Kindes- Vruder-
und Freundesliebe bis zur allgemeinen Menschenliebe fortschreitet. Diese
Liebe ist denn auch die Grundlage aller wahren Kunst, denn nnr durch sie
entsproß die natürliche Vlüthe der Schönheit im Leben."
Die zur That gewordene Liebe war es, die der Knabe William vom
Vater entgegen nahm und fruchtbringend weiter trug. Von Liebe durch-
drungen war all' fein Thun und dadurch von vornherein zu reichstem Segen
prädestinirt. — Die Liebe zur Kunst äußert sich zuerst in der Liebe zum
Schönen. Schön ist nicht nur das äußerlich Scheinende. Es giebt auch
schöne Gedanken, schöne Gefühle, schöne Handlungen. lVergl. Schillers Vrief
über die Frage: „Was ist schön?") Das Streben nach Schönheit thut sich
kund durch den Schönheitssinn, der nur dann vollkommen ist, wenn dem
äußern sich der seelische Schönheitssinn zugesellt. Jener führt unmittelbar
zur Kunst, dieser zur Humanität. Diese Beiden sind demnach unzertrenn-
bar. Humanität wieder äußert sich zuerst naturgemäß i« Liebesbeweisen zu
den Eltern, Geschwistern, Kindern, Verwandten und Freunden, bis sie dann
alle Wesen umschließt, die thatkräftiger Liebe bedürfen. — Die ini lieber-
füllten Familienkreis gepflegte, innig mit ihm verwebte ^iebe zur Kuust lenkt

den Sinn aller Mitglieder so schöner Gemeinschaft auf das Höhere im Leben und hebt ihn weit empor über alles Niedrige und Gemeine. Diese Liebe drückt auch dein Handwerk den Stempel des Höheren auf und adelt es, angetrieben von thätigem Schönheitssinn, zum Kunstwerk. Der durch solcher Art veredeltem Gewerbe erworbene Reichthum hat höhere Bestimmung als das rastlose Geldgewinnen gemeinen Handels. Er setzt in den Stand, dem physischen und psychischen Schönheitssinn vollauf Genüge zn thun, die Bestrebungen der Humanität nnd der Kunst zu fördern.

Ein Freund der Kunst ist naturgemäß auch ein Freund des Volkes, schon durch die Erwägung dessen, was das Volk durch einsigen Fleiß und unendliche Geschicklichkeit beitragen muß, um Kuustwerke herzustellen oder auch den vollkommenen Genuß derselben zu ermöglichen. Die sämmtlichen Instrumente und Mittel, die der Kunst zur Darstellung verhelfe«, sind von Millionen geschickter Arbeiter verfertigt. Wagner widmet diesem Gedanken in seiner Schrift „Das Kunstwerk der Zukunft" ein Kapitel, welches er überschreibt: „Das Volk als bedingende Kraft für das Kunstwerk." Das Volt opfert der Kunst einen Theil seiner Lebenskraft, darum müssen Kunstfreund und Volksfreund untrennbar fest vereinigt fein. Wer Schiller's „Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen" gelesen hat, wird darin die Beweisführung dafür gefunden haben, das; die Liebe zur Kunst, zum sinnlich und seelisch Schönen nnd Harmonischen, auch zur richtigen Politik führt. So gehen denn gleichfalls Kunstfreund, Volksfreund und edler Politiker naturgemäß Hand in Hand, wie wir es bei dem Manne gefnnden haben, dein diefe Blätter gewidmet sind und den die ewige Kunst in ihr Reich aufgenommen hat, dem Meister William Steinway. Heil seinem Wirken!

Blätter aus dem Verther-Kreis.
Herau5gegeben
von
Eugen Wulff.
— «iel, —
^Schluß)

I^ou der Seite, „wo sie ihre Stärke hat, uon der häuslichen Seite"
^ wie Kestner sagt (f. „Goethe und Werther" S. 41) — lernte
Goethe dir Lotte während der folgenden Tage in immer aus-
giebigerem Maße kennen. Ihr war nach dein Tode der Mutter die Fürsorge
für die zahlreichen jüngeren Geschwister zugefallen, obgleich Lotte in Wahrheit
nicht die älteste, sondern die zweite Tochter des Hauses war; dadurch gewinnt
das Vild der lebendigen Lotte. Ihre größere Energie wie ihre näheren
Aussichten auf Vermählung mochten zusammenwirken, lim sie an die Spike
der verwaisten Häuslichkeit zu benifen, — soweit überhaupt Gründe mit-
sprachen. Denn Lotte erschien nun offenbar als das natürliche Haupt
der Familie, dem sich alles wie selbstverständlich unterordnete und anschmiegte.

In ausgelassener, toller Weise schildert das Treiben in Lottes Alltags-
kreis ein Brief, den sie während einer vorübergehenden Abwesenheit, kurz vor
ihrer Vermählung, von ihrem ältesten Bruder Hans erhielt. Ist die Dar-
stellung nicht immer fein, so erläutert sie doch um so drastischer Goethes Verse:

„Mit bicckMU Händen und Honigschnittcn,
Mit Locher im Kopf, nach deutschen Sitten,
Die Bubm jauchzen mit Hellem Hanf,
Thur ein, Thiir aus, Hof ab, Hof auf."

Sie zeigt den Kreis, in dem Goethe sich wohl fühlte: denn er tummelte
sich oft mitten unter den Kindern; sie zeigt auch, weshalb er sich dort wohl-
fühlte: denn ein Stück lebendiger, frischer, kecker Natur nmfing ihn.

tzeitzliebste Schwester!

Ich muß dir doch auch einmohl schreiben: und zwar wovon? von unseren Hauß-
angeleancheiten: Uon dem nrösten bis zum Kleinsten will ich dir alles erzehlen. Von
der ssnrllne fange ich an. Tiefer muß ich das Lob benlegen, daß Sic sich recht gut auf-

führet, hält gute Zucht, verträgt sich mit der Lenge sehr wohl, und tritt völlig in deine Fußtllpfen. Tic Lenge ist ganz ein ander Mädgcn; sonst war Sie zwar auch prav,, d. z. ist sie aber doch viel vräver; sie ist die zwehtc Lotge. Von mir will ich dir nichts-sagen; mich zu loben schickt sich nicht, und schelten mag ich mich nicht. Der Willhclm ist ein ganzer Mensch, wie allzeit. Erst gestern nach dem Essen zanckte er sich mit der Caroline: diese führte sich auch sehr llug hierben- auf. Sie liehe ihn mit groster Gelassenheit, ohne roth zu werden zancken, und In aller Grandesse schüttete Sie ihm ein Glas Wasser über den Kopf herunter. Der Willhelm schwiege still, und die Caroline ginge in aller Gelassenheit mit dem lehren Glaß zur Thür hinauß. Ist dieses nicht eine gute Methode einem das Maul zu stopfen? Du weist aber doch viel bessere Mittel als solche nasse, mit Ohrfeigen und Worten kaust du ohne ein Haar nah zu machen, noch mehr ausrichten. Der Sophie ist es gerathen, das; Sie nicht hier ist, ihr lohes Maul, ihr schwarzes Haar, und noch was mehr sollten gewiß herhalten. Itzt will ich sie aber verschonen. Ter Fritz ist noch der Fritz, niemand kann ihn besser bezwingen als du. Vorgestern hatte er ein Duell mit der Friederike, er wehrte sich mit der Ofen-^ Gabel, und die Friederike mit der Feuerkluft. Heute morgen hat er sich mit dem Franz Carl Tapfer geprügelt, und die Mllc. Torthel oben drauf eine Sau gescholten. Tics sind seine tzeldenThllten. Der George ist ein Tovmäuser: er kann die Leute recht Divertircn. Er wollte der Sophie im beyliegcndem Briefe eine heimliche Freude machen, und schriebe, die Ammel hätte ihr eine Silberne Schelle uerlohren. es ist aber nicht wahr, weiter ist nichts merckwürdigcs von ihm zu sagen. Die Ammel ist ein Nasenweiscs Ding, noch vorhin bat sie die Oberbofmeisterinn angebunden, das; sie stricken sollte, die Bellotte hat sie aber fleisiger in Händen, als das Stricken Zeug. Der Nlbrecht ist noch der alte Philosophische Plegmaticus. Er gehet den ganzen Tag wie gewöhnlich mit der Schlaf-Betzel herum, bindet sich keine Strümpfe, und ist noch der vorige SchlumpHanß. Der Ernst ziehet hemm wie der LappenHenrich, doch noch ein wenig ciuilisirter als der Albrecht. Eben hangen ihm 2 GlockenSäulcr aus der Nase in den Mund. Er ist aber beu allem diesen! ein praver Kerl, sein Vauch ist so dick wie immer, so daß ihm alle Knüpfe am Camisol abgesprungen. Der Loui ist ein recht Lustiger Bursche, wann er nur zu essen hat. Gestern morgen legte er sich wegen Kopfweh auf das Canavee. Sobald es aber Mittag Ware, und er die Suppe nur sähe, war der Loui am ersten bcr, der Hemd. Er hat sich den besten Platz im ganzen Hauß zum schlafen ausgesucht, deinen zurückgelassenen neben der Caroline, und will solchen auch mit aller Gewalt niemand cediren. Heute ist-er 4 Jahr alt worden. Ucbrigens sind wir noch insgesamt recht gesund. Morgcnds Mittags und Abends essen wir des Nachts schlafen wir. Von Neuigkeiten weiß ich weiter nichts, als daß die Frau v. Voltz sehr schlecht ist. Dies sind meine Neuigkeiten, denn in den Fasten gehet es, wie bekannt, sehr traurig hier zu. Wann nicht jemand tronck wird, oder stirbet, so weih man gar nichts.

Von Nrnigshllußen haben wir noch keine Briefe, die Frau Kriegszahlmeistern aber hat sie gestern in einem Brief an dich entschuldiget, daß nemlich die Iunfer Braut tranck scyc, und deswegen die Frau Tante verhindert sepe. Es grüßet dich hierbey die Caroline, es grübet dich die Lcne, es grüßet dich der Willhelm, es grüßet dich der Fritz, es grüßet dich der George, es grüßet dich die Ammel, es grüßet dich der Albrecht, es grüßet dich der Ernst, es grüßet dich der Loui, es grüßet dich das Brand'sche Hauß, hauptsächlich die Mlle. Ange, und du möchtest ihr bald wieder schreiben, es grüßen die K. Sch. D. es grüßet dich das ganze Tcutschc Hauß, mid was dazu gehöret. Lebe wohl und behalte mich lieb ich versichere, daß ich bin

Dem

Wetzlar getreuer Bruder

den 12. Märtz 1773. I. C. Bufs.

Der Schreiber dieses Vriefes war am 14. November 1757 geboren,, zählte also noch nicht 15V-2 Jahr; er mar damals Primaner. Nachdem in

der Sammlung „(Goethe und Werther" zahlreiche Vriefe (Goethes an Hans Vuff bekannt geworden sind, lernen wir nunmehr diesen Goethe'fchen Korrespondenten auf freundlichste Weise selbst kennen. Der Briefwechsel mit Goethe beginnt wenige Tage nach Abfassung vorstehenden Schreibens, und zwar eröffnet der Dichter seinen ersten Brief (a. a. O. S. 143» mit dem bezeichnenden Satze: „Vielgeliebter Herr Hans. Ihr Brief an die liebe Schwester hat mich so ergötzt, daß ich nicht länger mich halten kann, an Sie zu schreiben, und Sie zu bitten mir wenigstens wöchentlich einmal Nachrichten uon Ihrem Haus und Hof und was drinnen vorgeht zu geben." Offenbar war unfer Brief in Abschrift durch Kestner an Goethe zur Kenntnis;-uahme eingeschickt worden.

Wir können jedenfalls ans ihm ermessen, was den Dichter auch zu diesem Gliede der Familie Nuff hinzog. Schreibt er doch noch am 9. Januar 1775 (a. a. O. S. 241»: „Seine Briefe haben mich über Freud und Leid herzlich lachen gemacht," und Frau Nach nennt Hans Buss einen „lieben alten Bekannten und guten Freund" ihres Sohnes «ebd. S. 246). Erweist sich doch auch er als eine jener Frohnaturen, wie sie auf unferen Dichter am harmonischsten wirken. Und damit ist überhaupt das Vuff'sche Familien-Naturell bezeichnet. Wie eng sich dann Goethe, noch zwei Jahre nach seinem Fortgang (und freilich nur ein halb Jahr nach Bollendung des „Werther") mit dem ganzen Deutschen Hause verknüpft fühlt, betont er gegen Hans am 31. August 1774 <a. a. 'D S. 218»: „Glaubt er denn nicht, das; mich uon euch alle Kleinigkeiten interessiren? Ich bin zwar lang weg, doch immer bei euch." — Am Schluß des Romans steht, daß Werther Lottes ältesten Bruder „immer am meisten geliebt."

Ueber den Lebensgang uon Lottes Geschwistern unterrichtet Düntzer in dem Eingangs erwähnten Aufsatz (ueruollständigt abgedruckt in seinen „Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken", I. Band, 1885).

Unser Brief läßt die reiche Kinderschaar zweimal getreu nach dem Alter Nevue passiren. Nach dem überhaupt ältesten Kind der Buffs, Karoline, lernen wir Lenchen kennen, die zu Goethes Zeit nicht in Wetzlar weilte; auch er erfährt brieflich, daß sie „die zweite Lotte" sei (uergl. „Goethe und Werther" S. 168.» Sophie und Louis kennen wir mit Namen aus Werthers Brief vom 16. Juni: Jene erscheint als älteste anwesende Schwester nach Lotte, — zutreffend, da Karoline ebenfalls zuni Ball fuhr und Lenchen außerhalb weilte; ihr Alter wird auf ungefähr elf Jahre geschätzt, sie zählte aber 12^2. Louis wird richtig als Jüngster eingeführt. In der von Weither erwähnten „kleinen naseweisen Blondine uon ungefähr fechs Jahren" haben wir Amalie, gewöhnlich mit Abkürzung Ammel genannt, zu suchen; ihr Alter wird im Noman ebenfalls um ein Jahr unterschätzt; auch hier ist sie ausdrücklich „naseweis" genannt.

Ännchen und Dorthel sind die Töchter der befreundeten Nachbarsfmnilie Brandt. Friederike wird, nach ihrer Waffe im „Duell" mit Fritz

zu schließen, und da sie nicht unter den Grüßenden aufgezählt ist, das Dienstmädchen sein; von den Vuff'schen Töchtern führte keine diesen Namen. Unter den am Schluß erwähnten K. Sch. D. haben wir offenbar Kestner, Schneider, Metz, die Freier von Lotte, Lenchen uud Karoline, zu verstehen. Feuerkluft ist die Feuerzange, Schlafbetzel hessische Bezeichnung für Schlafhaube. — Daß Amnlie fleißiger die Pelotte — oder, wie Hans dialektisch schreibt, Nellotte — als das Strickzeug in Händen hat, könnte als Wortspiel gemeint sein, denn Pelotte bedeutet sowohl den Knäuel als einen Ball zun, Spielen. — Der Brief wirkt besonders humoristisch, wenn man das kindliche Alter der geschilderten Personen bedenkt: Held Fritz zählt 11, der „philosophische Phlegmaticus" Albrecht l)!>/4, Ernst, der „brave Kerl" mit dickem Bauch, 5^ Jahr u. s. w. —

Die ohrfeigen, welche als Lottes probatestes Mittel erwähnt werden, erinnern an jene Ohrfeigen, welche die Lotte des Romans beim Gesellschaftsspiel austheilt. Gegen die Naturwahrheit der letzteren hat nun zwar, wie die Leser des Buches „Goethe und Werther" (s. dort S. 26N) wissen, Kestner besonders lebhaft protestirt; so geringfügig das an sich erscheinen mag, so kommen wir dadurch doch vielleicht der Eomvosition des bedeutsamen Werther-Briefes vom 16. Juni auf die Spur. Denn es treffen folgende Umstände in den uns hier vorliegenden Quellen zusammen. Das Gewitter, welches im „Werther" während des Balles ausbricht und so Veranlassung zu Lottes Arrangement von Gesellschaftsspielen giebt, wird in den verschiedenen Kestner'schen Aufzeichnungen und Berichten über diesen Ball nirgends erwähnt, obgleich er — wie wir alsbald näher erfahren werden — gewissenhaft alle Veränderungen des Wetters anmerkt. Im Gegentheil, die unbedingte, zufatzlofe Aussage: „ou so äivertit trZ8 disn" beweist nahezu sicher, daß keine Störung eintrat. Dagegen werden nur unterm 31. August 1772 in Kestners Tagebuch von einem furchtbaren Gewitter lefen, das über Wetzlar niederging. Sollte Goethe nicht, wie gewöhnlich, diesen Abend im Deutschen Hause zugebracht haben? und sollte Lotte nicht wohl bei dieser Gelegenheit in ihrem häuslichen Kreise ihren Geschwistern auf die ini „Werther" geschilderte, drastische Weise durch Ohrfeigen im Gesellschaftsspiel über die Angst vor dem Gewitter hinweggeholfen haben? Wir werden immerhin es als wahrfcheinlich bezeichnen müssen, daß die ganze Gewitterscene nebst der grandiosen Erwähnung Klopstocks ursprünglich im „Deutschen Hause" am 31. August spielt. Es wäre ein glänzendes Zeugniß für Goethes Künstlerblick, wenn er diese herrliche Scene mit Absicht der ersten Begegnung eingefügt hätte, nm so von vornherein Lottes Bild zu verklären.

So ist überhaupt vielleicht die Mühe, die sich der gute Kestner mit seinen Wetterberichten gegeben, nicht ganz umsonst gewesen. Da dem „Werther" vor allen» auch seine Naturschilderungen einen eigenartigen Werth verleihen, ist es doch wohl von einigem Interesse zu erfahren, in welchen wechselnden landschaftlichen Bildern sich dem Dichter die Ecenerie darbot.

Umerm Kestner gereicht es überdies zur Ehre, das; er ein gewisses Natur-
gefühl offenbart- auch dadurch reiht er sich im Leben der jungen Genera-
tion, den positiven Kräften des Werther-Kreises an. Schon vor Goethes
Eintreffen in Wetzlar finden sich unter anderm einige derartige Eintragungen.

2. Mai 71 . . . Bis dahin habe ich dm Frühling in seiner ganzen Schönheit ge-
fühlt, und mein Auge, Ohr und Geruch sehr erquickt; indem ich fast alle Tage ausge-
lonimen und mich dem Gefühl der schönen Natur ganz überlassen habe.

I.» 7. Hvril 72. I.» campllssns eommence » nou» offlir un t»ble»u ri«,nt
<Is v«r<!ul«.

Und NUN geben wir unserm sorgsamen Führer für die Goethe-Zeit un-
gestört das Wort.

I^e 15. 2l»v 72. llous »von» clepui» ^nelque» ^onr» un temp3 extrZmement
«ombre, et lroiä, ret»r<l»ut I«8 <lifferente8 oz>er»tion8 6e I» Nüturo; il »emble-
i°»it <zu'il 8« rö^Ie »ur le« 2,<l»,iie» <Ie !a Vizitatwu.

I>e 24. lll»v 72. I.e Ierup8 äspuis quels>u«3 ^our8 e»t extrömemeut variable
et ziluvisiix; qnoi^u'il ne 5«8»e pa« be»u, ceteuiv8 e«t o«i>eu<lnnt vrelerable » oelui
qus uou» Ävion» Avant, pui8qu« le vent etait lroi6, et I«, 8eeuere88e lort ßianäe

1^« 27. ^uiu 72. II l8.it a°ezmi3 zueigne» 8em»ine8 une obaleur exee88ive,
ee sz»i enß»ße Keauroup (le ?er30nne8 » 8e b»i^ner, exereiz« l^ui «8t fort en
vo^ue » prezent.

I,e 4. .luillet 72. ^ux ^r»näe8 cb»Ieul8 (>>!« von8 »von3 eu ^ue1<jue temp3,
u 3ueoeäe cle7>ui8 luuäi un froiii >>ui 8»,ll« Ztre ri^oureux «8t eepsnä»nt 8«n8i!ile.

I,e 11. .luillet 72 (fälschlich >luin). Xnu8 »von» »etusllement uu ste »83«i
deau, siuo!<>us s'^ie 6it ,jue nou8 »vion8 eu <>uel,>us m»nv»i8 tsmpZ. I^e3 »m»-
teul3 <Iu vin louäent 6s gründe» e8perlluce8 »ur ee 1'emz>8. lout nun» promet
une reeolte »,8«ei b.e»reu3e,

I>« 31. Quillst 72. I.e8 ?!uie» ont es88e«8, et I», eb»leur e8t reveuue. I^e»
viFnernu» tonäent äe ^r»u<ie» e»^er»nce» »ur ce temp». I^e» »^riculture» nu
eontraire 3e plai^neut ^ue le die ne renä» r>»» »,88e2 u»u3 1» m«8ure.
II reßue beauronp <Ie m»I«.<lie» tr«» <l»nsserou803 >I»n» eette vills.

1,e 31. Hont 72. Huoisjlie nou» »von» eu ur» tr^3 be»u 1emr>8, <zui zironiet
une Ver>6»n^e trc» lldc>nä»,nte, iwu8 »,von8 c>er,en<i»nt eu qllel<jue8 ^jourz 6'un
temp8 (I'^utniiine: 6«s>ui8 llsux ^eur8 Ie8 et>llleur8 ont leoommenee uve« loroe.
et I>e 8c>ir 6evu>8 8—N Ifou» »v«r,8 eprouve un ornA« essr^vllnt »eeeiii^Hßne
<i'uu e»»ir continuel et tri« vil, <M mett»:t le eiel tou^<»ii8 en teu.

31. Aug. 72. Morgens war es schön Wetter. Ich ritt um 5 Uhr nach Garben-
Heim. Auf dem Berge sah ich den Thau in Silber-Wolken uor mir im Thale liegen.
Zu Garbcnheim las ich Mosers Abhandlungen aus dem Kirchenrecht, trank Chocoladc,
war nach 7 Uhr zu Haus. Ter Himmel klärte sich immer schöner auf ... . Abends
? Uhr blitzte es in der Ferne. Ich sah aus dem Fenster lange zn, wie der Blitz uom
Aufgange bis zum Niedergange ohne Aufhören das Aeuszerste des Horizontes erleuchtete
und der Tonner von ferne murmelte. Ich kann aus der Stadt hinaussehen. Ein schöner
Anblick! . . . (Befürchtungen) . . . Tas Gewitter lies, nach. Ich ging aus, der Blitz
zeigte mir den Weg; denn ich wollte doch sehen, wie es im Teutschen Hause aussehe.

I>s b. 8evt. Depui3 le äernier oro^e nc>u8 »von8 eu un« pluie llbon6«,nt«
et liier et »u^ourä'dui un 1emr>3 oxtri'memeut obnuä.

I>« 14. Sept. (Nürgel berichtet von VerwüsKmgen des letzten Sturmes, in Rotheim).
II m'» <lit que le toit ä« l» m»i8ou «lu tsrmier av»it ete «uti^rement
enlere, et (zn'il et»it trouve une ^ranäe <;u«.utite u'oigellux tue» äe <Iineient«5
f«?<,n3 8ou» le» »ibre».

Im Allgemeinen zunächst ergiebt sich, daß der Wetzlarei Sommer 1772 zwar vorwiegend die Natur in Schönheit prangen ließ, daß aber doch gerade auch wiederholt außergewöhnlich unsommerliche, fast herbstliche Zeiträume dazwischen fallen: so lernte Goethe allerdings die Landschaft um Wetzlar während der Liebeszeit in üppiger Nlüthe wie im Zustand drohender und beginnender Selbstzerstörung kennen. Damit mären die Vorbedingungen für Werthers grandiose Briefe vom 10. Mai und 18. August gegeben, ja das unter letzterem Datum auftretende Grauen vor der Vergänglichkeit aller Naturwesen könnte durch die gerade um diese Zeit einfallenden herbstartigen Tage wirklich besonders nahegelegt worden sein. Im Nebrigen aber erweist sich die Eomposition der Naturschilderungen ebenfalls als künstlerisches Arrangement. Die erste Zeit von Goethes Aufenthalt und überhaupt der Mai bot nichts weniger als „unaussprechliche Schönheit der Natur" und „süße Frühling'smorgeu" dar; und die eigentliche Ausmalung „abscheulichsten Wetters," „grauer Regenwolken" u. dergl. verlegt der Dichter nicht blos äußerlich in die kalte Jahreszeit, sondern auch innerlich in die der Selbstuernichtung des Helden nahe, von feiner geistigen Zerrissenheit erfüllte Periode. Bezeichnend wird damit die Naturschilderung durchaus subjectiv als Analogie und Reflex der Seelenstimmuug Werthers hingestellt. So dürfen wir denn aussprechen, daß wir die Naturscenen des „Werther" nicht unmittelbar nur der Wetzlarer Landschaft, sondern in gleichem Maße der Seele des Dichters verdanken.

Nebenher erfahren wir aus >iestners Wetterberichten und sonstigen Aufzeichnungen, daß auch sein gewöhnliches Eldorado Garbenheim (im „Werther" Wahlheim genannt) war. Sein Eifer läßt ihn nie ohne Buch dorthin ziehen; freilich liest er nicht gerade wie Goethe dort den Homer, doch wohl nicht nur wissenschaftliche Schriften. Man vergleiche:

Hu 15. ^uiu ?ö, ^s Z>II8 <lu ollocolaäe 2 6»ibeuusiiu, ^s Z>I«U3 t«u)oul5 avoo luoi 6«8 liviss, äe» 8»l«tts», un «rk^ou «t <lu z>2z>i«i z>euä»nt yu'ou 3«ivit le euoeolaä«, ou le o»l» ou I« tue. H,u88i zwüäaut aus H« 8ui8 8ur ouewiu, ^'»i tou^oui» auelau« ouo8S obe? moi pour »vpisuäls z>»i eosur, oü ^y u'ui p»8 dsünin äo r«ß3.iäei tau,jour8 Is livie.

Eurios erscheint uus die unterm 27. Juni 1772 stehende Bezeichnung des Badens als „sxsreiLy <^i est kort su vu^rr« il pr^ent". Wie es sich indeß damals mit dieser „Uebung" verhielt und welchem bedenklichen Verdacht sich Jemand aussetzte, der ein Flußbad nahm, belehrt uns ein Ergänzungsblatt vom 22. desselben Monats.

22. Juni 72. Morgens um L Uhr wollte ich mich bei Nauenheim im Flu« (die Lahn) baden. Ich kannte eine Stelle, welche vor einem Jahre sicher war, ob sie gleich nahe bei einem Fall des Flusses und dieser daselbst tief ist. Ich erforschte sie erst zu Pferde. Einige Bauern waren nicht weit davon auf der Wiese beschäftigt. Verschiedene kamen, um zu sehen, was ich da machen wollte, und fragten, cb ich da durch den Fluß reiten »rollte? es gienge hier nicht, sondern an einer andern Stelle. Ich antwortete, daß ich wohl Bescheid wüßte. Ich band mein Pferd an; ich zog mich aus. Ein alter Bauer näherte sich mir und that so »icle Fragen, mit einer gewissen Sorgsamleit an mich, daß ich wohl merken konnte, daß er mir nichts Gutes zutrauetc. Meine kurzen Antworten,

und memc ernsthafte Miene mochten ihn nicht beruhigen; er entfeinte sich nicht weit, wie auch verschiedene Kinder. Nachdem ich mich kurze Zeit im Wasser aufgehalten, und beim Bekleiden begriffen war: so kam der Alte wieder und gestand mir hernach, daß er sich in mich nicht finden sonnen, Hebels befürchtet hätte. Er schien sich zu freuen, das; er sich geirrt! und mir gefiel es, das; er um einen Fremden so sorgfältig gewesen.

Daß der unschuldige .^estner liier in Gefahr geräth, als Selbstmorder oder dergl. zu gelten, könnte um so mehr verwundern, als das Baden, nicht nur in Badestuben, sondern auch in offenen Gewässern, von Alters her in Deutschland gebräuchlich war. Jedoch war Letzteres im 18. Jahrhundert schon außer Gebrauch gekommen und mußte erst durch die Jünger .Aopstocks sowie das Sturm- und Drang-Geschlecht von Neuem eingeführt werden. In der Zeit, um die es sich hier handelt, galt dergleichen noch für eine Ausschreitung des genialischen Theils der Jugend, — dem wir also auch nach dieser Richtung unfern wackern Kestner nicht fern oder gar feindlich gegenüberstehen sehen.

Doch lenken wir unseren Blick wieder im engeren Sinne auf die Beziehungen Goethes zu Kestner und Lotte.

Ueber Goethes Verhältnis; zu Lotte finden sich ein paar charakteristische Äeuherungen, welche in den bereits gedruckten Briefen >testners mit Unrecht übergangen sind. „Goethe und Werther", 2. Aufl., S. 78 wird Goethes Bemerkung citirt: „Er hätte noch kein Frauenzimmer gefunden, das fo von den gewöhnlichen weiblichen Schwachheiten frei wäre;" aber es fehlt der bedeutsame Zusatz:

und doch so ganz Mädge» wäre.

Ebenda S. 80: „Allein Lottchen wußte ihn so zu behandeln . . . ;" im Original wird die Behandlungsart bezeichnend uerdeutlicht:

Allein Lottchen wußte ihn fo kurz zu halten und auf eine solche Art zu behandeln, daß keine Hoffnung bei ihm aufkeimen konnte.

Nicht ohne Grund wohl nennt >iestner seine Lotte in einer andern übergangenen Briefstelle „die Lose." — In „Goethe und Werther" wird zwar S. 15 erwähnt, daß „sie ihm das nicht geben konnte, was er wünschte", aber die Fortsetzung dieser Aeußerung Kestners über Goethes Neigung zu Lotte ausgelassen:

Tenn er war sehr verliebt in sie und bis zum Enthusiasmus. Sie hatte solches aber immer von sich entfernt, imd ihm nichts als Freundschaft eingeräumt, auch förmlich declariiet.

Bald genug kam ja der Äugenblick, wo die Neigung des Dichters für Lotte zum ungestümen Ausdruck gelangte und so einen kleinen Stnrm heraufbeschwor. Herbst hat bereits <S. 11? f.) festgestellt, daß diese Peripetie vom 13. bis 16. August reicht, wenn auch erst am 11. September Goethes Liebesdrama seine Katastrophe erreicht. Am 13. August nämlich, während Kestner in Gießen venveilte, küßt Goethe die Lotte, die es Abeuds dem Bräutigam gesteht. Im Anschluß daran: „kleine Brouillerie mit Lottchen, welche anderen Tages wieder vorbei war." In diese Zeit setzt Herbst ein

handschriftlich erhaltenes Schreiben Kestners an Lotte, dessen kleinere Hälfte er (S. 118 f,) abdruckt. Ein eigenthümliches Mißgeschick hat diesen Forscher aber nur einige allgemeine Partien des Briefes herausheben und gerade die unverkennbare Schilderung Goethes übergehen lassen, so das; überhaupt, und zunächst nicht ganz grundlos, die Beziehung desselben auf Goethe von Düntier (Beilage der Allgemeinen Zeitung 1881, Nr. 124) bezweifelt wurde. Em zusammenhangender Abdruck des ganzen Briefes läßt aber kaum einen Zweifel offen, daß sich Kestners berechtigte Eifersucht gegen Goethe richtet, und zwar vorübergehend in einer Schärfe, wie sie bislang nicht vorausgesetzt wurde.

Meine Liebe!

Es ist immer besser, sich gegen einander völlig zu erklären, als von einer halb getanen Aeußerung die andere Hälfte errathen zu lassen, vielleicht unrichtig, oder doch nicht in ihrem eigentlichen Sinn, errathen lassen, und zu Mißverstände Gelegenheit geben. Ich habe es Ihnen gesagt, daß ich Sie nicht missen könnte. Aus der Fülle meines Herzens heraus habe ich es Ihnen gesagt, und auf eine Art, die Ihnen für die Wahrheit davon Bürge ist. Sie wissen, daß ich Ihnen schon einmal erklärt, daß, wenn Sie ohne mich glücklicher sein konnten, ich dieses meinem eigenen Glück vorziehen würbe. Meine llebcrlegung wiederholt diese Erklärung, aber mein Herz, meine Empfindung widerspricht ihr. Schon damals fühlte ich, daß ich einen Entschluß gefaßt, welcher meine Kräfte überstieg. Ich habe es turzlch, da ich die Gefahr oder wenigstens die Möglichkeit vor mir sah, Sie zu verlieren, abermals in seiner ganzen Stärke gefühlt und noch kann ich die daraus in mir entstandene Furcht nicht überwinden. Allein soviel Gewalt habe ich doch noch über mich wenigstens in der Stunde der Ileberlegung, wenigstens in meiner Einbildung, daß ich die Unbilligkeit fühle, Ihr bessrcs Schicksal meinem Wunsche und meinem Glück aufzuopfern. Mein Schicksal ist noch zu sehr unentschieden, als baß ich als ehrlicher Mann, als einer, der seine Leidenschaft in seiner Gewalt haben sollte, verlangen darf, das Ihrige von dem meinigen abhängen zn lassen. In der Stunde der Ueber-egung glaube ich »och jetzt von mir erlmlten zu können, mein Recht fahren zu lassen, wenn es Ihr besseres Schicksal erfordert. Ich glaube es, weil ich es sollte. Was es mich kosten würde, das kann ich nur empfinden, nicht beschreiben. Meine Ileberlegung sagt mir auch: Wie, wenn Sie sich mir nur aus Grundsätzen, aus Ileberlegung ließen? wenn Sic Ihre Verbindlichkeit wieder zurückwünschten? wenn Sie sich mir aus Vernunft aufopferten, wenn Ihr Herz keinen Antheil daran hätte? dann, dann wollte ich meinem Rechte entsagen, und ich erließe Ihuen alle Verbindlichkeiten; denn was ist Zuneigung was Liebe aus Pflicht? Sie würden sich zwingen, ich würde den Zwang merken, und wir würden Beide unglücklich, wenigstens nicht ganz glücklich sein. — lteberlegen Sie dieses wohl. — Und wenn der Schluß für mich nicht günstig ausfiele, so müßte ich ver-uchen, ob ich ihn ausstehen könnte.

Jedoch aber muß ich Ihnen als Freund (denn Sie wissen, baß ich nicht blos Ihr Liebhaber, sondern auch jenes bin, und ewig beides fein werde) als Freund muß ich Ihnen sagen, daß nicht alles Gold ist, was da glänzt: daß man sich auf die Worte, welche vielleicht aus einem Buche nachgesagt, ober nur darum gesagt werden, weil sie glänzend sind, nicht verlassen kann, und daran das Herz oft keinen Theil haben kann': daß es von einer Mannsperson schwer wird, sie ganz kennen zu lernen, wenn man sie nicht in einer ziemlichen Zeit und in mancherlei Situationen und Begebenheiten handeln gesehen hat, denn auf das Handeln kommt es an, nicht auf die schönen Worte: daß eine Mannsperson, welche man nur selten gesehen hat, vielleicht in denen von dieser selbst gewählten, ihr vorthellhaften Stunden, darum noch nicht vorzüglicher sein kann: daß bei einer Mannsperson schwer zu entscheiden ist, wann sie keiner Veränderung, keinem Wankelmuth mehr unterworfen ist, znmal wenn sie noch an keine gewisse Lebensart ober

Beschäftigung gebunden ist: daß es keine Kunst ist, munter und unterhaltend zu sein, wenn man völlig sein eigener Herr ist, wenn man thun und lassen lann, was man will, dafz jenes sich aber in ein mürrisches Wesen verändern kann, wenn dieses wegfällt und eine vielleicht unangenehme Beschäftigung gewählt weiden muß.

Ich will aber keine Verachtung erwecken, dies würde wider meine itzige Ueberzeugung oder Vermuthung sein, sondern nur Zweifel angeben und zur Prüfung und Ucberleaung Stoff geben.

Auf der andern Seite wird sich mein Schicksal vielleicht bald entscheiden, vielleicht bin ich meinem Ziele nahe, wenigstens aller Wahrscheinlichkeit nach, und dann — kann ich ganz glücklich sein.

Doch wiederhole ich obiges. Ueberlegen Sie alles wohl und setzen Sie dabei zum Grundsatz fest, daß Ihr Glück das meinige ist!

Ganz und gar der
Ihrige K.

N. 8.

Noch etwas muß ich bemerken. Sie werden gestchen müssen, daß ich seit ewiger Zeit, da ich einmal sicher war, da ich zu Ihnen ein unumschränktes Zutrauen gefaßt hatte, mich nicht durch Kleinigkeiten beunruhigen lassen. Ich kann auch unnwglich darüber unzufrieden fem, wenn Sie Anderen gefallen, und ein freundlicher Umgang mit Andern, welcher bei der Unterhaltung des Verstandes stehen bleibt, ist nie zu tadeln. Allein sobald das Herz Anthcil daran nimmt, sobald ich dieses befürchten muß, so entsteht gegründete Ursache zur Unruhe. Die Freundschaft nur laßt mehrere Gegenstände zu, obgleich auch da der Vorzug unangenehm ist: die Liebe leidet aber nur einen Gegenstand mit Ausschließung aller andern und ohne alle Einschränkung. Hier ist auch eine kleine Gefälligkeit von Wichtigkeit und das bloße Annehmen auch ohne Erwiderung ist schon gefährlich. Die Tugend muß sich nicht in Gefahr setzen. Besser die Flucht als ein Ungewisser Kampf! Hier verläßt man sich auf seine Stärke, trügt aber diese, so ist der Schade nicht wieder zu ersetzen.

Sollte auch der vorhin gedachte Entschluß wider mich ausfallen, so wissen Sie, daß eine ellige Erholung dem Frauenzimmer nochthcilig ist.

Wenn Sie dieses gelesen haben, so verbrennen Sic es. Ich bitte Sie darum inständigst. Es soll dann mit der Asche verfliegen.

Obgleich vielleicht die Unterstreichung der „itzigen Ueberzeugung", welche „keine Verachtung" gegen den Nebenbuhler in sich schließt, also doch eine frühere vorübergehende Perachtung zugesteht, einen neuen Zweifel an der Beziehung auf Ooethe erwecken könnte, so geht doch die indirecte Charakteristik des Nebenbuhlers zu unverkennbar auf den Dichter, als das; nicht jedes Bedenken schwinden wüßte. Kestner stellt vor Lottes Äuge die „glänzende" Erscheinung des andern, wie er „schone Worte" vorzubringen weiß, die aber doch vielleicht nur „aus einen» Buche nachgesagt" sind; wie er Lotten erst kurze Zeit bekannt geworden, und zwar in den bestgewählten Stunden; wie er, an keine gewisse Beschäftigung gebunden, „noch völlig sein eigener Herr" ist — dies Alles auf ttoethe und gerade fast nur auf Goethe passend, der als Volontär dort lebte, der es sozusagen nicht nöthig hatte zu arbeiten und der, so oft es ihm paßte, iw Deutschen Haus Asyl suchte. Würden wir übrigens von einen: andern so bestechenden Hausfreund der Buffs und ernstlichen Nebenbuhler Kestners nicht in des letzteren Tagebuch oder sonst irgendwie Näheres erfahren haben? Zum Ueberfluß weist auch die Hindeutung auf Nähe des Ziels, also einer Anstellung, welche die

Heirath ermöglicht, in eine Zeit, die nur um Monate von Ostern 1773
entfernt liegt.
Ein vorübergehendes Gefühl der Verachtung kann den redlichen Kestner
felbst für Goethe beschlichen haben, wohl im ersten Äugenblick nach Lottes
Beichte, als der Bräutigam feine Freundschaft mißbraucht und verrathen
glauben durfte. In den nächsten Tagen mußte ihm, namentlich im Hinblick
auf das tadellose Verhalten der Geliebten, eine ruhigere Neurtheilung der
Situation möglich sein.
Der Brief an sich zeugt von Neuem für die Bildung und Begabung
des Schreibers; und scheint die formelle Eröffnung nochmaliger freier
Wahl für die Geliebte etwas gar zu biedermännisch gewissenhaft, fo wird
doch völlig offenbar, daß es sich mit diesen formellen Worten eben um
Form und Worte handelt, daß aber den Schreiber ein Herz voll bewegter
Empfindung deherrscht, welches sich in Wahrheit äußerer kalter Ueberlegung
kaum unterordnen könnte.
Im Ganzen derselben Periode gehört offenbar ein Aufsatz an, der aber
Entwurf und Bruchstück geblieben zu sein scheint.
Ein Blatt,
das seinen gewissen Zweck hat; von denen, welche es verstehen sollen, »erstanden weiden,
und auch audcrn nicht ganz unwichtig sein wird.
Die Eisersucht ist theils eine verhafte, theils lächerliche Gemüthsbewegung. Jenes
wegen ihrer oft schrecklichen Folgen, dieses nach dem nencrn Geschmack. Man hat Neckt,
wenn man die wahre Eifersucht meint, welche ein Mistrauen ist, »reiches jemand in die
Tugend der oder des Geliebten setzet. In welchem dieses Mißtrauen einmal herrscht, der
ist freilich unglücklich. Es verdienet nur selten Mitleiden, entweder wegen der übereilten
Wahl, da man sich selbst sein Unglück zuzuschreiben, ober weil es ungcgründet ist, und
Kleinigkeiten für grosse Dinge ansiehct, da etwas zu sehen oder zu hören glaubt, wo nichts
ist. Es ist unvernünftig, wenn der eine Theil verlangt, das; auch leine Freundschaft,
leine Freundlichkeit, leine Gefälligkeit gegen andere stattfinden solle. Es ist eine unedle
Gemüthsbewegung, welche von andern das Schlechteste glaubt. Sie ist nicht immer eine
Frucht der Liebe.
Mit dieser Eifersucht aber verwechselt man oft eine ganz andere und edlere Be-
wegung des Gcmüths, deren Begriff nicht ein schwarzes Mißtrauen ist, sondern die Fruckt
der reinsten Zärtlichkeit ist. Sie bestehet in der Furcht, das Herz zu verlieren, »reiches
man nnr allein zu erringen gesucht.
Daran reiht sich ein anderes Bruchstück, das zwar wohl erst nach der
Vermählung Nath in einer kleinen Verlegenheit erbittet, hier aber doch seinen
Platz finden muß, weil es die Zeichnung von Lottes Charakter erschöpft
und die Geschichte ibrer Liebe zu Kestner treffend spiegelt.
Ich bin über einen Fall befraget, den ich gleichfalls meinem weiblichen Tribunal
zur Neurtheilung vorlegen muß, weil ein Ehemann barin leicht parteiisch urtheilen lami.
Ein guter Freund erzählte mir folgendes. Er hat mir zwar Verschwiegenheit aufgelegt.
Aber weil ich doch auf mein Tribunal mich berief, so erlaubte er mir den Fall vorzu-
tragen, wenn ich ihn nicht nennen wollte.
Er sagte, er tonnte einer der glücklichsten Ehemänner sein, wenn nur seine Frau
wollte, und seufzte dabei: — Nicht wahr? Das nimmt noch nicht für den Mann ein,
Wie kann denn eine Frau so immer wollen, was der Mann will! Warum hat er nickt

gewollt, was sie wollte: so wäre der Sllche bald geholfen. Die wunderlichen Männer! — Aber nur Geduld. Wir wollen ihn erst näher hören. Ein bischen weitläuftig ist er, und er holte, wie Sie sehen werden, sehr weit aus. — In seinen Iünglingsjahren hätte er nie ernsthaft geliebt, manchmal wohl eine gesehen, die ihm gefallen hätte, aber immer gefunden, daß es nur eine vorübergehende Empfindung gewesen wäre, wozu ihn seine Iugmd, die Romane und die Idee geführt, daß er doch auch wohl ein Mädgen wenigstens in Gedanken haben müßte, wenn er Verse machen wolle. So viel wäre gewiß, er hätte damals in die weite Welt gehen können, ohne daß ihn irgend ein Frauenzimmer davon nur im geringsten abgehalten hätte, obwohl er an den Empfindungen der Liebe und Freundschaft, von Dichtem besungen, und gesungen, gereimt und ungereimt, auch an Liebesrmuanen, ein großes Vergnügen gefunden hätte, so daß er fast alle Romane seiner Zeit gelesen, und bis zur Furie verschlungen hätte, Tag und Nacht, wobei er oft die bittersten Thränen vergossen. Endlich aber hätte ihn ein bloßes Ohngefähr in eine Gesellschaft geführt, wo er ein noch ganz junges Frauenzimmer zum eisten Mal gesehen, die ihn so gleich ganz und gar bezaubert hätte. Es sei nicht übertrieben, wenn er jene Worte eines Autors: Sie sehn und lieben, war eins! ganz auf sich anwendete. — Das wäre nun eben so sehr zu contestiren nicht nüthig gewesen. Denn, meine liebe Schwester, es ging mir mit Lotten gerade ebenso, und ist mir daher leicht begreiflich. — Sie war, sagte mein Freund weiter, sie war, wie eine eben in der Knospe stehende Rose, und, so wie diese mit Dornen umgeben ist, um den, der sich ihr zu dreiste nähern will, zurückzuweisen, wußte sie alles mit Witz und kleinem boshaften Muthwillen in Respcct zu halten. Dies hielt mich aber nicht ab. Denn so ernsthaft ich war, und so petulant sie war, so hatte doch ihr freundlicher Blick, und ihre heitere Miene, so etwas bezaubernd Anziehendes für mich, daß ich sie ohiwedenklich, wie Herkules die Proserpina, selbst aus der Hölle geholt, und die spitzigsten Domen nicht geachtet hätte, die sie umgeben mögen, die liebliche Roscnknospe. So jung, so unbefangen sie auch war, so wenig sie auf ernsthafte Eroverunge» dachte, w sehr Lustigkeit und froher Sinn ihr einiger Zweck war, insofern ein junges fröhliches Mädgen überall Zweck hat: so lieh sie ihr Scharfsinn doc>> wohl balo den Sieg merken, den sie über mich erbalten und chcnder vollenden als aufgeben wollte, wie der Menschenkenner leicht begreift. Und eben weil sie noch so unbefangen, und im Grunde sehr wohlwollend »rar, gab sie mitten zwischen ihrem Mutbwillcn manchmal etwas zu erkennen, das vielleicht nur Dankbarkeit war, ich aber wenigstens für Vorbedeutungen gegenseitiger Neigung hielt. So viel ist gewiß, sagte er, Sie können sich keinen glücklicheren Sterblichen auf Erden gedenken, als ich damals war. Mein Freund wollte hier seufzen. Die Geschichte gefiel mir aber zu sehr, als daß ich ihm dazu Zeit ließ. Denn im Vertrauen gesagt, liebe Schwester, — Lotte möcht es vergessen haben, bis dahin glaubte ich, der Mann hätte die Geschichte meiner Liebe mir gestohlen. — Mein Herr, sagte ich, erzählt weiter und seufzt morgen melir. Vielleicht ist's so schlimm nicht; nnd vielleicht kann ich aus Erfahrung rathcn nnd helfen. — Ich war, sagte er, zwar nicht so eingenommen von mir, daß ich eben hätte glauben sollen, daß mich jedes Frauenzimmer gern leiden, und sich gleich ergeben müßte, wenn ich nur Miene machte, daß sie die Ehre hätte, mir zu gefallen. Dazu war ich wirklich zu bescheiden, und dazu mir zu wenig in der Welt weih gemacht. Aber meine Schöne war auch weder zur Coquetterie noch zur Prüderie von ihrer vortrefflichen Mutter angeführt, als daß sie die gewohnten Künste studirter Mädgens hätte verwenden sollen, um anders zu scheinen, als sie war. Sie war freundlich gegen mich. Denn wie hätte sie mich lassen können, da ich sie so unaussprechlich liebte.

Daß der vorgeschobene Freund nur eine leichte Verschleierung des Schreibers selbst ist, dürfte 'ziemlich unanfechtbar fei; fällt Kestner doch durch wiederholtes Aufdrängen der Analogie nahezu aus der Rolle. Gleichviel für unseren Zweck übrigens, da ja jedenfalls die Parallelität der eigenen Erlebnisse zugegeben wird.

Hier hören wir nun nicht nur von Lottes erster knospenhafter Erscheinung, an der Seite einer vortrefflichen Mutter, nicht nur von ihrer erquickenden Heiterkeit, sondern auch von ihrem Witz und Muthwillen, jenem schnippischen Zug, unter dem auch Goethe anmuthig zu leiden hatte, so daß uns nun kein Strich aus ihrem Bilde mehr fehlt. Ueber Kestner gewinnen wir hier ein neues, weitreichendes Ieugniß für den Einfluß, welchen seine Gemüthsbildung vom Romanlesen erfahren hat. Selbst ein gewisses schriftstellerisches Geschick darf man dein Aufsatz unbedenklich nachrühmen. Weiß man doch, daß Kestner auch insofern am „Werther" „mitarbeitete", als erhebliche Theile feines Berichtes über den Tod Jerusalems von Goethe fast unverändert in den Schluß des Romans übernommen wurden: doch wohl weil thatsüchlich eine epische Ruhe über Kestners Bericht lagert, durch welche die athemlose Erregung über das unglückliche Ereignis; doppelt wirksam hindurchbricht.

In den Tagebüchern finden wir noch zwei Ergänzungen seines Aufsatzes über die Ierusalem'sche Katastrophe. Besonders willkommen darf man eine ausführliche Schilderung jener Frau heißen, zu der Jerusalem schließlich eine unglückliche Neigung gefaßt hatte, — und zwar eine um so unbefangenere Schilderung, als sie vor dem traurigen Verhängnis; abgefaßt ist. Am 25. Januar 1772 schließt Kestner eine bis dahin sehr sarkastische Aufzählung der jung uerheiratheten Gesandtschaftssecretäre:

I,s seerstüile äs ?llll2>2utsii!, Ai-. Hert, ave« nne VUe. ä« Nauheim. Nie ezt uns de»ut«, «t 322» eoutreäiis !» plu» dslle tsmm« <j« tou8 !«8 luuß8 im, Outi« e«1» «II« 2 pie8<zus tout«8 le« q<i2lil«3 ä'uns lemme »roomplie, <t«z t»I«l>8 6« 8oienee, eutr« »utrs «He p»i!e I>Hny»!8 et Italien, <i« 1'e»z>lit, uu ti«8 don L0«>ii, uu «»«stül« nob!«, «t pnul eowdl« 6e tout «Ilo e«t d'une veitn irispioo!i^l)I«> 8i delle ^u'slls eZt. 8on mgii e^t extremement inloux, <z>ioi^u'«IIe n« Ini «n äonn« le moiuär« zn^ot.

Es wird gewiß interessiren, Ierusaleins Geliebte hier als schönste Frau der ganzen Stadt bezeichnet zu sehen, und dazu als ein Wesen von außerordentlicher Nildung, von Talent und Charakter! Selbst die bisher bekannte Quelle über Frau Hert in den „Geliebten Schatten" von Götz <S. 24», wo ihren Zügen ein ernster römischer Schnitt beigelegt wird, ließ ihre Persönlichkeit durchaus nicht in dem Maße hervortreten. Die Erscheinung des unglücklichen Jünglings, der, durch amtliche und gesellschaftliche Niederlagen verbittert und schon nahezu erdrückt, sich in eine verzweifelte Herzensverirrung hineinbohrt, kann durch diefe Tarstellung des Gegenstandes seiner Neigung nur gewinnen (vgl. meine Veröffentlichung: „Neue Briefe von und über Ierusalem-Werther", Vierteljahrschrift f. Litcraturgesch. II, 582 ff.).

Ob Jerusalem sich um Lotte Buffs willen erschossen hätte? Ob Goethe sich von Frau Elisabeth Hert geb. Egell magisch gefesselt fühlen konnte? Für Beurtheilung der Eompositicm des „Wcrther", die ja auch nach dieser Richtung in Eombination zweier Elemente besteht, sind die aufgeworfenen Fragen nicht ganz belanglos. Halten wir selbst Kestners eigene Berichte

über beide Frauen zusammen, so ergiebt sich, daß Frau Hert sowohl an
Schönheit wie an Bildung seine Lotte überstrahlte. Goethe scheint Frau Hert
nicht näher gekannt zu haben; aber Jerusalem sahen wir ja selbst auf dem
verhängnitzvollen Ball vom 9. Juni mit Lotte Buff in Berührung kommen.
Vir dürfen mit Grund bezweifeln, ob sich dieser philosophische Grübler von
dem Naturkind Lotte angezogen fühlen konnte, ebenso wie den Goethe von 1772
wohl keine Frau Hert ernstlich in ihren Bannkreis zu ziehen vermocht hätte.
Jerusalem hätte Lotte Buff nicht geliebt und Werther? Gewiß
ist dieser nicht mehr völlig mit Jerusalem identisch, gewiß hat Goethe seinen
Helden am eigenen Herzblut genährt. Aber noch blieb dem Werther genug
überschüssige Empfindsamkeit, um die Behauptung zu rechtfertigen: auch der
Nerther des Romans hätte die Lotte Buff des Lebens nicht als Inbegriff
seiner Ideale hinstellen können. So ergab sich für den Dichter die Nöthigung,
auch die Gestalt des Mädchens mit einem Hauch von Schwärmerei zu uni-
meben, wodurch sie zugleich auf's Glücklichste idealisirt ist.
Die Eifersucht des Gatten von Elisabeth Hert war bereits aus Kestners
Bericht über Jerusalems Tod bekannt.
Auch einen Beitrag znr Geschichte der Wirkungen dieses traurigen Vor-
falls bietet nachstehende Eintragung:
15. Nov. Nach dem Essen beim Gesandten. Ei war nicht wohl aufgeräumt, viel-
leicht weil die Visitations-Sache nicht nach Wunsch stehet. Er momlisirte bei Gelegen-
heit Jerusalems viel, daß jungen Leutm gut sei, wenn sie Leiden und Beschwerden
hätten v. Vielleicht gab er es seinem Sohn und Neuer, welche zugegen waren, zu Gehör,
Werthers Brief vom 12. August spiegelt ähnliche moralische Ne-
trachtungen der Nüchternen über den Selbstmord.
Goethes Verkehr mit den Wetzlar« Freunden überdauerte bekanntlich
seine Abreise. Äußer deni engen Briefwechsel kommt es zu persönlichen
Begegnungen: vom 22. bis 24. September weilte Kestner in Frankfurt,
durch Goethe mit „unbeschreiblicher Freude" begrüßt; vom 6. bis 19. Nov.
hält der Dichter noch einmal in Wetzlar Einkehr. Ferner lesen wir in
Kestners Tagebuch:
1<. Oct. 72. Ter junge Falcke ist ganz gesetzt, bedächtig und gefällt niir wohl.
... Ich rieth ihm, zu Frankfurt Dr. Goethe kennen zu leinen; er hatte dieselbe Inten-
tion und zu Göttingen schon von ihm gehört durch Gotter an Noie. Es ist zu Göttingen
jetzt Mode, enumi beim Abschied Bücher zum Andenken zu schenken. Es kostet aber vor-
her schon eine Vibliothck.
I,e 18. Oet. 1,e j«un« 2lr, ?»le!i« «t Ar. 8»ttl«r snu cousin 5ont puiti»
oour ?r»n<!kc>it, ctlel »on ßr»n<lpsl8.
1« 24. Oet. I.« jsuue Ar. <ls?»Ic:Iie «3t »rriv« äe krauciort.
Goethe erwähnt („Goethe und Werther", S. 62) diesen Besuch in
einem Brief an Kestner, der, wie wir hier erfahren, den jungen Falcke, den
Sohn seines Ehefs, zu Goethe hinschickte.
An die durch den Werther-Brief vom 27. Mai zuerst eingeführte Wahl-
heimer Familie von Mutter und Kindern ist wohl bei einer gleichzeitigen
Eintragung zu denken.

18. Sept. s^72j, ,Aü Mittag in Garbcnheim). Hernach ging ich zu der hübschen
Vauers-Frau, brachte ihr von Lottchen ein Compliment und den Kindem ein paar
Fürstenbrodte.
Bewahrt Kestner so das Andenken des Freundes und sehen wir ihn
dein Dichter aufrichtig zugethan, so müssen wir das Verhältnis; Neider, das
sich unter so eigenthümlichen Umständen entsponnen, doppelt schätzen, da
Kestner keineswegs voreilig oder überschwäuglich im Abschluß von Freund-
schaft war, überhaupt keine Natur gewesen zu sein scheint, die sich leicht
hingab, wie es doch unser genialer Dichter in der Jugend liebte. Hier finde
zum Beleg eine frühe Notiz aus dem Tagebuch Platz.
1. Sept. 69. In der Jugend oder auf Universitäten muß man mit Vornehmen
Uon Geburt sich nicht in Familiarität einlassen.. . Sehr selten dauert der gar vertraute
Umgang mit solchen Leuten fort .... Ueberhaupt aber ist zu grofze Familiarität der
Dauer der Freundschaft zuwider.
Unmöglich dürfen wir uon Kestners Tagebuchblättern — es sind wirk-
lich einzelne, znm Theil verstreute Blätter — scheiden, ohne der an einem
Frennd (Hoethes ja besonders merkenswerthen literarischen Notizen zu ge-
denken, welche zunächst sein Interesse für Literatur und Theater, alsdann
seine nicht geringe Urteilsfähigkeit bekunden. Schon in Wetzlar ist ruchbar,
daß er eine kleine englische Bibliothek besitzt.
25. März 7Ü. Graf Kirchberg ließ mich durch den englischen Sprachmeister um ein
englisches Buch zum Mitnehmen ersuchen. Ich schickte ihm den ersten Theil vom Spectator.
Ueber das Wetzlarer Tbeater im Jahre 1772 berichtet er wieder-
holt. So:
I^s 20. ^Ällvier 72. Dspuis Unit Hour» N0U3 2VUN3 ioi UN 8pee<Hole rem»»
<ju»vls . . , I,«8 prsmiöie« p»rt,ie8 äs rl!2s>u« lepieWntation »out »8««l 8uprwl-
tadle». >.7e3t uu opticus. N»i» la ^omöclie ä«3 lll2rionett«8 «3t ill8upz>ort»ble,
. , , ^ujourd'bui . . . le s»in?ux Dort«»!' ?»>i3t denn», 6« I» m»tiöre »ux pre-
miöre« pllitiez de I» lsplsseutatiou.
1,« 8. H,vril 72. I!8 vienneut d'^iriver <juel^uo8 earaedien» de lll trouve
ciue no«i8 »!irou8 ici :>vis3 ?^<z»e3 80U3 I2 direetion du 8ieur HlerKer . . .
l>» 22. H,vril 72, 1,2 Cnmedie »> l»it 1'nuverturo de »c>n tbeütre z>2i Ni83
^»nu^, Ir^^edie du Lieur ülandes, »U88i bou »uteur qu'acteiir, r'^t ü dirs
luedioels, eoiume III trovip« I^e»i eile m^me. Nile «3t, e<impc»8ee de 14 kersnnns»,
pzrmi Iez<iueIIe8 8ix peuvent joner, le« 8 »utreg z>euveut 8ervir de Lpectateur«
en ca« de be80lu, ce <iu!, ,se eroi«, lui »rriverH 8ouveut.
I>s 27. 2Iev 1772, ^'e«t pour I2 premiire loiz quo j^i ete » I» Ccimöcüe.
,!e I'al tiouve luedioere, M2I8 I« LaUet m'2 i>»«oi plu.
Besonders zahlreich sind literarische Urtheile aus seinen letzten Lebens-
jahren ^- er starb 1890, Lotte erst 1828. Es finden sich Bemerkungen
über jedes Buch, das Kestner las, über jedes Trama, das er sah. Ein
paar besonders einsichtige oder bemerkenswrrtbe Aeußerungen sind:
Oberon.
Tlis Buch, welches mir unter allen Büchern, die ich je gelesen, am besten gefallen
hat; aber auch am öftersten gclcscn habe.
Hermann und Dorothea.
Ei» Gegenstück zu Vos;' Luise. Viele, besonders Hr. v. Hennings, wollen seinen
Werth verkeimen, — von andern in den Himmel gehoben. Mir gefällt c-i vortrefflich.

Hohe Simplicität, ganz nach dein Urbilde Homer. Keine hervorstechende Charaktere,
aber desto wahrer und doch interessant geschildert. Mir deucht dieses die größte Schwierig-
keit für einen Romandichtcr! Doch man kann seinen Weich nur fühlen, nicht sagen.
Wilhelm Meisters Lehrjahre.
I.—4. Band. Berlin 1795. 96.
Vortrefflich — das Ideal eines Romans. Ein solches Buch muß nicht einmal
gelesen «erden. Der 2. u. 3. B. gefallen mir am besten. Der letzte fucht manches zu
schnell zu entwickeln und gebraucht Machinerie, deren ein G. nicht bedurfte. Wozu die
abgedroschene Wendung einer Gehtimm Verbindung?
Clara du Plessis u. Clairant, von Lafontaine. Berlin 1795.
Angenehm und oft hinreißend — es zeichnet sich sehr vor den gewöhnlichen Romanen
aus. — Doch kein Goethescher Wilhelm Meister pp. Nicht das tiefe Eindringen in den
menschlichen Charakter mW das ungesuchte und ungekünstelte Entwickeln desselben. —
Hier sind mehr interessante Scenen und Schilderungen gehäuft, ohne jenen rechten und
ernsten Forscherblick. — Es ist gewiß schwerer, den Menschen in jeder Lage zu verstehen,
als blos ihn in Leidenschaft und heftigen Bewegungen zu schildern.
Ich glaube kaum, daß man hier das Historische des Romans ganz bei Seite setzen
bunte, um ihn noch sehr anziehend zu finden. — Tort ist es blos Gewand, welches die
schönste Philosophie — (wiewohl G. nicht immer ganz strenger Moralist in Absicht ge»
wisscr Punkte ist) — nicht verhüllet, nur auf's angenehmste aneinander schmiegt,
^ulie ou I» nonv, Ilsloizs
(gelesen 1798 Januar—October).
Fast noch nie habe ich ein Buch mit mehr Vergnügen gelesen, wie dieses — woran
gewiß nicht der historische Theil des Werls — denn es endigt sich in dieser Rücksicht
auf eine unangenehme Art — fondern die feine Nntwickelung der Charaktere, welche viel
Menschenkenntnis, Gefühl, und eine gewisse Originalität, die zwar oft in Paradoxen
verfallen, zeigt.
Ein ähnliches Urtheil über „Oberon" muß Kestner in einem Brief an
Goethe abgegeben haben, denn dieser antwortet am Pfingstsonntag 1789 zu-
stimmend („Goethe und Werther" S. 253): „Daß Dir Oberon so wohl gefällt,
könnt' ich denken, es ist ein ganz trefflich Gedicht. Wenn ein Deutscher Dichter
ist, so ist er's." — August Heinrich Julius Lafontaine bedeutet für den
deutschen Roman, was gleichzeitig Ifflcmd und Kotzebue fttr's Drama sind.
Wie verständnißvoll Kestner zu seinen, großen Freunde aufblickt, zeigt
die treffende Betonung der Homerischen Simplicität in „Hermann und
Dorothea", sowie die wiederholt hervorbrechende Begeisterung für „Wilhelm
Meisters Lehrjahre": namentlich, daß er dem Dichter im Hinblick auf diefes
„Ideal eines Romans" — die Nomantiker urtheilten ähnlich — „Forscher-
blick" und „schönste Philosophie" zuerkennt, muß für Kestners Urtheilsschärfe
einnehmen; und wer in diesem Zusammenhang den Salz niederschreibt: „Es
ist gewiß schwerer, den Menschen in jeder Lage zu verstehen, als blos ihn
in Leidenschaft und heftigen Bewegungen zu schildern," — dem dürfte an
wahrem Berständuiß für das Wesen von Goethes Dichtergenius kaum etwas
abgehen. —
Aeußerungen, welche in irgend einer solchen Richtung Lottes geistiges
Verhältnis zu Goethe erkennen lassen, finden sich in den zahlreich erhaltenen
späteren Familienbriefen der einstigen Krone des Deutschen Hauses nicht.

Durchaus treffend meint Herlist <S. 196), daß sie „überall die treue, sorg-
liche, verstandestüchtige Mutter" und Hausfrau zeigen, die schlicht blieb,
trotzdem sie allberühmt war. Wir wollen ihr und uns nicht das Unrecht
cmthun, ihre Briefe durch Truckerschwärze, die sie wirklich nicht vertragen,
zu entweihen. Daß sich Lotte aber die frische Natur bewahrte und daß ihr
eigener Familienkreis in Hannover eine Art zweiter Auflage des Deutschen
Hauses in Wetzlar darbot, möge allenfalls durch ein paar Zeilen aus zwei
Briefen an ihren Mann dargethan werden.

1. 7. 79.

(Aus Blumeuau.)

Piost's Neujahr, lieber Christel. Ich wünsche Dir dieses unter völliger Musil,
die Musiccintcn aus Limmer blasen eben dem Amtschreiber das Neujahr, wobei sich die
Herren Iungens trefflich befinden: August quiekt, alles was er tann, dazwischen und die
beiden andern sehn staunend zu . . .

16. Dec. 78.

Guten Abend, lieber Christel . . . Hab doch über Temen Brief gelacht; hätte
zwar wohl nicht lachen, sondern weinen müssen, daß'Tu Teiner lieben Frau drei schone
Namen nicht besser in Dein Herz geschrieben hast, und erst in den Ring gucken muht.
Sind zwischen Deinen Nachbarn, den Komödianten, auch hübsche Mädgens oder Frauen,
welche Dir Ballet vortanzen? . . .

Der letztere Brief bildet die Antwort auf eine Mittheilung Kestners, der
andauernd als Regierungsbevollmächtigter an den Verhandlungen des lüne-
burgischen Landtags in Celle theilnahm. Er hatte nämlich gestanden, daß
er Lottes drei Vornamen vergessen hatte, als er mit ihr dort zu Gevatter
gebeten war. Ueber Lottes Vatersnamen sprach der Gevatter eine eigen-
thümliche Vermuthuug aus; Kestner schreibt darüber:

Celle 14. XII. 79.

... Cr meinte. Du hießest geb. Webern: vielleicht dachte er an Wcrthern und
mochte es nicht sagen, oder hatte es gehört . . .

Zur Nachgeschichte des „Werther" im engeren Kreise der Modelle wider
Willen dienen noch folgende Zuschriften an Lotte.

19. Dec. 74,

Hier haben Sie, hochverehrte Freundin, Ihr, und auch nicht Ihr Schattenbild
niit dem verbindlichsten Danke zurück.

Ich muß es Ihnen nur gestchen, baß ich, blas auf Kosten meiner Ein-
bildungskraft, einige Nchnlichkcit darin zu entdecken vermögend gewesen sei. Cinc
Anstrengung, die mir jedoch sehr leicht geworben ist, da dieselbe mit so vielem Vcr»
gnügen verknüpft war. G. E. Rüding.

Wetzlar 24. Januar 75.

. . . Nun noch eine Bitte, liebe Lotte, und wenn Sie sie zum zweitenmal mir
abschlagen, so gewahren Sie sie doch unserer lieben Herdin; ich schließe Ihnen hier ein
Zettelgen von ihr bei; sie und ich wünschten Ihre Gedanken über Goethes Roman zu
wissen. Sollte es mich nicht ein wenig von einer Freundin verdrießen, so wenig Ver-
trauen zu mir zu haben? Schreiben Sie mir doch ja so bald wie es Ihnen möglich,
und schicken mir das Schreiben der Herd in zurück. Sic wissen nicht und toimen nicht
wissen, wie sehr Ihnen liebt

Ihre

Annchcn Brandt.

Iin Uebrigen vergleiche man besonders „Goethe und Werther" (Seite 221 ff.). Das Schreiben von Elisabeth Hert hat Lotte wohl wirklich zurückgesandt, denn es ist unter den Kestner'schen Familienpapieren aus jener Zeit nicht auffindbar. Vielleicht hatte es beigetragen, das noch immer kaum halb entfchleierte Geheimniß der Beziehungen zwischen Jerusalem und der Dame in etwas zu lüften.

Die Nachgeschichte des „Werther" in weiteren Kreisen führt ganz von unsere»« treuen Kestner'schen Paare ab. Daß Johann Christian Kestncr nur wenig Züge für den Albert herlieh oder sich doch jedenfalls in feiner Gesammtphysiognomie von den Grundzttgen des Albert stark abhebt, dürften namentlich auch die hier gebotenen Urkunden erwiesen haben. Und Lotte? Bezeichnend genug für das Mistgeschick, welches Goethe selbst in der Art der Wirkung seines Romans — bei aller ungeahnten Wucht dieser Wirkung — empfand, muß es wahrlich erscheinen, daß die Jugend gerade das an Lotte aufgriff, was ihr — wie wir sehen — nur aus Comvosttionszwecken angeflogen war und was den wahren Anziehungspunkt einer Gestalt wie der Lotte des Lebens für den Dichter felbst ganz und gar nicht ansgemacht hatte: die Lotte des Lebens ein Stück unverdorbener Natur und naiver Weiblichkeit, die Lotte des Romans eine Vermählung von Natur und Naturschwärmerei — ein Abglanz der jungen Dichterseele —, die Lotte des Publikums, d. h. wie dieses sich die Gestalt zurechtlegte, eine schwärmerische Seele oder — wir würden heut sagen — ein Wesen aus dem Rollenfach der sentimentalen Liebhaberin.

Mag denn hier zur drastischen Veranschaulichung des weiten Abstandes nach fo vielen früher veröffentlichten Wertherliedern ein noch unbekanntes, das wir am Wege auflesen, bescheidenen Raum finden.

s'Avril 1777.)

An Wcithern.

Früh verschwanden dir des Lebens Freuden;
Schnell umwölkten bange Scelenleiden
Dein zn feurig, zärtlich Herz.
Tobend riß der Leioenschafteu Feuer
Dich hinab, hüllt dich in Nacht und Schleier,
Wandelt jede Freud' in Schmerz.

Lottens Blick durchbohrte deine Seele —
Leiden trankst du aus der Marterquelle,
Die kein Liebender emvfand.
Angstvoll strömten Lottens heiße Zähren;
Ringend an den Füßen der Altären,
Gab sie zitternd ihre Hand:

Wünscht' sich nah am Ziele ihres Lebens,
Fleht' den Tod — fleht' Rettung — Ach vergebens! —
Blickt' verwirrt auf dich herab;

Bleiche Ohnmacht lag in deinen Zügen —
Wcrthcr! tomitst die Flnmmc nicht besiegen!
Sankst zum Abgrund tief hinab!
Marter folgt' auf jeden deiner Tage,
Keine Ruh' versüßte deine Klage;
Dich unnang die Flammenglut; —
Sahst verweilt des Lebens schönste Blüthcn,
Schlangengift in deinen Adern wüthen —
Drangst dich durch die Marteiflut!
Gram und starren Schmerz in deinen Blicken,
Eiltest du, die Rose abzupflücken.
Die der Kummer schon verbleicht; —
Nahmst, die kühne, rasche That zu enden.
Selbst den Stahl, der dir von Lotteus Händen,
Voll von Ahndung, hingereicht. —
Weither! Weither! sankst im Blute nieder;
Aber deine Seel' erhob sich wieder
Und empfing des Jammers Lohn —
Schwermuth machte deine Sinnen trübe, —
Gott versöhnt, — belohnt die Qual der Liebe,
Hebt dich auf zum lichten Thron.
Kalte Seelen mögen deiner spotten! —
Klagen will ich, — weinen dich mit Lotten,
Bis der Tod mich zu dir ruft!
Könnt' ich doch auf deinem Grabe weinen!
Ruhe würd' im Kummer mir erscheinen,
Auf dem Denkmal deiner Gruft. —

Elise von N***

Nach einer Aufschrift von Andreas Wilhelm Cramer, dein Sohn von Johann Andreas nnd Vruder von Karl Friedrich, einstigem Kieler Ober-Bibliothekar, rührt dies Gedicht von Elise von Stolberg her. Da es eine solche zu jener Zeit nicht gegeben, auch erst von späterer Hand N in St verwandelt ist, müssen wir die Dichterin hier als anonym passiren lassen.

Die Empfindsamkeit bildete eben geistiges Lebenselement der Zeit. Ja, vielleicht dürfen wir als ein Anzeichen, daß selbst das Alter nicht ganz frei von Empsindungsüberschwang war, einen Bericht ansehen, der, offenbar von Kestner verfaßt, in Abschrift von Lottes Hand unter Kestners Papieren erhalten ist und so eine Art Anhang hier abgeben kann.

Auszug eines Briefes.

Wetzlar 4. Nov. 17L8.

Ehe ich von den Umständen des Todes Sr. Durchl. des Landgrafen von Hessen-Tarmstadt etwas sage, muß ick) erst folgendes voraussetzen. Vergangenen Sommer ging die Lippertsche Schauspieler-Gesellschaft, welche Zeit ihres hiesigen Aufenthalts von der Zurechtweisung des Hn. Gotters sehr großen Nutzen gezogen, nach Darmstadt. Sic fand am dortigen Hofe großen Beifall und Belohnung. Der hochsel. H. Landgraf, als ein

schon bejahrter Herr, hatte sein besonders Vergnügm daran. Weil derselbe aber durch das Tragische, auch blos Rührende, in zu heftige Bewegung gesetzt würde, so durften fast gar keine Trauerspiele aufgeführet werden, ebenso wenig rührende Schauspiele, ja sogar sonst lustige Comödien, welche aber mit Empfindungen untermischet sind. Es war nicht ein Fehler seines Geschmacks, sondern seine gar zu große Empfindlichkeit war Schuld daran; denn er brach leicht in Thränen ans. Am Tage seines Todes ward nichts desto weniger, sowie bisher auch zuweilen, doch sehr selten, geschehen, ein Trauerspiel, Georg Barnewell, aufgeführet. Es rührte ihn sehr, wie natürlich und ihm gewöhnlich; er fand es schön, erwähnte gegen den Prinzen George die darin steckende Moralen und bemerkte die guten Stellen; er klatschte in die Hände, und plötzlich sank er tot, unter einem: Viauo! in die Arme des Prinzen George. Tie große Rührung machte also ohne Zweifel seinen sonst schon öfters gehabten Zufall so gefährlich und tödlich. Auf diesen Fall gerieth alles in die äußerste Bestürzung und Schrecken. Tie jetzige Frau Landgrafin, welcher ein heftiges Weinen zu Hülfe kam, war die einzige, welche sich nicht des andern Morgens krank befand, ich meine ron den fürstliche» Personen. Sie hat das Eomödien-Haus zunageln lassen, wie es heißt, und will nie wieder Comödien in Darmstadt spielen lassen.

Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt starb in der Thai am 17. October 1768, 78 Jahre alt, im Theater, gerade als der Vorhang siel. Für Oper und Schauspiel hatte er große Summen vergeudet. — Wen erinnerte unser Bericht nicht an jenen andern Landgrafen, dessen Tod die erschütternde Wirkung der Tragödie veranschaulicht, an Friedrich den Frcidigen von Sachsen-Eisenach? Freilich traf es diesen 1322 schlagartig, daß in dem „Spiel von den zehn Jungfrauen" selbst die Fürbitten der Maria für die verdammten thörichten Jungfrauen erfolglos blieben; dagegen scheint jenem das berühmte englische Vorbild der „Miß Sara Sampson" wie des sonstigen europäischen bürgerlichen Trauerspiels, verfaßt von Lillo, insofern verhängnißroll geworden zu sein, als er zu lebhafte Genngthnung über den Untergang des mihrathenen Jünglings empfand.

Ter Stempel der Zeit ist jedenfalls an den vorstehend abgedruckten Urkunden unverkennbar, der Stempel der Werther-Zeit und — der Stempel des Werther-Kreises. Tenn gewiß werden wir rückschauend sagen dürfen, daß Johann Christian Kestner nicht Antipode des Werther-Kreises ist, das; er, ohne an der Genialität noch an der Ausschreitung des jungen Tichtergeschlechts teilzunehmen, sich sehr wohl und durchaus nicht störend der Gruppe einordnet, die sich theils persönlich, theils ideal um die. Fahne des jungen Goethe schaarte. Nicht blos daß unserm Kestner Empfindungsfülle und schöngeistige Neigungen durchaus nicht abgingen: er wird der Freundschaft Goethes auch durch Eigenschaften würdig, die in einseitig beschränkter Heraushebung und verletzender Nccentuirung dem Albert des Romans verliehen sind, nämlich amtliche Gewissenhaftigkeit, Fleiß, Selbstbeherrschung. Was in Kestner als Tüchtigkeit und Thätigkeit — an sich zwei Goethe'schen Idealen — allerdings mit einem leichten Stich in's Peinliche, erscheint und wirtsam durch ungewöhnliche Nildung, durch Empsindungsfähigkeit und Charakterfestigkeit ergänzt wird, mußte, für sich allein herausgestellt und als Gegenfah zur Empfindungsfülle Werthers hingestellt, den Albert in der That zn einer

Figur machen, die Kestner von sich abweisend, doch als stellenweise in rualnm nlli-tsQi portraitähnlich bezeichnen konnte: „Das elende Geschöpf von einem Albert! Mag es immer ein eignes, nicht copirtes Gemälde sein sollen, so hat es doch von einen« Original wieder solche Züge (zwar nur von der Außenseite, und Gott sei's gedankt, nur von der Außenseite), daß man leicht auf den wirklichen fallen kann" (s. „Goethe und Werther", S. 222). Wir aber werden nunmehr das volle Verständnis; für drei Briefäußerungen Goethes gewonnen haben, deren eine vom 2. Mai 1783 sich auf die Umarbeitung des „Werther" bezieht: „Dabei mar nnter andern meine Intention, Alberten so zu stellen, daß ihn wohl der leidenschaftliche Jüngling, aber doch der Leser nicht verkennt," während die beiden andern, vom 4. December 1785 und 28. September 1777, klar den Stoff bezeichnen, aus dem sich das Band ihrer Freundschaft wob: „Bisher wart Ihr mir eine Art von Ideal eines durch Genügsamkeit und Ordnung Glücklichen, nnd Euer musterhaftes Leben mit Fran und Kindern war mir ein fröhliches und beruhigendes Bild"; und: „Bleibt fest und treu auf Euren, Platze. Fest und treu auf Einein Zweck, Ihr seid ja der Mann dazu, und Ihr werdet vordringen durch's Bleiben."

Erweist sich Kestner in unfern Urkunden der Goethe'schen Freundschaft mich ohne Hinblick auf seine Aeziehungeu zu Lotte durchaus würdig, ja stellt er für uns einige Goethe'fche Ideale tüchtiger Männlichkeit in sich dar, so leiten uns die urkundlichen Stimmen über Lotte in begreiflicherweise weit stärkerem Maße zu Goethes Ideal der Weiblichkeit. Selbst wenn wir annehmen — und man wird den Gedanken nicht völlig abweisen können — daß an Goethes Gefühl für Lotte, ähnlich wie an dem für Friederike, nicht blos der Mensch, sondern bald in nicht ganz klarer Scheidung auch der Dichter Antheil hat — mit andern Worten: selbst wenn man annimmt, daß sie ihm nicht ansschließlich Gegenstand der Neigung, sondern auch poetische» Menschenstudiums war — bald vielleicht in directem Hinblick auf einen Noman: fo wissen wir ja, wie eng sich gerade für Goethes Auge die Gestalten berühren, die ihm natürliches und die ihm poetisches Wohlgefallen erwecken. Die Eigenschaften Lotte Buffs dürfen alfo in jedem Fall schlechthin als Mittel zur Erkenntnis, von Goethes weiblichen Idealbildern dienen.

Natnr, Frohsinn, innerer Friede, Ordnung, Geschäftigkeit, wie wir sie an Lotte kennen lernten, das waren also weibliche Elemente, die einen Goethe anzogen. Stellen wir die Franen, denen wir namentlich auf Goethes Iugendwegen begegnen, neben einander, so schließen sich die meisten eng zusammen: namentlich Goethes Mutter und das Frankfurter Gretchen, Friederike und Lotte, und schließlich Ehristiane: Frohnatur und Lieblichkeit, Naivetät und Weiblichkeit.

Was aber unter diesen Gestalten des Lebens der Lotte Vuff ihr selbständiges Gepräge giebt, ist ihre eigenartige Stellung als jungfräuliche Hausmutter. Wenn wir bedenken, daß in die Jahre 1772—75 nicht nnr die

Arbeit am „Werther", sondern auch die am „Faust" fällt und daß außer
Werthers Lotte auch Fausts Gretchen — im Gegensatz zum lebendigen
Gretchen — als Jungfrau an einer Schwester Mutterdienste thut, so laßt sich
der Gedanke nicht abweisen, daß mit Hinweis auf den Roman die literar-
historische Bedeutung Lotte Buffs nicht abgeschlossen ist. Sollte auch 7 bis
10 Jahre nach dem Bruch mit Gretchen ihr Bild noch frisch und warm
genug in der Seele des Dichters gelebt haben? Lotte Buffs natürlich
weiblicher Zauber hatte den Dichter eben Monate lang in täglichem häus-
lichen Verkehr berauscht, ihr schnippisches Wesen hatte es von vorn herein
vermocht, den stürmischen Liebhaber in respectvoller Grenze zu halten, ihre
Ordnung und Zufriedenheit hatten ihn gefesselt und ihre Vereinigung der
beiden Gipfel weiblicher Gaben, der Jungfräulichkeit und sozusagen Mutter-
schaft, woben ihr in den Augen des Dichters wohl eine nahezu religiös
geweihte Strahlenkrone um's Haupt. Dies Alles sind aber die Elemente
von Fausts Gretchen. Und ist auch Gretchens Mutter am Beginn der
Handlung nicht todt, wohl aber gerade das Schwesterchen, so ist doch in
Folge einstiger Kränklichkeit der Mutter nach ihrer Entbindung die Sorge
um die Wirthschaft dauernd und die um das Schwesterchen, so lange es
lebte, auf Gretchen übergegangen. Nicht ohne Grund fällt diese Darstellung
mitten in die Liebesscene: der Dichter meint eben aus eigener Erfahrung,
daß dieser Beruf dem Mädchen den höchsten Reiz verleiht. Gretchen stellt
die Situation ähnlich dar, wie sie Lotte aus dem Deutschen Hause über
die Zeit vom März 177») bis 1771 hätte berichten können: die Mutter
Buff kränkelte seit der letzten Entbindung, und das letzte Kind starb klein,
allerdings erst bald nach der Mutter.

Gleichviel, wie weit die Analogie in's Einzelne geht, Lotte Buffs Er-
scheinung hat tiefe Wurzeln in des Dichters Seele geschlagen. Und rücken
wir die Wetzlarer Freundin neben den ihr dauernd verbundenen Wetzlarer
Freund Kestner, so stellt das treue Paar in gewissem Sinne die Richtung
von Goethes Ideal des häuslichen Glückes dar: naturfrische Gefchäftigkeit
des Weibes, thätige Tüchtigkeit des Mannes. Vermögen also die hier ge-
sammelten Urkunden diese Eigenschaften des Wetzlarer Paares in ein wenig
klarerer Weise zu veranschaulichen, so haben wir im Dienste jener Aufgabe
gearbeitet, auf deren Lösung jede Betrachtung Derer um Goethe hinzielen
sollte: im Dienste tieferer und vollerer Erfassung von Goethes eigenen, Geist.

^°^

Die Kirche unter Napoleon 1.

von

tz. 3ll. Laine.y

Uebersetzt von keopold Aatscher.

I.

,acl>0em der centralisireude und Alles an sich reißende Staat an die örtlichen Gesellschaften Hand gelegt hat, erübrigt ihm noch, seine Netze auch nach den moralischen Gesellschaften auszuwerfen. Ter betreffende Fang ist noch wichtiger als der andere, denn wenn die ersteren Körperschaften auf dem Beisammensein der Wohnungen und der Personen beruhe», so beruhen die moralischen Vereinigungen auf der Uebereinstimmung der Geister und der Seelen. Wer sich ihrer versichert, verfügt nicht mehr blos über das Aeußere, sondern auch über das Innere der Menschen; er kann dessen Denken, Wollen und Streben beeinflussen und ihn nach Belieben lenken.

Weil dem fo ist, richtet der Erobercrstaat sein Hauptaugenmerk auf die Eroberung der Kirchen, denn diefe gehören, gleich ihm selbst, zu den großen Gewalten der Nation. Ihr Gebiet ist ein anderes und viel ausgedehnteres als das seinige. Während die körperlichen Augen mir das irdische Vaterland und ein Vruchstück menschlicher Geschichte sehen, zeigen die Kirchen dein geistigen Auge die ganze Welt und deren höchste Urfache, die gefcnnmte Ordnung der Dinge, die unabsehbaren Fernsichten der verflossenen und der künftigen Ewigkeit. Während die weltliche Macht nur

*) Tiefe interessante Studie bildet einen Auszug nus dem unvollendet gebliebenen sechsten (Schluß-) Bande von des berühmten, im März verstorbenen Verfassers „Entstehung des modernen Frankreich". Der erwähnte Band („Das nachicrolutionäre Frankreich," II. Abtheilimg,) erscheint im nächsten Jahre bei Abel K Müller in Leipzig. Die Red.

zeitweilig physische Handlungen vorschreibt und überwacht, beherrscht die Kirche die Einbildungskraft, das Gewissen, das Herz, das ganze innere Leben, jene ganze stille Gefühlswelt, die von unseren sichtbaren Handlungen nur selten und unvollständig zum Ausdruck gebracht wird. Genau genommen, ist das Gebiet der Kirche selbst dann unbegrenzt, wenn sie sich absichtlich einzuschränken trachtet. Die christlichen Kirchen haben gut erklären, daß ihr Reich nicht von dieser Welt sei; es ist von dieser Welt, denn sie selbst bestehen ja hinieden und beherrschen die Erde als Lenkerinnen des Glaubens und der Sittlichkeit. In ihrer Gesammtauffassung der göttlichen und menschlichen Angelegenheiten findet der Staat in ähnlicher Weise Raum wie ein Kapitel in einem Buche, und der Inhalt dieses Kapitels ist für ihn von höchster Wichtigkeit, denn dasselbe behandelt seine Pflichten und Rechte, die Pflichten und Rechte feiner Unterthanen, kurz, eine ganze, mehr oder minder vollständige bürgerliche Ordnung, welche die Kirche den Gläubigen einprägt und die schließlich aus dem Samenkorn der Doctrin als unausjätbare Pflanze hervorgeht, um in der weltlichen Gefellschaft Wurzel zu fassen und ihr Laub auszubreiten, bis sie in die Lage kommt, die bürgerlichen und politischen Einrichtungen entweder zu erschüttern oder zu festigen.

Auf die Familie und die Erziehung, auf die Verwendung von Neichthum und Macht, auf den Geist des Gehorsams wie der Auflehnung, auf den Eifer wie die Trägheit, auf die Genußsucht wie die Enthaltsamkeit, auf das Vorwiegen der Selbstsucht oder der Uneigennützigkeit, auf den ganzen Gedankengang, auf jeden Trieb und auf alle Verhältnisse des privaten wie des öffentlichen Lebens übt die Kirche einen gewaltigen Einfluß aus, der daher eine besondere sociale Macht ersten Ranges ist. Folglich muh jede politische Berechnung, in der dieser Einfluß unberücksichtigt bleibt, falsch fein.

II.

Soll ein Staatslenter die Größe des Einflusses der Kirche richtig schätzen können, so muß er dessen Natur verstehen lernen. Napoleon weiß dies und richtet sich darnach. Er hat die Gewohnheit, Selbsteinkehr zu halten, um Andere besser zu beurtheilen. „Ich kann nicht wissen, woher ich komme, was ich bin und wohin ich gehe," heißt es unterm 7. Juni 1816 im „U^iuorial 6« 8aint6'II6l6ii6." „Ich gleiche der Uhr: sie ist vorhanden, weiß aber nichts von sich." Die großen Fragen, auf die es keine Antwort giebt, „führen uns der Religion in die Anne. Unsere natürlichen Neigungen drängen uns mächtig zu ihr hin, aber die Nildung hemmt unseren Schritt. Die Bildung und die Geschichte sind die Hauptfeinde der durch die menschlichen Unvollkommenheiten entstellten Religion ... Ich habe geglaubt," fügt er am 17. August hinzu; „aber sobald ich zu wissen und zu klügeln begann, wurde mein Glauben schwankend und in die Enge getrieben. Dieser Fall trat schon in meinem dreizehnten Lebensjahre ein." Bei den Vorbereitungen zum Eoncordat steht diese doppelte Ueberzeugung im Hintergrund seines

Denkens. „Man wird sagen, daß ich ein Papist bin. Ich bin aber weder ein solcher noch sonst etwas. In Egypten war ich ein Muselman, und hier werde ich zum Wohl des Volkes ein Katholik sein. Ich glaube nicht au die Religionsbekenntnisse, die Gottesidee jedoch — das ist etwas anderes."
Um den Namen Gottes hat die Phantasie Legenden gesponnen; halten wir uns an die schon vorhandenen! „Die Rastlosigkeit des Menschen ist so groß, daß er dieselben nicht entbehren kann;" gäbe es noch keine, so würde er uermuthlich audere ersinnen, wie sie ihm gerade einfielen und die wahrscheinlich noch seltsamer wären. Nur die positiven Eonfessionen verhindern den Strom seiner Einbildungskraft, aus den Ufern zu treten, denn sie begrenzen und umschreiben das Übernatürliche genau; „es ist besser, dieses in der Religion zu suchen als bei betrügerischen Wahrsagerinnen." Eine Religion, die Fuß gefaßt hat, „bildet eine Art Impfung, die uns gegen Quacksalber und Geisterbeschwoier schützt, indem sie unserer Vorliebe für das Wunderbare entgegenkommt; die Priester sind den Cagliostros, den Kants und allen übrigen Schwärmern Deutschlands vorzuziehen." Der Illuminismus und die Metaphysik, die fantastischen Grübeleien des Gehirns und die ansteckende Überreiztheit der Nerven, — kurz, alle Selbsttäuschungen der Leichtgläubigkeit sind an sich ungesund und meist auch gesellschaftsfeindlich. Da sie aber in der menschlichen Natur liegen, lassen wir sie uns gefallen, wie man sich die von einer Abdachung herabstürzenden Gewässer gefallen läßt, — doch müssen mir die Bedingung stellen, daß sie in den Betten bleiben, die sie sich nun einmal gegraben haben. Sie müssen mehrere Netten haben — ein einziges genügt nicht — aber keine neuen! „Ich will nicht, daß eine einzige Religion vorherrsche oder daß neue Lonfessionen entstehen; es muß sein Bewenden haben bei den im Eoncordat anerkannten drei Zweigen des Ehristenthums: Katholicismus, Lutheranismus und Caluinismus," sagte Napoleon am 22. Mai 1804 im Staatsrat!). Denn dann tappt mau nicht im Dunkeln, sondern kennt die Richtung und Stärke der Kirche und kann sich gegen etwaige Übergriffe derselben schützen. Auch entsprechen sie der Neigungsfläche und der Gestaltung des menschlichen Bodens; das Kind beschreitet den von, Vater gebahnten Weg, und der Mann stampft den vom Kind begangenen Pfad immer fester. „Am letzten Sonntag ging ich hier in La Malmaison spazieren, wo die Natur so still und einsam ist. Plötzlich schlug mir Glockengeläut an's Ohr, und ich wurde von Rührung ergriffen, — so mächtig ist die Gewalt der Iugendgewohnhciten und der Erziehung! Da fugte ich mir: Welchen Eindruck müssen diese Klänge erst auf naive und gläubige Gemüther machen!" So der Erste Eonsul am 21. Prairial des Jahres X. Warum solchen Gefühlen der Katholiken nicht Rechnung tragen? Gewähren wir ihnen wieder ihre Glocken und die übrigen Aeußerlichkeiten! Schließlich ist die Gesammtwirkung des Ehristenthums ja doch eine heilsame: „Was mich betrifft, so sehe ich darin nicht das Mysterium der Menschenordnung Ehristi, sondern das Geheimniß der Gesellschaftsordnung. Die Religion verbindet mit dem

Himmel eine Gleichheitserwartung, die den Annen hindert, den Reichen tlldt-
zuschlagen." (Aeußerung von« 4. März 1806.) „Tic Gesellschaft kann nicht
ohne die Vermögensungleichheit und diese nicht ohne die Religion bestehen.
Wer als Nachbar eines reichen Schwelgers langsam verhungert, kann sich mit
diesem schreienden Gegensatz nur dann abfinden, wenn ihn: von maßgebender
Seite gesagt wird: Gott will es so; es muß hienieden Arme und Reiche geben;
im Jenseits aber wird es anders sein." (Aeußerung vom 18. August 18M.)
Reben der vom Staate ausgeübten Repressivpolizei giebt es eine von der
Kirche ausgeübte vorbeugende Polizei. Ter erste Consul betrachtet die Geist-
lichkeit als eine zweite Gendarmerie'*), die er für wirksamer hält als die
andere, und er bemüht sich, die Beiden einträchtig zusammengehen zu lassen.
Giebt es eine Scheidegrenze zwischen diesen zwei Factorens Läßt
sich das Gebiet der weltlichen Gewalt genau von dein der kirchlichen trennen?
Vonaparte erklärt im Staatsrat!), vergeblich nach der Möglichkeit einer solchen
strengen Unterscheidung gesucht zu haben. „Ihr vermeintliches Vorhanden-
sein ist ein Märchen. So sehr ich meine Augen auch anstrenge, ich sehe
nur Wolken, Unklarheiten, Schwierigkeiten. Der Verbrecher, den die welt-
lichen Behörden zum Tode verurtheilen, erhält vom Priester Absolution und
das Versprechen, ins Paradies zu kommen." Hie der Galgen, hie Ver-
gebung und Himmelreich! Damit die beiden Gewalten nicht ernstlich in
Widerstreit gerathen, müssen ihre Wirkungskreise von vornherein klar um-
schrieben werden. Der Staat darf nicht dulden, daß die Kirche in seine
Sphäre eingreife. Genau genommen, will sie alles Wesentliche an sich
reißen und ihm nur das Nebensächliche überlassen. „Die Anmaßung der
Priester," sagt Napoleon im Schöße des Staatsraths, „ist so groß, daß
sie sich bei der Theilung der Macht mit der weltlichen Obrigkeit die Beein-
flussung des geistigen, also edleren Clements des Menschen vorbehalten und
mich auf die Beeinflussung des Leibes beschränken möchten. Sie wollen
die Seele haben und niir den Leichnam hinwerfen." Da war es iin Alter-
thmn doch besser, und im Islam ist es noch jetzt besser: „In Rom galten
die Senatoren der Republik für die Vertreter des Himmels, und dieser
Umstand bildete den Hauptgrund der Macht und Stärke der republikanischen
Regierung. In der Türkei und im ganzen Orient ist der Koran gleich-
zeitig weltliches Gesetzbuch und Religionseuangelinm. Nur das Christenthum
kennt eine Trennung des Priesterthums von der bürgerlichen Herrschaft,
und auch hier eigentlich nur der Katholicismus, denn in den protestantischen
Ländern und in Rußland sind die beiden Wirkungskreise gesetzlich vereinigt,
„ruht die geistliche Leitung in den Händen des Monarchen." Ja, „ohne
die geistliche Macht kann man nicht gut regieren; ohne sie schwebt man

*) Bignon, Napoleons amtlicher Spccialdolmetsch für TiplomatUa, bemerkte hin-
sichtlich des vom Concordat vorgeschriebenen Eides: „Dieser Eid hat aus der Geistlichkeit
eine Art heiliger Gendarmerie gemacht."

jederzeit in Gefahr, die Nuhe, Würde und Unabhängigkeit der Nation beein-
trächtigt zu sehen." Schade, „daß man nicht, wie Heinrich VIII. von
England, den Knoten durchhauen kann"; sonst würde das Oberhaupt Frank-
reichs durch Staatsgesetz zugleich auch zum Oberhaupt der gallicauischen Kirche
gemacht werden. Zu Bonapartes lebhaftem Bedauern widersetzen sich die
Franzosen einer solchen Neuerung; er hat diese wiederholt herbeizuführen
gesucht, ist aber zu der Ueberzeugung gelangt, daß ihm hierin die Nation
nie zugestimmt haben würde"; vielmehr „wäre er inmitten der Durchführung
des Plaues von ihr in. Stich gelassen worden". Cr trachtet daher, sein
Ziel auf Umwegen zu erreichen.

Von diesem Ziel sagt er auf Sanct Helena felber, es habe „sehr
lange einen Gegenstand seines Strebens und Wünschens gebildet . . .
Nicht, daß er an den Glauben seiner Völker rühren wolle. Er achtet die
geistlichen Angelegenheiten und will sie zwar beherrschen, aber ohne sie zu
ändern und ohne sich in sie zu mengen. Er möchte dieselben seinen An-
schauungen und seiner Politik anpassen, jedoch nur durch den Einfluß der
weltlichen Angelegenheiten." Er hat nichts dagegen, daß die Kirche in
Bezug auf Dogmen, Sacramente und Gottesdienst unumschränkt herrsche.
Die unleugbare Wirklichkeit verbietet ihm, etwas dagegen zu haben, denn
die beharrliche Anhänglichkeit und die erprobte Treue der Gläubigen be-
weisen, daß die Kirche in den genannten Hinsichten thatsächlich eine aner-
kannte Herrscherin von wirksamer Macht ist. Dieser Factor läßt sich dadurch,
daß man ihn wie Luft behandelt, nicht beseitigen; vielmehr wird jeder
praktische Politiker mit ihm rechnen und sich dessen für seine weltlichen
Zwecke bedienen. Wird ein vernünftiger Ingenieur eine sprudelnde Quelle,
die er in nächster Nähe seiner Fabrik entdeckt, zum Versiegen bringen oder
unbenutzt lassen? Im Gegentheil, er wird sie auffangen und der Fabrik dienst-
bar machen. Bei der katholischen Kirche handelt es sich dem Staat darum,
den Einfluß der Geistlichkeit auf die Gläubigen und den des Papstes auf
die Geistlichkeit für sich zu gewinnen. „Sie werden sehen," sagt Vona-
parte während der Eoncordatsverhandlungen zu Vourrienne, „welchen Vor-
theil ich von den Priestern ziehen werde."

Ja, und vor Allem vom Papst. „Wenn es keinen Papst gäbe,"
meint der Corse, „müßte man für diese Eoncordatsverhandlungen einen
schaffen, wie die römischen Consuln anläßlich besonders schwieriger Ver-
hältnisse einen Dictator schufen." Nur der Papst ist iu der Lage, den
kirchlichen Staatsstreich zu begehen, dessen Napoleon bedarf, um das Ober-
haupt der neuen Regierung zum Schutzherrn der katholischen Landeskirche
zu macheu, um ihm die unabhängigen, widerhaarigen Priester zu unter-
werfen, um das kauonische Band, das die französische Geistlichkeit mit ihren
verbannten Vorgesetzten und mit der alten Ordnung der Dinge verknüpft,
zu zerschneiden und „um die letzte Möglichkeit einer Verbindung der Vour-
bonen mit Frankreich zu beseitigen. . . . Heute lenken fünfzig Verbannte

und von England bezahlte Bischöfe den französischen Eleruö. Dieser Einfluß
muß vernichtet werden, und hierzu ist die Autorität des Papstes nöthig; er
wird die Bischöfe absetzen oder zur Abdankung veranlassen." Tollten sich
einige weigern, ihr Amt niederzulegen, fo würde ihre Auflehnung sie in
Verruf bringen, denn sie wären dann „als Rebellen verschrieen, welche die
weltlichen Angelegenheiten den göttlichen und die irdischen Interessen den
himmlischen vorziehen"; die meisten der ihnen unterstehenden Geistlichen und
die Gesammtheit der Gläubigen ihrer Diöcese würde« von ihnen abfallen;
nach kurzer Zeit wären sie vergessen. Sie gleichen verpflanzten alten Baum-
stämmen mit abgeschnittenen Wurzeln und sterben in den» fremden Boden
einer nach dem andern ab. Ihren lebenden, in Amt und Würden stehenden
Nachfolgern fällt es nicht schwer, sich den Gehorsam der Bevölkerung zu
erringen, denn die frommen Katholiken unterliegen dem Heerdentrieb: sie
sind folgfam und gelehrig, hängen au greif- und sichtbaren Aeußerlichkeiteu
und richten sich nach dem Hirtenstab, solange dieser ebenso aussieht, aus
demselben Holze geschnitzt ist, die gleiche Fabrikmarke trägt und ebenso
aus Rom kommt wie der frühere. Sind die Bischöfe einmal vom Papst
eingesetzt, fo wird ihnen Niemand außer einigen alterthumsforschenden
Kirchenrechtsgelehrten die Jurisdiction bestreiten.

In dieser Weise lassen sich mit Hilfe des Papstes im Gebiete der
Kirche die Wege ebnen. Die drei Gruppen, die einander daselbst die Ge-
wissen der Katholiken streitig machen") — die nach England geflüchtete»
Bischöfe, die apostolischen Vicare und die verfassungsmäßige Geistlichkeit —
verschwinden und machen einer neuen Hierarchie Platz. „Alan erklärt, das;
die Ausübung der katholischen Religion organisirt werden mnß, da die Mehr-
heit der Franzosen ihr angehört. Der Erste Eonsul ernennt fünfzig Bischöfe,
und der Papst setzt sie ein; sie ernennen die Pfarrer, die dann der Staat
besoldet. Die Priester, welche den Amtseid verweigern, werden deportirt.
Jene, die gegen die Regierung predigen, überweist man den Vorgesetzten
zur Bestrafung. Der Papst heißt nachträglich den Verkauf der Kirchen-
güter gut und heiligt die Republik." Die Gläubigen betrachten die letztere
dann nicht mehr mit scheelen Augen, sind ihr vielmehr dankbar, weil sie
sich von ihr nicht nur geduldet, sondern auch beschützt fühlen. Das Voll
bekommt wieder seine Kirche und Pfarrer, feinen altgewohnten Gottesdienst,
seine früheren Messen und Sacramente, endlich die mit seinen wichtigsten
Lebensereignissen zusammenhängenden Hochzeit-, Tauf- und Negräbniß-
Eeremonien, auf die es sehr große Stücke hält. Von nun an wird wieder

*) Vigl. „Tic Concordatsveihandlungen" vom Gmfeu Noulan de la Meurthe.
Tasclbst finden sich Mittheilungen über die kirchlichen Verhältnisse Frankreichs im
November 1800. Hiemach befand sich die uerfassungsmäszige itirche in einem jämnier-
lichen Zustand der Uneinigkeit, Einstuft- und Aussichtslosigkeit. Ter Verfasser schätzt die
Zahl der damals activen Priester auf 8000, darunter 6000 rechtgläubige und nur 2000
vcnassuuasmäkige.

in jeden: Dorf allsonntäglich die Messe gelesen, und auch die ländlichen Frohnleichnllmsumgänge zur Einsegnung der Ernte kommen neuerdings in Aufnahme. Ein allgemeines Bedürfnis; ist befriedigt, die Unzufriedenheit hört auf, der Groll schwindet, die Anzahl der Negierungsfeinde verringert sich, die noch verbleibenden sind ihrer stärksten Waffe beraubt, und gleichzeitig gewinnt der Staat eine werthvolle Waffe: das Recht, die Bischöfe zu ernennen und die Pfarrer zu bestätigen.

III.

Wir haben gesehen, das; auf Grund des Eoncordats und auf Befehl des Papstes im Jahre 1891 einerseits alle alten geistlichen Gewalten ein Ende nehmen, anderseits alle neuen künftig mit Zustimmung des Papstes von« ersten Eonsul ausgewühlt oder genehmigt, gelenkt, disciplinirt und bezahlt und daher 6« t'ucw seine Ereaturen, mindestens aber seine Beamten sein werden.

Aber außer diesem großen Hauptdieust, den der heilige Bater den: Korsen leistet, erwartet dieser von ihm noch andere Dienste, die größer und unbegrenzter sind. Vor allem feine Salbung in der Notre-Dame-Kirche. Schon während der Eoncordatsverhandlungen sagte eines Tages Üafayette lächelnd zu ihm: „Sie haben Lust, sich salben zu lasseu?" lind der erste Eonsul sagte nicht Nein; im Gegentheil, er antwortete, wahrscheinlich ebenfalls mit einem Lächeln: „Wir werden sehen!" Seine Gedanken beschränkten sich nicht auf die Gründung einer gewöhnlichen Monarchie; sie wollten höher hinaus, als ein Sohn des revolutionären Frankreich hätte errathen können: sie beschäftigten sich mit der Errichtung eines europäischen Reiches, mit der Wiederherstellung des abendländischen Kaisertums, wie es im Jahre 8<X» bestand. Bald wird er sagen: „Nicht Ludwigs des Vierzehnten, sondern Karls des Großen Nachfolger bin ich*) ... Ich bin Karl der Große, weil ich, wie er, die Krone Frankreichs mit der lombardischen vereinige und weil mein Reich an den Orient grenzt."

In dieser Vorstellung, welche die Geschichte des Mittelalters seinem schrankenlosen Ehrgeiz vorspiegelt, findet der merkwürdige Mann den bequemen Riesenrahmen, dessen er für feine Scheingründe und packenden Schlagworts bedarf. Unter einem Napoleon, der der Nachfolger Karls des Großen

*) Vgl. die in Graf Othenin d' HaussonMcs „Die römische Kirche und das erste Kaiserthum" mitgeteilten Briefe Napoleons an den Papst (22. Februar 1800) und an den Cardinal Fesch (7. Januar und 22. Februar 1806): hier noch einige Stellen: „Eure Heiligkeit wird auf mich in weltlichen Tingen dieselbe Rücksicht nehmen, die ich in geistlichen auf Sic nehme . . . Alle meine Feinde müssen ja auch die Ihrigen sein. . . . Sagen Sic den Römern, das; ich ihr Kaiser, daß ich Kail der Große, das Sckiwcrt der Kirche bin, daß sie mich ebenso behandeln müssen und daß sie nicht wissen dürfen, ob es ein russisches Reich giebt. .. Wenn der Heilige Vater nicht auf nieinc Absichten eingeht, so werde ich ihn auf die Stellung beschranken, die die Papste vor der Zeit Karls des Großen eingenommen haben."

ist, kann der Papst nur ein Vasall sein: „Eure Heiligkeit ist Beherrscher von Rom, ich aber bin dessen Kaiser" und legitimer Suzerän. Von diesem mit „Lehngütern und Grafschaften" ausgestattet, schuldet ihn, der Papst dafür politische Treue und militärische Hilfe, widrigenfalls die bedingungsweise gemachte Schenkung hinfällig wird und die päpstlichen Staaten eingezogen und wieder dem Kaiserreich einverleibt werden, zu welchen, zu gehören sie nie aufgehört haben.

Napoleon unternimmt es, sich die geistliche Macht mit Hilfe solcher Argumente und Drohungen, durch einen fortwährenden moralischen und vbysischen Druck rohester, aber geschicktester Art, durch andauernden Naub, durch die Gefangensetzung des Heiligen Vaters unterthan zu machen. Der Papst mus; hinsichtlich des Reichs ein Privatmann werden wie jeder andere Bürger*); sein Wohnort wird ihn unter die Landesgesehe, folglich unter die Aufsicht der Regierung und der Polizei stellen. Noch mehr, er wird zum Verwaltungsbeamten herabsinken und als solcher nicht das Recht haben, den vom Kaiser ernannten Bischöfen die kanonische 'Einsetzung zu versagen. Nach einem Senatsbeschluß vom 17. Februar 181N „wird er bei seiner Installirung schwören, nie etwas zu thun, was gegen die vier Grundsätze der gallicanischen Kirche verstößt." Er wird ein Großwürdenträger sein, eine Art Erzkanzler wie Eambacörös nnd Lebrun: der Erzkanzler des katholischen Cultus. Freilich widersteht er und wehrt sich, aber er ist ja nicht unsterblich-, giebt er nicht nach, so wird sein Nachfolger gefälliger sein, — man braucht nur das nächste Eonclave zu beeinflussen, damit es einen gefügigeren Papst wähle: „Bei meiner Macht und unserer Militärgewalt in Italien," äußert Napoleon später <„Minori»l äe sainte-llMns," 1?. August 1816», „bezweifelte ich nicht, daß es mir früher oder fpäter durch irgend welche Mittel gelingen werde, die Lenkung des Papstes in die Hand zu bekommen. Welchen Einfluß würde ich diesfalls auf der ganzen Erde ausgeübt haben! . . . Wäre ich aus Moskau siegreich heimgekehrt, so würde ich den Papst auf eine unermeßliche Höhe erhoben und ihn mit Glanz und Huldigungen umgeben haben. Ich Hütte ihn zu einem Abgott gemacht, nnd er würde sich nicht mehr nach der weltlichen Herrschaft zurückgesehnt haben. Er hätte an meiner Seite geweilt, Paris wäre die Hauptstadt der christlichen Welt geworden, und ich würde die Welt der Religion ebenso gelenkt haben wie die der Politik. . . Neben meinen gesetzgebenden Versammlungen hätte ich kirchliche gebabt, und dieselben wären die wahren Vertretungen des Ehristenthnms gewesen. Der Papst würde in ihnen den Vorsitz geführt, ich aber würde sie eröffnet und geschlossen, würde ihre Beschlüsse bestätigt und veröffentlicht haben, wie einst Konstantin und Karl der Große."

*) „Jede auswärtige Souveränität ist unvereinbar mit der Ausübung jeder kirchlichen Gewalt innerhalb des Reichs." s?lus dem 12. Art. des 2. Titels der Scnatsbeschlüsse vom 17. Februar 1810.)

I»i Jahre 1899 hatte die Wiederherstellung des großen karolingisch-
römischen Gebäudes mit der Legung der physischen Grundlage begonnen.
Ein Senatsgesetz erklärte „die Kosten des Cardinalscollegiums und der
Glaubenspropaganda als Reichsausgaben." Gleich den Marschällen und den
neuen Herzögen, erhielt der Papst ein gänzlich steuerfreies Jahreseinkommen
von zwei Millionen Franken aus Gütern in verschiedenen Theilen des
Reichs. Es war „unerläßlich", daß er nicht nur in Rom, sondern auch in
Paris einen Palast habe. In Paris waren alle Vorbereitungen zu seiner
Einführung in's Amt getroffen, nur er felbst fehlte noch. „Alle Papiere
der römifchen Missionen und Archive befanden sich bereits im Krankenhaus
HöwI-vieu, welches in seiner Gänze zur Aufnahme der Curie hergerichtet
worden war. Das Notre-Dame-Viertel follte der Mittelpunkt der Christen-
heit werden." Auch die Tiara, einen Fischerriug und alle Insignien der
päpstlichen Würde hatte man aus dem Vatikan an die Seine gebracht.
Ein Gesetz erklärt im Februar 1819 den zweiten Hauptort der Christenheit,
Rom, für „eine kaiserliche Freistadt, die zweite Stadt des Reichs," woselbst
ein Prinz von Geblüt oder ein Grohwürdenträger wohnen und „an Stelle
des Kaisers Hof halten" müsse. „Nach ihrer Krönung in der Pariser
Notre-Dame-Kirche werden die Kaiser, vor Beginn ihres zehnten Regierungs-
jahres, nach Italien kommen, um im Petersdom zu Rom gekrönt zu werden."
Der Erbe des kaiserlichen Thrones „wird den Titel eines Königs von Ron,
tragen und die Ehren eines solchen empfangen.
Der Lefer beachte die greifbaren, soliden Theile dieses chimärischen
Aufbaus. Mehr Italiener als Franzose — Italiener der Nasse, dem Instinkt,
der Phantasie und den Erinnerungen nach —, nimmt Napoleon die Zukunft
seines ersten Vaterlandes in seinen Plan auf. Zieht man die Vilanz feiner
Negierung, fo findet man denn auch, daß der ganze Gewinn auf dem Conto
Italiens steht, während Frankreich den ganzen Verlust trägt. De Pradt
schreibt: „Napoleon wollte das italienische Vaterland wiederherstellen, Piemont,
Toscana u. s. w. zu einem von den Alpen nnd dem Meere begrenzten
Land vereinigen. Dies war das unsterbliche Denkmal, das er seinen, Ruhm
zu errichten gedachte . . . Mit Ungeduld erwartete er die Geburt seines
zweiten Sohnes, um ihn in Rom zum König von Italien krönen zu lassen
und diese Halbinsel unter der Regentschaft des Prinzen Eugen unabhängig
zu erklären." Seit Theodorich und den longobaroischen Königen ist es stets der
Papst gewesen, der im Interesse seiner weltlichen Herrschaft und seiner kirch-
lichen Allmacht die Beseitigung der Zerstückelung Italiens aufgehalten hat. Die
Hinwegräumung dieses Hindernisses würde die Einigung Italiens ermöglichen.
Demgemäß beschränkt 'Napoleon den Heiligen Vater auf dessen ursprüngliche
Rolle nnd normale Stellung, indem er ihm die weltliche Herrschaft entzieht,
seine kirchliche Allmacht verringert und ihn nur noch den gelenkten Lenker
der katholischen Gewissen und den Hohenpriester der hauptsächlichsten unter
den im Kaiserreich anerkannten Religionen sein läßt.

Um den Papst beherrschen zu können, will er sich der französischen
Geistlichkeil bedienen, wie er sich, um diese beherrschen zu können, des Papstes
bedient hat. Vor Abschluß des Eoncordats und Erlaß der organischen
Artikel der Grundgesetze hat er sich eine kleine kirchenrechtliche Bücherei zu-
sammengestellt; er hat sich Bossuets lateinische Werke übersetzen und die
gallikanische und parlamentarische Doctrin erläutern lassen. Mt wunder-
barer Schnelligkeit und höchstem Scharfsinn ist er dem Gegenstand auf den
Grund gegangen, um dann die Theorien in feiner Weife und für feine
Zwecke neuzugestalten und umzuformen. Schließlich hat er sich eine per-
fünliche, zusammenhängende, originale, genaue und praktische Vorstellung ge-
bildet, eine Gesammtauffassung, die er auf alle Kirchen — die katholische,
die luthercmische, die caluinische und die jüdische — und alle gegenwärtigen
oder künftigen Religionsuerbindungen anwendet. Sein leitender Gedanke
deckt sich mit dem der römischen Rechtsgelehrten und der alten kaiserlichen
Jurisprudenz. In dieser Hinsicht«, wie in jeder andern, überspringt der
moderne Cäsar seine christlichen Vorgänger, um bis zu Konstantin und noch
weiter zurückzugehen: bis Trajan und Augustus.
Solange ein Glaube stumm und einsam bleibt, solange er sich in der
Seele einer einzelnen Person verschlossen hält, ist er frei und der Staat
kümmert sich nicht um ihn. Sobald er aber fein enges Gehege verläßt,
um öffentlich aufzutreten und durch sichtbare Handlungen Gruppen von
Perfonen zu gemeinfamen Zielen vereinigt, wird er dem Staat unterworfen.
Ter Gottesdienst, den er einführt, die Leremonien, die er vorfchreibt, die
Predigten, die seine Aekenner halten oder anhören, der Unterricht, den seine
Priester ertheilen, die Propaganda, die er betreibt, die Gaben, die seinen
Kirchen oder Klöstern geschenkt werden, die Versammlungen, die seine Leiter
einberufen, die Organisation und Erhaltung seiner Hierarchie, — kurz: alle
positiven Anwendungen und Lebensäußerungen des Gemüthstraumes stellen
sich als weltliche Werke und Handlungen dar, bilden in ihrer Gesmnmtheit
eine Provinz des Staates und unterstehen' daher der Ueberwnchung durch
die Negierung, die Venvaltungsbehürden und die Gerichte. Der Staat hat
das Recht, sie zu verbieten, zu dulden, zu bestätigen und zu lenken-, als
einziger und allgegenwärtiger Vesitzer des äußerlichen Gebietes, das die
einzelnen Gewissen mit einander verbindet, kümmert er sich um jeden ibrer
Schritte, uni ihnen den Weg entweder zu ebnen oder zu verstellen. Er be-
aufsichtigt ihre Bewegungen unablässig und hat dabei in erster Reihe die
Wahruug seiner eigenen — bürgerlichen und politischen — Interessen im
Auge. Er sorgt dafür, daß die Beschäftigung mit dem Jenseits den An-
gelegenheiten des Diesseits nichts schade, sondern nütze. In einem Priuat-
gesvräch hat der erste Ecmsul die sehr bezeichnende Aeußernng gethan, „das
Volk bedürfe einer Religion, und diefe müsse in den Händen der Regierung sein."
In diesem Punkte sind seine Juristen — ehemalige Parlamentsrichter
oder Eonuentsmitglieder —, seine Minister und Staatsräte (theils

Gallicaner, theils Iacobiner) und seine Redner im gesetzgebenden Körper
wie im Tribunat durchweg von« römischen Recht oder vom „Gesellschaftsver-
trag" durchdrungen und daher werthvolle Sprachrohre zur Verkündigung
der Allmacht des Staates mittels wohlklingender Phrasen. „Die Einheit
und Allumfassenheit der öffentlichen Gewalt," sagt Pontalis, „bilden eine
nothwendige Folge seiner Unabhängigkeit. Die öffentliche Gewalt muß sich
selbst genügen; sie ist nichts, wenn sie nicht Alles ist." Sie duldet
keine Nebenbuhler und giebt nicht zu, daß sich ohne ihre Zustimmung neben
ihr andere Gewalten festsetzen, von denen sie vielleicht gar untergraben und
erschüttert werden könnte. „Die Macht eines Staates wird fragwürdig,
wenn es auf seinem Gebiete Männer giebt, die ihm nicht — wenigstens in
mancher Hinsicht — angehören und dennoch auf die Geister und Gewissen
einen großen Einfluß ausüben." Er begeht eine schwere Unklugheit, „wenn
er sich nicht um Form und Zusammensetzung der die Seelen lenkenden
Regierung kümmert," wenn er duldet, daß die den Glauben und den Ge-
horsam der Gläubigen in Anspruch nehmende Hierarchie „ohne seine Zu-
stimmung gebildet oder geändert werde; er muß in Gestalt anerkannter
Vorgesetzten Bürgen für die Treue ihrer Untergebenen haben."
Diese Regel hatte in Frankreich vor 1789 für den Katholicismus ge-
golten, und sie wird von 18M an für sämmtliche anerkannten Bekenntnisse
gelten. Wenn der Staat eine Kirche anerkennt, so geschieht es, um „so
wichtige Einrichtungen möglichst gemeinnützig zu machen," Durch seine Ge-
nehmigung „ihrer Lehre und ihrer Disciplin" will er verhindern, „daß
ihre Diener zum Nachtheil von Volk und Staat die Lehre verfälschen oder
willkürlich am Joch der Zucht rütteln." Darum sagt er in jedem Gesetz,
mittels dessen er eine Kirche anerkennt und von ihrem Wesen Kenntnis;
nimmt, ganz genau, was zu sein er ihr erlaubt und was er von ihr fordert.
Er verzeichnet ihre Glaubensartikel und Rechtssatzungen, ihre Hierarchie und
innere Verwaltung, ihre Gebictseintheilung und ihr Finanzwesen, ilire
Liturgie und ihr Schulwesen, Alles genau umschreibend und für die Dauer
abgrenzend. Dabei muß es dann bleiben. Nachher kann keine katholische,
protestantische oder israelitische Kirchenuersammlung in Sachen der Lehre
oder der Zucht eine bindende Entscheidung treffen oder veröffentlichen, wenn
die Regierung sie nicht genehmigt. Schon zur Abbaltung jeder Kirchen-
uersammlung ist die staatliche Bewilligung erforderlich. Die Regierung er-
nennt — oder bestätigt — und besoldet alle Amts- und Würdenträger der
Kirchen: die katholischen Bischöfe und Pfarrer, die Pastoren und Prediger
der beiden protestantischen Bekenntnisse, die Inspectoren und Vorsitzenden
der lutheranischen Kirchenräthe, die israelitischen Bezirksvorstände, Kirchen-
raths- und Oberkirchenrathsmitglieder, die Rabbiner und die Großrabbiner.
Dasselbe gilt für alle katholischen und protestantischen Seminarlehrer. Auch
hängen die Satzungen, die Einrichtung, der Studienplan und der Geist der
Leitung sämmtlicher Seminare von der Genehmigung der Regierimg ab.

Innerhalb eines jeden Eultus soll eine bestimmte, feststehende officielle Toctrin für den Unterricht, für die Kanzel, für das öffentliche und private Schulwesen maßgebend sein, und zwar im israelitischen Eultus „die in den Entscheidungen des Großen Synedriums enthaltenen Lehrsätze," in den beiden protestantischen Bekenntnissen die an den beiden Seminaren des Ostens gelehrte Doctriu der Augsburger und die am Genter Seminar vorgetragene der reformirten Konfession, in, katholischen Eultus die Grundsätze der gallikanischen Kirche, „die Erklärung" der Kirchenuersammlung von 1682*>, endlich die berühmten vier Thesen, welche dem Papst jedes Recht, sich den Staatsoberhäupten gegenüber in weltliche Angelegenheiten einzumischen, absprechen, den heiligen Vater in kirchlichen und geistlichen Dingen den ökumenischen Eoncilien unterordnen und seine Beeinflussung der Leitung der französischen Kirche auf diejenigen alten Gebräuche und kirchenrechtlichen Satzungen beschränken, die vom Gallicanismus angenommen und vom Staat genehmigt worden sind.

So wächst denn der Machtkreis des Staates in Kirchensachen in's Ungemessene und bleibt ohne Gegengewicht. Statt Einer Staatskirche giebt es ihrer nunmehr vier, und die hauptsächlichste — die katholische — verliert, abhängiger geworden, als sie vor der Revolution gewesen, die Vorrechte, welche sie ehedem für ihre Unterwerfung entschädigt haben. Wohl war auch früher der Monarch ihr weltlicher Lenker, aber er leistete ihr beträchtliche Gegendienste, indem er sie nach außen vertrat, ihren starken weltlichen Arm bildete, ihr das ganze Schulwesen und die Nüchercensur überließ uud ihr im Kampf gegen Dissidenten, Ketzer und Freidenker beistand. Der neue Herrscher schüttelt all' diese Verpflichtungen ab, beansprucht aber dennoch dem Heiligen Stuhl gegenüber die gleichen Vorrechte und hinsichtlich der Kirche dieselben Rechte wie seine Vorgänger. Cr regelt die Einzelheiten der Religionsübung nach Belieben und mit der einstigen Genauigkeit. Jetzt bestimmt er die Gebühren und die Nebeneinkünfte der die Sacramente ertheilenden Priester. „Diese Festsetzung," sagt Portalis, „ist eine rein weltliche Maßnahme, denn sie läuft auf eine Besteuerung der Bürger hinaus und kann daher nicht von der Geistlichkeit bewirkt werden; die Regierung allein hat zwischen dem empfangenden Priester und dem zahlenden Privatmann zu entscheiden." Ein ander Mal inengt sich der Staat in die Verkündigung eines vollständigen Ablasses: „Ablässe dürfen nicht aus Gründen gewährt werden, die der öffentlichen Ruhe oder dem Wohl des Vaterlandes zuwiderlaufen," lesen mir bei Portalis. „Die politische Obrigkeit hat ein hohes Interesse daran, zu wissen, von welcher Seite

*) In den Grundgesetzen („organischen Artikeln") .des katholischen Cultus heisjt es: „Tie ernannten Seminarlehrer müssen die von der französischen Geistlichkeit im Jahre 1682 veröffentlichte „Erllänma" unterschreiben und sich «einflickten, die in derselben enthaltene Doctrm zu lehren."

ein Ablaß bewilligt wird, ob dieselbe gesetzlich dazu berechtigt ist, welchen Personen der Ablaß zu Gute kommt, welche Personen mit dessen Austheilung, betraut sind und welche Personen Zeit nnd Dauer der außergewöhnlichen Gelegenheitsgebete anordnen."

Vom Staat derart eingeengt und an die Wand gedrückt, ist die Kirche nur noch ein Anhängsel desselben. Ihre eigenen selbständigen Wurzeln, die ihr in dieser innigen Umschlingung das Aufrechtbleiben und Vegetiren noch gestatteten, sind allesmnmt abgeschnitten. Sie ist aus dem Boden gerissen und auf den Staat gepfropft worden, dessen Machthaber ihr nunmehr seine ihr fremden Säfte und Wurzeln zur Verfügung stellen. Vor 1789 nahm in der weltlichen Gesellschaft die Geistlichkeit einen besondern — und zwar den ersten — Rang ein; sie war eine unbesteuerte Großgrundbesitzern!, die durch ihren periodischen Vertretungskörper alle fünf Jahre mit dein Herrscher unterhandelte, ihm Subsidien gewährte und sich dafür Vorrechte, Freiheiten und Begünstigungen bewilligen oder bestätigen ließ. Heutzutage bildet sie lediglich eiuen Haufen von gewöhnlichen Privatmännern nnd Untertanen, noch weniger als das: eine Gruppe von Verwaltnngsbeamten wie die des Staatsschulwesens, des Richterstandes, des Finanzwesens oder des Jagd-, Forst- und Wasser-Amtes, mir noch strenger überwacht uud mit ängstlicherer Vorsicht im Schach gehalten. Vor der Revolution wurde die Mehrzahl der Pfarrer und der anderen Angehörigen des niedrigen Elerus ohne das Dazwischentreten der weltlichen Fürsten ernannt und eingesetzt, und zwar entweder vom Bischof der, Diöcese oder vom nächsten Abt oder von unabhängigen Verleihern, vom Titular, von einem Laienpatron, einein Domcapitel, einer Gemeinde, einem Indultär, oder auch vom Papst selber; und die Bezüge jedes Titulars — das Iahreserträgniß einer Hypothek oder eines von ihm verwalteten Grundstücks — bildeten dessen Privateigenthum. Gegenwärtig aber wird jeder Inhaber eines geistlichen Amtes — sei er nun Eardinal-Erzbischof oder Eanonicus, Pfarrer oder Seminarlehrer oder sonstwas — von der Regierung ernannt oder bestätigt, muß ihr Treue schwören und bezieht ein im Staatsbudget vorgesehenes Beamtengehalt, das er am Monatsschluß beini Rendanten gerade so im Empfang nimmt wie seine nicht-katholischen Amtsgenossen oder wie die Staatsschullehrer, die richterlichen Beamten, die Gendarmen uud die Polizisten.

Wir sehen also, daß, wie in allen anderen Zweigen des socialen Gebens, die Reuulutiou auch auf dem Gebiet der Kirche als Endergelmiß die Ausdehnung des Einmischungskreises und die Vergrößerung des Uebergewichts des Staates gezeitigt hat, und zwar nicht aus Verseheu oder durch einen Zufall, fondern grundsätzlich und absichtlich. „Die Constituante," sagt Sim^on am 17. Germinal des Jahres X in seinem Tribunats-Nericht über das Eoncordat und die Grundgesetze der Religionsausübung, „hatte mit Recht erkannt, daß man die Religion, weil sie zu den ältesten und wirksamsten Regierungsbehelfen gehört, mehr als früher der Regierung

in die Hände geben müsse*). Daher stammte die Ciuilverfassung der
Geistlichkeit. Das einzige Unrecht der Constituante war, sich nicht mit dem
Papst in's Einvernehmen zu sehen," fügt Sim6on hinzn. Napoleon ist
klüger, und Dank seinein Uebereinkommen mit der Curie, krönt die neue
Ordnung der Dinge das vorrevolutionäre Werk, erreicht die Herrschaft des
centralisirenden Staats, wie in allen anderen, auch hinsichtlich der Kirche
ihren Gipfelpunkt.

IV.

So sind sie beschaffen, die Grundrisse des neuen Kirchenbaus und die
Verbindungslinien, mittels deren die katholische Kirche dem Staat eingefügt
wird, wie man eine», Haufe ei» Zimmer einfügt. Es soll verhütet werden,
das; sie sich unter den« Vorwand der Vervollkommnung von ihm loslöse.
Sie erscheint hier fix und fertig, vollendet und vervollkommnet, ohne An-
und Zubauten. Wozu Seiten- und Nebengebäude? Diefelben könnten die
Einheitlichkeit des Ganzen gefährden. Wozu Brüderschaften? Wozu eine
^rdensgeistlichkeit? Die Weltgeistlichkeit genügt. „Der öffentlichen Gewalt
ist nie das Recht bestritten worden, die willkürlichen Einrichtungen, welche
nicht zur Wesenheit der Religion gehören, zu beseitigen, falls dieselbe» dem
Staat unbequem oder verdächtig scheinen," sagt Portalis. Grundsätzlich
aber müssen alle religiösen Verbindungen für verdächtig oder unbequem
gelten, denn sie sind Körperschaften, die ans eigenem Antrieb entstehen, sich
ohne Mitwirkung des Staates freiwillig organisiren, besondere Satzungen
haben und neben der anerkannten Kirche ein von dem der Laiengesellschaft
getrenntes Leben führen; sie wählen ihre Häupter selber, und zwar zuweilen
auch Ausländer; allesammt mehr oder minder unabhängig, schaaren sie sich
— aus Interesse und Instinct — um den Heiligen Stuhl, der sie nüthigen-
falls gegenüber der Diücesen-Tbrigkeit und der bischöflichen Gerichtsbarkeit
beschirmt. Einst „bildeten die Mönche die Miliz des Papstes, erkannten
keinen anderen Herrscher an als ihn und wäre» daher seitens der Regierungen
mehr zu fürchten als die Weltgeistlichkeit, welche, wenn es keinen Kloster-
ordeu gegeben hätte, überhaupt nie lästig gefallen fein würde." (Aeußerung
Napoleons in der Staatsrathssitzung vom 11. März 1806.) Ist es somit
nicht besser, es künftig am weltlichen Elerus geuug sein zu lassen? „Ich
will Bischöfe, Pfarrer, Vicare, sonst nichts," hat der Corse zwei Jahre
vorher gesagt. „. . . Ich höre, daß man trotz meines Verbotes das Wieder-
aufleben der religiösen Verbindungen duldet. Man berichtet mir, daß in
Beauvais und anderen Städten die Jesuiten Anstalten unter dem Namen
‚Glaubensväterl errichtet haben. Das dürfen wir nicht zugeben." lind

*) „Von nun an," führt Simson fort, „weiden die Dimer aller bei iiuZ aner-
kannten Religionen dem Einfluß der Regierung unterworfen sein, von der sie ernannt
oder bestätigt weiden, mit der sie sich durch die heiligsten Zusicherungen verbünden und
die sie durch die Bande der Gehälter in Abhängigkeit hält."

mittels Erlasses vom 22. Juni 1804 untersagt er es denn auch. Er verfügt die Auflösung „aller unter dem Deckmantel der Religion entstandenen ungenehmigten Vereinigungen und bestimmt, daß fortan ,keine Religionsgemeinschaft — sei es von Männern, sei es von Weibern — ohne ausdrückliche Erlaubnis; der Regierung gebildet werden dürfet auch beauftragt er die Gerichte mit der strengen Verfolgung der zuwiderhandelnden Personen beider Geschlechter."

Wie wir sehen, behält er sich das Recht vor, in geeigneten Fällen — d. h. in solchen, die ihn einen Gewinn für seine Zwecke erwarten lassen .— die Genehmigung zu ertheilen. Er genehmigt thatsächlich mehrere Verbindungen: Werkzeuge, die dem Staat oder der Gesellschaft Ruhen bringen, insbesondere die Barmherzigen Schwestern — die krankenpflegenden wie die unterrichtenden —, die Schulbrüder, die Lazaristen und die Väter der auswärtigen Missionen. „Diese Mönche," demerkt er im Mai 1804 im Staatsrat!), „werden mir in Asien, Afrika und Amerika große Dienste leisten, und zwar durch Berichte über die Zustände der betreffenden Gegenden. Ihr geistliches Gewand schützt sie und dient zugleich zur Verhüllung aller politischen und merkantilen Ziele ... Ich will sie zunächst mit einen, Jahreseinkommen von 15,900 Fr. ausstatten . . . Sie sind nicht kostspielig, werden von den Barbaren mit Achtung behandelt und können, da sie keine amtliche Sendung haben, die Regierung nicht bloßstellen," abgesehen davon, daß „ihr frommer Eifer sie zu Leistungen anstachelt uud Gefahren trotzeil läßt, denen weltliche Emissäre nicht gewachsen wären." Und weil sie „geheime diplomatische Agenten" sind, muß die Negierung sie am Gängelband halten. Folglich „wird ihr Superior nicht mehr in Rom leben, sondern in Paris." Dieselbe Vorsicht wird hinsichtlich der anderen zugelassenen Verbindungen gebraucht. „Die General-Oberin der Narmherigen Schwestern muß in Paris wohnen, damit die ganze Körperschaft von der Regierung überwacht werden könne," und die Schulbrüder zieht der Kaiser in sein Staatsunterrichtssystem hinein: „Sie werden vom Ordensgroßmeister bestallt werden," heißt es in einem vom Ersten Eonsul gebilligten Bericht Portalis' aus dem Jahre XII. „Derselbe soll sie, nachdem er ihre Klosterregeln beglaubigt haben wird, zum Eid zulasse«, ihneu eine besondere Gewanduug vorschreiben nnd ihre Schulen unter Aufsicht stellen."

Welche Ansprüche erhebt diese Negierung an die von ihr zugelassenen religiösen Verbindungen! Und mit welcher Strenge beherrscht sie sie! Der Graf d'Haussonville weiß in seiner „Geschichte der römischen Kirche unter dem ersten Kaiserthum" ein Liedchen davon zu singen. Weil der Abbö Hanon, der auch Prior der Lazaristen ist, sich in seiner Eigenschaft als Vorsteher der «losterschwestern vom Keiligen Vincenz de Paula weigert, Madame Laetitia an die Spitze des Ordensrathes dieser Schwestern zu stellen, wird er Nachts verhaftet und in Feuestrella eingesperrt, während die Nonnen, die auf Grund der Vorschriften ihres Heiligen die Anerkennung einer von der

weltlichen Macht ernannten Oberin abblehnen, so behandelt werden wie einst
diejenigen von Port-Nopal. „Der Schande, daß Barmherzige Schwestern
sich gegen ihre Oberin empören," schreibt der Kaiser im März 1811 an
den Eultusminister, „muß endlich gesteuert werden. Ich gedenke, alle Klöster
aufzuheben, die Ihrer Aufforderung, sich zu fügen, nicht binnen uierundzwcmzig
Stunden nachkommen werden. An die Stelle der aufgelösten Verbindungen
lassen Sie nicht andere Schwestern desselben Ordens treten, sondern solche
aus einem anderen Mildthätigkeitsorden. Es wird gut sein, wenn die Pariser
Schwestern ihren Einfluß verlieren." In allen Fällen — handle es sich um
welche Klostergemeinschaft immer, — bildet die staatliche Genehmigung eine
Gnade und ist daher widerrufbar. Im September 1809 schreibt Napoleon dem
Eultusminister: „Ich will von keinerlei Missionen mehr etwas wissen. Ich habe
in Paris Missionäre zugelassen und ihnen ein Gebäude bewilligt, aber ich
nehme Alles zurück. Mir genügt die einheimische Ausübung der Religion,
um die Verbreitung im Ausland mag ich mich nicht kümmern . . . Falls
es nach Ablauf eines Monats in Frankreich noch Missionen und Eongrega-
tionen geben sollte, würde ich Sie zur Verantwortung ziehen."
Die Ordensgeistlichkeit lebt also von heute auf morgen, ist nur geduldet,
hängt von der Willkür der Machthaber ab und muß fortwährend befürchten,
den Faden, an den: das Damoklesschwert seiner Vertreibung hängt, durch-
schnitten zu sehen.
Der Weltgeistlichkeit ergeht es weniger schlecht. Sie ist besser geschützt
und führt kein so fragwürdiges Dasein, denn dieses beruht auf Grundge-
setzen, welche aus diplomatischen Verhandlungen hervorgegangen sind und
einen ebenso feierlichen wie wechfelseitigen Vertrag bilden, der die französische
Regierung nicht nur in, Innern bindet, sondern auch nach außen — gegen-
über einer andern Regierung, einem unabhängigen Herrscher, dem anerkannten
Oberhaupt der katholischen Kirche. Es erweist sich daher als ein Gebot
der praktischen Politik, die Scheidewände, die im alten Frankreich die Welt-
geistlichkeit vom Papst getrennt haben, -zu erhöhen, d. h. die Klugheit ge-
bietet eine Erweiterung des Kreises von Vorschriften nnd Hebungen, die
die gallicanische Kirche z» einer besonderen Provinz der allgemeinen katholi-
schen Kirche machten, sowie eine Ausdehnung des Umfanges der kirchlichen
Freiheiten und Lasten, welche die geistliche Macht des Königs auf Kosten
derjenigen der Eurie vergrößerten. Die alten Lasten und Freiheiten werden
beibehalten und vermehrt. Auf Grund des Concordats erlangt der Erste
Eonsul mit Zustimmung Roms „dieselben Rechte und Vorrechte, welche die
vorrevolutionäre Negierung beim Keiligen Stuhl hatte," also das alleinige
Recht, die künftigen französischen Eardinäle vorzuschlagen, das Recht, von
diesen ebenso viele wie früher im Eardinalcollegium sitzen zu haben, das
Ausichließungs- und Zurückweisungsrecht beim Eonclave, das alleinige Vor-
recht der Verleihung der hohen Kirchenwürden in Frankreich, das Vorrecht
der Ernennung aller französischen Bischöfe und Erzbischöfe. Trotz der Ne-

schwerden des Papstes geht er noch weiter, indem er, wie die alten Könige, auf Grund der „organischen Artikel" seine Macht, seinen Staatsrat!) und seine Gerichtshöfe zwischen den Heiligen Stuhl einerseits und die Geistlichkeit und die Gläubigen anderseits stellt. „Keine Bulle, kein Vreue, Nescript oder Decret der römischen Curie darf ohne Genehmigung der Regierung in Frankreich in Empfang genommen, veröffentlicht, gedruckt oder ausgeführt werden — selbst dann nicht, wenn eine solche .Kundgebung blos Privatpersonen betreffen sollte. Ohne Genehmigung der Regierung darf auf französischen! Boden oder sonstwo kein Nuntius, kein päpstlicher Legat, kein apostolischer Vikar oder Commissar — überhaupt Niemand — irgendwelche die Angelegenheiten der gallikanischen Kirche betreffende Obliegenheiten ausüben .... Jeder Mißbrauch eines Vorgesetzten oder Untergebenen soll dem Staatsrat!) angezeigt werden." Und im Strafgefetzbuch lesen wir: „Jeder Geistliche, der ohne ausdrückliche Erlaubnis; des Cultusmiuisters mit einer fremden Macht in Neligionssachen correspondirt, unterliegt einer Gefängniftstrafe von einem Monat bis zu zwei fahren und einer Geldbuße von 109 bis 500 Fr." Schon unter den Vourbonen zielten die französischen Regierungen darauf ab, alle Beziehungen zwischen der Staatskirche und ihrem römischen Oberhaupt abzuschneiden, sich mit einem Verbot oder einer Zustimmung in jede Bethätignng der geistlichen Gewalt zu mischen, die ausschließliche Leitung der nationalen Geistlichkeit in .Händen zu habend, — kurz, ein weltlicher französischer Neben- und Gegenpapst zu werden. Da dies der Inbegriff der Grundsätze des Gallicanismus ist, verfehlt Napoleon nicht, dieselben von Neuem zu verküudeu und das Edict von 1682, in welchem Ludwig der XIV. sie mit größter Klarheit und Strenge zusammenfaßte, als allgemeines Neichsgesetz zu erklären.^)

Gegen diese Lehre und diese Praxis erhebt sich in Frankreich kein Widerspruch. Napoleon rechnet bestimmt darauf, keinem zu begegnen, namentlich nicht seitens seiner Prälaten. Vor 1789 war, theils aus Interesse oder

*) Am 17 Juli 18U6 sagt der Kaiser: „Ich darf mich als das Oberhaupt unsrcr katholischen Geistlichkeit betrachten, denn ich bin vom Papst geweiht worden." (Pelet de la Lozire, „Meinungsäuherungen Napoleons im Staatsrats") Man beachte das 2^ort „geweiht"; offenbar betrachtete sich Napoleon, gleich den bourbonischcn Königen, als mit einer geistlichen Würde bekleidet.

**) Dies geschah mittels Decrets vom 25. Februar 1810 unter Beifügung jenes Witts. Tos letztere verbot der Geistlichkeit, etwas zu lehren oder zu schreiben, „was der in der „Erklärung des französischen Clerus" enthaltenen Toctrin zuwiderläuft.". Jeder Theologievrofessor müsse die „Erklärung" unterfertigen und „sich verpflichten, die in ihr erläuterten Grundsätze zu lehren", uad zwar „mindestens in jedem dritten Jahre." Sind in einer Anstalt mehrere Thcologieprofessoreu Vorhanden, so „mus; einer von ihnen alljährlich in jener Doctrin Unterricht ertheileu." Die Professoren seien gehalten, „die Schriften, die sie ihren Schülern dictircn wollen", der maßgebenden Behörde vorzulegen. Niemand kann Licentiat der Gottesgelahrtheit oder des Kirchenrcchts weiden oder den Dottorhut empfangen, ohne in einer seiner Dissertationen die in Rede stehende Lehre verfochten zu haben.

Eigenliebe, theils in Folge Erziehung oder Ueberlieferung, «lehr oder minder
der ganze Clerus gallikanifch gesinnt, und die neue (Geistlichkeit besteht ja
hauptsächlich aus den überlebenden Resten des alten; überdies hat keine der
beiden unterscheidbaren Gruppen, aus denen sie sich zusammensetzt, durch ihre
einstigen Verhältnisse eine vorgefaßte Neigung erworben, ultramontan zu
werden. Die emigrirt gewesene Gruppe, die für die vorrevolutionäre Ordnung
der Dinge schwärmt, fügt sich leicht in die Niederkehr des alten Kirchen-
systems, in das eigenmächtige Protectorat des Staates über die Kirche, in
die Einmischung des an die Stelle der Könige getretenen Kaisers. Und was
die Anderen betrifft, die unbußfertigen, ercommunicirten Abtrünnigen, welche
die bürgerliche Verfassung des Elerus beschworen haben und nun gegen den
Villen des Papstes vom ersten Consul in den Rahmen der Kirche zurück-
versetzt werden, so sind sie dem Heiligen Vater als ihren» Hauptgegner ab-
geneigt und dem Eorsen als ihrem einzigen Gönner zugethan. Darum
zeigen sich, wie der Letztere im Februar 1<W4 im Staatsrat!) äußert, „die
Lenker der katholischen Geistlichkeit — die Bischöfe und Generaluicare —
der Regierung anhänglich." Sie sind „aufgeklärt", und man kann mit ihnen
„ein vernünftiges Wort reden." Dagegen „haben wir drei- bis viertaufend
Pfarrer und Vicare, die durch Unwissenheit, Verblendung uud Leidenschaft-
lichkeit gefährlich wirken." Diese und ihre Vorgesetzten wird man, falls sie
Anwandlungen von Widerspenstigkeit bekommen, kurz halteu. Der Priester
Fournier in Saint-Noch, der von der Kanzel herab die Regierung angreift,
wird von der Polizei verhaftet und in's Irrenhaus gesteckt; der Pariser
Geistlichkeit, die zu seinen Gunsten eine „sehr gilt abgefaßte Bittschrift"
überschickt, antwortet Bonaparte i „Ich wollte nur beweisen, daß, wenn ich
nicht in üble Laune versetzt werden soll, die Priester der Staatsgewalt nicht
den Gehorsam versagen dürfen." Ja, ja, es kann nur nützen, die Unge-
fügigen von Zeit zu Zeit durch einen kräftigen Handstreich vor dem Ab-
weichen vom rechten Pfad zu warnen. Noederer erzählt, daß der General -
vicar von Banonne wegen eines in Paris anstößig befundenen Satzes in
einein von ihm abgefaßten Hirtenbrief auf zehn Jahre in's Staatsgefängniß von
Pinerolo gesperrt, der Bischof selbst aber verbannt wird. Der Bischof von Sdez,
bei dem die uerfafsungsinäßigen Priester in Ungnade stehen, muß schleunigst seine
Entlassung nehmen, während Gendarmen seinen ersten Rathgeber, den Abbö
Legallois, verhaften und nach Paris escortiren, wo er elf Tage lang im Unter-
suchungsgefängniß La Force in engerem Gewahrsam gehalten wird; dann auf
neun Monate in Vincennes eingekerkert, erleidet er dort einen Schlaganfall
und muß die Zeit bis zum Sturz Napoleons in einer Heilanstalt zubringen.
Der neue Herrscher schafft für die Zukunft ebenso Rath wie für die
Gegenwart und richtet durch den jetzigen Elerus den künftigen beizeiten ab.
Diesem Zwecke sollen die Seminare dienen. „Wir müssen," sagt er im
Februar 1804, „öffentliche Seminare schaffen, damit nicht, wie das bereits
in mehreren Departements der Fall, geheime entstehen ... Die Ausbildung

junger Priester darf nicht unwissenden Fanatikern überlassen werden . . .
Die katholischen Schulen bedürfen der Negierungsaufsicht." Jeder Bezirk
der Hauptstadt wird eine von: Staat unterhaltene „und von der Negierung
überwachte" katholische Schule haben. „Die Ernennung der Directoren und
Lehrer erfolgt durch den Ersten Consul;" es müssen dies „kenntnißreiche,
regierungsfreundliche, duldsame Männer" sein, und sie sollen nicht bloße
Theologie lehren, sondern mit dieser eine Art Philosophie und eine ehrbare
Weltlust verbinden." Die künftigen Pfarrer sollen als Führer von Laien
Kinder des neunzehnten Jahrhunderts sein; an die Stelle mönchischer Priester,
die sich nur mit dem Jenseits beschäftigen, müssen Leute treten, die sich
den« Diesseits anzupassen verstehen, ihrem Beruf mit Maß und Takt ob-
liegen, die gesetzliche Organisation der Kirche billigen, ihre andersgläubigen
Mitbürger nicht verdammen, treue Uuterthanen der bürgerlichen Gewalt
und nützliche Mitglieder der weltlichen Gesellschaft sind; sie seien fromme
Katholiken, aber keine ultramontanen Frömmler.
Damit dieses Ideal erreicht werde, kann kein Seminarist ohne Ge-
nehmigung der Negierung Subdiaconus werden, und alljährlich erhalten die
Bischöfe ihre nach Paris gesandten Eandidatenuerzeichnisse erheblich —
sehr oft unter das Maß des Unerläßlichen — zusammengestrichen zurück.
Vom Anfang an hat Napoleon in den „organischen Artikeln" alle Pfarren
nnd Verweserstellen den „auf Grund der Gesetze der constituirenden Ver-
sammlung vensionirten Geistlichen" vorbehalten. Einerseits erspart er dnrch
diese Verquickung von Pension und Gehalt dem Staatsschatz viel Geld,
anderseits zieht er die alten Priester den jungen bei weitein vor, denn viele
von jenen sind ihm als einstige „Verfassungsmäßige" dafür dankbar, daß
er sie aus Unterdrückung und Verbannung befreit hat. Ohnehin gallicanisch
gesinnt gewesen, lassen sie schon darum mit sich reden, weil sie dnrch ihre
langwierigen Leiden klüger geworden sind. Ueberdies ist er von der Ver-
gangenheit jedes einzelnen genau unterrichtet und kann daher auf feine
künftige Haltung schließen. Er tappt sonnt hinsichtlich ihrer nicht im
Dunkeln. Von den Personen der jungen Ordinanden dagegen weiß die
Negierung nicht das Geringste; sie sind ihr vollkommen unbekannt und haben
die Vermuthung gegen sich, die Hitzköpsigkeit der Jugend und demgemäß
vielleicht eine unbeugsame Ueberzeugung oder die Vorurtheile der Unerfahren-
heit zu besitzen. Eine je größere Anzahl von ihnen durch Einreihung in
die Priesterschaft vom Militärdienst befreit wird, desto mehr wahrscheinlich
schlechte Kirchenrekruten tauscht die Regierung gegen wahrscheinlich gute Armee-
retruten ein. Hat sie es nöthig, einen sicheren Diener zu verlieren, um eiueu
möglichen Gegner zu erhalten? So wird es begreiflich, daß Napoleon in den
fünfzehn Jahren feiner Herrschaft insgesammt nur 6000 Ordiuanden zuläßt:
jährlich 400, pro Diöcese 100, blos 6—7 pro Jahr und Diöcese, während
heutzutage, gegen Ende unseres Jahrhunderts, jährlich 1200—1700 Landidaten
ordinirt werden.

Durch seine Staatsschulgesetze bohrt er Laien-Oesfnnngen in das
clericale Gehege. Auch verschließt er den „verdächtigen" Priestern den
Zutritt zu den Kirchenwürden.*) Zur größeren Sicherheit verbietet er in
denjenigen Diöcesen, „deren Bischöfe nicht genehme Grundsätze haben," jedwede
Weihe, Ernennung, Beförderung oder Vergünstigung. Im Oktober 1811
schreibt er deni Kultusminister: „Alle Ihre die Bisthümer Saint-Nrieuc,
Bordeaux, Gent, Tournan, Troyes und Alpes-Maritimes betreffenden
Forderungen habe ich gestrichen . . . Ich wünsche, daß Sie mir für diese
Diöcesen weder Befreiungen rom Militärdienst, noch Stipendien- oder
Pfriindenbewilligungen, noch Ernennungen von Pfarrern vorschlagen. Be-
richten Sie mir über alle Diöcesen, die von einer solchen Sperre getroffen
zu werden verdienen."

Schließlich genügt ihm der Bossuet'sche Gallicanismus nicht mehr. Er
hat denselben im Seminar von Saint-Sulpice lehren lassen, dessen Leiter
Emery er hoher schätzte und lieber zu Rathe zog, als irgend einen anderen
französischen Priester. Da wird eines Tages ein unvorsichtiger Brief eines
Schülers aufgefangen und aus demselben geschlossen, daß der „Geist" der
Sulpicianer „schlecht" sei. Emern wird unverzüglich entlassen, und binnen
zwei Tagen werden neue Verwalter und ein anderer Director eingesetzt,
darunter aber auf Napoleons Befehl kein einziger Sulpicianer. „Treffen
Sie Anstalten," schreibt der Despot im October und November 1811, „daß
diese religiöse Verbindung aufgelöst werde. . . . ^ch mag am Pariser
Seminar keine Sulpicianer haben. . . . Theilen Sie mir mit, an welchen
Seminaren Sulpicianer wirken, damit ich sie aus denselben entferne."

Und daß die von ihren Lehrern irregeleiteten Seminarschüler sich's
ja nicht einfallen lassen, den ihnen beigebrachten, vom Staat verpönten
Lehren auf eigene /saust nachzuleben! Am allerwenigsten dürfen sie sich,
wie das ihre belgischen Genossen thun, in den Sinn kommen lassen, sich
gegen die Staatsgewalt aufzulehnen, um dem Papst und den Bischöfen zu
gehorchen. Aus Tournan werden sämmtliche Widerspenstigen, die über acht-
zehn Jahre alt sind, nach Magdeburg in die Festung abgeführt; aus Genf
wandern Alle, die zum Militärdienst untauglich oder zu jung sind, nach Sainte-
Pelagie, während man die übrigen ^3tt — darunter 4» Diacone und
Subdiacone — in eine Artilleriebrigade steckt und in die Sumpf- und
Fiebergegend von Wesel schickt, wo sehr bald ihrer fünfzig das Leben lassen.

Dem Abb6 d'Astros, der im Verdacht steht, vom Papst insgeheim einen
Brief empfangen zu haben, ertheilt Napoleon unter Drohungen die folgende

*) Ani N0 Juli 1808 ordnet der «aiser an (die betr. Mittheilimgen an den Kultus-
minister tonne» im „Briefwechsel Napoleons" nachgelesen werden), das; künftig Niemand
Pfarrer erster Klasse, Domherr, Generaloicar oder Bischof werden könne, ohne Baccalaureus,
Licentillt oder Toctor zu sein: „doch soll die Universität denjenigen Kandidaten, welche
ultramontan sind oder deren Richtung regierungsfeindlich ist, die Verleihung jedes Grades
verweigern können."

Warnung: „Ich erwarte, daß man sich zu den Freiheiten der anglikanischen Kirche bekenne; in: übrigen aber habe ich das Schwert an meiner Seite — hüten Sie sich!"

So ist es, — im Hintergrund aller seiner Schöpfungen bemerkt man das militärische Befehlen, die willkürliche Bestrafung, den physischen Zwang, den schlagbereiten Degen; unwillkürlich sieht unser Auge das plötzliche Blitzen der Klinge vorher, während unser Fleisch ein Vorgefühl des Eindringen? des kalten, harten Stahls empfindet.

Wie Napoleon mit der Kirche umgeht, pflegt man sonst nur in einem eroberten Lande zu verfahren. In Wirklichkeit befindet er sich in der Kirche in einen: eroberten Lande. Wie etwa Holland oder Westfalen, ist auch sie für ihn ein ursprünglich unabhängiges Gemeinwesen, das er sich mittels Vertrags angeeignet hat, das er seinem Reich einverleiben, aber nickt aufsaugen gekonnt und das unter allen Umständen etwas Getrenntes, Abgesondertes bleibt. Ein weltlicher Souverän, namentlich einer von seiner Beschaffenheit, der nur dem Namen nach Katholik, kaum ein Ehrist, höchstens — und auch das nur ab und zu, wenn es ihn: gerade paßt — ein Deist schlechtweg ist, kann in einer geistlichen Gesellschaft nie eine andere Rolle spielen als die eines fremden Fürsten nnd auswärtigen Lehnsherrn. Will er in einem derartigen Nebenland ein wirtlicher Herrscher werden und bleiben, so muß er fortwährend den Degen zeigen, mit dem Säbel rasseln, das Schwert schwingen, — allerdings ohne zu oft dreinzuhauen, denn es wäre unklug, die Klinge schartig zu machen. Um diese zu schonen, thut man am besten, aus der Verfassung des Nebenlandes Nutzen zu ziehen und es nicht „in eigener Regie", sondern mittelbar — gleichsam im Wege des Protectorats — zu regieren, zu welchem Zweck sich sehr gut die einheimischen Gewalten verwenden lassen, wenn man sie mit der nothwendigen Strenge zügelt.

In Gemäßheit der einheimischen Verfassung uun bilden die Leiter des katholischen Nebenlandes — alle von vornherein durch ein eigenthümliches, unverwischbares Wesen gekennzeichnet, alle tonsurirt und in schwarzen Kutten, alle lateinisch sprechend und unuerheirathet — zwei an Zahl und Rang ungleiche Klassen, deren eine Zehntausende von Pfarrern und Pfarroerwesern umfaßt, während die andere aus einigen Dutzend Prälaten besteht. Warum nicht sich dieser schon vorhandenen Hierarchie bedienen? Um dies besser thun zu können, empfiehlt es sich, die Zügel, an denen sie gehalten wird, recht straff anzuziehen, mit Hilfe des Papstes und des Episcopats den Gehorsam der niedrigen Geistlichkeit zu verstärken. Durch die Vorgesetzten können die Untergebenen beherrscht werden; es ist viel leichter, sechzig Bischöfe nnd Erzbischöfe zu lenken als vierzigtaufendVicare undPfarrer. Wozu die ehemalige Zuchtordnung wiederherstellen? In diesem Punkte braucht man weder gallikanisch zn sein noch an der alten Zeit zu hängen. Es wäre verfeblt,dem unteren

Clerus die Unabhängigkeit und Sicherheit wiederzugeben, deren er sich vor
1789 erfreute: den kirchenrechtlich gewährleisteten Schub gegen bischöfliche
Willkür, die Wettbewerbsprüfungen, die niit den theologischen Graden ver-
knüpften Rechte, die Besetzung der besten Stellen mit den tüchtigsten Männern,
die Berufung an das Diöcesangericht in Fällen von Ungnade, das pro-
tocollarische Verhör vor dein Officialrath, die Stetigkeit der Inhaberschaft
der Stellen und die damit verbundene Möglichkeit des Verwachsens mit
der Gemeinde auf Lebenszeit. Am 22. Mai 1804 sagt Napoleon im Staats-
rath: „Wir müssen die Zahl der unabsetzbaren Pfarrer thunlichst verringern
nnd dafür die der nach Belieben zu wechselnden Stellvertreter entsprechend
vermehren." Die letzteren kann man nicht nur beliebig versetzen, sondern
auch jeden Tag ohne alle Umstände und ohne eine Verufungsmöglichkeit
gänzlich entlassen. Von nun an giebt es nur noch viertausend unabsetzbare
Pfarrer, dagegen aber dreißigtausend sogen. „Succursalisten" (Filialkirch-
verweser), die lediglich eine Art Gehilfen sind und von der Willkür der
Bischöfe abhängen. Sie werden von jedem Bischof in seiner Diöcese er-
nannt oder abgesetzt. Sobald er Lust hat, kann er sie von den besten
Posten aus die schlechtesten, aus einer angenehmen Umgebung in das ent-
legenste, unwirthlichste Nest versetzen, wo es vielleicht weder ein Pfarr-
haus noch Nebeneinkünfte giebt. Er hat das Recht, ihnen das feste Gehalt
zu entziehen, das ihnen der Staat in Höhe von 500 Fr. pro Kopf und
Jahr aussetzt, sie aus der von der Gemeinde beigestellten Amtswohnung zu
treiben, sie aus dem geistlichen Stande zn stoßen, sie ohne Wegzehrung auf
die Straße zu werfen. Ein solcher Unglücklicher, der sein Brot verliert
und in Verruf geräth, steht dann der Laienwelt, deren Wesen er zu wenig
kennt, wie ein Landstreicher gegenüber — ohne Beruf, ohne Einkommen,
ohne Zukunft.

Derlei mag sich nicht sehr oft ereignen, aber es kann sich ereignen,
und angesichts der obwaltenden Verhältnisse muß es sich, wie wir sofort
seben werden, wenigstens manchmal ereignen. Alluierteljährlich weist der
Präsect auf Grund eines vom Bischof angefertigten Namensuerzeichnisses
den Filialkirchverwesern ihre Gehälter zur Auszahlung an. Im Arbeits-
zimmer des Präfecten, an dem Kamin, auf dessen Sims die Visitenkarten
aller hervorragenden Persönlichkeiten des Departements liegen, im Angesicht
der Büste des Kaisers pflegen die beiden bevollmächtigten und verantwort-
lichen Vertreter des Letzteren, die zwei überwachten Ueberwacher des Ver-
waltungsbezirke, unter vier Augen Rücksprache über die Geistlichkeit, die
ihnen untersteht. Von oben her in diesem Punkte, wie in allen übrigen,
kurz gehalten, sind sie wohl oder übel gezwungen, sich zu verständigen. Vor-
schriftsmäßig nothgedrungene, einander gegenseitig ergänzende Mitarbeiter zwecks
Aufrechterhaltnng der bestehenden Ordnung, gehen sie zusammen das Ver-
zeichnis? der „Succursalisten" durch. Stößt nun der Präsect auf einen
Namen, über dessen Träger er von dem betreffenden Bürgermeister oder

von der Gendarmerie oder der Polizei ungünstige Berichte empfangen hat, oder den er selber als „unbequem" oder „verdächtig" kennt, so legt er die Feder nieder und fordert den Bischof auf, den Betreffenden, je nach den Umständen, zu entlassen, zu entheben, zu versehen, zu degradiren oder ihm mindestens eine Drohrüge zu ertheilen; und der Bischof, den der Präfect sonst beim Minister anzeigen könnte, hütet sich, ihm die erbetene Gefälligkeit zu verweigern.

Einige Monate nach Abschluß des Eoncordats stirbt die Hofopern-tänzerin Ehameron. Bor der Rochuskirche angelangt, wird der Leichenzug abgewiesen, und der allzustrenge Pfarrer läßt die .«irchenthore schließen. Die sich ansammelnde Menge stößt Drohungen gegen den Priester aus, worauf ein Schauspieler die Menge beschwichtigt und der Sarg in die Kirche Iilles-Saint-Dhomas überführt wird, deren „vom wahren Geist des Evangeliums beseelter" Verweser den Trauergottesdienst abhält. Da solche Borfälle die öffentliche Ruhe stören und eine Lockerung der Berwaltungs-disciplin bekuuden, schreitet die Negierung ein uud setzt sich mit dem örtlichen Kirchenoberhaupt in Berbindung, worauf der Erste Eonsul in einem Artikel des „Moniteur" dem Clerus mit hochmüthiger Strenge eine Berwarnung ertheilt, indem er zeigt, welchen Gebrauch er ihm gegenüber von den Prä-laten zu machen weiß: „Der Erzbischof von Paris hat den Pfarrer der Nochuskirche auf drei Monate suspendirt, um ihn, Zeit zum Nachdenken darüber zu lassen, daß Christus uns befohlen hat, selbst für unsere Feinde zu beten. Zn seiner Muße wird er sich seiner Pflichten erinnern und er-kennen, daß abergläubische Praktiken wie die seinigen, welche durch ihre Albernheit die Religion entwürdigen, durch das Eoncordat und das Gesetz vom 18. Germinal verboten worden sind." Naturgemäß werden nunmehr alle Pfarrer und Berweser vorsichtig, gefügig nnd ängstlich sein.

Selbst ihre Bnrgcsetzten werden nicht umhin können, es zu weiden. Ans feine Diöcese verwiesen, ist jeder Prälat zur ^solirung venirtheilt; sein Briefwechsel wird überwacht; mit dem Papst kann er nur durch die Bermittelung des Eultusministers verkehren und mit seinen eigenen Amts-brüdern darf er sich nicht in's Einvernehmen setzen. Es finden keine all-gemeinen geistlichen Bersammlimgen, keine hauptstädtischen Berathungen, keine jährlichen Simoden mehr statt. Die französische Staatskirche ha! auf-gehört, eine Körperschaft zu sein; ihre Glieder siud von einander und von ihrem römischen Haupt losgelöst. Gleich dem Präfecten in seinem Amts-bezirk gewissermaßen internirt, ist der Bischof eigentlich nur eine Art geist-lichen Präfects. Zwar ist seine Stellung eine minder unsichere als die des Departemcntalpräfecten, denn er darf nicht mittels Erlasses abgesetzt werden; aber man kann ihn moralisch zum Demissioniren zwingen, und darum wird auch seine erste Sorge fein, in Paris nicht mißliebig zu werden, und seine zweite, sich dort beliebt zu machen. Beim Minister und beim Kaiser gut angeschrieben zu bleiben, liegt nicht nur in seinem persön-

lichen Interesse, sondern auch in dem seiner Amtsthätigkeit und in dein
der Förderung des Katholicismus. Nur wenn er Gehorsam, Eifer oder
— noch besser — Ergebenheit an den Tag legt, wird er per8ona Fi-aw
sein, und nur als solche kann er den Seminarschülern Stipendien verschaffen,
seine Candidaten zu Professoren und Directoren des Seminars ernannt
sehen, die Bestätigung seiner Doniherren, Pfarrer und Trdinanden erlangen,
die Befreiung seiner Tubdiacone vom Militärdienst sowie die Errichtung
und Erhaltung von Hilfskirchen in seiner Diöcese durchsehen oder seinen
ärmeren Pfarrsvrengeln einen Priester und mit ihm den schwer entbehrten
Gottesdienst wiedergeben.

Uebrigens sind die Bischöfe selbst ja auch nur Menschen, und wenn
Napoleon sie auserlesen hat, so ist es mit gutem Vorbedacht geschehen; er
wein sehr wohl, daß sie sich von menschlichen Beweggründen leiten lassen,
nicht übermäßig streng seien und ein zugängliches Gewissen haben. Leute
mit „muthmaßlicher Gefügigkeit des Charakters und Anhänglichkeit an die
Perfon und das System" des Meisters haben bei diesem stets am ineisten
gegolten. Auch hat er ihre kleinen Schwächen und Bedürfnisse in Rechnung
gezogen: ihre Eitelkeit, ihre Nepräsentationslust, ihre kostspieligen Gewohn-
heiten, ihre Sucht nach Vorrang, Titeln, Geld, Beförderung und Ansehen,
ihren Ehrgeiz, ihren Wunsch, Verwandte oder Schützlinge unterzubringen.
Alle Blößen, die sie sich ihm gegenüber in einer oder der andern dieser
Richtungen gegeben, macht er sich erfolgreich zu Nutze. Mit Ausnahme
einiger Heiliger, die er aus Versehen zu Prälaten gemacht hat — d'Aviau^),
Dessolles und zwei andere — befriedigt es seine Bischöfe, Barone zu werden,
und seine Erzbischöfe, in den Grafenstand aufzurücken. Sie beglückwünschten
sich zu jeder Beförderung in der Ehrenlegion und diejenigen, welche Mit-
glieder des Senats oder des Gefetzgebenden Körpers werden, lobpreisen die
neue Ordnung der Dinge ob der Ehren und Würden, die dieselben auf sie
häuft. Mehrere empfangen für geheime Dienste insgeheim Belohnungen
— namentlich größere Beträge in klingender Münze.

Im Allgemeinen erweist sich Napoleons Rechnung als richtig, denn von
den achtzig französischen und italienischen Prälaten sind sechsundsechzig —
viele wahrscheinlich nicht ohne Zögern uud Gewissensbisse — seinen „welt-
lichen Einflüssen" zugänglich geworden, geben seinen Lockungen oder Drohungen
nach und sind bereit, sich auch in geistlichen Dingen seine Herrschaft ge-
fallen zu lassen. Ueberdies hat er unter diesen, der Mehrheit nach ganz
ehrenhaften und fast durchweg „correcten" oder mindestens „anständigen"
Würdenträgern einige mit ausgesprochenem Knechtssinn gefunden, gewissen-

*) Am 11. Juli 1811 befiehlt er, den Erzbischof ron Bordeaux, d'Aviau, wegen
seiner Opposition (auf der Xiichenveisammlung) verhaften zu lassen. Hiergegen erhebt
sogar der Iustizminister Savary Einwendungen: „Sirc, an Herrn d'Aviau dürfen wir
nicht rühren, wenn wir nicht alle Welt gegen uns haben wollen." (T'Haussonville „Die
römische Kirche unter dem ersten Kaiserthum".)

lose Personen, die zu Allein zu haben sind, Leute, wie ein Willkürherrscher sie sich nicht „besser" wünschen kann. Hierher gehören: die Vischöfe Bernier und de Pancemont, die für die niedrige Rolle, welche sie bei den Concordatsuerhcmdlungen gespiel! haben, WMO bezw. 50M0 Fr, betonunen; der habgierige, geineine Euniker Malirp, Erzbischof von Paris; der ränkesüchtige, ungläubige Miethling de Pradt, Erzbischof von Mecheln; der vor der Staatsgemalt auf den Knieen liegende Bischof Rousseau von Orleans, ein alter Dummkopf, der in einem Hirtenbrief erklärt, daß der Papst sich in seinem Gefängnis; zu Eavona derselben Freiheit erfreue wie auf seiuem römischen Thron.

Um sich ein möglichst geschmeidiges Episeopat zu sicher«, hat Napoleon seit 1WN seine Prälaten mit Vorliebe den alten Adelsfamilien entnommen, denn diese sind noch von den Versauter Zeiten her gewohnt, die Bischofswürde als ein Geschenk des Fürsten — nicht des Papstes —, als eine ihren jüngeren Sühnen vorbehaltene weltliche Gunst zu betrachten, als einen Gnadenbeweis für Höflinge, an den nur die Bedingung geknüpft sei, das; der Beförderte auch in der Mitra ein Höfling bleibe. Künftig werden fast alle seine bischöflichen Rekruten „Leute alten Schlages" sein, denn er meint, das; „nur sie gut zu dienen verstehen."

VI.

Schon im ersten Jahre übertrifft der Erfolg die gehegten Erwartungen, und Ende 1802 sagt der erste Eunsul zu Roederer: „Sehen Sie einmal, wie die Geistlichkeit, ohne es gewollt oder vorher gewußt zu haben, der Negierung täglich ergebener wird. Haben Sie den Hirtenbrief des Ürzbischofs Boisgelin von Tours gelesen? Er bemerkt darin, das; die jetzige Regierung die einzige legitime ist, das; Gott, wenn es ihm gefällt, die Könige und die Throne beseitigt und daß er diejenigen Staatslenker billigt, welche von den Vollem vorgezogen werden. Das hätten nicht einmal Sie besser ausdrücken können." Aber es wird noch weit besser ausgedrückt werden, und zwar nicht nur in Hirtenbriefen, sondern sogar im Katechismus, der wichtigsten, geistlichen Verüffentlichnng, dessen von allen katholischen Kindern auswendig gelernter Inhalt im Gedächtnis; derselben haften bleibt. Der Nossuet'sche Katechismus ist gewiß recht „gut", aber er verträgt immerhi» Verbesserungen; es giebt nichts, was sich nicht dnrch die Zeit, durch Nachdenken und durch Beamteneifer vervollkommnen ließe. Vossuet schärft den Kindern ein, „alle Vorgesetzten, Geistliche, Könige, Obrigkeiten ... zu achten." Wie jedoch Portalis im Februar 18W dem Kaiser berichtet, „genügen solche Allgemeinheiten nicht mehr, denn sie lenken die Unterwürfigkeit der Unterthanen nicht auf das eigentliche Ziel ... das Gewissen der Völler muß mit der erhabenen Person Eurer Majestät verknüpft werden." Man »ins; den Kern der Sache genauer hervorheben; es ist nothwendig, Namen zu nennen. Darum spricht der kaiserliche Katechismus viel deutlicher als der alte: „Insbesondere schulden

wir unserem Kaiser, Napoleon I, Liebe, Achtung, Gehorsam, Treue, Militär-
dienst und die zur Erhaltung und Vertheidigung von Reich und Thron er-
forderlichen Steuern, . . . denn ihn hat Gott unter schwierigen Verhältnissen
erstehen lassen, damit er den öffentlichen Gottesdienst und die heilige Religion
unsrer Väter wiederherstelle und beschütze."
Während diese Worte, als wären sie ein neuer Glaubensartikel, ein
Gebot Gottes und der Kirche, uon sämmtlichen Kindern des Reichs nach der
Vesper in Gegenwart des Pfarrers oder Vicars mit hellen Stimmchen her-
gesagt werden, erläutert der Ofstciant dieselben mit tiefer Stimme beim
Morgen- oder Abendgottesdienst von der Kanzel herab, indem er auf höhere
Weisung zu Gunsten der Eonscription predigt — widrigen Falls er als
ein widerspenstiger Sünder betrachtet würde — die Armeeberichte verliest und
von den neuesten Siegen erzählt. Auf Befehl liest er auch den letzten
Hirtenbrief seines Bischofs vor — ein von der Polizei genehmigtes, in-
spirirtes und „verbessertes" Schriftstück. Abgesehen davon, daß die Bischöfe
alle ihre Hirtenbriefe und öffentlichen Weisungen der Eensur unterbreiten
müssen und nur durch die Präfecturpressen drucken lassen dürfen, hält die
Eultusverwaltung es zu größerer Vorsicht auch noch für nöthig, ihnen fort-
während anzudeuten, was sie darin fagen sollten.
Vor Allem haben sie den Kaiser zu loben, — in welcher Weise, bleibt
ihnen überlassen. Tic Wahl der passendsten Ausdrücke, die Vermeidung
von Taktlosigkeiten und Unschicklichkeiten ist um so schwieriger, da es sich darum
handelt, nicht als ein bloßes Sprachrohr, als ein von der Regierung am
Schnürchen gezogenes Hampelmännchen zu erscheinen; auch darf man's nicht
so machen, daß man zu der Klage Anlaß giebt, man mische sich in die
Politik. Einmal sagt der Polizeipräfect Mal zu einem neuen Bischof:
„Sie müssen in ^hren Hirtenbriefen den Kaiser mehr loben."
„Geben Sie mir doch einen Maßstab dafür."
„Einen solchen weiß ich selber nicht."
Ta das Maß unbestimmt bleibt, ist es offenbar gerathen, dasselbe
recht groß zu nehmen. Was alles Uebrige betrifft, so entsteht bei den
Nischöfen keine Verlegenheit, denn in Paris wird jeder Anlaß ergriffen, um
ihnen fertige Skizzen ihres nächsten Hirtenbriefes zuzuschicken — die Gitter-
leinwand, deren leergebliebene Felder sie mit den banalen Nlumeu ihrer
geistlichen Schulaufgabe aussticken können. Selbstverständlich richtet sich der
Eanevas nach ilrt und Zeit. In der Vendüe und im Westen müssen
die Prälaten „die häßlichen Ränke der treulosen Söhne Albions" brand-
marken und den Gläubigen die Verfolgung der irischen Katholiken durch
England schildern. Handelt es sich um Rußland als Feind, so soll der
Hirtenbrief daran erinnern, daß die Unterthanen des Zars Schismatiker
sind und die Oberhoheit des Papstes nicht anerkennen. Tn die Vischöfe
Reichsbeamte sind, gehören ihre Worte und Handlungen dem Kaiser, der
sich das Recht zuschreibt, von ihnen gegen alle Feinde, Widersacher, Rebellen

und Nebenbuhler Gebrauch zu machen — gegen die Bourbonen, die widerspenstigen Militärpflichtigen, die Engländer, die Russen und schließlich sogar gegen den Papst.

Ter Feldzug wider den Heiligen Vater ist sein letztes und entscheidendes Würfelspiel in kirchlicher Hinsicht, wie sein Feldzug gegen Rußland es in politisch-militärischer Beziehung ist. Wie er gegen den Zar alle politischen und militärischen Kräfte seines Europa — Oesterreich, Preußen, Rheinbund, Holland, Schweiz, Italien, Neapel, Spanien — in Bewegung setzt, so zwingt er alle geistlichen Gewalten seines Reiches zum Zusammenwirken gegen den Bischof von Rom. Er läßt eine Versammlung der achtzig verfügbaren Prälaten Frankreichs und Italiens einberufen und unternimmt es, sie in Zucht zu halten, sie in Marschordnung zu bringen. Ein ganzer Band wäre nothig zur Schilderung der Art und Weise, wie er hierbei verfährt. Er fetzt alle Hebel in Bewegung und macht alle erdenklichen Einflüsse geltend: theologische und canonische Gründe, gallicanische Erinnerungen, den Groll der Iansenisten, Beredtsamkeit, Sophismen, Ränke bei geschlossenen Thüren, öffentliche Auftritte, private Bitten, allerlei Einfchüchterungen, wirksame Strenge. Dreizehn Eardinäle werden verbannt und der Abzeichen ihrer Würde beraubt, zwei andere in Vincennes eingesperrt, neunzehn italienische Bischöfe unter Escorte nach Frankreich gebracht, zweihundert italienifche Priester aus Parma, Piaceuza und anderen Städten auf Eorsica internirt, alle franzosischen Mönchskloster aufgehoben, drei am Eoncil teilnehmende Bischöfe bei Tagesgrauen aus dem Nett geholt; verhaftet und in engeres Gewahrsam gebracht, werden diese Bischöfe gezwungen, ihre Entlassung zu nehmen und sich schriftlich zu verpflichten, auf jeden Briefwechsel mit ihren Diöcesen zu verzichten. Ihre Anhänger werden in ihren Diöcesen verhaftet, die Genter Seminarschüler in die Armee gesteckt und in den Krieg geschickt, einige Genter Professoren, sowie die Domherren von Tournay und andere belgische Priester auf den Schlössern Bouillon, Ham und Pierre-ClMel eingesperrt. Schließlich wird das Eoncil plötzlich aufgelöst, weil Bedenken es plagen, weil es nicht allen Pressionen nachgiebt, weil seine Masse es widerstandskräftig macht, weil Menschen, die dicht beisammen stehen, sich länger aufrecht erhalten können. „Unser Wein," sagt der Eardinal Maury, „ist in: Faß uicht gut befunden worden; Sie werden sehen, daß er in der Flasche besser sein wird." Ehe man ihn auf Flafchen zieht, filtrirt und klärt man ihn und entzieht ihm die schlechten Zusätze, die ihn zum Gichren gebracht haben. Einige der Opponenten sind im Gefängniß, mehrere andere haben sich in ihre Diöcesen zurückgezogen. Die übrigen werden wieder nach Paris gebracht und einzeln der Reihe nach geschickt bearbeitet — im Arbeitszimmer des Eultusmiuisters und unter vier Augen — bis schließlich Alle, Einer nach dem Andern, die Zustimmungserklärung unterschrieben haben. Jetzt wird die Kirchenversammlung gesäubert und abgekartet, von Neuem einberufen, um in einer einzigen Sitzung die nöthige

Abstimmung zu erledigen. Ein Rest von Scham veranlaßt sie, zum Schein
eine aufschiebende Klausel („Eine aus sechs Bischöfen bestehende Abordnung
wird sich zu seiner Heiligkeit begeben, um die Zustimmung zu diesem Teeret
zu erbitten") beizufügen, aber sie beeilt sich, das anbefohlene Teeret zu
uotiren. Tiefes Eviscovat gleicht einem fremden Regiment, das durch
Kolbenstoße gezwungen wird, wider Willen gegen seinen legitinien Fürsten
Zu marschiren; es möchte gern daheim bleiben oder wenigstens nur in die
Luft schießen, aber schließlich muß es marschiren, muß es vorschriftsmäßig
fchießen.

Was den Papst selbst betrifft, fo bearbeitet Napoleon ihn ebenfalls
eifrig, und zwar nnt fouiel Geschick wie Nohheit. Er hat sich darauf, wie
auf den russischen Feldzug, von langer Hand vorbereitet. Anfänglich handelte
es sich um ein Bündnih, und er gestand dem Papst, wie dein Zar, große
Vortheile zu, die ihnen nach seinem Sturz verbleiben werden. Aber diese
Zugeständnisse machte er mit einem Hintergedanken — in der Absicht, das
geschlossene Nündniß derart auszubeuten, daß der unabhängige Herrscher,
den er als Seinesgleichen anerkannt hat, sich in seinen Untergebenen und
sein Werkzeug verwandeln solle. Taher der Bruch und der Krieg nnt dem
Kaiser von Rußland. Bei seine:» Anmarsch gegen den Papst erweist er
sich als ausgezeichneter Stratege. Er hat im Voraus das ganze kirchliche
Gebiet sondirt, den Zielpunkt gewählt und alle verfügbaren Kräfte etappen-
weise zum Mittelpunkt des Zusammentreffens geleitet, an welchem ein ent-
scheidender Sieg erfochten werden, die Herrschaft sich endgiltig festsetzen wird
und von dem die Eroberung sich weiter ausbreiten kann. Er hat List und
Gewalt, Versuchung und Einschüchterung theils gleichzeitig, theils hinterein-
ander angewendet, auf die Ermüdung, Angst und Verzweiflung des Gegners
speculirt, dem drohenden Rollen den plötzlichen Blitz und die heftigsten
Donnerschläge folgen lassen. Im tiefsten Frieden ist er in den Kirchenstaat
eingefallen, um unversehens Rom militärisch zu besetzen nnd den Papst im
Quirinal zu belagern. Nach Ablauf eines Jahres wird der Quirinal durch
einen nächtlichen Handstreich genommen, der Papst per Post nach Sauona
gebracht, dort als Staatsgefangener beinahe wie ein Zellenhäftling behandelt,
von den Bitten des gewandten Präfecten bestürmt, von den Ränken der zu
ihm entsandten Bischöfe und des gekauften Arztes geplagt, der ihn aus-
spionirt*). Gegenüber den einander ablösenden Intriganten mit seinem
Gewissen allein und moralischen Foltern ausgesetzt, die ebenso raffinirt und

*) Vgl. bei d' Haussonville (IV. Band) die Briefe des Präfecten de Chabrol, die
Erzählung des Dr. Claraz und die im „Briefwechsel" fehlenden einschlägigen Briefe
Napoleons. Aus diesen Quellen geht hervor, dah der Bischof von Saoona L000 Fr.,
der Leibarzt des Papstes, Porta, 12,000 Fr. erhielt. Ter Präfect schreibt: „vi. Porta
scheint geneigt, uns nach Kräften zu dienen . . . Wir thun unser Möglichstes, den Papst
umzustimmen — theils durch die Personen, die mit ihm uerlehren, theils durch alle anderen
Mittel, die uns zu Gebote stehen."

peinvoll sind wie die ehemalige leibliche Tortur und ebenfalls immer mehr verstärkt werden, verliert er den Kopf, fühlt feine Kräfte fchwindeu, „schläft und spricht fast nicht mehr" und geräth an den Rand „des Wahnsinns". Nachdem der unglückliche Greis die Krise überwunden, quält man ihn von Neuem uud entführt ihn fchliehlich nach dreijährigen: Abwarten nochmals nächtlicherweise. Insgeheim und incognito wird der Kranke unbarmherzig, ohne Aufenthalt — mit Ausnahme einer einmaligen kurzen Rast in dein schneeumgebenen Mont Eenis-Hospiz, wo er beinahe stirbt — und von seinen Leiden ganz gebrochen, zu Wageu nach Fontainebleau gebracht, wo er halbtodt ankommt. Dort will der Kaiser ihn zur Hand haben, um ihn in eigener Person bequem bearbeiten zu tonnen. Später (1816 auf Sanct Helena) wird Napoleon felber von ihni fagen: „Er ist wirklich ein Lamm, ein guter Mensch, ein wahrer Biedermann, den ich schätze, den ich sehr liebe."
Der rücksichtsvolle Eorse rechnet darauf, daß eine unvorbereitete Zusammenkunft mit ihm, dein Gefürchteten, dieses sanfte, treuherzige, empfindsame Gemüt!) wirksam beeinflussen werde. Und er täuscht sich hierin nicht. Pius VII., der nie gewußt hat, was Groll ist, läßt sich von seinen Zärtlichkeiten und seinem Ton kindlicher Ehrerbietung rühren, von seiner ruhmumflosfenen, genialen Persönlichkeit imponireu, von seiuem Prestige und seiner Eouversation blenden. Ist doch der Kaiser ein so unerschöpflicher Dialektiker, eiu fo liebenswürdiger und dabei so gebieterischer Gesprächsführer, ein so beredter Sophist und unwiderstehlicher Zauberer, das; er sicher sein kann, jede» Menschen, den» er persönlich gegenüber tritt, zu eroberu und zu beherrschen! Niemand gleicht ihn« in der Kunst, seine Worte den Umständen anzupassen, zwischen Anmnth und Pathos, zwischen Tragik und Heiterkeit abzuwechseln. Kein Wunder denn, daß er den Papst schon nach sechs Tagen umstimmt. Was er aus der Ferne mit allem Zwang nicht erreichen gekonnt, gelingt ihm an Ort und Stelle durch Ueberreduug — Pius unterschreibt das neue Eoncordat. Er unterschreibt es in gutem Glaubeu, uicht ahnend, daß ihm nach seiner Befreiung die Schuppen von den Augen fallen werden, daß er, sobald seine Cardinäle ihn über die politische Lage aufklären, Gewissensbisse bekommen, sich reuevoll öffentlich selber anklagen und nach zwei Monaten sogar seine Unterschrift zurückziehen wird.
Schon nach zwei Monaten! Napoleons Triumph ist also von ebenso kurzer Dauer wie seine übrigen Triumphe in den Jahren 1812 und 1813. Die Früchte der Mrchenuersammlung von 1811 und des Eoncordats von 1813 sind ebenso ephemer wie die seiner großen Siege an der Moskwa, bei Lützen, Bautzen nnd Dresden. Trotz der Bedeutung seines Genies, der Beharrlichkeit seines Willens nnd des Gelingens seiner Angriffe kann er im Kampfe gegen die Völker wie die Kirchen nur vorübergehende Erfolge erzielen. Die großen geschichtlichen und sittlichen Gewalten entwinden sich seinen Krallen; er mag sie noch so sehr unterdrücken, sie richten sich unter

den Schlägen seiner Hand wieder auf. Wie in jeder anderen Beziehung,
bleiben auch hinsichtlich des Katholicismus seine Anstrengungen vergeblich;
noch mehr: sie erzielen geradezu das Gegentheil von dem, was er anstrebt.
Ttlltt den Papst zu unterjochen, verhilft er ihm zur Allmacht; statt bei der
französischen Geistlichkeit den Geist des Gallicanismus zu kräftigen, zieht er
in ihr den Geist des Ultramontanismus groß. Mit beispielloser Willens-
kraft und Zähigkeit, mit Aufbietung feiner ganzen Riefenmacht, nnt unab-
lässiger und planmäßiger Anwendung der verschiedenartigsten Mittel hat er
fünfzehn Jahre lang an der Lösung des Knotens der katholischen Hierarchie
gearbeitet, ohne daß er etwas anderes erreicht hätte, als dessen Festerknüpfung.

Musikalische Festtage in Gotha.

von

Pm,l Lindau.

— Dresden. —

ie letzte Woche des Juli hatte in Gotha, von dein als «unststätte
in unseren Tagen nur vorübergehend die Rede gewesen ist, eim
ungewöhnlich starke Anzahl ausgezeichneter Tonkünstler aus allen
Theilen Deutschlands, von der Spree und Donau, von der Elbe und Isar,
vereinigt: erste Eapellmeister, vielgenannte Sänger und Sängerinnen, weniger
genannte, aber darum nicht weniger bedeutende Instrumentalmusiker, mit
dem unausbleiblichen Gefolge von Bühnenleitern, Musikverlegern, Agenten
und dem großen Trost der Musikfreunde. Das sonst so stille Städtchen
hatte durch diese Pereinigung „edler Fremden" eine ganz veränderte Physio-
gnomie angenommen. Von Weitem gesehen mochte eo an ein erlauchtem
Vorbild erinnern. So hat man denn auch das Gotha der jüngsten Tage
als ein Klein-Bayreuth, das seine Leute bildet, loben können. Das von
der localen Publicität angewandte sprachliche Bild darf indessen nicht allzu
genau genominen werden, denn der gewaltige Unterschied zwischen dem
Charakter von Bayreuth und der gelegentlichen Laune von Gotha springt
Jedermann in die Augen.

Bayreuth hatte sich eine der machtvollsten Persönlichkeiten, welche die
Kunst überhaupt aufzuweiseu hat — hatte sich Richard Wagner dazu aus-
ersehen, um das inhaltvollste und bedeutsamste Werk seines künstlerischen
Schaffens, das abschließende Werk seines Lebens der gesammten musikalischen
Welt zugänglich zu machen. Da war die Kritik des Urtheils von vorn-
herein nahezu enthoben. Sie hatte kaum eine andere Aufgabe, als zu
analysiren, zu interpretiren, zu constatiren. Die Entscheidung über den

Werth des Kunstwerkes war schon gefällt, ehe noch die ersten Bretter des Festspielhauses gefügt worden waren. Wagner wollte vielmehr allen Skeptikern zum Trotz vornehmlich den Nachweis führen, daß sein Riesenwerk nicht blos in einzelnen Theilen, sondern in seiner Gesammtheit mit den scenischen Mitteln unserer Technil bühnenmöglich sei, daß es im instrumentalen, wie im vocalen Theile, wie endlich auch in Allem, was zum Bühnenbild«: gehört, zu Gehör und Anschauung gebracht werden könne — in einer Aufführung, die der Vollkommenheit so nahe käme, wie es eben menschenmöglich ist. Um das zu erweisen, hatte sich Wagner in der That sein eigenes Theater schaffen müssen. Nicht durch theoretische Discussionen war die Frage der Ausführbarkeit der „Nibelungen" zum Abschluß zu bringen; das praktische Beispiel sollte lehren, daß die Schwierigkeiten, die von den Leitern der gewöhnlichen Bühnen bis dahin als unüberwindliche angesehen wurden, sehr wohl zu besiegen waren. Auf diese Unterweisung legte Wagner selbst den größten Werth. Sein Schlußwort: „Sie haben gesehen, was wir können!" spricht es deutlich aus. Ohne Bayreuth wären die „Nibelungen" voraussichtlich auch heute noch nur der verschwindend kleinen auserwählten Zahl gelehrter Fachleute vertraut geworden, und die Allgemeinheit würde auf guten Glauben haben hinnehnien müssen, was sie jetzt von den „Nibelungen" weiß. Bayreuth war eine künstlerische Nothwendigkeit im weitesten Sinne des Wortes.

Uni das sehr interessante und, wie ich gleich von vornherein bemerken will, in seiner Ausführung vollkommen gelungene künstlerische Unternehmen in Gotha ist es denn doch ein wcnig anders bestellt.

Da mag so Mancher, der der Sache nicht blos nicht feindselig, fondern sogar wirklich sympathisch gegenübcrlritt, auch nach Abschluß der musikalischen Festtage an den bekannten Vers gedacht haben, der ihm schon auf der Zunge geschwebt hat, als er die erste Kunde von dem Beginnen erhielt: „Der Jüngling sieht den Grund nicht ein." Eine künstlerische Nöthigung lag gewiß nicht vor. Aber 5nperl1ua non uoosut! Und das Ueberflüfsige, wenn es an sich liebenswürdig und anregend ist, schadet nicht nur nichts, es kann unter Uniständen auch, wie Voltaire sagt, sogar etwas sehr Notwendiges sein.

Herzog Ernst von Coburg-Gotha ist ein leidenschaftlicher Freund der Musik. Er hat selbst componirt und Werke in größtem Format geschaffen, unter denen die beiden auf vielen Bühnen aufgeführten Opern „Santa Lhiara" und „Diana von Solange" die bekanntesten sind. In dem verschönenden und verklärenden Lichte, mit dem die Erinnerung im Alter die Ereignisse aus der holden Jugendzeit umspielt, haben sich ihm ohne Zweifel so manche musikalische Werke vergegenwärtigt, die, vom Besen der Zeit von der Bühne weggefegt, unserm Geschlechte kaum noch dem Namen nach bekannt sind und die ihm ehedem doch so viel Vergnügen und Genuß bereitet hatten. Haben sie den frühen Tod verdient?

Ter Gegensatz zwischen dein Verschollenen der Vergangenheit und dem lauten Schall der Gegenwart, der epochemachende Vorgang in der dramatischen Musik der jüngsten Tage, der geradezu unerhörte Erfolg Mascagnis hat ihm zu denken gegeben. Da ist in Italien durch das Bemühen eines ungewöhnlich geschickten musikalischen Unternehmers, der sich auf die Reclmne versteht wie kein Zweiter, aus dunkler Unbctanntheit ganz plötzlich ein junger Musiker in das grellste Licht gezerrt worden; da hat ein heißblütiges Werk von brutaler Knappheit und »nächtiger Eindringlichkeit eine in der Kunstgeschichte wohl noch nicht dagewesene Wirbmg erzielt. Mit der wohlfeilen Erklärung, daß dieser unerhörte Erfolg dem blos zufälligen Zusammenwirken günstiger Umstände zuzuschreiben sei, ist wenig gesagt. Das Werk des jungen Italieners mußte vielmehr unzweifelhaft Eigenfchaften besitzen, die den Erfolg rechtfertigen. Mascagni hatte in der That das rechte Wort zur rechten Zeit gefunden.

Sollte es nun nicht auch einem dentfchcn Künstler gegönnt sein, in einer gesegneten Stunde echter Eingebung etwas zu schaffen, das dem gälnenden, wenn auch vielleicht gar nicht bewußten Verlangen, aus der bloßen Nachtreterei des unerreichbaren Vayreuther Vorgängers herauszukommen, ergreifenden Ausdruck gäbe? Wäre der Augenblick nicht gekommen, um ein Werk zu zeitigen, das wie das Mascagni'fche etwas Neues und Packendes brächte und dabei von der deutscheu Eigenart gerade so durchtränkt wäre wie jenes von der italienischen?

Das sind wohl die Fragen gewesen, die sich der kunstfreudige Fürst in der Erinnerung an die Vergangenheit und in der Betrachtung der Gegenwart vorgelegt haben mag, und darauf hat er mit dem Musikfeste in Gotha die Antwort geben wollen, Ob diese Antwort befriedigend ausgefallen ist oder nicht, jedenfalls hat der vorbereitende und leitende Ausschuß, dessen eigentliche Seele Freiherr von Hartogensis war, die ganze Sache mit Umsicht und Geschick angefaßt und durchgeführt. Die Herreu Felir Lüpschütz, der künftige Tirector des „Berliner Theaters", und August Harlacher vom Karlsruher Hoftheater haben sich in die Arbeit der Negie getheilt.

Taß für solche künstlerische Unternehmungen die unruhige Großstadt nicht taugt, hat Richard Wagner schon ganz richtig erkannt und es auch ausgesprochen. Tns stille, bequem gelegene Gotha war ein ganz geschickt gewählter Ort der Handlung. Ta spürte man wenig vom Rauschen der bewegten Welt. Aller Interesse war ganz ausschließlich auf die alten und neuen Opern, auf die Tondichter, Eapellmcister und Künstler gerichtet. Keine zerstreuende Nebensächlichkeit lenkte die herbeigeeilten Gäste von der Sache, nm die es sich handelte, ab.

Vor Kurzem hat Fürst Bismarck an eine Tepntation ans Lippe eine sehr geistvolle und interessante Ansprache gehalten, die man wohl Ziemlich

richtig als einen Lobgesang auf den Segen der Kleinstaaterei, ja sogar der Kleinststaaterei bezeichnen könnte. Anderen möge es überlassen bleiben, mit dem Fürsten Nismarck politisch zu debattiren. Mit der Politik haben wir hier zum Glück nichts zu schaffen. Von, künstlerischen Standpunkte aus aber hat Fürst Bismarck vollkommen Recht. Unsere mittleren und kleinen staatlichen Selbstständigkeiten sind für die deutsche Kunst eine unberechenbare Wohlthat gewesen und sind es noch bis auf den heutigen Tag. Es ist kaum nöthig, Beispiele dafür anzuführen. Was hat das tleiue Meiningen für die deutsche Nühnenkunst gethan! Was Weimar mit seiner ersten Aufführung des „Tristan" und dem jedenfalls respectablen Versuch, den Gesammt-Fcmst darzustellen. Und Schwerin, das zuerst deu glänzenden sieghaften Beweis erbracht hat, wie mit den befcheidenen Mitteln eines kleinen Theaters ein Werk von den ungeheuren Ansprüchen der „Walküre" zu mächtigster Wirkung gebracht weiden kann!

Und es ist nicht einmal nöthig, besonders glänzende Ausnahmefälle zn citiren. Wer die ^pern- und Schaufpielaufführungen, die winterlichen Abonnements-Eoncerte, die in den anspruchslose« Museen vereinigten Kunstschähe in unseren mittleren, kleineren und kleinsten Residenzen kennt, muß sich ohne Weiteres selbst sagen, welche Culturarbeit diese über unser ganzes Vaterland zerstreuten Eentren der gebenedeiten Kleinstaaterei bei nns verrichtet haben. Unserer kleinstaatlichen Tecentralisation haben wir es vor Allein zu danken, das; wir ohne Anmaßung und Ueberhebung fngen dürfen: in der Nefonderheit, das Tüchtige und Schöne in der Lichtung, Musik Malerei und Vildnerei aus der immerhin engen Vezirkung der Hauptstadt heraus auf so und soviel andere Kreise, deren Peripherien sich schneiden, zu übertragen — in der Popularisirnng der Kunstwerke nehmen wir unter allen Eulturstaateu die erste Stelle ein. Frankreich hat sein Paris, und damit fertig! In künstlerifcher Beziehung und besonders in Beziehung auf das Theater, um das wir uns ja hier in erster Linie zu kümmern haben, spielen felbst die mächtigsten und reichsten Städte unseres Nachbarlandes neben Paris gar keine Rolle. Auch Marseille, Lyon, Bordeaux u. f. w. sind eben „Provinz", und das Wort wird in Paris nie anders als mit unverhohlener Geringschätzung ausgesprochen. Ganz ähnlich liegen die Tinge in England, wo neben dem ungeheuren London kaum noch von irgend einer andern Stadt die Rede sein kann, wenn es sich um das Theater handelt. In Italien und Spanien hat sich bis auf den heutigeu Tag die Bühnenkunst in ihrer ursprünglich naiven Gestalt der herumziehenden Gesellschaften erhalten.

Es braucht nicht darauf hiugewiesen zu werden, wie ungleich günstiger diese Verhältnisse bei uns gestaltet sind, wie unsere ersten Kunstinstitute in den großen Hauptstädten, namentlich in Tresden und München, und in den wichtigsten Handelscentren, wie Hamburg und Frankfurt, keineswegs gemeint sind, den Bühnen der Reichshauptstadt die zweifellose Ucberlegeuheit einzu-

räumen, und wie sie vollberechtigt sind, den Vergleich ihrer eigenen Leistungen mit denen der Metropole nicht zu scheuen.

Gotha sollte uns also, wenn wir die Absichten des geistigen Urhebers dieses künstlerischen Unterfangens richtig verstehen, zweierlei bieten: den Nachweis, daß unter den längst begrabenen Tonwerken Scheintodte sind, die zu neuein Leben erweckt weiden können und dann sicherlich noch von starker Lebensfähigkeit zeugen werden, und ferner eine Kraftprobe deutscher Musiker in der besondern Art concentrirter musikalischer Dramatik, wie sie jetzt mit dem Namen Mascagnis unlösbar verbunden ist.

Auf die Gefahr hin, paradox zu erscheinen, dünkt mich der erste Theil dieses Programms als das Wichtigere und Verdienstvollere. Der Versuch, ein Wesen, das nachweisbar gelebt hat, aus der Todesstarre zu befreien, ist gewiß nicht weniger rühmlich, als der Beistand bei der Geburt eines Wesens, von dein durchaus nicht erwiesen ist, daß es überhaupt jemals werde leben können.

Mit Meistern wie Cherubini und Noieldieu durfte man es unter allen Umständen wagen, den anspruchsvollen Apparat einer besondern musikalischen Festlichkeit in Bewegung zu setzen; und es ist fraglos, daß das Resultat nützlich, anregend und in einem gewissen Sinne bedeutungsvoll gewesen ist, selbst wenn es in der Praris nicht die erkennbare Nachwirkung haben sollte, die man sich davon versprochen haben mag.

Nach dem Programm aber, — vermuthlich nach der Absicht des Urhebers, jedenfalls nach der Wirkung auf das Publicum, — galt der zweite Theil, die Aufführung der Preisopern, als das Wichtigere.

Den Preisausschreibungen liegt immer derselbe Gedanke ;n Grunde: die Aufmunterung zu künstlerische»: Schaffen, die Erweckung der Hoffnung in dein bisher unbekannten strebenden jungen Künstler, nun durch sein Werk mit einem Schlage beachtet, ja vielleicht berühmt zu werden.

War es nun nöthig, unsere jungen Tondichter gerade zur Composition von einactigen musikalischen Dramen besonders anzufeuern?

Es ließen sich gewichtige Gründe just für das Gegentheil geltend machen. Nicht nur „ein großes Muster weckt Nacheiferung", schon der große Erfolg genügt dazu.

Wenn auf irgend einem Gebiete der Kunst etwas Neues, Eigenartiges, „Sensationelles", wie man jetzt nichtswürdigerweise sagt, sich zeigt, so kann man sich darauf verlassen, daß in gewollter oder ungewollter Nachahmung in kürzester Zeit Dutzende ähnlich gearteter Erscheinungen auftauchen. Die Künstler mögen nur nicht grollen, wenn ich zur deutlichen Veranschaulichung der Nichtigkeit dieser Behauptung die Belege aus den Leistungen der „Artisten" wähle. Als L6otard vor etwa fünfunddreihig Jahren zum ersten Mal im Pariser Eircus seine Luftsprünge von einen» schwebenden Trapez zum andern

ausführte und damit einen Erfolg erzielte, der zeitweilig die Glanzleistungen
des TlMtre Francis und der Italienischen Oper mit Tamberlick und der
Älboni in den Schatten stellte, meinte alle Welt, dieses halsbrecherische Kunst-
stück werde kein Mensch dem todesmuthigen Akrobaten nachmachen. Im
nächsten Jahre tauchten schon hier und da verschämte L^otards auf. Jetzt
sieht man das Kunststück in jeder Jahrmarktsbude. Geradeso verhielt sich's
mit den unglaublichen Kunststücken des Drahtseilläufers Wainratta, der die
schwierigsten Seiltänzerstückchen auf kaum sichtbaren! Telegraphendrahte aus-
führte. Auch er bildete sogleich Schule, und zwei, drei Jahre darauf machten
Dutzende genau dasselbe. Sobald das Äußergewöhnliche einen riesigen Er-
folg hat, ist die Nachahmung unausbleiblich.

Es war daher schon durch die Natur der Sache geboten, daß Mascagnis
Beispiel die jungen Eomponisten reizen würde, ohne daß man sie dazu be-
sonders anzuspornen brauchte. Tic Zahl der eingegangenen einactigen Preis-
opern — über hundertundzwanzig Stück! — hat denn auch eine geradezu
tragikomische Höhe erreicht. Aber selbst wenn der Idee, zu Musikdramen
in einem Aufzuge anzufeuern, eine irrige Auffassung zu Grunde gelegen
hätte, fo wäre dieser Irrthum durch vielerlei Fesselndes und Reizvolles,
das die Gothaer Tage den Freunden der Musik geboten haben, wett gemacht
worden.

Wer von vornherein mit den einactigen Preisopern principiell nicht
einverstanden sein mochte, und wer auch nach der Aufführung von dem
Ausfall des Preisbewerbs unbefriedigt blieb, wurde dafür durch die Auf-
führungen selbst glänzend entschädigt. Denn es war ja nicht blos ein
Wettcomponiren, es war auch ein Wettdirigiren nnd ein Wettsingen. Zu-
nächst im Gegensatz zum unsichtbaren Orchester von Bayreuth eine Lavell-
meisterschau mit sichtbaren Dirigenten, wie sie wohl kaum je zuvor dem
Zuhörer und Zuschauer geboten worden ist.

Bier unserer angesehensten Eapellmeister hatten die musikalische Bor-
bereitung und Leitung übernommen: Felix Mottl-Karlsruhe, der gährende
Most des Wagnerthums in der Orchesterleitung, Hermann Levi-München,
der abgeklärte, vornehme, ruhige Vertreter derselben Capellmeister-Hochschule,
Joseph Sucher-Berlin mit seinem wannherzigen echt musikalischen Em-
pfinden, Ernst Schuck)-Dresden, der Meister in der Kunst der orchestralen
Farbengebung nnd der geistvollen Subtilität. Man könnte sagen, daß
Schwung, Tiefe, Innigkeit und Eleganz, in den vier sehr scharf ausgeprägten
Individualitäten der leitenden Eapellmeister verkörpert, einander an: Diri-
gentenpulte ablösten.

Dazu kamen nun die auserlesensten Sänger und Sängerinnen unserer
ersten Opernbühnen und ungenannt einige unserer vorzüglichsten Instrumental-
tünstler im Orchester. Es wird genügen, hier den 'Namen des Eoncert-
meisters Henri Petri-Dresden zu nennen, eines unserer tüchtigste» Musiker
und ausgezeichnetsten Geiger.

Dein ersten Festabende beizuwohnen war ich leider verhindert. Ich
spreche also vom Hörensagen, wenn ich berichte, daß iiarl Sontag in
seinein Prolog — „von Junker Walther gedichtet und auch gesungen" —
auf die Bedeutung der künstlerischen Feier hingewiesen uud mit einer schwung-
vollen Huldigung an den kunstfreudigen Herzog geschlossen hat.
Der Eindruck, den Eherubinis „Medea" unter Felix Mottls tem-
peramentvoller Leitung mit Fräulein Do rat aus Leipzig in der Hauptrolle
auf die gesammte Zuhörerschaft gemacht hat, war, wie ich mich habe über-
zeugen können, tief und mächtig. Man fprach von nichts Andern, als von
der überraschenden Großartigkeit dieser künstlerischen Leistung, uud der bisher
unbekannten Künstlerin wurde allgemein eine glänzende Zukunft als drama-
tischer Sängerin prophezeit. Ebenso ging die übereinstimmende Ansicht aller
Urteilsfähigen dahin, daß Lherubinis Werk imposante Schönheiten enthält,
die auch heute noch ihre packende Wirkung üben, daß es aber trotzdem be-
greiflich ist, wie diese herrliche Dondichtung von unserer Bühne hat ver-
schwinden können.
Cherubini hat „Medea" nach dem alten Opernrccepte in „Nummern"
geschrieben, die durch gesprochenen Dert mit einander verbunden sind. Das
ist für unsere heutigen Auffassungen absolut unleidlich, ja unausführbar.
Unter unseren ersten dramatischen Sängern und Sängerinnen, auch unter
denen, die im musikalischen Necitatiu Hervorragendes leisten, sind viele
höchst mittelmäßig und dilettantenhaft in der Necitation des gesprochenen
Wortes. Das hat denn auch Franz Lachner ganz richtig erfaßt und sich
der mühevollen und wenig dankbaren Aufgabe unterzogen, den gesprochenen
Dert in singbare Recitative mit discreter Orchesterbegleitung umzuwandeln.
Den Lachner'schen Recitatiuen wird Geschmack und Feinheit nachgerühmt.
Es hat sich jedoch gezeigt, daß die Aufgabe, wie er sie sich gestellt hatte,
einfach unlösbar ist. Die Recitative nehmen durch die veraltete Anlage
des Tertes einen ungebührlich breiten Raum ein. Für jedes einigermaßen
feiner gebildete musikalische Ohr macht sich überdies der Unterschied zwischen
der breiten und machtvollen Composition Eherubinis und der nachträglichen
Flickarbeit in unangenehmer Weise bemerkbar, und man ist allgemein der
Ansicht, daß es einer radikaleren Umgestaltung des Textbuches und einer
viel discreteren Betheiliguug des Nacharbeiters am Original des großen
Italieners bedürfen würde, um dem zu den Dodten geworfenen Werke zur
Auferstehung zu verhelfen.
Auch für den zweiten Schatz musikalischer Ausgrabung, für Aoieldieus
„Rothkäppchen", erscheint bei aller rübrenden Schönheit, Lieblichkeit und
bolden Naivetät der Musik wenigstens im Einzelnen eine Auffrischung des
Buches im modernen Sinne geboten.
Ach, die gute alte Zeit und der böse neue Wagner!

Wenn wir diese singende lind klingende Lieblichkeit aus vergangenen
Tagen hören, überkommt nns zugleich mit herzlicher Freude auch ein Gefübl
tiefer Wehmuth. (Gustav Wustmann, dem wir für seinen Kampf gegen die
Mißhandlung und Verhunzung nnserer guten Muttersprache nicht dankbar
genug sein können, hat vor einigen Jahren unter den: Titel: „Als der
Großvater die Großmutter nahm", eine rührende Sammlung alter, braver
Gedichte zusammengestellt, die wir Aelteren in unseren jungen Jahren ge-
fühlvoll mit Elavierbegleitung im Wohnzimmer des Vaterhauses oder in der
Kinderstube und Küche von den Dienstmädchen haben singen hören. Die
meisten davon sind bis auf die Anfangszeilen oder irgend eine drastische
Wendung, die zum geflügelten Worte geworden ist, heutzutage in Vergessen-
heit gerathen. Ein „Liederbuch für altmodifche Leute" nennt Wustmann
diese Sammlung vergilbter Blätter. Ich lese oft darin und immer mit
vollstem Behagen. Jedesmal aber, wenn ich das Buch bei Seite lege, habe
ich auch eiu Gefühl wirklichen Bedauerns darüber, daß solche Lieder nicht
mehr gedichtet werden können, und daß dein Geschlecht, das jetzt in der
Vollkraft des Schaffens steht, sogar schon das Verständniß für die reizende
Art und rührende Thorheit dieser Dichtung mehr oder weniger abhanden
gekommen ist.

Ueberwundener Standpunkt! Ach, es ist etwas Fürchterliches um diesen
überwundenen Standpunkt! Was haben wir in der Kunst und Dichtung
Alles überwinden lernen müssen! Wir sind jetzt schon die „Enkel", denen
Mephisto sein Hohnendes „Wehe!" zuruft. Wir können uns nicht mehr des
Lebens freuen, „weil noch das Lämpchen glüht", es müßte denn ein Siemens-
sches Glühlämpchen sein.

Gerade so wie beim Lesen des „Liederbuchs für altmodische Leute"
ist mir beim Hören des Boieldieu'schen „RotlMppchen" zu Muthe gewesen.
Wir kennen Boieldieu eigentlich uur als den Eomponisten der „Weißen
Dame". Eine Zeit lang hatte Stockhausen durch den unvergleichlichen Vor-
trag der Arie des Seneschall aus „Johann von Paris" den Namen einer
andern Boieldieu'schen i^per auf unsere Eoncertprogramme gebracht. Früher
gehörte auch die vierhändig gesetzte Kuvertüre zum „Xhalif von Bagdad"
zu den Weihnachtsgaben, mit denen musikalisch gebildete höhere Töchter ihre
Eltern erfreuten. Aber wirklich voltsthümlich ist Boieldieu bei uns und
überall eigentlich doch nur durch die „Weiße Dame" geworden. Mir will
es so scheinen, als ob die Musik des „Rothtaupchen" an Anmuth, Liebens-
würdigkeit und Frische der „Weißen Dame" nichts nachgiebt, und wenn
das reizende Werk in unverdiente Vergessenheit gerathen ist, so trägt vor
Allem das Libretto die Schuld daran. Die „Weiße Dame" ist ein ent-
zückendes Lustspiel, „NotMppchen" ist eine altnwdische Geschichte. Nicht
daß das Buch geradezu schlecht wäre, im Gegentheil, es enthält sehr viel
Hübsches und fein Komisches im besten Sinne; aber es ist eben veraltet,
und das Kindliche wirkt auf uns beinahe kindisch.

Die Dichtung lehnt sich an das allbekannte Märchen an. Nebenbei
bemerkt ist das Märchen nicht von Ludwig Tieck, wie in einem unserer an-
gesehensten Blätter zu lesen stand, und auch nicht von den Brüdern Grimm
aus dem Volksmunde in die „Hausmärchen" aufgenommen. Das unsterb-
liche Verdienst, „RotlMppchen" und andere der reizendsten Märchen, wie
„Dornröschen", „Blaubart", „Der gestiefelte Kater", „Aschenbrödel",
„Däumling" u. s. w. in schlichter Eindringlichkeit der Ueberlieferung zuerst
nacherzählt zu haben, gebührt vielmehr dem Franzosen Charles Perrault,
dessen „OontS8 äs m», msi-6 l'Ovß" vor zweihundert Jahren erschienen sind.
Der mir unbekannte Textdichter hat die märchenhaften Gestalten und
Vorgänge mit Geschick und Geist deu Bedingungen der overnhaften Wirk-
lichkeit angepaßt. Aus dem wilden Wolf, der dem lieben RotlMppchen im
Walde auflauert, ist ein Baron Rudolf, ein gefürchteter Mädchenjäger, ge-
worden. Wegen der Verheerungen, die er in der Schnfheerde der hübschen
jungen Bäuerinnen anrichtet, heißt man ihn eben den „Wolf". Die Groß-
mutter in der einfamen Waldhütte, der NotlMvvchen Wein und Kuchen
bringt, ist zum Eremiten umgewandelt. Und gerade wie sich der Wolf
Großmutters Haube aufseht und sich in ihr Bett legt, um das arglose Kind
in dieser Verkleidung zu überfallen, so hüllt sich auch Baron Nudolf in das
würdige Gewand des Eremiten und macht sich mit einem langen weißen
Barte unkenntlich, um das ahnungslose hübsche Mädchen aus dem Dorfe
desto sicherer zu erwischen. Und wie NotlMvvchen im Märchen wundert
sich Rüschen in der Oper über die rollenden Augen und über die rauhe
Stimme, die sie jetzt sieht uud hört. Alles das ist ganz allerliebst gemacht.
Aber trotz dieser und vieler anderen hübschen und freundlichen Einzelheiten
will das Ganze nicht mehr munden. Es ist schaal.
Der Eremit in der Oper! „Sei mir gegrüßt, Gesegneter des Herrn!"
So ein Operneremit führt eigentlich ein himmlifches Dasein! Man
kann sich kaum ein beneidenswertheres Loos denken, als das eines Anachoreten,
der mit einer Baßstimme begabt ist und in Musik gesetzt wird. Er trägt
ein bequemes, ganz neues härenes Gewand, das mit einem bisher noch
ungebrauchten Strick um die Hüfte festgehalten wird, reine Wäsche, gut-
sitzende Schuhe, seltener Sandalen, fleischfarbene Strümpfe, einen wohlge-
pflegten langen fchneeweißen Bart. Alles läßt auf die angenehme Gewöhnung
vertrauenerweckender Reinlichkeit schließen. Er besitzt eine behagliche Wohnung,
die recht hübsch eingerichtet ist. Neben dem stilvollen Eichentisch steht ein
breiter mit Leder überzogener Sessel. Da sitzt er und liest in einem alten,
in Schweinsleder gebundenen Folianten erbauliche Geschichten; auf dem
Bücherbrett liegen noch andere derartige Schriften von unzweifelhaft fesselndem
Inhalt. Seine Wohnung befindet sich in gesundester und freister Lage,
mit schönster Aussicht, gewöhnlich auf der Höhe im Walde. Und wenn er
auch nicht liest, und wenn ihn auch das Einerlei der ihn umgebenden fchönen
Natur nicht freut, so braucht er sich doch nicht zu langweilen, denn er be-

kommt immer Besuch. Alle bringen ihm etwas zu essen mit und erzählen
ihm die neuesten Klatschgeschichten. Deshalb weiß er auch Alles, was sich
in der Hingebung zuträgt. Und da er ein rüstiger alter Herr ist mit un-
geschwächtem Gedächtnis;, kennt er auch die Ltii-uniyus 8oan<ia,IßU86 aus
vergangenen Zeiten. Aber er ist ein discreter Mann und behält seine
Weisheit für sich. Ein ahnungsvolles Gefühl treibt ihn indessen jedesmal
im entscheidenden Augenblick aus seiner Klause zu den sündigen Mitmenschen
im Thal, — gerade in dem Augenblick, in dem eine wichtige Aufklärung
gegeben werden muß, die er allein kraft feiner Wissenschaft zu geben vermag.
Er beherzigt das dramatische Programm des Königs Menelaus in der
„Schönen Helena":

„Toch davon sei »och nichts gesagt,
Tenn das kommt erst im letzten Act."

In diesem wichtigen Augenblick läßt er sein Erscheinen durch einige
wuchtige Accorde der Bläser einleiten. Darauf giebt er in getragener feier-
licher Melodie die allgemein erwünfchte Aufklärung und betheiligt sich mit
den tiefsten Tönen am Finale. Mit dieser nicht sehr anstrengenden Leistung
ist sein Lebensbeinf erfüllt. Man behandelt ihn sehr respektvoll, nennt ihn
frommer Pater, und der Darsteller bekommt das vereinbarte Spielhonorar.

Der Eremit im „Nothkäppchen" (1818> ist der Zwillingsbruder des
uns viel bekannteren aus dein „Freischütz" <1821), aber freilich, wie der
Ungar sagt, der mehrere Jahre ältere Zwilling. In der Noieldieu'schen
Oper hat der Eremit dem Mädchenjäger Baron Rudolf die erschütternde
Mittheilung zu machen, daß Röschen, Nothkäppchen, seine leibliche Nichte
ist. Das wirkt kolossal! Man denke sich das Unglück, wenn der Onkel
seine Nichte heirathen würde! Es geht durchaus nicht! Der temperament-
volle Wolf sieht das auch ein, läßt seine Beute fahren, fchämt sich, und
Nothkäppchen, die noch mit einem blauen Auge davongekommen ist, darf
dem sittfamen Grafen Hugo, der in der Verkleidung eines schlichten Bauern
ihr Herz gewonnen hatte, die Hand zum Bunde reichen.

Wie man sieht, ist der ganze Vorwurf unserer Oper heutzutage einfach
unmöglich. Eine tragische Nichte und einen entsagenden Onkel — das
giebt's einfach nicht! Wenn sich Myrrha in ihren Onkel verliebt hätte, wo
wäre da die Tragödie? Und hätte Teiresias, der blinde Seher, der Ahn-
berr unserer Eremiten, dem König Oedipus nichts Anderes als das harm-
lose Geheimniß verrathen können, daß Iokaste zugleich das Weib und die
leibliche Tante des edlen Thebaners ist, so hätte Oedipus sein Augenlicht
wahrhaftig nicht zu zerstören, das Land nicht als Bettler zu durchziehen
und nicht im Haine der Eumeniden fein qualvolles Leben zu vollenden
brauchen. Er hätte ruhig in seinen: Bette sterben können.

Wenn sich ein findiger und geschmackvoller Schriftsteller darüber her-
machte, das Textbuch des „Nothkäppchen", das, wie ich wiederholen will,
sehr viel Ansprechendes und Liebenswürdiges enthält, umzuarbeiten und

die Lächerlichkeiten und Geschmackwidrigkeiten anszumerzen, so würde, meine
ick, Boieldieus feine und liebliche Oper auch heute noch den Weg auf das
Repertoire wiederfinden und sich dort wohl behaupten.
Denn die Musik ist entzückend, geistvoll, einschmeichelnd. Sie erfüllt
den Zuhörer mit innigem Wohlbehagen. Sie würde sogar neben den: Un-
gestüm der gewaltigen Revolutionäre standhalten, wie die frische Waldblume
neben der knorrigen Eiche. Sie ist freundlich im vollsten Sinne des Wortes.
Aber du mein Gott, freundlich! Wir verlangen heutzutage von einem
Kunstwerke Anderes als blos Freundliches! Der Reichthum der melodischen
Erfindung, das angeborene Gefühl für das einfach Schöne, die instinctive
Vermeidung des Ordinären und Trivialen, die Sanglichkeit der einschmeicheln-
den Weisen, die Zartheit und Feinheit der orchestralen Behandlung — Alles
das bereitet freilich auch dem Hörer in unseren Tagen Wohlgefallen und
Genuß, aber Alles das genügt kam» noch, um ihn wirklich zu befriedigen.
Er hat, wenn er das Holde und Aumuthige in vollen Zügen genossen, doch
noch immer ein Gefühl der Leere, er steht — man verzeihe den Vergleich
— halb gesättigt von« Tisch auf. Es fehlt nicht blos die viöee cls rö5i-
«tÄl!««, er hat überhaupt nicht genug bekommen.
Alles ist vortrefflich, angenehm, hübsch, aber die Verhältnisse sind zu
bescheiden. Ja, wenn ein wirklich packender, kräftig wirkender Text die
Musik trüge, dann ginge es allenfalls, ich glaube fogar, dann ginge es ganz
gewiß. Da der leichten lieben Musik aber diese Stütze fehlt, wird sie, wie
leider zu befürchten steht, wieder in die Vergessenheit zurücksinken, aus der
sie der Geschmack eines kunstsinnigen Fürsten nnd die liebevolle Aufopferung
eines Musikers von echtem Schrot und Korn wie Hermann Levi haben
herausretten wollen.
Die Aufführung verdient warmes Lob. Ich darf freilich nicht ver-
fchweigen, daß Fräulein Renard (RotlMppchen), eine der Perlen der
Wiener Hofoper, mich im ersteil Aufzuge bis gegen den Schluß hin ent-
täuscht hat. Sie sah auch in dem unmalerischen Kostüm mit den an den
Schultern aufgebauschten Puffärmelm uou häßlichstem modernen Schnitt
lange nicht so reizend aus, wie sie aussehen kann. Ihr Auftreten war nicht
bescheiden und naiv genug. Sic hatte etwas Anspruchsvolles in ihrem Ge-
baren, wie eine Primadonna im gesicherten Besitze eines langen Eontractes
mit hoher Gage. Aber znm Glück war der erste Eindruck nicht der richtige.
In dem wunderhübschen Ningelreigen, der den ersten Aufzug beschließt, traten
die liebenswerthen Eigenschaften ihres großen Talentes in vollstem Lichte
hervor, uud in deu beiden"letzte» Aufzügen war sie geradezu entzückend.
Ihre Verspottung des Barons, der ihr auch im Walde gar nicht gefährlich
ist: „Man jagt deu Wolf in diesem Wald", die Seene in der Hütte des
Klausners, als sie allmählich von Angst befallen und schließlich vom Ent-
setzen vor der drobenden Gefahr gepackt wird, kann man sich nicht echter
in der Empfindung, nicht wirksamer in der Darstellung nnd nicht künstlerisch

freier in der Behandlung des Gesanges denken, als es Fräulein Renard
gelungen ist. — Eine ungewöhnlich liebreizende Künstlerin ist Fräulein
Johanna Borchers aus München, die Darstellerin der Ranette. Die
Stimme der jugendlichen Künstlerin ist weder von besonderer Fülle, noch
von überraschenden, Wohllaut. Aber diese Stimme besitzt einen unbeschreib-
lichen Reiz, eine jungfräuliche Keuschheit, eine frische Mädchenhaftigkeit, die
ergreifen und rühren. Und Fräulein Borchers spielt so hübsch und einfach!
Wie sie sich zunächst sträubt, und wie sie sich dann überreden läßt, und
eigentlich gern überreden läßt, dem bösen Verführer einen Kuß zu geben,
— er braucht ihn nicht zu rauben, sie giebt ihn freiwillig und mit eine,»
Wohlgefühle, von dem sie bisher nichts geahnt hat, — und wie ihr da
aufdämmert, daß sie am Ende doch etwas gethan hat, was nicht ganz richtig
ist, wie sie sich schämt — Alles das war so echt, so jung, so unbewußt,
daß Jedermann seine helle Freude daran haben mußte. — Den bösen Wolf
spielte Herr Scheidemantel-Tresden sehr übermüthig. Die Verlockung
für einen Künstler, der mit so ungewöhnlich schönen Stimmmitteln begabt ist,
seinen Reichthum zu zeigen, liegt nahe. Hier gab er des Guten vielleicht manch-
mal zuviel. Bescheidene Accente würden dem Wesen der Boieldieu'schen Musik
mehr entsprochen haben. Aber das Organ klang herrlich wie immer und
war von hinreihender Wirkung. — Dr. Naoul Walt Her-München, der
Sohn des berühmten Wiener Tenoristen, sang mit sympathischer, wohlge-
schulter Stimme und vortrefflichem Geschmack. Im Spiel machte er aus
dem sittsamen Grafen Alles, was aus einem so traurigen Knaben überhaupt
zu machen ist.

Mit höchstgespannten Erwartungen sah man dem dritten Abend, der
Aufführung der beiden gekrönten Opern, entgegen.

Opern nach dem neuesten Schnitt, musikalische Dramen in einem Auf-
zuge, in denen sich Ervosition, Verwicklung, Peripetie und Katastrophe in
eine knappe Stunde zusammendrängen!

Man hat diesem Musikdrama in einem Aufzuge wie der Offenbarung
einer neuen Kunstform zugejubelt. Und erklärlich ist es ja, daß diese
lyrischen Tragödien in Taschenformat, aus denen Alles, was irgendwie
schleppt und aufhält, unbarmherzig ausgemerzt worden ist und ein drama-
tisches Ereigniß in athemloser Hetzjagd dem andern auf der Ferse folgt,
schon im Gegensatz zu der großartigen Breite des Richard Wagner'schen
Musikdramas einen starken Effect hervorbringen mußten. Der Genius
Richard Wagners hat sich ja nie darum bekümmert, wie weit die Emvfangs-
sähigkeit des Publicums geht. Die Gewalt seiner musikalischen Schöpfungen
hat alle Schranken niedergerissen und die weitestgezogenen Grenzen, die man
vor ihm für die Ausführbarkeit eines Bühnenwerkes gesteckt hatte, noch weit
hinausgerüöt'. Das Quantum der Wagner'schen Musikdrame» „Walküre",

„Götterdämmerung", „Meistersinger", „Tristan" hat etwas geradezu Erschreckliches, und die Anforderungen, die der Dichtercomponist an die physischen Kräfte seiner Zuhörer und Zuschauer stellt, sind ungeheuer. Wie seine Künstler, so hat er auch sein Publicum eigens für seine Schöpfungen erziehen und schulen müssen, und wenn er auch hier wie überall Wunder gewirkt hat, so hat er doch die Thatsache nicht aus der Welt schaffen können, daß seine Zuhörer für die unvergleichlichen Freuden und Genüsse, die sie seinen Werken verdanken, unter Umständen mit starkem physischen Unbehagen, mit tödtlicher Ermattung und Erschlaffung, mit drückender Schwere im Kopf zu zahlen haben. Die Wagner'schen Opern sind bei aller Unwiderstehlichkeit und mächtig erschütternden Schönheit nicht bequem. Es hat auch gar nicht in den Absichten Wagners gelegen, sie bequem zu machen. Das große Publicum aber ist nun einmal ein Freund der Bequemlichkeit.

Dem Hange des Publicums, mühelos zu genießen, verdanken die Mascagniaden ohne Zweifel sehr wesentlich ihren unerhörten Erfolg. Sündige Liebe, Verrath, Rache, Mord und Todtschlag, Alles wird da so hübsch dicht zusammengepreßt; mit einem Blicke läßt sich die ganze Geschichte übersehen. Der kluge Autor sorgt dafür, daß sein Publicum immer gespannt bleibt und nie abgespannt wird.

Das ist ja gewiß sehr löblich, und für die Berechtigung, die Handlung so straff wie möglich zusammenzuziehen und alles Entbehrliche schonungslos auszuscheiden, ließe sich unzweifelhaft sehr viel sagen. Fraglich bleibt es aber immerhin, ob Mascagni und die Mascagniden durch neugeschaffene Sahungen der Kunst aus einen: wirklich innerlichen ästhetischen Drange heraus zu dieser äußersten Knappheit ini Musikdrama gelangt sind, oder ob sie sich vielmehr in der Erkenntnis; ihrer Unzulänglichkeit, Breiteres und Größeres zu schaffen, dafür entschieden haben. Ich gestehe ehrlich, daß ich der letzteren Auffassung zuneige. Ich glaube, daß Mascagni und die Seinen mit ihren einactigen Musikdramen aus der Roth eine Tugend gemacht haben.

Als Richard Wagner vor eineni Decennium die Äugen schloß, schwebte auf Aller Lippen die bange Frage: Ja, was nun? Jedermann hatte die trübe Empfindung, daß unter den Trauerklängen der „Götterdämmerung" nicht blos der Dichter und Componist der „Nibelungen" und des „Parsifal" zu Grabe getragen werde. Wann hatten wir nach Richard Wagner eine deutsche Oper im großen Stile zu erwarten?

Mehr denn zehn Jahre sind seitdem verflossen, und wir warten noch immer. An tüchtigen, respektablen, interessanten Opernversuchen hat es seitdem freilich nicht gefehlt. Aber gerade die besten — ich nenne hier vor Allem „Herrat" von Felir Dräseke, ein unerfreuliches, aber stolz aufragendes, hochbedeutendes Werk in großen Zügen — haben die geringste Wirkung auf das große Publicum geübt. Im außen, Erfolge hat sich im verflossenen Jahrzehnt nur Einer neben Richard Wagner aufrichten können; und dieser

Eine ist — risuiu wne»ti.<, nwic'i — Neßler. Die große dramatische
Musik schweigt, seitdem Richard Wagners Wahn frieden fand.
Die große Musik! Ich verstehe die Grüße hier nicht blos im Sinne
des Inhalts und der Stilart, sondern auch des äußern Umfangs. Ter
Satz, daß auf das Format in der Kunst nichts ankomme, ist unsinnig. Die
Größe der äußeren Verhältnisse ist für die Größe des Inhalts in einem
gewissen Sinne unerläßlich. Das Höchste in der Instrumentalmusik kann
eben nur in der größten Form der Symphonie ausgesprochen werden, und
der höchste Ausdruck der dramatischen Musik ist und bleibt allein die Große
Oper. In der Großen Oper unserer Zeit hat sich denn auch gerade am
deutlichsten gezeigt, daß unsere jüngeren Lomponisten bei allen ihren hervor-
ragenden Eigenschaften uns doch nicht genug zu sagen haben, um uns auf
die Dauer eines langen Theaterabends festzuhalten und uns die volle
künstlerische Befriedigung zu gewähren.
Im einactigen Musitdrama tritt ihre Kurzathmigkeit viel weniger er-
kenntlich heruor.
Und „weil Kürze denn des Witzes Seele ist", ist diese neueste Kunst-
form der dramatischen Musik entstanden. Betrachtet man sie recht in der
Nähe und sucht ihr Wesen zu ergründen, so wird der Respect vor der
genialen Knappheit recht erheblich berabgedrückt. Man staunt nicht mebr
über den genialen Lakonismus, man vernimmt vielmehr recht deutlich ein
höchst fatales Stammeln der Verlegenheit und asthmatischer Impotenz. Ein
Auszug! Für mehr reicht's eben nicht!
Sobald einmal der geringe Umfang als das Richtige sowohl für die
Bedürfnisse des Publicums, wie für die Fähigkeit des Componisten erkannt
worden war, — und das wollte ich mit dem früher ausgesprochenen Satze
sagen: Mascagni hat das rechte Wort zur rechten Zeit getroffen, — war
das Schema für die Einzelheiten in der Ausführung schnell gefunden. Der
eine Act war nichts Anderes als der letzte Act eines großen Dramas, zu
dem die ersten ungeschrieben geblieben waren. Alle Vorgänge waren schon
so weit vorgeschritten, die Gegensätze schon in eine so bedrohliche Nähe an-
einandergerückt, daß es nur eines Geringen bedurfte, um die Katastrophe
herbeizuführen. In dem Augenblick, da sich der Vorhang hob, war schon
der Himmel mit schwarzen Wolken behangen, und in der Schwüle vernahm
man das ferne Grollen des nahenden Gewitters. Nach wenigen Augenblicken
flammte der Himmel im ersten fahlen Leuchten, und ehe man sich's versehen
hatte, entlud sich das Unwetter mit prasselnder Gewalt. Der Schuldige sank
vom Blitze getroffen entseelt zn Boden, und unter allgemeinem Entsetzen fiel
der Vorhang.
Zum ehernen Bestände eines solchen musikalischen Gewittemctes gehört das
Intoi-ms^o zintonico, das Zwischenspiel bei offener leerer Scene, während
dessen dem Auge des Zuschauers Ruhe gegönnt wird. Mascagnis Intermezzo
in der „OavaUeri» inZticaiia", eine wirkliche, wenn auch keineswegs vor-

nehme musikalische Eingebung uon zündender Wirkung, hat auch hier das Vorbild gegeben. Wenn man aber Mascagni die geistige Urheberschaft des Intermezzos als ein besonderes Verdienst anrechnet oder ihm einen Vorwurf daraus macht, so hat man Unrecht. Mascagni hat einfach Rossini nach-geahmt. Das Zwischenspiel im letzten Aufzuge des „Narbier von Sevilla" — auch ein Gewitter, aber ein gemüthliches, altmodisches Gewitter, das die geheimen Pläne zweier Liebenden begünstigt, — ist die Mutter dieser Intermezzi, die seit den rauschenden Erfolgen der jungen Italiener mit der Zeit uner-träglich werden. Im „Barbier" ist das Zwischenspiel ein integrirender Theil der Handlung, in der „Oavallsrik" eine ganz willkürliche Einfügung, ein verlogener Nothbehelf, der rein äußerlichen Bedingungen sein Dasein verdankt. Die „Oavallsria" ist ja thatsächlich eine Oper in zwei Acten. Sonzogno hatte aber einen Preis für eine einactige Oper ausgeschriebeu, und da half sich denn der sindige Componist damit, daß er nach dem ersten Acte den Vorhang einfach nicht fallen ließ und an das knatternde Ende des ersten Aufzugs den fröhlichen Anfang des zweiten mit einem Zwischenspiel knüpfte. Dadurch war den äußeren Bedingungen der Preisbewerbung Genüge geschehen. Und so ist das Intennezzo neuester Mode, das fortzeugend symphonischen Unfug geboren hat, entstanden. Die Forster'sche Preisoper hat deren gar drei oder vier.

In Gotha hatte man, da sich die Stimmen der Gelehrten wieder einmal nicht auf ein Werk als das unbedingt beste einigen konnten, zwei Opern als die talentvollsten ausgezeichnet/

Die beiden haben eigentlich nur das Gemeinsame, daß sie sich den Bedingungen des Preisausschreibens anpassen. Ihrem ganzen Wesen nach und in allen ihren Einzelheiten aber sind sie grundverschieden, und wenn man gerecht wäre, sollte man sie gar nicht mit einander vergleichen. Es ist aber leicht gesagt, man darf sie nicht mit einander vergleichen. Man vergleicht sie eben doch unwillkürlich. Es ist unabweislich, die Qualitäten der einen an denen der andern zu messen, uud an« Schluß drängt sich Jedermann die Frage auf: welche ist die bessere? Diese eben so nnuermeidliche wie thorickte Frage kann aber gar nicht beantwortet werden. Man darf allenfalls sagen: Paul Umlauft, der Eomponist der „Euanthia", ist der Vornehmere, Ernstere, Joseph Förster, der Komponist der „Rose uon Pontevedra", der Temperamentvollere und Wirksamere. Umlauft erscheint manchmal ein bischen steifleinen und monoton. Forster ein bischen trivial. Umlauft malt mit seinem Orchester grau in grau. Forster ist ihm in der Instrnmentirung entschieden überlegen. Bei Umlauft hatte man die Empfindung, wie hier durch den genialen Eapellmeister das rechte Licht und der rechte Schatten aus dem Orchester gewissermaßen erst herausdirigirt wurde. Forster hat eine viel reichere Palette und kühnere Mischungen, und wenn es ihn, auch nicht darauf

ankommt, hier und da rohe Farbenkleckse hinzuwerfen, so fühlt man doch, daß da etwas steckt, das; da warmes Theaterblut pulsirt.

Zwischen den beiden Libretti besteht leider in der Hauptsache eine gewisse Uebereinstimmung: sie sind nämlich beide nicht gut. Das Umlauft'fche ist triefende Großmuth, das Forster'fche brutal.

AlleOperncomponisten jammern, und mit vollem Rechte, über die uerhängnitzvolle Abhängigkeit ihres Werkes vom Vuche. Es ist ja auch wirklich nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet: Die Opernmusik steht und fällt mit dem Libretto. Hatten wir es doch erst gestern wieder erfahren, wie eine ungenügende Tertdichtung die reizendste Musik umbringen kann. Hätte „Rothkävpchen" einen Tertdichter wie Scribe gefunden, so hätte es sich gerade fo standhaft auf dem Repertoire behauptet wie die „Weihe Dame". Alle Opern, die sich gehalten haben, verdanken ihre Langlebigkeit auf der Vühne neben den großartigen oder lieblichen Eigenschaften der Musik auch der Güte der Libretti, die entweder abfolut vorzüglich siud oder doch im Einzelnen eminente Eigenschaften besitzen. Würden Mozarts „Don Juan", „Figaro" und auch die „Zlluberflote", der trotz aller Kindereien und Albernheiten Qualitäten zu eigen sind, die lange nicht genug gewürdigt werden, würden Beethovens „Fidelio", Rossinis „Varbier" >und „Wilhelm Dell", Voieldieus „Weiße Dame", Webers „Freischütz", die Werke Menerbeers und Aubers, deren Vuch Scribe geschrieben hat, Lortzings und Richard Wagners, die ihre eigenen Tertdichter waren, und um die nächstliegenden Beispiele von heute zu wählen: würden Mascagnis „Vauernehre" und Leoncavallos „Fahrendes Volk" („I kassliac-ei") auch nur entfernt so haben wirken tonnen, wie sie gewirkt haben, wenn ihre Musik nicht von einein überaus effectvollen Buche unterstützt worden wäre?

Bei dieser entscheidenden Wichtigkeit des Tertes ist es ganz erklärlich, daß die Eomponisten mit großem Mißtrauen an jede fremde Arbeit, die sie mit der ihrigen verschmelzen wollen, und die ihnen vielleicht Alles verdirbt, was sie gut machen, herantreten.

„Bequem hat es der Lyriker,
Das Tillma ist viel schwieriter,"

sagt ein schöner Vers. Und auf dem Dramatiker, der sich mit dem Tondichter verbindet, ruht eine Verantwortlichkeit, die auch so mancher hochbegabte Dichter nicht übernehmen mag. Die Musiker gehorchen gar oft der Roth, nicht dem eigenen Trieb, wenn sie sich nach dem erlauchten Vorbilde des Bayreuther Meisters die Terte zu ihren Opern selbst verfassen. Sie erinnern unwillkürlich an die tragikomische Gestalt des Schulmeisters, der sich aus Ersparnis; seine Bibliothek selbst schrieb. Sie finden eben nichts Brauchbares, weil die Dichter streiten, und da bleibt ihnen denn nichts Anderes übrig, als im eigenen Hause zu arbeiten. Gegen ihre eigene dichterische Arbeit sind sie natürlich viel duldsamer. Die Liebe des Vaters

macht das Auge blöde. Wie grausam ist der Musiker Felir Dräseke von
dem gleichnamigen Dichter geschädigt worden!
Auch die beiden Opern von Umlauft und Förster sind dichterischer
Eigenbau.
„Evanthin" spielt zur Zeit des „kleinen Hydrioten" — auf der Nühn.'
sichtbar junge griechische Freiheitshelden, die jederzeit bereit sind, für's Vater-
land zu sterben, hinter den Eoulissen unsichtbar bitterböse freiheitsmörderischo
Türken.
Angesichts der Gefahr, die dem theuren Vaterlands droht, schließen
zwei vornehme junge Griechen, Dimitrios und Euthnmios, den „Todesbund"
„nach altem Brauch". Ein alter Grieche verkündet dies feierliche Ereigniß
der erstaunten Menge. „Sag', welch' ein Brauch das ist?" fragt der Eine.
„O, fprich, erzähle!" bitten die Änderen.
Gegen alte Bräuche, von denen wie von heimlicher Liebe Niemand
nichts weiß, habe ich ein gewisses Vorurtheil. Besonders Pikantes weiß
der alte Grieche bei diesem Anlaß auch nicht zu enthüllen. Der Todesbund
ist nichts Anderes, als der griechische „Landesvater":
„Hab und Leben dir zu geben,
Sind wir allesaximt bereit,
Sterben gern zu jeder Stmckc,
Achten nicht der Todeswunde,
Wenn das Vaterland gebeut."
Das Gelübde der ewigen Brüderschaft auf Tod und Leben wird nach den,
eben erwähnten alten Brauch von einer edlen Jungfrau eingeweiht, und
das ist Evanthin. Kaum ist der Bund geschlossen, so sagt auch der Eine
schon zum Andern, Euthnmios zu Dimitrios — ich übertrage die hehre
Sprache des gehobenen Stils in gangbares Alltagsdeutsch —: „Du kannst
mir gleich einen Gefallen thun. Ich liebe ein junges Mädchen, das ich feit
langen Jahren kenne. Mir hat immer der Muth gefehlt, mich um die Hand
der Schonen zu bewerben. Würdest Du die Freundlichkeit haben, das leidige
Geschäft für mich zu besorgen?" „Selbstverständlich, Bruder! Mit größten,
Vergnügen! Wer ist denn die Dame?" „Evanthin."
Dimitrios ist von dieser Mittheilung viel betroffener als das Publicum,
das schon vorher ganz genau Bescheid weiß. Dimitrios liebt nämlich auch
Eomithia, und er hat's ihr auch nicht gesagt. Das scheint in Griechenland
ländlich-sittlich zu sein. Aber was soll er nun machen? Nach dem heiligen
Eide, den er geleistet hat, bleibt ihni nichts Anderes übrig, als dem tod-
verbrüderten Freuude sein Lebensglück zu opfern.
„Also schön!" sagt Dimitrios.
„Ich trete ein bischen bei Seite," versetzt Euthnmios, „und warte
unter den so beliebten nahen Eypressen. Wenn Alles gut geht, brauchst

Du mir nur zu winken, dann komme ich. Inzwischen werde ich Dir
Euanthia, die ich da mit ihren Gespielinnen erblicke, schicken."
Euthnmios entfernt sich also schnell und hat keine Zeit, des tiefsinnigen
Ausspruchs zu gedenken:
„Freundschaft halt Stand in allen andern Tmgcn,
Nur in der Liebe Tienst und Werbung nicht."
Die Werbung des Dimitrios für feinen Freund bei Euanthia streift
die unbeabsichtigte Komik. Obgleich Dimitrios eben erst an sich selbst er-
fahren hat, wie unangenehm es ist, wichtige Angelegenheiten zu erledigen,
ohne die Hauptperson zu nennen, so verfällt er doch ganz in denselben
Fehler. Anstatt nnt dem natürlichsten Anfang anzufangen: „Ich komme
ini Auftrage meines Freundes," sagt er Euanthia: „Ich bin Dein ältester
Anverwandter, und ich glaube, 'es ist der Augenblick gekommen, an Deine
Verheirathung zu denken." Euanthia jubelt auf, denn sie liebt den Werber,
und sie denkt natürlich, das; er sich jetzt äußern wird. Sie stimmt also
begeistert zu, jubelt auf: „Selige Lust! Er liebt mich!" und erkundigt sich
dann erst, etwas spät: „Nenn' ihn mir!" Und ohne den Bescheid abzu-
warten, fügt sie etwas vorlaut hinzu: „Ich will ihm treue Gattin fein."
Eigentlich erbittet man sich in solchen Fällen doch erst den Namen und faßt
dann seine Entschlüsse.
Euanthia fällt aus allen Himmeln, als ihr nun der Name Euthnmios
genannt wird. Anstatt zu erklären, daß sie sich geirrt hat, giebt sie wort-
karg ihre Zustimmung dazn, Euthnmios zu empfangen. Dimitrios winkt,
Euthnmios erscheint, jubelt über sein Liebesglück und stürzt begeistert davon.
Alles das ist von der vollkommensten inneren Unwahrheit. Darauf
läßt sich keiue dramatische Handlung aufbauen. Da verliert jeder Eonflict
seinen ernsten Charakter.
" Nuu nimmt die Handlung, wenn man eben die vollkommene Unmög-
lichkeit der Prämisse gelten läßt, den vorgeschriebenen Verlauf. Evanthia
und Dimitrios werden unaufhaltsam dazu gedrängt, sich ihre Liebe endlich
zu gestehen, und während sie sich in die Arme fallen, kommt Euthnmios
tiinzu. Er hält sich aber discret im Hintergrunde und läßt die Neiden un-
behelligt abgehen. Erst dann wüthet er über den doppelten Verrath, der
von Liebe und Freundschaft an ihm begangen ist, schließlich macht er sich
aber klar, daß er eigentlich gar keine Berechtigung zun: Zorn hat. Es
handelt sich bei alledem doch nur nm ein albernes Mißverständnis;, um eine
läppische Uebereilung. Er nimmt aber die Sache so tragisch, wie es der
Ausgang erfordert, und beschließt, eingedenk seines Freundschaftsgelübdes,
selbst den Tod zu suchen, um die beiden Liebenden zu vereinen. Dazu
stellt sich ihm die gesuchte Gelegenheit von selbst dar. Die Türken planen
einen Ueberfall. Euthnmios befchließt mit einer kleinen Schaar todesmnthiger
Freunde, dem Feinde zuuorznkommen. Er selbst schleicht auf einem Hohl-
wege, der sichern Tod bringt, bis hart an's Türkenlager hinab und schleudert

den Brand in die Zelte der Feinde. Die Seinen überrumpeln die be-
stürzten Türken, die Gefahr wird angewandt. Euthymios findet dabei den
Heldentod, wird sterbend anf einer Bahre herbeigetragen und hat gerade
noch Zeit, die Beiden zu vereinen; dann haucht er feine Seele aus.
Abgesehen von den unerträglichen Unmöglichkeiten der dramatischen
Unterlage enthält das Buch noch im Einzelnen Sonderbarkeiten, für die
felbst die Zwanglosigkeit der Operntertdichtung keinen Freibrief ausstellt.
Vor dem Ueberfall des türkifchen Lagers vereinbaren die Griechen, das; sie
ihren Frauen nichts fagen wollen. Sie fchwingen die Säbel und erheben
die Flinten, schwören Tod den Feinden, aber die Franen dürfen es um
Gottes willen nicht wissen! Nun denke man sich einen Aufbruch zum Kampfe
und zwar während der Nacht, ohne daß die Frauen, die schon controliren,
wann der Mann vom Stammtisch nach Hause kommt, Kunde davon er-
hielten! Auch Dimitrios erfährt nichts davon. Der Kampf geht fehl leife
vor sich. Man sieht am Himmel den rothen Wiederschein des brennenden
Türkenlagers, man hört das Säbelgeklirr; weswegen aber die Leute Flinten
mitgenommen haben, ist rein unerklärlich, sie müßten denn mit knalllosem
Pulver schießen.
Im Aeuherlichen störend ist auch die Beleuchtung. Nach der Vorschrift
des Dichters beginnt die Handlung bei „schon hochstehender Sonne". Das
wäre also in den Stunden des Vormittags. Aber sehr bald darauf bricht
der Abend herein, und fast das ganze Stück fpielt sich im Halbdunkel bei
Sonnenuntergang und im matten Lichte der Mondnacht ab. Dadurch be-
kommt das Ganze eine unfreudige Einheitlichkeit, die um so bedenklicher wirkt,
als in der dichterischen Handlung und in der Musik, in offenbarer Auf-
lehnung gegen Mascagni, alle fchruffen Gegensätze ängstlich vermieden
worden sind.
Diese beabsichtigte Loslösung vom Einflüsse Mascagnis wird es wohl
vornehmlich gewesen sein, die zur Krönung des Umlauft'schen Werkes be-
stimmt hat. Und sicherlich hat Umlauft der eigentlichen Tendenz des Preis-
ausschreibens in ungleich höherem Maße entsprochen, als sein ebenfalls preis-
gekrönter Nebenbuhler.
Umlaufts Musik ist eminent deutsch, und seine ganze künstlerische Aus-
fassung wurzelt in deutfchem Boden. Er verschmäht die groben Effecte durch
die beständige und unvermittelte Ablösung der wildesten Antithesen, wie sie
in den Dichtungen Victor Hugos und in der Mnsik Mascagnis den ver-
wegensten Ausdruck gefunden haben. Umlauft ist ein ernster, tüchtiger, ge-
bildeter Musiker, stark beeinflußt von Richard Wagner, aber sein Blut ist
etwas dickflüssig, sein Ausdruck nicht lebendig genug. Was Ernst Schuch
gethan hat, um der Schwerfälligkeit des Orchesters Schwingen zu geben,
um die Gleichmäßigkeit abzuschattiren, ist erstaunlich und hat Anspruch auf
höchstes Lob. Das Orchester belebte sich unter ihm zu unerwarteter Farbigkeit
und Fülle, und das Matte erhielt schimmernden Glanz.

Ueberhaupt war die Aufführung, zu der die Dresdener Oper drei ihrer gefeiertsten Mitglieder gestellt hatte: Fräulein Malten, die Herren Anthes und Scheidemantel, mustergiltig. Es war ein berauschender Wohllaut, als die drei herrlichen Stimmen bei der Feierlichkeit des Todesbundes zum eisten Mal zusammen erklangen. Möglich, da« die heldenhafte Walküren-erscheinung und das steghafte Organ des Fräulein Malten der griechischen Jungfrau stärkere dramatische Accente gegeben haben, als es Umlauft ur-sprünglich sich gedacht haben mag; aber diese Verstärkung hat dem Werte gute Dienste geleistet. Die ziemlich hoch liegende Partie des Euthnmios ist für Scheidemantels wundervolle Stimme wie geschrieben. Der Euthnmios war denn auch gesanglich wie im Spiel eine Glanzleistung. Auf gleicher Höhe stand Herr Anthes mit seinem herrlichen männlichen Tenor.

Im Gegensatz zu Umlauft, der für sein Wert die drei Hauptpartien der beiden Jünglinge und des griechischen Mädchens gleichmäßig an Wirkung und auch am Erfolge betheiligt hat, hat Joseph Forster in der „Rose von Pontevedra" Alles auf die eine Rolle der Nosita zugespitzt, alle Effecte auf sie gehäuft und alle anderen an der Handlung Mitbeteiligten zur bloßen Staffage herabgedrückt. Man glaubt gar nicht, wieviel undankbare Partien in fo einer kleinen Oper sein können! Wenn Künstler wie Herr Nulß und Frau Götze von der Berliner Oper es mit Aufwand ihres ganzen Könnens und Wollens richtig dahin bringen, daß man nach Schluß der Oper von ihnen scheidet, ohne sie kaum bemerkt zu haben, so darf man wohl sagen, daß der Eomponist in der Schädigung ausgezeichneter Künstler ein wahres Kunststück fertiggebracht hat. Der Tenorist Herr Philipp ist vielleicht auch ein vortrefflicher Sänger. Ich habe ihn bisher nicht gekannt, und der Eomponist der „Rose von Pontevedra" hat nichts dazu gethan, die Bekannt-schaft des Künstlers mit dem Publicum zu vermitteln. Wenn ein intriganter Theaterdirector einen unliebsamen Sänger, der auf Engagement gastirt, um-bringen will, so braucht er ihn blos in einer der Rollen, die die genannten Künstler opferfreudig in Gotha gespielt haben, herauszustellen; dann ist der gastirende Unglücksvogel geliefert.

Nosita allein steht in der Mitte der Handlung, und nicht blos in der Mitte, sie steht zu Anfang und zu Ende da, sie ist die ganze Handlung; und Frau Emilie Herzog, gleichfalls von der Berliner Oper, hat damit einen rauschenden Triumph gefeiert, nach meiner Auffassung einen voll-berechtigten. Ich kenne wenige Künstlerinnen, die ein so echtes und volles Temperament besitzen, wie diese ziemlich unansehnliche Persönlichkeit, die, wenn sie herauskommt, aussieht, als ob sie nicht bis drei zählen könnte. Was aber in der schmächtigen Weiblichkeit steckt, und was da erplodirt, wenn der zündende Funke eingeschlagen hat, wie sie in wilder Verzweiflung schluchzt und weint, wie sie in loderndem Zorn aufflammt, und welche erschütternd

gellenden Töne rasender Erregung sie in ihrem etwas scharfen Organ findet, ist geradezu überwältigend. Frau Herzog stürmt furchtlos bis zur äußersten Grenze des Möglichen vor. Schon dieser künstlerische Muth ist ein untrügliches Symptom des vollen und wahren Talentes. Sie ist ertrem im Affecte, und da ist es denn auch vollkommen begreiflich, daß über diese Künstlerin die Meinungen am stärksten getheilt sind. Was die Einen großartig finden, was sie hinreißt, stößt die Anderen ab; sie finden es abscheulich. Nach meiner Ueberzeuguug wird Forster nie eine bessere Darstellerin der Nosita finden als Frau Herzog.

Der Eomponist hat an die Darstellerin seiner Hauptrolle die unglaublichsten Anforderungen gestellt. Die Rolle ist durchweg in der höchsten Lage geschrieben, sie steigt zu verschiedenen Malen bis zum dreigestrichenen c und ei8 auf, so daß sie eben nur von Eoloratursängerinnen, die zugleich Kraft und Leidenschaft der Heroinen besitzen, bewältigt werden kann. Künstlerinnen aber, welche die vom Eomponisten hier geforderten Eigenschaften in sich vereinigen, sind an den Fingern abzuzählen, und man braucht dazu schwerlich die beiden Hände zu nehmen.

Forster hat sich mit ebrlicker Naiuetät an Mascagnis Rockschöße gehängt. Mascagni verlegt witziger Weise die ganze Erposition schon in die Ouvertüre. Wenn da das Orchester plötzlich schweigt und hinter der Scene Turiddus Ständchen vor Lolas Fenster erklingt, so genügt der ein« fache Blick auf den Zettel, daß die angesungene Lola die Gemahlin des Alfio ist, um den Zuhörer sogleich über Alles zu unterrichten und ihn die Katastrophe ahnen zu lassen. Nach demselben Recepte ist auch die Exposition in der Forster'schen Oper gefertigt. Hier schiebt sie sich zwar nicht in die Ouvertüre ein, aber sie folgt ihr als Prolog auf dem Fuße.

Wir sehe» den dunkeln Ehrenmann Pedro im Dunkel der Nacht in einen dunkeln Mantel gehüllt vor dem Fenster Rositas, und da er eine Guitarre bei sich hat, wissen wir, daß das Ständchen sehr bald kommen wird. Und es kommt auch, und so deutlich wie möglich!

„La» sinken mich an deine Brust,
O aller Wonne höchste Lust!"

Die Verse sind zwar nicht sehr gewählt uud nicht ganz originell, aber die Absicht des Sängers ist unverkennbar. Rosita erscheint, Pedro singt weiter und verlangt, auf ihre Wangen einen Kuß zu drücken. Aber Nosita weiß, was sich schickt. Am Tage — na, da ließe sich vielleicht darüber sprechen, aber „so spät am Abend darf's nimmer sein", und sie zieht sich dann in ihr Gemach zurück. Pedro aber klettert zum Valcon hinauf, — denn der Nalcon besitzt die gute Eigenschaft aller Theaterbalcons, daß er leicht erklommen werden kann, — und es würde eigentlich seines klar ausgesprochenen Programms: „Das Aeußerste, jetzt sei's gewagt!" kann» bedürfen. Wenn nun der Iwisckenvorhang fällt, so wissen wir ganz genau.

daß sich hier die uon Mephisto so scherzhaft besungene Tragödie Kathrinchens
erneuert:
„Er läßt dich ei»,
Als Mädchen ein,
Als Mädchen nicht zunicke."
Zum Ueberfluß illustrirt noch das unvermeidliche musikalische Zwischen-
spiel die Porgänge in der uerhängnißuollen Nacht.
Am andern Tage stellt sich nun heraus, daß dieser Pedro, der um die
Hand Rositas wirbt, ein ganz elender Kerl ist. Die Mutter hat in Er-
fahrung gebracht, daß er sich in der schlechtesten Gesellschaft als Spieler
und Trinker herumtreibt. Der heimkehrende Matrose Ios6, der von dem
unausbleiblichen Geschick aller Opernmatrosen ereilt wird, — daß er nämlich
bei seiner Rückkehr von der langen Fahrt die daheim gelassene Braut in
den Armen eines Andern findet, — kennt das Vorleben des argen Portu-
giesen, der schon einmal in unehrlichem Liebeshandel einen armen Menschen
erstochen hat; und um das gehäufte Maß von Pedros Schändlichkeitn zu
füllen, tritt noch in dem schwarzen Kostüm, das sich alle verlassenen Frauen
und Bettlerinnen hinter der Rampe anschaffen, eine verhärmte Dame auf,
der ihr Mann durchgegangen ist; in dem Imnmermann, der sich um die
Hand Rositas heuchlerisch bewirbt, erkennt sie ihren treulosen Gatten.
Pedro, der Morder, Ehebrecher, Spieler und angehende Bigamist,
Rosita, das verführte Mädchen, Ines, die sorgende Mutter, Dolores, die
verlassene Ehegattin, und Ios6, der verabschiedete Bräutigam von der
Marine, vereinigen sich nun zu einem recht wirksamen Quintett, in dem
Dolores den schlechten Pedro sehr schön so charakterisirt:
„Ich lonnt' es längst schon ahnen.
Er schwelgt im Laster fort."
Darauf stellt der Matrose Jos« den wüsten Gesellen, und wir erfahren
bei der Gelegenheit, daß Pedro in Porto einen Nebenbuhler erstochen hat.
Ios6 sagt das wiederum sehr schön also:
„Eine Pinte Blutes muht' er lassen.
Als er Eure Tim' im Scherz wollt' fassen."
Die Pinte Blut gefällt mir. Eine Pinte ist gleich 0,951 Liter. Pedro
macht sich aber gar nichts daraus und sagt zu Rosita, die zu ihm eilt, nach-
dem Ios6 ihn verlassen hat:
„Nimm Geld und was du hast,
Icnseit der Grenze winkt uns Rast."
Die „winkende Rast" ist auch nicht häßlich. Aber es muß ge-
flohen sein:
„Kein aud'rer Ausweg ist zur Hand,
Trum ziehen wir in's fremde Land,"
Und als Rosita noch immer schwankt, ist Pedro unzart genug, ihr zu
sagen:

„Wir sind des Spottes Beute,
Wirst du uicht bald mein Weib,
Doch sind uereint wir erst.
Wird Alles bald verziehen."
Nach langen. Hin und Her stimmt Rosita zu, und Pedro erzählt nun
ganz in Donizetti'scher Manier in scharf ausgeprägter Melodie:
„Prächtig trifft sich's gerade heut,
Ta« ein Schiff für uns bereit."
Er singt das sogar der Deutlichkeit halber ein paarmal. In dem
Momente, da die Beiden fliehen wollen, springt die verlassene Frau da-
zwischen und stellt sich der entsetzten Nosita als Pedros Weib vor. In
wilder Verzweiflung ruft Rosita aus:
„Der ist dein Gatte nicht,
Nu Satan ist's! Zur Hölle mit ihm!"
und ersticht ihn. Ter Vorhang fällt.
Nicht Alles, was mit Verführung anfängt und mit Mord und Todt-
schlag aufhört, braucht deshalb auch dramatisch zu sein. Das Buch der
„Nose von Ponteuedra" steht als Dichtung auf der Höhe der Pfefferküchler-
poesie und ist in der Handlung von unleidlicher Nohheit. Auch der Musik
wird man schwerlich Feinheit und Innerlichkeit nachrühmen tonnen. Aber
es rollt in ihr heißes Blut, und wenn der Lomponist in seinen Mitteln
auch nicht immer sebr wählerisch ist, so zeigt er doch überall durch sein
keckes Zugreife» eiu bemerkenswerthes Talent. Ten Ernst und die Vor-
nehmheit Umlaufts erreicht er nicht, in der Mannichfaltigteit des Ausdrucks
und in der frischen Lebendigkeit des Vortrags aber ist er seinem Mitbewerber
überlegen.
Die beiden Werke fanden die denkbar günstigste Aufnahme und unge-
theilten Beifall. Ich hatte, als ich das Theater verließ, das Gefühl, daß
die beiden Opern mit einmüthigem Jubel begrüßt worden waren, und be-
dauerte, daß es mir uicht möglich gewesen war, so recht und voll in das
Siegesgeschrei einzustimmen. Ich hoffte, daß die Preisopern viel besser
waren, als sie mir erschienen, und legte mir in der Aeußerung meiner An-
sichten die größte Zurückhaltung auf. Mir erschien das „Nothkäppchen"
von gestern jetzt in noch lieblicherem und anmuthenderem Lichte. Ich dachte
an die Worte des Herzogs im Shakespeare'schen Lustspiel:
„Komin, Bursch, sing' uns das Lied von gestern Abend!
Gieb Acht, Cesario. 'es ist alt und schlicht.
Die Spinnerinnen in der freien Luft,
Die junge» Mägde, wenn sie Spitzen webe»,
So Pflegen sie's zu singen: 's ist einfältig!
Mich dunkt, es linderte den Gram mir sehr.
Mehr als gesuchte Wort' und luft'ge Weisen
Aus dieser raschen wirbelM'gcn Zeit."

Wie groß war daher mein Erstaunen, als ich mich in dem geselligen
Kreise, der sich nach den Aufführungen bildete, davon überzeugen mußte,
daß ich der mildeste Richter von Allen war, daß jetzt die lieblose Kritik in
unbegreiflichstem Gegensätze zun: Votum des Theaters den Stab über die
beiden Eomponisten und über ihre Werke brach. Ta war keine Spur uon
Nespect vor der ernsten und ehrlichen Arbeit mehr wahrzunehmen. Ueber
die Oper, die ja doch auf alle Fälle eine Summe von angeborener Be-
gabung, erworbenem Können und langer mühevoller Arbeit voraussetzt,
wurde in einer Weise abgeurtheilt, als ob es sich um ein miserables lyri-
sches Gedicht handelte, das irgend ein überspannter Barbierlehrling in einer
unheilvollen Viertelstunde hinschmiert. Ich gestehe, daß dieser Gegensatz
zwischen der überlauten Zustimmung des Theaterpublicums und der rück-
sichtslosen Absprechung der Einzelnen, die ihren Auffassungen eine viel
breitere Veröffentlichung geben können, als es der locale Erfolg vermag,
mich fast tragisch berührte.
Wenn schon der unbetheiligte Zuhörer mit der Ueberzeugung eines
vollen und durchschlagenden Erfolges das Haus verlassen hatte, um wieviel
tiefer mußten die preisgekrönten Eomponisten selbst von der Echtheit und
Lauterkeit ihres Sieges durchdrungen sein!
Tie Tragödie des modernen Operncomponisten, der aus einer Preis-
bewerbung als Sieger hervorgeht, muß noch geschrieben werden. Jahrelang
hat er ini Tunkel gerungen und gestrebt und geschaffen. Alle Hoffnungen,
die er auf seine großen Arbeiten gesetzt hatte, sind fehlgeschlagen. Keine
Bühne hat für fein mühevolles Werk die Nefchwerlichkeiten und Kosten der
Aufführung ristiren wollen. Da dringt zu ihm der Lockruf des Preisaus-
schreibens. Mit frifchem Muth macht er sich noch einmal an die Arbeit.
Vielleicht gelingt's! Und siehe da! das Schicksal scheint ihm jetzt ein freund-
licheres Gesicht zuzuwenden. Seine Arbeit wird in der That unter den
zahllosen Einsendungen als die bedeutendste hervorgehoben. Ter bisher gar
nicht oder doch kaum Genannte wird nun im Handunidrehen zu einem be-
kannten Künstler. Alle Blätter beschäftigen sich mit ihm. Ter erste glück-
liche Schritt ist gethan. Nun kommt der zweite, der verhängnißvollere. Es
fragt sich, ob das Publicum das Urtheil des Nichtercollegiums bestätigt.
Alle Aufregungen des Autors und Künstlers, der für die Bühne schafft, be-
mächtigen sich seiner. Tas Fieber durchschüttelt ihn bis zu dem Augenblicke,
da sich das Geschick seines Werkes auf der Bühne selbst entscheiden soll.
Und nun jubelt das Publicum. Er wird aus der Eoulisse von der erfolg-
berauschten Primadonna an die Rampe gczerrt, und Alles jauchzt und
klatscht ihm zu. Er empfindet eine Wonne und Seligkeit, wie sie nur der
kleinen Schaar Auserlesener im Leben beschieden wird. Er ist vom Glücke
wie berauscht. Aber der Rausch verfliegt, und das holde Luftschloß seiner
Träume zerstiebt. Erst schüchtern, dann immer vernehmlicher und aufdring-
licher werden Stimmen laut, die ihm keinen Zweifel darüber lassen, daß

der Reichthum, den er in baarer Münze eingeheimst zu haben wähnte, doch nur Nauschegold gewesen ist, und dem kurzen frohlockenden Traume folgt die herzlose Wirklichkeit . . .

Es «nebt wohl kaum etwas hienieden, das theurer bezahlt wird, als der Sieg in so einer künstlerischen Preisbewerbung. Selbst Mascagni, der glücklichste Triumphator, hat das Urplötzliche seines ruhmreichen Aufstiegs bis zum Gipfel fchon zu blitzen gehabt und wird es, wie zu befürchten steht, noch weiter zu bützen haben.

„II n'est plu3 louill l2i<I«»u <ju'un nom tllip tut iamsui."

Was immer Mascagni auch schreiben mag, immer wieder wird ihm die „Oavallyria" vorgeritten werden. Und der unliebsame Vergleich mit seinem Erstlingswerke wird jede seiner spateren Schöpfungen schädigen.

Aber trotzdem hat auch diese Preisbewerbung für die beiden Auser-korenen, felbst wenn sie schließlich als besiegte Sieger dastehen sollten, ernst-haften Gewinn gebracht. Paul Umlauft und Iofeph Forster gehören fürder zu den Tonkünstlern, deren Arbeiten nicht mehr unbeachtet bleiben können. Und der lärmende Sieg des Gothaer Festabends wird zwei begabte Musiker zu frischem, frohem Schassen anfeuern.

Dubrowsky.

Novelle,

von

A. vc>n Puschkin.

Uebersetzt von !cathalie von Vessel.

IX.

»I Tage vor dein Feste singen die Gäste an, sich zu versammeln. Einige stiegen im herrschaftlichen Hause und in dessen Nebengebäuden ab, andere bei dem Verwalter, bei dem Geistlichen oder bei wohlhabenden Bauern. Die Ställe waren mit fremden Pferden angefüllt, die Höfe und Remisen durch Wageu versperrt. Morgens um neun Uhr läutete man zur Messe, und Alle strömten zur neuen steinernen, von Kyrill Petrowitsch erbauten Kirche, die alljährlich durch seine Gaben bereichert wurde. Es versammelten sich so viele Ehrenkirchgänger, daß die einfachen Bauern keinen Platz in der Kirche finden konnten und in der Vorhalle oder auf der Kirchenmauer stehen mußten.

Mit dem Anfang der Messe wartete man auf Kvrill Petrowitsch. Er kam endlich in einer sechsspännigen Kalesche angefahren und ging, von Maria Kyrilowna begleitet, feierlich auf feinen Platz. Auf sie richteten sich die Blicke der Männer lind der Franen. Jene staunten über ihre Schönheit, diese betrachteten mit Aufmerksamkeit ihren Anzug. Die Messe begann, durch die Haussänger vor dem Altare begleitet. Kvrill Petrowitsch summte mit, betete, ohne nach rechts oder links zu sehen, und verneigte sich mit stolzer Temuth bis zur Erde, als der Diakon laut „den Erbauer dieses Tempels" erwähnte.

Die Messe war zu Ende. Kyrill Petrowitsch ging als Erster zum Kreuze heran. Alle setzten sich hinter ihm in Bewegung; die Nachbarn

näherten sich ihm mit Ehrerbietung, die Damen umringten Mascha. Nenn Verlassen der Kirche lud Knrill Petrowitsch die ganze Versammlung zu sich zum Mttagessen ein, setzte sich dann in den Wagen und fuhr nach Hause. Alle fuhren hinter ihm her. Die Zimmer füllten sich mit Gasten; jeden Augenblick traten neue Personen ein, welche kaum vermochten, bis zum Hausherrn zu gelangen. Die Damen sehten sich ehrbar in einen Halbkreis. Sie waren nach veralteter Mode gekleidet, in abgenutzten, theuren Stoffen, aber mit Brillanten und Perlen geschmückt. Die Herren drängten sich um den Eauiar und den Branntwein und sprachen untereinander mit lärmender Lebhaftigkeit. Im Saale wurde der Tifch für achtzig Personen gedeckt. Die Diener liefen hin und her, stellten die Flaschen auf und falteten die Servietten. Endlich verkündigte der Haushofmeister: „Das Essen ist angerichtet!" und Knrill Petrowitsch ging als Erster, sich an dem Tische niederzulassen. Nach ihn: setzten sich die Damen in Bewegung und nahmen feierlich Platz, in Beobachtung einer gewissen Rangordnung. Die jungen Mädchen drängten sich zusammen, wie eine scheue Heerde kleiner Lämmer, und suchten ihre Plätze eine neben der anderen aus. Ihnen gegenüber saßen die Herren. An dein Ende des Tisches setzte sich der Hauslehrer zu dein kleinen Sascha.

Die Diener fingen an die Gerichte nach dem Range herumzutragen: in ungewissen Fällen richteten sie sich fast immer fehlerlos nach Lavater'schen Vermuthungen. Das Klirren der Teller und der Löffel vereinigte sich »int dem lauten Gespräch der Gäste. Knrill Petrowitsch betrachtete vergnügt seine Tafelrunde und genoß in vollem Maße das Glück des Gastgebers. In diesem Augenblick fuhr eine mit sechs Pferden bespannte Kalesche auf den Hof.

„Wer ist es?" frug der Hausherr.

„Anton Pafnutjitsch!" antworteten Verschiedene. Die Thüren wurden geöffnet, und Anton Pafnutjitsch Spitzin, ein dicker, ungefähr fünfzigjähriger Mann, mit einem pockennarbigen Gesicht und einem dreifachen Kinn, rollte in's Eßzimmer, grüßend, lächelnd und sich wegen seiner Verspätung entschuldigend.

„Ein Gedeck her!" rief Knrill Petrowitsch. „Sei willkommen, Anton Pllfnntjitsch, setze Dich nnd sage uns, was bedeutet das: Du warst nicht bei meiner Messe und bist zum Mittagessen zu spät gekommen? Das sieht Dir nicht ähnlich. Du bist ja fromm und liebst zu essen."

„Verzeihen Sie," antwortete Anton Pafnutjitsch, indem er sich die Serviette in das Knopfloch seines erbsenfarbenen Rockes steckte, „vei-zeibcn Sie, Väterchen Kyrill Petrowitsch, ich habe mich früh auf den Weg gemacht, hatte aber noch keine zehn Werst zurückgelegt, als plötzlich der vordere Radkranz entzwei brach. Was nun thun? Zum Glück war es nicht weit vom Torfe: bis wir uns dahingeschleppt, einen Schmied gefunden und Alles nicbr oder weniger in Ordnung gebracht hatten, waren grnde drei Stunden ver-

gangen — es war aber nicht zu ändern. Ich habe nicht gewagt, den kürzesten Weg durch den Wald von Kistenewka zu nehmen, und machte einen Umweg."

„Aha!" unterbrach ihn Kyrill Petrowitsch, „also gehörst Du nicht zum muthigen Dutzend, was befürchtest Du denn?"

„Wie, was ich befürchte, Väterchen Kyrill Petrowitsch? nun, den Dubrowskn! Man muß Acht geben, ihn« nicht in die Finger zu kommen. Er läßt sich nicht so leicht anführen, keinen läßt er durch, und mir ist er im Stande zwei Felle abzuziehen."

„Warum denn, Bruder, diese Auszeichnung?"

„Wie, wofür, Väterchen Kyrill Petrowitsch? nun, wegen des Rechtsstreites mit dem seligen Andrei Gawrilowitsch. Bin ich es denn nicht gewesen, der Ihnen zu Gefallen, d. h. nach meinem Gewissen und der Gerechtigkeit gemäß, bewiesen hat, daß die Dubrowskns ohne jedes Recht im Besitze von Kistenewka seien? und der Selige (schenke ihm Gott das Himmelreich) hatte versprochen, sich mit mir auf feine Art darüber abzufinden. Das Söhnchen wird am Ende das Wort des Vaters einlöfen. Bis jetzt ist Gott gnädig gewesen. Alles in Allem hat man bei nur nur eine Scheune geplündert, aber ehe man sich's versieht, könnte er bis zun: Hause dringen."

„Und im Hause würde er Schätze vorfinden," bemerkte Knrill Petrowitsch, „ich glaube das rothe Kistchen ist voll und übervoll."

„Schlimm steht es, Väterchen Knrill Petrowitsch, es war voll, und nun ist es ganz leer!"

„Laß doch das Lügen, Anton Pafnutjitfch. Wir kennen Euck. Zu Hause lebst Du wie ein Schwein, empfängst Niemanden, und Deinen Bauern ziehst Du das Fell über die Ohren. Du sparst nur, das ist Alles."

„Sie belieben immer zu scherzen, Väterchen Knrill Petrowitsch," stammelte lächelnd Anton Pafnutjitsch, „aber wir sind bei Gott ruinirt," und Anton Pafnutjitfch schluckte den gnädigen Scherz mit einen, fetten Bissen herunter. .Knrill Petrowitsch ließ ihn in Ruhe und wandte sich zum neuen Assessor, der zum ersten Male bei ihm zu Gaste war und am andern Ende des Tisches neben dem Hauslehrer saß.

„Run, Herr Assessor, beweise uns doch Deine Gewandheit und fasse uns den Dubrowskn ab."

Der Assessor bekam es mit der Angst, verbeugte sich, lächelte, stammelte und brachte endlich hervor: „Wir wollen es versuchen, Ercellenz!"

„Hm, hm — wollen es versuchen. Schon lange versucht Ihr, aber Erfolg habt Ihr keinen. Schon lange, lange versucht Ihr unsere Gegend -von den Räubern zu befreien. Niemand versteht es, die Sache richtig anzufassen. Ja, aber warum auch ihn fangen? Die Räubereien von Dubrowskn sind eine Wohlthat für die Beamten. Die Fahrten, die Untersuchungen, die von den Gütern gestellten Wagen, das ist Alles reiner Gewinn

in Eure Tasche. Wie kann man auch einem solchen Wohlthäter den Garaus machen? Nicht wahr, Herr Assessor?"
„Die reine Wahrheit, Ercellenz," antwortete der ganz verwirrte Assessor.
Die Gäste fingen an zu lachen.
„Ich liebe den wackeren Burschen wegen seiner Aufrichtigkeit", sagte Kyrill Petrowitsch.
„Aber schade ist es um den seligen Assessor Daraß Alerejewitsch, hätte man ihn nicht verbrannt, so wäre es jetzt im Bezirk ruhiger. Und was hört man über Dnbrowsky? Wo hat man ihn zum letzten Male gesehen?"
„Bei mir, Kyrill Petrowitsch," ertönte eine fette weibliche Stimme, „den letzten Dienstag hat er bei mir zu Mittag gegessen."
Alle Blicke richteten sich auf Anna Sawischna Globowa, eine einfache, wegen ihres guten und vergnügten Wesens bei Allen beliebte Wittwe. Alle waren neugierig, ihre Erzählung zu hören.
„Sie müssen missen, das; ich vor drei Wochen den Berwalter mit einem Briefe für meinen Waniuscha zur Post geschickt hatte. Ich venvöhne meinen Sohn nicht, bin mich nicht in der Lage, ihn zu verwöhnen, wenn ich es auch wollte. Sie geruhen ja aber selbst zu wissen, daß ein Garde-Offizier anständig gehalten werden muß, und ich theile, so wie ich es vermag, meine kleinen Einnahmen mit meinem Waniuscha. Nun schicke ich ihm 2000 Rubel. Wenn mir auch Dnbrowsky ein paar Mal dabei in den Sinn kam, so dachte ich doch: die Stadt ist nah, im Ganzen nur sieben Werst, am Ende hilft der liebe Gott. Abends kehrt mein Verwalter bleich, abgerissen und zu Fuß zurück. Ich stöhnte nur so auf: „Um Gottes Willen, was ist mit Dir geschehen?" „Mütterchen, Anna Sawischna," antwortete er, „die Räuber haben mich ausgeplündert, haben mich fast getödtet. Dubrowstn selbst war dabei und wollte mich aufhängen, aber er erbarmte sich meiner und entließ mich lebend. Dafür hat er nur Alles abgenommen, auch das Pferd und die Telega." Ich wurde fast ohnmächtig. Gott im Himmel! Was wird aus meinem Waniuscha? Es war nichts zu thun: ich schrieb ihm von Neuem einen Brief, erzählte ihm das Vorgefallene und schickte ihm meinen Segen, natürlich ohne einen Groschen Geld.
„Es verging eine Woche nach der anderen. Eines Dages fährt eine Kalesche auf meinen Hof. Irgend ein General bittet, mich besuchen zu dürfen, — er war mir willkommen! Es kommt ein Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren herein, brauu von Gesicht, schwarzhaarig, mit einem Schnurrbart, das richtige Ebenbild von Kulzeff, und empfiehlt sich mir als Freund und Kameraden meines verstorbenen Mannes Iwan Andreljewitsch, er wäre zufällig vorbeigefahren und hätte es nicht lassen können, bei der Wittwe einzukehren, da er wisse, daß ich hier lebe. Ich bewirthete ihn, so gut ich konnte. Wir sprachen von DubrowSki). Ich erzählte ihm meinen Kummer. Meines Generals Miene verfinsterte sich.

„Das ist sonderbar," sagte er, „ich habe gehört, das; Dubromsku nicht Jeden anhält, sondern nur bekannte reiche Leute. Sogar mit diesen theilt er und plündert sie nicht vollkommen aus. Aber irgend welcher Mordthaten beschuldigt ihn Niemand: ist hier nicht eine Spitzbüberei im Spiele? Befehlen Sie, bitte, Ihren Verwalter zu rufen."
Man holte den Verwalter. Er erschien. Als er den General erblickte, erstarrte er vor Schrecken.
„Erzähle, Brüderchen, auf welche Art Dich Dubrowskn geplündert, nnd wie er Dich hat aufhängen wollen?"
Mein Verwalter fing an zu zittern und stürzte dem General zu Füßen.
„Väterchen, ich bekenne mich schuldig: die Sünde hat mich überwältigt ... ich habe gelogen."
„Wenn es so ist," antwortete der General, „dann erzähle doch der gnädigen Frau, wie die ganze Sache verlaufen ist, und ich werde zuhören."
Der Verwalter konnte nicht zu sich kommen.
„Nun, was ist Dir?" fuhr der General fort, „erzähle, wo bist Du mit Dubrowskn zusammengekommen?"
„Bei den zwei Fichten, Väterchen, bei den zwei Fichten."
„Was hat er Dir da gesagt?"
„Er frug mich: wessen bist Du, wo fährst Du hin, wozu?"
„Nun und nachher?"
„Und nachher verlangte er den Brief und das Geld. Ich gab ihn, Beides."
„Und er?"
„Nun, er . . . Väterchen, ich bin schuldig."
„Was hat er gethan?"
„Er gab mir den Brief und das Geld zurück und fagte: Geh' Du nur mit Gott, gieb es auf der Post ab. Väterchen, ich bin schuldig."
„Ich werde schon mit Dir, Bürschchen, fertig werden," sagte drohend der General. „Und Sie, gnädige Frau, befehlen Sie, daß man den Koffer dieses Spitzbuben untersucht, und überlassen Sie ihn mir, ich werde ihm schon eine gute Lehre geben. Ich muß Ihnen sagen, daß Dubrowskn selbst Gardeoffizier gewesen ist; er wird einen Kameraden nie kränken wollen."
Ich errieth, wer seine Ercellenz sei — ich konnte mich mit ihn» ans Verhandlungen nicht einlassen. Die Kutscher banden sofort den Verwalter auf dem Bock der Kalesche fest. Das Geld wurde bei ihm gefunden; der General atz bei mir zu Mittag, dann fuhr er gleich fort und nahm den Verwalter mit sich. Am anderen Tage fand man diesen im Walde an einer Eiche feftgebundeu und gehörig durchgehauen."
Alle, besonders aber die jungen Mädchen, hörten schweigend der Erzählung von Anna Sawischna zu. Viele von ihnen wollten im Geheimen dem Dubrowsky wohl; sie sahen in ihm einen Romanhelden. Besonders that es Maria Kyrilowna, eine feurige Träumerin, die von den Erzählungen der geheimnißvollen Greuel von Radcliff ganz erfüllt war.

„Und Du, Anna Sawischna, nimmst an, daß Dubrowsky bei Dir war?" frug Kyrill Petrowitsch. „Du irrst Dich sehr. Ich weiß nicht, wer Dein Besuch war, aber Dubrowsky war es nicht."
„Wie, Väterchen, nicht Dubrowsky? Wer wird denn außer ihm die Vorübergehenden auf der Landstraße anhalten und sie durchsuchen?"
„Ich weiß es nicht, sicher aber nicht Dubrowsky. Ich erinnere mich seiner als Kind; ich weiß nicht, ob sein Haar nachgedunkelt hat, damals war er ein blondgelockter Junge — aber ich weiß ganz genau, daß Dubrowsky fünf Jahre älter ist als meine Mascha und daß er also nicht fünfunddreißig, fondern ungefähr dreiundzwanzig Jahre alt ist."
„Ganz richtig, Excellenz," verkündigte der Assessor, „ich habe das Signalement von Wladimir Dubrowsky in der Tasche. Darin ist gerade gesagt, daß er im dreiundzwanzigsten Jahre steht."
„Ah!" sagte Kyrill Petrowitsch, „das kommt recht gelegen, lefen Sie vor, und wir werden zuhören — es ist nicht übel, sein Signalement zu kennen. Am Ende kommt er Einem von uns unter die Augen, dann entkommt er nicht."
Der Assessor nahm ein ziemlich beschmutztes Blatt Papier aus der Tasche, faltete es mit Würde auseinander und sing an, gedehnt vorzulesen:
„Das Signalement von Dubrowsky, zusammengestellt nach den Aussagen seiner früheren Hofbediensteten. Von Geburt 22 Jahre alt, Größe mittel, von Gesicht klar, den Vart rasirt er, die Augen sind braun, die Haare braun, Nase gerade. Besondere Kennzeichen: solche sind nicht vorhanden."
„Und das ist Alles?" sagte Kyrill Petrowitsch.
„Alles!" antwortete der Assessor, indem er das Papier zusammenfaltete.
„Gratulire, Herr Assessor,! Ach, was für ein Papier! Nach diesem Signalement wird es uns nicht schwer werden, Dubrowsky herauszufinden. Wer ist denn nicht mittlerer Größe, wer hat keine braunen Haare, keine grade Nase, keine braunen Augen? Ich halte eine Wette, drei Stunden hintereinander würdest Du mit Dubrowsky selbst reden und nicht ahnen, mit wem Dich Gott zusammengeführt hat. Mau kann nicht anders sagen, gescheite Köpfe, die Gcrichtsbeamten!"
Der Assessor steckte ergeben sein Papier in die Tasche und machte sich schweigend daran, die Gans mit Sauerkraut zu verzehren. Unterdessen hatten die Diener Zeit gehabt, etliche Male die Gäste zu bedienen und Jedem fein Glas zu füllen. Ein paar Flaschen gewöhnlichen Schaumweines waren entkorkt und wohlwollend unter dem Namen Ehampagner angenommen worden; die Gesichter singen an zu glänzen, die Gespräche wurden lauter, unzusammenhängender und lustiger.
„Nein," fuhr Kyrill Petrowitsch fort, „wir werden schon keinen Assessor mehr sehen, wie den seligen Tarah Alerejewitsch! Er war sehr beschlagen, kein Maulaffe! Schade, daß man den wackeren Burschen verbrannt hat.

ihm wäre sonst kein Mann von der ganzen Bande entgangen. Er hätte
sie Alle, bis auf den Letzten abgefaßt. Dubrowsty selbst wäre ihm nicht
durchgeschlüpft. Taraß Alerejewitsch würde allerdings Geld von ihm an-
genommen haben, aber ihn selbst hätte er trotzdem nicht durchgelassen. So
war es Brauch bei dem Seligen. Ich sehe schon, ich muß die Sache selbst
in die Hand nehmen und mit meinen: Hausgesinde auf die Räuber Jagd
machen. Bei der ersten Gelegenheit werde ich ungefähr zwanzig Mann
beordern, und sie werden den diebischen Wald säubern: kein ängstliches Volk,
jeder Einzelne geht aus einen Bären los, vor einem Räuber wird er nicht
zurückweichen."
«Ist Ihr Bär gesund, Väterchen Knrill Petrowitsch?" fragte Anton
Pafnutjitfch, indem er sich bei diesen Worten an seinen struppigen Be-
kannten erinnerte, sowie an einzelne Spaße, deren Opfer auch er einst
gewesen.
„Mischa wünscht Euch ein langes Leben," antwortete Knrill Petro-
witsch, „er ist eines ruhmreichen Todes von der Hand eines Feindes ge-
storben. Da ist sein Vesieger!" Knrill Petrowitsch zeigte auf den französischen
Hauslehrer: „Er hat Dich gerächt. Erinnerst Du Dich seiner noch?"
„Wie sollte ich mich nicht erinnern?" sagte Anton Pafnutjitsch, sich
den Kopf kratzend, „ich erinnere mich sehr wohl. Also ist Mischa gestorben?
schade unl Mischa, bei Gott, schade um ihn! was war er für ein Spaß-
macher, was war er gescheit! einen solchen Bären findet man nicht wieder!
Und warum hat ihn der Mofsieu getüdtet?"
Knrill Petrowitsch fing mit großem Vergnügen an die Heldenthat
seines Franzosen zu erzählen, denn er hatte die glückliche Fähigkeit, mit
Allem, was ihn umgab, zu prahlen. Die Gäste hörten mit Aufmerksamkeit
der Erzählung von Mischas Tode zu und sahen mit Verwunderung auf
Deforge, der, ohne zu ahnen, daß das Gespräch über seine Tapferkeit ge-
führt wurde, ruhig auf seinem Platze saß und seinem lebhaften Zöglinge
belehrende Bemerkungen machte.
Das Diner, das ungefähr drei Stunden gedauert hatte, war zu Ende.
Der Hausherr legte die Serviette auf den Tisch. Alle standen auf und
gingen in den Salon, wo der Kaffee, Karten und die Fortsetzung der bei
Tische so herrlich angefangenen Zecherei ihrer warteten.

X.

Einzelne Gäste wollten Abends gegen sieben Uhr wegfahren, aber der
von, Punsch angeheiterte Hausherr befahl, das Thor zu schließen, und er-
klärte, daß er bis zum nächsten Morgen Niemand aus dem Hofe lassen
würde. Bald ertönte die Musik, die Thüren nach dem Saal wurden ge-
öffnet, und der Ball nahm feinen Anfang. Der Hausherr und seine nächsten
Freunde saßen in einer Ecke, tranken ein Glas nach dem anderen nnd er-

götzten sich am Frohsinn der Jugend. Die alten Damen spielten Karte».
Herren gab es wie überall, wo keine Eauallerie-Brigade steht, weniger als
Damen; alle znm Tanze brauchbaren Herren waren mit Beschlag belegt
' worden. Der Hauslehrer zeichnete sich unter ihnen aus; alle jungen Mädchen
holten ihn zum Tanze und fanden, daß es sich nüt ihn:' ausgezeichnet Walzer
tanzen ließ. Ein Paar Mal tanzte er mit Maria Knrilowna herum, und
die jungen Damen machten über sie spöttische Bemerkungen. Endlich gegen
Mitternacht hob der müde Hausherr den Tanz auf, befahl, das Souper
anzurichten, und ging selbst schlafen.

Die Abwesenheit von Kurill Petrowitsch verlieh der Gesellschaft mehr
Freiheit und Lebhaftigkeit; die Herren wagten es, die Plätze neben den Damen
einzunehmen; die jungen Mädchen lachten und flüsterten mit ihren Nachbarn;
die Damen sprachen laut über den Tisch. Die Herrn tranken, stritten und
lachten aus vollem Halse, mit einem Wort, das Souper war unendlich lustig
und hinterließ viele angenehme Erinnerungen.

Ein Mensch nur nahm an der allgemeinen Freude keinen Antheil.
Anton Pafnutjitsch saß mürrisch und schweigsam auf seinem Platze, aß zer-
streut und fchien sehr unruhig zu sein. Die Gespräche über die Nänber
hatten seine Einbildungskraft aufgeregt. Wir werden bald sehen, daß er
genügenden Grund hatte, sie zu fürchteu.

Als Anton Pafnutjitsch den lieben Gottt zun: Zeugen aufrief, daß das
rothe Kistchen wirklich leer sei, hatte er nicht gelogen und nicht gesündigt, die
rothe Kiste war wirklich leer, aber die einst darin verwahrten Papiere wäre»,
in eine lederne Tasche gewandert, die er auf der Brust, unter dem Hemde
trug. Nur durch diese Vorsichtsmaßregel beruhigte er sein geringes Vertrauen
in seine Mitmenschen und seine ewige Furchtsamkeit. Genöthigt, in einein
fremden Hause über Nacht zu bleiben, fürchtete er, man würde ihm feine
Schlafstätte in irgend einem abgelegenen Zimmer anweifen, wo Diebe leicht
einsteigeil könnten; er suchte mit den Augen nach einem Vertrauen erweckenden
Kameraden und wählte sich endlich Deforge aus. Sein Kraft verrathendes
Aeußere und besonders der, bei der Begegnung mit dem Bären — an den der
arme Anton Pafnutjitsch ohne Schaudern nicht denken konnte — bewiesene
Muth entschieden seine Wahl. Als man vom Tifche aufgestanden war, fing
Anton Pafnutjitsch an, sich räuspernd und hüstelnd um den jungen Franzosen
zu drehen, und endlich wandte er sich mit einer Ertarung an ihn:

„Hin! Hm! kann ich nicht, Mossieu, in Ihrem Zimmer, die Nacht zu-
bringen, denn sehen Sie . . ."

„<Hus ä6i>ii-e Hlonziour?" frng Deforge sich höflich verbeugend.

„Ach, was für ein Elend! Du, Mossieu, hast noch kein Russisch gelernt,
^ö vö, nioi etw2 vou,8 eouodsi-, verstehst Du denn?"

„NouziLur, trö3 volontiers," antwortete Deforge, „vcuilw? äonnsr
üos ordrsz sn eoii8«^usnce."

Mit seinen französischen Kenntnissen sehr zufrieden, ging Anton Pafnutjitsch, seine Anordnungen gleich zu treffen.

Die Gäste nahmen von einander Abschied. Jeder begab sich in das ihm angewiesene Zimmer, nur Anton Pafnutjitsch ging mit dem Hauslehrer nach dem von ihm bewohnten Flügel. Die Nacht war dunkel. Deforge beleuchtete den Weg mit einer Laterne. Anton Pafnutjitsch folgte ihn, ziemlich muthig und drückte zuweilen verstohlen die verborgene Tasche an die Brust, um sich zu überzeugen, das; das Geld noch bei ihn: sei.

Im Flügel angekommen, steckte der Hauslehrer ein Licht an, und Beide singen an, sich auszukleiden. Anton Pafnutjitsch ging dabei in: Zimmer auf und ab, besah die Schlösser und die Fenster und schüttelte den Kopf bei dieser wenig tröstlichen Besichtigung. Die Thüre konnte man nur mit einem Riegel schließen, und die Fenster hatten keine doppelte Rahmen. Er versuchte sein Leid Deforge zu klagen, aber seine französischen Kenntnisse waren für eine solche zusammenhängende Erklärung zu begrenzt. Der Franzose verstand ihn nicht, und Anton Pafnutjitfch war gezwungen, seine Klagen zu unterlassen. Die Betten standen einander gegenüber. Beide legten sich hin, und der Hauslehrer löschte das Licht aus.

„I'nurciuoi vou3 lösche, poulyuoi von» lösche?" rief Anton Pafnutjitfch, indem er das Zeitwort löschen auf französisch conjugirte. „Ich kann nicht ckormir im Dunkeln.

Deforge verstand seine Ausrufungen nicht undwünschte ihm eine gute Nacht.

„Verdammter Ungläubiger," brummte Epitzin, sich in seine Decke hüllend. „Brauchte er auch das Licht auszulöschen! Um so schlimmer für ihn. Ich kann nicht ohne Licht schlafen. Mossieu, Mossieu," fuhr er fort, ,,<Iö v6 n,veo vuu8 parier".

Doch der Franzose gab keine Antwort und fing bald an zu schnarchen.

„Er schnarcht, die Bestie, der Franzose," dachte Anton Pafnutjitsch, und mir will der Schlaf gar nicht in die Augen kommen, ehe man sich's versieht, kommen die Diebe durch's Fenster herein, und ihn, die Bestie, kriegt man mit Kanonen nicht wach, Mossieu, Sie Mossieu! — Der Teufel hole Dich!"

Anton Pafnutjitsch schwieg. Die Müdigkeit und die Weindämpfe überwältigten nach und nach seine Furchtsamkeit; er sing an an zu schlummern, und bald umsing ihn tiefer Schlaf.

Ein sonderbares Erwachen stand ihm bevor. Er fühlte im Schlaf, das; ihn Jemand leise am Hemdkragen zupfte. Anton Pafnutjitsch öffnete die Augen und erblickte vor sich, beim fahlen Scheine des Herbstmorgens, Deforge; der Franzose hielt in der einen Hand eine Taschenpistole, mit der anderen knöpfte er die uerhängnißvolle Tasche ab, Anton Pafnutjitsch vergingen die Sinne.

„Ha'sütx'L czuö c'sst, Äozzieu, ^'est-cs yu6 c'szt?" brachte er mit zitternder Stimme heruor.

„Stille! Schweigen Sie!" antwortete der Hauslehrer in guter russischer Sprache, „schweigen Sie oder Sie sind verloren. Ich bin — Tubrowsku."

XI.

Jetzt werden wir den Leser um Erlaubnis; bitten, die letzten Ereignisse unserer Erzählung durch die vorangegangenen Umstände, die wir noch nicht Zeit gehabt haben mitzutheilen, zu erklären.

Auf der Station"*, im Hause des Postmeisters, von dem wir schon gesprochen haben, saß in einer Ecke des Zimmers ein Durchreisender von bescheidenen« und geduldigem Aussehen, das ihn als einen Ausländer kenn-zeichnete oder als einen Mann, dessen Wünsche auf den Postmeister keinen Einfluß ausübten. Seine Britschka, deren Räder geschmiert werden sollten, stand auf dem Hofe. Tarin lag ein kleiner Koffer, ein deutlicher Beweis eines sehr bescheidenen Vermögens. Ter Turchreifende verlangte weder Thee noch Kaffee, sah aus dein Fenster und pfiff, zum großen Mißvergnügen der Hausfrau, die hinter einer fpanifchen Wand faß.

„Da hat uns Gott einen Pfeifer gefchickt," fagte sie halblaut, „was der pfeift! Daß er platze, der verdammte Ungläubige."

„Nun und warum nicht?" sagte der Postmeister, „was ist es denn für eiu Unglück? laß' ihn nur pfeifen."

„Was für ein Unglück?" erwiderte die erzürnte Frau, „kennst Du denn nicht die Vorbedeutung?"

„Was für eine Vorbedeutung? Daß das Pfeifen das Geld heraus-treibt? Ach, Pahomowna: ob man bei uns pfeift oder nicht, Geld ist doch keines da."

„Aber so entlaß ihn doch, Sidoritsch. Was hast Du für eine Lust, ihn zurück zu halten. Gieb ihm Pferde und mag er zum Teufel gehen."

„Er wird warten, Pahomowna, im Stalle sind im Ganzen nur drei Trockas, die vierte ruht sich aus. Ehe man sich's versieht, kommen ordent-liche Durchreisende an, ich will nicht mit «»einem Kopfe für den Franzofen verantwortlich sein. Und siehe da: habe ich nicht Recht? Da kommt was und wie schnell! Ist es am Ende gar ein General?"

Die Kalesche blieb an der Treppe stehen. Der Diener sprang vom Nock herunter, öffnete den Schlag, und gleich darauf trat ein junger Mann, in einen Militärmantel gehüllt und mit einer weihen Mütze auf dem Kopfe ein; hinter ihm trug der Tiener eine Kiste und stellte sie auf die Fensterbank.

„Pferde her!" fagte der Offizier mit einer befehlenden Stimme.

„Sogleich!" antwortete der Posthalter, „bitte gefälligst um den Reisepaß."

„Habe keinen Reisepaß. Ich fahre feitwärts. . . Erkennst Dil mich denn nicht?"

Ter Vorsteher «lachte sich zu schaffen und lief, die Kutscher zur Eile anzutreiben. Ter junge Mann sing an im Zimmer auf und abzugehen.

trat hinter die spanische Wand und frug leise die Vorsteherin: „Wer ist der Durchreisende?"
„Gott weist es," antwortete sie, „irgend ein Franzose, nun sind es schon fünf Stunden her, das; er aus Pferde wartet und pfeift. Er langweilt einen, der Verdammte."
Der junge Mann begann mit dem Durchreisenden französisch zu sprechen.
„Wo fahren Sie hin?" frug er ihn.
„In die nächste Stadt," antwortete der Franzose, „von da begebe ich mich zu einem Gutsbesitzer, der mich, ohne mich gesehen zu haben, zum Hauslehrer engagirt hat. Ich dachte schon heute an Ort und Stelle zu sein, aber der Herr Vorsteher hat anders beschlossen. In diesem Lande ist es schwer, Pferde zu bekommen, Herr Offizier.
„Und bei welchen, der hiesigen Gutsbesitzer treten Sie in Dienst?" frug der Offizier.
„Vei Droekuross," antwortete der Franzose.
„Bei Troekuroff? Wer ist dieser Troekurosf?"
,,N» toi, moumsui-, ich habe wenig Gutes von ihm geHort. Man sagt, er sei ein stolzer und eigenwilliger Mann, grausam in der Behandlung seiner Hausgenossen, daß Niemand sich mit ihm einleben könne, daß Alle bei seinem Namen zittern, daß er mit den Hauslehrern wenig Umstände mache."
„Gott bewahre! uud Sie entschließen sich, bei einem solchen Ungeheuer in den Dienst zu treten?"
„Was ist da zu machen, Herr Offizier? Er bietet nur ein gutes Gehalt, 3000 Rubel jährlich, und Alles frei. Ich habe eine alte Mutter: die Hälfte des Gehaltes werde ich ihr zum Leben schicken, von dem übrigen Gelde kann ich in fünf Jahren ein kleines Eapital ersparen, welches genügt, meine zukünftige Unabhängigkeit zu sichern. Dann bou 8oir, ich fahre nach Paris uud stürze mich in kaufmännische Unternehmungen."
„Kennt Sie Jemand im Hause Troekuroffs?"
„Niemand," antwortete der Hauslehrer, „er hat mich aus Moskau durch einen feiner Freunde kommen lassen, dessen Koch mein Landsmann ist und mich empfohlen hat. Sie müssen nämlich wissen, daß ich mich nicht als Lehrer, sondern als Conditor ausgebildet habe, aber man hat mir gesagt, daß in Ihrem Lande der Stand der Lehrer vortheilhafter sei."
Der Offizier wurde nachdenklich.
„Hören Sie," unterbrach er den Franzofen, „wie wäre es, wenn man Ihnen statt dieser Zukunft 10 000 Rubel baar, unter der Bedingung anböte, daß Sie augenblicklich nach Paris zurückkehren?"
Der Franzose sah den Offizier mit Staunen an, lächelte und schüttelte den Kopf.
„Die Pferde sind fertig!" sagte der eintretende Vorsteher.
Der Diener bestätigte dasselbe.

„Gleich," antwortete der Offizier. „Geht auf einen Augenblick hinaus."
Der Vorsteher und der Diener entfernten sich.
„Ich scherze nicht," fuhr er auf französisch fort, „ich kann Ihnen
10 000 Rubel geben und verlange dafür nur Ihre Papiere und Ihr
Verschwinden."
Bei diesen Worten öffnete er die stifte und nahm ein paar Haufen
Banknoten heraus. Der Franzose ritz die Augen auf. Er wutzte nicht,
was er denken follte.
„Mein Verschwinden . . . meine Papiere?" wiederholte er mit Staunen.
„Hier sind meine Papiere . . . aber Sie spähen! Wozu brauchen Sie
meine Papiere?"
„Das geht Tie nichts an. Ich frage Sie, sind Sie einverstanden
oder nicht?"
Der Franzose, immer noch seinen Ohren nicht trauend, reichte seine
Papiere dem jungen Offizier, der sie rasch durchsah.
„Ihr Patz ... gut; der Empfehlungsbrief . . . wollen wir sehen
der Geburtsschein . . . vorzüglich. Nun, hier haben Sie Ihr Geld, kehren
Sie zurück! Leben Sie wohl."
Der Franzose war wie versteinert. Der Offizier kam wieder.
„Ich hätte das Wichtigste' fast vergessen: geben Sie mir Ihr Ehren-
wort, daß Alles, was geschehen ist, zwischen uns bleibt . . . Ihr Ehrenwort!"
„Mein Ehrenwort," antwortete der Franzose. „Aber meine Paviere?
Was werde ich ohne sie anfangen?
„In der ersten Stadt theilen Sie mit, Dubrowskn habe Sie ge-
plündert. Man wird Ihnen glauben und Ihnen die nöthigen Zeugnisse
geben. Leben Sie wohl; gebe Gott, datz Sie bald Paris erreichen und
Ihre Mutter in guter Gesundheit vorfinden."
Dubrowskn verlietz das Zimmer, fetzte sich in den Wagen und raste fort.
Der Postmeister sah aus dem Fenster, und als der Wagen fortgefahren
war, wandte er sich zu feiner Frau mit dem Ausruf:
„Pahomowna! weißt Dn was? das war ja Dubrowskn!"
Die Postmeisterin lief in der grötzten Eile zun: Fenster, aber es war zu
spät. Dubrowskn war schon weit. Sie fing an, ihren Mann auszuzanken.
„Den lieben Gott fürchtest Du nicht, warum hast Du es mir nicht
früher gefugt, ich hätte wenigstens einen Blick auf Dubrowskn werfen
können, jetzt aber kann man warten, bis er wieder einkehrt. Gewissenlos
bist Du, wirklich gewissenlos!"
Der Franzose stand wie angenagelt. Die Verabredung mit dem
Offizier, das Geld — Alles schien ihm ein Traum zu sein. Aber die
Haufen Banknoten waren da, bei ihm in der Dafche, und bezeugten beredt
die Wirklichkeit des wunderbaren Ereignisses.
Er entschloß sich, bis zur nächsten Stadt Pferde zu miethen. Aber
der Kutscher fuhr ihn im Schritt und brachte ihn bei Nacht zur Stadt.

Ehe sie den Schlagbaum, an welchem statt einer Schildwache ein ver-
fallenes Schilderhaus stand, erreicht hatten, befahl der Franzose zu halten,
kletterte aus der Britfchka heraus und ging zu Fuß weiter, nachdem er
durch Zeichen dein Kutscher erklärt hatte, daß er ihm die Nritfchke und den
Koffer als Trinkgeld schenke. Ter Kutscher war gerade so bestürzt über
diese Freigiebigkeit, wie der Franzose über das Anerbieten von Tubrowsky
gewesen war. Aber da er daraus den Schluß zog, der Franzose wäre
verrückt geworden, dankte ihm der Kutscher nur durch einen eifrigen Gruß.
Er hielt es nicht für angemessen, in die Stadt hineinzufcchreu, sondern er
begab sich in ein ihm bekanntes Vergnügungslocal, dessen Wirth sein Freund
war. Dort verbrachte er die ganze Nacht, und am anderen Morgen kehrte
er mit den Pferden heim, aber ohne Britfchka und ohne Koffer, mit einem
geschwollenen Gesicht und rothen Augen.

Nachdem Tubrowsky von den Papieren des Franzosen Besitz ergriffen
hatte, erschien er, wie wir es gesehen haben, dreist bei Troekuroff und ließ
sich in dessen Hause nieder. Was er auch für geheime Absichten dabei hatte,
<wir werden dieselben später erfahren), in seinem Benehmen zeigte sich
nichts Tadelswerthes. Es ist wahr, daß er sich wenig um die Erziehung
des kleinen Sascha kümmerte. Er gab ihm volle Freiheit, seine Streiche zu
verüben, und sah nicht streng nach den Aufgaben, die nur der Form wegen
aufgegeben wurden; dafür beobachtete er mit dem größten Fleiße die musi-
talischen Fortschritte seiner Schülerin und saß oft stundenlang mit ihr am
Elavier. Alle liebten den jungen Hauslehrer: Kyrill Petrowitsch wegen seiner
muthigen Gewandtheit auf der Jagd, Maria Kyrilowna wegen seiner grenzen-
losen Aufmerksamkeit und sklavischen Ergebenheit, Sascha wegen der Nachsicht
bei seinen Streichen, die Leute wegen seiner, mit seinem Vermögen scheinbar
unvereinbaren Freigebigkeit. Er selbst schien an der ganzen Familie zu
hängen und sich als deren Mitglied zu betrachten.

Ein paar Monate waren seit seinem Eintritt in den Hanslehrerstand
bis zu dein denkwürdigen Feste verstrichen, und Niemand argwöhnte, daß sich
hinter dem bescheidenen jungen Franzosen der schreckliche Näuber verbarg,
dessen Name die benachbarten Gutsbesitzer in Schrecken versetzte. Während
dieser ganzen Zeit hatte sich Tubrowsky von Pokrowskoe nicht entfernt.
Trotzdem beruhigten sich die Gerüchte über seine Näubereieu nicht, dank der
erfinderischen Einbildungskraft der Landbewohner; aber es konnte auch sein,
daß die Bande in Abwesenheit des Anführers ihre Thaten fortsetzte. Als
er nun in einein Zimmer mit einem Manne übernachtete, den er als seinen
persönlichen Feind und einen der Hauptschuldigen an seinein Unglücke be-
trachten mußte, hatte Tubrowsky der Versuchung nicht widerstehen können.
Tas Vorhandensein der Tasche war ihm bekannt, und er faßte den Entschluß,
sich ihrer zu bemächtigen. Wir haben gesehen, in welche Bestürzung er den
armen Anton Pafnutjitsch durch die Verwandlung des Hauslehrers in einen
Räuber versetzt hatte.

XII.

Morgens um neun Uhr versammelten sich die Gäste, welche in Pokrowskoe übernachtet hatten, Einer nach dem Änderen in dem Salon, wo der Samowar schon kochte, vor welchen, Maria Kyrilowua im Morgenkleide saß und Kyrill Petrowitsch im Friesrock und in Pantoffeln seine breite, einem Spülnapfe ähnliche Tasse austrank. Ganz zuletzt erschien Anton Pafnutjitsch. Er war so blaß und schien so verstört, daß sein Aussehen Allen auffiel und Knrill Petrowitsch sich nach seiner Gesundheit erkundigte. Spitzin antwortete ganz ohne Sinn und blickte mit Entsetzen nach den, Hauslehrer, der auch dabei saß, als ob nichts vorgefallen wäre. Nach ein Paar Mnuten trat der Diener ein und meldete Spitzin, daß sein Wagen vorgefahren fei. Anton Pafnutjitfch beeilte sich, Abschied zu nehmen, verließ hastig, ohne auf die Ermahnungen des Hausherrn zu achten, das Zimmer und fuhr davon. Die Gäste und der Hausherr begriffen nicht, was mit ihn, vorgegangen fei, nnd Kyrill Petrowitsch entschied, er habe sich überfressen. Nach dem Thee und dem Abschiedsfrühstück machte,, sich auch die anderen Gäste auf den Weg. Bald leerte sich Pokrowskoe, und Alles kehrte in die gewohnte Ordnung zurück.

Es vergingen ein paar Tage, und nichts Bemerkenswerthes fiel vor. Das Leben der Einwohner von Pokrowskoe war einförmig. Knrill Petrowitsch fuhr täglich auf die Jagd. Lektüre, Spaziergänge, Musikstunden beschäftigten Maria Knrillowna, besonders aber die Musikstunden. Sie sing an das eigene Herz zu verstehen und gestand sich mit unwillkürlichen, Verdruß, daß es gegen die Eigenschaften des jungen Franzosen nicht gleichgültig sei. Er trat seinerseits nicht aus den Grenzen der Achtung und der strengen Schicklichkeit heraus und beruhigte dadurch ihren Stolz und ihre ängstlichen Zweifel. Sie gab sich mit immer größerem Vertraue,, der süßen Gewohnheit des Zusammenseins hin. Sie langweilte sich ohne Teforge, beschäftigte sich in seiner Gegenwart fortwährend nur mit ihm, wollte über Alles seine Meinung kennen und war immer mit ihn, emuerstanden. Vielleicht war sie noch nicht verliebt, aber bei den, ersten unerwarteten Hinderniß, welches ein tückisches Schicksal ihr in den Weg stellen würde, mußte die Flamme der Leidenschaft in ihrem Herzen auflodern.

Als sie eines Tages in den Saal eintrat, wo sie der Hauslehrer erwartete, bemerkte Maria .«yrilowna mit Erstaunen Bestürzung auf feinem bleichen Gesicht. Sie öffnete das Elavier, sang ein paar Töne, aber unter dem Vorwande von Kopfschmerzen entschuldigte sich Tubrowsku, unterbrach die Stunde, nnd beim Schließen der Notenhefte übergab er ihr heimlich einen Zettel. Maria Kyrilowna nahm ihn an, ohne Zeit zu haben, sich die Sache zu überlegen, und bereute es im selben Augenblick, aber Tubrowsky war nicht mehr in, Saale. Maria Kurilowna ging in ihr Zimmer, entfaltete den Zettel und las folgendes: „Seien Sie heute um sieben Uhr in der Laube am Bache: ich muß Sie durchaus sprechen."

Ihre Neugierde war lebhaft erregt: Sie erwartete schon lange eine Erklärung, wünschte und fürchtete sie zugleich. Es wäre ihr angenehm gewesen, die Bestätigung dessen zu vernehmen, was sie vermuthete; sie fühlte aber, das; es nicht passend für sie sei, eine solche Erklärung von einem Manne zu hören, der wegen seiner Stellung nicht hoffen durfte, ihre Hand zu erringen. Sie entschloß sich dennoch, zur Zusammenkunft zu gehen, war aber schwankend, auf welche Weise sie die Erklärung des Hauslehrers aufnehmen sollte — ob niit aristokratischein Unwillen, niit einer Ermahnung zur Freundschaft, mit einem lustigen Scherz oder mit wortloser Theilnahme. Unterdessen sah sie jeden Augenblick nach der Uhr. Es fing an zu dämmern; man brachte die Lichter; Kyrill Petrowitsch setzte sich zum Boston mit angekommenen Nachbaren, die Eßzimmeruhr schlug ein Viertel vor sieben, und Maria Kyrilowna trat leise auf die Treppe, sah sich nach allen Seiten um und lief in den Garten.

Die Nacht war dunkel, der Himmel mit Wolken bedeckt, auf zwei Schritt Entfernung konnte man nicht sehen, aber Maria Kyrilowna ging trotzdem auf den bekannten Pfaden zu der Laube. Hier blieb sie stehen, um Athem zu holen und mit einem gleichgiltigen und ruhigen Gesicht vor Deforge zu treten. Aber Deforge stand fchon vor ihr.

„Ich danke Ihnen," sagte er niit leiser und trauriger Stimme, daß Sie mir meine Bitte nicht abgeschlagen haben. Ich wäre in Verzweiflung gewesen, wenn Sie nicht eingewilligt hätten."

Maria Kyrilowna antwortete mit einer vorbereiteten Phrase: „Ich hoffe, daß Sie mich nicht zwingen werden, meine Nachsicht zu bereuen."

Er schwieg und sammelte, wie es schien, Muth.

„Die Verhältnisse verlangen ... ich muß Sie verlassen," sagte er endlich, „Sie werden vielleicht bald hören . . . aber vor der Trennung muß ich selbst mich Ihnen erklären."

Maria Kyrilowna gab keine Antwort. Sie sah in diesen Worten die Einleitung zu seinein Liebesgeftändniß.

„Ich bin nicht das, was Sie annehmen," fuhr er fort, den Kopf senkend, „ich bin nicht der Franzose Deforge — ich bin Dubrowsky."

Maria Kyrilowna schrie auf.

„Fürchten Sie nichts, um Gottes Willen; Sie dürfen sich nicht vor meinem Namen fürchten. Ja, ick bin dieser Unglückliche, den Ihr Vater, nachdem er ihn seines Brotes beraubt, aus seinem elterlichen Hause gejagt nnd auf die Landstraße getrieben hat. Aber Sie brauchen mich nicht zu fürchten, weder für sich noch für ihn. Es ist Alles vergessen .... ich habe ihm verziehen; Sie haben ihn gerettet. Meine erste blutige That sollte an ihm vollbracht werden. Ich umschlich sein Haus, die Stelle bezeichnend, wo das Feiler aufflackern sollte, von wo ich in sein Schlafzimmer eindringen, wie ich ihm alle Wege zur Flucht abschneide« würde. In diesem Augenblicke gingen Sie, wie eine himmlische Erscheinimg, an nur vorüber, und mein

Herz beruhigte sich alsbald. Ich verstand, daß das Haus, welches Sie bewohne», geheiligt, daß kein einziges, durch die Bande des Blutes mit Ihnen verknüpfte Geschöpf meinem Fluche verfallen sei. Die Rache erschien mir als Wahnsinn. Tage lang streifte ich durch die Gärten von Pokrowstoe in der Hoffnung, Ihr weißes Kleid zu erblicken. Ich folgte Ihnen auf Ihren unvorsichtigen Spaziergängen, indem ich mich von Gebüsch zu Gebüsch schlich, glücklich im Gedanken, daß es für Sie keine Gefahr da giebt, wo ich heimlich anwesend bin. Endlich bot sich eine Gelegenheit .... ich ließ mich in Ihrem Hause nieder. Diese drei Wochen waren für mich Tage des Glücks, die Erinnerung an sie wird die Freude meines traurigen Lebens sein .... Heute habe ich eine Nachricht erhalten, nach welcher es nur unmöglich ist, hier zu bleiben. Ich trenne mich von Ihnen heute, sogleich .... Aber vorher mußte ich mich Ihnen entdecken, damit Sie mir nicht fluchen, mich nicht verachten. Denken Sie zuweilen an Dubrowskn, der für eine andere Bestimmung geboren war, dessen Seele Sie zu lieben verstand, welcher niemals . . . ."

Hier ertönte ein lauter Pfiff. Dubrowskn schwieg. Er ergriff ihre Hand und drückte sie an seine brennenden Lippen. Der Pfiff wiederholte sich. „Leben Sie wohl," sagte Dubrowskn, „man ruft mich; ein Augenblick länger kann mich in's Verderben stürzen."

Er entfernte sich . . . Maria Knrilowna stand unbeweglich! Dubrowskn kam zurück und ergriff von Neuem ihre Hand.

„Wenn Sie jemals ein Unglück erreicht und Sie von Niemandem Hilfe oder Schutz erwarten, versprechen Sie nur, sich dann an mich zu wenden, von mir Alles zu Ihrer Rettung zu verlangen? Versprechen Sie mir, meine Ergebenheit nicht von sich zu stoßen?"

Maria Kyrilowna weinte schweigend. Der Pfiff ertönte zum dritten Mal.

„Sie stürzen mich in's Verderben!" rief Dubrowskn, „aber ich werde Sie nicht verlassen, ehe Sie mir Antwort gegeben haben, versprechen Sie es oder nicht?"

„Ich verspreche es!" flüsterte das unglückliche Mädchen. — Durch die Zusammenkunft mit Dubrowskn lebhaft erregt, kehrte Maria Kyrilowna aus dein Garten zurück. Es kam ihr vor, als ob viele Menschen auf dem Hofe wären. An der Treppe stand eine Troika, die Leute liefen umher, das Haus war in Bewegung; von Weitem hörte sie die Stimme von Knrill Petroivitsch, und sie fürchtete, ihre Abwesenheit wäre bemerkt worden. Im Saale kam ihr Knrill Petrowitsch entgegen; die Gäste hatten unseren Bekannten, den Assessor, umringt und bestürmten ihn mit Fragen. Der Assessor im Reiseanzuge, von: Kopf bis zu den Füßen bewaffnet, antwortete ihnen mit einen: geheimnißvollen und geschäftigen Gesicht.

„Wo warst Du, Mascha?" frug Knrill Petrowitsch, „bist Du Herrn Deforge begegnet?"

Mascha vermochte es kaum, verneinend zu antworten.

„Denke Dir," fuhr Kyrill Petrowitsch fort, „der Assessor ist gekommen,
ihn zu verhaften, und versichert mir, er wäre Dubrowsky selbst."
„Alle Kennzeichen, Ercellenz . . ." sagte ehrerbietig der Assessor.
„Ach, Brüderchen," unterbrach ihn Kyrill Petrowitsch, „scheere Dich,
Du weißt wohin, mit Deinen Kennzeichen. Ich gebe Dir meinen Franzofen
nicht heraus, bis ich nicht selbst die Sache untersucht habe. Wie kann
man dem Worte von Anton Pafnutjitsch, einem Feigling und Bauern,
Glauben schenken? Es ist ihm vorgekommen, als ob der Hauslehrer ihn
habe berauben wollen. Warum hat er niir an, selben Morgen kein Wort
davon gesagt ..."
„DerFranzose hatte ihn eingeschüchtert, Excellenz," antwortete der Assessor,
„und hatte ihn» einen Eid abgenommen, zu schweigen."
„Albernes Geschwätz," entschied Petrowitsch, „ich werde gleich Alles
in's Klare ziehen ... Wo ist denn der Hauslehrer?" frug er den ein-
tretenden Diener.
„Man kann ihn nirgends finden," antwortete diefer.
„So finde man ihn auf!" rief Troeturoff, der zu zweifeln begann.
„Zeige mir Dein berühmtes Signalement," sagte er dem Assessor, der so-
gleich sein Papier überreichte. „Hm! hm! dreiundzmanzig Jahre u. s. w.
Es ist so, aber es beweist noch nichts. Wie ist's mit dem Hauslehrer?"
„Man kann ihn nicht finden," war wieder die Antwort.
Kyrill Petrowitsch fing an sich zu beunruhigen. Maria Kyrilomna war
mehr todt, als lebendig.
„Du bist blaß, Mascha," bemerkte ihr Vater, „hat man Dich er-
schreckt?"
„Nein, Papa," antwortete Mascha, „ich habe Kopfschmerzen."
„Geh' in Dein Zimmer, Mascha, und ängstige Dich nicht weiter."
Mascha küßte ihni die Hand und ging so schnell wie möglich in ihr
Zimmer. Dort warf sie sich auf's Bett und schluchzte in einem hysterischen
Anfall. Die Mädchen liefen herbei, kleideten sie aus und vermochten es
kaum sie mit kaltem Wasser und allen möglichen Essenzen zu beruhigen.
Man legte sie zu Nett, und sie fchlummerte ein.
Den Franzofen konnte man inzwischen nicht finden. Kyrill Petrowitsch
ging im Zimmer auf und ab, laut „der Donner des Sieges ertöne" pfeifend.
Die Gäste flüsterten miteinander, und der Assessor schien gefoppt zu sein,
denn den Franzosen fand man nicht. Er hatte Zeit gehabt zu verschwinden,
war wohl gar gewarnt worden. Aber durch wen und wie? Das blieb
ein Geheimniß.
Es schlug elf Uhr, und Niemand dachte an Schlaf. Endlich fagte
Kyrill Petrowitsch gereizt zu dem Assessor: „Nun? Du willst doch nicht
bis zun. Morgen hier bleiben; mein Haus ist kein Wirthshaus. Mit
Deiner Geschicklichkeit fängt man Dubrowsky nicht, wenn es wirklich Dubrowsky
ist. Gehe also heim und sei in Zukunft gewandter. Auch für Sie ist es

Zeit, nach Hause zu fahren," fuhr er fort, sich zu den Gästen wendend, „Lassen Sie anspannen, und ich will schlafen."

So ungnädig trennte Troekuroff sich von seinen Gästen.

XIII.

Es verging wieder einige Zeit ohne besonderen Zwischenfall, bis sich zu Anfang des folgenden Sommers viele Veränderungen im Familienleben von Knrill Petrowitfch ereigneten. Dreißig Werst von ihm entfernt lag das reiche Nesitzthum des Fürsten Wereisky. Der Fürst hatte sich lange im Auslande aufgehalten. Seine Güter wurden von einem uerabfchiedeten Major verwaltet, und es bestanden gar keine Beziehungen zwischen Pokrowskoe uno Arbatow. Ende Mai kehrte der Fürst vom Auslande zurück und kam auf fein Gut, das er noch nie gefehen hatte. Er war an Zerstreuungen gewöhnt und konnte die Einsamkeit nicht vertragen. Drei Tage nach seiner Ankunft fuhr er zum Mittagessen zu Troekuroff, mit dem er in früherer Zeit bekannt gewesen war.

Der Fürst war fünfzig Jahre alt, schien aber viel älter zu sein. Ausschweifungen jeder Art hatten seine Gesundheit untergraben und ihm ihr unauslöschliches Siegel aufgedrückt. Trotzdem war fein Aeußeres ein angenehmes, bemerkenswerthes, und die Gewohnheit, immer in Gesellschaft zu sein, gab ihm besonders den Frauen gegenüber eine gewisse Liebenswürdigkeit. Er hatte ein immerwährendes Bedürfniß nach Zerstreuung, da er sich stets langweilte. Knrill Petrowitfch war sehr mit seinem Besuche zufrieden, da er denselben als Zeichen der Achtung von Seiten eines die Welt kennenden Mannes betrachtete. Seiner Gewohnheit gemäß ehrte er ihn durch die Besichtigung semer Anstalten und führte ihn auch nach dem Hundezwinger. Der Fürst jedoch erstickte fast in der Hundeatmosphäre und eilte wegzugehen, sich die Nase mit einem parfümirten Schnupftuche zuhaltend. Der alterthümlicke Garten mit feinen beschnittenen Linden, deni viereckigen Teiche und den regelmäßigen Alleen gefiel ihm nicht: er liebte nicht die englischen Gärten und die sogenannte Natur, aber trotzdem lobte uud bewunderte er Alles. Der Diener meldete, das Essen sei aufgetragen. Sie gingen zu Tisch. Der Fürst, von seinem Spaziergange ermüdet, bereute fast scho» seinen Besuch.

Im Saale empfing sie Maria Knrilowna, über deren Schönheit der alte Eourmacher betroffen ward. Troekuroff sehte den Gast neben sie. Der Fürst war durch ihre Gegenwart angeregt und erheitert, und es gelang ibm verschiedene Male ihre Aufmerksamkeit durch seine interessanten Erzählungen zn fesseln. Nach Tische bot ihm Kyrill Petrowitfch an, einen Spazierritt zu machen. Der Fürst entschuldigte sich, indem er auf feine sammtnen Stiefel zeigte nnd über sein Podagra scherzte. Statt dessen schlug er eine Fahrt im Wagen vor, um sich von seiner lieben Nachbarin nicht trennen zu müssen. Der Wagen wurde angespannt, die alten Herrn setzten sich mit dieser zu drei hiuein und fuhren davon. Das Gespräch stockte nicht. Maria Knrilowna

hörte mit Vergnügen die schmeichelhaften und unterhaltenden Redensarten des Weltmannes an, als sich plötzlich Wereisky zu Kyrill Petrowitsch wandte und ihn fing, was dieses abgebrannte Gebäude bedeute und ob es ihn« gehöre. Kyrill Petrowitschs Gesicht verfinsterte sich; die Erinnerungen, welche der abgebrannte Hof wachrief, waren ihm unangenehm. Er antwortete, die Besitzung wäre jetzt die seinige; sie habe früher Dubrowsky angehört.
„Dubrowsky?" wiederholte Wereisky, „wie, diesem tapferen Räuber?"
„Seinem Vater," antwortete Troekuroff, „auch sein Vater war ein gehöriger Räuber."
„Wo ist denn unser Rinaldo geblieben? Ist er ergriffen, ist er noch am Leben?"
„Am Leben und in Freiheit. Doch da wir davon sprechen, Fürst, Dubrowsky war ja auch bei Dir in ***?"
„Ja, im vorigen Jahre hat er, wie es scheint, bei mir etwas in Brand gesteckt oder geplündert. Nicht wahr, Maria Kyrilowna, es wäre interessant, diesen Romanhelden näher kennen zu lernen?"
„Was ist daran Interessantes?" sagte Troekuroff, „sie ist ja mit ihm bekannt. Er gab ihr während drei Wochen Musikstunden, doch hat er, Gott sei Dank, nichts dafür genommen."
Hier fing Kyrill Petrowitfch an, die Geschichte vom vermeintlichen französischen Hauslehrer zu erzählen. Maria Kyrilowna saß wie auf Nadeln. Nachdem Wereisky Alles mit großer Aufmerksamkeit angehört hatte, fand er es höchst sonderbar, änderte aber das Gespräch. Nach der Rückkehr befabl er sofort seinen Wagen, und trotz der dringenden Bitten von Kyrill Petrowitsch, über Nacht zu bleiben, fuhr er gleich nach den, Thee fort, doch nicht ohne zuvor Kyrill Petrowitsch gebeten zu haben, ihn mit Maria Kyrilowna zu besuchen. Der stolze Troekuroff versprach es, da er Wereisky, der den Fürstentitel trug und im Besitze von zwei Ordenssternen und von 3M0 ererbten Seelen mar, gewissermaßen als seines Gleichen betrachtete.

XIV.

Zwei Tage nach dessen Besuche begab sich Kyrill Petrowitsch mit seiner Tochter zum Fürsten Wereisky. Als er nach *** Heranfuhr, konnte er nicht genug die reinlichen und freundlichen Bauernhäuser und das steinerne, im Geschmack« englischer Schlösser gebaute Herrenhaus bewundern. Vor dem Hause breitete sich eine tiefgrüne Wiese aus, auf welcher Schweizer Kühe mit hellläutenden Schellen weideten. Ein geräumiger Park umgab das Haus von allen Seiten. Der Hausherr empfing die Gäste an der Treppe und bot der jungen Schönen seinen Arm an. Sie traten in einen prachtvollen Saal, wo der Tisch für drei Personen gedeckt war. Der Fürst führte seine Gäste an's Fenster, wo sich ihnen eine reizende Aussicht darbot. Vor ihnen floß die Wolga, auf der beladeue Barken unter aufgespannten Segeln schwammen, und Schifferboote, die so bezeichnend Seelen-

Verkäufer heißen, blitzschnell uorüberflogen. Auf der anderen Seite des Flußes zogen sich Hügel und Felder hin, verschiedene Dörfer belebten die Umgegend. Tann besichtigten sie die Bildergalerie, die der Fürst im Auslände erworben hatte. Er erklärte Maria Kyrilowna den Gegenstand, welchen sie behandelten, ihre verschiedenen Eigenschaften, die Geschichte der Maler und hob ihre Vorzüge und Mängel hervor. Er besprach die Bilder nicht im conventionellen Tone eines pädagogischen Kenners, sondern mit Gefühl und Phantasie. Maria Kyrilowna hörte ihn« mit Vergnügen zu. Man ging zu Tisch. Troekurosf zollte den Weinen seines Gastgebers, sowie der Kunst des Koches seine Anerkennung, und Maria Kyrilowna empfand weder Verlegenheit noch Zwang im Gespräche mit einen, Manne, den sie erst zum zweiten Mal im Leben sah. Nach Tisch schlug der Hausherr seinen Gästen vor, in den Garten zu gehen. Sie tranken Kaffee in einer Laube, am Ufer eines breiten See, auf dein man einige Infeln erblickte. Plötzlich ertönte Musik von Blasinstrumenten, und ein sechsruderiges Boot legte an der Laube an. Sie bestiegen dasselbe und fuhren auf dein See herum an den Inseln vorbei, von denen sie einige betraten. Auf der einen fanden sie eine Marmorstatue, auf der anderen eine einsame Höhle, auf der dritten ein Tentmal mit einer geheimnißvollen Inschrift, welche die mädchenhafte Neugierde von Maria Kyrilowna reizte, die aber durch die höflichen und ausweichenden Erklärungen des Fürsten nicht vollkommen befriedigt wurde. Die Zeit verstrich unmerklich. Es fing an zu dämmen». Unter dein Vorwande der Kühle und des fallenden Abendthaues eilte der Fürst nach Hause, wo der Samowar sie erwartete. Der Fürst bat Maria Kyrilowna, die Wirthin im Hause des Junggesellen zu spielen. Sie goß den Thee ein und hörte die unerschöpflichen Erzählungen des liebenswürdigen Schwätzers an. Plötzlich ertönte ein Schuh, und eine Ratete beleuchtete den Himmel .... Der Fürst reichte Maria Kyrilowna einen Shawl und rief sie mit Troeturoff auf den Balkon. In der Dunkelheit flammten vor dem Hause verschiedenfarbige Feuer auf, drehten sich, erhoben sich in Garben, flössen als Fontaine« nieder, zerstäubten als Regen, erloschen und flammten von Neuem wieder auf. Maria Kyrilowna unterhielt sich wie ein Kind. Der Fürst Wereisky freute sich ihres Entzückens, und Troeturoff war mit ihm sehr zufrieden, denn er nahm touz 1«8 lrai8 des Fürsten als Zeichen der Achtung nnd als Wunsch, ihn zu befriedigen, auf.

Das Abendessen gab in seiner Güte in Nichts dem Diner nach. Die Gäste begaben sich in die ihnen angewiesenen Zimmer und trennten sich am anderen Morgen von dem liebenswürdigen Hausherrn, indem sie sich das Versprechen gaben, sich recht bald wiederzusehen.

XV.

Maria Kyrilowna saß in ihrem Zimmer und stickte am Rahmen beim offenen Fenster. Sie verwirrte nicht die Seidenfäden wie Conrads Ge-

liebte, welche in ihrer verliebten Zerstreutheit eine Rose mit grüner Seide stickte. Unter ihrer Nadel wiederholten sich fehlerlos auf dem Stramin die Zeichnungen der Vorlage; trotzdem folgten ihre Gedanken nicht ihrer Arbeit — sie waren weit von derselben entfernt.
Plötzlich streckte sich eine Hand leise durch's Fenster, legte einen Brief auf den Rahmen und verschwand, ehe Maria Kyrilowna Zeit hatte, sich zu besinnen. Zur selben Zeit trat ein Diener bei ihr ein und rief sie zu Kyrill Petrowitsch. Sie versteckte bebend den Brief hinter ihr Busentuch und eilte zum Vater in dessen Zimmer.
Kyrill Petrowit'ch war nicht allein. Der Fürst Wereisky saß bei ihm. Beim Erscheinen von Maria Knrilowna stand der Fürst auf und verbeugte sich schweigend, mit einer bei ihm ungewöhnlichen Verlegenheit.
„Komm näher, Mascha," sagt Kyrill Petrowitsch. „Ich will Dir eine Reuigkeit sagen, die Dich hoffentlich erfreuen wird. Hier hast Du einen Bräutigam. Fürst Wereisky bittet um Deine Hand."
Mascha erstarrte; Todtenblässe bedeckte ihr Gesicht. Sie schwieg. Der Fürst näherte sich ihr, nahm ihre Hand und frug mit Rührung: ob sie einverstanden sei, sein Glück zu machen. Mascha schwieg noch immer.
„Einverstanden, natürlich einverstanden," sagte Kyrill Petrowitsch, „doch Du weißt ja, Fürst, einem jungen Mädchen ist es schwer, dieses Wort auszusprechen. Nun, Kinder, gebt Euch einen Kuß und werdet glücklich."
Mascha stand unbeweglich, der alte Fürst küßte ihre Hand; plötzlich liefen Thronen über ihr bleiches Gesicht. Der Fürst runzelte leicht die Stirn.
„Geh, geh, geh!" sagte Kyrill Petrowitsch, „trockne Deine Thronen, und komm vergnügt zu uns wieder zurück. Sie weinen Alle bei der Verlobung," fuhr er fort, sich zu Wereisky wendend, „es ist schon so bei ihnen eingeführt. Jetzt, Fürst," sprechen wir über's Geschäft, d. h. über die Aussteuer."
Maria Kyrilowna benutzte hastig die Erlaubniß, sich zu entfernen. Sie lief in ihr Zinnner, schloß sich ein und ließ ihren Thränen freien Lauf, indem sie sich als die Gattin des alten Fürsten dachte. Er erschien ihr ans ein Mal ekelhaft und hassenswerth. Die Ehe erschreckte sie, wie der Richtblock, wie das Grab . . .
„Nein, nein," wiederholte sie mit Verzweiflung, „lieber in's Kloster, lieber heirathe ich Dubrowsky . . ."
Hier erinnerte sie sich des Briefes. Eine Ahnung überkam sie, daß derselbe von ihm sei. In der That war er von ihm geschrieben nnd enthielt nur folgende Worte.
„Abends um zehn Uhr, an der früheren Stelle."
Der Mond schien, die ländliche Nacht war ruhig; von Zeit zu Zeit erhob sich ein Lüftchen, nnd ein sanftes Murmeln durchlief die Bäume des Gartens.

Wie ein leichter Schatten näherte sich das junge Mädchen dem Orte der verabredeten Zusammenkunft. Es war noch Niemand zu sehen. Plötzlich erschien hinter der Laube Dubrowsty.
„Ich weih Alles," sagte er zu ihr mit leiser und trauriger Stimnie, „denken Sie an Ihr Versprechen."
„Sie bieten mir Ihren Schutz an?" antwortete Mascha, „aber werden Sie nicht böse, derselbe flößt mir Angst ein. Auf welche Weife werden Sie mir Hilfe bringen?"
„Ich könnte Sie von einem verhaßten Menschen befreien."
„Um Gottes willen, rühren Sie ihn nicht an. Wenn Sie mich lieben, wagen Sie es nicht, ihn zu berühren; ich will nicht fchuld an einer Schreckenstat sein."
„Ich werde ihn nicht berühren. Ihr Wille ist mir heilig. Er verdankt Ihnen fein Leben. Nie wird eine Missethat in Ihre,» Namen vollbracht werden. Sie müssen fogar in meinen Verbrechen rein bleiben. 3lber wie werde ich Sie vor dem graufamen Vater retten?"
„Es ist noch Hoffnung vorhanden: ich hoffe, ihn durch meine Thronen und meine Verzweiflung zu rühren. Er ist eigensinnig, aber er liebt mich."
„Hoffen Sie nicht vergebens; in diefen Thronen wird er nur die gewöhnliche Aengstlichkeit und Abneigung fehen, die allen jungen Mädchen eigen ist, wenn sie nicht aus Leidenschaft heirathen. Aber wenn er es sich in den Kopf fetzen würde, Ihr Glück Ihnen zum Trotz zu begründen? Wenn man Sie mit Gewalt zum Altar Meppen würde, um Ihr Schickfal auf ewig in die Gewalt eines hinfälligen Gatten zu geben . . ."
„Tann . . . dann kann ich es nicht ändern . . . holen Sie mich, ich werde Ihre Frau."
Dubrowsty erbebte. Sein bleiches Gesicht bedeckte sich mit flammender Röthe und wurde im felben Augenblick bleicher als zuvor. Er fchmieg lange und fenkte den Kopf.
„Sammeln Sie alle Ihre Seelenkräfte, flehen Sie Ihren Vater an, werfen Sie sich ihm zu Füßen; stellen Sie ihm das Entsetzliche der Zukunft, Ihre, an der Seite eines hinfälligen und ausschweifenden Greifes verwelkende Jugend vor; fügen Sie, daß Reichthum Ihnen keinen Augenblick Glück verfchaffen würde. Aufwand tröstet nur die Armuth und auch diefe nur für kurze Zeit, fo lange der Neiz der Neuheit dauert. Geben Sie ihm nicht nach. So lange noch ein Schatten von Hoffnung bleibt, erschrecken Sie weder vor seinen! Zorn, noch vor feinen Drohungen. Um Gottes willen, geben Sie nicht nach! Wenn es aber gar kein anderes Mittel mehr giebt — dann entschließen Sie sich zu einer grausamen Erklärung; fagen Sie ihm, daß wenn er unerbittlich bliebe, daß . . . Sie eine furchtbare Verteidigung finden würden . . ."
Hier bedeckte Dubrowsty fein Gesicht mit den Händen; er schien nach Athen: zu ringen; Mafcha weinte.

„Traurig, traurig ist mein Schicksal!" sagte er seufzend. „Ich würde für Sie mein Leben lassen. Sie von Weitein zu fehen, Ihre Hand zu berühren, war ein Entzücken für mich, und nun sich mir die Möglichkeit bietet, Sie an mein wogendes Herz zu drücken und zu fügen: ich bin Dein auf ewig — da Unglückseliger! muß ich mich vor der Seligkeit hüten, ich muß sie mit aller Gewalt von mir stoßen! Ich wage nicht, zu Ihren Füßen zu fallen und dem Himmel zu danken für die unbegreifliche, unverdiente Gnade. Oh! wie muß ich den hassen . . . doch ich fühle, daß in meinem Herzen kein Raum für Haß ist."

Er umfaßte leife ihre fchlanke Gestalt und zog sie sanft an fein Herz. Vertrauensvoll lehnte sie den Kopf an die Schulter des jungen Räubers. — Beide fchmiegen.

Die Zeit verstrich.

„Wir müssen uns trennen," sagte endlich Mascha. Dubrowsky suhr wie aus dem Schlafe empor. Er nahm ihre Hand und steckte ihr einen Ring an den Finger.

„Wenn Sie sich entschließen, sich an mich zu wenden," sagte er, „so bringen Sie diesen Ring hierher und versenken Sie ihn in die Höhlung dieser Eiche. Ich werde wissen, was ich zu thun habe."

Dubrowsky küßte ihre Hand und verschwand zwischen den Bäumen.

XVI.

Die Brautwerbung des Fürsten Wereisky war schon kein Geheimniß mehr für die Nachbarschaft. Kyrill Petrowitfch nahm sogar schon Glückwünsche an und bereitete die Hochzeitsfeier. Mafcha verschob ihre entscheidende Erklärung von einein Tage zuni anderen. Inzwischen war ihr Benehmen deni alten Bräutigam gegenüber kalt und gezwungen. Der Fürst kümmerte sich nicht darum, er verlangte keine Liebe und war mit der wortlosen Einwilligung zufrieden.

Aber die Zeit verging. Mascha entschloß sich endlich zu handeln und schrieb dem Fürsten Wereisky einen Brief. Sie versuchte in seinem Heizen das Gefühl der Großmuth zu erwecken, gestand offen, daß sie nicht die geringste Neigung für ihn empfände, flehte ihn an, auf ihre Hand zu verzichten und sie sogar vor der Gewalt des Vaters zu schützen. Sie übergab den Brief heimlich dem Fürsten. Der las ihn in der Einsamkeit und war durch die Offenheit seiner Braut nicht in« Geringsten gerührt. Im Gegentheil fah er ein, wie wünfchenswerth es sei, die Heirath zu beschleunigen, und fand es darum nüthig, den Brief feinem zukünftigen Schwiegervater zu zeigen.

Kyrill Petrowitfch gerieth darüber in Nuth. Kaum konnte ihn der Fürst überreden, Mascha nicht merken zu lassen, daß er von ihrem Briefe Kenntniß habe. Kyrill Petrowitfch willigte ein, zu ihr-davon nicht zu fprechen,

aber er entschloß sich, keine Zeit mehr zu verlieren, und setzte die Hochzeit
auf den anderen Tag fest. Der Fürst fand das sehr vernünftig, ging zu
seiner Braut, sagte ihr, daß ihr Brief ihn sehr betrübt habe, daß er aber
mit der Zeit hoffe, ihre Neigung zu verdienen, daß der Gedanke, sie aufzu-
geben, ihm zu schwer zu tragen sei, und daß er nicht die Kraft habe, fein
Todesurtheil zu unterschreiben. Darauf küßte er ihr ehrerbietig die Hand,
und ohne ihr ein Wort über die Entscheidung von Kyrill Petrowitsch zu
sagen, fuhr er nach Haufe.
Kaum hatte er den Hof verlassen, fo trat ihr Vater zu ihr herein und
befahl ihr kurz, für den nächsten Tag bereit zu sein. Maria Kyrilowna,
die schon durch die Erklärung des Fürsten Wereisky aufgeregt war, zerfloß
in Thränen und warf sich dem Vater zu Füßen.
„Mein Vater!" rief sie mit kläglicher Stimme, „mein Vater! richten
Sie mich nicht zu Grunde, ich liebe den Fürsten nicht, ich will nicht seine
Frau werden."
„Was bedeutet das?" fragte streng Kyrill Petrowitsch, „bis jetzt hast
Du geschwiegen und warst einverstanden, und nun, wo Alles bestimmt ist,
fällt es Dir ein. Dich anzustellen und Dein Wort zurückzunehmen. Mache
keine Dummheiten. Du erreichst damit gar nichts bei mir."
„Nichten Sie mich nicht zu Grunde!" wiederholte die arme Mascha,
„warum jagen Sie mich von sich weg und geben mich einen« ungeliebten
Manne? Bin ich Ihnen denn lästig geworden? Ich will, wie früher,
bei Ihnen bleiben. Papa, ohne mich werden Sie traurig fein; noch trauriger,
wenn Sie denken werden, daß ich unglücklich bin. Papa, zwingen Sie mich
nicht, ich will nicht heirathen."
Kyrill Petrowitsch war gerührt, doch verbarg er seine Bewegung und
stieß sie von sich, indem er rauh sagte:
„Das ist Alles Unsinn, hörst Du? Ich weiß besser als Du, was
zu Deinem Glücke nothwendig ist. Thränen werden Dir nicht helfen, über-
morgen wird Deine Hochzeit sein."
„Uebermorgen?" rief Mafcha. „O niein Gott! Nein, nein, unmöglich,
das kann nicht sein,! Papa, hören Sie, wenn Sie sich entschlossen haben,
mich zu Grunde zu richten, so werde ich einen Vertheidiger finden, an den
Sie nicht denken; Sie werden sich darüber entsetzen, wie weit Sie mich
gebracht haben."
„Wie? wie?" sagte Troekuroff, „Drohungen! mir Drohungen? freche
Dirne! Du wirst erlebeu, was ich noch mit Dir machen werde. Du wagst
es, mir Angst einflößen zu wolleu. Du Nichtswürdige! Wir wollen sehen,
wer dieser Vertheidiger sein wird."
„Wladimir Dubrowsky," antwortete Mascha mit Verzweiflung.
Kyrill Petrowitsch dachte, sie wäre verrückt geworden, und sah sie mit
Bestürzung an.

„Gut," sagte er nach kurzem Schweigen, „erwarte ihn, wenn Du willst, als Retter, aber inzwischen bleibe in diesen! Zimmer — Du wirst es bis zur Trauung nicht mehr verlassen.

Mit diesen Worten ging Kyrill Petrowitsch hinaus und verschloß hinter sich die Thür.

Das arme Mädchen weinte lange über die Zukunft, welche ihrer harrte, aber die stürmische Erklärung hatte ihr Herz erleichtert, und sie konnte ruhiger an ihr Schicksal und daran, was ihr zu thun blieb, denken. Die Hauptsache war für sie, von der verhaßten Heirath erlöst zu werden. Das Schicksal, Gattin eines Räubers zu sein, kam ihr wie ein Paradies im Vergleich zu dein ihr bestimmten Loose vor. Sie blickte auf den Ring, den ihr Dubrowsky gelassen hatte. Sie wünschte brennend, ihn zu sehen und nnt ihm noch ein Mal vor dem entscheidenden Augenblick zu berathen. Eine Ahnung sagte ihr, daß sie Abends Dubrowsky im Garten an der Laube finden würde; sie entschloß sich, ihn dort zu erwarten. Als es zu dämmern anfing, machte sich Mascha bereit, zu gehen, fand aber ihre 'Thüre verschlossen. Hinter derselben rief ihr die Jungfer zu, daß Kyrill Petrowitsch verboten habe, sie herauszulassen. Sie war in Gefangenschaft. In ihrem Innersten tief gekränkt, ließ sie sich am Fenster nieder und saß da bis tief in die Nacht hinein, ohne sich auszukleiden, unbeweglich zum dunklen Himmel aufsehend. Beim Morgenroth schlummerte sie ein, aber ihr leiser Schlaf war durch traurige Träume beunruhigt, und die Strahlen der aufgehenden Sonne weckten sie auf.

XVII.

Sie erwachte, und mit dein ersten Gedanken empfand sie wieder voll das Entsetzliche ihrer Lage. Sie schellte. Das Mädchen kam herein und antwortete auf ihre Fragen, daß Kyrill Petrowitsch gestern nach *** gefahren und spät wiedergekommen sei, daß er den strengen Befehl gegeben habe, sie nicht herauszulassen und Acht zu geben, daß Niemand nüt ihr spräche, daß man übrigens keine besonderen Vorbereitungen zur Hochzeit sähe, es sei denn, daß dem Popen befohlen fei, unter keinem Vorwcmde das Dorf zu verlassen. Nach diesen Nachrichten verließ das Mädchen Maria Kyrilowna und schloß von Neuem die Thüre ab.

Diese Mittheilungen erbitterten die junge Einsiedlerin. Ihr Kopf brannte, ihr Blut kochte. Sie entschloß sich, Dubrowsky von Allem zu benachrichtigen, und suchte nach einem Mittel, den Ring in die Höhlung der verhängnißuollen Eiche zu befördern. In diesen! Augenblicke flog ein Steinchen an ihr Fenster, das Glas klirrte. Maria Kyrilowna schaute auf den Hof und erblickte den kleinen Sascha, der ihr Zeichen machte. Sie kannte seine Anhänglichkeit und freute sich, ihn zu sehen.

„Guten Morgen, Sascha, warum rufst Du mich?"

„Ich komme, Schwesterchen, um von Dir zu erfahren, ob Du nicht
etwas brauchst. Der Vater ist böse und hat dem ganzen Hause verboten. Dir
zu gehorchen, aber befiehl mir, was Du willst, ich werde Alles für Dich thun."
„Danke, mein lieber, kleiner Sascha. Höre, kennst Du die alte Eiche
mit der Höhlung im Stamme, die an der Laube steht?"
„Ich kenne sie, Schwesterchen."
„Dam:, wenn Du mich lieb hast, laufe fchnell dorthin und lege diesen
Ring in die Höhlung; aber gieb Acht, daß Dich Niemand sieht."
Mit diesen Warten warf sie ihm den Ring zu und schloß das Fenster.
Der Junge hob den Ring auf, lief eilends davon und befand sich in
drei Minuten an den: verhangnißvollen Baume. Hier blieb er stehen, holte
Athen:, sah sich nach allen Seiten um und legte dann den Ring in die
Höhlung. Als er das Geschäft glücklich beendet hatte, wollte er es augen-
blicklich Maria Kyrilowna nielden, als plötzlich ein rothhaariger und halb
abgerissener Junge hinter der Laube hervorschoß, sich auf die Eiche warf und
die Hand in die Höhlung steckte. Rascher als ein Eichhörnchen warf sich
Sascha auf ihn und krallte sich mit beiden Händen fest.
„Was machst Du hier?" sagte er rauh.
„Was geht es Dich an?" antwortete der Bengel, indem er versuchte,
sich von ihm zu befreien.
„Laß diesen Ring, Rothkopf," fchrie Sascha, „oder ich werde Dir nach
meiner Art eine Lehre geben."
Statt einer Antwort schlug ihn der Andere mit der Faust in's Gesicht,
aber Sascha ließ ihn nicht los und rief aus vollem Halse:
„Diebe, Diebe! hierher! hierher!"
Der Nengel strengte sich an, von ihm loszukommen. Er war den:
Ansehen nach zwei Jahre älter als Sascha und viel stärker als er, aber
Sascha war gewandter. Sie rangen ein paar Minuten; endlich behielt der
rothhaarige Bengel die Oberhand; er warf Sascha auf die Erde und packte
ihn an der Kehle. Aber in diesem Augenblicke faßt eine starke Hand in
seine rothen und borstigen Haare, und der Gärtner Stephan hob ihn eine
halbe Arschine von der Erde auf.
„Ei, Du rothhaarige Bestie," sprach der Gärtner, „wie wagst Du es,
den kleinen Herrn zu schlagen?"
Sascha hatte Zeit gehabt, aufzuspringen und zu sich zu kommen.
„Du hast mich unter die Anne gegriffen," sagte er, „sonst hättest Tu
mich nie zu Falle gebracht. Gieb gleich den Ring wieder und mache, daß
Du fortkommst."
„Warum nicht gar," antwortete der Rothe, und plötzlich sich auf der
Stelle umdrehend, befreite er seine Borsten aus Stephans Hand.
Er fing an zu laufen, aber Safcha holte ihn ein, stieß ihn in den
Rücken, und der Junge fiel der Lauge nach hin. Der Gärtner ergriff ihn
von Neuem und fesselte ihn mit feinen: Gurte.

„Gieb den Ring wieder, schrie Sascha.
„Warte, Herr," sagte Stephan, „wir werden ihn zur Bestrafung zum
Verwalter bringen."
Der Gärtner führte den Gefangenen auf den herrschaftlichen Hof, und
Safcha begleitete ihn, mit Unruhe seine zerrissenen und beschmutzten Hosen
betrachtend. Plötzlich befanden sich alle Drei vor Kyrill Petrowitsch, der
den Stall besichtigen wollte.
„Was ist das?" srug er Stephan.
Stephan beschrieb mit kurzen Worten die Begebenheit.
Kyrill Petrowitsch hörte ihn mit Aufmerksamkeit bis zu Ende an.
„Du bist ein Taugenichts," sagte er, sich an Sascha wendend, „warum
hast Du mit ihm angebändelt?"
„Er hat aus der Höhlung den Ring gestohlen, Papa; befehlen Sie ihn«,
den Ring wiederzugeben."
„Welchen Ring? aus welcher Höhlung?"
„Mir hat ja Maria Kyrilowna . . . aber der Ring . . ."
Sascha verminte und verwickelte sich. Kyrill Petrowitsch machte ein
finsteres Gesicht und sagte, indem er den Kopf bewegte:
„Hier hat Maria Kyrilowna die Hand im Spiele. Gestehe Alles,
oder ich haue Dich gleich durch."
„Bei Gott, Papa, ich . . . Papa . . . mir hat Maria Kyrilowna
nichts befohlen, Papa."
„Stephan, gehe und schneide mir eine hübsche, frische Nirkenruthe."
„Warten Sie, Papa, ich werde Ihnen Alles erzählen. Ich lief heute
auf dem Hofe herum, und Schwesterchen Maria Kyrilowna öffnete das Fenster;
ich lief heran, und das Schwesterchen ließ unabsichtlich den Ring fallen, und
ich versteckte ihn in die Höhlung und . . . und . . . dieser rothhaarige
Junge wollte den Ring stehlen."
„Nicht unabsichtlich hat sie ihn fallen lassen; Du wolltest ihn verstecken ...
Stephan! gehe, hole die Ruthe."
„Warten Sie, Papa, ich werde Alles erzählen. Das Schwesterchen
Maria Kyrilowna befahl mir, zur Eiche zu laufen und den Ring in die
Höhlung zu legen; ich lief auch hin und legte den Ring hinein, und dieser
eklige Junge . . ."
Kyrill Petrowitsch sah den ekligen Jungen an und frug ihn finster:
„Wem gehörst Du?"
„Ich bin vom Hofgesinde der Herrschaft Dubrowsky," antwortete er.
Das Gesicht von Kyrill Petrowitsch bewölkte sich.
„Du scheinst mich nicht als Herrn anzuerkennen — gut. Und was
machtest Du in meinem Garten?"
„Stahl Himbeeren."

„Aha. Der Diener, wie der Herr; wie der Geistliche, so auch die
Gemeinde; und Himbeeren, wachsen sie bei nur auf Eichen? hast Du das
schon gehört?"
Der Junge antwortete nicht.
„Papa, befehlen Sie ihm, den Ring miederzugeben," fagte Sascha.
„Schweige, Alexander!" antwortete Kyrill Petromitsch, „vergiß nicht,
daß ich beabsichtige, mich noch mit Dir auseinanderzusetzen. Gehe in Dein
Zimmer. Du, Scheeläugiger, Du scheinst nur sehr durchtrieben zu sein;
wenn Du mir Alles gestehst, so werde ich Dich nicht auspeitschen lassen
und werde Dir noch einen Fünfer für Nüsse geben. Gieb den Ring wieder
und geh!"
Der Junge öffnete die Faust und zeigte, daß er nichts in der Hand
habe.
„Du wirst noch sehen, was ich mit Dir mache. Run?"
Der Junge schwieg, nahm einen blöden Ausdruck an nnd senkte den
Kopf.
„Gut!" sagte Kyrill Petrowitsch, „man soll ihn irgendwo einsperren,
aber Acht geben, daß er nicht wegläuft, oder ich ziehe dem ganzen Hause
das Fell ab."
Stephan brachte den Jungen auf den Taubenschlag, schloß ihn da ein
und beauftragte die alte Hühnermagd Agafja, auf ihn Acht zu geben.
„Hier giebt es keinen Zweifel, sie hat mit dem verdammten Dubrowsky
Beziehungen unterhalten. Aber wenn sie ihn wirklich zu Hilfe gerufen
hat!" dachte Kyrill Petrowitsch, indem er im Zimmer auf und ab ging
und ärgerlich „Der Donner des Sieges ertöne" pfiff. „Wenigstens habe
ich seine noch wanne Spur gefunden, und er wird uns nicht entgehen.
Wir werden diefe Gelegenheit benutzen .... Horch! es läutet! Gott sei
Dank, es ist der Assessor. Man soll den abgefaßten Jungen herbringen."
Unterdessen fuhr das Wägelchen auf den Hof, und der uns bekannte
Assessor trat ganz bestaubt in's Zinnner,
„Vortreffliche Nachricht!" fagte Kyrill Petrowitsch, „ich habe Dubrowsky
erwischt."
„Gott sei Dank, Ercellenz!" sagte der Assessor mit einem erfreuten
Gesicht. „Wo ist er denn?"
„Das heißt, nicht Dubrowsky selbst, aber einen von seiner Bande.
Man wird ihn gleich bringen. Er wird uns behilflich sein, seine Anführer
zu fangen. Hier ist er!"
Der Assessor, der einen wilden Räuber zu erblicken glaubte, war er-
staunt, einen dreizehnjährigen Jungen von schwächlichem Aeußeren zu sehen.
Er wandte sich zweifelnd zu Kyrill Petrowitsch und erwartete eine Erklärung.
Kyrill Petrowitsch fing auch gleich an, allerdings ohne Maria Kyrilowna
zu erwähnen, das Ereigniß vom Morgen zu erzählen.

Der Assessor hörte ihn« aufmerksam bis zu Ende zu, indem er in
Einem fort den kleinen Taugenichts anfah, der sich ganz dumm stellte und
anscheinend gar nicht auf das, was um ihn vorging. Acht gab.

„Erlauben, Ercellenz, daß ich mit Ihnen unter vier Augen spreche,"
sagte endlich der Assessor.

Kyrill Petrowitsch führte ihn in ein anderes Zinnner und schloß hinter
sich die Thüre.

Nach einer halben Stunde traten sie wieder in den Saal, wo der Ge-
fangene auf die Entscheidung seines Schicksals wartete.

„Der gnädige Herr," sagte ihm der Assessor, „wollte Dich in das
Stadtgefängniß setzen, Dich auspeitschen lassen und Dich dann auf eine An-
siedelung verbannen, aber ich bin für Dich eingetreten und habe Dir Ver-
zeihung erwirkt. Bindet ihn los."

Der Junge wurde losgebunden.

„Bedanke Dich doch bei dem gnädigen Herrn," fagte der Assessor.

Der Junge näherte sich Kyrill Petromitfch und küßte ihm die Hand.

„Gehe Du nach Hause," sagte ihm Kyrill Petrowitsch, „und in Zukunft
stiehl keine Himbeeren mehr in den Baumlöchern.

Der Junge ging hinaus, sprang vergnügt die Treppe hinunter, und
ohne sich umzusehen, lief er durch's Feld nach Kistenewka. Als er bis
zum Dorfe gelaufen war, blieb er bei einer halbverfallenen Hütte stehen,
der eisten an der Ecke, und klopfte an's Fenster. Das Fenster wurde ge-
öffnet, und eine alte Frau zeigte sich.

„Großmutter, Brod!" sagte der Junge, „ich habe seit heute Morgen
nichts gegessen, ich sterbe vor Hunger."

„Ach, Du bist es, Mitja! wo hast Du Dich herumgetrieben, kleiner
Taugenichts?" antwortete die alte Frau.

„Nachher werde ich erzählen, Großmutter; um Gottes willen, Brod!"

„So komme doch in's Haus."

„Habe keine Zeit, Großmutter; ich muß noch weiter laufen. Brod,
um Gottes willen, Brod!"

„Was bist Du für ein Unrast," brummte die Alte; „da hast Du
einen Schnitten," und sie reichte ihm durch's Fenster ein Stück Schwarzbrot».

Der Junge biß gierig hinein und ging kauend langsam weiter.

Es sing an zu dämmern. Mitja schlich sich durch die Saat- und
Gemüsefelder nach dem Walde von Kistenewka. Als er die zwei Fichten
erreicht hatte, welche wie Wächter an dessen Rande standen, hielt er an,
sah sich nach allen Seiten um, pfiff durchdringend und abgerissen und lauschte.
Ein leiser, anhaltender Pfiff ertönte als Antwort. Eine Gestalt trat aus
dem Walde und näherte sich ihm.

xvm.

Kyrill Petrowitsch ging im Saale auf und ab und pfiff sein Lied lauter
als gewöhnlich. Das ganze Haus ,rar in Bewegung. Die Diener liefen

hin und her, die Mädchen waren sehr geschäftig. Auf den« Hofe drängten sich die Leute. Im Ankleidezimmer des Fräuleins, von Jungfern umgeben, schmückte eine Dame die bleiche unbewegliche Maria Kyrilowna vor dem Spiegel. Ihr Kopf beugte sich schmachtend unter der Last der Brillanten. Sie erbebte leicht, wenn eine unvorsichtige Hand sie stach, schwieg aber und sah gedankenlos in den Spiegel.

„Wird's bald?" ertönte an der Thüre die Stimme von Kyrill Petrowitsch.

„In einem Augenblick," antwortete die Dame.

„Maria Kyrilowna, stehen Sie auf, sehen Sie sich an, ob es so gut ist?"

Maria Kyrilowna stand auf und antwortete nichts. Die Thüre wurde geöffnet.

„Die Braut ist fertig," sagte die Dame. „Kyrill Petrowitsch, befehlen Sie, daß der Wagen vorfahre.

„In Gottes Namen!" antwortete Kyrill Petrowitsch, und das Heiligenbild vom Tische nehmend — „komme zu mir, Mascha," sagte er zu ihr mit gerührter Stimme, „ich segne Dich ..."

Das arme Müden fiel ihni zu Füßen und fchluchzte auf. Vater . . . Vater . . ." sagte sie unter Thränen, die Stimme versagte ihr. Kyrill Petrowitsch beeilte sich, sie zu segnen. Man hob sie auf und trug sie fast in den Wagen. Zu ihr setzte sich die Ehrenmutter und eine von den Dienerinnen. Sie fuhren nach der Kirche, wo sie schon vom Bräutigam erwartet wurden. Er ging der Braut entgegen und war über ihre Blässe und ihr sonderbares Aussehen bestürzt. Sie traten zusammen in die kalte, leere Kirche; hinter ihnen wurden die Thüren geschlossen. Der Geistliche verließ den Altar, und die Cermonie begann. Maria Kyrilowna sah nichts, hörte nichts, dachte seit dem Morgen nur an Eins: sie wartete auf Dubrowsky. Die Hoffnung verließ sie nicht für einen Augenblick. Als aber der Geistliche sich an sie mit der üblichen Frage wandte, schauerte sie zusammen und war einer Ohnmacht nahe, zögerte aber noch, wartete immer noch. Ohne ihre Antwort abzuwarten, sprach der Geistliche die unwiderruflichen Worte. Die Handlung war zu Ende. Sie fühlte den kalten Kuß des ungeliebten Gatten, sie hörte die schmeichelnden Glückwünsche der Anwesenden und konnte immer noch nicht glauben, daß ihr Leben auf ewig gefesselt sei, daß Dubrowsky nicht herbeigeeilt sei, sie zu retten. Der Fürst sagte ihr einige herzliche Worte; sie verstand sie nicht. Sie verließen die Kirche, in deren Vorhalle sich die Bauern von Potrowskoe drängten. Ihr Blick streifte sie rasch und zeigte unverändert die frühere Gefühlslosigkeit. Die Neuvermählten setzten sich zusammen in den Wagen und fuhren nach ***, wohin Kyrill Petrowitsch schon uorangefahren war, die Neuvermählten zu empfangen. Als sich der Fürst allein mit seiner jungen Frau befand, war er nicht im Geringsten über ihr kaltes Aussehen verwirrt. Er versuchte nicht, sie mit heuchlerischen Erklärungen oder mit lächerlichen Zärtlichkeiten zu belästigen. Seine Worte waren einfach und forderten keine Antwort.

In dieser Weise waren sie ungefähr zehn Werst gefahren. Die Pferde liefen schnell über die Unebenheiten der Landwege, und der Wagen schaukelte auf seinen englischen Federn fast gar nicht. Plötzlich ertönten Rufe. Der Wagen hielt, und ein Haufen bewaffneter Leute umringte ihn. Ein Mann, mit einer Halbmaske bedeckt, öffnete den Schlag von der Seite, wo die junge Fürstin faß, und fügte ihr: „Sie sind frei! Steigen sie aus."

„Was bedeutet das?" rief der Fürst, „wer bist Du?"

„Es ist Dubrowsky," antwortete die Fürstin. Ohne die Geistesgegenwart zu verlieren, nahm der Fürst aus einer Seitentasche eine Neifepistole und schoß auf den maskirten Räuber. Die Fürstin schrie auf und bedeckte entfetzt ihr Gesicht mit beiden Händen. Dubrowsky war an der Schulter verwundet, das Blut floß. Ohne einen Augenblick zu verlieren, nahm der Fürst eine andere Pistole heraus. Man ließ ihm aber keine Zeit, sie loszudrücken: von der anderen Seite wurde der Wagenschlag geöffnet, ein paar kräftige Anne zogen ihn aus dem Wagen und nahmen ihm die Pistole ab. Messer blitzten über ihm.

„Rührt ihn nicht an!" rief Dubrowsky, und seine finsteren Gefährten traten zurück. „Sie sind frei!" fuhr Dubrowsky fort, indem er sich zur bleichen Fürstin wandte.

„Nein," antwortete sie, „es ist zu spät, ich bin getraut, ich bin die Gattin des Fürsten Wereisky!"

„Was sagen Sie?" rief Dubrowsky mit Verzweiflung, „nein! Sie sind nicht seine Frau, Sie sind gezwungen morden, Sie hätten niemals einwilligen dürfen . . . ."

„Ich habe eingewilligt, ich habe den Schwur geleistet," erwiderte sie mit Festigkeit. „Der Fürst ist mein Mann; befehlen Sie, ihn zu befreien, und lassen Sie mich mit ihm. Ich habe Sie nicht betrogen, ich habe Sie bis zum letzten Augenblick erwartet . . . aber jetzt fage ich Ihnen, jetzt ist es zu spät. Lassen Sie uns frei." Aber Dubrowsky hörte sie nicht mehr. Der Schmerz der Wunde und die heftige Gemüthsbewegung raubten ihm die Besinnung. Er fiel neben dem Rade nieder. Die Räuber umringten ihn. Er konnte ihnen noch ein paar Worte sagen; sie sehten ihn aufs Pferd, zwei von ihnen unterstützten ihn, der Dritte nahm das Pferd am Zügel, und Alle ritten seitwärts in den Wald. Den Wagen ließen sie mitten auf dem Wege stehen, die Leute gefesselt und die Pferde ausgespannt. Nicht das Geringste war geplündert und kein Tropfen Blut als Rache für das Blut ihres Anführers vergossen worden.

XIX.

Mitten im dichten Walde, auf einer schmalen Wiese erhob sich eine kleine Erdbefestigmig, die aus einem Walle und einem Graben bestand, hinter welchen sich ein paar Zelte nnd Erdhütten befanden. Eine Menge Leute, die man wegen der Mannigfaltigkeit der Anzüge und der allgemeinen Ae-

waffnung gleich als Räuber erkennen konnte, aßen auf dem Hofe, ohne Mützen bei», gemeinschaftlichen Kessel sitzend. Auf den. Walle, neben einer kleinen Kanone faß der Wachtposten mit unter sich gekreuzten Beinen. Er setzte einen Flicken in einen gewissen Theil seines Anzuges ein, handhabte die Nadel mit einer Kunst, die ihn als erfahrenen Schneider kennzeichnete, und sah sich wahrend der Arbeit jeden Augenblick nach allen Seiten um.
Obgleich der Humpen ein paar Mal von Hand zn Hand gegangen war, herrschte doch eine auffallende Schweigsamkeit unter der Menge. Die Räuber waren mit dem Essen fertig; einer nach dem anderen stand auf und betete; einzelne gingen in die Zelte, und andere zerstreuten sich im Walde oder legten sich, russischer Sitte gemäß, schlafen.
Der Wachthabende hatte feine Arbeit fertig, nahm seine Geräthe zu- sammen, bewunderte seinen Flicken, stach die Nadel in seinen Aermel, setzte sich rittlings auf dieKanone und sing an aus vollerKehle ein altes melancholisches Volkslied zu singen.
In diesem Augenblick wurde die Thür von einer der Erdhütten ge- öffnet, und eine alte, sauber und geziert angezogene Frau, mit einer weißen Haube, erschien auf der Schwelle.
„Höre doch auf, Stepka," fagte sie ärgerlich, „der gnädige Herr ruht, und Du gröhlst ja nur; Ihr habt doch weder Gewissen noch Mit- gefühl."
„Bin schuldig, Petrowna," antwortete Stepka, „es ist gut, will's nicht mehr thun; möge er, unser Väterchen, ruhen und gesunden."
Das alte Mütterchen ging fort, und Stepka sing an auf dem Walle auf und ab zu gehen.
In der Hütte, aus welcher die alte Frau eben herausgetreten war, lag der verwundete Dubrowskn hinter einer Wand auf harter Bettstelle. Neben ihm auf einem Tischchen lagen seine Pistolen, und über dem Kopf hing fein Säbel. Die Erdhütte war mit kostbaren Teppichen belegt und behangen. In der Ecke stand eine silberne Damentoilette und ein großer Spiegel. Dubrowskn hielt ein offenes Buch in der Hand, aber feine Augen waren geschlossen. Die alte Frau, welche, hinter der Wand stehend, ihn verstohlen betrachtete, wußte nicht, ob er schlief oder in Gedanken verfunken sei.
Plötzlich schreckte Dubrowskn zusammen. In der Festung entstand Unruhe, und Stepka steckte seinen Kopf durch das Fenster.
„Väterchen Wladimir Andrelemitfch!" rief er, „die Unfrigen gaben uns Zeichen: wir weiden gesucht."
Dubrowskn sprang vom Bette auf, ergriff feine Waffeu und verließ die Erdhütte. Die Räuber drängten sich lärmend auf dem Hofe; bei feinein Erscheinen entstand eine tiefe Stille.
„Sind Alle hier?" frug Dubrowskn.
„Alle, außer den Streifwächtern," antwortete man.

„Auf Eure Plätze!" rief Tubrowsky, und die Räuber nahmen jeder
seinen bestimmten Platz ein. In diesem Augenblicke liefen drei Streifwächter
an's Thor heran. Tubrowsky ging ihnen entgegen.
„Was giebt es?" frug er.
„Die Soldaten sind im Walde," antworteten sie, wir werden um-
ringt!"
Tubrowsky befahl, das Thor zu schließen, und ging selbst die Kanone
zu besichtigen. Im Walde ertönten Stimmen, die sich zu nähern begannen.
Tie Räuber erwarteten sie schweigend. Plötzlich erschienen drei oder vier
Soldaten; sie traten aber gleich wieder in das Tickicht zurück, indem sie
durch Schüsse die Kameraden benachrichtigten.
„Bereitet Euch zum Kampfe," sagte Tubrowsky. Unter den Räubern
entstand eine Newegung, doch von Neuem wurde Alles wieder still. Tann
hörte man den Lärm der herankommenden Truppen; die Gewehre blitzten
zwischen den Bäumen. Ungefähr hundertfünfzig Mann strömten aus dem
Walde heraus und warfen sich mit Geschrei auf den Wall. Tubrowsky
legte die Lunte an die Kanone. Ter Schuß gelang — dem Einen wurde
der Kopf abgerissen, zwei Andere wurden verwundet. Unter den Soldaten
entstand Verwirrung, aber der Offizier stürzte vor, die Soldaten ihm nach
und in den Graben hinunter. Tic Räuber schössen auf sie aus ihren
Gewehren und Pistolen und vertheidigten mit ihren Aerten den Wall, auf
den die ergrimmten Soldaten kletterten, nachdem sie ini Graben ungefähr
zwanzig verwundete Kameraden gelassen hatten. Ein Handgemenge entspann
sich. Tie Soldaten waren bereits auf den« Walle, die Räuber fingen an
sich zurückzuziehen, als sich Tubrowsky dem Offizier näherte, ihm die Pistole
auf die Brust setzte und losdrückte. Ter Offizier stürzte rücklings hin, ein
paar Soldaten fingen ihn in ihren Armen auf und trugen ihn eilig in den
Wald zurück. Tie Uebrigen, als sie ihren Anführer verloren hatten, blieben
stehen. Tie crmnthigten Ränder benutzten diefen Augenblick der Unent-
schlossenheit, stürzten sich auf sie und drängten sie in den Graben zurück. Tie
Belagerer flüchteten; die Räuber verfolgten sie mit Geschrei. Ter Sieg
war entschieden. Tubrowsky, der sich der vollständigen Niederlage des
Feindes bewußt war, gebot nun den Seinigen Halt lind schloß sich in die
Festung ein. Er verdoppelte die Wachen und verbot Jedem, sich zn ent-
fernen, nachdem er die Verwundeten hatte versorgen lassen.
Die letzten Ereignisse lenkten ernstlich die Aufmerksamkeit der Regierung
auf die verwegenen Räubereien Tubrowskys. Es wurden Nachweife über
seinen Aufenthalt gefummelt. Man schickte eine Compagnie Soldaten ab,
um ihn todt oder lebend zu fangen. Es wurden einige von feiner Bande
abgefaßt, und durch sie erfuhr man, daß Tubrowsky sich nicht mehr unter
ihnen befand. Etliche Tage später versammelte er noch ein Mal seine Spieß-
gesellen. Er theilte ihnen mit, daß er beabsichtigte, sie auf immer zu ver-
lassen, und gab ihnen den Ratb, mich ihre Lebensweise zu ändern.

„Ihr seid unter meiner Herrschaft reich geworden, jeder von Euch hat einen Paß, mit welchem er gefahrlos in irgend ein fremdes Gouvernement gelangen kann, um dort fein Leben in ehrlicher Arbeit und in Wohlstand zu verbringen. Ihr Alle feid aber Spitzbuben, und wahrscheinlich werdet Ihr Euer Gewerbe nicht aufgeben wollen."

Nach dieser Rede verließ er sie, nur von *** begleitet. Niemand wußte, wo er geblieben. Anfangs zweifelte man an der Wahrheit dieser Aussagen — die Anhänglichkeit der Räuber an ihren Anführer war bekannt — man nahm an, daß sie für feine Rettung sorgten, aber die Folgen gaben ihnen Recht. Die ssenersbrnnste und Plünderungen horten auf, die Wege wurden wieder sicher.

Nach anderen Nachrichten hieß es, daß Dnbrowstu in's Ausland geflüchtet sei.

wcichichtc de» Vialcrci im ncmliehntcn)al,»h»>»dcr». Von Richard Muthcr.
G. Hirths Kunstverlag in München. 18!>3.

Richard Muthcr hat sich eine grosse und schwierige, alier auch eine überaus dantenswerthc Aufgabe gestellt. Au einer Tarstellung der Malerei in nnserin Jahrhundert, die sich mit den Meistern der Malerei in allen Eulturstaaten und ihren hervorragendsten Schöpfungen bcfastt, die fowohl die Verschiedenartigteit der Ausgangspunkte, Wege und Ziele in der Kuustschopfung der verschiedenen Länder, wie auch die Berührungen, wechselseitigen Anregungen uud den Zusammenhang der durch die Nationalität ihrer Urheber von einander getrennten Kunstwerke aufweist, hat es bisher gefehlt.

Tas Verdienstliche einer solchen Gesammtdarstcllung springt ohne Weiteres in die Augen. Das Wesen des Kunstwerkes kann nicht in vereinzelter Bettachtung erkannt und bestimmt werden. Das Verhältnis;, in dem es zur allgemeinen Kunstschöpfung seiner Zeit und seines Landes steht, ob es in der Abhängigkeit von sciucr zeitlichen und örtlichen Nachbarschaft entstanden ist oder sich vielmehr von den herrschenden Einflüssen freigemacht und bahnbrechend eine neue Richtung eingeschlagen hat, ist für die Beurtheiluug seiner Eigenart, seines besondren und allgemeinen Werthes von hoher Wichtigkeit. Und wie um das Einzelne, so ist es nm die Vereinigung die Kunstwerke, die in grosten Zügen Uebcreinstiininunllm aufweisen, die besonderen Gruppen und „Schulen" bestellt. Auch sie werden erst in ihrem Znfannncnhange mit den anderen oder in ihrer Auflehnung gegen die anderen richtig cisM werden können.

So glücklich also der Gedanke, der dem Muther'scheu Werke zu Grunde liegt, auch ist, so schwielig ist aber auch die Verwirklichung. Ter Stoff, der hier zu bewältigen ist, hat in seiner Massenhaftigkcit etwas geradezu Erschreckliches. Wenn es dem Verfasser auch selbstverständlich nicht in den Sinn kommen tonnte, mit dem Ansvruch auf irgend» welche Vollständigkeit die unabsehbare Schnur mehr oder minder begabter Künstler, die in unserm Jahrhundert den Pinsel geführt haben, in allen ihren rcspectablen Individuen zu schilocr», wenn er vielmehr seine Aufgabe darin hat erblicken müssen, aus dem Trost

Medea'« Abschied, Von AnselmFeueiiach.
Aul: Richard Mulher, Geschichte bei Malerei im neunzehnten Jahrhundert,
Kunstverlag,
München, G. Hirth»
Algierische Frauen im Varern. Va,: E, Delacroir,
Au«: Richard Milthcr, Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert.
Kunslnerlag.
München, G. Hirth»

die Tüchtigsten auszusondern und nur den bemcrkenswerthesteu, den führenden Künstleni
seine Aufnlerksaniteit zuzuwenden, so bleibt die Arbeit darum doch noch erdrückend schwer.
Denn die Zahl dieser Tüchtigsten, der llnumgäuglicken ist noch immer Legion.
Schon die bloße Gliederung des gewaltige« Stoffes, die Vereinigung Derer, die
zusammengehören, die Ausscheidung der Anderen, die richtige Stellung der Einzelnen und
der Gruppen, die billige Ausmessung des Raumes, der ihnen in der Darstellung unter
Die Quelle. Von Jean Jogi«»,
»uz: Richard Wuther, Geschichte der Molerei im neun,:!,»!«» Jahrhundert. München. G. Hlrth»
»unstütilog.
Berücksichtigung ihrer Wichtigkeit zuzugestehen ist, — schon diese äußerliche Anordnung
und Einthcilung setzt eine Sachkenntnis; voraus, die unsern Nespcct herausfordert. Die
Stimme uon Wissen nnd Können, von Umsicht und Arbeit, die in der bloßen Disposition
steckt, wie sie in der Inhaltsaugabe erkenntlich hervortritt, hat schon etwas Imponircndes.
Mnthcr hat sein Werk auf drei starke Vande uon sc 40 Bogen angelegt. Es er-
scheint in zehn Lieferungen in Lexikon-Octau (die Lieferung tostet vier Mark) mit etwa
tausend Illustrationen.

„Das Vermächtui« des 18. Jahrhunderts" bildet den Eingang. Tic Anfänge der
modernen Kunst in England (Hogarth) die hervorragendsten Älialer des Contincnts (Gonci.
Watteau, Grenze, Ehodowiccki, Grass n. s. w.), die llassieistische Reaction in Deutschland
und Frankreich (Mengs, Carstms, Genclli, David), werben uns hier in knapper und
scharfer Charakteristik vorgeführt. Daran schließt sich als zweiter Abschnitt „Die Flucht
in die Vergangenheit" mit den „Nazarenern" Overbeck, Veit, Schnorr:c., den „Münchenein"
unter Ludwig l: Cornelius, Kaulbach:c., den „Düsseldorfern" (Schadow, Lcssing^
Bendemann :c.), denen die Romantiker in Deutschland nnd Frankreich, die Franzosen
?cr blaut l!n»bl. Von Th. G<!i„»b«l0uü^
Au«: Richoid Mulhii, Gclchicht« d:i Mllltici im neinzehnlen Ilchchunber!. München, G. Hii!h»
von 1830 n. s. w. folgen. In eingehender Weise werden die Vertreter des „kolo-
ristischen Umschwungs in Teutschland" Ansclm Feuerbach, Victor Müller mit den
Berlinern Henneberg, Gustav Richter x., bcu Münchcncrn Vilotv, Makart, Gabriel Max
geschildert
Die „Ileverwindnng des Pieudo-Ibealismus", insbesondere die Hervorhebung der
Ncdeutung von Leys, Meissonnicr und Adolf Menzel „als Vermittler zwischen der Ver-
gangmheit und dem Leben", zwischen der edlen Knnst der ersten Hälfte und der intimen
Kunst der zweiten Hälfte des 1U. Jahrhunderts, beschließt den Inhalt des ersten
Lheilcs.

Tlls Muthci'sche Werk, das einen Schatz von Wissen birgt. Nur, faßlich und
fesselnd geschrieben, frei ron aller gespreizten Phrasenhaftigtcit, die sich namentlich in der
Kunstschriftstellerei unserer Tage so oft müiebsam bemerkbar macht, gemessen, ruhig und
erstarteiw im Urlheil, darf allen Kunstfreunden auf das Wärmste empfohlen werden.
Die zahlreichen und für das Verständnis; in hohem Grade förderlichen Illustrationen
machen dem bewährten künstlerischen Geschmack des G. Hirth'schen Verlags alle Ehre.
Sie sind nicht nach dem berüchtigten Gcfälligteitsreceftte auf den billigen Beifall der
großen Menge zugeschnitten; sie haben vielmehr den vornehmeren Zweck, mit den besten
Mitteln unserer vorgeschrittenen Reproduktionstechnik in Trenc und Anschaulichkeit das
Charakteristische des Originals wiederzugeben. Ueberhaupt ist die Ausstattung, Trnck
und Papier tadellos. —u.

Di« DochNub«. Von (>. Ep!?tt»e«.
llul: Hlchlib Mulhei, ««schichte der Mal««! im neunzehnten Iahlhnnden, München, «.Hlithl «unstveila».

Musikalische Notizen.

Verühmte weisse» de» Vergangenheit
und Gegenwart. Eine Sammlung
von 87 Biographien und Portraits,
Herausgegeben von A. Ehrlich. Leipzig,
Verlag von A. H. Paync.

Was das splendid ausgestattete Buch
enthält, sagt der Titel. Ter Verfasser be-
gnügt sich jedoch nicht damit, nur Portraits
und einzelne Biographie» nach den besten
Quellen zu geben, sonder» läßt es sich,
was im Interesse der Geschichte der Kunst
besonders anzuerkennen ist, auch angelegen
sein, die Bedeutung der hervorragendsten
Geiger für die EntWickelung der Kunst klar
zu stellen. Bedauerlich ist, daß für manchen
Virtuosen, so z. B. für A. I. M. Ackt

leine brauchbaren Tocumente zu beschaffen waren und deshalb von einer eingehenden Charakteristik Abstand genommen werden mußte. Trotz dieses Mangels darf das Ehrlich'sche Wert in Fach- und Laicnkreiien auch neben I. uon Wasielewskis ausführlicherem, aber der Portrait? ermangelndem Buche über denselben Gegenstand auf willige Aufnahme rechnen.

Deutsche Dichter in ihren Veziehunne» zur Munt. Vo» Alfred Bock. Leipzig, Verlag von (5arl Reißner.

Die Aufgabe, darzustellen, wie die bedeutendsten deutschen Dichter über die Kunst der Töne gedacht haben, ist vom Verfasser in anziehender Weise gelöst wollen. Nicht nur der Fachmann, fondern auch der Kunstliebhaber wird aus den ästhetischen Essays sowie aus den reichlich eingestreuten Citaten sich ein sicheres Bild über die Stellung der Classic« und Romantiker zur Musik machen können. Ein besonderer Nachdruck ist auf die Aussprüche gelegt, die sich auf da« deutsche Lied und auf die deutsche Oper vom Singspiel des vorigen Jahrhunderts bis zu Wagners Musikoramen beziehm.

Dudler und Dulder. Studien über die Anmaßungen der Tonkunst. Von einem alten Musikfreund. Leipzig, Verlag von Carl Reißner.

Das Schriftchen wendet sich theils mit Humor, theils mit Ingrimm gegen das Uebermaß des dilettantischen Musicirens. Die von dem Verfasser gemachten Vorschläge, diesem llebel zu steuern, sind gut gemeint, schießen aber leider so weit über das Ziel hinaus, daß es nicht denkbar, sie praktisch durchzuführen. Das „Jammcigeheul der clavicrenden Herren und gröhlen> den Jungfrauen" wird vermuthlich noch lange ertragen werden müssen, und die „musikalische Vergewaltigung seitens der Klimpercr, Kratzer, Dudlcr und Bläser" wirb sich, wie zu fürchten steht, durch polizeiliche Vorschriften nicht aus der Welt schaffen lassen.

Teutschlands Tontünstlerinne«. Biographische Skizzen aus der Gegenwart. Gesammelt und herausgegeben von Anna Morsch. Berlin, VerlaguonStcrnu. Ollendorf.

Das vorliegende Buch bildet eine Ergänzung des im Auftrage des deutschen Fraucncomitös für die Weltausstellung in Chicago von der Verfasserin zusammengestellten Tonkünstlerinnen-Albums und enthält ein mühevoll gesammeltes reiches Material über die deutschen Frauen, die

sich die Pflege der Tonkunst als Lebcns-
bcruf erwählt haben. Es behandelt in
vier Abschnitten die bedeutendsten Com-
ponistinnen und Musikschiiftstelleiinnen,
Opern- und Conccrtsängerinnen, Instru-
mental»Virtuo sinnen und Pädagogiimcn
und leibet nur an dem Fehler, daß das den
einzelnen Persönlichkeiten gespendete Lob
bisweilen nicht in richtigem Verhältnisse
zu den wirtlichen Leistungen steht. Es
war nicht nothwendig, aus Vorsteherinnen
bescheidener Musitinstitute und aus Sänge-
rinnen und Virtuosinnen dritten und vierten
Ranges Kunstherocn erster Größe zu machen.
Vlnnlalische Werte der »aiser Fer>
dinand lll., Leopold l. und)o,eph l.
Herausgegeben Uon Guido Adler. Auto-
risirte Voltsausgabe in Dircctions- und
Auflagestimmen. Wien, Artaria K (so.
Vor Jahresfrist ist im Auftrage des
t. l. Ministeriums für Cultus und Unter-
richt eine Auslese kirchlicher Kompositionen
von den im Titel genannten drei öster-
reichischen Kaisern herausgegeben werden.
Die vorliegenden vier Nummern sind ein
Extract daraus. Compositionen gekrönter
Häupter sind im Allgemeinen mit einer
gewissen Vorsicht aufzunehmen: »liuä zoep-
trum, »liuä vleetram. Das wertvollste
Stück der Sammlung ist unstreitig das
„Miserere" Ferdinands lll. für Solostimmen,
gemischten Chor und Orgel: interessante
Einzelheiten enthält auch Leopolds I. „Uisg»
H,ußeli«6u3t<>äi8." Für das größere Publi-
kum wird der in Aussicht gestellte zweite
Band, der weltliche Compositionen (Ge-
sänge und Tänze) enthalten soll, vermuth-
lich dankbarer sein.
Vlolart in Prag. Zum hundertjährigen
Gediichtniß seines Todes von Rudolph
Freiherr» Prochäzka. Prag, Verlag
von h. Dominicus (Th. Gruß).
Prag ist die erste Stadt gewesen, die
Mozarts „Figaro" und „Don Juan" ver-
stand und würdigte; von Prag aus be-
gannen beide Opern ibren Siegeslauf über
die Bühnen der ganzen Welt. Wie Mozart
in Prag gelebt und componirt hat, wie er
daselbst gefeiert worden ist, das findet man
in deni vorliegenden, mit pietätvoller Liebe
und kritischem Scharfsimi geschriebenen

Buch ausführlich erörtert. Es siild nicht
nui die vorhandenen Quellen in ihrem
ganzem Umfange gewissenhaft zu Rache
gezogen worden, sondern außerdem noch
eine Fülle neuen Materials beigebracht
worden, das geeignet ist, manches Dunkel
aufzuhellen und manche Lücke auszufüllen.

Ltto Nicolais laaebücher nebst bis»
nrapnischen <fra.äu;»nacn von K.
Schröder. Leipzig, Druck und Verlag
von Brcitkopf K Härtet.

„Die lustigen Weiber von Windsor"
gehören zum eisernen Bestand jeder deutschen
Opernbühne; über den der Kunst leider zu
früh entrissenen Komponisten weiß das
Theaterpublikum so gut wie Nichts. Nie
obige Publication füllt diese Lücke in an-
ziehender Weise aus. Dadurch, daß den
Tllgcbuchaufzeichnungen biographische Er-
gänzungen beigegeben sind, ist es möglich
geworden, dem Leser nicht eine Reihenfolge
von zusammenhangslosen Bruchstücken zu
bieten, sondern einen «ollständigen und ab-
gerundeten Ueberblick über den Lebensgang
des genialen Künstlers.

Ιn« X»tnr»1 Ιlvtnos ol »ritlnss llnzie.
L^ Ι,svi Orger. Logton, Ü28 tsrn
kndlisbinß Oompiluv.

Die Projecte, eine bequeme lesbare
Notenschrift anstatt der jetzt üblichen zu
schaffen, sind wiederum um eins vermehrt
worden, und auch dieses wird aller Wahr-
scheinlichkeit nach nicht die Umwälzung in
unserem Notensnstem herbeiführen, die der
Autor wünscht und hofft. Die der neuen
Methode zu Grunde liegenden Gedanken
sind nicht übel, aber eine Erleichterung im
Notenlesen wird durch diese „natürliche
Notation" nicht angebahnt. Die zahlreichen
Notenbeispiele (32 Seilen) sind nicht ge-
eignet, für die neue Erfindung Freunde und
Anhänger zu werben; so geistreich Ein-
zelnes ausgeklügelt ist, so ist doch der äußer-
liche Habitus der Orser'schen Methode der-
artig comftlicirt, daß an eine allgemeine
Einfühlung nicht zu denken ist Das Pro-
blem, unsere Notenschrift, die ja ihre Mängel
hat, durch eine andere zu ersetzen, ist vor-
läufig noch nicht gelöst.

Vorträae über Lrgelbau. Gehalten am
Conseroatorium der Gesellschaft der Musik»
freunde in Wien von L. A. Zellner.
Wien, Pest, Leipzig, A Hartlebens
Beilag.

Ein ebenso klar und verständlich ge-
schriebenes, wie praktisch brauchbares Buch,
das nicht den Zweck verfolgt, dem Orgel-
bauer ein Leitfaden für seine Arbeiten zu

sein, sondem den Organisten mit der Construction des ihm anvertrauten Werkes gründlich bekannt zn machen und ihn zu befähigen, bei Stockungen, die bei jeder, auch der besten Orgel vorkommen, selbst Abhilfe treffen zu können.

Ucber Reinheit der Tonkunst von Ant. Friedr. Just. Thibaut. Siebente Ausgabe. Mit dem Borwort von Dr. K. Eh. W. F. Bahr zur dritten Aus. gäbe. Freiburg i. B. und Leipzig, S. E. B. Mohr.

Das in seiner Art classische Buch des Heidelberger Juristen, der in einer Zeit, wo Simi und Verständnis; für ältere Kirchenmusik nur ausnahmsweise anzutreffen war, für die Meisterwerke der vergangenen Jahrhunderte Propaganda machte, ist zwar alt, aber keineswegs veraltet Auch heute noch kann es als ein Mahnruf geltm, der werth ist, von Allen gehört und beherzigt zu werden, die in der Kunst nicht finnlichen Ohrenützel, sondern Erbauung und Erhebung suchen. sl>.

Bibliographische Notizen.

Fritz von Uhde. Mit den, Bildnisse des Meisters in Heliogravüre nach einem Gemälde Leo Sambeigeis von Otto Julius Bieibaum. München 1893.

Dr. E. Albert K Eo.

Wie der Ansturm der Modernen nicht gegen den wirklichen Idealismus sich gerichtet, wie diese „neue Kunst" vielmehr den Zauber echter Poesie begriffen und geschildert, nachdem man nur erst einmal in emsiger Arbeit eine neue eigene Formensprache sich errungen, das schildert der Autor in warmen Worten. In Fritz von llhde verkörpert sich ihm die Gntwickelung, die die junge moderne Kunst in der kurzen Zeit ihres Schaffens genommen, diese neue Kunst, die nicht dem Uebcrmuth einiger Ucbereifrigen ihr Dasein verdankt, sondern

die kommen mußte, da eine neue Zeit nach
einem neuen eigene» Ausdruck verlangte.
Der Verfasser führt aus, wie die Uhde'jche
Kunst der Ausdruck modernsten Empfindens,
wie sie deutsch ist, ihrer tiefsten Wesenheit
nach, die Kunst des Mannes, den man in
Teutschland so gern einen Franzosennach-
ahmer nennt, dessen echt deutsche Wesensart
aber gerade die Franzosen längst erkannt
haben. Wie die Uhde'schen Evangelienbilder,
die fem sind von jeder untiinstlerisch auf»
dringlichen Tendenz, religiös sind im
höchsten Sinne des Wortes, zeigt der Ver-
fasser, und wie auch in des Meisters
Bildern profanen Stoffes jene Religion
der Liebe lebt, die aus dem Mitleid erblüht.
Auch die Uhdc'sche Technik wird zu
würdigen gesucht.
Die Studie Bierbaums ist eine ver-
dienstvolle Arbeit, in der nur hie und da
der stellenweise angeschlagene polemische Ton
etwas stört.
In Druck und Papier ist das Werk
auf das Geschmackvollste ausgestattet. Tic
beigegebenc Heliogravüre, die das Porträt
Fritz von llhdcs zeigt, ist von nuherordent-
lichcr Feinheit. 0. 5.

Im römischen Palast. Roman von
A. Evers. Breslau, Schlesische Buch-
diuckcrci, Kunst- und Vcrlags-An-
stalt v. S. Schottlncndcr.
Der Roman gewährt interessante Ein-
blicke in das internationale Leben und
Treiben der Fremden - Colonie in Rom.
Das.Hauptinteresse concentrirt sich um einen
deutschen Maler und eine reiche Amerikanerin,
in welche der Maler sich scheinbar verliebt,
bei der er aber mehr Vergessen seiner, wie
er glaubt, unglücklichen Liebe zu einem
deutschen Mädchen sucht. Die Amerikanerin,
welche für die Individualität des deutschen
Künstlers gar kein Verständnis; hat, übt
einen unheilvollen Einfluß auf sein künst-
lerisches Schaffen, und er findet sich selbst
und die wahren Aufgaben seiner Knnst erst
wieder, nachdem das Verhältnis; gelöst und
ein Zufall ihn mit dem deutschen Mädchen
zusammen, und ihr, die ihn nie vergessen,
wieder zugeführt hatte.
Die romanhafte Verwickeln!«^, Schür-
zung und Lösung des Knotens hat be-
deutende Schwächen aufzuweisen, dem Zu-
fall und unaufgeklärten Mißverständnissen
ist eine allzu breite Rolle angewiesen, und
schlieUich geschieht die Lösung des Liebes-
verhältnisses zwischen dem Maler und der
Amerikanerin nicht aus der Erkenntnis; der
sie trennenden Charaktereigenschaften, sondern

durch das Intrigucnsviel eines frühreifen, verschlagenen Kindes.

Recht unterhaltend ist das Eftisodcu-werk, hier bietet sich dem Verfasser Gelegenheit, dem Leser ein kundiger Führer in der ewigen Stadt zu sein und ihn mit künstlerischem nnd nrchälogischem Verständnis; durch die classischen Gefilde zu geleiten; so fesselt das Buch, trotzdem einem aufmerksamen Leser die Mängel in der EntWickelung und Motivirung der Handlung nicht verborgen bleiben werden. ml.

Leidende Menschen. Novellen von Arthur Holitscher. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Ein dünnes Bändchen und doch dick genug, um der Menschen ganzen Jammer in sich einzuschließen! Tob, Krankheit, Hunger, trostlose Liebe, kurz jede Gestalt, die das Elend annimmt, um die kurze Spanne Zeit, die dem menschlichen Dasein «erstattet ist, zu verdüstern, finden wir in den seckis Novellen enthalten; — aber der pessimistische Verismus des Verfassers wirkt nicht abstoßend, sondern ergreifend, und wenn die kleine Sammlung auch nicht erfreulich auf den Leser wirkt, angewidert wirb er von ihr nicht werden, sondern nur tief ernst und nachdenklich gestimmt, und solche Wirkungen zu erzielen, ist auch Beweis für ein künstlerisches Können.

Platte» aus meinem Tlizzenbuch. Gesammelte kleine Erzählungen von Dr. E. Buddc.

Angenehmer Plauderton, treffende Beobachtungsgabe in Verbindung mit großer Innigkeit und Gcmüthstiefc sind die Eigenschaften, welche die Budde'schen Skizzen auszeichnen und es bewirken, daß wir dieselben immer wieder mit demselben hohen Genüsse lesen. N>

Gedichte von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel.

Kruse hatte außer de» kleinen in seine Dramen eingestreuten und zum Theil von Maz Bruch schon ansprechend componirtcn Liedern wenig Lyrisches veröffentlicht, als er sich endlich durch nähere Freunde bewegen ließ, wenigstens eine Auswahl seiner Gedichte herauszugeben. Seine Sammlung enthält in der ersten Abtheilung elf Elegien, der Form oder dem Inhalte nach so genannt, und in der zweiten Abtheilung elf „Ver-

miichte Gedichte", unter welchen auch zwei
neue Secgeschichten Platz gefunden haben,
1891 auf Sviekeroog geschrieben, wahrend
die Elegie „Attita" 1837 entstanden. So
lügt zwischen der Abfassung des ältesten
und des jüngsten Gedichtes mehr als ein
halbes Jahrhundert, und diese lange Zeit
hat der frischen Schaffenskraft des glück-
lichen Nichters keinen merkbaren Eintrag
gcthan. Unter den Elegien zeichnet sich
„Tibur" durch anmuthige Heiterkeit aus,
und „VeUny", dem Andenken des engel-
haften Francis Ashlcn geweiht, durch tiefe
Empfindung. Grausig und erschütternd sind
die Terzinen „Ter Beifall der Welt", eigen°
artig das liebliche Idyll „Tic gute Herrin".
„Ter Wachtclschlag", ein kurzes echtes Lied,
ist von Mar Bruch componirt.

Dn^e^nMue Llie!,er. Le»nrennn« nlled Hu««°»>!! der I!,'dm!i«n v»r!«!>lllt«n,
^cüi«U», I!,., VW Dnt»'IeKe!unL der Lne, Lerliu,
6. lei!»er.

^ItSN», ('. l!„ IM 8»N»»!Ä, XeU« I.ieder und
vieiitnuxen, Nlun!>ui'8, Verli>!;»-^n»tilll ^, «.
lvuim. ^, ?. Lielder),

«ellUioin, Der ^nU,ei> der ?!l>»!i!c an der Dnt-
»le!i,u>8 der «lilee!,, sMtervell u, die >t!,e„«
de» ?!,idi»». rlünibur^, Ver!«8»>.^n»w!t H, 0,
lvorm, 1, ?, Illebter).

NilvKlouiii Ä« llouil«»»?,.!,. Vermeu»eldle!nm8
der 8p>Äc>!e, »!!N>!>urß, Ver>38»'Hn»l»It V. n,
<VON!I. ^, >'. üienter>.

V»ulnt»oli, II,, .XKent<>uer und 8envi>»Iie,
Hllen üewtern n»c!,erlii,nli, 2eie!inunzeu v.
?, I»Io!m n. >. 13, 'li»,»end. Ixnnüiß, H, N,

2«n«<lillt, L,, Bemerkungen lider d»» I'ri,eder-
ree!>t und den Ue»e!üe,!!vurl ,!er «»lerrele!,,
Nessierung, ^Vi"„, HI»,>^'»<Iie »„f-LuenIillndi,

2«r?n>»lul, ^ Ne»eKienle der ?!ii!o»npnie,
Xveiter L»nd, 2. .^iitlwiiuug! K»c>> l'iedle.
Leriin. D. 8, Uiltier <<! ««Im,

VidUotKsIi 6«i <3e»»liiliiM«««lt^!7. Xe, !>87
di» ?«U, N»I!e. 0, »ende!.

2M«, X.. vwmlltizcue Numnre»>!en. Xen»t einem
?m!<>8, ^^Vlli-um die I!«ui«enen Keine IlonMie
!,l»ben/ Leriin, Imnerss H I^el»en.

2NUIÄ«», s>> Die N»»pt»trdmun8en der I.itte,Ätur
de» 13, ^urnundert». Lieferung 5 u, (!. I^ei>'ü!ß,
«. IÄr»d<,rl,

2i»un«, II., I^indenidlltlien, bediente, Trünken-
n»u»en, 8<>I!>»lver>»z.

2««1lli»u»' Xonv«rs»,U<>ii«1«xiI«>n, 14, voll-
»tlindiü ueu!>e»r!>eit<'te ^uN»ße, I» »eelixelm
binden. 8ienent»>r L»nd, ?o»el>ri<!iid<«. Alt
50 TÄleln, darunter ü Clirnmntalein, 12 Kürten
und ?iiine, und 282 lextüdniidunge». l, ä.
LroeKImu» in I^eipxig. Lerli» u. >Vien,

Vlc>ml»«üi«e, kr,, Der LauernKriess, ^muer»i>le!
In lUnl .^ulüllgen. I^elpüig. V. ?riedr!en.